Globus.

X. Band.

Globus.

X. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Zehnter Band.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1866.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Nordamerika.

Westindien.

Südamerika.

Australien und der Große Ocean.

Allgemeines und Verschiedenes.

Alterthümer des Menschengeschlechts. Anthropologisches und Ethnologisches.

Verschiedenes.

Nachrichten von Reisenden.

Die Gibellinenstadt Siena in Mittelitalien, ihre Denkmäler und geschichtlichen Erinnerungen.

I.

Die Bahn von Empoli nach Siena. — Lage und Klima. — Die Costarelle — Enge Straßen. — Die Kathedrale. — Künstler. — Die Familie Piccolomini und ihre Bibliothek. — Sienesische Päpste. — Piazza del Campo. — Palast der Republik; Thurm des Mangia. — Die Brunnen und die Bottini. — Palast der Tolomei. — Das Haus Gori Gandellini und der Dichter Alfieri. — Fonte Branda. — Die heilige Katharina. — Thomas von Aquino, Ambrogio Sansedoni und Conradin von Schwaben.

Seitdem Florenz Italiens Hauptstadt geworden, ist das ruhige Leben einem hastigen, unruhigen Treiben gewichen und die ganze Stadt erhält eine andere Physiognomie. Die Reisenden aus den Ländern diesseit der Alpen finden es dort nicht mehr so behaglich wie früher und kürzen ihren Aufenthalt ab. Viele gehen nach Siena, um dort längere Zeit zu verweilen, und finden Alles, was langen Viadukt und durch Tunnels. Das Auge weidet sich an verfallenen Burgen und lieblichen Thälern, in welchen Flecken und Dörfer zerstreut liegen.

Ein englischer Arzt, welcher vom Spleen besessen war, hat Siena in übeln Ruf gebracht; er schilderte die Stadt als ein wahres Fiebernest, und seitdem wagen sich Albions Söhne nur selten dorthin; sie fürchten die Malaria und



Fonte Gaya zu Siena. (Nach einer Photographie.)

sie wünschen: blauen Himmel, reine Luft, Kunstwerke in überschwänglicher Fülle, freundliche Menschen und Preise, die sich erschwingen lassen. Auch von unseren deutschen Landsleuten gehen nun viele nach Siena, und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß diese schöne Stadt bald „in die Mode“ kommen werde; ohnehin ist sie jetzt mit leichter Mühe zu erreichen.

Auf der Bahn, die von Florenz nach Livorno führt, zweigt bei Empoli der Schienenweg ab, welcher nach Siena führt. Er zieht durch ein äußerst unebenes Gelände. Die Lokomotive arbeitet sich von einem Hügel über den andern, an bewaldeten Bergabhängen hin, geht über eine meinen, Siena stecke schon in den gefährlichen Maremmen (Sümpfen). Und doch ist sie gesund, luftig, liegt etwa 1250 Fuß über der Meeresfläche, ist sogar etwas kalt in der Winterzeit, dagegen im Sommer recht frisch und erquickend. Als Temperaturextreme hat man — 9° 9 und + 37° 8 C. beobachtet, die Mitteltemperatur stellt sich auf + 13° 8 C., die Regenmenge beträgt 757 Millimeter. Zwei Drittel im Jahre sind die Tage heiter. Für Leibesnahrung ist gut gesorgt; davon überzeugt sich jeder, wer den Markt auf der Piazza del Campo besucht; er findet dort wilde und zahme Schweine, Hühner, Hasen, welsche Hähne, Rehe, Lämmer, Fische, Früchte aller Art und ganze

Haufen von den delikaten Käsen, die man als delle crete bezeichnet. Die Weine der Umgegend sind bekannt, namentlich der Chianti, der Moscadelle di Montaleino und der Broglio.

Als Siena noch keine Eisenbahn hatte, fuhr man durch die Porta Camollia in die Stadt ein; über derselben befindet sich, in schlechtem Latein, eine Inschrift, welche besagt, daß Siena sein Herz noch weiter öffne, als seine Thore, und in der That ist sie sehr gastlich. Die Einwohner sind lebhaft, liebenswürdig und haben Geist, und schon im Mittelalter galt das Sprüchwort, daß die Sienesen sanftes Blut besäßen. Die Schönheit der Mädchen und Frauen ist seit Jahrhunderten berühmt.

Einst war Siena eine eigene Republik, welche in der Geschichte Italiens eine große Rolle gespielt hat. Seit Jahrhunderten gehörte es dann staatlich zu Toscana und heute ist es königlich italienisch.

Die Lage ist im höchsten Grade malerisch, und man genießt eine prächtige Aussicht. Die Stadt wurde auf und an Hügeln erbaut und hat eine Menge kleiner Gassen, die manchmal fast senkrecht ins Thal abfallen. Diese Costarelle sind mit Backsteinen gepflastert, die man senkrecht neben einander eingerammt hat und auf denen es sich ganz bequem geht; die übrigen Straßen haben große Steinwürfel oder Platten wie in Florenz. Man sieht immer anmuthige und wechselnde Bilder vor sich, gleichviel ob man von den Costarelle hinabsteigt oder von unten her in den Gärten einen Blick auf das Häuseramphitheater wirft, welches bis zur Kathedrale oder zur Kirche des heiligen Dominicus hinansteigt. Auch ist kein Mangel an öffentlichen Spaziergängen und schönen Plätzen, aber die Straßen sind im Allgemeinen etwas eng und im Herbst bringt das allerlei Uebelstände mit sich. Wenn die Landleute zur Stadt kommen, um den Weinbergsbesitzern die mit Most gefüllten Fässer in die Keller zu bringen, dann muß man sich dicht an die Häuser drängen oder auf einem Flur Schutz suchen. Der Fattore (Aufseher, Verwalter, Geschäftsführer) reitet vorne weg und ihm folgt ein langer Zug zweiräderiger Karren, die allesammt mit Fässern beladen sind. Als Zugthier verwendet man weiße Ochsen, kleines Vieh mit gewaltigen Hörnern, welche beinahe die ganze Breite der Straße einnehmen. Es möge hier bemerkt werden, daß in Siena zuweilen Erdstöße verspürt werden, sie haben jedoch niemals erheblichen Schaden angerichtet, und die alten Baudenkmäler stehen heute da, wie vor einem Jahrtausend.

Künstler und Kunstfreunde finden Hochgenuß bei jedem Schritt und Tritt. Der Bahnhof liegt am Fuße eines der kleinen Hügel, welche vom Chianti auslaufen und in der Richtung von Nordwest nach Südost ziehen. Wer aus dem Wagen steigt, sieht, wie die Stadt in Stufen oder Terrassen aufsteigt. Siena liegt unter 43° 19' nördl. Br., 28° 59' östl. L. von Paris. Hügel und Thäler drängen sich förmlich um die Stadt herum. Nach Nordosten hin bemerkt man die weinreichen Höhen des Chianti; die ausgezackten Spitzberge nach Norden hin liegen schon im Modenesischen; nach Nordwesten gewahrt man den mit Wald bestandenen Monte Maggio; die Hügelkette im Südwesten ist die Montagnola Senese, und im Süden erhebt sich der Monte Amieta 1721 Meter über die Meeresfläche; von dort kommt die bekannte sienesische Erde, die Umbra.

Die Stadt hat drei lange Hauptstraßen, welche auf dem Kamme dreier Hügel sich hinziehen und alle am Fuße des Thurmes, an der Piazza del Campo, ausmünden. Diese bildet den Centralpunkt von Siena, welches die Gestalt eines Sternes hat. In früheren Zeiten war dieselbe dreiseitig; die gegenwärtigen Stadtmauern sind aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und haben eine Länge von mehr als einer deutschen Meile. Jetzt liegen innerhalb derselben Oelgärten und Getreidefelder, aber im Jahre 1260 war das nicht der Fall. Damals soll die Stadt 150,000 oder, nach anderen Schätzungen vom Jahr 1301, noch 70,000 Einwohner gehabt haben. Die Zählung vom 31. Dezember 1861 ergab nur 21,902 Köpfe; davon konnten blos 12,534 lesen oder schreiben! In dem zuerst angegebenen Jahre hatte Siena 38 Thore, jetzt sind deren noch 8 vorhanden. Von diesen liegen einige auf den Anhöhen, am Ende der drei langen Hauptstraßen; so die Porta Camollia, die Porta romana und jene des heiligen Marcus. Dagegen liegen andere, namentlich die Thore Ovile und Fonte Branda, in förmlichen Schluchten. Unter diesen Thoren erscheinen mehre durch ihre Architektur bemerkenswerth. Sie sind durch eine Art von Vorthor, antiporto, gedeckt, das heißt einen viereckigen Thurm mit Zinnen, welcher vor die Mauer hinausspringt. Für das älteste der noch vorhandenen Thore gilt die Porta a Pispini oder S. Vieni, an dessen Außenseite sich ein Frescogemälde von Sodoma befindet; dasselbe ist berühmt wegen eines Engels am Gewölbe; die Verkürzungen der Figur sind eben so wahr als kühn.

Ein Italiener, Dr. Constantini, hat im Le Tour du Monde, Nr. 314 und 315, die fast übergroße Menge von Werken der Kunst, an welchen Siena so reich ist, eingehend und mit großer Wärme beschrieben. Wir können ihm nicht in alle Specialitäten folgen, sondern müssen uns begnügen, Einzelnes hervor zu heben.

Die Porta romana hat eine wundervolle Freske von Sano di Pietro; sie stellt die Krönung der heiligen Jungfrau dar. Die Kathedrale bildet gleichsam die Krone von Siena. An diesem großartigen Architekturwerke haben viele, zum Theil berühmte Meister von 1284 bis 1537 gearbeitet. Das Gebäude selbst ist sehr alt; 1012 stand es schon auf dem heutigen Platze; gewiß ist, daß 1229 am gegenwärtigen Dome schon gearbeitet wurde; 1317 wurde derselbe vergrößert, 1339 wollte man den südlichen Flügel verlängern, aber nach der großen Pest von 1348 wurden diese Arbeiten eingestellt und man beschränkte sich fortan auf den Ausbau der alten Kathedrale, die im äußern Bau während des 15. Jahrh. vollendet wurde. Die Façade ist um 1380 vollendet worden; wahrscheinlich rührt die Zeichnung von Giovanni di Cecco her, die Ornamente und Statuen aber sind einer schon 1284 von Giovanni di Niccolo Pisano gezeichneten ältern Façade entlehnt.

Ueber der Eingangspforte prangt das Bild der Schutzpatronin der Stadt, der heiligen Jungfrau, auf blauem emaillirtem Grunde und von goldenen Strahlen umgeben. Wer diesen Dom betrachtet und eintritt in die weiten Räume, dem drängt es sich sofort auf, daß diese Kathedrale eine der schönsten in der Welt sei. Die Architektur ist zugleich großartig und elegant, aber von den fast allzuvielen Kunstwerken fühlt man sich überwältigt. Gemälde, Statuen, Broneen, Holzbildereien und Marketerien nehmen die Aufmerksamkeit nach zu verschiedenen Richtungen hin in Anspruch und lassen anfangs keinen ruhigen Gesammteindruck aufkommen. Aber an und in dieser Kirche ist Alles bis auf den Fußboden herab ein Wunderwerk der Kunst. Nur hier sieht man die herrlichen Marmormosaiken, welche Cicognara neben die schönsten stellt, welche wir aus den Zeiten der Griechen und Römer kennen. Dieses Mosaikpflaster wurde 1369 begonnen, und man hat nach den Zeichnungen vortrefflicher Künstler bis ins 16. Jahr-

hundert hinein daran fortgearbeitet. Domenico Beccafumi, genannt Mecherino, vervollkommnete die alte Methode, zeichnete zwischen 1517 bis 1547 die Cartons und leitete die Arbeiten bei diesen Marmormosaiken, die wahre Gemälde sind. Sie liegen um den Hochaltar und unter der Kuppel. Im obern Theile des Schiffes steht die Kapelle der Madonna del Voto, die vom Papst Alexander VII., einem gebornen Sienesen, erbaut wurde. Ganz vortrefflich sind die Skulpturen am neuen Chor hinter dem Hauptaltar, zu welchen Sodoma's Schwiegersohn Riccio 1567 die Zeichnungen entworfen hat; jene zum Hauptaltar sind aus dem Jahre 1532 von Baldassare Peruzzi, und das bronzene Tabernakel, 15 Centner schwer, ist von Lorenzo di Pietro, welcher den Beinamen il Vecchietta führte, gegossen worden.

Im Angesichte dieser Wunder der Kunst und in der eigenthümlichen Beleuchtung gewinnt man eine zugleich heitere und ruhige Stimmung. Man denkt nicht an Blutvergießen und Gemetzel, bis man zwei hohe Mastbäume sieht, welche an die Pfeiler gelehnt sind, die als Träger der Kuppel dastehen. Sie prangten einst auf dem Carroccio der Guelfen von Florenz, welchen die gibellinischen Sienesen sie in einer blutigen Schlacht abnahmen auf dem Felde von Monte Aperti. In dieser Schlacht, 1260, fielen nicht weniger als 15,000 Streiter. Die Sienesen hatten auf ihrem Fahnenwagen ein Christusbild, das, wie sie wähnten, in der Schlacht zu ihren Gunsten gekämpft habe!

Die Kanzel ist von Niccolo Pisano, einem ausgezeichneten Holzschnitzer, nach welchem sich in Siena eine Schule bildete, die im Anfange des 14. Jahrhunderts mit der florentinischen wetteiferte. Unter den verschiedenen Arbeiten zeichnet sich ganz besonders eine Kreuzigung aus, und die Figuren an den Säulenkapitälern hat man mit Recht als „Wunder der Eleganz" bezeichnet.

Außer anderen Kunstschätzen enthält die Kathedrale auch den Altar der Familie Piccolomini. Er hat fünf Statuen, welche Michel Angelo geschnitzt hat. Die Libreria Piccolominea datirt aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts. Den Grund zu dieser berühmten Büchersammlung legte der Kardinal Francesco Piccolomini Todeschia, der später als Pius der Dritte Papst war und in derselben die Werke seines Oheims von mütterlicher Seite, Pius des Zweiten, verwahren wollte, insbesondere aber die von dem letztern gesammelten kostbaren Miniaturen. Die beiden Bronzegitter sind von Antoniolo Ormanni 1497 gegossen worden, die Basreliefs von Lorenzo Marrina; das Gemälde über der Thür stellt die Krönung Pius des Zweiten dar und ist von Bernardino Perugino, genannt Pinturicchio. Von ihm rühren auch die zehn Fresken her, welche man, auf Vasari's Versicherung hin, lange für eine Arbeit Raphaels gehalten hat.

Der gegenwärtige Papst Pius der Neunte hat aus dem Bibliotheksaale die berühmte Gruppe der Grazien entfernen lassen, oder vielmehr man hat sich auf sein Andringen dazu herbeigelassen, sie in der Gallerie der schönen Künste aufzustellen.

Pius der Zweite, der berühmte Aeneas Sylvius Piccolomini, war einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, und sein Neffe suchte ihm nachzueifern. Aber er starb zu früh. Assania Piccolomini war Erzbischof von Siena und ein Freund Galilei's. Als der verfolgte Greis die Kerker der Inquisition verlassen hatte, fand er bei jenem gastliche Aufnahme und wurde mit Freundschaft und Auszeichnung behandelt. Der Naturforscher, den man in Rom verfolgt hatte, konnte in Siena bei dem Prälaten ganz seinen Lieblingsstudien leben.

Aus Siena stammen außer jenen beiden Päpsten aus der Familie Piccolomini noch sechs andere. Unter ihnen befindet sich Gregor der Siebente, jener gewaltige, willenskräftige Mensch, der schon als Cardinal die Kirche regierte, vier Päpste machte, dann die Ehelosigkeit der Geistlichen erzwang und für den heiligen Stuhl das Recht in Anspruch nahm, den Kaiser zu richten und abzusetzen. Auch Alexander der Dritte war ein Sienese. Gregor hatte Heinrich den Vierten von Deutschland tief gedemüthigt, Alexander that den Kaiser Friedrich Rothbart in den Bann und baute ihm zum Hohne die Festung Alessandria. An seinen Namen knüpft sich das Andenken an die Schlacht von Legnano, in welcher die italienischen Freistaaten einen großen Sieg über das Kaiserthum erfochten und welche den berühmten constanzer Frieden im Gefolge hatte.

Unter der Kathedrale liegt die Johanniskirche, das Baptisterium von Siena. Als der Bau 1301 begonnen wurde, war sie noch nicht unterirdisch, wie jetzt. In ihr befinden sich die berühmten Taufbecken. Das Kunstwerk bildet ein Sechseck und jede Seite ist mit Basreliefs geziert; zwei derselben sind von Ghiberti, demselben, von welchem jene Thüren zum Baptisterium in Florenz herrühren, welche Michel Angelo für des Paradieses würdig erklärte. Ueber dem Taufbecken erhebt sich ein kleiner Tempel von weißem Marmor, der in sechs Nischen eben so viele allegorische Figuren zeigt, und über den sechs Pfeilern stehen eben so viele Engel von Bronce, Arbeiten Donatello's und des Giovanni di Turino. Das Ganze wird gekrönt von einer herrlichen Statue Johannes des Täufers.

Vom Baptisterium führt eine kleine malerische Gasse zur Piazza del Campo. Beim Herabsteigen läßt man zur Rechten den Palast des Pandolfo Petrucci, welcher den Zunamen il Magnifico führte. Es war ihm, gleich den Mediceern in Florenz, gelungen, Herrscher in seiner Vaterstadt zu werden, aber er vererbte seine Macht nicht auf seine Kinder. Der Palast hat eine sehr schöne Vorderseite.

Die Piazza del Campo bildet, wie wir schon oben sagten, den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt und erscheint wie ein prächtiges Amphitheater, das für Schauspiele und Schaustellungen wie geschaffen ist. In diesen Platz münden nicht weniger als elf Straßen. Er gleicht einem großen Kreisabschnitte; die Sehne wird gebildet vom Palaste der Republik, welcher den untern Theil des Platzes einnimmt, von dessen Hintergrund aus die wenigen Gebäude allmälig im Halbkreise sich erheben. Jener Palast, der Thurm des Mangia, die kleine, zierliche Kapelle, welche sich an denselben lehnt, der Palast Sansedoni mit seinen Zinnen und seinem beschädigten Thurm, die berühmte Fonte Gaya, — alle diese Monumente gehören gleichsam zusammen und bilden ein Ganzes, das man in der That als ganz prächtig bezeichnen kann.

Dieser Platz ist echt guelfisch, denn alle seine schönen Bauwerke sind nach dem Sturze der Gibellinen errichtet worden und alle tragen guelfische Zinnen. Auch hat die Regierung in dem schönen Palast erst nach der gibellinischen Zeit ihre Sitzungen gehalten; im Anfange des 12. Jahrhunderts stand auf der Stelle, wo sich nun der Palast erhebt, das Zollhaus, in welchem die Abgaben von Salz und Oel erhoben wurden. So wie wir ihn jetzt sehen, steht er da seit dem Jahre 1309. Sein Inneres ist ein Museum, in welchem man Werke aller großen Meister der sienesischen Schule beisammen findet, von Simone di Martino, einem Schüler Giotto's und Freunde Petrarca's, bis herab zu Sodoma und Beccafumi. Ueberall bewundernswürdige Gemälde. In der Kapelle sind Fresken von Taddeo Bartoli, 1414, das Altarbild ist von Sodoma,



Die Kathedrale in Siena. (Nach einer Photographie.)



Das Innere der Kathedrale zu Siena. (Nach einer Photographie.)

die Statue des Erlösers von Giovanni Turini, die Holzschnitzereien erscheinen als Meisterwerke des Domenico di Niccolo.

Nach dem Sturze der Republik wurde der Versammlungssaal des Großen Rathes in ein Theater umgewandelt, 1560; nach zwei großen Feuersbrünsten wurde dasselbe 1753 im schlechten Geschmacke der damaligen Zeit hergerichtet. Der Stadtrath hält seine Sitzungen heute noch im alten republikanischen Palaste in einem Saale, dessen Wände mit Malereien der großen Meister geschmückt sind.

Der Thurm des Mangia, welcher über 300 Fuß hoch ist, wurde in den Jahren 1325 bis 1345 gebaut. Woher der Name? Der Mangia war ein Automat, das jedesmal die Mittagsstunde anzeigte. Er war einst für die Sienesen, was Pasquino und Marforio heute noch für die Römer sind; man heftete allerlei beißende Spottgedichte an seine Mauern. Als aber die Mangiafigur eines schönen Tages die Mittagsstunde anzeigen wollte, sprang eine Feder, das Automat stürzte aufs Pflaster und zerbrach.

Auf der Piazza del Campo finden wir auch die Fonte Gaya, das schönste Werk des Giacomo della Quercia, welcher sieben Jahre, von 1412 bis 1419, an demselben arbeitete. Diese Skulpturen wurden von seinen Zeitgenossen so hochgeachtet, daß sie den Meister fortan nur den Giacomo della Fonte nannten, und den Brunnen selbst bezeichnete man als den lustigen, fröhlichen, wegen der Freude, welche das Volk an diesem Monument hatte. So nannte man auch in Florenz die Straße, in welcher Cimabue wohnte, Borga Allegri, nachdem das Volk den König Karl von Anjou in feierlichem Zuge nach der bescheidenen Wohnung des Künstlers geleitet hatte. Er bewunderte dort das schöne Gemälde, welches nun einen Schmuck der Kirche Santa Maria Novella bildet. — Uebrigens befindet sich die Fonte Gaya jetzt in einem Zustande, welcher den Sienesen keine Ehre macht.

Wir erwähnten schon des Palastes der Sansedoni. Diese Familie gehört zu den ältesten, zu jenen der hohen Aristokratie, welche man als Grandi di Siena bezeichnete. Im Jahr 1215 bewilligte man den Sansedoni das Vorrecht, einen Thurm auf ihrem Palaste zu haben; so, wie er jetzt dasteht, wurde er 1339 vollendet.

Die Loggia degli Ufiziali auf der andern Seite des Platzes, an der Via di Banchi, hat durch Restaurationen der späteren Zeiten nicht gelitten. Der Palast der Republik scheint das Muster abgegeben zu haben, nach welchem man im 14. Jahrhunderte die Paläste der Edelleute baute und mehr oder weniger verzierte; selbst in bescheidenen Privatwohnungen findet man den Typus wieder. Alle diese Gebäude sind aus Backsteinen aufgeführt, von deren dunkelbrauner Farbe sich der Marmor der Vorsprünge, Fenster und kleinen Säulen anmuthig abhebt. Das zierlichste Bauwerk in der Stadt ist ohne Frage der Palast der Familie Buonsignor aus dem 14. Jahrhundert; er ist 1848 gründlich ausgebessert worden und gibt uns nun eine deutliche Vorstellung von der Wohnung eines sienesischen Edelmannes im Mittelalter. Es muß erwähnt werden, daß ein Palast, jener der Tolomei, ganz aus behauenen Bruchsteinen aufgeführt ist und zwar schon 1205. Diese Familie hielt allezeit zu den Guelfen. Als 1268 der jugendliche Hohenstaufe Conradin nach Italien kam, schleiften die Sienesen, diese eifrigen Gibellinen, mehre Paläste der Gegenpartei und auch einer, welcher den Tolomei gehörte, wurde dem Boden gleich gemacht. Als dann später die Guelfen herrschende Partei in Toscana wurden, hatten die Tolomei die Ehre, das Oberhaupt ihrer Partei in Italien, Robert von Anjou, König Neapels, in ihrem Palaste zu bewirthen. Die Sienesen, endlich matt und müde durch die unablässigen Bürgerzwiste, gaben Roberts Sohn, Karl von Calabrien, im Jahre 1326 auf fünf Jahre die Obergewalt in die Hände. Es war ein Tolomei, Raymund, welchen Papst Innocenz der Sechste 1359 zum Senator in Rom ernannte. Dies ist das erste Beispiel, daß ein Papst sich solch ein Ernennungsrecht anmaßte, denn bisher war der Senator stets vom Volk erwählt worden und die Päpste hatten nur ein Bestätigungsrecht.

Dem Palaste der Tolomei gegenüber, auf dem kleinen Platze, welcher nach dieser Familie benannt wird, sieht man eine Säule, auf welcher eine Wölfin steht, die ihre Jungen säugt. Sie bildet das Wappen von Siena, und die Stadt bildet sich etwas darauf ein, daß sie eine römische Colonie sei.

Ueberall geschichtliche Erinnerungen! In dem Hause Gori Gandellini, in der Straße Pantaneto, hat oftmals Alfieri gewohnt. Francesco Gori war sein vertrauter Freund, bei welchem der Dichter sich manchmal Monate lang aufhielt und dann allemal einen Kreis geistreicher und liebenswürdiger Menschen um sich versammelte. Der sanfte Charakter der Sienesen hatte viel Ansprechendes für das düstere und wilde Temperament des Poeten, der zu sagen pflegte, daß er in Siena ein Viertel seines Herzens gelassen habe. Auch gefiel ihm die Reinheit der Sprache und stets hatte er einen sienesischen Secretär und wenigstens einen Diener aus dieser Stadt; beide nannte er seine „lebendigen Lexica". Im Hause seines Freundes schrieb er 1777 seine beiden berühmten Bücher über die Tyrannei und drei Tragödien. Nach Gori's Tod hat er wohl noch Siena besucht, aber das gastliche Haus, an welches sich für ihn so viele schöne Erinnerungen knüpften, mochte er nie wieder betreten.

Wir müssen nun anderer Merkwürdigkeiten erwähnen. Siena liegt, wie gesagt, auf Anhöhen und hat keine Wasserquellen in der Nähe. Es hat sich deshalb allezeit mit großen Kosten und nicht ohne Mühe mit dem nothwendigsten Lebensbedürfniß versorgen müssen. Zur Römerzeit wurden Aquäducte gebaut, welche Wasser bis ins Innere der Stadt führten, aber im Mittelalter führte man ein System durch, welches zugleich sonderbar und großartig erscheint. Man grub in den porösen Tuffstein, auf welchem Siena steht, lange Gallerien, durch welche das Regenwasser einsickert. Diese Gänge kommen von den umliegenden Hügeln, durchziehen die Stadt nach allen Richtungen hin und bilden ein weitverzweigtes unterirdisches Netz. Man nennt sie die Bottini und ihr Anfang reicht ins 12. Jahrhundert hinauf; ihre Länge beträgt jetzt nicht weniger als 24½ Kilometer. Pater della Valle erzählt, er sei einst bei Nacht in dieselben hinabgestiegen und habe eine Strecke von 3 Miglien zurückgelegt; die von Fackelschein beleuchteten Stalaktiten hätten einen wunderbaren und zauberhaften Anblick dargeboten. Auch der Großherzog Cosmus der Zweite hat dieses Wunderwerk besucht.

Die Fonte Gaya hat ihres Gleichen nicht, aber auch die Fonte nuova an der Porta ovile ist schön. Nicht minder die berühmte Fonte Branda, auf welche die Sienesen nicht wenig stolz sind; Alfieri hat sie durch ein Sonnet verherrlicht, und wenn man das flüchtige Wesen, welches sprüchwörtlich den Sienesen nachgesagt wird, bezeichnen will, sagt man von einem Menschen, er habe aus der Fonte Branda getrunken. Diese war schon 1081 vorhanden, aber an einer andern Stelle; auf der jetzigen befindet sie sich seit 1193. Nach ihr wird eine enge Thalschlucht benannt, welche zwei Hügel trennt, auf denen die Kathedrale und die alte Dominicanerkirche einander gegenüber liegen.

Unweit von der alten Fontäne und wenn man die Costa dei Tintori hinansteigt, gewahrt man auf der linken Seite ein kleines Oratorium mit bescheidener aber eleganter Vorderseite. Vor der Thür desselben hat schon mancher Pilger auf den Knien gelegen. Dort erblickte das Licht und wohnte die heilige Catharine von Siena; hier stand das Haus des Färbers Jakob Benincasa, der ihr Vater war.

Papst, und Bologna führte die Volksregierung wieder ein. Der heilige Vater warb Söldlinge aus der Bretagne an und stellte sie unter den Oberbefehl des apostolischen Legaten Robert, der Cardinal der zwölf Apostel war. Dieser geistliche Herr zog gegen Bologna und verübte scheußliche Grausamkeiten und Barbareien gegen die Rebellen, welche das sanfte Joch des römischen Stuhles abgeschüttelt hatten. Die Florentiner schickten Hilfstruppen nach Bo-



Die Kapelle auf der Piazza del Campo. (Nach einer Photographie.)

Der Name dieser außerordentlichen Frau ist mit wichtigen Begebenheiten des 14. Jahrhunderts verflochten. Um 1376 nahm Gregor der Elfte den päpstlichen Stuhl ein. Die Florentiner waren gegen seinen Legaten zu Bologna, den Cardinal von St. Angelo, höchlich erbittert, denn er hatte mehre Städte veranlaßt, von Florenz abzufallen. Dagegen schickten nun die Florentiner in alle dem Papst unterworfenen Städte Fahnen mit der Inschrift Libertas! Sofort erhoben sich fast alle, Rom eingeschlossen, gegen den

logna und wurden dafür in den Bann gethan; der Papst ermächtigte alle Christen, sie in die Sklaverei abzuführen und sich ihrer liegenden und fahrenden Habe zu bemächtigen. Dadurch kamen selbst in England und Frankreich manche florentinische Kaufleute um ihr Vermögen, und die Genuesen und Pisaner hatten nicht übel Lust, von der Freigebigkeit des Papstes Gebrauch zu machen; sie fürchteten aber Repressalien von Seiten der Florentiner, rührten fremdes Gut nicht an und wurden dafür auch ihrerseits in

den Bann gethan! Es war eben eine wunderliche Zeit, in welcher Vorstellungen herrschten, die wir heute nicht begreifen.

Inmitten dieser Verwirrung tritt Katharina Benincasa aus ihrer bescheidenen Zelle hervor und greift ein in die großen Interessen, welche nicht blos Italien, sondern die ganze Christenheit bewegen. Sie wird von den Florentinern nach Avignon zum Papst abgeschickt, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Das gelingt ihr; sie verhindert ein Schisma und gibt dem Papste guten Rath, welcher befolgt wird; sie ermuntert und schilt ihn, aber die Folge ist, daß der heilige Vater Avignon, wo die Päpste 70 Jahre lang residirt hatten, für immer verläßt und am 17. Januar 1377 wieder in Rom einzieht.

In einem Brief aus dem Jahr 1376 schreibt sie an Gregor den Elften: „Das Schlimme, welches die Unterthanen verübt haben, ist verursacht worden durch die schlechten Hirten. Du hast den Aufstand erlebt, weil die Hirten und Lenker Uebles thaten. Die Legaten, welche du nach Italien geschickt hast, sind blutgierige Männer und Schinder der Unterthanen, die doch ihre Nebenmenschen sind. Mich wundert nur, daß Gott nicht auch den Steinen befiehlt, sich gegen dieselben zu empören. Aus zweierlei Gründen (so schreibt die heilige Katharina weiter) hat die Kirche verloren und verliert noch ihre zeitlichen Güter: des Krieges wegen und weil ihr die Tugend fehlt.“ Sie schilt den Papst, daß er die Habe der Armen an Soldaten vergeude, die doch Menschenfresser seien. Soll nun der Papst die Gewalt, welche er verloren hat, durch Waffengewalt wieder zu erlangen suchen?

Auf diese Frage gibt die Heilige folgende Antwort: „Ach, es hat nicht den Anschein, als wollte Gott, daß wir so sehr an zeitlichen Gütern hängen und darüber nicht beachten, daß Seelen verloren gehen und Gott Schimpf erleide, denn das sind die Folgen des Krieges. Wer die Ehre Gottes und das Wohl seiner Küchlein am Herzen hat, wer sie aus den Krallen des Teufels erlösen will, muß nicht blos seine Güter, sondern auch sein leibliches Leben dahin geben. Du, heiliger Vater, sagst vielleicht: ich bin in meinem Gewissen verpflichtet, Alles, was der Kirche gehört, wieder zu erwerben. Ich gestehe zu, daß das richtig sei, aber vor allen Dingen muß man lieben, was am köstlichsten ist. Nun ist der Kirche Schatz das Blut Christi und das ist gegeben, um die Seelen zu erlösen; dieser Blutschatz ist nicht für die weltliche Herrschaft gegeben worden, sondern für das Wohl der Menschen. Nehmen wir einen Augenblick an, Du seiest verpflichtet, den Schatz und die Herrschaft über die Städte, welche die Kirche verloren hat, wieder zu erobern und festzuhalten; — bist Du aber nicht noch mehr verpflichtet, die Seelen wieder zu gewinnen, welche den wahren Schatz der Kirche bilden, die ja verarmt, wenn sie diesen einbüßt? Du mußt eher das Gold der irdischen Dinge fahren lassen, als das Gold der geistigen. Du hast zu wählen zwischen zwei Uebeln: dem Verlust der äußern Größe, der Herrschaft und der irdischen Güter, welche wieder zu erobern Du Dich verpflichtet meinst, und dem Verlust der Gnade für die Seelen und des Gehorsams, welchen sie Deiner Herrlichkeit schuldig sind. Du wirst aber wohl einsehen, daß es vor Allem Deine Pflicht sei, die Seelen wieder zu erobern. Man gewinnt der Kirche ihre Schönheit keineswegs zurück mit dem Messer, mit Grausamkeit, durch Krieg, sondern nur durch den Frieden.“



Die heilige Katharina von Siena
(Nach Jacopo della Quercia.)

So sprach die Tochter des sienesischen Färbers zum Pontifex. Pius der Zweite hat sie 1461 für eine Heilige erklärt; Pius der Neunte besuchte 1857 ihre Wohnung, welche jetzt in eine Kirche umgewandelt ist. Er betete lang und brünstig in dem Zimmer, in welchem sie ihre Briefe schrieb. Bei dem heftigen Streite, welcher jetzt über die weltliche Herrschaft des Papstes entbrannt ist, hat man in Italien oftmals wieder an die eben mitgetheilten Worte der Heiligen erinnert. — Katharina war auch als Schriftstellerin berühmt. Ihre Briefe zeichnen sich durch eleganten Styl und Reinheit der Sprache aus, und sie nimmt eine hervorragende Stelle in jenem Zeitalter des Boccacio ein. Die Republik ließ in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Behausung ihrer „großen Mitbürgerin“ in ein Oratorium umwandeln, und diese kleine Kirche ist mit vortrefflichen Kunstwerken geschmückt. Urbano da Cortona hat das Porträt der Heiligen in Bildhauerarbeit ausgeführt; man sieht dasselbe über der Thür; doch soll ein anderes viel ähnlicher sein und dieses theilen wir mit. Im Innern findet man herrliche Bilder von Sodoma, Hieronymus Pacchiarotti, Riccio, Fotti, Vanni, Salimbeni, Sorri und Casolani; dieses kleine Heiligthum ist ein wahres Kunstmuseum.

Die heilige Katharina starb 1380 in Rom, erst 33 Jahr alt. —

Noch einiger anderen Denkmäler müssen wir erwähnen. Oben auf dem Hügel, an dessen Fuße die Fonte Branda sprudelt, liegt die Kirche des heiligen Dominicus; sie ähnelt mehr einer Burg als einem gottesdienstlichen Gebäude und stand schon 1225 da, der Thurm ist aber erst 1340 gebaut worden. Der Bau imponirt im Innern durch seine Einfachheit; man ist dort in ruhiger und gesammelter Stimmung, weit mehr als in der Kathedrale, wo so viele Kunstwerke die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Doch fehlt es auch hier nicht an schönen Arbeiten. In einer der Kapellen wird der Kopf der heiligen Katharina aufbewahrt, und dort sind die Wände mit den schönsten Fresken geschmückt, welche Sodoma gemalt hat. In der Kirche ist eine Broncetafel aufgestellt; man liest auf ihr die Namen aller sienesischen Streiter, welche 1848 vor Mantua fielen.

In dem Kloster neben der Kirche hat der heilige Thomas von Aquino gewohnt, dieser Doctor angelicus, der Fürst der Schulen, und dort ist auch Ambrogio

Sansedoni begraben, der in seinen Tagen für eine Leuchte der Wissenschaften galt, 30 Jahre hindurch bald in Paris und Köln, bald in Rom lehrte und ein sehr heiliges Leben führte.

Im Oktober 1268, nach der Schlacht von Tagliacozzo, irrte Conradin von Schwaben verkleidet in den Haidegegenden der Maremmen umher. Er wurde von seinen erbitterten Feinden gefangen genommen, sie triumphirten, während man in Neapel schon an das Aufzimmern des Blutgerüstes dachte, auf welchem das Haupt des edeln Jünglings fallen sollte. Ambrogio Sansedoni wurde durch ein so großes Unglück tief gerührt. In seiner Brust tönten noch die Jubelrufe wieder, mit welchen das Volk den jungen König begrüßte, als dieser durch Siena gekommen war. Man rief ihm Glück und Segen zu und nun, welch ein Umschwung! Conradin war besiegt, gefangen, von der Kirche in den Bann gethan, und der Henker stand für ihn bereit. Da eilte Sansedoni nach Viterbo und flehte den Papst an, er möge den Bann von dem Jünglinge nehmen. Er warf sich dem obersten Pontifex Clemens zu Füßen, er bat und weinte. Aber was er auswirkte, war nur wenig. Der Papst gewährte als Gunst, daß man Conradin die Sacramente spende, bevor ihm das Leben genommen werde.

Die Dolmen (Hünengräber) im südlichen Ostindien.

Als wir vor einiger Zeit versuchten, die geographische Verbreitung der Dolmen in drei Erdtheilen nachzuweisen, erwähnten wir zugleich, daß diese noch immer räthselhaften Denkmäler auch im südlichen Indien gefunden werden (Globus VIII, S. 223 und 307 ff.). Damals fehlten uns über dieselben nähere Angaben, welche uns jetzt vorliegen, und zwar in dem Bericht, welchen der Ingenieur Fraser an die Regierung von Madras erstattet hat. Auf die Monumente selbst hatte schon vor etwa zehn Jahren Kapitän Yule aufmerksam gemacht, und es darf uns nicht Wunder nehmen, daß er sie als „druidische Denkmäler" bezeichnete. Wir wissen nun längst, daß sie nicht von den Druiden herrühren.

Die Dolmen, welche ich gesehen habe, so bemerkt Fraser, gleichen jenen in Irland. Drei oder mehr Steine sind in den Boden gepflanzt und mit einem horizontal liegenden Steine überdacht, so daß sie eine Grabkammer bilden. Während aber die Dolmen in Großbritannien aus rohen, unbearbeiteten Steinen bestehen und die vertikal gestellten keine andere Bestimmung zu haben scheinen, als den horizontal über sie hingelegten zu tragen, bestehen jene im Bezirke von Koimbatur (also am Südende des Hochlandes von Dekkan, im Gebiete der Tamilen, und vom Kawery durchströmt, vom 10° n. Br. durchschnitten) aus platten, sorgfältig ausgewählten Steinen, welche derart gestellt und gelegt sind, daß sie eine beinahe geschlossene Kammer bilden; auch ist der horizontal aufliegende Stein nicht so geneigt, wie in Großbritannien. Ich habe von den Dolmen im südlichen Indien nur sechs gesehen; vier in den Thälern des Bawani und Moyar und zwei im Thale von Bolamanpatli. Diese beiden letzteren liegen unfern von Koimbatur und sind besonders dadurch bemerkenswerth, daß einer der Steine, aus welchen die Wände gebildet sind, ein ovales Loch von 25 bis 30 Centimeter hat. Major Hamilton hat auf den höchsten Plateaux von Anamalais einen Dolmen gefunden, welcher den hier beschriebenen genau ähnelt.

Sogenannte Tombellen oder Galgals findet man in der Gegend überall, auch in den Ebenen, wo die Felder seit Jahrhunderten bebaut werden, am Fuße der Hochebenen von Anamalais, in den tiefen Schluchten an den Nilgherris, und nicht minder in dem nun verödeten, pestilentialischen Waldgestrüpp (den Dschengeln) des Bawani und Moyar. Ich habe in denselben auch Aschenkrüge und andere Gegenstände gefunden, welche für die Tombellen des nördlichen und westlichen Europa charakteristisch sind.

Diese Denkmäler liegen nicht vereinzelt und da oder dort zerstreut, sondern sie bedecken weite Flächen und liegen nahe bei einander. Daraus geht mit Gewißheit hervor, daß diese Gegend einst eine sehr dichte Bevölkerung gehabt haben muß. Ein Werk nomadischer Völker sind diese Tumuli ganz bestimmt nicht.

Im Allgemeinen haben sie keine beträchtliche Höhe, sondern nur 7 bis 9 Fuß; sie sind mit einem Steinkreis eingefaßt. Manchmal ist ein Hügel höher als die anderen und dann von einem Kreis umgeben, dessen Steine höher als gewöhnlich sind, nämlich 3 bis 4 Fuß über den Boden emporragen.

Die Kistvaens dieser Tombellen gleichen durchaus jenen, die wir in Europa finden; sie sind 1 bis 1½ Meter hoch und 60 bis 90 Centimeter breit. Die Urnen enthielten die Asche der Verstorbenen oder die Leichen in sitzender Stellung. Diese Art der Todtenbestattung ist noch jetzt bei einzelnen indischen Völkern bräuchlich, namentlich bei den Lingbadaris. Alle Urnen, welche ich gesehen habe, standen Ost zu West orientirt. In einer Tombelle im Moyarthale fand ich in einer solchen Terracotta-Urne calcinirte Knochen mit nicht calcinirten vermischt. Man erzählte mir, daß in den Urnen manchmal auch Metallstücke gefunden wurden, ich selber habe dergleichen nicht angetroffen. Die Gestalt der Urnen ist verschieden; einige sind verziert; mir ist jedoch keine vorgekommen, deren Arbeit den europäischen geglichen hätte.

Die Menhirs oder Peulvans scheinen mir im Allgemeinen neuern Datums zu sein, als die eben erwähnten Denkmäler, doch sind mir einige vorgekommen, welche mit den Dolmen und Tombellen gleichzeitig sein mögen, und welche völlig die Merkmale der irischen Leagans und der schottischen Hoar stones aufweisen. Im Bawanithale, beim Dorfe Sändapatli, steht ein schöner Menhir von mehr als 10 Fuß Höhe.

Cromlechs findet man in den Nilgherris; sie gleichen ganz denen in England, sind kreisrund und schließen Aschenurnen und Knochen ein. Sie haben aber nur 7 bis 9 Fuß Durchmesser, sind vollständig geschlossen, und die

Mauer besteht aus übereinander gehäuften Steinen. Die gepflasterten Gänge, durch welche in Europa diese Kreise untereinander in Verbindung stehen, kommen in Indien nicht vor. Auch diese Cromlechs sind hier in großer Menge vorhanden; man findet dergleichen auf jedem Hügel, aber kaum ein halbes Dutzend mögen unbeschädigt sein, alle übrigen sind mehr oder weniger zertrümmert.

In Bezug auf die Nomenclatur für jene Monumente verweisen wir auf den Artikel: *Alte Steindenkmäler*, Globus IX, S. 89 ff.

Entwicklungsgänge der Rassen und der Völker.

Viele Stämme und Völker haben niemals eine Entwicklung gehabt; sie sind immer auf einer sehr niedrigen Stufe geblieben und nicht einmal über das Hordenleben hinausgekommen. Sie haben nicht gewußt, mit sich etwas anzufangen, sich, so zu sagen, aus sich selber herauszuarbeiten und einen, wenn auch nur geringen *Kulturwerth* zu gewinnen. Kommen sie im Fortgange der Zeit in Berührung mit anders angelegten und begabten Menschengruppen, dann zeigt sich, daß ihnen die Anlage und Fähigkeit versagt sei, gegenüber den activeren Elementen auszudauern, sich mit diesen in irgend ein Verständniß oder eine Ausgleichung zu bringen. *An diesem Mangel gehen sie zu Grunde.* Dafür liegen Beweise in Menge vor, wir brauchen aber hier nur an die schwarzen Australier zu erinnern, von welchen zu Ende des laufenden Jahrhunderts kaum noch eine Spur vorhanden sein wird. Demselben Schicksal sind manche Stämme Süd- und Nordamerika's anheimgefallen; es wird auch den Prairie-Indianern nicht erspart bleiben und eben so wenig manche Horden im Gebiete des Amazonenstroms verschonen. Aus dem, was Vergangenheit und Gegenwart zeigen und lehren, können wir mit voller Sicherheit auf die Zukunft schließen. Hier erfüllt sich ein Gesetz der Rothwendigkeit.

Wir wissen aus der Geschichte und sehen es auch heute, daß manche Menschengruppen *gar keine Entwicklung* haben, während bei anderen die Fähigkeit zu einer solchen in geringerem oder höherem Grade vorhanden ist. Möglich erscheint sie nur bei solchen, die sich zur *Staatenbildung* emporgearbeitet haben. Aller geistige und stoffliche Fortschritt zum Höhern wird erst durch eine solche möglich.

Die Art und Weise der Entwicklung bei kulturfähigen Völkern ist sehr verschieden. Sie wird, einmal, wesentlich bedingt durch die *Rasse* und deren immanente und permanente Anlagen, durch die ihr von der Natur selber eingepflanzte Urbegabung, welche, wie die Geschichte lehrt, nicht zu vertilgen ist, sodann auch durch Umgebungen, Klima, Weltlage und Weltstellung und noch manche andere Umstände, deren Einwirkungen sich fühlbar machen.

Der einzelne Mensch wird selten über ein Jahrhundert alt, die meisten Völker sind, staatlich genommen, nicht über ein Jahrtausend alt geworden, aber die *Rassen dauern an und aus*, noch keine von ihnen ist ausgestorben oder abgelebt. Für die Annahme, daß das Menschengeschlecht, als Gesammtheil genommen, seinen Culminationspunkt schon erreicht habe und jetzt wieder bergab gehe, finde ich gar keinen genügenden Grund.

Es läßt sich nicht verkennen, *daß die Natur auch in Bezug auf die Menschen in Stufen gearbeitet hat*; es ist eine Gradation vorhanden. Wer diese verkennt, geräth in die Irre. In der Völkerentwicklung gibt es keine plötzlichen Sprünge, sondern allmälige Uebergänge; wir finden Evolutionen und Folgereihen auch auf geistigem Gebiete. *Eins aus dem Andern!*

Alle Menschen, gleichviel welchen Gruppen sie angehören, weisen eine Summe *gleichartiger* Anlagen und Begabungen auf, haben dieselben Bedürfnisse, folgen ähnlichen Antrieben, handeln in hundert und aber hundert Fällen gleichmäßig; man könnte sagen, sie hätten genau denselben Instinkt und *insofern* kann man behaupten, daß die Menschennatur überall eine und dieselbe sei. Dasselbe Bedürfniß ruft dieselben Erfindungen zur Befriedigung derselben hervor. Es ist volle Spontaneität darin, wenn der Mensch, gleichviel von welcher Gruppe und in welchem Erdtheil, einen Kochtopf erfindet, ein Werkzeug zum Spinnen von Faserstoffen, Bogen und Pfeil, Keule oder Lanze, wenn er in einer Hütte wohnt oder Thieren des Waldes nachstellt und zur Viehzucht oder zum Ackerbau gelangt. *Das Alles braucht er nicht von Anderen zu entlehnen*, er verfährt dabei selbstständig, aus sich allein heraus. Man geht, beiläufig bemerkt, in unseren Tagen wie mit der Wanderungstheorie, so auch mit der Entlehnungs- und Uebertragungstheorie manchmal gar zu weit. Viele Dinge, für welche man künstliche Erklärungen hervorsucht, erklären sich leicht und ganz von selbst aus der *Naturanlage*.

Diese ist allerdings sehr mannigfach *modificirt*, aber es haftet ihr ein allen Menschen gemeinsamer Instinkt an, durch welchen die einzelnen Menschen und ganze Völker, auf jeder einzelnen Stufe ihrer Entwicklung, ganz unabhängig von einander gewisse Ideen herausarbeiten und man kann sagen auch gewissen Eingebungen folgen, welche *eben jenen einzelnen Stufen eigenthümlich* sind. Aber dabei tritt nicht etwa eine absolute Einerleiheit hervor, sondern eine große Mannigfaltigkeit.

Wir dürfen uns keinen *abstrakten Menschen* zurecht machen, der ja nirgends vorhanden ist, sondern müssen *individualisiren*. Wenn z. B. Comte in seiner positiven Philosophie für die „Menschheit“ drei genau unterschiedene Stadien der Entwicklung annimmt: das theologische, metaphysische und positive Stadium, so hat er in Bezug auf einige Rassen und Völker ganz recht, für viele andere aber nicht. Er sagt, es verhalte sich damit so, wie mit der geistigen Entwicklung beim einzelnen Menschen; in der Kindheit werde Alles durch Autorität erklärt, oder Mächten zugeschrieben, die man nicht begreift; das Jünglingsalter beginne für sich selbst zu denken und über metaphysische Dinge nachzuforschen, der Mann aber müsse erkennen, daß alle Erscheinungen einem Gesetz unterworfen seien. Das „suggestive Princip“ erwache mit Nothwendigkeit im Geiste des Menschen, je nachdem seine Gewohnheiten und Bedürfnisse es erfordern.

Allerdings treibt dasselbe den Menschen, Gegenstände

zu erfinden, welche er zur Befriedigung seiner täglichen Bedürfnisse nöthig hat, und sobald er eine größere Summe von Bedürfnissen verspürt, erfindet er mehr und Neues. So haben viele, aber bei weitem nicht alle Völker den Pflug erfunden, denn in ganz Amerika z. B. kannte man denselben nicht, sondern hatte die Hacke; das Feld indeß beackerte man da wie dort. Man sagt: der Mensch fühlte das Bedürfniß, Bäume zu fällen, um Holz verwenden zu können und deshalb erfand er scharfe Werkzeuge aus Stein oder Metall. Ganz wahr; aber viele Völker bedienten sich und bedienen sich noch zum Fällen der Bäume des Feuers. Holz wollten freilich beide haben, das war ein Antrieb aus dem Innern heraus; sie verschaffen sich dasselbe jedoch auf verschiedene Weise.

Uebrigens sind in den früheren Entwicklungsstadien und auch da, wo die Menschen überhaupt zu keiner Entwicklung haben gelangen können, die Formen sehr einfach. Wir finden den Tumulus, den Erdhaufen über der Grabstätte, und die Cromlechs über die Erde weit verbreitet und dasselbe gilt von der Pyramide. Es kommt einer völligen Abspurigkeit gleich, es ist eine wahre Hallucination, die Pyramiden Mexico's, Centralamerika's und Japans auf ägyptische Muster zurückzuführen und, die Erbauer derselben vom Nil herkommen zu lassen. Die Spontaneität, welche zur Errichtung derselben antrieb, war in der alten wie in der neuen Welt die gleiche.

Wir finden auch gleiche Ausdrücke, Wörter, Redensarten bei Völkern, die niemals in näherer Berührung mit einander gestanden haben können; jene haben ihren Ursprung im Wesen des menschlichen Geistes und in Empfindungen, welche Allen gemeinsam sind. Die Entwicklung des menschlichen Geistes, sinnlichen Dingen und äußeren Umgebungen gegenüber, macht gleichartige Evolutionen durch; durch ähnliche Gegenstände werden ähnliche Eindrücke auf Geist und Gemüth hervorgebracht. Bei der Dunkelheit dachte der alte, verfeinerte Hellene ebensowohl an den Tod wie der amerikanische Waldindianer.

Die verschiedenen Mythen, Sagen, Fabeln und andere Erzeugnisse des menschlichen Geistes, welche bei Völkern gefunden werden, die räumlich so weit von einander getrennt sind und ganz verschiedenen Urgruppen angehören, zeugen sehr oft nicht minder für die Ursprünglichkeit, die Spontaneität des menschlichen Gedankens und der Einbildungskraft in vielen oder vielmehr allen Gegenden. Diese Erscheinungen treten gemäß den Gesetzen auf, welchen der Menschengeist in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien folgt. Die Mythologie polynesischer Völker hat manche Anklänge an jene der europäischen.

In unseren Tagen erregen die Feuersteine aus der sogenannten Steinperiode allgemeine Aufmerksamkeit. Wir finden dergleichen in sehr verschiedenen Gegenden und sie gleichen in der Bearbeitung einander fast auf ein Haar. Man ist in verschiedenen Zeitaltern und Ländern selbstständig dahin gelangt, dieselben gleichartig herzustellen. Diese Selbstentwicklung, die ganz unabhängige Evolution des Menschengeistes bei ganz verschiedenen Völkern, tritt auch bei den Ornamentirungen hervor. Wir finden überall den Zickzack als die einfachste Form derselben, bei dem Wilden, welcher ihn an Töpfen oder an seiner Streitkeule anbringt, wie beim hellenischen Künstler. Wilhelm von Humboldt sagt ganz richtig, „daß bei Völkern von sehr verschiedener Abstammung, die in gleichartigen noch uncivilisirten Zuständen leben, sich dieselbe Neigung zeige, die Umrisse zu vereinfachen und zu verallgemeinern; sie sehen sich durch eine innehaftende geistige Disposition gedrängt, rhythmische Wiederholungen und Reihenfolgen zu bilden"; daher denn auch ähnliche Zeichen und Symbole.

Ganz richtig. Wir finden z. B. das Kreuz in endlosen Varietäten viel und weit verbreitet, eben weil es, als eine sehr einfache Form, sich gleichsam von selbst aufdrängte, z. B. an ägyptischen Gräbern, auf griechischen Vasen, in Centralamerika, in Phrygien, in Mexico, in Peru. Gewiß haben die Inkas das peruanische Kreuz nicht von den Malteserrittern entlehnt! Nicht minder finden wir in allen diesen Ländern und auch bei den Negern die gekräuselte Wellenlinie.

Der Mensch ist auch eine Creatur mit Instinkten, welche einen Theil seiner Wesenheit, und zwar überall, gleichviel unter welchen Himmelsstrichen, bilden. Daraus erklärt sich ganz von selbst, weshalb der sogenannte Aberglaube und die mit demselben verbundenen Gebräuche so vielfach in derselben oder in ähnlicher Weise sich wiederholen. Allgemein ist z. B. der Wahn von „Geistern" oder vom bösen Blick, und zur Abwendung beider finden wir in ganz verschiedenen Gegenden dieselben Manipulationen, welche nicht entlehnt worden, sondern ursprünglich sind.

Der menschliche Geist wiederholt sich eben; wir finden deshalb in den geistigen Manifestationen der großen Menschengruppen viele Familienähnlichkeiten.

Die „Menschheit" bildet in der That eine große Familie, sie bildet eine Einheit, aber nicht eine Einerleiheit. Die Menschen haben allesammt viel Gleichartiges in ihrem leiblichen wie in ihrem geistigen Wesen, aber das reicht nicht hin, um eine völlige Identität aller Gruppen zu statuiren. Die Einerleiheit würde z. B. zu der Annahme hindrängen, daß das ganze Menschengeschlecht von einer einzigen Urgruppe oder von einem Urpaar abstamme. Die Einheit der menschlichen Species dagegen erlaubt und rechtfertigt die Annahme, daß jede Urgruppe viele Merkmale und Charakterzüge mit anderen Urgruppen, überhaupt mit allen übrigen Menschen, gemeinsam habe, dieselben Antriebe und im Wesentlichen denselben typischen Bau; — dann aber auch, daß jede Urgruppe ihren besondern unabhängigen Ursprung habe, daß sie ihrer geographischen Lage und Stellung von der Natur selbst angepaßt worden sei, der Eskimo z. B. nicht der Aequatorialgegend, der Neger und Malaye oder Papua nicht der Polarregion oder den sibirischen Tundras.

Wir finden in der ganzen Natur ein System der Abstufung, und der Mensch bildet keine Ausnahme von diesem Natursystem; er ist in dieser Beziehung durchaus nicht privilegirt. In der That ist auch die Abstufung zwischen den verschiedenen Rassen, Urgruppen, klar genug. An Alexander von Humboldts Meinung, daß es keine höheren und keine niederen Rassen gebe, glaubt heute schwerlich noch ein Anthropolog. Er selber nahm an, daß die Australier und Vandiemensländer (Tasmanier) am niedrigsten ständen; Andere haben in dieser Beziehung auf die Bewohner der Andamanen hingewiesen. Gewiß ist, daß zwischen dem Tasmanier, dem Andamanesen, dem Pescherä und der kaukasischen Rasse rc. eine ungeheuere Kluft liegt.

Es ist ein pseudophilanthropischer Wahn, welcher annimmt, man könne alle Menschen „durch Erziehung" zu unserer europäischen „Civilisation emporheben", und daß diese für alle passe. Das Experiment wird seit langer Zeit angestellt und immer mit denselben nichtigen Scheinerfolgen. Wer die Augen nicht verschließt und die Dinge kennt, weiß, wie die Sachen liegen.

Das Wahre und Richtige ist: der Grad der Entwicklung, zu welcher ein Volk emporsteigen und sich hinauf-

arbeiten kann, hängt von der Rasse ab, welcher es angehört. Man wird den Malayen, den Neger, den Mongolen niemals europäisch umcivilisiren können. Er hat seine eigene Art, seine besondere Anlage von der Natur selbst erhalten, er ist eben wie er ist; er wird ein gewisses Stadium erreichen können, aber darüber hinauszugehen nicht vermögend sein. Es gibt Stufen relativer Vervollkommnungsfähigkeit und Entwicklungsmöglichkeit, eine Leiter vom Andamanesen und Pescherä bis zum Germanen und Romanen hinauf.

Die Natur ist nicht widersinnig und chaotisch verfahren, und überall, auch bei der Vertheilung der Menschengruppen, finden wir, daß das Gesetz der Anpassung von ihr streng beobachtet wird. Der Neger ist durch seine ganze physische Beschaffenheit auf ein heißes, der Kaukasier auf ein gemäßigtes Klima von der Natur selber angewiesen worden. Der Mensch ist, wir haben es schon oft hervorgehoben, kein unbedingter Kosmopolit. Wo er die für ihn gezogenen Schranken überschreitet, büßt er die dauernde Uebertretung des Naturgesetzes mit seinem Untergange. Die Klimatologie liefert dafür tagtäglich Beweise in Hülle und Fülle und auch sie zeugt für die Urverschiedenheit der Rassen.

„Liegt etwas Unvernünftiges in der Annahme, daß derselbe Gott, welcher endlose Varietäten von Species in der niedern Thierwelt schuf und denselben auf Erden eine Region anwies, welche ihrer physischen Constitution angemessen ist, und zwar vom winzigen Infusorium bis zum riesigen Elephanten, — daß derselbe Gott nicht auch verschiedene Menschenarten geschaffen habe und zwar jede mit einer solchen Constitution, durch welche sie der ihr zugewiesenen Region angepaßt wurde?"

Die Annahme, daß im Anfang alle Menschen „Wilde" gewesen seien, welche von Eicheln oder rohen Früchten in einem primitiven barbarischen Zustande gelebt hätten, daß sie dann nach langer Zeit Nomaden geworden seien, Thiere gezähmt hätten und dann endlich zum Ackerbau gekommen wären, womit erst die Civilisationsentwicklung begonnen habe, — diese Annahme ist rein willkürlich, luftig und ganz und gar unbewiesen. Man sollte windige Spekulationen der Art völlig bei Seite lassen; sie gehören gar nicht in die Wissenschaft. Ueber die Uranfänge wissen wir durchaus gar nichts. Und die Behauptung, daß die Wilden nach und nach Nomaden geworden seien und hinterher Ackerbauer, paßt, von anderen Gegenden ganz abgesehen, auf Amerika keineswegs. Diesem großen Continente fehlten, außer dem Llama, welches aber der Sonne geheiligt war und nur auf einem sehr beschränkten Raume vorkam, alle Hausthiere; vom Nomadenthum konnte also keine Rede sein, und doch erreichten die Ackerbau treibenden Peruaner, Muyscas, Quiches und Mexicaner eine verhältnißmäßig hohe Stufe der Civilisation, die allerdings eine eigenartige, von der europäischen abweichende, aber darum doch eine „Civilisation" war. Man sollte sich vor dem ins Blaue hinein Generalisiren hüten und lieber mit Umsicht individualisiren. Dazu sind allerdings sehr umfassende Kenntnisse nöthig.

Wir lesen z. B. in der londoner „Anthropological Review" (II. 181. Tho history of man): „das Hirtenleben bilde ein Stadium in der menschlichen Entwicklung, ähnlich wie die Kindheit eine solche in der Entwicklung des einzelnen Menschen sei". Unsere eben angeführten Beispiele zeigen, daß diese Behauptung gar nicht Stich hält. Richtig dagegen ist, daß manche Menschengruppen allezeit in einem Stadium der Kindheit verbleiben, und daß bei manchen eine höhere Entwicklung, ganz abgesehen von der Rassenanlage und Begabung, schon deshalb nicht stattfinden kann, sobald dafür die äußeren Bedingungen fehlen, z. B. auf vielen Inseln der Südsee. Dort mußten nothwendig die Menschen einseitig, gebunden und stationär bleiben.

Nicht alle Rassen und Gruppen haben einen Cyclus der Entwicklung, sondern viele sind, soweit unsere Kunde und die Analogie reicht, und über beide, meinen wir, sollte nicht hinausgegangen werden, stationär geblieben. So lange sie in ihrer Urheimat bodenständig leben, werden sie auch in Zukunft stationär sein müssen, und wollte man sie, z. B. die Pescheräs, verpflanzen, so würden sie aufhören zu existiren.

Entwicklungsfähige Völker dagegen machen allerdings einen Kreislauf durch; jedes derselben hat seinen Cyclus: Entstehen, Wachsen, Reife und Culmination und Verfall, manchmal auch Verschwinden und Untergang. Hier nur einige Beispiele. Aegypten bildete ein mächtiges Reich mit einer eigenartigen und urwüchsigen Civilisation und Kultur; von diesem ist ebensowenig etwas übrig geblieben, wie von Babylonien, Assyrien, Altpersien, dem alten römischen Reiche, dem alten Griechenland und den alten Staaten Indiens. Sie alle haben ihren Kreislauf erfüllt.

Es gab Staaten und Völker, welche eine verhältnißmäßig hohe Civilisation aus sich selbst herausarbeiteten, ohne Einflüsse von Außen her zu empfangen. Das war, wie wir schon weiter oben angedeutet, in Amerika der Fall, wo selbst zwischen Mexico und Peru keinerlei Zusammenhang stattgefunden hat. Jene Uramerikaner hatten geordnetes Staatswesen, ausgedehnte Bewässerungskanäle, Bergbau auf Blei und Kupfer, stattliche Pyramiden, eine bewunderungswürdige Baukunst, Bilderschrift und Manuscripte und Kalender, welche einheimischen Ursprungs sind. In architektonischer Hinsicht zeigten sie eine ungemein reiche Phantasie, und an dem Mauerwerke der peruanischen Bauten können wir alle Bearbeitungsarten, von den kyklopischen Mauern bis zu feinbehauenen Quadersteinen, nachweisen.

Die „Wilden" denken wenig oder gar nicht nach über Ursache und Wesen der äußeren Naturerscheinungen. Dagegen bemerkte schon Georg Forster bei den braunen Südsee-Insulanern, daß sie den Lauf der Gestirne beobachteten und eine Eintheilung der Zeit kannten.

Es erklärt sich leicht, daß ein Volk, welches einmal in die Stufen der Entwicklung eingetreten ist, während der früheren Zeiten Vieles und Großes zu schaffen pflegt; es war ja vorher nur Weniges da und das Bedürfniß nach Neuem groß. Sobald dasselbe bis auf einen gewissen Punkt befriedigt ist, nehmen die Dinge einen langsamern Verlauf. Aber die Behauptung, daß entwicklungsfähige Völker in ihren Anfängen Größeres leisten als in den Zeiten, da sie ihren Höhepunkt erreicht haben, darf man nicht gelten lassen. Den Grotten von Elephanta und Ellora, den etruskischen Mauern, den Hünengräbern und Pyramiden kann man die Dome entgegenstellen, die Festungen, die Eisenbahnen, die Schifffahrt, das Maschinenwesen und hundert andere Dinge mehr. Die „constructive Geschicklichkeit" ist jetzt eben so groß als je zuvor.

Poesie, Malerei und Baukunst in den früheren Zeiten mancher verschiedenen Völker weisen große Uebereinstimmung auf; sie zeugen eben von einer ähnlichen Entwicklungsstufe, und wo wir Einflüsse oder Uebertragungen nicht nachweisen können, thun wir wohl, dergleichen nicht anzunehmen. Dasselbe gilt von manchen Erfindungen, z. B. vom Pfluge, von der Töpferscheibe, von den verschiedenen Arten Feuer anzuzünden, von der Gestalt

der Waffen, der Form von Gefäßen und allerlei Werkzeugen. Auf die Feuersteine haben wir schon oben hingewiesen; von Keule, Bogen und Lanze gilt dasselbe. Die altitalischen und die altamerikanischen Broncewaffen sind einander sehr ähnlich; die Mexicaner, Gallier und Südseeinsulaner, dann auch die Guanchen auf den Canarischen Inseln benutzten Obsidian zur Bereitung von Waffen, und das haben sie gewiß nicht Einer vom Andern erlernt, sondern sind selbstständig darauf gekommen.

Völker, die noch keine Entwicklung haben oder in dem ersten Stadium derselben sich befinden, haben begreiflicherweise noch keinen feinen und geläuterten Geschmack, aber sie lieben doch Zierrathen. In Bezug auf die Ornamente zeigt sich, wie schon oben gesagt wurde, eine merkwürdige Uebereinstimmung. Wir finden dieselbe fast oder auch ganz ähnlich auf den Töpfergeschirren am Orinoco, auf den Schildern der Tahitier, an den Fischereigeräthen der Eskimos und auf central-amerikanischen Bauwerken; überall dieselbe rhythmische Wiederholung der Formen in einer noch wenig mannigfaltigen Weise sowohl in Poesie und Gesang wie in den Ornamenten.

Was die Sprache betrifft, so erscheint schon an und für sich klar, daß sie nicht entlehnt worden ist; das Sprechen hat ein Volk nicht vom andern erlernt, sondern die Sprache ist etwas Spontanes, und ohne sie läßt sich der Mensch gar nicht denken. Die Sprache ist mit den ersten Menschen in die Welt gekommen. Ueber den Ursprung derselben hat man Vieles und in unseren Tagen sehr geistreich und gelehrt geschrieben; man untersucht gründlicher als vor hundert Jahren Lord Monboddo. Welch ein Abstand zwischen ihm einerseits, und Jakob Grimm, Renan und nun Max Müller andererseits! Von des letztern „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" liegt nun in einer ganz vortrefflichen deutschen Bearbeitung von Karl Böttger in Dessau die zweite Serie (Leipzig 1865 bei Gustav Mayer) vollendet vor. „Ohne Wort keine Vorstellung, keine Vernunft ohne Sprache" (S. 66 und 67). — Agassiz bemerkt einmal: „Der gemeinschaftliche Bau und selbst die Analogie in den Lauten verschiedener Sprachen veranlassen uns gar nicht zu der Nothwendigkeit, die eine von einer andern abzuleiten; sie erscheinen mir vielmehr als das nothwendige Ergebniß jener Aehnlichkeit in den Stimmorganen, welche die natürliche Ursache zur Erzeugung derselben Laute ist. Wer wollte leugnen, daß es für den Menschen eben so natürlich ist zu sprechen, wie für den Hund, zu bellen, für den Löwen, zu brüllen, für den Wolf, zu heulen; wir sehen ja, daß auch die am niedrigsten stehenden Menschen fähig sind, ihre Wünsche, ihren Willen und ihre Hoffnungen vermittelst der Sprache auszudrücken."

Wir brechen ab, werden aber gelegentlich auf die hier angedeuteten Gegenstände zurückkommen. A.

Das Volk der Chonds im ostindischen Orissa.

Eine ethnographische Skizze.

Wir wollen ein Volk schildern, über welches wir erst in der allerjüngsten Zeit eingehende und zuverlässige Nachrichten erhalten haben, — die Chonds in Ostindien. Zwar wußten wir, daß ihre Sitten und Gebräuche von sehr eigenthümlicher Art seien, und daß Menschenopfer bei ihnen zu den religiösen Landeseinrichtungen gehörten. Aber ein tiefer Einblick in das eigentliche Wesen dieses merkwürdigen Stammes war uns früher nicht vergönnt.

Die mit Erfolg gekrönten Bemühungen der Engländer zur Abschaffung der Menschenopfer und des Kindermordes sind vor einiger Zeit (Globus VIII, S. 129 ff. und 171 ff.) sehr ausführlich geschildert worden. Wir folgten in unserer Darstellung dem Werke des Generalmajors Campbell, welcher sich unbestreitbare Verdienste um die Rettung der „Meriahs" erworben hat. In seiner Darstellung tadelt er die Maßregeln eines andern Offiziers, des Majors Macpherson. Nun sind aber im vorigen Dezember zu London Memorials of Service in India erschienen, welche der Bruder des verstorbenen Majors aus den brieflichen Mittheilungen des letztern zusammengestellt hat, und in diesen erscheint Macpherson allerdings in einem sehr vortheilhaften Lichte. Wir danken dem Verleger des Werkes, Herrn J. Murray, für die Zusendung des Buches, welches wir sonst wohl nicht in die Hand bekommen hätten. Es ist ungemein reichhaltig und gestattet einen tiefen Einblick in die indischen Angelegenheiten. Namentlich ist die Schilderung der Chonds (— die Engländer schreiben Khonds; das o wird gedehnt ausgesprochen —) ganz vortrefflich; sie enthält eine wesentliche Bereicherung der Völkerkunde, und deshalb wollen wir näher auf dieselbe eingehen. Doch zuvor müssen wir einen Blick auf das Land werfen.

Die große Landschaft Orissa, welche auch Kattak und noch andere Bezirke umfaßt, liegt südwestlich vom Hugli und wird vom Bengalischen Meerbusen bespült. Flächeninhalt und Bewohnerzahl finden wir sehr verschieden angegeben, doch mag die letztere wohl 2 Millionen Seelen betragen. Den Hauptstrom bildet der Mahanaddy. Die alten Ureingebornen: Chonds, Koles und Surahs, sind schon in sehr alten Zeiten von den Hindus in die Wald- und Gebirgsregionen zurückgedrängt worden. Die Eroberer gründeten einen mächtigen Staat, der vom Ganges bis zum Godawery sich erstreckte; sie hatten eine einflußreiche Hierarchie und eine Anzahl von Territorialherren, welche den Titel Radschas führten und die Landesmiliz stellten. Diese Krieger, die Paiks, waren eine für Orissa ganz eigenthümliche Einrichtung. Die Landschaft erstreckt sich 400 Miles dem Gestade entlang und der schmale Küstenstrich gilt im Allgemeinen für gesund und sehr fruchtbar; er bildete einst die Staatsdomänen und Tempelgüter, während das Hinterland in Zemindarien, Feudalgüter, von verschiedener Größe getheilt war. Die Ureingebornen waren aus der Küstenlandschaft fast ganz verdrängt worden und nur verhältnißmäßig wenigen hat man in den vereinzelten, ungesunden Sumpfgegenden Felder gelassen, von denen sie eine schwere Abgabe zahlen mußten.

Die mittlere Region bildet ein weit ausgedehntes und wirres Durcheinander von Wald- und Hügelland, ist im Allgemeinen sehr ungesund, hat aber auch schöne fruchtbare Thäler und Ebenen. Hier herrschten die Zemindare. In den offenen Gegenden befanden sich die Eingebornen in einer Abhängigkeit, die nahe an Sklaverei grenzte; die Chonds z. B., welche in kleinen Dörfern wohnen, mußten dem Radscha unentgeltlich Waldprodukte liefern und wurden als Bettiah, d. h. Arbeiter die keinen Lohn erhalten, bezeichnet. Im eigentlichen Gebirge dagegen blieben die Eingebornen freie Unterthanen der Zemindare, bebauten das Feld gegen eine landesübliche Abgabe oder dienten gegen Sold in der Landmiliz. Ueberall haben sie sich den Eroberern in Sitten und Religion mehr und mehr angenähert; namentlich sind in Folge der Vermischung bei den Chonds neue Kasten gebildet worden.

In solchen Gebirgsgegenden der Centralketten, auf den hohen Plateaux und in den inneren Thälern der östlichen Ghats, wo keine Zemindarien vorhanden sind, leben die Ureingebornen noch in alter Vollfreiheit und manche sind von den Hindus ganz unabhängig. Seit dem Verfall des Reiches Orissa haben die Zemindar-Radschas nach einander die Oberherrschaft des Großmoguls von Delhi, der Maharatten und der Briten anerkannt, doch ist diese Unterwürfigkeit mehr nur nominell, weil man sie in ihren Bergfestungen und wegen des höchst ungesunden Klimas gern unbehelligt läßt.

Unter ihnen war der Radscha von Gumser einer der mächtigsten; seine Besitzungen (zwischen 19° 36′ und 20° 20′ nördl. Br., 84° 14′ und 85° östl. Länge) hatten einen Flächenraum von 1350 Geviertmiles und zählten in 18 Distrikten (Mutahs) 464 Dörfer allein im Niederlande, welches die „Chalisa" oder Domäne bildete; diese hatte 61,000 Seelen, lauter Hindu. Dagegen wurde das Hügelland (die Maliahs) lediglich von Chonds bewohnt; drei Bezirke derselben lagen auf dem Tafellande, jenseits der Ghats; der vierte heißt Tschokapahd; dieser tiegt am Fuße des Gebirges und innerhalb des großen Waldes von Orissa.

Wir wollen hier hervorheben, daß die Bodenverhältnisse im nordöstlichen Theile der indischen Halbinsel es den Ureingebornen möglich gemacht haben, sich gegen die Eroberer zu wehren und eigene Sitten und Lebensweise zu bewahren. Die Region, in welcher sie sich in solcher Weise zu halten vermochten, ist im Allgemeinen begrenzt von der Windhyakette im Norden, den östlichen Ghats nach Morgen hin und im Süden von einer Linie, die man von der Mündung des Godawery bis ins Centrum des Thales der Nerbadda zieht. Diese ganze Gegend besteht aus hohen und rauhen Gebirgen, undurchdringlichen Wäldern, morastigen Flächen, die mit Gestrüpp bewachsen sind, und sandigen Einöden; es fehlt aber auch nicht an offenen und fruchtbaren Strecken.

In diesem Gebiete haben sich fünf ureingeborne Völker, als „Kinder des Bodens": die Chonds, Koles, Surahs, Goands und Bhits — mehr oder weniger unvermischt erhalten und viele althergebrachten Eigenthümlichkeiten in Bezug auf Stamm, Einrichtungen, Sprache und religiöse Vorstellungen bewahrt. Ganz oder nur theilweise lagen innerhalb dieses Gebietes Herrschaften oder Reiche, die gegründet wurden von den Oriyah, den Teluga, den Maharatten und den Radschputen, also Völkern, welche sich zum Brahmanismus bekennen. Durch den vielhundertjährigen Verkehr zwischen ihnen und jenen Urbewohnern ist aber im Fortgange der Zeit bei diesen Manches anders geworden, und sowohl der Brahmanismus wie der Islam machen unter ihnen Fortschritte. — Die Koles sind am zahlreichsten im nördlichen Theile von Orissa, die Surahs im Süden, die Chonds in der Mitte. —

Für die letzteren gibt Macpherson im Allgemeinen folgende Verbreitungssphäre und Begrenzung an: „Auf der Ostseite finden wir sie in den wilderen Gegenden des Distriktes Gandscham, am Tschilka-See, und in dieser Richtung reichen sie bis an den Bengalischen Meerbusen. Nach Nordwesten sind sie verbreitet bis an die Grenzen von Gondwana, in 83° westl. L.; gegen Westen dehnen sie sich, wir wissen nicht genau wie weit, in die noch nicht vermessene Grenze des Staates Nagpur aus. Nach Süden hin findet man Chonds bis Bustar in 9° 43′ nördl. Br., und die Zemindarie von Palconda, im Distrikte Vizagapatam, ist in Besitz eines Chondhäuptlings. Im Süden treten an die Stelle der Chonds in der Zemindarie Pedda Kimedy im Gandschamdistrikte die Surahs, welche auch die Ostabhänge der Ghats bis zum Godawery einnehmen. Im Norden, etwa 12 deutsche Meilen nördlich von Mahanaddy, etwa im Meridian von Boad, tritt dann das Volk der Kole auf. Nach Nordosten reichen die Chonds weit nach Kattak hinein, wo Surahs, die aber mit den eben erwähnten südlichen Surahs nicht verwechselt werden dürfen, die niedrigeren Bergketten der Ghats bewohnen."

Nachdem wir diese Angaben, der Orientirung wegen, vorausgeschickt haben, wollen wir zur Schilderung des Volkes selbst übergehen. Die Chonds sind von kräftigem, ebenmäßigem Körperbau, und die Muskeln sehr gut entwickelt. Die glänzende Hautfarbe nüancirt von heller Bambus- bis zu dunkler Kupferfarbe; Hacken in gleicher Linie mit der Wadenrundung, Fuß etwas breiter und größer als beim Hindu, Spannung desselben nicht gewölbt; Vorderkopf voll und breit, Nasen selten aber doch zuweilen gebogen, an der Spitze gewöhnlich breit; Lippen voll, aber nicht dick, Mund sehr breit; Gesichtsausdruck intelligent; die Züge deuten auf Entschlossenheit und guten Humor. Die Bekleidung besteht aus langen und breiten Stücken groben Zeuges, das entweder weiß oder gewürfelt ist; die Frauen tragen in manchen Bezirken Ringe an Hand- und Fußknöcheln und kleine Zierrathen in Nase und Ohren.

Die Dörfer haben durchgängig eine sehr hübsche Lage zwischen Baumgruppen, am Fuße bewaldeter Hügel oder auf Bodenerhöhungen in der Ebene. In den südlichen Bezirken bestehen sie aus zwei tangen Häuserreihen, wetche eine Straße bilden; diese läuft etwas gekrümmt und ist an beiden Enden durch ein starkes Holzthor geschlossen. In den nördlichen Gegenden stehen die Häuser, wie bei den Hindus, unregelmäßig umher. Bei der Anlage eines Dorfes wird ein Baum (Cotton tree) gepflanzt und der Gottheit des Ortes geweiht; neben demselben errichtet man das Haus des Patriarchen (Abbaya oder, wie die Hindus sagen Mallicko). Diese Wohnung tiegt allemal in der Mitte des Dorfes, jene des Panua, des Webers, am Ende desselben; man erkennt diese sofort an allerlei Webergeräth, z. B. Pflöcken, vor der Thür. Der Priester befragt den Willen der Gottheit und bestimmt dann die Lage der Ortschaft. Jeder baut sich selber sein Haus. Ein Dorf, das in Verfall geräth, wird nicht wieder ausgebessert; man baut dann ein neues, benutzt aber von den Materiatien des alten gar nichts. Solch eine Ortschaft hat durchschnittlich eine Dauer von nur 14 Jahren, doch wird sie manchmal früher, irgend eines Abergtaubens wegen, verlassen.

Die Chonds wenden *keinerlei Arznei* an. Auf Wunden legen sie Erde, welche sie von den Erdhügeln nehmen und mit Wasser ankneten, oder einen Umschlag von Hirsenbrei. In bedenklichen Fällen legen sie ein nasses Stück Zeug auf den Leib und fahren mit einer heißen Sichel darüber hin. Fieber ist häufig, nicht minder, in Folge unmäßigen Trinkens, Entzündung der Eingeweide. Manchmal richten die Blattern Verheerung an und Viele sind blind. Die Frauen gebären sehr leicht und behalten das Kind nur 6 Monate an der Brust.

Der Ackerbau steht in hohen Ehren; im Süden gilt dasselbe auch von den Eisenarbeitern und Töpfern. Lohnarbeiter gibt es nicht; Jeder bearbeitet als Freigut einen Theil des Bodens, der genau abgetheilt ist; die eine Hälfte desselben liegt im Thal und wird bewässert, die andere und zugleich größere auf der Höhe. *Die väterliche Gewalt* ist unbedingt und hat keine Schranken, und ein Sohn kann vor des Vaters Ableben keinerlei Art von Eigenthum besitzen. Grund und Boden vererbt, sammt dem Vieh, nur auf die Söhne; Töchter können kein Land besitzen. In manchen Bezirken bekommt der älteste Sohn einen Extraantheil; Schmucksachen, Hausgeräth, Geld, überhaupt bewegliche Sachen fallen den Töchtern zu, welche von den Brüdern erhalten werden, bis sie heiraten; dann erhalten sie eine Ausstattung. Ein Grundbesitzer, der ohne Manneserben stirbt, wird von der Dorfgemeinde beerbt und diese vertheilt den Nachlaß.

Kein anderes Volk versteht sich auf den Ackerbau so gut und betreibt denselben mit solchem Eifer wie die Chonds. Der Mann steht bei Tagesanbruch auf, genießt einen Brei aus Hirse oder Hülsenfrüchten mit Ziegen- oder Schweinefleisch, spannt seine Ochsen an und nimmt die Axt auf die Schulter. Er pflügt bis Mittags 3 Uhr und nimmt alsdann ein Bad; bei schweren Arbeiten, z. B. im Walde beim Fällen der Bäume, macht er früher Mittag und hält eine Mahtzeit. Abends genießt er ein geistiges Getränk und raucht Taback. Zur Zeit der Aussaat und der Ernte arbeiten auch die Frauen auf dem Felde.

Die Maliah (Gebirgs-) Chonds haben sehr viel Groß- und Kleinvieh und dazu Geflügel in Menge. Sie bauen Reis, Oelpflanzen, Hirse, Hülsenfrüchte, Gemüse, Taback, Curcumä und ganz vortrefflichen Senf; diese Produkte werden ihnen von Hindukaufleuten, namentlich von der Suda-Kaste, abgekauft, oder man bringt sie auf die Märkte zu Kolada und Kodanda, wo der *Dorfweber*, der Panua, den Handel vermittelt, als Mäkler auftritt und den Eintausch von Salz, Zeugen, Messinggefäßen, Schmucksachen und dergleichen mehr besorgt.

Landverkäufe kommen oftmals vor und die Uebertragung findet in folgender Weise statt. Der Verkäufer meldet beim Vorsteher (Patriarchen, Abbaya) sein Vorhaben an, damit dasselbe kund werde. Mit dem Käufer geht er, im Beisein von fünf achtbaren Männern, die als Zeugen aufgerufen wurden, auf das Grundstück. Dort ruft er die Dorfgottheit an, damit auch sie Zeuge sei, daß er einen Theil seiner Ländereien einem Andern übertragen habe. *Alsdann nimmt er eine Hand voll Erde und überreicht dieselbe dem Käufer*, der nun seinerseits den Kaufpreis zahlt.

Die Chonds im Gebirge haben erst in der jüngsten Zeit den Gebrauch des Metallgeldes kennen gelernt, aber sie hatten Kaurimuscheln. Als Werthmesser diente „Lebendiges", z. B. ein Stier, ein Büffel, eine Ziege, ein Schwein oder ein Huhn; außerdem aber auch ein Sack voll Getreide oder ein paar Messingtöpfe. Im Durchschnitt rechnet man 100 Leben gleich 10 Ochsen oder Büffeln, 10 Sack Korn, 10 paar Messingtöpfen, 20 Schafen, 10 Schweinen oder 30 Hühnern.

Die Maliah-Chonds sind in der Lage, sich ganz dem Ackerbau zu widmen, weil *fünf Pariah- oder Hindu-Kasten* unter ihnen wohnen und diese alle anderen Geschäfte besorgen. Diese sind: der *Panua*, Weber; der *Lohara*, Schmied; der *Komaru*, Töpfer; der *Guro*, Hirt und der *Sundi* oder Destillateur, der letztere aber nur in den östlichen Bezirken.

Der *Weber* ist in jedem Dorf eine ganz unentbehrliche Person. Er mußte, bis zur Abschaffung der Menschenopfer, dafür sorgen, daß an letzteren kein Mangel sei; er ist Bote und überbringt Mittheilungen an berathende Versammlungen oder in Kriegszeiten an die Heerführer. Auch macht er bei festlichen Gelegenheiten Musik und versorgt das Dorf mit Kleidung.

Diese *Kasten* wohnen seit uralter Zeit im Lande der Chonds, die aber keine Speise genießen, welche von jenen berührt worden ist. Sie reden sowohl die Sprache der Chonds wie das Oriyah,*) haben ihre eigenen Götter, denen sie opfern, betheiligen sich aber auch bei den religiösen Feierlichkeiten der Chonds, von denen sie sehr wohlwollend behandelt werden; man erblickt jedoch in ihnen nur untergeordnete Schützlinge, die sich aber nicht einfallen lassen dürfen, sich den Chonds gleichzustellen. Uebrigens halten sie ihr Blut unvermischt und haben manchmal auch Grundbesitz. —

Gastfreundschaft gilt für heilige Pflicht; jeder Fremde ist willkommen, mag im Dorf als Gast bleiben, so lang es ihm beliebt, man kann ihn niemals wegweisen und er wird allezeit wie ein Glied der Familie behandelt. Auch Flüchtlinge aus anderen Stämmen genießen Aufnahme und Schutz, nur Meriahs, d. h. die zu Menschenopfern bestimmten Personen, hatten darauf keinen Anspruch, wenigstens nicht bei befreundeten Stämmen. Wer sich in das Haus seines Feindes flüchtet, darf dort nicht angetastet werden, selbst wenn er Gegenstand der Blutrache seines Wirthes wäre. Einst hatte ein Panua den Sohn des Abbaya, also des Patriarchen, getödtet, war geflüchtet, nach Verlauf von einigen Jahren zurückgekommen und bei Nacht in das Haus des Abbaya gegangen. Eine Volksversammlung berieth den Fall und erklärte, daß der Mann als Gast behandelt werden müsse, und demgemäß blieb er im Hause. In derartigen Fällen kommt es aber wohl vor, daß der Wirth sein Haus räumt und einen solchen Gast ohne Speise und Trank zurück läßt. Doch gilt ein solches Verfahren nicht für anständig. So weit geht die Gastfreundschaft, daß ein Stamm einen andern, der flüchtig geworden ist, aufnehmen muß; manchmal erhält dann ein solcher Jahre lang Unterstützung, bis ein Ausgleich ermittelt worden ist.

Die Patriarchen sind sehr stolz auf ihr Blut und schätzen sich für besser als die Hindus. Sie rühmen sich, daß sie Väter und Mütter in Ehren halten, während die Hindus den ihrigen keine Hochachtung erweisen; sie, die Chonds, seien von gleichartiger Rasse, die Hindus aber nicht. Daher sind sie so stolz, wie unabhängige Leute zu sein pflegen, und machen keine Schmeichelworte. Zum Zeichen des *Grußes* halten sie die Hand senkrecht über den Kopf; beim Begegnen auf der Straße sagt der Jüngere: „Ich bin auf meinem Wege", und der Aeltere entgegnet: „Geh vorwärts!"

*) Das *Oriyah* in Orissa grenzt sprachlich nach Norden hin an das Bengali, nach Süden an das Telinga und hat im Westen die verschiedenen Chonddialekte. Es wird von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl Menschen geredet. A.

Die Häuptlinge sind in Gegenden, welche in näherer Berührung mit den Hindus stehen, sehr darüber aus, sich Kenntnisse anzueignen; manche lesen und schreiben, und viele Chonds senden ihre Kinder in eine Hinduschule.

Die *Frauen* haben eine recht gute Stellung, sind nicht ohne Einfluß, werden mit Achtung und Familienmütter sogar mit Auszeichnung behandelt. Man beräth mit ihnen sogar öffentliche Angelegenheiten; im Hauswesen üben sie großen Einfluß. *Heiraten können nur zwischen Angehörigen verschiedener Stämme geschlossen werden*, nicht einmal mit Fremden, die seit längerer Zeit in den Stamm aufgenommen worden sind. Solche Heiraten finden auch statt, während zwei Stämme in langwierigen Fehden mit einander liegen. Man verheiratet 10jährige Knaben mit 16jährigen Mädchen; der Vater des erstern zahlt 20 oder 30 „Leben“ Kaufgeld und damit ist die Angelegenheit abgemacht. Man trägt Reis und starke Getränke in das Brauthaus, der Priester kostet das Getränk, bringt den Göttern eine Spende, die beiderseitigen Aeltern erklären, daß die Ehe geschlossen sei. Nachher Gesang u. Tanz und allerlei andere Lustbarkeiten, zu welchen auch eine fingirte Entführung der Braut gehört. Der Priester, welcher zu Anfang der Feier dem Bräutigam und der Braut, nach Hindu Art, eine gelbe Schnur um den Hals gelegt und ihr Gesicht mit einem Aufguß von Curcumä besprengt hatte, geleitet beide nach Hause und spricht unterwegs eine Zauberformel, wenn etwa der Weg über einen Bach führt. Die junge Frau lebt gemeinschaftlich mit dem ihr vermählten Knaben in dessen väterlichem Hause und hilft der Schwiegermutter, bis der Gemahl so weit herangewachsen ist, um selber einem Hauswesen vorstehen zu können. Die Frau wird nicht als Eigenthum des Mannes betrachtet; dieser kann mit ihrer Erlaubniß eine zweite Ehe schließen oder eine Nebenfrau halten, und der Stand einer solchen gilt keineswegs für entehrend; nur erhalten die mit ihr erzeugten Kinder blos halbes Erbtheil.



Chonds-Krieger in Orissa.
(Nach einer Zeichnung von Macpherson.

Nach dem Tode des „Patriarchen“ werden Trommeln und Kesselpauken gerührt, das Volk versammelt sich und man legt den Verstorbenen auf einen hohen Holzstoß. Neben den letztern wird eine hohe, beflaggte Stange in einen mit Getreide angefüllten Sack gesteckt und über diesem häuft man allen beweglichen Nachlaß, z. B. die Kleider, Waffen, Eß- und Trinkgeschirre des Dahingeschiedenen. Während das Alles in Flammen aufgeht, tanzen die Anwesenden um das Feuer. Der Priester verhält sich unthätig, weil er keine Leiche anrühren darf. Privatleute werden ohne weitere Feierlichkeiten verbrannt, und zwar auf einem besonders dazu bestimmten Platze, den man bei jedem Dorfe findet.

Jeder Stamm hat ein *bestimmtes Gebiet*, dessen Vorstand der Patriarch, als Vertreter des allen gemeinsamen Urahns, ist. Er theilt sich in Zweige, die unter Familienältesten stehen, und jedes einzelne Dorf hat zum Vorsteher einen Abkömmling des Vorstehers, welchen die ersten Gründer erwählt hatten. Eine Gruppe von Stämmen steht unter einem gemeinsamen Bundespatriarchen, welchem ein aus den Häuptlingen der verschiedenen Stämme zusammengesetzter Rath zur Seite ist; diese müssen ihrerseits mit den Dorfpatriarchen berathen, welche hinwiederum mit den Aeltesten ihres Dorfes im Einvernehmen zu handeln haben. Dazu kommen dann noch Volksversammlungen.

So ist die politische Gliederung beschaffen. Das Amt des Patriarchen ist in der Familie erblich, aber aus derselben kann das Volk den Mann wählen, welcher ihm genehm ist. Er steht als der erste unter Gleichen da, nicht etwa so wie der Häuptling eines Clans, der über den anderen Leuten steht; er hat keine Burg und keine Leibwache, bekommt weder Tribut noch Abgaben, außer dann und wann, und allemal als freie Gabe, etwas vom Ernteertrag. Doch wird auf die Würde selbst großer Werth gelegt. Er thut nie etwas ohne Zustimmung der Abbayas oder der Volksversammlung; er verhandelt mit anderen Stämmen und mit den Zemindars, ist Anführer im Kriege, hält die öffentliche Ordnung aufrecht, schlichtet Streitigkeiten und Prozesse, aber dabei entscheidet lediglich seine persönliche Autorität. Die von ihm berufenen *Volksversammlungen*

werden am Abhang eines Hügels gehalten. Den innern Kreis bilden die Distriktspatriarchen, den äußern Ring die Dorfspatriarchen. Das Volk steht umher, jeder trägt Waffen; Weiber und Kinder halten sich bei Seite, doch so, daß sie Alles hören können. Der Patriarch präsidirt und hält den ersten Vortrag, leitet die Verhandlungen und faßt am Ende das Resultat zusammen. Ihm liegt die Verkündigung der Beschlüsse ob.

Ein Stamm wird als Bengasikia bezeichnet, und zur Bezeichnung eines besondern Stammes setzt man den Namen seines Gründers vor das Wort; z. B. Baska Bengasikia, d. h. Stamm des Baska; eben so wird der Zweig eines Stammes mit dem Namen des Gründers bezeichnet. Der Name für Dorf ist Nadsu (Nadzoo). Die Namen der Khonds sind immer natürlichen Gegenständen entlehnt und drücken niemals Eigenschaften aus. So hat man den Mininga, Fischstamm; Janinga, Krabbenstamm; Potschangia, Eule; Saialinga, Stamm des gefleckten Hirsches etc. (Das erinnert an die Totems der nordamerikanischen Indianer.)

Die Khonds zeichnen sich durch großen persönlichen Muth aus; sie geben und nehmen kein Quartier. Bei ihren Fehden mit Leuten von anderer Rasse oder auch wohl mit solchen von verschiedenen Stämmen geloben sie zuweilen der Erdgöttin ein Menschenopfer, und Loha Peneu, dem Gott der Waffen, opfern sie Hühner und Ziegen vor der Schlacht. Nachdem das Blut geflossen ist, gibt der Priester, der niemals Waffen tragen darf, das Zeichen zum Gefechte, indem er eine Axt schwingt und die Krieger zur Tapferkeit ermahnt. Diese schmücken sich zum Kampf, als ob sie zu einem Feste gingen, flechten ihr Haar, legen dasselbe in einem flachen Kreis auf die rechte Seite des Kopfes und befestigen an demselben eine Feder, umwinden auch wohl das Haupt mit einem scharlachrothen Tuche.

Ein Engländer, welcher als Augenzeuge ein Gefecht zwischen den Stämmen des Bara Mutah und des Bora Des in Gumser mit ansah, bemerkte, daß jene Fasanen-, diese Hahnenfedern trugen. Die Hornbläser zogen voran, die Pauker gingen hinter dem Zuge her, die Frauen trugen Wasser und Lebensmittel; alle Männer, welche keinen Theil mehr am Gefechte nehmen konnten, gaben guten Rath. Die Weiber reichten den Männern Steine, und die Schlacht begann mit einem Hagel aus den Schleudern. Dann schoß man aus geringer Entfernung Pfeile ab und manche Krieger wurden verwundet. Als man einander ganz nahe gerückt war, entspannen sich Zweikämpfe. Nachdem der erste Krieger in einem solchen gefallen war, rannten Viele auf ihn zu und hieben ihn mit Aexten in Stücke. Ein anderer hieb seinem Gegner den Arm ab, nahm denselben und rannte damit spornstreichs zum Priester, der ihn sogleich forttrug, denn er sollte dem Waffengotte Loha Peneu als Opfer dargebracht werden. Ueberhaupt trennten die Sieger allen gefallenen Feinden den rechten Arm ab, und häuften dieselben dort auf, wo die Frauen standen, welche ihrerseits für die Verwundeten sorgten und den Kriegern Wasser gaben. Bald war der Kampf allgemein geworden, er hatte sich in ein wildes Handgemenge verwandelt, in welchem aber, nach beiderseitiger Uebereinkunft, Erholungspausen stattfanden. Am Ende wichen die Bora Des, obwohl sie die Mehrzahl bildeten, wurden über den Fluß Salki zurück getrieben und ließen etwa 60 Todte auf dem Platze, während ihre Gegner nur etwa halb so viele verloren hatten. Die rechte Hand aller Erschlagenen wurde von beiden Theilen in den Dörfern an Bäumen aufgehängt; die Todten verbrannte man. Aber am andern Morgen warfen die Bora Des ein blutrothes Stück Zeug auf das Schlachtfeld, also eine Herausforderung, daß sie den Kampf wieder aufnehmen wollten, der dann auch noch 3 Tage lang fortgeführt wurde.

Die Waffen bestehen in einer leichten Axt, die eigenthümlich gekrümmt ist und einen langen Stiel hat, in Bogen und Pfeilen und der Schleuder; Schilde haben sie nicht und die Axt wird mit beiden Händen geschwungen. Krieg ist die Regel, Frieden die Ausnahme. Innerhalb eines jeden Stammes herrscht Ruhe und Ordnung, aber was darüber hinausgeht, ist eitel Zwietracht und Verwirrung; Wiedervergeltung und Blutrache sind an der Tagesordnung.

Macpherson hebt als Charaktereigenthümlichkeit hervor: Liebe zur Freiheit, Anhänglichkeit an die Häuptlinge, unbeugsame Entschlossenheit, unverbrüchliche Treue gegen Freunde, Tapferkeit, Gastfreundschaft und großen Fleiß. Hauptfehler sind: Rachsucht, wilde Leidenschaftlichkeit und Trunksucht. Raubsüchtig sind nur zwei Distrikte, die übrigen nicht.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß Eide auf einer Tigerhaut abgelegt werden, damit ein Tiger den Meineidigen zerreiße, oder auf der Haut einer Eidechse, oder auf einem Ameisenhügel, oder auf einer Fasanenfeder.

In einem andern Aufsatze wollen wir die höchst merkwürdigen und eigenthümlichen religiösen Ansichten der Khonds erörtern.

Die Schleichhändler in Andalusien.

Der Schleichhandel ist in Spanien ein volksthümliches Gewerbe. In Madrid sind die Staatsmänner noch immer nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Land durch mäßige Eingangszölle höhere Einnahmen erzielt als bei einem Tarif, welcher die Einfuhrwaaren schwer belastet. Jeder hohe Eingangszoll ist eine Prämie für den Schmuggler. Man hat zu allen Zeiten und in allen Ländern strenge Maßregeln gegen den Schleichhandel ergriffen, hat Finanzwachen, Gensdarmen, Küstenschiffe und nicht selten auch ganze Bataillone von Soldaten gegen dieselben aufgeboten, aber stets mit demselben Erfolge. Man nimmt Schmuggelwaaren weg, schießt manche Uebertreter der Finanzgesetze nieder, sperrt andere auf lange Jahre ins Gefängniß, aber an der Sache selbst wird nichts geändert, das „Paschen" nimmt seinen Fortgang.

Gibraltar, an der Südwestspitze der pyrenäischen Halbinsel, befindet sich seit nun länger als anderthalbhundert Jahren im Besitze der Engländer. Seit eben so



Ein Contrabandista aus Ronda in Andalusien und seine Maja. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

langer Zeit wird von dort aus Schleichhandel nach Andalusien getrieben, und jene Festung ist recht eigentlich ein Pfahl im Fleische Spaniens. Von dort aus hat man diesen Schleichhandel in ein förmliches System gebracht, und er wird durch die Beschaffenheit des Geländes begünstigt. In der Nähe thürmt sich die **Serrania de Ronda** empor auf der westlichen Abtheilung zwischen dem Plateau von Ronda und den weiten Thälern der Küstenflüsse Guadalhorce und Guadiaro, und sie umfaßt auch das zwischen diesen beiden liegende südliche Randgebirge. Moritz **Willkomm**, der als Augenzeuge spricht, schildert sie „als eine höchst verwickelte Gruppe von außerordentlicher Wildheit". Sie nimmt einen Raum von etwa 25 deutschen Geviertmeilen ein und erhebt sich im Cerro de las Plazotetas zu 6033 Fuß Höhe.

Die Stadt **Ronda**, das Arunda der Römer, liegt 2300 Fuß über dem Meer und hat reine Luft; sie gehört noch zu der Provinz von Malaga. Von ihr aus führt der Weg nach Algeciras über Gaucin und San Roque. Auf dieser Straße zogen **Doré** und **Davillier**, denen ohne Zweifel unsere Leser gern wieder begegnen.

Vor einem Menschenalter war diese ganze Gegend noch sehr unsicher durch die **Bandoleros**. Diese spanischen Briganten waren Leute von weniger unedelm Schlag als die Briganti in Süditalien. Heute sind die romantischen Räuber nicht mehr vorhanden, aber die **Contrabandistas** sind geblieben, und die beiden Reisenden hatten das Vergnügen, mit diesen Freunden der Wildniß nähere Bekanntschaft zu machen. Von Postverkehr und Fuhrwesen ist in jenen Einöden keine Rede; für Wägen sind die Pfade zu steil und zu schlecht, hier muß das zähe, geduldige und vorsichtige Maulthier aushelfen. Es geht ruhig und sicher an den jähen Abgründen hin und behält den festen Tritt. Aber dem Reiter kommt manchmal Schwindel an, wenn er in die wilden, düsteren Schluchten hinabschauet. Er wendet gern das Auge ab von diesem schauerlichen Felsengewirr. Auch in der Serrania de Ronda haben die Mauren sich lange gegen die christlichen Spanier gewehrt und erst 1570 sich Philipp dem Grausamen unterworfen. Er ließ auch hier in seiner blutigen, erbarmungslosen Art gegen die „ungläubigen Rebellen" wüthen; den Ueberlebenden zwang er seine Kirche auf, aber trotzdem ist viel maurisches Blut zurückgeblieben und auch die Namen der meisten Oertlichkeiten sind hier, wie in den Provinzen Valencia, Murcia und den Alpujarras arabisch nach wie vor.

Maurisches Blut rollt auch in den Adern manches **Contrabandista**. Dieser ist eine Charakterfigur in der Serrania de Ronda, welche mit ihren steilen Bergen, tiefen Thälern und den schmalen Pfaden, die in vielen Fällen selbst für Maulthiere nicht praktikabel sind, recht eigentlich für ihn gemacht zu sein scheint. Sie wird nach allen Richtungen hin von kühnen und flinken **Serranos** durchzogen; diese holen Waaren aus Gibraltar.

Die Wanderer trafen mit dem ersten Contrabandista in einer Venta, einer einsamen Schenke, unweit von Gaucin zusammen. Der Mann wollte gleichfalls nach San Roque und Algeciras, wo der Schmuggel in hoher Blüthe steht. Joselillo, der kleine Joseph, war vierschrötig und stämmig, in der Mitte der dreißiger Jahre, im Gasthause sehr beliebt, und trug sich wie ein Majo (Stutzer). Die schwarze Stute, welche er ritt, war ein hübsches, kräftiges Thier, das er als una jaca ó terciopelo, eine Sammetstute, bezeichnete. Er hatte seine Querida, Geliebte, bei sich und sie saß, wie Doré's Bild zeigt, hinter ihm zu Roß. Mit diesem aufgeweckten Burschen war bald Freundschaft geschlossen, als Joselillo einige Gläser Xereswein und Anisett getrunken hatte. Der Contrabandista ist gut Freund mit allen Leuten, welche keine Regierungsbeamten oder Carabineros sind, und Joselillo nahm gar keinen Anstand, den beiden Ausländern Aufschluß über den Betrieb seines Gewerbes zu geben.

Der Contrabandista versorgt sich in Gibraltar mit Waaren, die er zumeist von jüdischen Handelsleuten bekommt. Insbesondere nimmt er einen Vorrath von Musselinen, seidenen Tüchern, Cigarren und Taback. So weit ist Alles gut und leicht; dann aber beginnen die Schwierigkeiten, weil es sich darum handelt, die Waaren auf spanisches Gebiet hinüber und in Sicherheit zu bringen. Dabei springt der **Corredor**, Mäkler, als hülfreicher Geist ein. Der Corredor wohnt aus guten Gründen, deren er sich wohl bewußt ist, in Gibraltar; dorthin flüchtete er sich, weil er etlicher „Kleinigkeiten" halber, z. B. wegen zweier oder dreier Meuchelmorde, den spanischen Boden zu unwirthlich gefunden hat. Nun arbeitet er unter dem Schutze der Flagge des redlichen Albion und er versteht sich auf den Rummel. Der Contrabandista zahlt ihm eine bestimmte Summe; dagegen übernimmt es der Corredor, mit den Zollbeamten ein Abkommen zu treffen. Die Carabineros werden gleichfalls bedacht und sehen dann nicht genau zu, was der Reiter etwa in seinen Säcken bei sich führt. Eine Spende guter Cigarren darf jedoch nicht vergessen werden.

Manchmal unternimmt der Corredor aber auch größere Operationen für Rechnung großer Handelshäuser in Cadix oder Malaga und es ist vorgekommen, daß er ganze Schiffsladungen zollpflichtiger Waaren über die Grenze geschmuggelt hat. Dergleichen kann er freilich nur ausführen, wenn er sich mit dem Befehlshaber der Carabineros verständigte. Dieser nimmt dann Einsicht vom Connossement der Ladung und bestimmt demgemäß so und so viel für Zeugwaaren, so und so viel für Taback u. s. w. Ort und Zeit der Ausladung werden genau bestimmt und der Commandant sorgt alsdann dafür, daß alle seine Leute an einem andern Punkte beschäftigt werden. Der Schiffsführer, welcher an der Küste kreuzt, erhält das verabredete Zeichen, setzt die Boote aus und bringt die Waaren unter den Augen des Commandanten ans Land; denn dieser rechtschaffene Staatsdiener paßt genau auf, daß nicht ein Ballen mehr als verabredet war, ans Land komme; dadurch würde ja er übervortheilt werden!

Der gewöhnliche Contrabandista muß sich mit kleinen Geschäften begnügen und schafft insgemein nur Webstoffe und Taback über die Grenze. Sobald er diese überschritten hat, schließt er sich einigen Kameraden an, und dann setzt sich die Karawane in Bewegung. Gewöhnlich marschirt sie bei Nacht; am Tage ruhet sie in **Cortijados**, vereinzelt liegenden Gehöften, „para que nadie los vea", d. h. damit Niemand sie sehe. Die Schleichhändler haben in solchen Meierhöfen ihre guten Freunde und sind vor Verrath vollkommen sicher. Es versteht sich von selbst, daß sie mit allen schwierigen und gefährlichen Wegen vertraut sind, denn gerade auf diesen müssen sie wandeln, weil sie auf den gangbaren Pfaden mit den Zollbeamten und Gensdarmen zusammentreffen würden. Sie haben den Sack auf dem Rücken und den Karabiner über der Schulter und geben an Kühnheit und Gewandtheit dem verwegensten Alpenjäger nichts nach. „Auf unseren Ausflügen in der Serrania de Ronda waren wir Zeugen eines für uns sehr interessanten Schauspiels: Mehre Contrabandistas gingen auf „unmöglichen" Pfaden einige hundert Fuß oberhalb



Schleichhändler in der Serrania de Ronda. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

des steilen Weges, welchen wir eingeschlagen hatten. Einer blieb stehen und schaute uns mit gleichgültigem Blick an. Doré war sehr erfreut über eine so günstige Gelegenheit und entwarf sofort eine Skizze."

Viel liegt den Contrabandistas daran, mit den Dorfbehörden in gutem Einvernehmen zu bleiben. Der Alcalde, Vorsteher, erhält gute Cigarren; für die Señora alcaldesa fällt dann und wann ein seidenes Tuch oder Band ab, und der Schreiber wird auch nicht vergessen. Gewöhnlich bringt der Schmuggler seine Ladung wohlbehalten an Ort und Stelle, doch findet dann und wann ein „Encuentro", also eine „Begegnung", ein zufälliges Zusammentreffen mit solchen Gensdarmen statt, die nicht erkauft worden sind. Dann bleibt ein Gefecht nicht aus, und die Schluchten der Sierra hallen wieder vom Knall der Büchsen; doch sind solche Encuentros immer nur Ausnahmen von der Regel, weil die Sache schon vorher mit einigen harten Thalern abgemacht wird. An Ort und Stelle liefert der Contrabandista seine Waaren an den „Correspondenten" ab und theilt mit diesem den Zollprofit. Beim Taback ist am meisten zu verdienen, wenn sich, was häufig der Fall ist, ein Estanquero, das heißt der Händler, welcher im Auftrage der Regierung einem Estanco de tabacos, einem Tabacksbureau, vorsteht, zum Vertrieb der eingeschmuggelten Waaren herbeiläßt.

Während der „Arbeitszeit", also wenn der Contrabandista unterwegs ist, führt er ein mäßiges Leben; aber sobald er abgeliefert hat, vergeudet er in Saus und Braus das mit Lebensgefahr und Schweiß erworbene Geld. Sein Lieblingsaufenthalt ist die Taberna, wo er Monte spielt, denn die Karten liebt er mit Leidenschaft, oder mit der beim Andalusier üblichen Ruhmredigkeit seine Großthaten erzählt. Dabei trinkt er, „um das Wort anzufeuchten" gar nicht wenig Xereswein. So kommt es, daß er zwar viel Geld verdient, aber wenig besitzt; an Sparen denkt er nicht. Er besteht die Gefahren; die Beamten des Finanzministeriums, mit denen er theilen muß, sind besser daran; ihm winken, wenn er ertappt wird, das Gefängniß in Spanien selbst oder ein Presidio an der afrikanischen Küste, etwa Ceuta oder Melilla, oder er fällt im Gefecht.

Manchmal geht das Geschäft flau. Dann kommt es auch heute wohl noch vor, daß der eine oder andre Contrabandista sich dazu herbeiläßt, den Leuten auf der Landstraße Koffer und Börsen leichter zu machen. Wie kann es für das Raubgewerbe auch eine bessere Vorschule geben als den Schleichhandel, noch dazu in einer solchen Gegend?

Eine Wanderung mit Yankees im Goldlande von Peru.

Von Adolf Bastian.

I.

Californische Goldgräber im Thale der Harpa. — Aufenthalt in Ayacucho — Die wilden Morochuchos und Präsident Castilla. — Erzählungen von unermeßlichem Goldreichthum. — Die beschwerliche Wanderung. Hängebrücken. — Ueber den Apurimac — In Cuzco. — Weg nach Marcapata. Die Eingangspforte zur Montaña — Die Erzählungen eines Pfarrers vom goldgierigen Portugiesen. — Der Marcapatafluß — Eine Maroma.

Wir müssen der Erzählung selbst einige Erläuterungen vorausschicken.

Dr. Bastian war auf seiner ersten Weltfahrt, die er als junger Naturforscher einige Jahre nach Beendigung seiner Universitätsstudien angetreten hatte, auch nach Peru gekommen. Er verweilte längere Zeit in diesem Lande der Inkas. Im Juni des Jahres 1854 kam er von einem Ausfluge, welchen er in der Montaña gemacht hatte, in das Thal der Harpa zurück. Dort sprach man viel von fremden Männern, die weder die Quichuasprache noch Spanisch redeten, Biberhüte trugen und in rothe oder blaue Wollhemden gekleidet waren. Peru, das nur selten ohne Revolutionen ist, war auch damals in allgemeiner Verwirrung; das kümmerte indessen die Goldjäger aus Californien, welche bis an die Zähne bewaffnet waren, sehr wenig. Bastian war begierig, sie kennen zu lernen und wollte deshalb nach Ayacucho gehen, das sich gerade im Besitze der wilden und blutgierigen Morochuchos befand; diese Pampasindianer hatten für einen der um die Präsidentschaft kämpfenden Nebenbuhler, Castilla und Echenique, Partei genommen, weil sich Gelegenheit zum Rauben und Plündern darbot.

In Ayacucho fand Bastian die „Boys aus den Diggings". Ein Blick auf die Aexte, Sägen, Flinten, Zinnpfannen, Kessel, Piken und andere dergleichen Sachen redete deutlich genug. Die meisten dieser Leute waren Nordamerikaner, einige andere Irländer und Deutsche. Diese Compagnie war aus Californien nach Australien gegangen und hatte dort vernommen, daß in Peru unermeßlich reiche Goldlager entdeckt worden seien. Flugs, und auf durchaus unsichere Nachrichten hin, waren dann aus Sydney nahe an zweitausend Diggers nach Peru gekommen, wo sie bald erfuhren, daß das Ganze ein Humbug gewesen, vermittelst dessen man die um gute Fracht verlegenen Schiffe zu füllen gedachte. Manche dieser betrogenen Leute trieben sich in den Hafenstädten herum und vernahmen dort, daß ein „unermeßliches" Goldlager irgendwo im Stromthale des Amazonas vorhanden sei. Das erfrischte ihren Muth und sofort bildeten sich ein halbes Dutzend Compagnien. Drei derselben gingen über Tarma, zwei über Huanuco, eine, aus Franzosen bestehende, über Loreto; die Leute, mit welchen Bastian zusammen traf, hatten ihren Weg über Cuzco genommen.

Die Yankees zweifelten keinen Augenblick, daß sie ein Goldlager finden würden; sie hatten gehört, daß in der Montaña von Paucartambo, am Flusse von Marcapata, edle Metalle lägen; man hatte ihnen sogar eine Karte gegeben, auf welcher die Oertlichkeiten verzeichnet standen. Allerdings sind die westlichen Abhänge der Cordilleren in der ganzen Ausdehnung der Montaña Peru's, von Loreto

bis Carabaya, goldhaltig, auch waren von Paucartambo mehre „Nuggets“, Goldklumpen, nach Lima gekommen. Weiter wurde erzählt, daß man nach Regengüssen die Flüsse gelb fände, nicht von dem losgespülten Erdreiche, sondern von dem im Wasser schwimmenden Golde; wenn man mit einer Pfanne schöpfe, erhalte man allemal einige Unzen Gold!

Solchen Erzählungen maß man Glauben bei; die Phantasie der Yankees war schrankenlos und sie bildeten in Lima sofort eine Compagnie, welche 21 Köpfe zählte, einen Kapitän ernannte, sich in Gruppen theilte und allerlei große Wippsägen, Blasebalge, Bohrer ꝛc. anschaffte. Sie waren doppelt und dreifach mit Revolvern versehen und jeder trug außerdem eine Büchse, einen Säbel und ein Bowiemesser. Die Habseligkeiten wurden auf Esel und Maulthiere geladen und so waren sie landein gegangen. Erst in Ayacucho trafen sie auf Schwierigkeiten. Der Gegenpräsident Castilla war an der Spitze der wilden, den Lasso schwingenden Indianer eingezogen. Er sah die Yankees ungern, sie hatten ohnehin keine Pässe. Dr. Bastian, welcher Spanisch verstand, ging zu dem Gewaltigen, um die Angelegenheit zu ordnen. Er fand in Castilla's Augen „dann und wann den Funken jener finstern Tücke glühen, der sich auch bei lange fortgesetzter Mischung nie ganz aus dem indianischen Blute wäscht“. Aber Castilla ist eigentlich der beste Präsident gewesen, welchen Peru überhaupt aufzuweisen hat. Nach manchen Zwischenfällen durfte die Compagnie weiter ziehen.

Bastian hatte sich ihr angeschlossen, um eine Gegend näher kennen zu lernen, die nur selten von weißen Menschen betreten worden ist. Nachdem die Gesellschaft Ayacucho verlassen hatte, folgte sie dem Längsthale, welches sich durch die ganze Cordillera zieht und vielfach von kleinen, von Westen nach Osten streichenden Höhenketten oder den, von den Flüssen gebildeten Querfurchen durchzogen ist. Sie mußte die meilenweit aufsteigenden Cuestas, Abhänge, erklimmen, und nicht selten rief die Einwirkung der dünnen Luft die Anzeichen der Seekrankheit hervor. Der Charakter der Gegend wechselt mit jedem tausend Fuß höher oder niedriger, oft verschiedene Male an demselben Tage, von der kahlen, öden Puna, wo nur dann und wann die Erscheinung der blitzschnellen Vicuñas oder der stolz dahinschwebende Condor die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, bis zu den im lichten Grün der Zuckerfelder glänzenden Thäler, wo Schlangen im Schatten der dichten Büsche lauern und Züge buntgefärbter Papageyen die Luft mit ihrem schrillen Gekreisch erfüllen. Zwischen beiden Extremen liegt das mittlere Niveau, die eigentliche Sierra, welcher die Cactuspflanzen ihren Ausdruck starrer Monotonie aufprägen. Man verliert die Gletscher der hohen Schneeberge fast nie aus dem Auge; der Weg zieht sich an ihrem Fuße hin, und die üppige Vegetation der wahren Tropen tritt erst hervor, wenn man in das eigentliche Tiefland kommt.

Die wandernden Abenteurer mußten mit magerer Kost fürlieb nehmen; das Hauptgericht bestand immer aus Chupe, heiß gepfefferter Kartoffelsuppe; Eier und Fleisch waren selten; als Getränk hatte man Wasser und Chicha, die bekanntlich aus gegohrenem Mais bereitet wird. Außerhalb der Städte findet man in Peru nicht viele Leute, welche Spanisch verstehen.

Am Rio Pampas wurde die erste Hängebrücke überschritten und dann Chinchero erreicht, wo der Pfarrer den Muth der Californier in nicht geringem Grade belebte. Er erzählte, daß man in den einst blühenden Missionen von Paucartambo Goldklumpen gefunden habe, die mehr als vier Centner wogen. Einst habe ein Portugiese am Berge Camanti unglaubliche Schätze gefunden. „Gold brachte jede Welle der Gebirgswasser, welche in den See fallen; dieser See war von Gold, durch jeden Regentropfen wurde Gold aus der Erde gewaschen, und Alles sank in den See, füllte den Boden, bedeckte die Uferwände und hob sich, langsam wachsend, nach der Oberfläche empor. Der habsüchtige Portugiese schaute vom Morgen bis zum Abend mit gierigem Blick auf die funkelnde Masse; er sah, wie sie tagtäglich anwuchs und berechnete auf Tag und Stunde, wann der letzte Wassertropfen zu Gold erstarrt sein würde. Die wilden Indianer (Chunchus) riethen ihm, doch mit dem, was er schon habe, zufrieden zu sein, aber er entgegnete: Wie kann es genug sein, wenn ich nicht Alles habe? Er ließ fortarbeiten und den Berg auf allen Seiten unterhöhlen. Da zog in einer Nacht ein furchtbares Unwetter über das Thal von Marcapata, und um Mitternacht hörte man ein donnerndes Krachen, die Erde wurde in ihren Grundfesten erschüttert. Am nächsten Morgen fanden die Chunchus auf einer meilenweiten Strecke die Ufer am Fuße des Camanti mit den Trümmern eines ungeheuern Bergsturzes bedeckt, und unter diesen liegen noch heute die unermeßlichen Schätze begraben.“

Diese Erzählung des Pfarrers ist in echt peruanischem Sagenstyl, die Californier aber meinten, etwas Wahres sei wohl daran und sie seien die rechten Männer, um jene Schätze zu heben. Sie zogen nun weiter nach Andahuailas und Huancarama und gelangten in das fruchtbare Thal von Abancay, in welchem Zucker wächst. Als ein dort ansässiger Spanier Herrn Bastian viel von mißlungenen Minenarbeiten in der Montaña erzählte, meinten die Abenteurer, daß man dergleichen wohl begreifen könne, denn jener Mann sei ja weder in Californien noch in Australien gewesen.

Am Apurimac wurde wieder eine Schwebebrücke passirt; sie war aber länger und schmäler als die erste. Das Thal des Flusses besteht dort nur aus der schroffen Furche, welche das Wasser zwischen den beiden senkrechten Felsen gegraben hat. Nachdem das Maulthier sich den steilen Zickzackweg von beträchtlicher Höhe fast senkrecht hinabgewunden hat, sieht man urplötzlich sich gezwungen, das in der Luft hängende Machwerk zu betreten, obwohl die Stricke nicht gerade Vertrauen einflößen. Das Ganze geräth bei jedem Fußtritt in immer stärkere Schwingungen, und unten in der Tiefe rauscht das Wasser. In solchen engen Quebradas (Schluchten), wo durch die zurückprallenden Sonnenstrahlen eine erstickende Hitze erzeugt wird, überfallen den Reisenden ganze Wolken kleiner Fliegen, von denen jeder Stich einen braunen Fleck hinterläßt. Auch beim raschesten Durcheilen kommt man mit einer ganz andern Haut heraus.

Aus der heißen Schlucht von Limatamba führte, viele Stunde immer bergan, der Weg auf die morastige Ebene von Suteri, durch welche ein Rest der alten und breiten Inka-Straße führt, und weiter nach Cuzco, der alten Hauptstadt von Peru. Die ganze neuere Stadt ist buchstäblich auf den Trümmern der alten erbaut, und das Volk wittert fast in jedem Hause vergrabene Schätze. Man erzählte den Californiern allerlei von den „versunkenen goldenen Gärten“. Ein hoher Regierungsbeamter gab Herrn Bastian, der freilich nicht zu den Gläubigen gehörte, Folgendes zum Besten: —

„Als ich Deputirter im Congresse zu Lima war, erschien eines Tages in unserer Sitzung ein alter Mann mit langem Bart, der bis auf den Gürtel herabwallte, und nahm, auf Ansuchen des Präsidenten, unter uns Platz. Er wurde

uns als ein italicuischer Priester vorgestellt, der schon seit 40 Jahren verschollen gewesen und den man längst todt geglaubt. Er hatte sich aber während dieser ganzen Zeit im Innern der Montaña mit dem Bekehrungswerke der wilden Barbaren beschäftigt. Jetzt befänden sich dort drei Dörfer von je 10,000 Seelen, die sich unter den Schutz der christlichen Regierung von Peru zu stellen wünschten. Man müsse aber bis in ihre Gegend eine Straße bauen. In der Nähe eines dieser Dörfer erhebe sich ein drei bis vier Meilen langer Berg, der aus massivem Golde bestehe. Es sei gut, wenn die Regierung denselben in Besitz nähme, bevor Privatpersonen sich desselben bemächtigten. Als man über diese Angabe spöttelte, erhob sich der Greis und sprach mit zitternder Stimme: Meine Tage sind gezählt, ich stehe am Rande des Grabes; über meine Lippen ist nie eine Lüge gekommen, aber meine Augen haben das Gold gesehen, meine Hände haben es berührt. — Man beschloß, 600 Mann als ein Erforschungscorps auszusenden, und der Padre ging zurück, um Vorbereitungen zum Empfange derselben zu treffen. Es brach aber eben damals wieder eine Revolution aus, das Corps setzte sich erst nach Verlauf vieler Monate in Bewegung und als es in die vom Padre bezeichnete Gegend kam, ergab sich, daß nach der Rückkehr des Padre 50,000 (!!) wilde Barbaren über die christlichen Dörfer hergefallen seien und alle Christen niedergemacht hätten, um die Unterwerfung unter die Weißen zu verhindern. Jeden Eindringling bedrohten sie mil dem Tode. Vom Padre hat man nie wieder etwas vernommen."

Es war rigentlich Herrn Bastians Absicht, in Cuzco sich von den Yankees zu trennen, doch bewogen ihn allerlei Zwischenfälle, den Fahrten der Compagnie noch weiter zu folgen. Seine finanziellen Umstände waren besser, als jene der übrigrn und sie boten ihm die Kapitänswürde an, welche er indessen ablehnte.

Der Plan der Abenteurer war, die Montaña von Paucartambo von *Marcapata* aus zu betreten und die Arbeiten an einigen Nebenbächen des dortigen Flusses zu beginnen. Die genannte Stadt liegt etwa 40 Leguas östlich von Cuzco und ist nach dieser Richtung hin der äußerste Vorposten der Civilisation. Alle nöthigen Vorbereitungen wurden während eines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Cuzco getroffen; dann brach die Gesellschaft auf und zog über *Urcos*. Dort soll in dem kesselartig eingebetteten See jene große goldene Kette liegen, welche Inka Huayna Capac zur Feier der Geburt seines Sohnes Huascar anfertigen ließ. Er wollte sie den habgierigen Spaniern geben, um den unglücklichen Athahuallpa auszulösen. Als aber die Indianer, welche die Kette transportirten, unterwegs vernahmen, daß ihr Herrscher von den Weißen ermordet worden sei, versenkten sie dieselbe in den See von Urcos. Doch nennt die Sage noch andere Plätze, an welchen das geschehen sei.

Das Folgende ist Dr. Bastians eigene Erzählung.

In der einsam auf kalter Puna am Fuße ungeheuerer Schneeberge liegenden *Hacienda von Labramarca*, einer der reichsten in Peru an Schafen und Rindern, versahen wir uns mit mehren Ladungen ooη getrocknetem Hammel- und Ochsenfleisch, als der einzigen Art Proviant, die sich in der feuchten Montaña für einige Zeit präserviren läßt, tauschten, kauften und verkauften Pferde, Esel und Maulthiere, wahrscheinlich nicht immer zu unserm Vortheil, und setzten nach einem Ruhetage, dem der freundliche Hausmeister gern noch mehre beigefügt hätte, unsere Reise fort. Wir hatten von dort 13 Leguas bis zum nächsten Indianerdorf und 14 bis Marcapata, eine sehr starke Tagereise für unsere schwerbeladenen Thiere, und so ging ich mit dem Führer, den wir seiner Kenntniß der Montaña wegen in Cuzco gemiethet hatten, voran, um wenigstens alle nöthigen Vorbereitungen zum Empfange zu treffen. Sonnenuntergang war nahe, als wir an dem mit Schnee bedeckten Kamme der Cordillere anlangten, und kaum hatten wir ihn passirt, als uns der dichte graue Nebel, den die aus der Montaña aufsteigenden heißen Dünste fast beständig dort niederschlagen, entgegen- und bald ganz umwehte. Zu gleicher Zeit hörten wir auf allen Seiten das Hervorsprudeln von Quellen und das Rauschen von Bächen, das sich indeß bald verlor, da die Flüsse in gerader Richtung in die tiefen Schluchten hinabstürzen, um mit dem Marañon ihre Wellen zum Atlantic zu rollen, während unser Weg uns bis Marcapata auf der Höhe entlang zu führen hatte.

Der Pfad war steinig, eng und gebrochen, und bei der Unmöglichkeit, irgend Etwas von der Umgebung zu erkennen, überließen wir nach manchen Kreuz- und Querzügen endlich alle Entscheidung unseren Maulthieren, welche uns auch in einem kalten, dichten Regen, worin sich der Nebel bei Anbruch der Nacht aufgelöst hatte, vor die Thür einer Indianerhütte brachten. Auf der Erde prasselte ein helles Kienfeuer, und obwohl der Schmutz des Innern dadurch nur krasser hervortrat, hätten wir keinen erquickendern Anblick haben können und kauerten bald mit der ganzen Familie auf dem Boden, Kartoffeln mit Aji (rothem Pfeffer) essend und saure Chicha aus Kürbisschalen schlürfend. Obwohl ich verschiedene Indianer mit Fackeln fortgeschickt hatte, blieb der Rest der Gesellschaft sehr lange aus, bis wir schließlich nach vielen Stunden ungeduldigen Harrens verschiedene Schüsse hörten, einige über, andere unter uns; dieselben wurden erwiedert, dann ein großes Feuer gemacht, und so fanden sich nach einiger Zeit alle Verirrten zusammen, hungrig, kalt, naß, Peru und seine Wege, die Führer und Indianer verwünschend. Zwei Esel waren in einer Windung des Weges von den Felsen herabgestürzt, und ein Maulthier hatte sich gleichfalls verloren, wurde indeß wieder gefunden und uns am andern Tage nach *Marcapata*, wo wir uns dann einquartiert hatten, nachgeliefert. Dieser Ort liegt auf den letzten Vorsprüngen der Cordillere, gerade wo sie in die Montaña abfällt, und ist so stets in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt, der selten mehr als eine Rasenlänge vor sich hinsehen läßt, ohne den aber auch Nichts zu sehen wäre. In Marcapata, als der Eingangspforte zur Montaña, hatten wir unsere nicht weiter brauchbaren Thiere, die ohnedem durch die allnächtlichen Aderlässe der Vampyre gänzlich abgefallen waren, zurückgelassen und unser Gepäck, Arbeitswerkzeuge und Proviant auf dem Rücken von Indianern, deren zwischen 90 bis 100 erforderlich waren, zu transportiren. Ich sprach darüber mit dem Gobernador, der über eine solche Anforderung erschrak und die augenblicklich in höchster Strenge vor sich gehende Recrutirung als Unmöglichkeit, ihr zu genügen, vorschützte, aber nach Producirung unserer peremtorisch abgefaßten Papiere und dem Anerbieten, einen etwas höhern Lohn, als den üblichen, zu bezahlen, sein Möglichstes zu thun versprach und uns Hoffnung gab, innerhalb einer Woche die erforderliche Zahl herbeizuschaffen.

In der Zwischenzeit hatten wir Gelegenheit, vielfache Erkundigungen über die Montaña einzuziehen und hörten, daß die meisten der dort früher bearbeiteten Haciendas von Kaffee, Zucker, Taback, Vanille, selbst die der seidenartigen Baumwolle, des ausgezeichneten Cacao's und der unentbehrlichen Coca, wegen der so häufigen Einfälle der Chun-

chus gegenwärtig, mit Ausnahme der allernächsten, verlassen lägen, daß der äußerste Punkt, bis zu dem zuweilen kühne Cascarillen-Sammler sich wagten, der Camanti und Bassiri (zwischen 30 bis 40 Leguas von Marcapata) seien, bis wohin auch eine Art Weg und die eine oder andere Brücke zu finden wären, daß weiterhin aber ein Vordringen wegen der zahlreichen Barbaren-Stämme höchst gefährlich, wenn nicht unmöglich sei.

Die Nachrichten über den Goldreichthum entsprachen jetzt, wo wir dem eigentlichen Platze näher kamen, durchaus nicht mehr den gehegten Erwartungen und befestigten mich in meinen früher schon erhobenen Zweifeln. Freilich auch hier sprachen die Leute von der Unerschöpflichkeit der im Territorium der Wilden anzuschlagenden Metalladern, aber bei genauerem Eingehen auf die Facta, die hier leichter bis zu ihrer ersten Quelle zu verfolgen waren, ergab sich, daß einzelne Indianer, die dann und wann die Wäschereien der für den Ursprung der brasilianischen Minen gehaltenen Flüsse besuchten, nach mehrmonatlicher Arbeit mit einigen Unzen, worin für die dortigen Verhältnisse allerdings ein Vermögen liegt, zurückzukehren pflegten, oft aber selbst mit leeren Händen. Die Yankees fanden den Grund dieses geringen Erfolges nur in der Unvotlkommenheit ihrer noch nicht mit dem Geheimniß der Long Toms und Stuieen vertrauten Bearbeitungsweise, und nach dem Vorzeigen einer Tasse voll, allerdings sehr feinen Goldstaubes, den der Cura (Pfarrer) nach und nach (und er gestand nicht recht, in wie langer Zeit und von wie vielen Sammlern) aufgekauft hatte und zur Regutirung seiner durch Maiskörner ersetzten Grangewichte auf unseren Goldwagen bestimmen ließ, entzündete sich der schon etwas gesunkene Muth rasch wieder zu seinem frühern Feuer, so daß mein Vorschlag, zur Ersparung nutzloser Kosten erst eine Abtheilung zum Prospectiren vorauszuschicken, durchaus keinen Anklang fand, und der Gobernador um so eifriger zur Erfüllung seines Contractes bestürmt wurde.

Der arme Mann befand sich in nicht geringer Verlegenheit; er hatte täglich einige Rekruten geknebelt nach Cuzco abzusenden, um den dringenden Anforderungen der Regierung zu entsprechen, und da er natürlich außer einigen altersschwachen Alcalden sich ohne Unterstützung, weder durch Truppen noch Gensdarmen, befand, so kam er oft in unser Quartier, um Schutz gegen die ihm drohenden Nachstellungen zu suchen. Wir leisteten denselben gern, verlangten aber nun gleichfalls berücksichtigt zu werden. Die mit eifrigen Betheuerungen wiederholten Versprechungen beschwichtigten für einige Zeit, aber endlich ließ sich der unruhige Charakter der Golddigger, unter denen sich mehre Subjekte von mehr als zweifelhaftem Rufe befanden, nicht länger hinhalten. Eines Morgens, als ich gerade mit dem Gobernador frühstückte, traten Einige derselben ins Zimmer und ließen ihrer Entrüstung in so zügelloser Weise Lauf, daß mein Wirth, obwohl er von der Sprache Nichts verstand, leichenblaß da saß und nach ihrer Entfernung mich zitternd nach der Bedeutung der Worte fragte. Ich benutzte die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich meinerseits völlig von seinem guten Willen überzeugt wäre, indeß durchaus keine Autorität mehr über die aufgeregten Gemüther der Gesellschaft besäße, daß ich ihm den freundschaftlichen Rath gebe, wenn irgend möglich, seiner Verpflichtung nachzukommen, indem Pläne im Werke seien, sich seiner Person zu bemächtigen, das Dorf in Besitz zu nehmen, und sich selbst Recht zu verschaffen. Ohne mehr zu hören, sprang der in seinem abgeschnittenen Winkel völlig Preis gegebene Beamte auf, sandte nach seinen Alcalden und gab mir sein Ehrenwort, daß wir am nächsten Tage versorgt sein sollten. Wirklich wurde uns am Morgen ein Theil der contrahirten Indianer überliefert, die wir beluden und mit der ersten Abtheilung fortschickten; an den folgenden Tagen kamen mehr, die ebenfalls vertheilt und verabschiedet wurden, dann aber trat aufs Neue ein längerer Stillstand ein.

Ich befand mich nur noch mit dem letzten Rest von fünf Yankees zurück; da indeß die erste Kriegslist so gut gelungen war, entwarfen wir eine zweite, und am nächsten Sonnabend wurde dem Gobernador mitgetheilt, daß wir entschlossen seien, im Falle er uns keine Garantie gebe, den Rückstand auf eigene Faust aus den nach dem Dorfe zur Kirche kommenden Indianern zu complementiren. Am andern Morgen maß ernsten Schrittes und sorgenvoll gesenkten Hauptes der Fürst von Marcapata, in seine lange spanische Toga gehüllt, die Plaza seiner Residenz und erwiederte die tiefen Verbeugungen der durch die feierliche Erscheinung ihres Taita bestürzten Indianer mit stummer Würde. Nach dem Gottesdienste versammelte er einen Kreis der Gemeinde um sich und hielt eine lange und eindringliche Rede, die indeß, wie aus den Geberden und Gesticulationen der Zuhörer zu ersehen war, durchaus mit keinem Beifall aufgenommen wurde. Schnell war unser Entschluß gefaßt; mit dem Revoloer in den Händen postirten wir uns an den beiden dem Markte zulaufenden Straßen, ließen die Hähne knacken und luden mit möglichstem Geräusch die gefürchteten Rifles. Das wirkte; die schon zum Fortgehen gewandten Indianer traten wiederum zusammen, eine neue, aber nur kurze Debatte folgte, und bald hatten wir die Freude, unser letztes Gepäck wohl hinweggestauet zu finden, und das traurige Marcapata, aus dem die Yankees sicher waren, in wenigen Monaten ein zweites San Francisco erstehen zu lassen, in grauem Nebel auf der Kuppel des Berges verschwinden zu sehen, den wir leichten Sinnes hinunterstiegen. Unser Weg war eng und schmal und führte fast senkrecht bergab, aber mit jedem Schritte, mit dem wir uns dem Thale des in der Tiefe brausenden Stromes näherten, enthüllten sich um uns neue Wunder ungeahnter Schöpfungen. Die letzten civilisirten Ansiedlungen waren bald passirt, und endlich befanden wir uns in dem gerühmten Zauberlande der so viel besprochenen Montaña.

Der Fußpfad, der hier und da zu erkennen war, folgte dem Laufe des breiten und reißenden Marcapata-Flusses und kreuzte denselben an einer Stelle, wo noch die Ueberreste einer im höchsten Zustande des Verfalles befindlichen Brücke vorhanden waren. Dieselbe bestand aus kreuzweis in Vierecken gelegten dünnen Aesten und mußte auf Händen und Füßen unter bedeutendem Schwanken des in einer Art Bogen das Wasser überspannenden Fächerwerkes passirt werden. Unsere Hunde, die mit kläglichem Geheul bei jedem Tritte in die Quadrate hineinfielen, erreichten das andere Ufer nur durch die Unterstützung eines schon dressirten Gefährten, welches gescheidte Thier verschiedene Mal hin- und herlief, um ihnen die nothwendigen Kunstgriffe deutlich zu machen. An der jetzt erreichten Seite des Flusses hatten die demselben in der Regenzeit zuströmenden Gebirgswasser die Felsmassen auf solche Weise zerrissen und ausgehöhlt, daß Nichts übrig blieb, als die perpendikuläre Wand der ersten zu erklimmen, was uns mit Hilfe des Gestrüppes und der Baumwurzeln, sowie gegenseitiger Unterstützung nach einiger Mühe gelang. Von dort bis zur nächsten, die etwa 50 bis 60 Fuß entfernt war, fanden wir Baumstämme, durch die stete Feuchtigkeit fast ganz vermodert, von einer Spitze zur andern

geworfen, und hier war kein Ausweg, als auf dem Leibe hinüberzurutschen. Glücklicher Weise verdeckte der üppige Pflanzenwuchs die Tiefe des unten gähnenden Abgrundes, sonst möchte außer unseren Seeleuten wohl Keiner schwindelfrei genug gewesen sein. Am änglichsten war ein kleiner Bursche, den ich in Marcapata gemiethet hatte, indem er im vorigen Jahre mit einem solchen Balken, der seinen Stützpunkt verloren hatte, eingebrochen war und lange zwischen Leben und Tod geschwebt hatte; doch ermannte er sich bald durch das Beispiel der anderen Indianer, die mit staunenswerther Sicherheit, trotz ihrer schweren Lasten, in gleichmäßigem Trabe forteilten. Noch manche andere Schluchten hatten wir auf diese Weise zu passiren, und manchmal war ein frischer Baumstamm durch unsere Vorgänger hinzugefügt, von denen sich auch dann und wann Zettel mit der Notiz über die Zeit ihres dortigen Campirens an den Halteplätzen vorfanden.

Am vierten Nachmittage gelangten wir, in der Nähe einer früher zur Bebauung gelichteten Stelle, jetzt aber schon durch das dichteste Unkraut völlig überwuchert, an das Ufer eines Baches, der durch die in den letzten Tagen gefallenen Regengüsse zu einer solchen Höhe geschwollen war, daß jeder Versuch, ihn zu durchwaten, außer Frage blieb. Eine fast theuer erkaufte Erfahrung in der Montaña von Huanta hatte mich darin vorsichtig gemacht. Die Indianer hatten vergessen, sich mit den nöthigen Vorrichtungen zur Aufstellung einer Maroma, wo der Reisende durch Stricke hinüber gezogen wird, zu versehen; das gewöhnlich zur Verfertigung von Balsas, für die der Strom aber auch ohnedem zu reißend und felsig war, dienende Korkholz war in der Umgegend nicht zu finden, und so blieb kein Ausweg, als selbst Hand ans Werk zu legen. Bald hatten unsere Artträger ein paar der stolzen Stämme gefällt, und mit ihnen wurde eine durch die in der Mitte des Flusses befindlichen Steine gestützte Brücke improvisirt, auf der wir hinüber zu passiren anfingen. Einige der indianischen Lastträger, sei es aus Mißtrauen in eine für sie neue Erfindung, sei es durch die Glätte des neuen Holzes, verloren in der Mitte der Brücke ihren sonst so sichern Fußtritt und glitschten in den Strom, der sie augenblicklich mit sich fortriß. Nur durch die Anstrengungen der in der Nähe befindlichen Yankees, die kühn der ihnen selbst drohenden Lebensgefahr trotzten, gelang es denselben nach Durchschneidung der die Traglast um ihren Hals befestigenden Taue das Ufer zu erreichen, aber in einem Zustande, der sie zur Fortsetzung der Reise unfähig machte. Der Verlust bestand außer einigen Kleidungsstücken und baarem Gelde besonders in den mitgenommenen Luxusartikeln von Zucker, Reis, Chocolade, Kaffee, Thee, Käse und Biscuit, so daß unsere Rationen von da auf getrocknetes Fleisch und gedörrten Mais oder das beim Frostpunkt eingetrocknete Kartoffelmehl der Indianer beschränkt blieben. Die nächste Nacht kamen neue Regengüsse, die unsere schwache Laubhütte bald durchdrungen hatten, so daß wir uns nicht die Mühe zu nehmen brauchten, die bei dem Brückenbau triefend durchnäßten Kleider zu trocknen.

Die mohammedanischen Pilgerkarawanen und die epidemischen Krankheiten.

Uns Europäern sind die großen und verheerenden Seuchen, welche zu verschiedenen Zeiten das Abendland wie ein Würgengel durchzogen, aus dem Oriente gebracht worden: die Pest, der schwarze Tod, die Blattern und zuletzt die Cholera, welche vor etwa einem halben Jahrhundert ihren verderblichen Weltgang antrat. Sie hat im vorigen Jahre wieder gewaltige Verwüstungen angerichtet und ist bis in das Herz unseres Erdtheils vorgedrungen. Man hat auch diesmal sehr deutlich erkannt, wo sie zuerst auftrat, und ihre Verbreitung ist genau verfolgt worden. Sie kam von den heiligen Städten des Islam. Seit Monaten tagt nun eine europäische Commission in Konstantinopel, um zu berathen, welche wirksamen Mittel zu ergreifen seien, um für die Zukunft der Ausdehnung dieser Seuche, und zwar an ihren Brutstätten im Morgenlande selbst, Schranken zu setzen. Die Aufgabe wird schwierig sein, weil der Fanatismus der Mohammedaner allen durchgreifenden Maßregeln entgegen arbeitet. Schwerlich wird der Zweck erreicht werden, wenn man die Sache in den Händen türkischer Behörden läßt; es ist nothwendig, daß Europa energisch auftrete und die erforderlichen Maßregeln, im Nothfalle durch Druck und Zwang, durchsetze.

Wer mit den Verhältnissen der Pilgerkarawanen näher vertraut ist, weiß sehr wohl, daß sich fast an alle mehr oder weniger Krankheiten verschiedener Art heften und daß dieselben, falls sie ansteckend sind, eben durch diese Pilger über weite Räume hin verschleppt werden. Jetzt, wo es sich um eine brennende Frage handelt, die auch uns Europäer so nahe angeht, wird es angemessen sein, einen Blick auf diese eigenthümlichen Verhältnisse zu werfen. Ein französischer Arzt, Dr. Daguillon, hat in der Januarnummer der „Nouvelles Annales des Voyages" dieselben eingehend erörtert.

Bekanntlich strömen alljährlich viele tausende von Pilgern aus allen Theilen der mohammedanischen Welt nach Medina und Mekka. Die Zahl schwankt je nach den Umständen. So kamen, wie unser Landsmann Eduard Rüppell aus Frankfurt 1829 angab, in diesem Jahre nur 14 mit Pilgern beladene Schiffe vom Ganges und aus Java, während jetzt die Zahl derselben 30 bis 40 beträgt. Wir wissen aber, daß im untern Bengalen die Cholera endemisch ist. Der bekannte englische Reisende Wellsted beobachtete, daß gerade während der „Pilgerzeit" die Krankheiten an der arabischen Küste und in Mekka vorzugsweise häufig sind. Der Hafenplatz Dschidda ist ungesund und hat schlechtes Wasser. Die Pilger sind durch die Anstrengungen der Reise ermüdet; dann legen sie, statt ihrer gewöhnlichen Kleider, sobald sie sich der heiligen Stadt nähern, das heilige Gewand, Ihram, an, welches nur aus leichtem Baumwollenzeug besteht. Dysenterie, Fieber und Beingeschwüre sind dann an der Tagesordnung, und dazu kam in diesem Jahre, 1831, noch die Cholera. Vor der Zeit der großen Feste war sie nur vereinzelt aufgetreten; die Araber behaupteten, daß sie durch die Pilger aus

Indien eingeschleppt worden sei. Als dann so viele tausende sich in Mekka zusammen drängten, richtete sie so entsetzliche Verheerungen an, daß etwa die Hälfte der Pilger von ihr hinweggerafft wurde; auch die Statthalter von Mekka und Dschidda und der Pascha, welcher den syrischen Hadsch von Damaskus her nach der heiligen Stadt geleitet hatte, erlagen ihr. Man konnte die Todten nicht einzeln begraben, sondern warf sie zu hunderten in Gruben. Wer fliehen konnte, zog fort und wochenlang war die Straße von Mekka nach Dschidda mit Sterbenden und Todten förmlich besäet. Die Krankheit folgte den Pilgern der Küste entlang und ergriff die Städte Yambo, Suez und Kairo. —

So weit Wellsted. In Aegypten hatte man gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Man müßte im Orient eine strenge Gesundheitspolizei einrichten, von einer solchen haben aber die Leute im Morgenlande keinen Begriff. Nun sind, wie schon gesagt, Mekka und Dschidda an und für sich ungesund, und an beiden Plätzen bleiben Fremde nur ausnahmsweise verschont. Das hat schon Burckhardt hervorgehoben. In Dschidda sind die Faulfieber ansteckend; in Mekka raffte 1815 die Pest den sechsten Theil der Einwohner hinweg. Die Pilger finden zumeist ein schlechtes Unterkommen und eben so schlechte Nahrung; manchmal ist sogar Mangel an Lebensmitteln und man bringt Leichen in die große Moschee, damit dort der Iman ein Gebet über sie spreche. Auch Sterbenskranke trägt man dorthin, weil man meint, daß sie durch den Anblick der Kaaba geheilt werden könnten, oder damit sie doch wenigstens den Trost haben, an jener heiligen Stätte zu verenden.

Nach Abzug der Pilger gleicht Mekka einer großen Miststätte; Schmutz und widerwärtiger Unrath liegen überall umher, und keiner denkt daran, sie zu entfernen. Burckhart fand vor den Thoren eine Menge von verfaulenden Kameelen, und der pestilentialische Gestank war überall in der Stadt zu verspüren, in welcher viele böse Krankheiten herrschten. Manche Thierleichen lagen an den Brunnen, aus denen die Pilger Wasser schöpfen.

Medina wird von Burckhardt gleichfalls für äußerst ungesund erklärt. Erde und Wasser sind salzhaltig; unweit der Stadt liegen Sümpfe mit stehendem Wasser; Fieber sind gewöhnlich epidemisch; als der Reisende sich dort befand, starben 80 Leute in einer Woche am Fieber; Gallenkrankheiten und Gelbsucht sind häufig. —

Die Thieropfer, welche jüngst bei Mekka so verhängnißvoll geworden sind, gehören nun einmal zu den vorgeschriebenen Bräuchen der Pilgerschaft; aber es liegt im Bereiche der Möglichkeit, es dahin zu bringen, daß nicht viele tausende von Schafen auf einmal geschlachtet werden. Die Doctoren des Islam verstehen sich auf das Deuten und Erläutern der Gesetzesvorschriften sehr wohl; man müßte sie dahin bringen, daß sie die Zahl der Schlachtopfer wesentlich verringerten, daß sie befählen, die Eingeweide rc. müßten verbrannt oder eingegraben werden, daß immer einige Tage verstreichen müßten, bevor neue Pilgerschaaren abermals Opferthiere schlachteten, und daß man gefallene Thiere sofort verscharren solle. Das Alles würde sich in Europa zwar von selbst verstehen, aber im Orient hat man ganz eigenthümliche Ansichten.

Dschidda ganz besonders müßte unter strenge Aufsicht gestellt werden, weil in diesem Hafen von Mekka die Pilger, und zwar oft in sehr großer Menge, längere Zeit verweilen. Das letztere gilt insbesondere von solchen, die ganz ohne alle Mittel sind. Sie wissen nicht, wie sie wieder fortkommen sollen, sie haben kein Geld, um die Schiffsfracht zu bezahlen, und die reichen Pilger sind, wie Rüppell hervorhebt, nur selten freigebig.

Ein Uebelstand liegt auch darin, daß die Behörden sich als Erben jedes Fremden betrachten, der im heiligen Land stirbt und keinen Verwandten bei sich hat. Sie nehmen die Habe des Todten an sich und machen guten Profit.

Allen jenen Uebelständen ließe sich abhelfen; es gibt aber auch andere, gegen welche der Mensch nichts vermag. Dahin gehört der Einfluß des Simum und des Tscherd, jener höchst schädlichen Winde, durch welche, wie schon Niebuhr nachgewiesen hat, die Fäulniß gestorbener Menschen und Thiere ungemein beschleunigt wird. Schlimm ist ferner, daß die meisten Pilger großen Mühseligkeiten und Entbehrungen unterworfen sind, und daß sie an sehr vielen Haltestellen nur brakiges Wasser antreffen; auch sind die Lebensmittel gewöhnlich knapp, weil Jeder seinen Bedarf mit sich führen muß; in der Wüste ist ja nichts zu bekommen. Sodann das Klima. Die Hitze ist ungemein drückend und wirkt abspannend; die Sturmwinde und Platzregen wirken auf die mit dem leichten Ihram bekleideten Menschen höchst nachtheilig.

Der alte Wahn der Muselmänner, dem zufolge in den heiligen Städten keine Seuche entstehen könne, ist längst verflogen. Aber was soll dagegen geschehen? Die Religion verbietet den Bekennern des Islam jede Maßregel der Vorkehrung gegen Alles, was sie als den Willen des Himmels betrachten.

Rüppell erzählt, daß 1831 in Mekka und Medina unmittelbar nach dem Beiramfeste mindestens 50,000 Menschen an der Cholera gestorben seien. Der Reisende befand sich in Suez, als dort ein von der ägyptischen Regierung gesandter europäischer Arzt eintraf, um eine Quarantäne einzurichten. Am 9. Juli langte der aus Moghrebinern (d. h. aus dem nordwestlichen und nördlichen Afrika, namentlich aus der sogenannten Berberei und Marokko stammenden Wallfahrern) bestehende Vortrab der Pilgerschaaren an. Sie sollten zehn Tage an dem vier Stunden von der Stadt entfernten Brunnen campiren, auch wollte man ihr Gepäck lüften. Aber man hatte in Kairo nicht daran gedacht, wovon inzwischen diese Leute und Thiere leben sollten, und daß zehn ägyptische Reiter nicht hinlänglich seien, eine so große Menge Menschen abzusperren. Schon nach zwei Tagen zogen die Moghrebiner ab nach Kairo hin, und gleich nachher lief in Suez ein Schiff ein, welches den Nachlaß vieler, die unterwegs gestorben waren, an Bord hatte. Wenige Wochen später wüthete die Seuche in Aegypten.

Das heilige Land der Muselmänner, Beled el Haram, begreift nicht die ganze Provinz Hedschas, sondern die Küstenregion im Westen des Gebirges, das steinige Land, den niedrigen Ufersaum, das sogenannte Tehama. Dort liegt das oben mehrfach erwähnte Dschidda, wo mindestens zwei Drittel der Pilger landen und sich auch wieder zur Heimreise einschiffen. Die Zahl der Bewohner beträgt 20 bis 25,000 Seelen; in den Monaten Juli und August sind aber manchmal 60,000 Menschen und mehr dort zusammengedrängt. In jenen Monaten steigt die Hitze auf 40° C., und nach dem Simum (Ostnordost) auf 55°! Die weniger heißen Perioden sind noch ungesunder, weil dann Westwind geht, welcher die Ausdünstungen des Schlammes im Hafen und auf der Rhede in die Stadt hinein treibt. Das Trinkwasser ist sehr schlecht und schmeckt bitter; bei vielen Pilgern erzeugt dasselbe Leberkrankheiten, an denen sie sterben. Zwar hat jedes Haus eine eigene

Cisterne, es ist aber vorgekommen, daß der Regen einmal sechs Jahre hintereinander ausblieb. Man mußte sich also mit dem schlechten Brunnenwasser behelfen, das schon nach 24 Stunden von Ungeziefer wimmelte. Die Südwinde sind drückend heiß, feucht und ungesund, namentlich im September und Oktober. Dieser Stadt ist nur zu helfen, wenn der schlammige Vorhafen ausgefüllt wird, wenn man die Sümpfe in der Umgebung austrocknet, streng auf Reinlichkeit achtet und Vorkehrungen trifft, damit die Pilger ein ordentliches Unterkommen finden. Quarantänemaßregeln wären unbedingt nöthig.

Der Hafenplatz Yambo liegt nördlich von Dschidda unter 24° 10' nördl. Br. Der Ankerplatz ist gut, und hier landen die Pilger, welche nach **Medina** ziehen. Nach dieser Stadt geht in ruhigen Zeiten aller 14 Tage eine Handelskarawane, welche den 56 Lieues langen Weg in vier Tagen zurücklegt. Diese Stadt hat gleichfalls schlechtes Wasser.

Um wieder auf **Mekka** zu kommen, so ist es, wie schon bemerkt, ein Gebot für die Pilger, daß sie im **Thale Mina** einen Widder, eine Kuh, einen Bock oder ein Kameel schlachten. Die großen Feste fallen, nach dem muselmännischen Kalender, in jedem Jahre um zehn Tage später. Im Jahre 1865 begannen sie im Mai, sie werden also eine Reihe von Jahren lang in die Sommermonate fallen, und das kann wieder höchst gefährlich werden.

In Arabien reisen die Pilger gewöhnlich während der Nacht. Die Armen gehen zu Fuße und halten sich zumeist so viel als möglich in der Nähe derer, welche auf Eseln reiten oder sich von Kameelen tragen lassen. Alle haben nur sehr unregelmäßigen Schlaf; sie haben den Turban abgelegt, das Kopfhaar abgeschoren, gehen barfuß und barhaupt und, wie gesagt, nur mit dem Ihram bekleidet. Erst nachdem sie alle Ceremonien verrichtet haben, legen sie ihre gewöhnliche Tracht wieder an.

Uebrigens hat die Dampfschifffahrt einen großen Einfluß auf das Pilgerwesen ausgeübt. Die Zahl der Wallfahrer ist beträchtlicher als in früheren Zeiten; sie werden ungleich rascher befördert als ehemals. Aber jetzt kommen eben in Folge davon Krankheiten in jene Gegenden, die sonst von denselben verschont blieben; denn die Landreise ging langsam von Statten und während derselben starben die Kranken hin; die, welche in ferne Länder heimkehrten, waren gesund geblieben. Im Jahr 1814 zählte man etwa 80,000, Wellsted nahm ungefähr 120,000 für das Jahr 1831 an; gegenwärtig soll die Ziffer bis auf 150,000 gestiegen sein.

Noch immer macht ein großer Theil derselben den Weg zu Lande, z. B. der sogenannte **syrische Hadsch**. Diese Karawane hat ihren Ausgangspunkt in Konstantinopel, zieht durch Kleinasien und Syrien, unterwegs eine beträchtliche Anzahl kleiner Pilgergruppen aufnehmend, bis nach Damaskus, von wo sie 30 bis 40 Tage gebraucht, um Mekka zu erreichen. Die **ägyptische** geht von Kairo aus und zieht dem Gestade des Rothen Meeres entlang. Diese Straße ist gefährlich wegen der räuberischen Beduinen, Wasser unterwegs selten und fast immer schlecht; manchmal liegen die Brunnen ein paar Tagereisen von einander entfernt. Viele Pilger schiffen sich aber auch in Suez auf Segelfahrzeugen oder auf Dampfern ein. Die **persischen Pilger** kommen theils auf dem Landwege; der Sammelplatz ist Bagdad, und von dort ziehen sie durch das Nedsched nach Mekka; theils schiffen sie sich in Basra ein und landen in Mokka oder Dschidda. Die **moghrebinische Karawane** ist nicht regelmäßig; den Anfangspunkt derselben bildet Marokko; sie zieht dann Nordafrika entlang durch Algerien, Tunesien, Tripolitanien, und weiter nach Aegypten. Sie ist schon an 8000 Köpfe stark gewesen; in der neuern Zeit fahren aber auch viele Moghrebiner zu Schiffe bis Kairo. Eine **Pilgerflotte** kommt im Mai aus **Indien**; sie bringt im Durchschnitte 2000 Mann aus Indien, 1800 aus dem indischen Archipelagus, 4000 aus dem Persischen Meerbusen und 3000 aus Südarabien. Die Muselmänner aus Indien, Java, dem Archipelagus und China kommen, wie gesagt, im Mai, zumeist auf englischen Fahrzeugen und fahren im August wieder nach Hause. Gewöhnlich sind diese Schiffe in ganz unverantwortlicher Weise überfüllt, und hier wäre wenigstens eine eben so strenge Aufsicht am Platze, wie sie für die Auswandererschiffe in Europa vorgeschrieben ist. Jedes Schiff, das vom Ganges kommt, ist von vornherein höchst verdächtig, denn dort ist die Cholera endemisch.

Durch die Eisenbahn zwischen Alexandria und Suez und die Fahrten der ägyptischen Dampfer im Rothen Meer sind die Pilgerzüge noch gefährlicher als früher geworden. Wenn man bedenkt, daß die Region, aus welcher Pilger nach und von Mekka strömen, vom Senegal bis in den malayischen Archipelagus und China, und von der türkischen Grenze in Europa bis zum Aequator reicht, dann begreift man sofort, wie weit ansteckende Krankheiten verschleppt werden können, und wie nöthig es bei der Zunahme des Weltverkehrs und der Vermehrung der Verbindungsmittel in unseren Tagen geworden ist, wirksame Vorkehrungen gegen die Verbreitung der Seuchen zu treffen.

Aus allen Erdtheilen.

G. E. Ravensteins Karte der Vereinigten Staaten, Canada, Mexico, Mittelamerika und Westindien.*) (Hildburghausen, im Bibliographischen Institut.) Mit wahrem Genügen und Vergnügen ruht das Auge auf den vier Blättern dieser schönen Karte. Auf einen Blick übersehen wir die weiten Räume der Neuen Welt vom 49° N. bis zum Busen von Panama. Die Terrainzeichnung ist klar, der Stich vortrefflich, und selbst eine kritische Untersuchung wird nichts Wesentliches vermissen. Es ist auch ein Verdienst des Kartographen, daß er nicht im Mindesten überladen hat; dadurch wurde es möglich, ein Haupterforderniß jeder guten Karte, die Uebersichtlichkeit, zu ihrem vollen Rechte zu bringen. Wir haben einmal gelesen, daß viele Leute **Alles** auf einer Karte finden wollen, „wo möglich auch ihr Billardzimmer und ihre Kegelbahn". Für Solche sollte man überhaupt gar keine Karte entwerfen.

Eine Uebersichtskarte Amerika's kommt gerade zu rechter Zeit. Politisch betrachtet hat der ganze westliche Theil Nordamerika's eine neue Gestalt gewonnen. Vor einem Menschenalter war das weite Gebiet vom Mississippi bis zum Gestade des Großen Oceans zum größten Theil eine Einöde, in welcher nur Indianer, Pelzjäger und Karawanen umherzogen. Die Staaten am rechten Ufer des Mississippi: Louisiana, Arkansas,

*) Aus **Meyers Handatlas** der neuesten Erdbeschreibung in 100 Karten. Complet (1866) 12½ Thlr.

Texas, Missouri und Jowa waren erst schwach bevölkert, nach Minnesota kaum einige Ansiedler vorgeschoben. Missouri wurde schon zum „fernen Westen" gerechnet und die einzelnen, weit von einander liegenden Forts waren zumeist Handelsposten der Pelzhändler, bei welchen auch die Karawanen rasteten.

Heute sind diese einst am Rande der großen Einöde gelegenen Staaten zu Centralstaaten geworden und der Begriff des fernen Westens hat sich alljährlich weiter gegen Abend gerückt. Zwischen diesen Centralstaaten und der Küste der Südsee entstanden binnen 16 Jahren mehr als ein Dutzend neue Staaten und Gebiete zu beiden Seiten der Sierra Nevada und der Felsengebirge. Diese neuen Regionen haben regelmäßigen Postverkehr, und von Westen, wie von Osten her rückt die große pacifische Eisenbahn immer weiter vor; man hofft, dieselbe im Jahre 1872 vollenden zu können. Diese Staaten und Gebiete zeigen auf Ravensteins Karte eine ganz vortreffliche Terrainzeichnung, auch sind die Handelswege und Poststraßen angegeben. Am Gestade des westlichen Meeres liegen von Norden nach Süden Washington Territory, Oregon und Californien; östlich von ihnen Idaho, Nevada, Utah und Arizona, noch weiter östlich hinter diesen Montana, Dakotah, Colorado und Neu Mexico; und wieder östlich: ein Theil von Dakotah, Nebraska, Kansas und das Indianer-Territorium. So hat sich die „great American desert" der früheren Karten mit Menschen gefüllt und wir lesen die Namen dieser neuen Staaten und Gebiete täglich in den Zeitungen. Sie haben für Handel und Civilisation schon jetzt eine nicht geringe Bedeutung, und an Gold- und Silberreichthum stehen manche von ihnen kaum hinter Californien zurück.

Das Blatt, welches die östliche Abtheilung der Vereinigten Staaten enthält, weist natürlich mehr Städtenamen auf als die noch dünn bevölkerte Westregion, aber die Deutlichkeit ist dadurch keineswegs beeinträchtigt worden, und die verschiedenen Nebenkarten bilden eine sehr willkommene Zugabe (Bevölkerungskarte, Mündungen des Mississippi, Newyork und Manhattan Island, Ostvirginien und Maryland).

Die beiden anderen Blätter stellen Mexico, Centralamerika und Westindien dar. Wir finden auf denselben als Nebenkarten: die Umgebung der Hauptstadt Mexico, die projektirte Hondurasbahn, die Landenge von Panama, den Hafen von Havana und eine Höhenschichtenkarte von Nord- und Centralamerika. Auch von diesen beiden Blättern können wir nur Gutes sagen. Ravensteins Karte gehört zu den besten, welche wir über Amerika kennen und macht unsrer deutschen Kartographie alle Ehre.

Die Gründe und Veranlassungen zur Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus.

Binnen ein paar Jahren haben nicht weniger als 170,000 Menschen ihre alte Heimat im westlichen Kaukasus verlassen, um nach der Türkei überzusiedeln. Eine Volkswanderung in solchem Umfange kann beispiellos genannt werden, und die Umstände, unter welchen sie vor sich gegangen ist, sind von höchst merkwürdiger und eigenthümlicher Art.

Die Ursassen des Kaukasus haben sich niemals zur Civilisation emporgearbeitet, sondern sind immer in einer allerdings interessanten Halbbarbarei stecken geblieben. Was sie kennzeichnet, ist die Zerklüftung, der Mangel an organischem Zusammenhang. Sie sind nicht über Stamm, Sippe, Clanschaft hinausgekommen, haben es nie bis zur Bildung eines eigentlichen Staates zu bringen vermocht. Sie sind weder durch das Christenthum noch durch den Mohammedanismus zu einer höhern Sittigung gebracht worden.

Die ganze westliche Hälfte des Kaukasus und ein Theil der anliegenden Ebene ist, oder war vielmehr bis vor Kurzem von zwei Völkerstämmen bewohnt, von den Adyche (oder wie man bisher gewöhnlich schrieb Adighe) und den Asega oder Abchasiern. Der eigenthümliche Charakter der Gegend, die Schwierigkeit der Verbindungen, die Zersplitterung der zu Ansiedlungen geeigneten Oertlichkeiten, die hafenarme Ostküste des Schwarzen Meeres, welche nur unsichere Rheden darbietet, wirkte wesentlich ein auf das ganze Leben und Treiben der Bewohner dieser Region. Was wir Ordnung und Gesittung nennen, fehlte ihnen stets.

Die Adyche bilden den großen Volksstamm, welchen wir gewöhnlich als Tscherkessen bezeichnen. Er zerfällt in zehn Volkszweige, von welchen die Nadbschechen und Scharssugen oft genannt worden sind. Die ersteren wohnten am Nordabhange des Gebirges, in den Thälern der Flüsse, welche in den Kuban fallen, und sie zählten 1861, als sie sich den Russen unterwarfen, etwa 100,000 Köpfe; die Scharssugen zählten 150,000 Seelen; die Natuchaizen bei Anapa und in dem dortigen Gebirge 40,000; die Kabardiner, in deren Lande der Terek fließt, zählten 1865 nur noch 41,000; die Kopfzahl der übrigen Stämme hat man auf etwa 70,000 veranschlagt. — Die Asega bestehen aus vier Zweigen: den Ssadsen oder Dschigeten, 11,000; den Abchasen, 80,000; den Sambal oder Zebeldineen, 8000, und sechs kleineren Stämmen, die zusammen nur 5000 Köpfe zählen. Die ersten drei lebten auf der Südseite des Hauptgebirges westlich von Mingrelien, die kleineren am Nordabhange. Am Südabhange lebten auch die 20,000 Ubychen.

Soeben ist ein Werk erschienen, das einen tiefen Einblick in das innere Leben der kaukasischen Bergvölker gewährt und das manche Aufschlüsse über Wesen und Charakter derselben giebt. Wir meinen die „Sagen und Lieder des Tscherkessenvolkes, gesammelt vom Kabardiner Schora Bekmursin Nogmow. Bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von Adolf Berge. Leipzig 1866, bei Otto Wigand." Das kleine Werk enthält wichtige Beiträge zur Ethnographie; wir wollen uns aber hier nur mit der Vorrede des Hrn. Berge beschäftigen, weil sie von einem durchaus kundigen Manne herrührt und helle Schlaglichter auf Verhältnisse wirft, die von Wichtigkeit sind, welche aber bisher zumeist einseitig dargestellt worden sind. Wir begreifen nun sehr wohl, wie es kam, daß die große Volkswanderung stattfand. —

Niemals hat irgend eine der tscherkessischen Völkerschaften einen zusammenhängenden politischen Körper gebildet. Jede theilte sich nach ihrer Familienabstammung in eine große Anzahl gesonderter Sippen, und diese Geschlechterbünde zerfielen wieder in gesonderte Familien. Diese bildeten, mit den ihnen unterthänigen Sklaven, das erste Glied der gesellschaftlichen Kette. Regierungsbehörden, Gemeindegewalten oder bürgerliche Verbindungen waren durchaus unbekannt. Man hatte nur Anfänge, Rudimente zu einer Gesellschaft, die aber nicht weiter gingen und keinen andern Inhalt hatten, als daß die Mitglieder eines Familienbundes anderen Verbindungen gegenüber zu gemeinsamer Vertheidigung und Rache verpflichtet sind. Im Stamme wurden, wenn das Bedürfniß vorhanden war, Volksversammlungen einberufen, die einen lediglich berathenden Charakter hatten. Fehden und Streitigkeiten zwischen Völkerschaften, Verbindungen und Privatleuten wurden durch Schiedsgerichte, die für den besondern Fall gewählt waren, ausgetragen. Ständige Richter gab es nicht; den Mullahs, mohammedanischen Geistlichen, legten wohl die Parteien nach gegenseitiger Uebereinkunft einen streitigen Fall vor, „aber das geistliche, durch den Islam eingeführte Gericht gehört nicht zur Zahl der volksthümlichen Institutionen".

Bekanntlich sind die tscherkessischen und abchasischen Völkerschaften in einige Stände getheilt; Aristokratie, eine Art von Mittelstand und abhängige Sklaven. Dazu kommt die wenig zahlreiche Geistlichkeit, welche nicht zu den alten Ständen gehört. Unter den Tscherkessen hatten Fürsten und Edelleute alle Macht verloren, bei den abchasischen dagegen dieselbe bewahrt. Unter den transkubanischen Tscherkessen hatten die Volksklassen der Tchwochelli den Adel aller seiner Vorrechte beraubt.

Ueberall ganz ungezügelte Freiheit und Willkür, daher denn auch immerwährende Fehde. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts macht sich bei den Bergvölkern türkischer Einfluß bemerkbar, aber nie sind sie den Osmanen völlig unterthan geworden, und diese mußten sich auf die Besitznahme einiger Küstenpunkte (Poti, Suchum Kaleh und Gelendschik) beschränken.

Das Jahr 1783 bildet einen Wendepunkt. Rußland kam in Besitz der Krim, und der Kuban wurde Grenze zwischen dem Reiche des Czars und jenem des Sultans. Die Russen legten zur Sicherung derselben eine Reihe von Kosackendörfern (Stanitzen) an, sie bildeten die „kaukasische Vertheidigungslinie", und von nun an waren sie in unablässiger, und zwar zumeist feindlicher Berührung mit den Bergvölkern. Ueberfälle und Raubzüge kamen an die Tagesordnung. Im adrianopeler Frieden von 1828 entsagten die Türken ihren Ansprüchen auf den westlichen Kaukasus, und von da an bauten die Russen Festungswerke am Nordostufer des Schwarzen Meeres. Aber die Bergvölker blieben nach wie vor mit den Türken in Verbindung, wurden von ihnen mit mancherlei Bedarf versorgt und bezahlten denselben zumeist mit Sklaven, namentlich mit hübschen Mädchen. Allmälig gelang es aber den Russen, „Tauschhöfe" in der Nähe ihrer Burgen zu gründen und mit den Bergvölkern in Handelsverbindung zu kommen; ja, es bildete sich unter den Transkubanern eine Partei, welche Frieden mit den Moskowitern zu halten geneigt war.

Aber vor nun 26 Jahren entstand die fanatisch-mohammedanische Bewegung des Müridismus im Daghestan, also im östlichen Kaukasus; von dort kamen Sendlinge zu den westlichen Völkern und predigten denselben als heilige Pflicht einen religiösen Krieg gegen die Ungläubigen. Schamyl sandte vertraute Männer zu den Transkubanern und machte den Versuch, bei diesen einen fest zusammenhängenden Bund zu bilden. So viel wenigstens hat er erreicht, daß seit 1849 etwas mehr Zusammenhang in die Operationen gegen Rußland kam. Dieses sah sich im Kaukasus während des Krimkrieges gelähmt, denn die Türkei schickte den Bergvölkern auch Soldaten. Nach 1856 aber wurde von Seiten der Russen der Krieg mit größerm Nachdruck als je zuvor wieder aufgenommen; sie unterwarfen den östlichen Kaukasus und 1859 fiel Schamyl als Gefangener in ihre Hände. Sie konnten nun ihre an den Gebirgskrieg gewöhnten Truppen zumeist im westlichen Kaukasus verwenden. Mehre Stämme versprachen Gehorsam, setzten aber ihre Raubzüge fort, durchbrachen die russischen Linien und ließen die, gleichfalls Raubzüge unternehmenden Ubychen und Schapsugen durch.

Die russische Regierung beschloß dann 1860 eine entscheidende Maaßregel durchzuführen, und die „durch Emissäre und Abenteurer verschiedener Nationen fortwährend aufgewiegelten Völkerschaften“ zur Botmäßigkeit zu zwingen. Die Stämme, welche sich an den Raubzügen betheiligt hatten, sollten aus der Gebirgs- und Uferregion auf die Ebene am linken Ufer des Kuban gedrängt werden, wo sie sich dann der Aufsicht der russischen Behörden um so weniger entziehen konnten, weil die Vorberge und die Eingänge zum Kaukasus durch Kosackenstanitzen bewacht werden sollten.

Herr Berge bemerkt: „Als die russische Regierung an den neuen Kriegsplan ging; hatte sie weder die Ausrottung der Bergvölker durch Waffengewalt, noch deren Verjagung aus dem Gebiete des Kaiserstaates im Auge. Um die zukünftige Lage derselben zu sichern, bestimmte sie zur Niederlassung für sie die ganze Niederung am Kuban, so daß auf jede Seele 6 bis 7 Dessätinen, also 25 bis 30 Morgen, fruchtbaren Landes kämen.“ Aber in Folge ganz eigenthümlicher Umstände scheiterte dieser Plan.

Bis zum Ausbruche des Krimkrieges hatten diejenigen Bergbewohner, welche von Rußland abhängig waren, ohne Anstand Erlaubniß zur Reise in die Türkei, nach Mekka oder auch zu Handelszwecken erhalten. Im Durchschnitt verließen jährlich nur etwa 30 Familien das Land. Während des Krieges mit den Osmanen war jene Erlaubniß nicht ertheilt worden; nach dem Frieden verlangten etwa 150 Familien nach der Türkei und Mekka zu gehen, etwa 1500 Köpfe. Die Russen aber wollten eine Auswanderung in die Türkei nach Möglichkeit beschränken und verordneten, daß in jedem Jahre nur 80 Mann entlassen werden sollten. Inzwischen erfuhren die Bergvölker, daß viele Tataren aus der Krim nach der Türkei gezogen seien, und dann diesen Aufrufe um, in welchen die Geistlichen jeden Gläubigen aufforderten, in die Türkei auszuwandern, wo sie angeblich die beste Aufnahme finden und besser leben würden als unter der Herrschaft Ungläubiger. Die Mullahs verbreiteten die Nachricht, daß Rußland die Bergvölker zwingen wolle, ihrem Glauben untreu zu werden.

Man sieht, wie tief das religiöse Element in alle diese Dinge hineinspielt. Im Jahre 1859 wurde der Commandeur des kuban'schen Landstrichs, Jewdokimow, bestürmt, die Wallfahrt nach Mekka zu gestatten. Er gab sie, um eine offene Erhebung zu verhindern, doch so, daß immer nur je 10 Familien abziehen durften. Nun entstand eine beispiellose Bewegung. Man kümmerte sich nicht um dieses Gebot; „die zur Auswanderung Entschlossenen hörten auf, der Wirthschaft obzuliegen, veräußerten Hab und Gut und begannen, nach der Türkei aufzubrechen; schon nicht mehr mit blos religiösen Zwecken, sondern rein zur Auswanderung, um unter dem hohen Schutze des Beherrschers der Gläubigen zu leben, von dem sie alles Wohl erwarteten. Nicht schwer wäre es gewesen, die Bewegung durch Gewalt anzuhalten; doch eine solche Maßregel hätte das Land mit Leuten überschwemmt, die durch den Verkauf ihres Besitzes sich der Mittel zum Unterhalte beraubt hatten und wider ihren Willen Räuber geworden wären. Außerdem war es viel vortheilhafter, allen Unzufriedenen freien Ausgang zu geben und im Lande blos die zu behalten, welche mit ihrer Lage zufrieden waren. Endlich konnte man darauf rechnen, daß die nähere Bekanntschaft mit der Türkei den Nimbus vernichten werde, welchen der Name des Chunkars (Sultan), in Folge der Ränke mohammedanischer Emissäre, auf alle russischen Muselmänner machte.“

Im Laufe der Jahre 1858 und 1859 wanderten aus dem kuban'schen Landstrich 30,000 Muselmänner nach der Türkei aus; 1860 stockte die Auswanderung, weil ungünstige Gerüchte über das Schicksal der ausgewanderten nogayischen Tataren viele Leute bedenklich machten.

Dem Kriegsplane der Russen zufolge wurden 1861 neue Kosackenstanitzen im Quellgebiete des Kuban, der Laba und des Chods gebaut, und 1862 gelang es, ungeachtet des verzweifelten Widerstandes der Bergvölker, welche nun fast alle gemeinsame Sache gemacht hatten, alle Vorberge vom Flusse Laba bis zur Belaja durch Kosackenposten zu besetzen. Dadurch wurden alle Gemeinden abchasischen Stammes und alle nach vornehin wohnenden tscherkessischen Völkerschaften in die Nothwendigkeit versetzt, entweder die Forderungen der Russen zu erfüllen, d. h. auf die ihnen angewiesenen Landstrecken überzusiedeln, oder das Land zu verlassen. Etwa 10,000 Kabardiner und einige kleinere Stämme verstanden sich zu ersteren, während andere nach dem Südabhange des Gebirges oder auch zu den Abadsechen fortzogen, aber schon im nächsten Winter nach der Türkei gingen.

Im Jahre 1863 hatte der hartnäckige Widerstand der Bergvölker aufgehört; nach und nach kamen auch Abadsechen und Schapsugen in die Ebene zu den Russen. Die Stimmung wurde ruhiger, schlug aber sofort um, als wieder einmal Hülfe aus der Fremde in Aussicht gestellt wurde. Die Leichtgläubigen erwarteten eine französische Armee oder eine englische Flotte. Im Herbst kamen 40 europäische Abenteurer mit 4 Kanonen zu den Ubychen und gaben sich für den Vortrab einer großen Hülfsarmee aus. Nun zogen diese Ubychen fort von ihren Feldern und Wohnungen in die Wälder der Hauptkette oder an den Südabhang, litten große Entbehrungen und wurden von den Blattern heimgesucht, die damals am ganzen Ostufer des Schwarzen Meeres wütheten. Inzwischen waren russische Heersäulen ihnen an den Südabhang nachgeschickt und drängten sie alle nach dem Meeresufer hin. Dorthin hatten die Türken Segelschiffe und Dampfer geschickt; auch wurden jetzt wieder Aufrufe erlassen, welche Gastfreundschaft bei den Osmanen versprachen.

Noch bevor die russischen Truppen am Südabhange waren, hatte die Auswanderung schon begonnen: mehr als 60,000 Auswanderer schifften sich ein, und im Frühjahr 1864 war der Andrang noch größer. Herr Berge bemerkt, daß nun die russische Regierung alle möglichen Maßregeln getroffen habe, um die Ueberschiffung nach der Türkei sicher zu stellen; sie habe den Aermsten Geldunterstützungen gegeben, Schiffe gemiethet, auch Kriegsfahrzeuge mit Auswanderern beladen.

Im Laufe der ersten Hälfte des Jahres 1864 betrug, amtlichen Nachrichten zufolge, die Zahl der Auswanderer 318,068 Köpfe. In den Jahren 1858, 1859, 1862 und 1863 etwa 80,000, so daß also an 400,000 „Seelen“ nach der Türkei übergesiedelt waren. Seitdem sind noch etwa 50,000 bis 70,000 nachgefolgt.

Aber von denen, welche im westlichen Kaukasus bis zur Grenze der Kabarda und Abchasiens gelebt hatten, sind, bis gegen das Ende des Jahres 1865, doch etwa 100,000 Köpfe zurückgeblieben. Sie wohnen nun in drei Bezirken an den Flüssen Kuban und Laba. Die Kabardiner, Abchasen, Bebeldiner und Samursakaner haben ihre alten Wohnsitze nicht verlassen.

Aber der westliche Kaukasus ist nun zum größten Theil entvölkert. Vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, ist das sehr zu beklagen. „Die Wissenschaft geht nun der Möglichkeit verlustig, diese Völkerschaften der allseitigen Erforschung ihrer charakteristischen Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Sagen, Ueberlieferungen und Sprachen dort zu unterwerfen, wo sie ihre beständigen Wohnsitze von uralten Zeiten her gehabt und wo sich ihr physiologischer und sittlicher Typus unter dem Einflusse örtlicher geographischer Bedingungen ausbildete.“

Der unterseeische Vulkan bei der Insel Santorina.

Diese Insel Santorino oder Thira, eine der Kykladen im griechischen Meere, ist in Bezug auf vulkanische Erscheinungen eine klassische Gegend. Sie hat die Gestalt eines Halbmondes, welcher durch Therasia und Aspronisi zum Theil geschlossen ist; innerhalb des Wasserbeckens erheben sich die kleineren Palaia Kaimeni, Neo Kaimeni und Mikro Kaimeni. Denkt man sich den Boden und die Inseln über das Wasser erhoben, so hat man das Bild eines ovalen, nach allen Seiten allmälig abfallenden Abhanges; die Wände bestehen aus trachytischen Tuffen und Conglomeraten, zwischen welchen Schichten geflossene Laven liegen. Die in der Mitte des Beckens liegenden, ebengenannten Eilande, die „Verbrannten“ (Kaimeni) bestehen aus braunem, glasigem Trachyt. Wir wissen, daß 233 vor Christo in Folge

eines Erdbebens die Insel Therasia von Thira abgerissen wurde, und 196 v. Chr. erschien, allem Anschein nach in Folge ganz langsamer Erhebung, die Spitze von Palaio (Alt-) Kaimeni; 19 v. Chr. neben derselben eine neue Insel. Beide vergrößerten sich 726 und 1429 n. Chr. immer mehr, und zwischen 1707 und 1709 bildete sich Neo Kaimeni an einer Stelle, wo bis dahin das Wasser 400 Fuß tief gewesen war. Sie stieg langsam empor, und an dem Gestein fand man die Austern, welche sich auf dem Meeresgrund angebaut hatten. Nahe dabei bildete sich ein Vulkan, und durch dessen Auswürflinge wurde bald eine Verbindung mit dem Meeresgrunde hergestellt, so daß nach einigen Jahren die Insel mit ihrem 330 Fuß hohen Kegel vollendet war. Zwischen Mikro Kaimeni und Santorin erhob sich bisher, wie aus den Lothungen hervorgeht, der Meeresgrund, und schon 1810 sagte man, daß er bald über die Meeresfläche emportreten werde; 1835 hatte er nur noch 12 Fuß Tiefe; 25 Jahre früher aber 8mal so viel.

Nun ist eben jetzt, am 4. Februar 1866, eine neue Insel in der Bay von Thera (Thira oder Santorin) über die Meeresfläche emporgestiegen. Sie erreichte binnen fünf Tagen eine Höhe von 130 bis 150 Fuß, eine Länge von etwa 350 und eine Breite von 100. Ein Berichterstatter der Times (Nr. vom 23 Februar) bemerkt, daß sie zu wachsen fortfahre. Sie besteht aus einer rostschwarzen, metallischen Lava, die sehr schwer ist und halbgeschmolzenen Schlacken gleicht, wie dergleichen aus dem Hochofen kommen. Durch die Masse sind viele kleine, weißliche Partikelchen zerstreut, ähnlich wie Quarz oder Feldspath

Die oben angedeutete Gestalt von Santorin zeigt, daß die östliche Hälfte ein großer Krater ist, der im Halbkreise sich um eine Bay zieht, in welcher das Meer den Sitz der vulkanischen Thätigkeit überdeckt. Den nordöstlichen Theil bildet die Insel Therasia. Die Bay ist 6 engl. geographische Meilen lang und 4 breit. Im Centrum aber liegen die schon erwähnten 3 Kaimeni.

Der gegenwärtige Ausbruch begann am 31. Januar Man vernahm ein Geräusch, als ob Geschützsalven abgefeuert würden, aber von einem Erdbeben wurde nichts bemerkt. Am folgenden Tage schlugen Flammen aus dem Meer empor und zwar in dem Theile der Bay, welcher als Vulkanos bezeichnet wird. Dort hat das Wasser allezeit eine eigenthümliche Farbe und ist in Folge vieler unterseeischer Quellen stets mit Schwefel geschwängert. Die Flammen erhoben sich, in Zwischenräumen, bis zu 15 Fuß Höhe und loderten manchmal auch am südwestlichen Theile von Neo Kaimeni auf. Diese Insel wurde durch einen tiefen Spalt zerrissen und ihr südlicher Theil senkte sich beträchtlich.

Am 4. Februar wurden die Ausbrüche heftiger, die See wogte sehr unruhig, Gas brach sich mit großem Getöse aus den Tiefen heraus Bahn, es war, als ob ein Dampfkessel platze, häufig brachen Flammen aus dem Wasser heraus, fortwährend stieg weißer Qualm empor und bildete eine ungeheuere Rauchsäule, welche oben mit dunklen und schweren Wolken gleichsam gekrönt war. Am andern Morgen sah man die neue Insel und konnte deutlich bemerken, wie sie allmälig, im Süden von Neo Kaimeni, sich emporhob.

Sie ist vom Dr. Dekigalla besucht worden Die Hitze des Seewassers stieg, je mehr er sich der Insel näherte, von 62 auf 122° F. Der ganze Boden der See, um Neo Kaimeni herum, scheint sich gehoben zu haben. An einer Stelle, wo die englische Admiralitätskarte 100 Faden zeigte, findet man jetzt nur 30, an einer andern statt 17 nur 3 Faden. Wahrscheinlich wird sich die neue Insel, wenn sie noch ferner wächst, an Neo Kaimeni anschließen Im untern Theile halten die tiefen Spalten eine Hitze von 170° F., der obere Theil der Insel, nachdem er vier Tage über dem Meere gewesen war, 80° F.

Gegenwärtig liegt das Centrum der vulkanischen Kraft tief unter dem Meeresboden, und nur Gase und Qualm arbeiten sich durch die Erdlage hindurch bis zum Wasser hinauf und dringen mit Geräusch, Flammen und Rauch bis an die Oberfläche. Sollte es aber dem Wasser möglich werden, durch einen Spalt im Boden einzuströmen und jenes Feuer zu erreichen, durch welches die geschmolzene Metallmasse der neuen Insel bis über die Meeresfläche emporgehoben worden ist, dann wäre eine Eruption möglich wie jene, durch welche Pompeji zerstört wurde, nur würde jetzt die Katastrophe noch viel schrecklicher sein.

Der Ausbruch, durch welchen Neo Kaimeni (oder Nea Kaimene) gebildet wurde, begann 1707, und die vulkanische Thätigkeit dauerte, ohne den Bewohnern von Thera Schaden zu bringen, bis 1713 Es ist möglich, daß die gegenwärtige Eruption eben so lange währt und sich gleichfalls harmlos zeigt Aber 1650 hat ein schrecklicher Ausbruch einen großen Theil von Thera verwüstet und an dessen Nordostküste eine Insel emporgehoben, die aber bald wieder ins Meer versank, so daß nur eine seichte Stelle zurückgeblieben ist.

Die Stadt Kingston auf Jamaica. Bis vor etwa 30 Jahren war sie eine der blühendsten auf den Antillen. Ein Berichterstatter, welchen die „Times" nach der Insel abgeschickt hat, um die Verhältnisse unparteiisch zu schildern, wie sie sind, schreibt unterm 15. Januar 1865 Folgendes:

„Fuimus!" „Ich bin einmal gewesen!" so lautet das Motto von Kingston Es existirt nur noch von der Erinnerung an die Tage, da es einen, nun hoffnungslos zerstörten Handel mit dem südamerikanischen Festlande trieb; es denkt an Zucker und Rum, an Kaffee und Pfeffer, welche vormals in Menge erzeugt und ausgeführt wurden. Statt dessen sieht man jetzt Bettelhaftigkeit und leere Fässer. Auf Schritt und Tritt Armuth und Verfall Die Quais und Schiffsanländen zerbrochen, Läden verlassen, Waarenspeicher zugeschlossen, und man liest nicht einmal, daß irgendwo etwas zu vermiethen sei. Die Besitzer, wenn sie auch vermiethen wollten und sich ein Miether fände, würden doch kein Geld erhalten. Reparaturen sind kostspielig, und statt sie zu unternehmen, läßt man da und dort lieber ein Haus in Trümmer fallen. Die Straßen bilden rechte Winkel; wenn die Häuser besser aussähen, die Wege in ordentlichem Stand erhalten würden und nicht Alles so sehr zerfallen wäre, dann könnte Kingston eine recht hübsche Stadt sein. Vor ein paar Jahren brach mitten in der Stadt eine Feuersbrunst aus; heute noch stehen die Trümmer und dann und wann stürzen sie ein; Niemand denkt daran, die Häuser wieder aufzubauen Selbst in den Umgebungen sieht Alles traurig aus, und sobald man die Stadt verlassen hat, befindet man sich sofort inmitten unbebauten Landes, welches einst sorgfältig bestellt war und reichen Ertrag brachte, und wo nun Gestrüpp und Wald Alles überwuchert. Diese Wildniß beurkundet eine traurige Geschichte Freilich hat Kingston Kaufleute und wohlhabende Bürger; diese bewohnen ihre „Pens", d h Landhäuser und üben Gastfreundschaft nach besten Kräften. Es ist niederschlagend, wenn man durch die Straßen wandelt und überall die Beweise für den allgemeinen Verfall sieht. Diese drängen sich auch dem oberflächlichsten Beobachter auf. Die Stadt hat eine herrliche Lage, einen Hafen, in welchem die ganze britische Kriegsflotte sicher vor Anker liegen könnte; die Insel Jamaica ist ausgezeichnet durch herrliches Klima, fruchtbaren Boden und eine Fülle werthvoller Pflanzen. Die Europäer wissen, daß, wenn einmal die Engländer die Insel räumen würden, die wildeste Anarchie unausbleiblich wäre. Die Kolonialphilosophie aber lautet: „Unser Glanz ist dahin." —

Wir wollen bemerken, daß diese Schilderung im Wesentlichen mit jener übereinstimmt, welche vor sechs Jahren Anthony Trollope entworfen hat in seinem Werke: The West-indies and the spanish Main. In der von Tauchnitz veranstalteten Ausgabe nehmen die neun Kapitel über Jamaica die ersten 104 Seiten ein Wir empfehlen dieselbe Allen, welchen es darum zu thun ist, einen Einblick in die Verhältnisse Jamaica's zu gewinnen. Sie werden finden, daß der Beobachter an Ort und Stelle ganz andere Schilderungen entwirft als die baptistischen Missionäre.

Die Völker des östlichen Asiens. Unter diesem Titel wird Adolf Bastian demnächst ein umfangreiches Werk in fünf Bänden erscheinen lassen (Leipzig bei Otto Wigand). Dasselbe soll die Beschreibung der Reisen des Verfassers und „Studien" enthalten Bastian hat auf seiner neuesten Wanderung sich länger als drei Jahre im südöstlichen Asien aufgehalten und die sogenannten indochinesischen Völker zum ganz besondern Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Es ist ihm gelungen, eine Menge von einheimischen Quellen aufzufinden, welche früher den Europäern unbekannt waren, und da er die indochinesischen Sprachen studirt hat, so übersetzte er an Ort und Stelle manche historische Werke der Birmanen, Siamesen und Kambodschaner; auch zeichnete er manche Sagen auf, die sich im Munde des Volkes fortgepflanzt haben und die bisher bei uns völlig unbekannt waren. (— Der „Globus" wird einige derselben mittheilen. —) Bei Beschreibung der Reisen selber wird Bastian vorzugsweise den ethnographischen Gesichtspunkt festhalten; dieser leitete ihn bei seinen Untersuchungen, damit er das Geistesleben der ostasiatischen Völker, insbesondere der buddhistischen, genau und umfassend darstellen konnte. Auch wird er Proben von Märchen, Dichtungen und Erzählungen geben, die nun zum ersten Mal in eine europäische Sprache übersetzt erscheinen. — Wir werden nun durch

ihn eine „Geschichte der Indochinesen", nach den Originaltexten der historischen Bücher zusammengestellt, unter Mitbenutzung mündlicher Sagen erhalten, und sicherlich wird der Gewinn für Ethnographie und Geschichte kein geringer sein. Gerade in Bezug auf jene Regionen ist verhältnißmäßig noch wenig geschehen. In dem Abschnitt über Birma wird Bastian auch die Geschichte von Arakan behandeln, die Ahom in Assam und die Singpho schildern, die nationalen Ueberlieferungen der Volksstämme mittheilen, die Laosvölker der Thaï erörtern und Tenasserim sammt den südlichen Staaten beschreiben. — Nicht minder eingehend behandelt er Pegu, Siam und Kambodscha. — Der zweite Band enthält die Reisen in Birma 1861 und 1862; der dritte: Aufenthalt in Siam, nebst Reisen in Kambodscha und Cochinchina, 1863; der vierte: Reisen durch den Archipel nach Japan und der Ueberlandweg von Peking durch die Mongolei und Sibirien nach dem Kaukasus, 1864 und 1865; der fünfte handelt über den Buddhismus der Palibücher in vergleichender Zusammenstellung mit Foïsmus und Lamaismus.

Die Verwirrung in Afghanistan. Es hält schwer, eine Uebersicht der Begebenheiten zu gewinnen, welche sich in dem durch und durch zerrütteten und zerklüfteten Afghanenreiche ereignen. Der alte Dost Mohammed hatte etwa 40 Jahre lang eine Centralherrschaft geführt, aber nach seinem Tode ging sofort Alles aus Rand und Band und seine Söhne fielen wie wilde Thiere übereinander her. Die Vorgänge in jenem Lande sind für die centralasiatischen Verhältnisse von Belang und wir werden gelegentlich versuchen, dieselben im Zusammenhange zu schildern. Hier wollen wir einen Bericht geben, welchen die „Times", aus Calcutta vom 8. Januar 1865, mittheilt; man ersieht aus demselben, wie die Verhältnisse gegenwärtig stehen.

Unser (der Engländer) Verbündeter, der Emir Schire Ali Chan, scheint verloren zu sein. Seitdem er in der Schlacht bei Kandahar Sieger geblieben, in derselben jedoch seinen Sohn verloren hatte, verhielt er sich unthätig und seine Unterthanen halten ihn für verrückt. Scherif Chan, einer der beiden Brüder, welchen er jene Niederlage bereitete, erheuchelte Unterwürfigkeit, kam nach Kabul und versprach dem Emir Beistand gegen alle Feinde zu leisten, hat ihn aber dann verrathen. Abd el Rahman Chan, des Emirs Neffe, ist Schwiegersohn des Emirs von Buchara; er, und Asim Chan, welcher des Emirs Schire Ali Bruder ist, standen an der Spitze der sogenannten turkestanischen Armee und lagen in den letzten Wochen des Jahres 1865 unweit von der Stadt Kabul. Sie gingen mit dem Plan um, das von Dost Mohammed vereinigte Afghanenreich zu theilen; der Emir hatte jedoch die darauf bezüglichen Anträge abgelehnt. Dem Plane gemäß soll Afsel Chan, der älteste Bruder des Emirs, Vater Abd el Rahmans, und jetzt als Gefangener in der Burg, dem Balahissar von Kabul, diese Hauptstadt bekommen; der Schah von Persien soll mit einem Theile der Provinz Herat, und eventuell auch mit dieser Hauptstadt abgefunden werden. Der Emir Schire Ali hat eigentlich gar keine Armee, da mit Ausnahme seiner persönlichen Anhänger und jener seines Sohnes Ibrahim Chan und seines Neffen Fattih Mohammed Chan (diese sind überhaupt die einzigen, welche ihn noch unterstützen) Alle sich mit seinen Feinden vereinigt haben. In der Stadt Kabul sind alle Läden geschlossen; die meisten Einwohner sind fortgezogen, nachdem sie ihre werthvolle Habe vergraben hatten. Die Anhänger des Emirs brachten ihre Schätze nach Ghasna in Sicherheit. Alles ist chaotisch. Wenn demnächst Afsel Chan von seinem Kerker aus den Thron besteigt und von seinem tapfern Sohne Abd el Rahman und vom Beherrscher Buchara's unterstützt wird, dann bleiben sicherlich seine anderen Brüder, Asim Chan und Scherif Chan, nicht lange ruhig. Die Niederlage des gegenwärtigen Emirs ist unserer Sache nicht günstig und bedroht den Frieden an der Grenze. Wir hatten ihn als den berechtigten Herrscher anerkannt. Wir werden uns nicht in die afghanischen Wirren mischen, aber Afsel Chan haßt uns. —

Steinkohlen in Neuschottland. Die Gruben zeigen sich ungemein ergiebig, und ein großer Theil der Ausbeute wird nach den Fabrikbezirken von Neuengland verschifft. Die Kohlenformation umfaßt den größten Theil der Counties Cumberland, Colchester, Hants, Picton, Sydney, Guysboro und die Insel Cap Breton; hier und in Picton fördert man die besten Sorten; überall zeigen die Lager eine große Mächtigkeit, zum Theil bis zu 40 Fuß! Im Jahre 1827 wurden erst 4000 Chaldrons (zu 36 Scheffeln, Buschels) gefördert, 1850 erst 86,000; dann aber stieg die Produktion und sie hat 1864 schon mehr als eine halbe Million Tonnen betragen.

Kohlenreichthum in Ostindien. In Folge der geognostischen Untersuchungen und Vermessungen, welche seit etwa zehn Jahren unter Oldhams Leitung kaum eine Unterbrechung erfahren haben, sind auch die Kohlenregionen im Pendschab, in Assam, Bengalen und Centralindien genau bekannt. Jene im Pendschab haben keine große Ausdehnung und werden höchstens den Bedarf des nordwestlichen Indiens befriedigen können. Die Assamkohle gehört nicht, wie man früher annahm, dem ältesten kohlenführenden Gesteine, sondern dem tertiären an. Sie lagert nahe dem Brahmaputra und dessen Zuflüssen, hat großen Handelswerth und ähnelt der besten Kokskohle von Newcastle. Man ist nun darüber aus, nach Assam Straßen zu bauen, damit diese Kohle nach Bengalen, insbesondere nach Calcutta gebracht werden könne. Sobald das geschieht, dann braucht man dort keine Kohlenzufuhr aus England mehr. Die ostbengalische Bahn wird einen beträchtlichen Theil dieser Assamkohle befördern. — Die Kohlenregion in Bengalen reicht von Bardwan aus (80 Miles von Calcutta) nach Westen, im Süden der Soane, bis ins Thal der Nerbadda. Sie ist ungemein reichhaltig an fossilen Ueberresten von Pflanzen und Reptilien, welche den jüngst in Australiens Kohlenlagern gefundenen gleichen. Die planmäßige Erforschung der geognostischen Verhältnisse und des Mineralreichthums in Indien befindet sich erst in den Anfängen und hat doch schon wichtige Resultate geliefert. In Calcutta wird ein großes indisches Centralmuseum gegründet.

Vom nördlichen Red-River im britischen Nordamerika. In diesem Gebiete geht das civilisirte Leben in jenes der Wildniß über. Die weißen Ansiedler, zumeist Canadier, englischer oder französischer Abkunft und Mischlinge dieser mit den Indianern, sogenannte Bois brûlé's, betrachten die Büffeljagd als einen ihrer wichtigsten Nahrungs- und Erwerbszweige. Sobald dieselbe ungünstig ausfällt, machen Noth und Mangel sich bemerkbar. Vier Ortschaften: Pembina, St. Joë, White Horse Plain und Portage betheiligen sich vorzugsweise bei dieser Jagd, welche im vorigen Jahre sehr ungünstig ausgefallen ist. Die zu Toronto erscheinenden „Canadian News" geben den Erklärungsgrund dafür. Im Gebiete der Vereinigten Staaten sind viele Sioux-Indianer aus ihren Jagdgründen vertrieben worden und sie sind dann, um ihr Leben zu fristen, in kleinen Gruppen nach jenen Gegenden gezogen, welche bisher als Jagdgründe der Leute vom Red River betrachtet wurden. Dort haben sie nun den Büffel gejagt, ihn weiter nach Norden getrieben, und damit ist eine Erwerbsquelle versiecht. Ohnehin nimmt die Zahl der Büffel merklich ab; diese Klage wird schon seit länger als 20 Jahren erhoben und wird auch nicht eher verstummen, als bis überhaupt die Büffel verschwunden sind. Man richtet ungeheuere Verwüstungen unter den Thieren an, mit Pfeilen, Speeren und Flinten; viele werden den Wölfen zur Beute, viele ertrinken beim Schwimmen durch die Flüsse, und es ist sehr zu beklagen, daß eine beträchtliche Anzahl von den Jägern aus bloßem Zeitvertreib niedergeschossen wird. Nun hat der Jagd- und Prairie-Indianer keine andere Hülfsquelle als den Büffel; diese Quelle wird ihm zerstört; was Wunder, wenn er von tiefem Ingrimm gegen die Weißen erfüllt wird? Sein Land haben sie ihm längst genommen, und seine Nahrungsmittel nehmen sie ihm auch; sie, welche doch so viele Hülfsmittel der Civilisation haben. Zu Lord Milton, der vor zwei Jahren ganz Nordamerika von Osten nach Westen durchwanderte, sprach ein alter Prairie-Indianer Folgendes: „Sag mir nur, weshalb ihr weißen Leute hierher kommt? Ich weiß, daß ihr in euerm Land Ueberfluß an Allem habt, Thee, Salz, Taback und Rum; ihr habt schöne Flinten und Pulver und könnt schießen, was euch beliebt. Nur den Büffel habt ihr nicht und nun kommt ihr zu uns, um ihn zu tödten. Ich bin auch ein Häuptling und ich sage dir: der große Geist hat uns nicht Alle auf gleiche Weise behandelt; euch gab er eine Menge von werthvollen Sachen, uns aber gab er lediglich und allein den Büffel. Weshalb kommt ihr also und vernichtet uns das einzige Gut, welches der große Geist uns gegeben hat? Ihr seid gut, das will ich glauben, ich erlaube euch, auf unserm Gebiet zu jagen und ihr sollt mir immer in meinem Wigwam willkommen sein." Mit dem letzten Büffel wird der letzte Prairie-Indianer verschwinden.

Aus nordamerikanischen Zeitungen.

Die Vereinigten Staaten sind dasjenige Land, welches die höchsten Steuern und Abgaben zu zahlen hat. Die Eingangszölle sind hart an der Grenze der Prohibitivzölle. In Newyork wurden 1865 bis zum 30. November für 171,458,869 Dollars Waaren eingeführt, und dafür mußten an Zoll 82,490,671 Dollars bezahlt werden! Die Ausfuhren betrugen in derselben Zeit 158 Millionen. Baumwollenwaaren müssen 36, Wollenwaaren mehr als 38 Procent vom Werthe zahlen, und die neuenglandischen Fabrikanten, welche den hohen Tarif im Congresse durchgesetzt haben, machen einen Reinprofit von 90 bis 110 Procent. Sie haben stets durch hohe Zölle den Süden und den Westen ausgebeutet; jetzt aber fängt der letztere an sich gegen das „Ausplünderungssystem" zu erheben.

Auf den Eisenbahnen in den Straßen von Newyork sind 1865 mehr als 60,000,000 Fahrgäste befördert worden.

Unglücksfälle auf Eisenbahnen sind in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1865 nicht weniger als 183 vorgekommen gegen 143 im Vorjahre. In letzterem verloren dabei 404 Menschen das Leben, in ersterem nur 334. Für Todesfälle auf Eisenbahnen haben die Amerikaner das Wort Viatricide in Anwendung gebracht.

Man hört jetzt selten etwas über die Mormonen. Nun verlautet aber, daß sie die Strecke der großen pacifischen Eisenbahn, welche durch ihr Territorium Utah führt, auf eigene Kosten bauen wollen; das allein schon zeugt für ihren großen Wohlstand.

Die zu Newyork erscheinende „World" vom 10. Januar enthält Folgendes: Die Nationalschuld beträgt in runder Summe 3,000,000,000 Dollars. Da wir etwa 30,000,000 Köpfe zählen, so beträgt das auf jeden Einzelnen 100 Dollars. Die Schuld des Staates Newyork beträgt 51,000,000 Dollars; auf 4,000,000 Seelen vertheilt, kommen auf jede etwa 13 Dollars. Die Schulden der Stadt Newyork betragen 41,000,000 Dollars, macht auf den Kopf 41 Dollars. Somit stellt sich heraus, daß jeder Mensch im Staate Newyork mit 154 Dollars für öffentliche Schulden belastet ist. Da aber nur jeder sechste Mensch ein eigentlicher Arbeiter, ein erwerbendes Individuum ist, und Frauen, Kinder, Greise rc. nicht in Anschlag kommen, so stellt sich heraus, daß jeder eigentliche Producent mit ungefähr 1000 Dollars Schulden belastet ist und für diese Zinsen tragen muß. Und dazu kommen die exorbitant hohen Unions-, Staats- und Municipalabgaben! —

Laut der Botschaft des Gouverneurs Andrew von Massachusetts hat dieser Staat für den Unterjochungskrieg, welchen die Abolitionisten hervorgerufen, etwa 56,000,000 Doll. verausgabt. Ein großer Theil derselben ist für Anwerbung „freiwilliger" und auswärtiger Soldknechte verausgabt worden. Manche Massachusettsregimenter bestanden fast ganz aus angeworbenen Irländern und leider auch Deutschen; die Offiziersstellen waren aber mit Yankees besetzt, häufig Advokaten oder auch Pastoren. — Der Gouverneur von Maine veranschlagt für seinen Staat die Kriegsausgaben auf nur 15,000,000 Doll., auch davon entfällt eine erhebliche Summe auf Anwerbeprämien für „Freiwillige" und Stellvertreter. Die letzteren wurden im Staate Rhode Island eine Zeitlang mit 1500 Dollars bezahlt. (Newyork, „Weekly News" vom 13. Januar.)

Aus Ohio und anderen westlichen Staaten sind im Laufe des Winters tausende von Deutschen und Schweizern nach den südlichen Staaten, namentlich Louisiana und Mississippi ausgewandert, um zu versuchen, ob sie dort auf dem Felde arbeiten können. Sie wollen die Stelle der nicht arbeitenden Neger ersetzen.

Auf den westlichen Flüssen fahren nicht weniger als 910 Dampfschiffe; Werth derselben 24½ Millionen Dollars.

Allmälig kommen sehr bezeichnende Ziffern, und zwar amtlich, zum Vorschein über allerlei, was sich auf den Krieg bezieht. Dahin gehört die „Statistik der Gefangenen". Die Zahl derselben, welche „parolirt" wurden, war 329,000, von denen sich etwa 157,000 in den Händen der Conföderirten befanden, deren Armeen doch sechs- bis siebenmal schwächer waren als jene der Nordstaaten. Vom 1. August 1861 bis 29. November 1865 sind, abgerechnet die beträchtliche Anzahl von conföderirten Gefangenen, welche in nördlichen Gefängnissen in Folge barbarischer Behandlung und schlechter Pflege umkamen, nach den Angaben des amerikanischen „Army and Navy Journals" gestorben: zu Washington im District Columbia: 15,412 Weiße, 6328 Schwarze; — zu Alexandria in Virginien: Weiße 2372, Schwarze 229; — zu Andersonville in Georgia: 12,918; — bei Spottsylvania und Wilderneß: 1500; — in und bei Nashville in Tennessee etwa 32,000; — bei Richmond in Virginien: 60,000. In den Jahren 1863 und 1864 zählten die Armeen der Nordstaaten mehr als 40,000 Offiziere; ein solcher kam auf je 25 Mann. — Amtlichen Berichten des Kriegssekretärs zufolge hat der Norden in dem Kriege gegen den Süden an Truppen aufgeboten vom April 1861 bis Mai 1865: 2,759,040 Mann; davon wurden gestellt: 2,656,553, davon waren Neger 178,975 Mann.

Die Hauptmünzstätte der Vereinigten Staaten befindet sich bekanntlich in Philadelphia. Sie hat im Jahr 1865 geprägt: Gold für 25,105,217 ⁸⁄₁₀ Dollars, Silber für 3,636,308, Bronce und Nickel 1,183,300 Dollars. — In Neu-orleans befindet sich eine Zweigmünzstätte seit 1838; sie hat überhaupt seit jener Zeit für 40,318,615 Dollars Gold und 29,890,037 Dollars Silber geprägt. Die Münzstätten zu Charlotte in Nordcarolina und zu Dahlonega in Georgien dürfen nur Gold prägen; sie haben, seitdem sie bestehen, zusammen 11,170,560 Dollars geliefert; durchschnittlich im Jahre für 250,000 Dollars. Zu San Francisco wurde im vorigen Jahre für 19,144,875 Dollars Gold geprägt. Auch zu Denver City in Colorado befindet sich eine Zweigmünze. — In den Vereinigten Staaten sind seit 1793 (bis Ende 1865) geprägt worden: für 419,725,424 Dollars Gold in 52,405,338 Stücken; Silber für 98,740,834 Dollars in 398,931,680 Stücken.

---

st. **Die Aymara-Indianer in Südamerika.** Das ganze Hochland zwischen der Küstencordillera im Westen, den Anden im Osten, bis nach Oruro im Süden und der Lagune von Titicaca im Norden wird von Aymara-Indianern bewohnt, die durch ihre Falschheit und Heimtücke, hervorgerufen von dem Jahrhunderte hindurch genährten unauslöschlichen Haß gegen die weiße Rasse, dem Reisenden sehr hinderlich in den Weg treten. Zudem sind sie von Natur sehr träge und im höchsten Grade schmutzig. Nicht einmal nach seiner Geburt, sagt v. Tschudi in seiner Reise in Südamerika, wird der Aymara-Indianer gewaschen, noch weniger wäscht er sich jemals in seinem übrigen Leben. Es bildet sich daher auf seinem Körper eine Schmutzkruste, die seinem tiefbraunen, oft dunkelschwarzbraunen Colorit eine noch dunklere Nuance verleiht. Der Quichua-Indianer, Bewohner des peruanischen Hochlandes, steht in jeder Beziehung über dem Aymara. Er ist thätiger, offener, weniger intolerant und viel intelligenter.

Zur Statistik der Wollproduktion. In London, dem Hauptwollmarkte, sind 1865 aus den britischen Colonien angebracht worden: 435,222 Ballen Wolle (374,934 in 1864); davon kamen aus Indien 2671, vom Cap der guten Hoffnung 99,991 und von Australien 332,560 Ballen. Die Gesammteinfuhr von Wolle stellte sich auf 467,889 Ballen in London, in Liverpool auf 171,995, in Hull 31,903, in Leith 6843, außerdem erhielten Hartlepool und Grimsby einige tausend Ballen.

Die Gesammteinfuhr betrug 1861: 504,162; 1862: 567,668; 1863: 595,326; 1864: 670,707; 1865: 685,634 Ballen.

Für das letzte Jahr stellen sich, abgesehen von den drei oben genannten Colonien, die Einfuhren aus Deutschland auf 24,636 Ballen, Spanien nur 876, Portugal 12,685, Rußland 37,147, verschiedene Länder z. B. die La Plataregion rc. 123,451.

Tasmanien lieferte 16,082, Neusüdwales und Queensland 79,672, Victoria 135,513, Südaustralien 45,505, Westaustralien 2991, Neuseeland 52,797. In der letztgenannten Colonie nimmt die Schafzucht einen raschen Aufschwung, und die Schafe mit langem Stapel gedeihen dort besser als selbst in Australien. — Die Capcolonie in Südafrika geht auch vorwärts; aus dem Bezirke der Algoabay kamen 85,128, aus Capstadt 8795 und aus Natal 6068 Ballen, zusammen etwa 100,000; außerdem wurden 37,000 Ballen direkt nach Nordamerika verschifft.

Die Einfuhr von Getreide und Hülsenfrüchten in Großbritannien und Irland hat 1865 betragen: 4,728,785 Quarters Weizen; 2,195,738 Q. Gerste; 2,766,672 Q. Hafer; 223,156 Q. Bohnen; 170,534 Q. Erbsen; 47,416 Q. Roggen; 7826 Q. Buchweizen und 1,644,577 Q. Mais.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus dem Haus- und Volksleben in China.

Die Seltsamkeiten der Chinesen. — Die Frauen haben keine Seele. — Stellung der Frauen. — Häusliches Leben; Polygamie. — Die Mädchen und die Verkrüppelung der Füße. — Väterliche Gewalt und kindliche Pietät — Der Kindermord. — Findelhäuser. — Begräbnisse. — Der Sarg ein Luxusartikel. — Schauspiele und Komödianten.

Für uns Europäer bietet das ganze Leben und Treiben der Chinesen eine Menge auffallender Widersprüche dar; es zeigt eine Menge von Eigenthümlichkeiten auf, die uns sonderbar und abstoßend erscheinen.

Was würde man bei uns von einem Sohne denken, der sich beikommen ließe, als Zeichen kindlicher Liebe und Anhänglichkeit seinem Vater, zum Geburtstag etwa, *einen Sarg zu schenken*? Der kranke Erzeuger sieht aber darin einen rührenden Beweis von Theilnahme und ist über dieselbe hocherfreut.



Chinesischer Sarg. (Nach einer Photographie.)

Was sagen wir ferner zum *Verkrüppeln der Füße*, welches im Blumenreiche der Mitte seit langer Zeit Mode ist? Was zu einem Familienleben, das ganz und gar auf kindlicher Pietät beruht, und in welchem doch die *Frauen eine untergeordnete Stellung einnehmen*? Wo die *Vorfahren* eines verdienten Mannes *geadelt* werden, nicht die Nachkommen? Dieser letztere Brauch ist aber nicht gerade unverständiger, als die Uebertragung des Adels auf die Nachkommen. Wir unsererseits haben weder gegen die eine noch die andere hier etwas einzuwenden.

Abbe Huc hatte auf seinen Wanderungen im Innern China's einen Schriftgelehrten, den Magister Ting, zum Begleiter. Sie kamen nach Lean gschan, wo die zum Christenthum bekehrten Chinesenfrauen die Kapelle besuchten. Der Magister nahm daran Anstoß, er fand das frech und ungehörig, und war erstaunt, als der Missionär ihm sagte: „Diese Frauen besuchen den Gottesdienst, um *ihre Seele* zu retten." Ting trat einige Schritte zurück, kreuzte die Arme und rief:

„*Aber sie haben ja gar keine Seele*; Weiber *haben keine Seele*, und ihr wollt trotzdem Christinnen aus ihnen machen?"

Diese wenigen Worte des Schriftgelehrten geben ein recht schlagendes Beispiel für eine geradezu barbarische Auffassung, die aber in China noch sehr allgemein ist. Der Magister sagte, seine Frau werde nicht wenig erstaunt sein, wenn er ihr sage, ein Europäer hätte behauptet, daß auch sie eine Seele besitze!

Wie verträgt sich diese rohe Barbarei, welche im Weib ein niedrig stehendes Geschöpf erblickt, bei einem in manchen Dingen so verfeinerten Volke mit dem Grundsatze der *kindlichen Pietät*, deren Ausübung so durchaus das ganze chinesische Leben durchdringt und die so manche in der That erbauliche Seiten darbietet? Von jeher hat man in China das Weib *für gar nichts* gerechnet; auch die

Reichsgesetze nehmen keine Notiz von den Frauen, außer um ihre Dienstbarkeit recht festzustellen. Der Mann kann seine Frau schlagen, verkaufen, Hungers sterben lassen, oder auch, was in manchen Landestheilen nicht selten vorkommt, auf beliebige Zeit an einen andern vermiethen. Dazu kommt noch die Vielweiberei, welche auch in China so viele Uebelstände im Gefolge hat. Manchmal begeht eine Frau aus Verzweiflung Selbstmord und der Ehegemahl ist darüber sehr betrübt, denn — er muß sich nun eine andere *kaufen*!

Diese Knechtschaft, Dienstbarkeit und niedrige Stellung im Hause wie im öffentlichen Leben ist dreifach besiegelt: durch die Sitten, die öffentliche Meinung und, wie schon angedeutet, auch durch die Gesetzgebung. Die Geburt eines Mädchens wird als eine Art von Mißgeschick betrachtet; es wird von den Brüdern als Magd behandelt, muß die schwersten und niedrigsten Arbeiten verrichten und darf sich nur wenig außer dem Hause sehen lassen. Sobald es mannbar wird, schlägt der Vater es an den Meistbietenden los, ohne nur zu fragen, ob es heiraten wolle; insgemein hat es auch den Bräutigam nie zuvor gesehen; es ist eben eine Handelswaare, welche man an den Meistbietenden verhandelt. Aber freilich, am Hochzeitstage putzt man dieses Opfer stattlich mit Seide, Gold und allerlei anderem Schmuck heraus und setzt es in einen Tragsessel, damit es wie eine Königin throne. Nachher aber ist es dem Käufer völlig preisgegeben, muß auch in der neuen Familie, in der die junge Frau eine Wildfremde ist, unbedingt gehorchen und ist, wie ein chinesischer Schriftgelehrter sich ausdrückt, lediglich ein Schatten und ein Wiederhall. Sie darf weder mit dem Manne noch mit den Söhnen an demselben Tisch essen, muß sie schweigend bedienen, darf erst etwas genießen, wenn jene sich gesättigt haben und nachdem sie ihnen die Pfeifen angezündet hat.



Verkrüppelte Frauenfüße und Schuhe.

Es ereignet sich, daß Aeltern ihre Kinder verheiraten, bevor dieselben noch das Licht der Welt erblickt haben. Die contrahirenden Theile bekräftigen das Versprechen, indem Jeder ein Stück Zeug von seinem Rock abreißt und es dem Andern einhändigt.

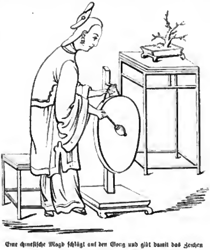
Die Polygamie war in früheren Zeiteren nur den Mandarinen und solchen Männern gestattet, die im Alter von 40 Jahren noch keine Kinder hatten; diese durften einige „kleine Frauen“ nehmen. Das alte Gesetzbuch bestimmte: Wer eine Nebenfrau hält, „soll 100 Ruthenstreiche auf die Schultern erhalten“. Aber dieser Verfügung wird keine praktische Folge mehr gegeben. Die erste Frau ist gleichsam Gebieterin über die kleinen Frauen, und die Kinder der letzteren erkennen nur die erste als ihre Mutter an. Um ihr eigene, leibliche Mutter legen sie keine Trauer an. Die kleine Frau wird für niedrig stehend erachtet, ist durchaus abhängig von der rechtmäßigen Gattin, der sie jeden Gehorsam leisten muß, und den Hausherrn darf sie nur mit dem Namen anreden, welchen er als Familienvater führt.

Es ist ein Glück, daß in der Praxis viele Frauen sich eine leidlichere Stellung zu erringen wissen, und daß viele chinesische Männer besser denken, als die große Menge. Aber die gleichberechtigte Stellung, welche in Japan den Frauen willig eingeräumt wird, kommt in China niemals vor. Die reichen Männer halten ihre Frauen im Hause, und wenn die Abschließung auch bei weitem nicht so streng ist, wie bei den mohammedanischen Völkern im Harem, so erlaubt doch der Gemahl nur selten, daß die Frau andere Häuser oder ihre Verwandten besuche, und das geschieht dann allemal in Tragsesseln, damit Niemand auf der Straße sie sehen könne. Noch bis heute ist es, selbst in Peking, keinem Europäer gelungen, die Frauen und Töchter seiner chinesischen Bekannten und Freunde zu sehen, und als während des letztverflossenen Kriegs die europäischen Offiziere bis in die Frauengemächer drangen, stellte sich heraus, daß die jungen Frauen in Koffern, oder unter Haufen alter Kleidungsstücke versteckt worden waren. Die Chinesinnen gewöhnten sich aber bald an die Gesichter der abendländischen Soldaten und namentlich fanden sie großen Gefallen an der Militärmusik. Die Frauen der ärmeren Klasse sind einem solchen Zwange schon deshalb nicht unterworfen, weil sie so viele Arbeiten auch im Freien zu verrichten haben. Jene der reichen Männer sind dagegen mit Luxus umgeben und erfreuen sich an allerlei Putz. Sie spielen auch in den Romanen eine sehr hervorragende Rolle; manche sind in der Literatur bewandert, und China hat sogar Dichterinnen, deren Poesien als hübsch bezeichnet werden können.

Es ist eine falsche Annahme, der zufolge dem weiblichen Geschlechte die Füße aus Eifersucht *verkrüppelt* würden, damit die Frauen recht hübsch zu Hause bleiben müßten. Diese *Mode* reicht schon ins hohe Alterthum hinauf. Die Chinesen selbst erzählen, eine Prinzessin habe außerordentlich kleine Füße gehabt und dadurch die Aufmerksamkeit und den Neid anderer vornehmer Frauen erregt. Und wenn sie selber dieser Schönheit sich nicht rühmen konnten, so sollten doch ihre Töchter derselben theilhaftig sein. So geschah es, und die Mode griff im Fortgange der Zeit immer weiter um sich und heute sind reiche wie arme Frauen kleinfüßig.

Zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Monate beginnt die Operation. Die Füße werden mit zwei Leinwandbinden, dem *Tschan pu* und dem *Tschio pu*, umwickelt, und zwar so, daß die vier kleinen Zehen unter die

Sohle gebogen werden, die große Zehe aber frei bleibt, ähnlich wie wenn wir eine Hand ballen, aber den Daumen in seiner natürlichen Stellung lassen. Ein Mädchen ohne verkrüppelte Füße findet nicht leicht einen Mann; ihm fehlt ja, nach chinesischen Begriffen, eine Hauptschönheit. Die aber, welchen sie nicht mangelt, können ihre Beinmuskeln nicht üben, bekommen keine Waden, ihre Beine sind wie Stelzen, und der Gang bleibt wackelnd. Das Alles müssen die armen Geschöpfe mit Jahre langer Qual und Pein erkaufen. Aber man gewöhnt sich an Alles und die Chinesinnen laufen, trotz dieser kleinen Füße, sehr rasch und sicher; ja, sie haben ein Bewegungsspiel, bei welchem man einander hölzerne Tellerscheiben oder auch Bälle zuwirft. Bei uns in Europa schleudert man dieselben mit dem Ballholze zurück, die Chinesinnen aber bedienen sich statt desselben der Sohlen ihrer kleinen Schuhe. Uebrigens haben wir mehrfach gelesen, daß in neueren Zeiten die Mode der Verkrüppelung in manchen vornehmen Familien nicht mehr beobachtet wird. Die Mandschufrauen haben den widersinnigen Brauch niemals angenommen, und es ist nun einige Aussicht, daß im Fortgange der Zeit derselbe nach und nach in Abgang kommen werde.



Eine chinesische Magd schlägt auf den Gong und gibt damit das Zeichen zum Mittagessen. (Nach einer chinesischen Zeichnung.)

Der Vater hat unbedingte Gewalt über seine Kinder; er kann sie verkaufen, und das Gesetz gibt ihm sogar das Recht, ein Neugebornes auszusetzen. Die zum Kauf ausgebotenen Knaben werden gewöhnlich Diener im Hause von Mandarinen, Kaufleuten oder Handwerkern, häufig aber auch Lastarbeiter. Die Mädchen werden zur Ausschweifung erzogen und methodisch abgerichtet. Neugeborne Kinder wirft man selten ins Wasser, es sei denn, sie kämen mit widerwärtiger Ungestalt ans Tageslicht. Aber bei der großen Armuth, der sich in China mindestens einhundert Millionen Menschen preisgegeben sehen, kommt allerdings sehr oft Kindermord vor, bei welchem übrigens manchmal Aberglaube eine große Rolle spielt, z. B. in der großen Provinz Honan jener an die Seelenwanderung. Aber vielfach werden die Kleinen nur deßhalb getödtet, weil sie den Aeltern Unbequemlichkeit verursachen und doch essen wollen; insbesondere entledigt man sich der Mädchen, weil sie für eine Quelle der Armuth und Dürftigkeit gelten. Dort freilich, wo bei Baumwollenbau und Seidenzucht die Mädchen eine lohnende Beschäftigung finden, fällt wenigstens ein Grund oder Vorwand zum Kindermorde weg. Aber man darf aus jenen Vorkommnissen nicht etwa den Schluß ziehen, daß alle Chinesen taub gegen die Stimme der Natur seien.

Wahr ist, daß man zuweilen an Straßen, auf Flüssen und Seen Kinderleichen ausgesetzt findet. China nämlich kennt keine gemeinschaftlichen Begräbnißstätten; jede Familie begräbt ihre Todten auf eigenem Grund und Boden. Begräbnisse aber sind kostspielig; für die Bestattung von Vater und Mutter bringt man gern große Opfer, auf jene der Kinder dagegen legt man keine Bedeutung und arme Leute wollen dadurch nicht noch ärmer werden. Sie wickeln also die Leiche in eine Matte, setzen sie aus, oder werfen sie ins Wasser. Ausnahmsweise werden allerdings auch wohl lebendige Kinder ausgesetzt, was ja aber auch in Europa geschieht. Uebrigens gilt der Kindermord für ein Verbrechen, und die Behörden haben allezeit gegen einen solchen Mißbrauch der väterlichen Gewalt gewarnt. So z. B. lautet ein Edict aus neuerer Zeit (1848): „Der Criminalrichter der Provinz Kuang tung verbietet auf das Strengste, kleine Mädchen auszusetzen. Dieser abscheuliche Brauch muß aufhören und man muß die Lebenspflichten erfüllen. — Es gibt Anstalten für die Aufnahme von Findelkindern weiblichen Geschlechts; nichts desto weniger dauert jener abscheuliche Brauch fort. Aber er verstößt gegen Sittlichkeit und Gesittung und stört die Harmonie des Himmels. Deshalb erlasse ich die allerstrengsten Verbote und zwar aus nachfolgenden gewichtigen Gründen: — Blicket auf die Insekten, Fische, Vögel und wilden Thiere; sie alle lieben ihre Jungen. Wie könnt ihr nun die ermorden, welche aus euerm Blute gebildet wurden und für euch sind, wie die Haare auf euerm Haupte? Beunruhigt euch nicht eurer Armuth wegen, denn ihr könnt euch durch die Arbeit eurer Hände einige Hilfsquellen verschaffen. Es mag für euch schwer halten, eure Töchter zu verheiraten, aber darin liegt kein Grund, sich ihrer zu entledigen. Die beiden Mächte des Himmels und der Erde verbieten es. — Ich bin ein wohlwollender, gütiger, barmherziger Richter. Jeder, wer eine Tochter hat, muß sie sorgfältig erziehen, oder, wenn er arm ist, sie ins Findelhaus schicken, oder sie einer befreundeten Familie anvertrauen, damit sie von dieser erzogen werde. Wenn ihr sie aber, wie bisher geschehen, verlasset, dann sollt ihr nach den Gesetzen bestraft werden. Ihr seid unnatürlich und entartet und verdient gar keine Nachsicht, wenn ihre eure Kinder ermordet &c."

Irisson schildert nach eigener Anschauung die Grüfte oder Thüeme, in welche die Kinder begraben werden, welche man nicht anderweitig begraben läßt. Dieselben haben eine Umfassungsmauer von etwa 10 Fuß Höhe, und bis in die Mitte derselben führen Stufen hinab bis zu einer innern Wand. Die Gruft hat 18 bis 30 Fuß Durchmesser und ist etwa 45 Fuß tief. In dieser Grube befindet sich ungelöschter Kalk, und dort hinein wird das Kind geworfen. Die Aeltern wickeln dasselbe in eine Matte und werfen es selbst hinein, oder geben es auf einen Kinderleichenwagen. In Peking fahren täglich vor Sonnenaufgang fünf von Ochsen gezogene Karren durch die fünf

Stadttheile, und wer sich todter oder **lebendiger** Kinder entledigen will, übergibt dieselben dem Fuhrmann. Die Leichen werden in eine gemeinschaftliche Grube gelegt und mit ungelöschtem Kalk überdeckt; die lebendigen liefert der Fuhrmann im **Yü yng lang**, d. h. dem **Tempel der Neugebornen**, ab, in welchem Ammen und Verwalter auf Staatskosten gehalten werden. Solche **Aufnahmehäuser für Kinder** findet man in allen größeren Städten.

Uebrigens ist im buddhistischen China der Kindermord doch nicht so arg im Schwange wie, laut den Angaben des Coroners Dr. Lankester, in dem christlichen London, der Hauptstadt des frommen Englands. „In China wird kein Geheimniß aus der Sache gemacht; darin liegt der ganze Unterschied."



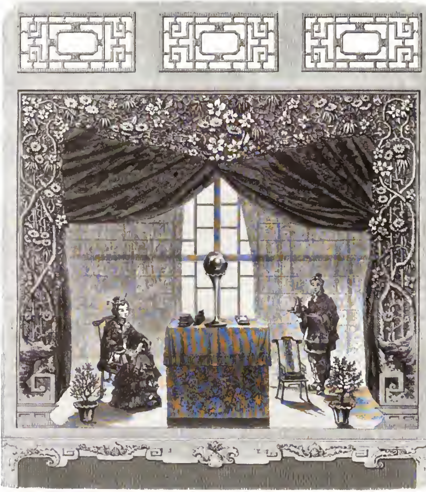
Eine chinesische Dame in Peking. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Wir erwähnten oben, daß die **kindliche Pietät gegen Aeltern** ein Hauptcharakterzug des chinesischen Lebens sei. In Europa macht man sich kaum einen Begriff davon, wie hoch dieselbe gesteigert ist. Der Sohn würde niemals wagen, dem Vater zu widersprechen; wenn er seinen Vater irgend wohin begleitet, geht er nicht neben, sondern hinter demselben und ist seiner Befehle stets gewärtig. Aber nach dem Tode des Vaters wird die Mutter dem Sohne unterthan.

Die Kinderliebe reicht bis über das Grab hinaus. Der Chinese glaubt fest, daß seine verstorbenen Aeltern unter einer andern Gestalt des Daseins ihn umgeben und mit ihm in ununterbrochener Gemeinschaft leben. Was man bei uns mit den sehr unbestimmten Begriffen Himmel oder Paradies bezeichnet, ist für ihn ein bestimmter Zustand. Dort behält der Abgeschiedene die Persönlichkeit seiner Seele, einen gewissen Organismus. Aus diesem Glauben erklärt sich der **Cultus der Vorfahren**, die Achtung vor den Ahnen. Im Haus ist ein Zimmer oder ein Saal diesen Vorfahren der Familie geweiht. Bei hohen Würdenträgern, Mandarinen und überhaupt bei reichen Leuten, welche große Häuser besitzen, findet man eine Hauskapelle, in welcher **Tafeln mit den Namen der Ahnen** aufgehängt sind, vom Gründer der Familie bis zum Letztverstorbenen. Zuweilen ist aber lediglich die Namenstafel des Gründers aufgehängt worden, der als Repräsentant aller Folgenden gilt. In dieser Kapelle werden von den Mitgliedern der Familie die vorgeschriebenen Gebräuche vollzogen; man verbrennt Weihrauch und Räucherkerzen, bringt Opfer dar und wirft sich voll Ehrfurcht vor der Ahnentafel nieder. Diese Kapelle ist gleichsam eine Hauskirche, welche der Chinese besucht, wenn er

ein wichtiges Unternehmen vorhat, oder ihm etwas Glückliches geschah, oder ein Unglück ihn heimsuchte; er zieht allemal seine Vorfahren in Mitleidenschaft. Der arme Mann stellt die Ahnentafel in seinem Zimmer auf.

jedem Jahre findet eine Gedenkfeier am Grabe der Ahnen statt, bei welcher alle Angehörigen und Abkömmlinge der Familie zugegen sind. Das ist das Tschang feu oder Fest der Todten. Die Gräber werden mit Blumen geschmückt und mit buntem Papier. Man wirft sich an den-



Gesellschaftszimmer einer chinesischen Dame in Tien tsin. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Aus dieser Pietät und diesem Kultus erklärt sich auch, daß die Trauerzeit um Vater oder Mutter volle drei Jahre dauert. Während dieser Zeit kann der Leidtragende kein öffentliches Amt bekleiden, muß zurückgezogen leben und darf keine Besuche abstatten. Wenigstens einmal in

selben nieder, verbrennt wohlriechende Sachen und stellt auf den Rasen oder auf die Leichensteine kleine, mit Speisen angefüllte Gefäße. Dabei nimmt man aber nicht etwa an, daß der Verstorbene noch der Speise oder des Trankes bedürftig sei, sondern will ein Zeugniß ablegen, daß man

den Dahingeschiedenen noch eben so gern dienstwillig sei, wie bei Lebzeiten. Das ist der Sinn. Alle Vorschriften für Begräbnisse, Trauerzeit und Opfer gehen aus dem Principe jener kindlichen Pietät hervor.

Der Chinese bleibt, dem Tode gegenüber, ganz ruhig im Gemüthe; er stirbt mit einer unvergleichlichen Fassung, ohne Seelenkampf und ohne Seelenangst; das Ableben hat für ihn keine Schrecken. Wenn er nicht mehr nach der Tabackspfeife verlangt, dann ist gewiß sein Ende nahe. *Der Sarg* steht ohnehin schon längst bereit.

Er ist ein Luxusartikel und die wohlhabenden Leute verwenden beträchtliche Summen, damit er ein wahres Kunstwerk sei. Man muß, sagt Huc, viele Jahre in China gelebt haben und Land und Leute kennen, um zu begreifen, *daß man wegen eines Sarges sich die größten Complimente sagen kann.* Der Chinese hat eben uneuropäische Ansichten vom Sterben und Begraben. In seinen Augen ist *der Sarg ein nothwendiges Hausgeräth*; für die Leiche ist er nothwendig, für den Lebenden ein Luxusartikel, ein Zierrath, eine Liebhaberei. „Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, wie in den großen Städten die Särge derart aufgestellt werden, daß sie in den Magazinen recht ins Auge fallen, wie sorgfältig man sie bemalt, lackirt und polirt, damit sie blitzblank sind und den Vorübergehenden zur Kauflust anreizen. Wohlhabende Leute versäumen nie, sich schon bei Lebzeiten mit einem hübschen Sarge zu versehen, der ihrem Geschmacke zusagt; er wird als Luxusmöbel aufgestellt, welches dem Hause zum Schmucke gereicht. Bevor man, wie der Ausdruck lautet, *die Welt grüßt*, muß man ja doch seine letzte Wohnung mit eigenen Augen gesehen haben! Man stellt den Sarg neben das Krankenbett.“

Die Leiche behält man lange im Hause und beerdigt sie manchmal erst am Jahrestage des Sterbefalles. Sie bleibt, mit ungelöschtem Kalke bedeckt, in dem dichten Sarge liegen; man will den Todten recht lange ehren und Zeit für ein würdiges *Begräbniß* gewinnen. Bei diesem spielen Eitelkeit und Prunksucht nicht selten eine große Rolle; man vergeudet dabei viel Geld. So lange die Leiche im Hause bleibt, wird zu bestimmten Zeiten ein Weinen veranstaltet, bei welchem unglaubliche Thränenergüsse strömen; bis zur festgesetzten Stunde trinkt man Thee, raucht Taback, lacht und schwatzt; aber auf ein gegebenes Zeichen wird man tief betrübt und das Heulen und Schluchzen und Weinen beginnt. Beim Leichenbegängniß dürfen gemiethete Klageweiber, die im Heulen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, nicht fehlen, eben so wenig Musikanten. Auch wirft man viele Schwärmer, weil Krachen und Pulvergeruch die bösen Geister vertreiben. Letztere gelten für sehr habsüchtig; deshalb läßt man unterwegs dann und wann ein paar Münzen oder nachgemachte Bankzettel fallen, und damit legt man den bösen Geistern eine Falle; denn während sie dem, vom Luftzug hinweggetriebenen, vermeintlichen Papiergelde nacheilen, nimmt die Seele des Abgeschiedenen die günstige Gelegenheit wahr und kann dem Sarge folgen, ohne durch die bösen Geister behelligt zu werden!

Man hat die Chinesen, welche sich durch so viele Fertigkeiten auszeichnen, auch ein „*Volk von Komödianten*“ genannt. Gewiß ist, daß sie das Schauspiel ganz außerordentlich lieben, sich an theatralischen Vorstellungen gar nicht satt sehen können und daß selbst auf den Schiffen, welche den gewaltigen Blauen Strom befahren, Komödie gespielt wird. Jener heitere Gascogner, Abbé *Huc*, dem wir ein, auch in deutscher Bearbeitung erschienenes Werk über China (Leipzig 1856) verdanken, welches sich vortrefflich liest, hatte das Vergnügen, solch eine schwimmende Komödie mit anzusehen. Er bemerkt, bei den Chinesen seien Geist und Leib so biegsam und elastisch, daß sie alle möglichen Formen annehmen können und die verschiedenartigsten Leidenschaften sehr anschaulich darzustellen wissen. Es liege in ihrer Natur etwas von Affen, und Würde oder Weisheit finde man, im Allgemeinen genommen, nur in den klassischen Büchern. —

Das himmlische Blumenreich der Mitte gleicht einem ungeheuern Jahrmarkte, wo mitten in unaufhörlichem Zudrang von Käufern und Verkäufern, Trödlern, Müßiggängern und Dieben das Publikum überall Schaugerüste antrifft, Gaukler, Possenreißer und Komödianten in Menge sieht. In allen 18 Provinzen des Reiches, in Städten jeder Klasse, in Flecken und Dörfern will Jeder, reich oder arm, von Leuten solchen Schlages sich ergötzen lassen. *Theater sind überall, und in den großen Städten spielen die Komödianten bei Tag und Nacht.* Auch das kleinste Dorf hat seine Bühne, gewöhnlich der Pagode gegenüber; oftmals ist sie sogar ein Theil dieses gottesdienstlichen Gebäudes. Dazu kommen dann noch die vielen Bühnen, welche man rasch, je nach Erforderniß, improvisirt und binnen wenigen Stunden aus Bambus herstellt.

Alle diese Theater sind einfach; die Dekorationen, insoweit davon die Rede sein kann, stehen fest, sie werden im Laufe der Vorstellungen nicht gewechselt, und man würde nicht wissen, wann und wo das Stück spielt, wenn nicht der Unternehmer, der zugleich Regisseur ist, dem Publikum das Nöthige mittheilte. Und um die Sache recht klar zu machen, schalten auch die Schauspieler dann und wann Erläuterungen ein. Vorne auf der Bühne selbst befindet sich „die Pforte der Dämonen“, eine Klappe, aus welcher die übernatürlichen Personen hervorkommen.

Die Zahl der Theaterstücke ist Legion, und sie sind allesammt in Anlage und Handlung sehr einfach. Der Schauspieler tritt auf und sagt, was für eine Person er darstelle. Uebergänge in den Auftritten kennt man nicht, und unanständige Possenreißereien werden mit ernsthaften Dingen gemischt.

Der Schauspieler hat eine untergeordnete Rolle in der Gesellschaft, gilt für einen Lohnknecht, welchen der Unternehmer gemiethet hat und muß nebenbei ein gewandter Aequilibrist und Seiltänzer sein, denn ohne Kraftstücke kann der Chinese sich keine theatralische Vorstellung denken. Für einen europäischen Zuschauer haben sie kein ästhetisches Interesse, der Inhalt ist zu leer, aber für die Kunde des Lebens und Treibens der Chinesen sind sie nicht minder schätzbar wie die Romane.

An herumziehenden Banden ist kein Mangel. Diese Komödiantentrupps suchen Brot, wo es eben zu finden ist, werden da oder dort hin bestellt und nehmen allen Bühnenbedarf mit sich. Huc vergleicht diese Schauspielerkarawanen mit unseren Zigeunerbanden; sie reisen übrigens gern zu Wasser, was wohlfeiler ist als Wanderungen zu Lande. Der Unternehmer ist ein reicher Privatmann, manchmal auch ein Mandarin; auch tritt wohl eine Art von Actienverein ins Leben, der dann für ein Dorf oder ein gewisses Stadtviertel die Komödianten in Lohn und Brot nimmt.

Komödie muß bei allen möglichen Gelegenheiten gespielt werden. Ein Mandarin wird um eine Stufe höher befördert; — er gibt dem Publikum eine Komödie zum Besten. Die Ernte ist gut ausgefallen, — eine Komödie; eine

drohende Gefahr soll von einer Gegend abgewandt werden, — eine Komödie; ein unglückliches Ereigniß hat sich begeben, — wieder eine Komödie. So darf es dann auch kaum befremden, daß die Chinesen eine Art von Actien=theater haben. Wohlhabende Leute und Beamte kommen überein, daß sie an so und so viel Tagen Komödie spielen lassen wollen und vertheilen die Kosten. Dann und wann bestreitet aber irgend ein reicher Mann Alles, weil er dem Publikum gegenüber als freisinnig erscheinen will. Auch kommt es gar nicht selten vor, daß bei Abschluß eines wichtigen Handetsgeschäfts beide Theile sich verpflichten, einige Theatervorstellungen geben zu lassen.

Uebrigens zahlt das Vott kein Eintrittsgeld. Auf den Dörfern und in kleinen Städten nimmt Jeder Platz, wo er ihn gerade findet, auf der Straße, auf Bäumen oder Dächern. Altes schwatzt durcheinander, noch mehr und lauter als in Italien Brauch ist; man raucht, ißt und trinkt; die Knaben, welche Eßwaaren und Leckereien verkaufen, drängen sich durch die Menge und rufen nicht, wie in unseren „Sommertheatern" und „Tivolis", Bier, Wein oder Grog aus, sondern Kürbiskerne, Zuckerrohr zum Auskauen und geröstete Kartoffeln. Pfeifen und Applaudiren kennt man nicht, weibtiche Rollen werden von Jünglingen gespiett, aber bei Seiltänzern und Kunstreitern arbeiten auch Frauen mit und ihre Kunststücke erregen Verwunderung, wenn man bedenkt, daß sie, nach Landesart, an den Füßen verkrüppelt sind und doch auf gespanntem Seile laufen oder auf dem Rücken der Pferde springen und hüpfen.

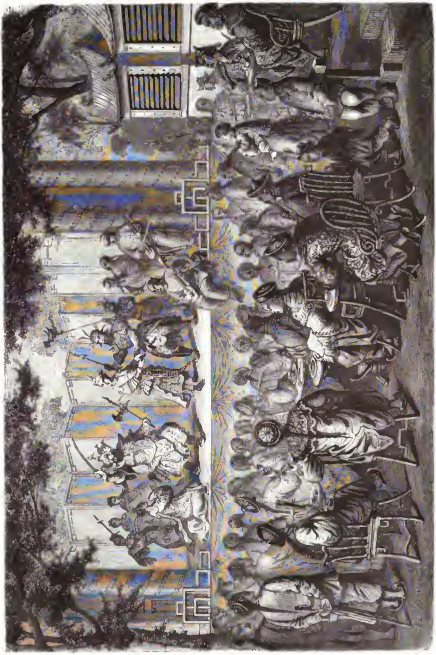


Eine chinesische Dame spielt auf einer Theorbe.
(Nach einer chinesischen Zeichnung.)

Ich finde in einem Werk über China (Etudes sur la Chine contemporaine, par Maurice Irisson, Paris 1866) einige Bemerkungen über das chinesische Theater (S. 170 ff.), die ich hier einschatten will. Lange bevor man in Europa an Personen, welche auf dem Theater singen, auch nur dachte, hatten die Chinesen dergleichen. Sie zuerst haben lyrische Dramen gehabt. Auch haben sie, in der Theorie, sich eine nicht minder erhabene Auffassung vom Zweck und von der Bestimmung der Bühne entworfen, wie die alten Griechen. Das kaiserliche Strafgesetzbuch sagt, dieser Zweck sei: „auf der Bühne Abbilder darzustellen von guten und gerechten Menschen, von keuschen Frauen, von gehorsamen, liebevollen Kindern, so daß die Zuschauer sich dadurch zur Ausübung der Tugend angeregt fühten". Atso eine „moratische Bitdungsanstalt"; aber die Praris bleibt im Blumenreiche der Mitte hinter der schönen Theorie nicht minder weit zurück, wie an Donau und Spree, Elbe oder Seine. China hat die „Café's chantants" gleichfalls viel früher gehabt, als die Länder der „christlich europäischen Civilisation". Unser Bild zeigt, wie eine Bühne in Peking aussieht. Die Zeichnung ist an Ort und Stelle von der, im vorigen Jahre verstorbenen Frau des französischen Gesandten Bourboulon entworfen worden. Der Staatssekretär, Herr Tschung luen, hatte den europäischen Diplomaten zu einer Vorstellung eingeladen, die am chinesischen Neujahrstage stattfand. Die Bühne stand im Patastgarten des Beamten, der in der sogenannten Tatarenstadt wohnte; dort haben die hohen Mandschubeamten ihre Wohnungen. Die Säulen an den Seiten waren mit Bändern von himmelblauer, gotdgelber und scharlachrother Farbe umwickett; auch waren allerlei sonstige Verzierungen angebracht. Die Bühne ist mehr breit ats tief und bildet ein etwa 6 Fuß hohes Gerüst. Hinter der spanischen Wand sind Coulissen, wo die „Künstler" sich aukteiden und schmücken. Dekorationen in unserm Sinne sind, wie schon oben angedeutet wurde, nicht vorhanden; man hat einen Teppich und ein paar Stühle; das ist Alles. Die Zuschauer sitzen unter freiem Himmel; die Seitentogen waren für die Frauen des Staatssekretärs und die Europäerinnen bestimmt.

Die Aufführung bestand in einer großen Haupt= und Staatsaction und spielte in den Zeiten der Mingdynastie; ein bewaffneter Offizier agirte die Hauptrolle. Auf das lange Stück selber wollen wir nicht weiter eingehen und nur bemerken, daß der tapfere Krieger sich mit Gesang anmeldete und vom Orchester begleitetet wurde, das aus zwei Flöten, einer Trommel und einer Harfe bestand. Dassetbe hatte schon eine Ouverture zum Besten gegeben. Der Offizier zeigte allerlei Kraftstücke und war namentlich Meister im Balanciren; er stellte seine kurze Hellebarde auf die Nasenspitze, lief damit hin und her und sang gleichzeitig eine schöne Arie. Nachdem diese Action, welche die Eroberung China's durch die Mandschu zum Gegenstand hatte, vorüber vor, kam eine allegorische „Piece", die Vermählung des Meeres mit der Erde.

Irisson hat manche Lustspiele mit angesehen. Es wurde dabei großer Lärm mit Trompeten, kleinen Trommeln, Flöten, Tamtams und Seemuscheln gemacht und viel und laut in einer für Europäer ohrenzerreißenden Weise gesungen. Dann trat ein Mandarin in seiner Amtstracht auf, sprach ernsthafte Worte, legte in sein ganzes Benehmen ungemein viel Würde und dann sprang er, den besten Seiltänzern zum Trotz, auf Stühle und Tische und endtich — zum Fenster hinaus! Darauf begann wieder das, was den Chinesen für Musik gilt. Ein Jüngling, der eine Frau darstellte, sang dann mit Falsettstimme, und die zehn oder zwölf Mandarinen der Komödie waren ganz entzückt über die reizende



Eine Theatervorstellung in Peking. (Nach einer Zeichnung von Bourdoulon.)

Dame, welche dann aber auch kräftige Sprünge zum Besten gab. An unzüchtigen Reden und Gebärden fehlt es in den Stücken nicht, und weder Komödianten noch Publikum kümmern sich um die Worte des weisen Manes Ming su: „Wer obseöne Stücke schreibt, soll im Aufenthalte der Büßungen streng bestraft werden und seine Pein soll so lange dauern, als diese Stücke auf Erden sind.“

Bemerkungen über die Zukunft Algeriens.

Von **Gerhard Rohlfs** aus Bremen.*)

Mursuk in Fessan, im Januar 1866.

Der Kaiser der Franzosen hat sich bitter getäuscht, wenn er geglaubt hat, durch eigene Anschauung vermittelst einer bloßen Triumphreise den Zustand einer Colonie kennen lernen zu können. Schon um civilisirte Völker zu studiren und dann ihren moralischen und materiellen Zustand würdigen und beurtheilen zu können, darf man nicht als großer Herr, viel weniger als Kaiser reisen. Ich erinnere nur an die bekannte Reise der Kaiserin Katharine in Süd-Rußland, der man alle Tage dieselben Leute, dasselbe Vieh entgegen trieb, um sie glauben zu machen, daß die Provinzen gut bevölkert seien. Und sehen wir nicht in Algerien bei der Reise des Kaisers sich etwas Aehnliches wiederholen? Die Duar in der Provinz Oran waren bei der Durchreise des Herrschers nach Sidi Bel-Abbès an die Landstraße gerückt; so erzählen uns die Lokalblätter.

Die Araber gründlich kennen zu lernen ist gar noch schwieriger; das gelingt nur bei langjährigem Aufenthalt unter ihnen, oder wenn man in ihrer Mitte gereist ist und zwar unter der Maske eines Mohammedaners, nicht eines Vornehmen, sondern eines Bedürftigen; denn selbst einem vornehmen Religionsgenossen gegenüber sind die Araber Lügner, Heuchler und Prahler. Unter allen anderen Umständen ist man nur zu geneigt, über den Grundcharakter dieses Volkes in große Irrthümer zu verfallen, wie eben erst der Kaiser und früher der bekannte General Daumas, der so anziehende Bücher über die Araber geschrieben hat, die man jedoch als nichts weiter denn Romane betrachten darf. Denn obgleich General Daumas jahrelang die Bureaux arabes dirigirte, so hatte er doch wohl nie Gelegenheit, mit den Leuten vom kleinen Zelte zu verkehren, sondern frequentirte nur die Leute der cheima kebira; will man aber ein Volk kennen lernen, so muß man sich nicht blos in den höchsten Kreisen desselben bewegen, sondern alle Klassen durchmustern.

Ich nun würde nicht gewagt haben, über einen so delicaten Gegenstand meine Meinung abzugeben, wenn nicht ein langjähriger Aufenthalt in Algerien selbst, dann eine dreijährige Reise durch Marokko und seine Wüste, bei welcher unter anderen ganz Tuat durchforscht wurde (in welche Oase die Franzosen bis jetzt vergebens weder mit Güte noch mit Gewalt haben dringen können), mich derart mit allen Klassen dieses Volkes in Berührung brachte, daß ich glaube, im Interesse Frankreichs, im Interesse Algeriens, meine Meinung nicht verschweigen zu dürfen.

Meine Meinung über die eingebornen Bewohner der Algerie habe ich vor zwei Jahren in mein Tagebuch niedergelegt und dies im Jahre 1865 in den Dr. Petermann'schen Mittheilungen, Th. XI, publicirt; dasselbe enthält folgenden Passus, der sich nun schon wieder durch den frischen Aufstand Si Lalla's bewährt hat:

„Ich glaube, die Franzosen können sich nicht genug in Acht nehmen, wollen sie nicht einen Tag erleben, wie ihn die Engländer in Indien gehabt haben. Bei einer Nation wie die Araber, deren ganzes Wesen, Leben und Treiben sich auf die intoleranteste Religion gründet, die existirt, sind Civilisationsversuche vergeblich. Wie sind die Araber heutzutage nach mehr als 30jährigem Besitze der Franzosen von Algerien? Die in den Städten haben alle schlechten Sitten der Franzosen angenommen und hetzen dem französischen Pöbel im Absinthtrinken; daß sie aber dafür auch nur im Geringsten christlich religiöse Grundsätze angenommen hätten, daran ist nicht zu denken. Forscht man tiefer nach, so findet man, so geschmeidig und umgänglich sie äußerlich geworden sind, daß sie innerlich allen Haß und alle Verachtung gegen die Bekenner eines andern Glaubens bewahrt haben. Entfernt man sich nun gar einige Stunden weit von der Stadt, so findet man, daß die Civilisation dahin noch ganz und gar nicht gedrungen ist. Der Araber unter seinem Zelte lebt nach wie vor und haßt die Christen ebenso wie früher, und wenn er sich enthält einen Ungläubigen zu tödten, um dafür das Paradies zu

*) Der muthige Reisende befand sich zu Ende Januars noch in Mursuk, wo er verweilen wollte, bis die nöthigen Effekten, welche er von Tripolis erwartete, angekommen sein würden. Sobald dies geschehen, wollte er nach Wadaï aufbrechen. Die geographische Gesellschaft in London hat ihm ihrerseits einen Beitrag zu den Reisekosten im Belauf von 100 Pfd. Sterling angewiesen.

Was die obigen Bemerkungen anlangt, so sind dieselben durch des Kaisers Napoleon Briefe über Algerien veranlaßt worden. Es ist von Interesse, die Ansichten eines Reisenden kennen zu lernen, der mit Nordafrika so gründlich vertraut ist, wie Herr Rohlfs. Gegen die Schlußfolgerungen und den Rath, welcher dem Beherrscher der Franzosen ertheilt wird, lassen sich indeß viele wohlbegründete Einwendungen erheben. Es ist z. B. niemals einem Eroberer Nordafrika's gelungen, die Araber in die Wüste zurückzudrängen. Die Franzosen hätten es gern gethan, haben aber nichts vermocht. Neben der Handvoll (etwa 200,000) Europäer leben 2,400,000 Eingeborne. Von einer umfassenden Akklimatisirung, von dauernder Eingewöhnung, von einem bodenständig Werden der Europäer in Algerien kann keine Rede sein. So wenigstens lautet das Resultat, welches die Aerzte gewannen, welche lange Jahre in Algerien Beobachtungen angestellt haben, und in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris ist von vielen Notabilitäten der Wissenschaft dieselbe Ueberzeugung geltend gemacht worden. Auch werden die Franzosen den Araber ebensowenig verdrängen wie zur Annahme der christlichen Religion und zur europäischen Civilisation bringen können. Ich möchte die Leser bitten, meinen Aufsatz: „Bemerkungen über Algerien“ im Globus (VIII, S. 317) mit dem Gegenwärtigen zu vergleichen. Auch ich knüpfte meine Betrachtungen an die Reise Napoleons; sie führen zu einem Ergebnisse, das jenem unsres berühmten Reisendern diametral entgegengesetzt ist. Wir weichen im Resultate toto coelo von einander ab, fast Satz für Satz. A.

erlangen, so geschieht es nur aus Furcht vor dem strengen Gesetze. Die Franzosen hätten längst wie die Engländer in Nordamerika mit den Eingebornen verfahren sollen, nämlich dieselben zurückdrängen, dann wäre Algerien heutzutage ein ruhiges, nur von Europäern bewohntes und kultivirtes Land. Man wird dies vielleicht hart finden und barbarisch und mit den civilisirten Grundsätzen unserer Epoche nicht übereinstimmend. Vom Zimmer aus und von Weitem sind die Dinge jedoch ganz anders anzuschauen, als in der Nähe, und nothwendiger Weise wird es bis zum letzten Tage immer Völker geben, die zum Besten der allgemeinen Menschheit den andern Platz machen müssen ꝛc. ꝛc."

Diese vor zwei Jahren ausgesprochenen Grundsätze sind auch noch heute meine feste innige Ueberzeugung. Wenn dem nothwendigem Gange der Natur nach früher oder später jede Colonie sich vom Mutterlande trennt, sobald sie sich stark genug fühlt, um auf eigenen Füßen stehen zu können, und nothwendiger Weise der Tag heran kommt, wo z. B. Großbritannien auf seine beiden einzigen Inseln wird beschränkt sein — hat Frankreich das Glück gehabt, eine Colonie zu finden, die vor den Thoren des Mutterlandes liegt, ja jetzt durch Dampf und Telegraph Eins mit ihm ist. Diese außergewöhnliche Lage würde es gestatten, die Colonie so mit der Metropole zu verschmelzen, daß für Frankreich an eine spätere gewaltsame Lostrennung, wie das von Alters her immer bei allen Colonien der Fall gewesen ist und sein wird, nicht zu denken wäre.

Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß die Bevölkerung Eine sei. Ich will damit nicht gesagt haben, daß die Franzosen deshalb anderen Europäern die Colonie verschließen sollen; im Gegentheil, selbst jetzt nach blos 30 Jahren sehen wir, daß die aus anderen Ländern Eingewanderten*) und namentlich ihre Abkömmlinge fast gänzlich französische Sitten und Gebräuche angenommen haben und meistens, namentlich die jüngere Generation, auch die französische Sprache. Aber zwei in jeder Beziehung so gänzlich von einander verschiedene Völker, wie Franzosen und Araber es sind, neben einander bestehen lassen oder gar versuchen wollen, sie zu vermischen, ist der höchste Unsinn. Seit undenklichen Zeiten hat das Arabervolk sich nie mit anderen vermischt, weil es mehr noch als die Juden von seiner eigenen Vortrefflichkeit als von Gott auserwähltes Volk überzeugt ist. Seit tausend Jahren in Besitz der Nordküste Afrika's, sehen wir Berber und Araber neben einander bestehen, jedes Volk genau seine Sprache und Sitte beibehaltend. Im äußersten Osten, in der Jupiter-Ammons Oase, am Atlantischen Ocean im Sus-Lande haben die Araber die Berber zu unterwerfen, jedoch nicht sich mit ihnen zu amalgamiren gewußt. Die sogenannten Kulughli, Progenitur der Türken mit Araberweibern, bezeugen keineswegs ein Aufgehen der Araber in Türken oder umgekehrt; überall, wo die Türken die Araber beherrschen, bestehen beide Völker unvermischt neben einander. Und doch verbindet Berber, Araber und Türken Eine Religion.

Wird man je dem Araber seine Wanderlust, seinen Hang zu plündern und sich raubend umherzutreiben nehmen können? Versuche man doch eine Hyäne zu zähmen! Der Araber ist moralisch überzeugt, daß er den französischen Bayonetten nicht widerstehen kann, dennoch wird er bei der geringsten Gelegenheit sich wider Ordnung und Gesetz erheben, und so lange wird Revolution in der Algerie sein, wie noch ein Zelt oder Duar vorhanden ist. Mögen die Gefühlsmenschen sagen, was sie wollen, vom Verdrängen der Indianer durch die Engländer, jeder vernünftige Mensch findet es bewunderungswerth, Nordamerika der Civilisation gewonnen zu sehen. So verabscheuungswerth die modeenen französischen Araberlobhudler die Vertreibung der Mauren aus Spanien hinstellen mögen, so ist nicht zu verneinen, daß Spanien dadurch der Civilisation erschlossen wurde; denn wären die Mohammedaner heute noch im Besitze der Halbinsel, so wären sie sicher in keiner Weise weiter in der Civilisation, als es die in den anderen Ländern Wohnenden sind; und wenn die Spanier selbst sich nicht schneller civilisirten und Schritt hielten mit den anderen Völken, so ist die Verarmung des Landes, die Entvölkerung Spaniens nicht im Vertreibungsedikt Ferdinand des Katholischen zu suchen, sondern eher in der enormen Auswanderung nach Amerika, die zu der Periode statt fand.

In der That sehen wir, daß in den Ländeen, die sich abgeschlossen von aller christlichen Civilisation halten, die Mohammedaner seit der Periode, wo Mohammed sie zum Islam bekehrte, gar keinen Fortschritt gemacht haben. Und die sogenannten arabischen Glanzperioden unter den Abassiden im Orient, unter den Ommiaden im Occident, sind nur dem christlichen Einflusse zuzuschreiben, weil dort unter beiden Regierungen Christen die Hauptbevölkerung bildeten; aber in den Ländern, wie z. B. Marokko und Arabien, wo die Araber nie mit Christen in Berührung kamen, haben die Araber es nie weiter zu bringen gewußt, als wie ihr Standpunkt war zur Zeit Abrahams.

Möge daher der Kaiser der Franzosen nicht zaudern, und ein Volk, das für die Wüste geboren ist, dahin zurückdrängen, woher es gekommen ist; diejenigen, welche den ernsten Willen haben, sich mit den Europäern zu vereinigen, werden von selbst zurückkommen und müssen die christliche Religion annehmen, die einzige, unter welcher Civilisation möglich ist. Durch das Verdrängen der Araber in Masse in die Wüste hinein wird der Kaiser sich nicht nur den Dank aller Franzosen, sondern auch die Bewunderung der ganzen christlichen Welt erwerben, und möge die Geschichte unsere Nachkommen einst lehren: Die Bourbonen wußten die Algerie zu erobern, die Napoleoniden indeß verstanden es, sie in christlich civilisirtes Land umzuwandeln. —

*) Mit Ausnahme der Spanier, welche in der Provinz Oran angesiedelt sind und die, weil im beständigen Rapport mit ihrem Vaterlande, Sprache, Sitten und Tracht Spaniens treu beibehalten haben.

Eine Wanderung mit Yankees im Goldlande von Peru.

Von **Adolf Bastian.**

II.

Der Basirifluß. — Ein goldgrabender Engländer und dessen Schicksal. — Nach dem Rio Colorado. — Die ersten Chunchus und Verkehr mit denselben. — Tauschhandel. — Wirkung eines Spiegels. — Sitten der wilden Indianer. — Mißlingen des Abenteuers.

Da, wo der Basiri sich mit dem Rio Marcapata vereinigt, gerade in Front des doppelhügeligen Camanti, folgten wir dem ersteren aufwärts und erreichten bald den als Rendezvous bezeichneten Punkt, wo sich aus früherer Zeit noch ein kleines Holzgebäude befand. Unsere Gefährten empfingen uns mit etwas langen Gesichtern. Sie hatten die Zeit ihres Aufenthaltes tüchtig benutzt, um Prospekte an verschiedenen Stellen des Creeks zu machen, aber bis Dato waren die Resultate, wie sie sagten, kläglich. Sie hatten sich jetzt ans Werk gemacht, das Wasser abzudämmen, um im Bette selbst zu arbeiten, und schon einige Vorbereitungen getroffen. Die nächsten Tage gingen mit der Vollendung dieser Arbeiten hin, denen einige junge Leute aus Cuzco und der Umgegend, die, um der Rekrutirung zu entgehen, sich in die Montaña zurückgezogen hatten und mit unserer ersten Partie herausgekommen waren, als in den ihnen höchst sonderbar vorkommenden Proceedings sehr interessirte Zuschauer dienten. Obwohl sie, um einen Vorwand der Regierung gegenüber zu besitzen, sich den Namen einer compañia minera-agricola beigelegt hatten, bestand ihre ganze Beschäftigung doch nur darin, einem alten, geschwätzigen Franzosen, der ihnen wegen seiner angeblichen neuen Erfindungen in der Goldgewinnung als Mentor mitgegeben war, den Löwenantheil zu bestreiten, den sich derselbe täglich an der Chocolade und den übrigen guten Dingen des Proviants zuzuerkennen pflegte. In Betreff der Ausrüstung besaß ein Jeder zwei große Ledersäcke und je zu Zwei eine etwas antike Schaufel, wovon die ersteren zur Aufbewahrung des auf dem Boden der Montaña umhergestreuten Goldes dienen sollten, während über die eigentliche Bestimmung der letzteren nur sehr vage Begriffe herrschten.

Etwas unterhalb der von uns in Angriff genommenen Stelle befanden sich an beiden Seiten des Creeks ziemlich ausgedehnte Spuren verlassener Diggings, die, wie unser Führer, der selbst Minero war, und ich glaube sogar einen Titel als Eigenthümer des Basiri hatte, uns sagte, von einem Engländer herrührten, der vor fünf Jahren dort mit einer großen Menge Indianer gearbeitet und „mucho oro“ herausgenommen habe. Hinsichtlich speciellerer Bestimmung der Quantität war es schwer, zu einer klaren Ansicht zu kommen, da die Angaben zwischen 1000 und 100,000 Dollars schwankten. Indeß scheint er kaum sehr brillante Resultate gehabt zu haben, da er später den Basiri verließ und sich in der Nähe des Camanti ansiedelte, im Auftrage einer Cascarilla-Compagnie von Arequipa. Dort suchte er, wie uns erzählt wurde, die Freundschaft der Chunchus (wilden Indianer) zu gewinnen und gelangte wirklich zu einem solchen Grade der Vertraulichkeit, daß er nicht nur die Wilden in seinem Hause empfing, sondern auch seinerseits ohne weitere Vorsichtsmaßregeln besuchte. Aber sein Sicherheitsgefühl war voreilig. Ein Chunchu, dem während seiner Abwesenheit der Hausmeister ein ihm für die gebrachte Quantität Cascarilla-Rinde versprochenes Messer verweigerte, versammelte seine Verwandten um sich, klagte ihnen die ihm angethane Schmach und bat um ihre Unterstützung in dem von ihm geschmiedeten Racheplan. Sie begaben sich, wie es oftmals geschah, in der nächsten Woche zu dem Hause des Engländers, machten an der andern Seite des dasselbe umschließenden Baches Halt und baten den Wairi (eine Bezeichnung für Häuptling, die sie auch auf jeden Weißen anwenden) zu ihnen herauszukommen, um die mitgebrachten Geschenke an Fischen und Früchten in Empfang zu nehmen.

Arglos folgte jener ihrer Einladung und belustigte sich während des Genusses der Früchte mit dem Schauspiele, das ihm die Wilden in ihrer Fertigkeit im Schießen ihrer Pfeile gaben. Aber plötzlich suchten diese ein anderes Ziel, sie richteten sie auf seine Brust, und ehe er aufspringen und den Fluß durchschwimmen konnte, war sein Körper von Geschossen bedeckt. Trotzdem erreichte er seine Wohnung, aber in die Thür tretend, sprang ihm sein Hund, ein großes, schönes Thier, wovon uns der Gobernador von Marcapata einen Jungen geschenkt hatte, entgegen und brach durch seine Liebkosungen alle Schafte in den Wunden ab. So war keine Rettung mehr möglich. Die nun zum Blutvergießen geneigten Chunchus begaben sich unverzüglich von dort nach dem Basiri, wo der Partner des Engländers, ein gewisser Alvarez, allein zurückgeblieben war, und ermordeten ihn mit barbarischer Grausamkeit. Hier auf diesem Steine, fügte der Erzähler hinzu, fanden wir seinen verstümmelten Leichnam. Diese beiden Mordthaten verbreiteten einen panischen Schrecken unter den damals wieder ziemlich häufig die Montaña besuchenden Indianern. Alle entflohen, so daß die Cascarilla-Compagnien ihr Geschäft nicht fortsetzen konnten, und nur seitdem im vorigen Jahre ein Häuptling der Chunchus in der Nähe von Marcapata erschossen worden war, hatten sich dieselben wieder jenseits des Basiri zurückgezogen.

Unsere Arbeiten schritten rüstig fort, aber unsere Hoffnungen nahmen von Tag zu Tag ab. Ein Indianer, der in Peru zum Gefängniß verurtheilt, sich in der Montaña verborgen hatte, kam oftmals, unsere Operationen in Augenschein zu nehmen, und ließ, unsere Unzufriedenheit mit dem Erfolge sehend, manche Anspielungen fallen, einen Ort zu wissen, wo Jeder so viel Gold sammeln könne, als ihn gelüste. Den ihn weiter befragenden Neugierigen theilte er mit, daß er einst auf seinen Zügen, als Cascarilla-Sammler, sich verirrt habe und nach vielem Hin- und Herwandern schließlich zu einem Flusse gekommen sei, an dessen Ufern er ermüdet sein Nachtlager aufgeschlagen habe. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen, seine Eßschüssel waschend, habe er dieselben überall mit Gold bedeckt gesehen, aber ehe ihm noch Zeit zu weiteren Nachforschungen geblie-

ben wäre, hätte die Erscheinung eines Chunchu-Haufens ihn zur Flucht gezwungen, und seitdem habe er sich nicht wieder dahin gewagt. Der ganzen Lokalität nach zu urtheilen, müsse dies der Rio Colorado gewesen sein, dessen reiche Goldminen eifersüchtig von den Chunchus gehütet würden, welche sonst fürchteten, durch die Einwanderung aus allen ihren Territorien vertrieben zu werden. Er habe sich damals den Weg durch verschiedene Zeichen bemerkt, so daß es leicht sein würde, ihn wieder zu finden, immer aber bleibe es ein höchst gefährliches Unternehmen, zu dem er sich nicht ohne eine große Belohnung entschließen könne. Die Ansichten über diesen Vorschlag waren getheilt, indem selbst die Hitzigsten jetzt etwas ungläubig geworden waren.

Weil indessen unsere Arbeiten am Basiri sich schon als eine vollständige „Failure" erwiesen hatten, schlug ich der Compagnie vor, den Zug nach dem Rio Colorado mit der Hälfte derselben zu machen und dann je nach den dort zu gewinnenden Prospecten ihr Mittheilungen zukommen zu lassen. Der zurückbleibende Rest sollte in der Zwischenzeit theils noch eine andere Stelle des Basiri trocken legen, theils die Wasser des Camanti versuchen. Der Führer wurde angewiesen, sich seine Bezahlung in der von ihm so reich geschilderten Gegend, wo wir ihn gegen Angriffe schützen würden, selbst zu suchen, und nach getroffener Wahl meiner Begleiter brachen wir früh am Tage auf, nur mit einem sehr spärlichen Vorrathe Proviants und den allernothwendigsten Geräthschaften außer unseren Waffen versehen, da weder durch Geld noch durch Gewalt mehr als fünf Lastträger bewogen werden konnten, das gefürchtete Gebiet der Indios Bravos zu betreten. Wir wanderten einige Stunden weit in dem Bette des Basiri, seinem Laufe folgend, und schlugen uns dann links in den dichten Urwald, wo jeder Schritt mit Axt oder Machete erst zu öffnen war. Das Wegräumen der zusammengefallenen Baumstämme, die Entwirrung der jede Pflanze, jeden Ast überziehenden Schlinggewächse, das Aushauen von Treppen in die senkrechten Felsen ließ uns nur sehr langsam vorschreiten, so daß erst gegen Abend die mit mannshohem Schilfe bedeckten Ufer des Marcapata unterhalb des früher von uns berührten Punktes erreicht wurden.

Die ganze Gegend hatte einen andern Ausdruck gewonnen. Die Cerros des Basiri und des Camanti lagen hinter uns, und sie erschienen als die letzten Ausläufer der von der Cordillera sich herabsenkenden Hügelreihe, die hier in weiten, nur sanft gehobenen Ebenen verschwand. Der in seinem Laufe jetzt bedeutend ruhigere Marcapatafluß wand sich majestätisch durch die unendlichen Waldungen hindurch, deren tief dunkles Grün wunderbar an dem klaren, goldschimmernden Horizonte hervortrat. Die balsamische milde Luft, die den Körper umfließt, durchdringt denselben mit einem unbekannten Wonnegefühl, Wohlgerüche schwängern die Atmosphäre, und in tropischer Farbenpracht ihres langgefiederten Schwanzes glänzende Vögel fahren dann und wann aus den durch kein Säuseln bewegten Aesten des wildverschlungenen Dickichts auf. Tausend liebliche Sänger begrüßen die aufgehende Sonne, und die Alles durchströmende Feuchtigkeit läßt auch die glühende Mittagssonne nur in eine sanfte Wärme hinschmelzen. Die Flüsse sind reich an mannigfaltigen Fischarten und ihr Rand ist bedeckt von Wasservögeln, alle Bäume sind belebt von den munteren Affen-Colonien. Von Wild sahen wir reichlich Fußstapfen, die wilden Schweinen anzugehören schienen, oder, wie die Indianer sagten, der gran bestia, aus der sie ein merkwürdiges Fabelwesen, zusammengesetzt aus den Attributen eines Hirsches, Ochsen und Pferdes machen, wahrscheinlich die Anteskub, Tanta (Tapir americanus). Nachts läßt sich das Geheul der Jaguars und wilden Katzen hören, die indeß so wenig, wie die nicht zahlreichen Schlangen, besonders gefährlich sind. Dagegen findet sich eine Wespenart, deren Stiche unverhältnißmäßige Schwellung und einen fast zur Raserei treibenden Schmerz verursachen, was sich indeß Beides glücklicher Weise eben so rasch wieder verliert. Der Regen fällt in der Montaña fast das ganze Jahr, obwohl mit verschiedener Heftigkeit, besonders in den von der Cordillera abfallenden Thälern, wo oft ungeheuere Bergstürze dadurch veranlaßt werden. Die Bestimmung der Jahreszeiten ist in Peru gewissermaßen unmöglich, da auf jeder größern oder geringern Erhebung sich alle Witterungsverhältnisse ändern und so die Bewohner eine andere Rechnung haben.

Wir näherten uns dem zum Nachtlager bestimmten Platze, als der Führer stillstand, vorsichtig sich umsah und seitwärts ging, wo wir hinter einem Busch ein Blätterdach fanden, mit Ueberresten einer Mahlzeit und noch nicht ganz zu Asche gebrannten Kohlen vor denselben. „Chunchus", sagte der Führer mit einer zugleich Verachtung und Schreck ausdrückenden Geberde. Diese gehörten zu den wandernden Stämmen.

In das Abendessen brachten frisch gefangene Fische eine lang entbehrte Abwechselung. Leider aber waren die meisten unserer Angelschnüre zu dünn und zerrissen durch das starke Gewicht. Am nächsten Morgen verließen wir bald wieder die Ufer des Marcapata, um uns auf's Neue durch den undurchdringlichen Wald durchzuarbeiten, und sahen bei Sonnenuntergang ein anderes, unvergleichlich liebliches Thal vor uns, aus dessen grünen Bogenhallen ein krystallener Strom in tausend Windungen hervorglänzte. Der Führer blickte nach uns um, legte bedeutungsvoll seine Hand an den Mund und sagte mit halber Stimme: „Llegando al Rio Lucumayo no se habla", worauf er mit mehr Vorsicht noch, als früher, seinen Weg fortsetzte. An den duftenden Gestaden des Lucumayo errichteten wir unsere leichten Hütten, beendigten das frugale Abendmahl und sanken bald, das leuchtende Kreuz des Südens über unserm Haupte, in erquickenden Schlaf. Wenige Schritte von unserm Lager fanden wir beim Aufbruche des folgenden Tages einen großen Büschel kürzlich gepflückter Bananen und einen zierlich geflochtenen Strohkorb, und zugleich machte uns der Führer auf frische Fußspuren im Grase, so wie Abdrücke der nassen Füße auf den Steinen aufmerksam. Es unterlag keinem Zweifel, daß wir von den Chunchus umgeben und beobachtet waren, und es kam nun darauf an, welchen Plan wir gegen dieselben verfolgen sollten. — In Peru hatte man uns gerathen, jeden Chunchu ohne Weiteres wie ein wildes Thier niederzuschießen, da dieser heimtückischen Rasse auf keine Weise zu trauen wäre und Alle ausgerottet werden müßten. Die gefundenen Gegenstände schienen indeß auf den Wunsch, in freundschaftliche Beziehungen zu treten, hinzudeuten, und da wir durch solche bei der Spärlichkeit unserer Speisevorräthe nur gewinnen konnten, so wurde, zum großen Verdrusse unseres Führers, beschlossen, vorläufig keine feindlichen Maßregeln zu ergreifen.

Nachdem wir den Lucumayo in seinen vielfachen Windungen etwa 20 bis 30 Male durchwatet hatten, betraten wir ein Gehölz, das in seinen lichter stehenden Baumreihen den Einfluß menschlicher Gegenwart nicht verkennen ließ. Hie und da wand sich ein höchst schmaler Fußpfad für eine kurze Strecke fort, oder zeigte die glatte Fläche eines Baumstumpfes künstliche Bearbeitung. Ich war gerade etwas zurück, als ich vor mir plötzlich einen Schuß fallen hörte

und beim Hineilen gerade zeitig genug kam, um an einer offenen Stelle des Waldes einen Wilden an der andern Seite des Dickichts verschwinden zu sehen, während der Führer unter wüthendem Geschrei von Wairi, Wairi, sein Machete (Haumesser) über dem Kopf schwingend, mit einigen Begleitern nach derselben Richtung hinrannte. Erst durch mehrfaches Anrufen zum Stehen gebracht, und um die Bedeutung des Schusses gefragt, ergab sich, daß der Führer, wahrscheinlich um eine alte Rache zu kühlen, Einem unserer Gefährten die dringende Nothwendigkeit zu feuern vorgestellt habe, als zwei Chunchus in der Ferne gesehen wurden, und dieser hatte sich in der Uebereilung fortreißen lassen. Dem ihm von der Gesellschaft nicht vorenthaltenen Tadel wurden eindringliche Ermahnungen an den Führer hinzugefügt, künftig den ihm ertheilten Weisungen gemäß zu handeln. Etwas seitwärts vom Wege fand sich ein im Viereck angelegter Bananen-Garten, von einer Einfassung durch Schlingpflanzen zusammengebundener Planken umgeben. Gegen Mittag gelangten wir aufs Neue an die Ufer des Lucumayo, der sich hier, vereint mit dem Chatlomayo, gleich einem See in eine weite Wasserfläche ausdehnt, und auf dem entgegengesetzten Strande bemerkten wir einen Haufen der dunkelhäutigen Chunchus, die bei unserer Erscheinung in lebhafte Bewegung geriethen.

Wir lagerten uns gleichfalls, das Weitere zu berathen. Nachdem sich die Yankees mit ihren Flinten, um für vorkommende Fälle fertig zu sein, am Strande aufgestellt hatten, begann ich mit dem Führer das Wasser zu durchwaten, aber als wir etwa zu der Mitte desselben gelangt waren, fingen die Indianer, welche uns bis dahin ruhig zugesehen hatten, auf die wildeste Weise zu gesticuliren an, schlugen sich ihre Seiten und stießen alle Arten unarticulirter Töne aus. Das Einzige, was der Führer erwiederte, und auf dessen Kenntniß, glaube ich, sich auch seine ganze Prätension zu dem Tolmetscher-Titel reducirte, war: Himpa, himpa (Tausch) und siri, siri (Messer). In dem Maße, als wir uns dem Ufer näherten, zogen sich die Wilden weiter von demselben zurück. Als wir daselbst angelangt waren, legten wir zwei Messer auf einen Stein und entfernten uns wieder. Vorsichtig kam nach einiger Zeit ein Knabe heran, nahm die Messer und legte an ihre Stelle einige Bananen, sich dann in eiligen Sprüngen entfernend. Wir kehrten nun zurück, und obwohl unsere Gegenwart einen neuen Sturm erregte und der Führer behauptete, daß der Chunchu gegen die Fortsetzung unserer Reise, auf der wir sein Haus zu passiren hätten, protestire, gab ich den Uebrigen das verabredete Zeichen zu folgen.

Kaum sahen die Chunchus dieselben zum Uebergange sich anschicken, als sie im Nu Alle zerstoben waren. Wir folgten den Windungen des Lucumayo und kamen bald zu einem wenige Meilen entfernten Garten, und demselben gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, schaute aus Bananen-Büschen das Schilfdach eines Hauses hervor. Dort beschlossen wir zu campiren, setzten unsere Kessel aufs Feuer und bereiteten das Nachtlager. Es dauerte nicht lange, so zeigte sich vor dem Hause in Front die dunkle Gestalt eines Chunchus, dann kam ein Anderer und zuletzt mochten 80 bis 90 dort versammelt sein, jeden Alters und Geschlechts. Durch unsere Zeichen ermuthigt, wagte sich eines der Kinder herüber, und als es beschenkt zurückkehrte, folgten ihm mehre, und bald waren wir in einem lebhaften Tauschhandel begriffen. Die meisten Chunchus waren schwarz bestrichen mit einer Art von Lehm, der ihnen als Schutz gegen Insekten diente, und zugleich auch als Bekleidung, zu welch letzterer die Frauen noch den Luxus eines Blattes fügten. Ihr Körper ist klein und schmächtig, aber in der Bewegung der Glieder liegt etwas, was an den Thiertypus erinnert, ebenso wie die aus der Kehle schroff hervorgestoßenen Laute ihrer Sprache. Lange, schwarze Haare hängen straff über das flache, breite Gesicht, dessen unstäter Ausdruck sich dem der Idioten nähert. In einigen Physiognomien wollte der Führer Beimischung peruanischen Blutes erkennen. Der Wairi (Häuptling), ein größerer Mann als die Uebrigen, war mit rothen Ringen auf dem schwarzen Grund der Arme und Beine bemalt. Er hatte auf jeder Seite der Oberlippe drei lange Borsten, die in darin gebohrte Löcher durch einen Pfropf, eine Art Korkholz, befestigt waren, und als wir ihm einen Spiegel gaben, amüsirte er sich höchlichst damit, seinen Schnurrbart zurechtzuziehen oder vielmehr zu stecken.

Kaum hatte der Spiegel unter den Chunchus die Runde gemacht, als auch die ganze schöne Welt derselben, die durch eine etwas sorgfältigere Verhüllung ihrer Reize Nichts verloren haben würde, um uns herum war und uns Bananen, Platanos, Yucas, Ananas, Korbgeflechte, Feder-Ornamente, Vogelbälge, ja Alles anboten — für Spiegel. Selbst die sonst so gesuchten Messer wurden jetzt weniger geschätzt.

Wir dachten nun die vielen freundlichen Besuche zu erwiedern und unsererseits den Fluß zu passiren; aber sobald die Chunchus uns dazu Anstalten treffen sahen, liefen sie sämmtlich mit großem Geschrei dem Hause zu. Ich suchte dem Wairi, der uns Alle, naß wie wir aus dem Flusse kamen, ans Herz gedrückt hatte, unsere friedlichen Absichten zu erkennen zu geben, aber er antwortete uns nur abwehrend mit einem erzwungenen Husten und einigen Gebärden, die anzudeuten schienen, daß er fürchte, unsere Gegenwart werde das Haus mit dem, den Wilden nur von den Weißen her bekannten Catarrh inficiren und ihnen eine tödtliche Epidemie bringen. Auch empfing Keiner etwas aus unseren Händen, ohne es vorher abgewaschen zu haben, und nachdem unser Tauschhandel durch den Sonnenuntergang abgebrochen war, sahen wir die ganze Gesellschaft ein Reinigungsbad nehmen, bevor sie ihre Wohnung betraten.

Kaum war der kurzen Dämmerung die Dunkelheit der Nacht gefolgt, als sich plötzlich über dem Walde hinter der Chunchu-Colonie in weitem Umkreise eine dunkle Röthe, als von unzähligen Wachtfeuern herrührend, erhob und wilde Töne und verworrenes Geschrei, worin die Melodie schwer zu erkennen war, sich die ganze Nacht von dort herüber hören ließ. Wir stellten Wachen zu beiden Seiten des Lagers auf, obwohl die Führer in dem Umstande, daß den Frauen ebenfalls mit uns zu handeln erlaubt gewesen sei, ein ausgesprochenes Freundschaftszeichen sahen. Mit dem Frühesten unternahmen wir am andern Morgen den Uebergang über den Fluß, trotz der abwehrenden Zeichen der Chunchus, die dann, ehe wir noch das Ufer erreicht hatten, auf eine Entfernung von etwa 2 Büchsenschüssen flohen und von dort aus unsere Handlungen beobachteten. Das Haus war als Rechteck gebaut mit zwei einander gegenüberstehenden Thüren. Das Innere war äußerst reinlich; an der Wand lief eine Reihe schmaler, kojenartiger Betten hin, und ein breiteres, gleich einem Tische, fand sich in der Mitte, das des Wairi, der, wie uns der Führer erklärte, zwei Frauen habe, während es den Uebrigen nur nach Ermordung eines Weißen erlaubt wäre, mehr als eine Ehe einzugehen. In den Betten fanden sich Pfeifen aus Armadillo-Schalen, Muschelgehänge, Flechtwerke, Federschürzen und Kränze, Lanzen und Pfeile, von welch letzteren die zum Fischfang mit fünf

Spitzen versehenen sehr zierlich gearbeitet waren. Nach dem von uns gefaßten Beschlusse wurde nichts von den vorhandenen Gegenständen angerührt, so wenig wie in dem sehr gut in Ordnung gehaltenen Garten.

Wir wendeten uns von dort einigen Hügelreihen zu, an deren Kamme wir längere Zeit entlang zogen und zur Stillung des Durstes nur das bittere Wasser der Rohrpflanzen finden konnten. Der Führer schien seines Weges nicht gewiß, er stieg vielfach auf Bäume, um die Gegend zu übersehen, bis er plötzlich eine von der bisherigen ganz verschiedene Richtung einschlug und uns nach ziemlich steilem Bergabsteigen zu einem durch ein enges Thal strömenden Flusse brachte, den er den Rio Colorado nannte.

Hier wurden nun die Arbeiten eifrig in Angriff genommen, und im Anfange schienen wirklich einige Anzeichen von Goldgehalt da zu sein, aber dieselben verloren sich bald wieder. Verschiedene Löcher, die auf der Oberfläche eine unbedeutende Quantität gegeben hatten, ließen auch diese beim tiefern Eindringen, noch ehe der „bedrock" erreicht war, und auf diesem selbst vermissen. Ein Versuch, den Fluß auszutrocknen, zeigte sich ebenfalls erfolglos. Endlich zerstreute sich die Gesellschaft durch den ganzen Fluß, um an möglichst vielen Stellen Beobachtungen anstellen zu können; doch denselben Tag geschah ein allgemeiner Angriff der fast schon vergessenen Chunchus, die sich erst, als sie uns alle im Lager vereinigt sahen, nach einigen Salven zurückzogen, aber seitdem uns beständig umschwärmten und besonders Nachts mit ihren Pfeilen belästigten. Die dadurch verursachten Wunden heilten im Ganzen leicht nach der Ausschneidung.

Als letzten Versuch zwangen wir den Führer, den Viele gern an einen Baum gebunden seinen Freunden, den Chunchus, zurückgelassen hätten, uns unter der Bedeckung der Rifleman an die Stelle zu führen, von wo er drei Unzen aus einer Pfanne wollte gewaschen haben. Er wusch und zeigte uns, aus drei Pfannen, einen Centwerths. Satis est! Wir traten den Rückweg an.

Bei unserer Ankunft an dem Pasiri trafen wir die Compagnie in der Auflösung begriffen, welche durch unsere Nachrichten nur beschleunigt wurde.

In der Zwischenzeit war der schon erwähnte Padre, Don Julian Bovo de Revello, von seiner Hacienda in Paucartambo dorthin gekommen, um uns zur Beschiffung des Madre de Dios zu begeistern. Aber die Mittel fehlten; die unsrigen waren in einer phantastischen Chimäre aufgeflogen, der arme Padre hatte über keine Reichthümer zu verfügen, und obwohl die Regierung 10,000 Dollars zu diesem Zwecke schon früher ausgesetzt haben sollte, so war für die mögliche Herbeischaffung derselben in der damaligen Zeit der Revolution doch nicht die mindeste Aussicht.

Das Ende war gekommen. Die Gesellschaft schlug den Rückweg nach der Küste ein, wo ich später die Meisten noch in Callao traf, auf eine Gelegenheit zur Heimkehr und die Geldmittel wartend, oder über neue in Ecuador und Neu-Granada aufgetauchte Goldnachrichten speculirend. Ich blieb, um eine mir auf dem Wege zugezogene Verletzung zu kuriren, mit dem mich mit neuen Plänen über die sein Leben absorbirende Idee unterhaltenden Padre, noch einige Zeit an dem Pasiri zurück, von wo derselbe Ausflüge in die Umgebung zur Vervollständigung seiner geographischen Routen machte und seine schon gewonnenen Erfahrungen verarbeitete. Gleich den enthusiastischen Missionären der spanischen Zeit, deren Erfolge in den alle Wände bedeckenden Gemälden des Klosters von Ocopa aufbewahrt sind, wird er bis zum letzten Athemzuge an der Bekehrung der Heiden Südamerika's arbeiten, und die Civilisation der Chunchus, mit deren Sprache er sich speciell beschäftigt hat, könnte allerdings nicht wirksamer befördert werden, als durch die Erforschung des Madre de Dios und die Colonisirung dieser an allen tropischen Erzeugnissen so überschwänglich reichen Gegenden. Die Zeit dazu scheint nicht mehr ferne zu sein, die Schifffahrt auf dem Marañon und die Verwerthung der in seinen weiten Thälern brach liegenden Capitalien hat die Aufmerksamkeit unternehmender Handelsleute erregt, deren Thätigkeit bald zum Ziele führen wird. Der ganze östliche Abhang der Anden ist mit zwingender Nothwendigkeit für seine Ausfuhr auf den Atlantischen Ocean hingewiesen, wohin ihm die herrlichsten Wasserstraßen gegeben sind, während die Verbindung mit dem allerdings weit näheren Pacific durch das Dazwischentreten der Cordillerakette unendlich erschwert wird.

Einblicke in den osmanischen Orient.

Mesopotamien und Bagdad.

I.

Die große mesopotamische Ebene und die alte Karawanenstraße. — Arbela — Die Dattelhaine bei Bagdad. — Die Stadt der Chalifen. — Mauern, Citadelle. — Leben und Treiben in den Straßen. — Reiter und Rosse. — Die Gärten. — Verwüstungen, welche der Tigris anrichtet — Die Basare. — Der alte Palast der Chalifen.

Es wird die Zeit kommen, in welcher die kürzeste Straße zwischen Europa und Indien durch Syrien und Mesopotamien ziehen wird. Schon jetzt geht der elektrische Telegraph nach Bombay und Calcutta durch diese Regionen, und vielleicht erlebt noch unser Jahrhundert den Tag, an welchem eine Euphratbahn durch die Heimat des Erzvaters Abraham zieht und Gegenden berührt, in denen die alten Kulturreiche Assyrien und Babylonien blühten, wo der Macedonier Alexander und Kaiser Julian, der geistreiche Apostat, ihre Augen schlossen, wo weise und prachtliebende Chalifen thronten, wo Semiramis und Nebukadnezar mächtig waren. Palmyra und Bagdad werden ihre Bahnhöfe haben.

An die Stelle der hohen Blüthe ist nun allgemeiner Verfall getreten. Natürlich, die Türken herrschen im alten Assyrien und Babylonien, und durch sie hat nichts

gewonnen als die Wüste; diese vergrößerte sich, alles Andere ging zurück. Unter osmanischem Tritte, der ja kein Gras aufkommen läßt, unter einer Mißverwaltung, die lediglich auf Druck und Erpressung steht, darf man einen Aufschwung zum Bessern nicht erwarten.

Aber die Civilisation drängt sich trotz alledem nach und nach in diesen osmanisch-versumpften Orient ein, der Handelsverkehr mit Allem, was er in seinem Gefolge hat, rüttelt ihn auf, so unbequem es ihm auch sein möge. Er muß sich fügen und nachgeben, und seine stupide Trägheit reicht keineswegs aus zu erfolgreichem Widerstande. Mesopotamien und Syrien sind schon in den Tagen des Alterthums wichtige Passageländer gewesen, sie blieben es auch im Mittelalter und gewinnen durch den Umschwung in den Verkehrsverhältnissen jetzt eine gesteigerte Bedeutung. Schon ist der Euphrat bis Bir hinauf von Dampfern befahren worden, und man weiß, daß dieser Strom eine Fahrbahn bis in die Nähe Syriens und Assyriens bilden kann; er mündet, nach seiner Vereinigung mit dem Tigris, als Schat el Arab, in den Persischen Meerbusen, der heute schon zu einer britischen Handelsdomäne geworden ist. Eine Euphratbahn wird Leben anziehen und weit und breit anregend wirken; sie wird dazu beitragen, den türkischen Bann zu brechen. Bis Basra hinauf fahren indische Dampfer aus Karratschi und Bombay, und das untere Mesopotamien sammt einem Theile des benachbarten Persiens sind nun längst mit engen Banden an Ostindien geknüpft. Das ganze Gebiet, insbesondere das Deltaland des Schat el Arab, muß schon wegen seiner ganzen Weltstellung für alle Zeiten von großer Bedeutung bleiben, und gegenwärtig ist Europa auch mit dem fernsten Asien in einer unauflöslichen Verbindung. England hat das längst begriffen und deshalb den Persischen Meerbusen von Korsaren gesäubert, in mehren Städten Handelsfaktoreien begründet und sich Ansehen und Uebergewicht verschafft.

Was Bagdad anlangt, so ist dieses einer der wichtigsten Stapelplätze für den Handel mit dem innern Mesopotamien und auch mit Armenien und Syrien; er vertheilt Güter auch nach Persien und Arabien, theilweise selbst nach Indien. Vieles in der mesopotamischen Region ist Wüstenei geworden, Vieles aber auch fruchtbares Land geblieben. Bagdad sendet im Jahre durchschnittlich an 2000 Kameelladungen Güter nach Erserûm in Armenien, noch viel mehr nach Mossul, Diarbekir und Orfa, und nach Aleppo an 6000 Kameelladungen. Es bezieht Waaren aus Kerman, Yezd, Kaschmir und überhaupt aus dem ganzen Indien, aus Damaskus und Aleppo.

Von der alten Herrlichkeit sind nur noch Trümmer übrig; statt der Tempel, die einst zum Himmel emporragten und dann in Schutt zerfallen sind, sieht man Moscheen und Minarets, und statt der prächtigen Königsburgen schmutzige Karawanserais. Aber die grünen Dattelhaine sind geblieben, große Handelsemporien haben sich durch alle Zeiten erhalten. Von frischem, regem, beweglichem Leben keine Spur!

Die nachfolgenden Schilderungen gewähren einen klaren und tiefen Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse jener in hohem Grade interessanten Region und schildern mit photographischer Treue. Sie rühren von einem Manne her, welcher im Gebiete des osmanischen Reiches lebt. Wir sind nicht ermächtigt, den Namen unseres deutschen Landsmannes zu nennen, können aber sagen, daß derselbe etwa ein Jahrzehnt in den Gegenden gelebt hat, welche er hier so anziehend und umfassend darstellt. Längere Zeit verweilte er in Bagdad, der Stadt der Chalifen, und diese nimmt er zum Ausgangs- und Mittelpunkt; wir glauben mit vollem Rechte, denn dieses Bagdad ist, neben Basra, eine echt mesopotamische Charakterstadt und für den Verkehr von nicht geringem Belang. A.

Wenn der Reisende die alte Karawanenstraße verfolgt, welche von Mossul über Kerkuk und Kyffri nach der berühmten Chalifenstadt führt, verläßt er niemals die am linken Tigrisufer sich ausbreitende unermeßliche Ebene des alten Chaldäa. Gleichwohl ist diese Ebene, wie alle anderen der Welt, die nicht von reinen Alluvialbildungen an den Mündungen der Flüsse in das Meer herrühren, keine vollkommene. Sie charakterisirt sich, abgesehen von einzelnen wellenförmigen Partien, namentlich durch schnurgrade von Osten nach Westen hinstreichende Höhenzüge, welche dieselbe durchsetzen und abtheilen. Diese Miniaturgebirge von kaum 100 Fuß relativer Höhe erscheinen nichtsdestoweniger dem unerfahrenen Auge bei der vorherrschenden Luftspiegelung als mächtige Alpenketten, die in nebelhafter Ferne am Horizont aufzutauchen beginnen. Erst wenn man sie zu überschreiten im Begriff steht, erkennt man seinen Irrthum. Zwischen den einzelnen Zügen, deren innere Masse durchgängig aus schwefelsaurem Kalk besteht, breitet sich meist eine horizontale Fläche aus, welche je nach der Bewässerung, die auf ihr zu ermöglichen ist, entweder als Acker- und Gartenland oder Weide benutzt wird, oder wüst und unfruchtbar von einer unerbittlichen Sonne verbrannt, daliegt. In jenen regenarmen Ländern hängt die Kultur nicht nur innig mit der Irrigation zusammen, sondern geradezu von ihr ab. Der nahe, wasserreiche, aber sehr tief eingebettete Tigris trägt dazu so gut wie nichts bei; die Bewohner verdanken vielmehr das lebenerweckende Element den zahlreichen Strömen, die aus den Randgebirgen Irans reichlich hervorquellen. Die wichtigsten auch der Beschiffung zugänglichen zwischen Mossul und Bagdad sind: die Hasa, die große und kleine Saab, das Altyn Su (Goldwasser) und die Djala, Flüsse, welche in Verbindung mit den übrigen Bächen mehr als hinreichend wären, das ganze östliche Chaldäa in einen blühenden Garten zu verwandeln.

Daß dem einst so war zur Zeit der Assyrer, der Perser und Araber, beweisen, redender noch als alle geschichtlichen Ueberlieferungen, die Spuren der großartigen Kanalisation, welche das ganze Gebiet des Euphrat und Tigris bis an den Persischen Golf und weit in die heutige syrisch-arabische Wüste hinein netzartig bedeckte und Millionen thätiger und civilisirter Menschen einen reichlichen Unterhalt bot. Wie ist das so anders geworden unter den Huftritten der Schaaren des „lahmen Eisens", wie noch trauriger unter der türkischen Paschawirthschaft! Alle 8 bis 12 Wegstunden, meist auf Einöden zurückgelegt, stößt man auf ein Dorf oder einen Flecken, in welchem sich einige hundert diebische Türken, Kurden und Araber vom Gartenbau und dem Kleinhandel mit den durchziehenden Karawanen nähren. Dort liegt auch Arwyl (Arbela nach unserer altgriechischen Aussprache), ein Nest wie die anderen, wo der große Alexander nichts als zu siegen wußte.

In dem eigentlichen Mesopotamien sieht es noch elender aus. Dort ist jede Spur von Anbau verschwunden. Auf der ununterbrochenen Steppe schweifen die unabhängigen Stämme der Schammar-Araber und leben von der Viehzucht und der Plünderung ihrer ansässigen Nachbarn. Die Aussicht auf der Reise ist eine gewiß noch beschränktere, als in Holland oder anderen tiefliegenden nordischen Gegenden, wenn die Herbstnebel aufsteigen. Zwar zeigt in Chaldäa das Hygrometer kaum Spuren von

nicht chemisch gebundener Feuchtigkeit in der Atmosphäre, und von Nebeln ist dort selbst im Winter nie etwas entdeckt worden; allein die über dem erhitzten Boden aufquellenden und wallenden Luftschichten verlieren durch die Bewegung und die damit verbundene Spiegelung alle Durchsichtigkeit, so daß sie grauen Dünsten oder besser noch gleißenden wenig entfernten Seen gleichen. Diese Erscheinung ist so lebhaft, daß auf einem ihr günstigen glatten weißen Terrain jede Aussicht über 500 Schritt benommen wird; nur die höher, als diese unmittelbar von der zurückstrahlenden Bodenhitze bewegte Luftschicht gelegenen Gegenstände, ragen inselhaft, oft riesenmäßig aus weiter Entfernung optisch emporgehoben und nahe gerückt, daraus hervor. So erblickt man rechts und links vom Wege die Fächerkronen der schlanken Dattelpalmen geisterhaft nickend über dem Dunste.

Gäbe es hier Pyramiden, Städte, Ruinen, wie in Aegypten oder Sicilien, man würde die ganze Pracht der Fata morgana vor sich aufdämmern und verschwinden sehen, leider aber sind fast alle Zeugen des ehemaligen Glanzes von Assur und der Chalifen vernichtet, oder durch den Staub und den Zerfall zu glatten Hügeln geworden. Erst wenn man Bakuba, ein an dem Ufer der Djala gelegenes Dorf mit seinen Dattelhainen hinter sich hat, und nun sein Roß in eine mit einer Tenne zu vergleichende Ebene von grauem salzhaltigen Alluvialboden lenkt, wo kein Halm sprießt, kein Bach rieselt, wo nur, dem Schnee vergleichbar, Salz und Natronsalpeter stellenweis als feiner Krystall anschießt, gewahrt man 10 Stunden Wegs vor sich die Mauern und Flankenthürme, die Kuppeln und Minarehs einer großen orientalischen Stadt über dem Dunstozean; rechts dagegen Dattelkronen und wieder Dattelkronen.

Jene Stadt ist Bagdad, die Hauptstadt von Irak, der Sitz eines Generalgouverneurs, das Entrepot des Handels für einen großen Theil von Persien, Arabien und Anatolien.

Lange, sehnsüchtig lange muß man mit den stoisch gleichmüthigen Maulthieren durch die brennende Wüste dem willkommenen Ziele entgegenziehen, ehe es sein trügerisches Scheinbild verliert und in den Dünsten untertaucht, um endlich wieder als ein reelles Etwas, materiell und unbeweglich, dicht vor dem erfreuten Wanderer zum Vorschein zu kommen. Kein Wölkchen an dem weiten Firmament. Die Septembersonne sendet ihre glühenden Strahlen aus einer Himmelskuppel von oben blau und am Horizonte bronzefarben angelassenem Stahl und heizt unerbittlich den ungeheueren gelbgrauen Ziegelofen, wie die graue Wüste um denselben. Ein glühender Wind, träg, schwer und stöhnend, wirbelt aus der Wüste stoßweise dichte Staubmassen über die Stadt, und wie leidend schwingen und wiegen sich die Fächer der Palmen, die einzeln und in Gruppen über den Mauern hervorragen, in der entzündeten Atmosphäre. Der Thermometer zeigt 40° R. im Schatten. Wohl dem, der eine solche Temperatur nie wochenlang, geschweige denn auf einer Reise auszuhalten hatte! Man reist gewöhnlich nur in der Nacht, und eine wahrhaft gefährliche Neugierde allein kann den Touristen verlocken, der entsetzlichen Tyrannin des Tages zu trotzen. Orangerien, Springbrunnen, köstliche Früchte und Serbete, welche die Phantasie hinter jenen Mauern vermuthet, trösten in Anticipation den Dulder für die Leiden des Weges, erweisen sich jedoch gewöhnlich für den Fremden als unerreichbar, was er einsieht, wenn er in der dunklen von Schmutz starrenden Spelunke eines Hauses seine Herberge nehmen muß. Der einen Gastfreund findet, ist natürlich ungleich besser daran.

Der Umfang der Stadt, deren größere Hälfte sich an dem linken Ufer des Tigris hinzieht, ist sehr bedeutend und dürfte nicht weniger als drei deutsche Meilen betragen, wenn man auch den jenseits gelegenen Stadttheil, dessen Mauern jedoch längst in Verfall gerathen sind, mit hinzurechnet. Beide Viertel sind mit einander durch eine erbärmlich construirte Schiffbrücke verbunden. Das linke, rings von Mauern umgürtet, bildet die eigentliche von den Türken noch als Festung betrachtete Stadt und zeigt, mit Ausnahme der den natürlichen Kurven des Stromes folgenden Seite am Ufer, die Form eines Oblongums. Die Befestigung dürfte nach den Begriffen der heutigen Militäringenieure für sehr unzureichend erklärt werden, selbst wenn sie in einem weit besseren Zustand erhalten würde, als sie es wirklich ist. Zur Zeit des Bogens und der Schleudermaschinen mag sie eines dauernden Widerstandes fähig gewesen sein, und noch heute erschwert sie den Beduinenhorden, welche oftmals ihrer unbeschützten Schwesterstadt kostspielige Besuche abstatten, das Eindringen; ihr Hauptwerth indeß besteht in der Erleichterung der Accise. Die Mauer ist sehr solid aus einer doppelten crenelirten Bogenstellung von Ziegelsteinen ausgeführt und oben mit Zinnen versehen; stellenweis angebrachte Treppen führen hinauf. Viereckige Thürme flankiren dieselbe, unter denen sich namentlich der sogenannte Adjemi-Thurm durch seine Größe und den Thatbestand auszeichnet, daß hier die wackeren Mongolen Hulagu's in die gläubige Stadt drangen. An den hervorspringenden Punkten hat man auch in späterer Zeit zur besseren Flankirung Rondele angebracht, welche zur Aufstellung von Geschützen dienten, oder vielmehr noch dienen. Unförmliche Feuerschlünde aller Länder, mit welchen die Osmanen je Krieg geführt — darunter auch venetianische und österreichische — ruhen hier auf zerbröckelten Laffeten und haeren mit vollkommener Unschuld auf ihre Metamorphose, die theilweis durch die Oxydation vor sich geht, wahrscheinlich aber bald durch Fuad Pascha in irgend einer englischen Münze eine praktische Form gewinnt. Nur mißverstandene Pietät hat bis jetzt das Kabinet am Ruder abgehalten, die Bronzemassen mit 80 Procent Reingewinn in Circulation zu setzen. Die Gräben, ehemals tief und naß, sind gegenwärtig durch den Wüstenstaub und Regeneinschwemmungen zu drei Viertel ausgefüllt und haben ihren Werth als Hindernißmittel total verloren. Das Wasser kann nicht mehr in dieselben eindringen, und nur ein sehr geringer Theil, vor der Citadelle, welche an der Nordseite das Thor und den Fluß beherrscht, ist versumpft, zum großen Nachtheil für die Gesundheit der Einwohner.

Die Citadelle selbst schließt sich der übrigen Mauer an, ist aber auch gegen die Stadt zu vertheidigungsfähig. Sie birgt in ihrem geräumigen Innern Kasernen, Stallungen, Depots und Magazine für einen Theil der Garnison, namentlich der Artillerie und Kavallerie. Auf fortificatorischen Werth darf sie ebenso wenig wie die übrigen Anlagen Anspruch erheben. Auch das Serai des Generalgouverneurs ist sammt den dazu gehörigen Kasernen und Hospitälern von einer Mauer eingefaßt und bildet einen integrirenden Theil der Befestigungen am Strome. Von der Landseite führen nur drei enge Thore in die Stadt, von Süden die Krankapu, von Osten die Adjemkapu und von Norden die Imam Ajamkapu. Das letztere ist bei weitem das frequentirtere und deshalb auch interessantere, durch welches alle Karawanen von Anatolien und Persien ihren Weg nehmen.

Mit gespannter Neugierde zieht der europäische Reisende ein. Vielleicht hat er kurz vorher die schönen Märchen der „tausend und eine Nacht" gelesen und versetzt sich zurück in die Tage Harun al Raschids, Zobeidas und Djiaffars, träumt von Marmorhallen im Style der Alhambra, von üppigen Weibern, welche sich gelangweilt nach Abenteuern sehnen, von kopfabsäbelnden Negersclaven, Zauberern und Genien. Um so schlimmer für ihn, wenn er sich urplötzlich aus seinen Idealen in den realen Schmutz und Staub versetzt sieht, der seine Seh- und Geruchsorgane auf das unangenehmste begrüßt. Nirgends, nirgends Paläste, nirgends Rosen, nirgends Prachtgewänder! Zu beiden Seiten der ungepflasterten Straße paradiren elende, von Ziegelbruchstücken und Schlamm aufgeführte, mit Dattelstämmen und Matten gedeckte, gegen die Witterung durch einen Lehmestrich geschützte Barracken, die theils als Werkstätten für Hufschmiede und Sattler, theils als Getreidemagazine, theils als Kaffeehäuser dienen. So zieht sich diese Avenue einige hundert Schritte bis zu dem Meidan, dem vornehmsten Platz von Bagdad, fort. Hier finden sich dieselben Barracken, hinter denen sich die etwas höheren, aber in keiner Weise eleganteren Privatwohnungen erheben.

Hat sich die Architektur hier auch nur in ihren primitivsten Anfängen gezeigt, so entschädigt uns dafür der Totalanblick des geschäftlichen Volkslebens der Stadt und des Landes. Der liebe Pöbel ist natürlich vorzugsweise vertreten. Gassenjungen, Tagediebe, keifende Weiber und flegelhafte Polizisten und Soldaten fehlen selbst in Arabien nicht. Es wird gekauft und verkauft. Eier, Fleisch, Gemüse, Früchte, Utensilien für Karawanen, Milch — natürlich nur sauere — bieten männliche und weibliche Handelsfirmen, welche ihre Waarenlager provisorisch unter einer Schilfmatte, zum Schutz gegen die Sonnenglut, aufgeschlagen haben, mit betäubendem Geschrei feil. Durch die bunte Menge von Fellahs, Türken, Persern und Negern treiben die Sakkas (Wasserträger) brüllend ihre Esel, forciren Roßtäuscher abgetriebene Gäule, schreiten die vermummten Gestalten der gesitteteren Weiber, reiten Stutzer schellenklappernde schneeweiße Langohren. Hier erwischt man einen armen Teufel, der eine Gurke escamotirt hat, dort fährt eine schwarzbraune 40jährige Tochter der Wüste einem kurdischen Soldaten in die Haare, welcher, nachdem er seine sauere Milch unschuldig verzehrt hat, sich, wie gewöhnlich, ohne Bezahlung aus dem Staube machen will. Der junge Krieger bändigt jedoch die betrogene Wilde, indem er mit frecher Faust sie an den ungeheueren Ringen ihrer Nasenflügel im Zaum hält. Juden werden geprügelt, Gefangene in Ketten zu Zwangsarbeit geführt, Truppenkommandos marschiren aus dem angrenzenden Thor der Citadelle und der Lärm wächst und nimmt ab wie die Ebbe und Flut.

Die durchziehenden Karawanen von Kameelen und Maulthieren beleben jedoch die Scene am höchsten. Vor den Kaffeehäusern, den Tschibuk oder den Nargileh am Munde, ein Kaffeeschälchen in der Hand, sitzen indolente beturbante Gestalten mit großen Bärten, meistentheils Türken, und blicken in behäbiger Verachtung auf die Menge der Beherrschten. Jetzt klingelts und vorbei ziehen in langer Reihe auf hohen Maulthieren sitzend persische Pilger mit spitzen Astrachanmützen und röthlich gefärbten Vollbärten, die Flinte auf der Schulter, die Peitsche in der Hand. Die Beturbanten wechseln grimmige Blicke mit den ketzerischen Ankömmlingen, obschon Bagdad fast ausschließlich denselben einen Rest seiner Handelsbedeutung verdankt. Der Religionshaß herrscht vor. — Andere Marktplätze von minderer Wichtigkeit liegen in dem südlichen Theile der Stadt. Es werden dort meist Getreide, Töpferwaaren, Wolle und Baumwolle in den angrenzenden Magazinen zum Verkaufe ausgeboten.

Eine wüste, sehr große Stelle, welche sich an der östlichen Mauer hin ausdehnt, scheint, ihrer tiefen Lage nach zu urtheilen, eine ehemalige Lehmgrube gewesen zu sein. Sie versumpft im Winter und man kann dort wilde Enten und Gänse schießen; im Sommer tummeln da die Stallknechte, Bereiter und Liebhaber ihre Rosse in einer an die Zeit des Wurfspießes erinnernden Manier. Ein europäischer Pferdekenner und Stallmeister hat gerade keine Ursache, die Art, wie man hier die edelsten Thiere behandelt, besonders zu bewundern. Das Abrichter- und Reitertalent dieser Araber ist geradezu eine romanhafte Erdichtung unaufmerksamer oder unwissender Touristen. Das herrlichste Thier wird in einem Alter von nur anderthalb Jahren schon zu Grunde geritten. Eine äußerst scharfe, eng an die Kinnladen anschließende Kandare, statt der Kinnkette mit einem Bügel und an dem Balken des Gebisses mit einer langen Zunge versehen, zerreißt dem Pferde das Maul, und angstvoll streckt es den Kopf in die Höhe, um der Peinigung auszuweichen. Die beständigen Galoppsprünge, woran man die Thiere gewöhnt, die scharfen Paraden aus den stärksten Gangarten ruiniren die Vorderbeine und den Bug dermaßen, daß man nur selten, selbst unter den edelsten Rassen, Reitpferde findet, welche nicht überköthen und ohne alle Veranlassung stolpern und stürzen. Die arabischen Stutzer indessen lieben diese Dressur, weil sie, ihrer Meinung nach, gut aussieht und es ihnen gefällt, die Angst und den wilden Schmerz des armen Gaules als übersprudelndes Feuer und kaum bezähmbaren kriegerischen Muth auszugeben.

Auf diesem Platze liegt an einer höhern Stelle auch ein Begräbnißort, einige Monumente von Heiligen und ein etwa 50 Fuß hoher von Mauerwerk durchzogener Erdklumpen, auf welchem vormals eine Burg gestanden haben soll. An der Stadtmauer werden hier die größeren Thiere für den Fleischbedarf geschlachtet. Deshalb kreisen in der Nähe beständig Schaaren von hungrigen Falken, Raben und Möwen, mit heiserem, durchdringendem Geschrei sich auf die Abfälle stürzend; ebenso lagern hier die Rudel jener häßlichen, degenerirten Hunde, welche den orientalischen Städten eigenthümlich sind. Der Platz trägt, wie das angrenzende Thor, seinen Namen von einer einsamen Moschee mit kegelförmiger Bedachung und windschiefem Minaret, welche einem der vorzüglicheren mohammedanischen Heiligen, dem Scheich Omer, geweiht ist. Solch ein Ding heißt ein Sizaret und wird an bestimmten Tagen von Wallfahrern, worunter sich die Weiber meist sehr vollzählig einfinden, lebhaft besucht. Es ist immer mit einer Mauer, zuweilen auch mit einem Graben umgeben, um die Schätze, welche die opferfreudige Frömmigkeit dort niederlegt, vor räuberischen Angriffen zu hüten.

Im Süden dehnen sich, wie wir bereits bemerkt haben, mehr oder minder mit Häusern untermischte Gärten aus. Hier wachsen die in Asien so ausschließlich beliebten Gemüse und Früchte aus der Familie der Cucurbitaceen: die Gurken, Kürbisse, Patlischams, Bananen, die Coloquinten, Zucker- und Wassermelonen; hier reifen in dichten schattigen Gebüschen und stattlichen Stämmen Orangen und Granatäpfel, hier rankt sich der Weinstock an den Mauern hin, und über Alles wiegen im heißen Wüstenwinde die Palmen ihre fahlgrauen, schattenarmen Fächer.

In diesem Theile der Stadt trifft man ein durch das Wasser gänzlich zerstörtes Quartier, ein Loos, das Bagdad schon mehr als einmal heimgesucht und zu einer gänzlichen

Veränderung seiner Physiognomie beigetragen haben mag. **Gewiß vernichtete der Tigris mehr Denkmäler des Alterthums und richtete größeren Schaden an, als es je die Mongolen und Türken gethan haben.** In manchen Jahren schwillt der Strom im Frühjahre, wenn der Schnee in den kurdischen Gebirgen zu plötzlich schmilzt, ungewöhnlich an, zerreißt seine Dämme und setzt die Stadt und die Umgebung ganz oder theilweise unter Wasser. Dann aber stürzen ganze Straßen der schlecht ohne Mörtel ausgeführten Häuser ein.

Der Stolz einer orientalischen Stadt sind ihre **Basars** oder die **Tscharschi**, wie es richtiger heißen muß. Die von Bagdad nehmen einen bedeutenden Raum ein und ziehen sich, besonders parallel mit dem Ufer, eine Strecke von einer Viertelmeile und darüber hin. Sie sind meist hoch überwölbt und datiren sich wahrscheinlich aus der alten Glanzepoche her. An den Orten dagegen, wo das Gewölbe eingestürzt ist und wo die Handwerker arbeiten, hat eine ökonomischere Verwaltung die kostspieligen Reparaturen außer Acht gesetzt. Die türkischen Behörden lehrten ihren kunstbeflissenen Unterthanen die praktische Wahrheit, daß Rohrfaschinen von Stangen getragen, mit Schilfmatten und Erde bedeckt, eben so gut Schatten werfen, als die meisterhaft ausgeführten Kunstwerke der Architektur. Zur Rechten und Linken dieser Basarstraßen reihen sich nun Bude an Bude, Magazin an Magazin, Werkstatt an Werkstatt als Verkaufsläden hin, angefüllt mit allen nur denkbaren Artikeln des Morgen- und Abendlandes, für den gewöhnlichen Gebrauch sowohl, als selbst für den Luxus. Die Waaren Englands, Deutschlands und der Schweiz gesellen sich hier zu denen aus Indien, Persien und China, ausgewählt für die Ansprüche des wilden Beduinen und Kurden, wie des gezähmten Städlers und des europäischen Ansiedlers. In jedem dieser gewölbten Löcher hockt ein indolenter Türke, ein pfiffiger Armenier, ein schlauer bärtiger Perser mit der Schafpelzmütze, ein verschmitzter Jude, ein lauernder Araber, und Alle harren und hoffen auf Kunden, mit denen sie dann unter fürchterlichen Grimassen, Theatercoups, Gezänke und falschen Anpreisungen einen vortheilhaften Handel abzuschließen versuchen, indem sie gleich von vornherein den vierfachen Werth eines Gegenstandes verlangen. Zu ihren Füßen drängt sich, hin- und herströmend, eine bunte Menge von Käufern, Geschäftigen und Müßigen, worunter auch viele Fremde aus Persien und nicht weniger Landvolk und Beduinen aus dem Innern Arabiens anzutreffen sind.

Die **Basars** mit ihren schattigen, stets mit Wasser besprengten Gängen, ihrem weichen, gedämpften Lichte, ihrer mannigfachen Ausstellung und dem bunten Verkehrstreiben sind der Lieblingsaufenthalt der Pflastertreter von Bagdad, und es gibt deren nicht wenige. Diese Herren und die Soldaten handeln von Gewölbe zu Gewölbe, ohne etwas zu erstehen, unter dem Vorwande, es sei zu theuer, freuen sich, wenn sie nur sprechen können, und escamotiren auch wohl, was ihnen gerade in die Hände fällt. Auch Café's, Garküchen, Zuckerbäcker, Weinschenken und Schnapskneipen bieten dem Hungrigen und Durstigen, je nach seinem Geschmacke, in primitiver Einfachheit die entsprechenden Erquickungen an. Abends, wenn die Tagesgeschäfte, schon aus Mangel an Licht, aufhören, schließt jeder Eigenthümer sein Magazin mit einem hölzernen, zum Niederklappen eingerichteten Laden, die Menge verliert sich und in den öden, hie und da von Naphthalampen erhellten Gängen wachen die Hunde, den Spätling laut anbellend, schleicht der afghanische Nachtwächter, forscht eine Patrouille nach Dieben.

Für die Waaren en **Gros**, die **Geldwechsler**, die Juwelenhändler und Goldschmiede, für die Comptoirs der größeren Kaufleute und die Fremden existiren dicht bei den Basars massiv gebaute, feuerfeste und diebssichere größere und kleinere Chans, meist Werke aus der Chalifenzeit. Sie sind inwendig in klosterähnliche, gewöhnlich zwei Stockwerk übereinander stehende Zellen getheilt, von denen jede ihren eigenen Miethsmann besitzt. Das Vermiethen dieser Chans ist für die Eigenthümer eines der **einträglichsten** Geschäfte. Für Waaren ist gut genug **gesorgt**, aber um so weniger für die Unterkunft der Reisenden. Solch ein verlorener Mensch, wenn er keine Empfehlungen an irgend einen Einwohner besitzt, muß in die unerleuchtete, unglaublich schmutzige, von Ungeziefer wimmelnde Zelle eines Chanes mit seinen Effekten kriechen und sich selbst betten, bedienen, beköstigen und bewachen. Ein Gasthof ist ein occidentaler, in der Türkei noch nicht eingebürgerter Luxus. Die Garküchen verarbeiten nur schauderhafte Amalgame von Bockfleisch, Zwiebeln, Knoblauch, Talg und Oel, und können höchstens, indem sie den Appetit verderben, den Hunger stillen.

Außer den Basars und Chans hat Bagdad **wenig** monumentale Gebäude aufzuweisen. Nur zwei seiner **Moscheen** verdienen ihrer Größe wegen einige Erwägung. Ihr Unterbau ist ohne Kunstsinn aus behauenen Ziegeln aufgeführt, ihr Inneres ist weiß und kahl, und nur ihre Kuppe von persischer, kappenartiger Form verräth in ihrer Ausschmückung einigen Geschmack. Sie sind mosaikartig aus blauen, gelben, weißen und schwarzen glasirten Ziegeln zusammengesetzt. Dieser Schmuckstein ist kein Fabrikat des Landes, sondern in früheren Zeiten aus **China** nicht als Luxus, sondern als eine nothwendige Sache eingeführt worden. Die **Ziegel** von Bagdad nämlich, welche aus sehr salzhaltigem Thone nur ganz leicht gebrannt werden, schwinden geradezu wie zerfressen unter dem Einflusse der Atmosphäre, manche krystallisiren ganz und gar und werden zu Salz und Natronsalpeter, so daß der geringste Regen sie wegwäscht. Ein derartiges Material war zu der äußern Bekleidung der Einwölbungen nicht zu verwenden, wohl aber widersteht der Schmelz des chinesischen Ziegels besser noch als Kupfer, Blei oder Zink allen Unbilden der Witterung.

Leider haben sich nur wenige in dieser Weise geschützte und gezierte Gebäude erhalten. Rings um den Vorhof der mohammedanischen Tempel befinden sich Zellen, wo Softus, Hafis, Imams und andere weise, fromme und faule Anhänger des Islam und Diener der Moschee ein beschauliches Leben führen; doch legt man auch Waaren dort nieder. Der Hof selbst ist mit Ziegelfliesen bedeckt.

Das **Serai**, der Sitz der Regierung und die Wohnung des Gouverneurs, ist nebst dem Militärhospitale, den Gefängnissen und einer Jägerkaserne durch eine Mauer von der übrigen Stadt abgeschieden. Seine Lage am Flusse ist kühl und angenehm; allein es zeichnet sich mit seinen Nebengebäuden durch nichts, weder an Geschmack, noch Styl, noch Eleganz, noch Größe vor den gewöhnlichen Privatwohnungen aus, ja es ist womöglich noch häßlicher und bildet einen unästhetischen Klumpen von Dreck und Ziegelsteinen, die an einigen Stellen glücklicherweise übertüncht wurden. Seine Höfe sind nackt und unerquicklich, und nur in der Haremsabtheilung des Serai erfreut ein kleiner Garten das Auge. Die **Douane** ist vielleicht das einzige wohlerhaltene Monument aus der Zeit der Chalifen. Es ist meist aus Quadern, die aus der Ferne hergeschafft wurden, erbaut und trägt an seiner Frontseite, die auf den Fluß blickt, eine arabische, erhaben in den Stein gemeißelte,

lange Inschrift. Dies war der alte Palast der Chalifen. Das Innere zeigt jetzt nur düstere, aller Herrlichkeit entkleidete Gewölbe und ist zur Niederlage von zu verzollenden Waaren geworden. Ein anderer Ueberrest ist ein geschmackvoll aufgeführtes Portal zur Seite einer Gasse des Basars, und endlich wäre noch ein altes thurmähnliches Minaret in der Mitte der Stadt bemerkenswerth, in dessen Brüchen, Rissen und Kornischen nunmehr tausende von wilden Tauben nisten. Mit Ausnahme einiger Festungswerke, Fundamente und Sijarets ist das Angeführte Alles, was an Ruinen der Vorzeit zurückgeblieben ist. Der Grund, warum Bagdad sowohl, als das nicht minder mächtige und reiche Babylon so wenig Spuren hinterließen, liegt, wie wir es bereits zu bemerken Gelegenheit hatten, in den allgemeinen Verwüstungen des Wassers, dem schlechten, fast nur aus salzhaltigen Ziegeln bestehenden Material und der auf das trockene Klima berechneten, höchst unsoliden Bauart.

Die Gibellinenstadt Siena in Mittelitalien, ihre Denkmäler und geschichtlichen Erinnerungen.

II.

Die Universität. — Einzug bolognesischer Studenten. — Incunabeln und Miniaturen. — Die siebenzehn Contrade und ihre Wettrennen. — Aus der Geschichte der Stadt. — Gemeindefreiheit. — Kaiser Friedrich II. — Kämpfe der Guelfen und Gibellinen. — Die Schlacht von Monte Aperti.

Siena hat sich seit Jahrhunderten durch Pflege der Wissenschaften ausgezeichnet, und die Universität erfreute sich eines großen, oftmals wohl verdienten Rufes. Manche nehmen an, daß sie bis ins Jahr 1203 hinaufreiche, weil in demselben Pergamente ausgefertigt wurden, in denen einiger Doctoren und Studenten Erwähnung geschieht. Gewiß ist, daß sie schon 1246 vorhanden war; von da ab hat man ein Verzeichniß der Professoren, das eine ununterbrochene Reihenfolge darbietet. Die junge Lehranstalt erhielt einen werthvollen Zuwachs, als 1321 eine beträchtliche Menge Studenten aus Bologna her einwanderte. Einer ihrer Commilitonen, Jakob von Valenza, war zum Tode verurtheilt worden. Das verdroß sie sehr, und Wilhelm Tolomei, der aus Siena gebürtig war, stellte sich an ihre Spitze. Er war Professor des Rechts in Bologna und zog mit ihnen nach seiner Vaterstadt. Mehre andere Professoren schlossen sich an und die Ankömmlinge wurden von der Republik sehr freundlich aufgenommen. Denn sie gab ihnen nicht nur das Bürgerrecht, sondern zahlte auch 6000 Gulden für die von ihnen in Bologna verpfändeten Bücher. Jeder Professor bekam 300 Gulden Jahresgehalt und für den Anfang auf 16 Monate freie Wohnung. Trotzdem blieben sie aber nicht lange in Siena, weil man in Bologna alles Mögliche aufbot, sie zur Rückkehr zu bewegen. Sie erhielten neue Privilegien und man bat sie wegen alles dessen, was vorgegangen sei, um Entschuldigung. So zogen denn viele Studenten wieder nach Bologna und die Universität Siena war bis 1357 in keinen glänzenden Umständen. Dann aber wurden einige neue Lehrstühle gegründet, und Kaiser Karl IV. ertheilte ihr mehre Privilegien und Immunitäten. Hatten doch die Sienesen die Krone eingelöst, welche er bei den Florentinern als versetztes Pfand zurückgelassen!

Um 1323 gab es kein besonderes Universitätsgebäude; die Professoren hielten ihre Vorlesungen in Privathäusern, und die Republik zahlte die Miethe für die Auditorien. Erst 1408 wurde das Studio im alten Spitale der Misericordia eingerichtet, welches seitdem die stolze Benennung Casa della Sapienza führte. Dasselbe ist dann bis 1816 Universitätsgebäude geblieben, damals aber der Akademie der schönen Künste eingeräumt worden; die Auditorien wurden in das Vigiliuskloster verlegt. Dieses bildet einen großen Palast mit langen Gängen und großen Sälen, in welchen schon im zwölften Jahrhundert ernste Camaldulensermönche auf- und abwandelten. Dort verweilte König Karl VIII. von Frankreich, im Juni 1495, als er aus Süditalien zurückkehrte. Ludovico il Moro von Mailand hatte den fremden Monarchen nach der Apenninenhalbinsel gerufen; derselbe hatte ganz Italien durchzogen, Neapel ohne Schwertstreich erobert, und die Festungen hatten ihre Thore geöffnet, um ihn einreiten zu lassen. Aber der Stern seines Glückes verdüsterte sich, während er in Siena verweilte. Die Neapolitaner wandten sich ihrem frühern Könige wieder zu; derselbe Ludovico il Moro, welcher jenen gerufen, bildete eine Liga gegen ihn und drohte, ihm den Rückzug abzuschneiden. Er mußte sich mit den Waffen einen Weg bahnen und die Schlacht von Fornovo bestehen. Diese bildet gewissermaßen das Vorspiel der vielen blutigen Schlachten, welche unter Karl V. und Franz I. auf Italiens Boden geschlagen wurden. In jenem Kloster hat der obengenannte Karl auch florentinische Gesandte empfangen, welche von ihm die Rückgabe Pisa's forderten, das ein verhaßtes Joch abgeschüttelt hatte. Seit 1406 war sie der mächtigen Nebenbuhlerin unterworfen; da benützte sie die günstige Gelegenheit, um sich zu befreien, und wandte sich mit Bitten an den König, daß er sie beschützen möge. Er überantwortete sie indessen wieder an Florenz, indem er abzog, ohne den Streit zwischen beiden auszumachen. Die zwei Republiken bekämpften einander auf Tod und Leben von 1496 bis 1509; in diesem Jahre blieben die Florentiner definitiv Sieger.

Siena seinerseits war zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Parteien zerrüttet. Es bat den ausländischen König, er möge eine Besatzung in der Stadt zurücklassen, um die Monte dei Nove, eine der zahlreichen Factionen, besser im Zaume halten zu können. Karl nahm also Siena „unter seinen Schutz“, und der Commandant der französischen Besatzung, Seigneur de Ligny, wurde dann von der Republik zu ihrem Hauptmann erwählt; er erhielt

eine Summe von 20,000 Dukaten, wofür er eine Garde von 300 Mann unterhalten sollte. Aber bald nachher kam die Partei der Nove oben auf und jagte diesen Stellvertreter des Königs von Frankreich aus der Stadt.

Siena hat eine **Bibliothek**, welche mancherlei Schätze enthält und etwa 50,000 Bände zählt; darunter befinden sich 630 Incunabeln, und die Zahl der Handschriften beträgt nahezu 3000. In der Autographensammlung findet man Schriftzüge von der heiligen Katharina und dem heiligen Bernhard, von Kaiser Karl V. und manchen anderen berühmten Personen. Ein griechischer Evangeliencodex aus dem zehnten Jahrhundert ist 1359 mit mehr als 3000 Gulden bezahlt worden. Bemerkenswerth sind noch: ein Antiphonarium mit Miniaturen von Paolo dal Poggio aus Florenz und ein 1494 illuminirtes Buch der Stunden von Littifredi Corbizi. Der Graf Scipione Borghesi besitzt eine Sammlung von mehr als 3000 Pergamentmanuskripten; unter denselben befindet sich auch das **Originaltestament Boccaccio's**; es ist lateinisch und aus dem Jahre 1374.

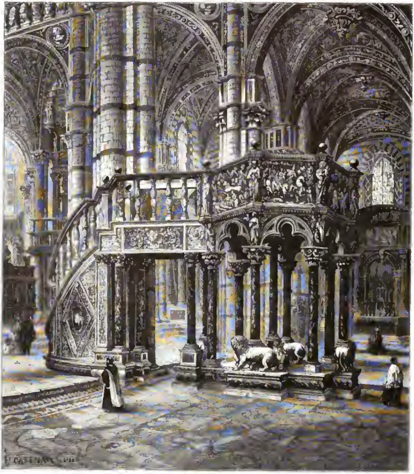
An wohlthätigen Anstalten hat Siena keinen Mangel; ebensowenig an schönen Frauen, welche schon vor langer Zeit der Deutsche Schröder als Delicine Italiae bezeichnet hat, und man muß ihm darin Recht geben. Ein wahrer Blüthenflor erfreuet das Auge bei den Wettrennen der Contrade. Die Stadt ist amtlich in Viertel und Pfarrsprengel eingetheilt, aber das Volk hält, heute wie in früheren Jahrhunderten, an seinen **siebenzehn Contrade** fest. Jede dieser städtischen Abtheilungen hat ihre eigene Fahne, ihre Kirche, ihren eigenen Heiligen nicht zu vergessen; sie hat auch ihre eigene Geschichte, ihre Nebenbuhler und Verbündeten. Jeder bildet gleichsam einen kleinen Staat in der Stadt. Jeder Sienese schwärmt für seine Contrada; bei den Wettrennen folgt er mit Leidenschaft und Spannung den Rossen und Reitern seiner Contrada und jubelt himmelauf, wenn sie Sieger bleiben. Dann werden seine Straßen erleuchtet und der glückliche **Fantino** wird von den Frauen geküßt. Die Glocken werden geläutet, um allen anderen Contraden den Sieg zu verkünden, die Kirchenthore sind weit geöffnet und die Menge strömt ein, um dem Heiligen für den Triumph zu danken. Auch zündet man unzählige Wachskerzen an und der Fantino wird auf den Schultern der freudetrunkenen Menge bis vor den Altar getragen, wohin man nicht selten auch das Roß führt, welches ihn zum Siege getragen hat. Diese Rennen finden am 15. August auf der Piazza del Campo statt und ein Fremder, der dann in Siena verweilt, wird sich über Mangel an Unterhaltung nicht zu beklagen haben. —



Das Stadthaus zu Siena. (Nach einer Photographie.)

Schon im ersten Aufsatze ist darauf hingewiesen worden, daß der Freund der Geschichte in dieser schönen Stadt vollauf sein Genüge findet. Ohnehin hat ja in Italien jede Stadt eine mehr oder weniger bewegte Geschichte, jede war, in kleinerm oder größerm Maßstab, ein politischer Mittelpunkt, eine Kapitale, in gewissem Sinne sogar eine Nation. Ueber ganz Italien hat nur allein Rom geboten,

und dieses ließ den von ihm abhängigen Municipien manche Freiheiten. Dann aber kamen die deutschen Völker und schlugen mit ihren Barden und Schwertern die Krone der Cäsaren in Trümmer. Jede Stadtgemeinde gewann seitdem eine schärfer ausgeprägte Individualität, und wäh-



Kanzel in der Kathedrale zu Siena. (Nach einer Photographie.)

rend der langen Streitigkeiten zwischen Kaisern und Päpsten wuchs die Gemeindefreiheit.

Ueber Siena's Anfänge wissen wir Zuverlässiges nicht, aber sie reichen wahrscheinlich in die Zeiten der alten Etrusker hinauf. Erst Plinius und Tacitus erwähnen der Stadt; sie war zu des Augustus Zeiten eine der damals vorhandenen 28 „Colonien". Durch Anicius Ansanus wurde sie im Jahre 303 zum Christenthume bekehrt; aber ein kaiserlicher Proconsul ließ dem eifrigen Anhänger des Propheten von Nazareth den Kopf abhauen. Unter den Longobarden sprach ein Gastalde Recht in des Königs Namen, unter den Karolingern walteten und schalteten Grafen. Macht und Ansehen derselben wurden allmälig geschwächt durch die Bischöfe, welche zu Anfang des zwölften Jahrhunderts großen Einfluß übten. Damals kam auch eine Consularregierung auf; schon 1125 wird eines Consuls erwähnt. Aber die Regierungsform hatte bis dahin noch keine Stetigkeit gewonnen; bald üben die Consuln die oberste Gewalt allein, bald in Gemeinschaft mit den Bischöfen, und manchmal machen beide einem Signore oder Rector Platz, welchem dann, z. B. im Jahre 1150,



Das Taufbecken im Baptisterium zu Siena. (Nach einer Photographie.)

ein Rath zur Seite steht. Nach 1212 ist von Consuln keine Rede mehr.

Während des langdauernden Streites zwischen Päpsten und Kaisern, welcher ganz Italien in zwei gegen einander auf das Höchste erbitterte Parteien theilte, stand Siena fast immer auf Seite der letzteren; es war durch und durch gibellinisch. Und doch hat es sich gefügt, daß gerade die Doctrinen, auf welche die päpstliche Gewalt viele ihrer Ansprüche stützte, in Siena aufgestellt wurden. Der Verfasser des berühmten Decretum Gratiani, welches die Grundlage des canonischen Rechtes bildete, welchem Europa dann Jahrhunderte lang sich unterwarf, — dieser Graziano war ein Mönch von Chiusi. Auch Papst Gregor VII., dieser gewaltige Pontifer, wurde im Sienesischen geboren, und Alexander III. (Roland Bandinelli), das Haupt der lombardischen Liga, von welcher Kaiser Friedrich Rothbart bekämpft wurde, stammte aus einer sienesischen Familie.

Aber Siena lag stets im Kampfe gegen die Guelfen, und eigentlich hat es nur frisches Leben und Bedeutung gehabt, so lange es gibellinisch war und blieb. Als Guelfen die Oberhand in der Stadt gewannen, war diese nicht mehr von erheblicher Bedeutung für die Geschicke Toscana's; sie hörte auf bestimmend einzuwirken und mattete sich durch innere Streitigkeiten ab.

Also die gibellinische Zeit bildet den Glanzpunkt in Siena's Geschichte. In guten wie in schlimmen Tagen hielten die Sienesen dem Kaiser Friedrich II. die Treue; dieser war in Italien geboren und erzogen und liebte vor Allem die Insel Sicilien. Er nannte sich in den „Constitutiones“, welche er den Sicilianern verlieh, Italicus; er strebte nach einer Wiederherstellung des römischen Reiches und nach einer Einheit Italiens. Aber er lebte im dreizehnten Jahrhundert, und damals mußte fehlschlagen, was im sechszehnten möglicherweise hätte gelingen können. Der Kaiser war seiner Zeit weit voraus; die Municipalfreiheit galt den Italienern mehr als die Einheit der ganzen Halbinsel.

Es gab Zeiten, in denen ganz Toscana, an der Spitze die Florentiner, sich der kaiserlichen Gewalt entzogen hatte; dann standen nur allein die Sienesen und Pisaner auf gibellinischer Seite. Als im Juli 1258 die Uberti, welche an der Spitze der Gibellinen in Florenz kämpften, aus dieser Stadt verjagt wurden, fanden sie nebst anderen Fuorusciti, Vertriebenen, willige Aufnahme in Siena, das als feste Burg ihrer Partei betrachtet werden konnte. Der Krieg begann zwischen den beiden Städten. Dante, selber ein eifriger Gibelline, hat zwei Führer seiner Partei in Siena, den Provenzano Salvani und Farinata degli Uberti, unsterblich gemacht. Beide waren gleichsam die lebendige Fahne ihrer Partei, aber sie hatten einen schweren Stand gegen die Uebermacht der Guelfen. Deshalb wandten sie sich um Beihülfe an Manfred, König von Neapel, Friedrichs II. Sohn. Sein Antwortschreiben vom 11. August 1259 ist noch heute im Archive zu Siena vorhanden; er verspricht, eine Heeresmacht zu schicken, welche der Sache der Gibellinen wieder aufhelfen könne; aber er sandte nur 100 deutsche Reiter, welche im Dezember eintrafen. Was sollte ein so schwaches Häuflein nützen? Aber Farinata sprach unverzagt: „Wir haben nun die Fahne des Königs, und das genügt.“ Als dann die Florentiner anrückten und Siena einschlossen, opferte der Italiener die deutschen Hilfstruppen. Er versprach ihnen doppelten Sold, gab ihnen Wein vollauf zu trinken und schickte sie dann als Todesopfer gegen den Feind. Und die deutschen Reiter hieben so tapfer ein, daß die Florentiner geworfen wurden und fast die Belagerung aufgehoben hätten. Aber von Siena aus ließ man jene braven Männer ohne Unterstützung; sie wurden von der ganz unverhältnißmäßigen Uebermacht geradezu erdrückt und Alle entweder gefangen genommen oder getödtet. Die Florentiner erbeuteten Manfreds Fahne und schleiften sie in den Koth.

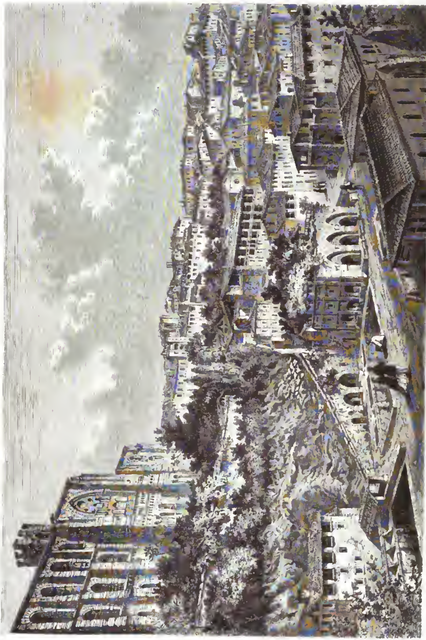
Das Letztere hatte Farinata gewollt. Manfred, über diesen Schimpf erbittert, sandte im Juli 1260 neue Truppen; diesmal 800 deutsche Reiter unter den Befehlen seines Neffen Giordano Lancia d'Angalone; auch Pisa stellte Truppen, und nach Verlauf einiger Zeit waren in und bei Siena 27,500 gibellinische Streiter versammelt; davon 9000 Reiter, das übrige Fußvolk. Sie belagerten Montalcino, um den Feind dorthin zu locken, aber die Florentiner rührten sich nicht und dadurch wurde die Lage ihrer Feinde täglich schlimmer. Die Sienesen hatten keine Mittel mehr, die deutschen Reiter zu unterhalten, und wenn es nicht bald zu einer Schlacht kam, war Gefahr, daß das ganze Heer sich auflösen werde. Man ersann eine List. Farinata stempelte zwei Mönche; diese mußten insgeheim nach Florenz gehen und der dortigen Regierung die Mähr erzählen, daß sie im Auftrage mißvergnügter Sienesen kämen. Man sei unzufrieden mit Provenzano Salvani, welcher sich die oberste Gewalt anmaße und wolle sich seiner entledigen. Wenn nun die Florentiner, scheinbar um Montalcino Entsatz zu bringen, bei Siena erschienen, dann würde dafür gesorgt werden, daß man ihnen ein Stadtthor öffne.

Die Florentiner gingen in die Falle. Ihr Volk erhob sich in Masse; sie schickten Boten an alle guelfischen Städte nicht nur Toscana's, sondern auch nach Bologna, Perugia und Orvieto. So brachten sie 33,000 Mann zusammen, was für jene Zeit als eine sehr beträchtliche Heereszahl angesehen werden kann. Die Armee zog in der festen Hoffnung auf einen glänzenden Sieg heran und machte am 2. September, unweit von Siena, bei Monte Aperti Halt. Die Stadt wurde nicht nur zur Uebergabe aufgefordert, sondern man verlangte auch, daß sie selber eine Bresche in die Mauer machen solle, durch welche das guelfische Heer seinen Einzug halten könne.

Die Sienesen wandten sich an ihre heilige Jungfrau, hielten Bußübungen und feierliche Umgänge und zogen bei Einbruch der Dunkelheit aus der Stadt gegen Monte Aperti. Am andern Morgen, es war der 4. September 1260, trafen beide Theile aufeinander. Sie wußten, daß Toscana's Schicksal auf dem Spiele stand und kämpften mit äußerster Erbitterung. Lange blieb die Entscheidung ungewiß; da hieb Bocca degli Abati, ein Gibelline, welcher in den Reihen der Guelfen kämpfte, dem Fahnenträger der letzteren, Jacopo de Pazzi, die Hand ab. Die Fahne sank, man ahnte Verrath, die guelfische Reiterei begann zu fliehen und warf sich in wilder Unordnung auf das Fußvolk, das bald in völliger Auflösung war. Dann begann ein Gemetzel, in welchem nahe an 10,000 Guelfen fielen; von den überlebenden wurden die meisten gefangen genommen.

Heute bildet jenes Schlachtfeld von Monte Aperti eine weite Einöde; dort steht kein Haus, wächst kein Baum, keine Aehre, kein Grashalm.

Am 5. September hielten die Gibellinen ihren Siegeseinzug in Siena. Man läutete mit allen Glocken. Der guelfische Herold, welcher die Stadt zur Uebergabe aufgefordert hatte, saß rücklings auf einem Esel und nun wurde die Fahne des florentinischen Volkes durch den Staub geschleift. Während man hier den Sieg feierte, kamen Flüchtlinge nach Florenz und verkündeten die Nachricht von dieser gewaltigen Niederlage. Da eilten viele Bürger nach Lucca, um dort Schutz zu suchen. Diese Stadt war nun



Fonte Branda zu Siena. (Nach einer Photographie.)

die einzige Zuflucht der Guelfen; so rasch hatte sich die Lage der Dinge geändert. Ja, die Gibellinen machten in allem Ernst Anstalt, Florenz zu zerstören, aber Farinata degli Uberti wandte das grause Schicksal ab.

Später hat sich dann das Blatt gewandt und die Gibellinen geriethen abermals in Bedrängniß. Papst Urban IV. rief, gegen seinen Feind Manfred, aus Frankreich Karl von Anjou zu Hilfe, der am 6. Januar 1266 in Rom zum Könige von Sicilien und Apulien gekrönt wurde. Freilich gab der heilige Vater Etwas, das ihm nicht gehörte, aber der Graf von Anjou nahm die Krone eines — Excommunicirten. Kaum sechs Wochen später fiel Manfred, verrathen und verlassen von den Seinigen, am 26. Februar, in der Schlacht bei Benevent, und daraus erfolgte ein Rückschlag auf Toscana. Sechs Jahre nach dem Tage von Monte Aperti mußten die Gibellinen in die Verbannung ziehen, und die Uebermacht der Guelfen war wieder gesichert. Aber Siena blieb der gibellinischen Sache getreu und hielt zu Conradin von Schwaben. Dann sind noch manche Wechselfälle gefolgt, in die wir nicht weiter eingehen wollen. Am 3. Juli 1577 wurde es von dem spanischen Philipp II. an den Florentiner Cosmus von Medicis übergeben und hörte fortan auf, selbstständig zu sein.

Anthropologische Beiträge.

I.

Die Ausrottung wilder Völker durch die civilisirten Leute.

Wir haben den Vorsatz, unter der Ueberschrift „Anthropologische Beiträge", eine Reihe von Aufsätzen zu liefern, in denen Gegenstände aus der „Menschenkunde" behandelt werden. Auf dem Gebiete der Anthropologie wird Aufklärung Vielen nicht unwillkommen sein. Diese Fundamentalwissenschaft bricht sich jetzt mehr und mehr Bahn; sie wird, das unterliegt keinem Zweifel, als Siegerin aus harten Kämpfen hervorgehen, weil am Ende Jedermann Thatsachen gelten lassen muß. Inzwischen hat sie, da sie althergebrachten Vorurtheilen und der Unkunde entgegen tritt, viele Anfechtungen zu bestehen. Sie zählt unter ihren Gegnern die specifisch Gläubigen, welchen Bileams Thier und Jakobs Leiter für unanfechtbar gelten und denen Adam eine geschichtliche Person ist; sodann solche Gelehrte, welche in der Routine des Ueberkommenen stehen bleiben, und denen neue Wahrheiten unbequem sind; endlich auch einen großen Theil der sogenannten Philanthropen, die ihre Ansichten und selbstverfertigten Götzen nicht vom Altar herabstoßen lassen wollen und nicht eingestehen mögen, daß ihr ganzes Behaben einen radikalen Gegensatz zu der wahren Menschenfreundlichkeit und zur praktischen Menschenliebe bilde.

Die pseudophilanthropischen Ansichten beherrschen jetzt noch die bei weitem überwiegende Menge des „gebildeten Publikums" und haben auch großen Anhang unter manchen „Gelehrten". Aber es läßt sich nicht verkennen, daß schon seit einer Reihe von Jahren eine Rückwirkung eingetreten ist, welche die modischen Formeln und die alten Vorurtheile mit den Waffen der Wissenschaft bekämpft. Die Anthropologen kämpfen unverdrossen, wie es Reformatoren geziemt, und lassen sich durch die specifisch Gläubigen oder die philantropischen Tetzel und Eck nicht im Mindesten einschüchteen. Als Dr. Hunt, Präsident der londoner anthropologischen Gesellschaft, in der Versammlung des Vereins für sociale Wissenschaft erschien, zischte man ihn aus, weil er in seinem Buche: „On the Negros Place in Nature" gegen weit verbreitete Vorurtheile mit unleugbaren Thatsachen aufgetreten war. Seit drei Jahren hat die londoner „Anthropological Society" vergeblich beantragt, in der „british Association" eine besondere Abtheilung bilden zu dürfen; man wies sie unter nichtigen Vorwänden, allerdings bevor Jamaica eine so drastische Lehre gegeben hatte, zurück und sagte, sie möge sich bei den Zoologen oder Ethnologen einreihen lassen.

Die Folge war, daß hunderte von vorurtheilsfreien Freunden der Wissenschaft sich zur Aufnahme in den Verein meldeten, der nun in hoher Blüthe steht und viele der besten Köpfe Großbritanniens, vor allen Naturforscher und Reisende ersten Ranges unter seinen Mitgliedern zählt. Anthropologische Vereine haben wir jetzt außer in London auch in Paris, welchem die Priorität gebührt, in Madrid, in Neuvork, in St. Petersburg, und die deutsche anthropologische Gesellschaft wird in den nächsten Wochen mit der Veröffentlichung ihres „Archivs" beginnen. Die Bülletins und Memoiren sowohl der pariser wie der londoner Gesellschaft enthalten eine Menge neuer Wahrheiten und Thatsachen, aber die Gegner des Fortschritts und der gesunden menschheitlichen Entwicklung, welche an Phrasen und Formeln haften, hüten sich wohl, denselben eine weitere Verbreitung zu geben.

Jedenfalls wird es unseren Lesern nicht unwillkommen sein, zu erfahren, was auf dem so wichtigen Gebiete der Menschenkunde gährt und treibt, welche Thatsachen in den Vordergrund gestellt werden, wie man dieselben erklärt, welche Schlüsse und Folgerungen aus denselben gezogen werden. Es sind, wie gesagt, nicht geringe Männer, insbesondere Männer der Naturwissenschaft, Reisende und auch Staatsmänner, welche im Interesse der Wissenschaft und der Humanität den Kampf gegen alte Ansichten aufgenommen haben. Sie fassen den Begriff der Anthropologie nicht etwa eng und lediglich anatomisch und physiologisch auf; der psychische Theil des Menschen findet nicht minder Beachtung wie der körperliche. Auch die Alterthümer des Menschengeschlechts gehören in das Bereich anthropologischer Forschung und vor allen Dingen das Rassenelement mit allen seinen Consequenzen.

Wir sind nun längst darüber hinaus, an die Erscheinungen, welche die Menschheit darbietet, einen lediglich, sagen wir der Kürze wegen kaukasischen oder europäischen Maßstab zu legen. Ein solcher ist veraltet und wissen-

schaftlich nicht zu rechtfertigen. Wir leiten die eigenartigen Civilisationen, z. B. China's oder Japans und Altamerika's nicht aus Aegypten oder Assyrien ab; wir sehen den Wanderungstheoretikern scharf auf die Finger und verstehen zu individualisiren. Daß jene Civilisationen eigenartig und vollberechtigt seien, das will dem europäischen Hochmuthsdünkel, welcher ohnehin oftmals nicht über die zum gründlichen Urtheilen erforderlichen Kenntnisse verfügt, keineswegs in den Kopf. Er weiß nicht oder kümmert sich nicht darum, daß jene Civilisationen nicht aus den Elementen der unsrigen hervorgegangen sind, sondern aus ganz anders gearteten, und daß sie auf einer *ganz andern ethnischen Grundlage* ruhen. Daraus schon folgt mit Nothwendigkeit, daß der Fortgang ihres innern Wachsthums und ihrer Entwicklung sich jener der kaukasischen Menschheit nicht nur nicht assimiliren konnte, sondern von derselben weit abweichen mußte. Alle Versuche, gleichviel ob auf mildem Wege oder auf jenem des Zwangs, werden weder den Chinesen noch den Indianer &c. europäisch ummodeln können; höchstens wird man die Haut ritzen.

Der Anthropolog schwört nicht auf überkommene Lehren oder Formeln, welche von so Vielen im „gebildeten Publikum" ungeprüft als richtig angenommen werden, sondern er geht wissenschaftlich zu Werke, indem er *untersucht*. Sodann bestrebt er sich, *gerecht gegen Alle* zu sein, und muthet keiner Menschengruppe mehr und Anderes zu, als sie *ihrer ureigenen Begabung* gemäß zu leisten vermag. Er prüft das intellectuelle Vermögen, die geistige Anlage und Beschaffenheit, das ganze Morale der Gruppen eben so genau, wie Knochen- und Muskelbau. Er geht in die fernste Vergangenheit, welche bekanntlich nun weit über die historischen Zeiten hinausliegt.

Als eine Hauptaufgabe der angewandten Anthropologie erscheint es, *die gegenseitige Stellung der verschiedenen Rassen*, die doch nun einmal da sind und nicht hinweggeleugnet werden können, gründlich zu ermitteln. Die *Eigenartigkeit* der Rassenelemente verdient eine eingehende Würdigung. In praktischer Beziehung hat sich der Neger mit der allerschärfsten Ecke in den Vordergrund gerückt und über ihn wird der Streit fast mit Erbitterung geführt. Der Herausgeber des „Globus" hat seit beinahe fünf Jahren seine Ansichten über diesen Punkt oftmals ausgesprochen; von Seiten Vieler sind sie gebilligt, von Vielen auch getadelt worden. Er will nun seinerseits eine Zeitlang sich selber dieser Frage gegenüber passiv verhalten, könnte es aber bei den Lesern, gleichviel welcher Richtung sie angehören, nicht verantworten, wenn er ihnen vorenthielte, was die Anthropologen und Reisenden in den verschiedenen anthropologischen Gesellschaften über diesen Gegenstand zu sagen haben. Es handelt sich um eine der verhängnißvollsten Fragen dieses Jahrhunderts, und eine Aufklärung muß Jedem willkommen sein, dem an einem Einblick in einen Gegenstand gelegen ist, welcher nach und nach zu einem inhaltschweren staatlichen und „gesellschaftlichen" Problem sich umgestaltet hat. Man blicke nach Nord- und Südamerika und nach Westindien.

Die Anthropologie lehrt uns, daß wir die verschiedenen Menschengruppen nicht allesammt in derselben Weise beurtheilen und behandeln dürfen, wenn wir die *Gesittung* fördern wollen. Die Geschichte der europäischen Colonien würde weniger dunkle Seiten darbieten, wenn man verstanden hätte zu *individualisiren*.

Wir wissen, daß in Amerika, Australien, Afrika, auf Neuseeland und auf vielen Eiländern im Großen Ocean *Colonisation und Ausrottung der Eingebornen* zusammenfallende Begriffe sind. Ueber die Vernichtung der Eingebornen, der „Wilden", haben wir im „Globus" eine Menge von Thatsachen beigebracht; ohnehin ist die Sache selber kein Geheimniß. Aber zumeist hat man die Schuld den Wilden zugewälzt und die *Weißen* haben sich allemal rein zu waschen gesucht. *Aber in mindestens neunzig Fällen unter hundert fällt sie auf die letzteren.*

Ein Mann, welcher namentlich in Australien eigene Beobachtungen angestellt hat, erörtert den Gegenstand in folgender Weise (*Anthropological Review* Nr. 12. 1866): —

In vielen Gegenden haben allerdings Krankheiten und Branntwein viel zur Ausrottung der Eingebornen beigetragen, aber durch sie allein wird das Hinsterben nicht erklärt. *Auf vorsätzlichen Mord kommt eine nicht geringe Summe*, auf Mord, welchen die *weißen Ansiedler* verüben. Ich weiß wohl, was ich sage, und daß ich hier ein schweres Verbrechen auf die Schultern unserer eigenen Landsleute werfe. Noch mehr; ich schließe von der Beschuldigung nicht einmal die *Frauen* aus, welche auf einen Rang in der Gesellschaft Anspruch machen.

Die Geschichte der europäischen Ansiedlungen in Nordamerika ist eine zusammenhängende Kette schauderhafter Barbareien. Viele nun verschwundene Stämme verdanken ihren völligen Untergang jenem unerklärlichen Durste nach Blut, der in geheimnißvoller Weise über den civilisirten Menschen kommt, sobald er in Berührung mit niedriger gearteten Stämmen geräth und sich nicht durch bürgerliche Gesetze eingeengt sieht. Ein Farmer, der viele Jahre in *Texas* gelebt hat, erzählt, nach dem Bericht eines alten Ansiedlers, *das Schicksal des letzten Carankowa-Indianers*.

Durch einen Mann dieses Stammes war eine weiße Frau getödtet worden; es wird aber nicht gesagt, ob etwa vorher irgend eine Provocation stattgefunden hatte. Das ist überhaupt ein Punkt, über welchen wir nur selten etwas erfahren. Um jenen Tod zu rächen, machte der Mann der Frau mit einigen Genossen sich auf und erschoß den Häuptling der Carankowas. Dann rief er weit und breit die Ansiedler zusammen, damit sie behülflich seien, den ganzen Stamm auszurotten. Heute erhebt sich die Stadt *Matagorda* auf der Stelle, wo jene Ansiedler über den Stamm herfielen und mit kaltem Blute Alle, Männer, Weiber und Kinder, niedermachten. Nur drei Indianer entkamen, und der letzte der Carankowas war noch vor wenigen Jahren als Bettler in den Straßen von Matagorda zu sehen.

Aehnliche Geschichten haben in Nordamerika sich in Menge zugetragen, und noch in diesem Augenblicke nimmt das Niedermetzeln der Indianer im Westen ununterbrochen seinen Fortgang. Die Spanier in Südamerika und Westindien haben in ähnlicher Weise gewirthschaftet, die Holländer am Vorgebirge der Guten Hoffnung haben auch eine große Summe von Barbarei auf dem Kerbholz; die Franzosen gleichfalls haben unter einigen Stämmen Neucaledoniens aufgeräumt. Und die Engländer? Man blicke nach Australien und Neuseeland! Man schießt die Eingebornen nieder, als wären sie Fasanen!

Nun sagt man, wie schon angeführt wurde, die Wilden seien zuerst Angreifer gewesen; ich weiß aber bestimmt, daß das sehr häufig nicht der Fall ist. Als Regel steht fest, daß fast ohne Ausnahme die Provokation von den Colonisten ausgeht. Bei genauer Untersuchung stellt sich beinahe immer heraus, daß Mordthaten, welche von den

Eingebornen verübt werden, als Wiedervergeltung erscheinen. Man muß, um die Dinge richtig zu beurtheilen, die Verschiedenheit in der Lage und in den Verhältnissen beider Rassen in Anschlag bringen. Man kann von „Wilden" nicht erwarten, daß sie die Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten der Europäer haben sollen. Es ist auch sehr leicht erklärlich, daß sie diesen gegenüber Mißtrauen zeigen und in manchen Fällen auch die Absichten und Handlungen derselben mißdeuten. Der Weiße seinerseits versteht sich nicht auf die rohen Ideen des Wilden; dieser ist ihm ein Gegenstand des Widerwillens oder des Lächerlichen, und allerdings kennt er keine Art sich zu rächen als eine Weise, bei welcher der Tod die Hauptrolle spielt.

Ganz abscheuliche Dinge gehen eben jetzt in Queensland vor. Die niederträchtigsten Mordthaten, — ich kann mich nicht milder ausdrücken, — sind an der Tagesordnung. Ganze Stämme Eingeborner werden durch die Weißen ausgerottet, und die Regierung ist Mitschuldige an den Verbrechen, weil sie nicht dagegen einschreitet. Was einst auf Vandiemensland vorging, wiederholt sich jetzt in Queensland. Hier kennen die Colonisten nur eine einzige Methode, mit den Schwarzen umzugehen; man schießt sie todt und entfaltet dabei einen Eifer, der einer bessern Sache würdig wäre. Die Landespolizei ist dabei behülflich; man streckt ohne Unterschied Männer, Frauen und Kinder mit der Kugel nieder.

Dieses System ist aber nicht auf Queensland allein beschränkt. Es ging einst auch in Victoria im Schwang, und geht, wenn auch nicht mehr in so weitem Umfange, noch jetzt im westlichen Neusüdwales und im Norden und Westen Südaustraliens. Eine Rechtfertigung für dasselbe liegt aber im Wesen und im Charakter der Eingebornen mit nichten. Sie sind harmlos und im Grunde ganz freundlich gesinnt, nicht kriegerisch wie die Indianer Nordamerika's oder wie die Maoris auf Neuseeland, auch nicht blutdürstig und verrätherisch wie die Malayen im Archipelagus. Die Entdeckungsreisenden Burke und Willis sind von den Stämmen im Innern sehr freundlich behandelt worden und verdankten ihnen manche Wohlthaten.

Auch die Vandiemensländer waren friedlich und noch weit harmloser als die eigentlichen Australier, und doch sind sie zu Grunde gegangen. Es ist in dieser vormaligen Verbrechercolonie ganz schauderhaft und gottlos gewirthschaftet worden.

„Ich habe einst zu Pferd eine Reise durch die Insel gemacht, um mich an ihren landschaftlichen Reizen zu erfreuen und von den Colonisten zu lernen, was zu lernen war. Ich war meilenweit unter Akazien hingetrabt, deren balsamische Blüthendüfte die Luft erfüllten, und kam dann in ein von bewaldeten Höhen begrenztes Thal, durch welches ein klarer Bach fließt. In demselben stand die Wohnung eines Ansiedlers. Der Mann war früher Beamter gewesen und hatte, wie viele andere seinesgleichen, sich auf Kronländereien niedergelassen. Dort wurde ich gastlich empfangen und verweilte einige Tage in der Familie.

„Man erzählte mir Mancherlei, und ich war erstaunt und empört über die Weise, in welcher es geschah. Der Vater war nun alt und kränklich; aber seine Familie war um ihn, und die Tochter, ein nicht mehr junges Frauenzimmer, trug Sorge für die Gäste. Sie gab uns Manches über die Behandlung der Convicts (deportirten Verbrecher) zum Besten, und ihr alter Vater, der einst Friedensrichter gewesen, konnte seinerseits auch manche merkwürdige Geschichte erzählen. Doch am meisten hörten wir über die Eingebornen.

„Die Tochter erinnerte sich noch recht wohl der Zeit, da manche östlichen Stämme in jenem Thale sich einfanden und dort Nahrung suchten. Die sind nun aber, so sagte sie mit großer Gemüthsruhe, alle getödtet worden; was von ihnen noch etwa übrig geblieben sein sollte, ist unter dem Regierungsschutze hingestorben. Sie erzählte, daß es eine Hauptbelustigung (favourite amusement) gewesen, auf die Schwarzen Jagd zu machen. Dabei ging es in folgender Weise zu. Man lud die Ansiedler in der Umgegend mit Weib und Kind zu einem Picknick ein und speiste vor dem Hause unter dem Schatten der Bäume, und Alle waren heiter und guter Dinge. Nach Tische nahmen die Herren ihre Flinten, riefen die Hunde und ein paar Convicts und gingen in den Busch (Wald), um schwarze Leute (black fellows) zu jagen. Manchmal hatten sie nichts erlegt, denn dieses Wild war nicht gerade häufig, zuweilen aber hatten sie eine Frau geschossen, und wenn das Glück gut gewesen war, auch wohl ein Männchen.

„Alle diese Einzelnheiten wurden so kaltblütig erzählt, daß uns der Athem stockte. Wir sahen uns fragend an und jeder dachte, die Erzählungen seien erdichtet oder mindestens übertrieben. Aber leider war Alles und Jedes buchstäblich wahr. Am Scheußlichsten jedoch bleibt, daß Frauen und Töchter bei diesen Menschenjagden zugegen und behülflich waren. Warum auch nicht? Die Colonisten sagten ja: „Wenn man diese Schwarzen nicht todtschießt, dann stehlen sie Hühner aus dem Stalle." —

In Vandiemensland, das heute in das weniger anrüchige Tasmanien umgetauft worden ist, ist der Eingeborne verschwunden und damit auch die Möglichkeit, Jagd auf ihn zu machen. Aber in Queensland wiederholen sich solche Auftritte.

Wir schließen hier einen Brief an, welchen James Benwick zu St. Kilda, Melbourne unterm 25. Oktober 1865 an Dr. Hunt in London gerichtet hat.

„Bischof Pattison von der melanesischen Mission sagte am letzten Sonntag in seiner Predigt, er sähe die Nothwendigkeit, daß der Schwarze gegenüber dem Weißen verschwinde, nicht ein; aber leider sei dieser Untergang ein Resultat des gegenseitigen Verkehrs. Es schmerze ihn, als einen Missionär und Bischof, in tiefster Seele, daß er sähe, wie alle Anstrengungen und Bemühungen auf den Inseln (der Südsee) vergeblich seien. Er sprach dann von der reißend schnellen Abnahme der Bevölkerung auf Neuseeland, wo man vom Christenthum völlig abgefallen sei und sich dem stupiden Aberglauben des Paï Marire wieder zugewandt habe. Uebrigens beklagte er sich über die Art und Weise, wie die Lehrer zu Werke gingen und daß sie oftmals Mangel an Urtheil zeigten; wir hier sollten für unsere Schwarzen gut sorgen; er meinte, sie seien wohl fähig, die christliche Religion zu begreifen. Ich meinerseits muß bekennen, daß ich daran zweifle; ich glaube nicht, daß von der sogenannten Civilisation und vom Christenthum etwas für sie zu hoffen sei. Leider! Wir verbessern ihre Lage nicht und bringen sie nicht zu höherer Gesittung. Hier sind Viele, welche nicht umhin können, die Kraft Ihrer (Hunts) Beweisführung anzuerkennen."

Ein Ausflug in die Gebirge Jamaica's.

Die blutigen Vorgänge auf dieser Insel haben überall Entsetzen erregt und nehmen die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa's in Anspruch, das bisher von den dortigen Zuständen nur wenig gewußt hat. Die englische Regierung beeilte sich, eine außerordentliche Untersuchungscommission nach Jamaica zu senden, und einige große londoner Zeitungen schickten Berichterstatter, denen sie strenge Unparteilichkeit zur Pflicht gemacht haben. Es liegt den Engländern offenbar daran, endlich einmal die reine Wahrheit zu erfahren und nicht mehr, wie so lange geschehen ist, einseitige Angaben baptistischer Missionäre zu lesen, die sich besonders auch dadurch charakterisiren, daß sie viele der wichtigsten Dinge verschwiegen und andere einseitig darstellten.

Der Berichterstatter der „Times" hat im Anfange Februars von Kingston aus einen Ausflug in das Gebirge unternommen und schildert, was er gesehen. Er verließ „die Stadt und ihre staubigen Gassen, ihre von Schmutz starrenden Häuser, verfallenen Läden und leeren Magazine", um frische Luft im Hochlande zu schöpfen. Die Gebirge hoben sich scharf vom blauen Himmel ab. Dicht unter dem St. Catherines Pik liegen die Newcastle-Kasernen, die eine durchaus gesunde Militärstation bilden; das Speisezimmer der Offiziere liegt 4500 Fuß über dem Meere, nur 13 Miles von Kingston entfernt. Man hat von dort oben eine entzückend schöne Aussicht.

Unterwegs traf der Reiter „nur allzuviel Busch", d. h. Ländereien, die einst bebaut waren und nun wieder Wildniß sind. Statt der Plantagen sieht man Hütten von Negern. Swatton Field, einst eine Zuckerplantage des von den Negern ermordeten Baron Ketelholdt, ist in kleine Stücke getheilt von je 1 oder 2 Acres, und dort leben etwa 100 bis 150 Schwarze. Ihre Hütten sind im allererbärmlichsten Zustande, die Erdmauern werden nicht ausgebessert und die Dächer sind im kläglichsten Verfall. Der Hüttenbewohner brauchte nur ein paar Stunden Arbeit daran zu wenden, um Alles wieder in leidlichen Zustand zu bringen, und die Sache würde ihn nicht einen Schilling kosten; denn wenn er nur die Hand ausstrecken wollte, so hätte er Bambus und Material zum Decken des Daches in Fülle. Aber der Hüttenneger kümmert sich nur allzuoft nicht um häuslichen Comfort und verwendet seine Mußezeit, welche er in Hülle und Fülle hat, zu anderen Dingen. Wenn man nicht sehr genau zusieht, so findet man, des üppig überwuchernden Busches wegen, seine Hütte nicht einmal. Am Wege bemerkt man keinen Maierhof und keinen Fleck bestellten Feldes, wohl aber zwischen Bananen, Cacaobäumen und Yams, von Blättern fast überdeckt, eine niedrige, armselige Hütte.

Jamaica liefert bekanntlich den Piment (rothen Pfeffer, neue Würze, Jamaica-Pfeffer, All spice der Engländer). Er wächst nur allein auf dieser Insel und dann noch in Yucatan, wo er aber keinen Ausfuhrartikel bildet. Die Versuche, ihn auf St. Domingo und Cuba mit Erfolg zu bauen, sind allemal mißlungen. Die Pimentpflanzung St. Anns liegt 1500 Fuß über dem Meere, etwa 10 Miles von Kingston, und der Weg zu ihr ist steil. Sie hat ungefähr 800 Acres. Dort wachsen und gedeihen Orangen, Citronen, Wein, Brotfrüchte, Pompelmus, Bananen, Kokos- und Kohlpalmen, Zuckerrohr, Kaffee, Yams, Kassave, Arrowroot und Gemüse. Der Pimentbaum ähnelt etwa unserm Apfelbaum an Größe und Art des Wuchses, gehört aber zu den Myrtaceen, hat dichteres Laubwerk und dunkle glänzende Blätter, welche gleich der Frucht aromatisch sind. Der Stamm ist weiß, weil er alljährlich die Rinde abwirft; er blüht zweimal im Jahre, aber nur die eine Blüthe trägt Früchte. Die Beere ist bekannt und in jedem Specereiladen zu finden; sie muß gepflückt werden, wenn sie noch grün ist; sobald sie reif ist, hat sie das Aromatische verloren und wird süß. Man bricht sie mit den Zweigen ab, weil das gut für den Baum sein soll. Die Ernte ist unsicher und schlägt zuweilen einige Jahre hintereinander fehl.

Jamaica hat zwar nahe an 400,000 Bewohner, aber es fehlt an solchen, die Lust zur Arbeit haben. Vor mehren Jahren war große Noth auf Madeira und deshalb wanderten einige hundert Portugiesen mit Weib und Kind nach Jamaica. Ein Theil derselben wurde auf jener Pimentpflanzung angesiedelt. Die Männer sind bei weitem nicht so kräftig gebaut wie die Neger, arbeiten aber sehr fleißig und ausdauernd. Neben dem schwarzen Quaschi (so bezeichnet man den Neger) nahmen sich diese olivengelben, hageren Europäer, leiblich betrachtet, keineswegs vortheilhaft aus; aber die Kinder waren offenbar im besten Gedeihen. Jede Familie hat ihre Hütte und ein Gartenfeld, baut Bananen, Yams und noch vielerlei andere Lebensmittel für ihren Unterhalt, zahlt weder für Haus noch Land irgend welche Pacht, und der Mann erhält 13 Silbergroschen Taglohn, in der Erntezeit aber das Doppelte. Auch Frauen und Kinder helfen arbeiten und erhalten Lohn; das Piment- und Kaffeepflücken erfordert ohnehin keine Mühe. Diese Leute erübrigen etwas und sparen auch ihr Geld sehr sorgsam.

Dem Reisenden wurde erzählt, daß man mit den Chinesen auf Jamaica schlecht gefahren sei; essen und trinken wollten sie wohl auf der Plantage, aber arbeiten nicht; freilich waren sie aus dem Abschaum der chinesischen Städte aufgerafft worden und nicht zu vergleichen mit chinesischen Landleuten. Die meisten starben, andere gingen wieder fort und einige sind als Hausirer und Krämer zurückgeblieben.

Was andere Einwanderer anlangt, so bezeichnet man als Emancipado einen Neger, der aus Cuba nach Jamaica hinüber gekommen ist. Afrikaner sind Schwarze, welche von englischen Kreuzern auf Sklavenschiffen weggenommen wurden; sie müssen drei Jahre lang bei Pflanzern arbeiten; nach Ablauf dieser Zeit können sie über sich selbst verfügen. Ostindische Kulis, die von Haus aus an Feldarbeit gewöhnt sind, machen sich gut; jene, die aus Städten kamen, wollen oder können nicht die ungewohnte Feldarbeit ertragen. Es ist ihnen unverwehrt, in ihr Heimatland zurückzukehren, und der Arbeitgeber hat zu diesem Zweck eine gewisse Summe zu hinterlegen; wenn sie auf Jamaica bleiben, und viele thun das, dann erhalten sie doch dieses Rückfahrtsgeld. Seit langer Zeit findet aber keine Kulieinwanderung statt, und der Pflanzer muß sehen, wie er mit den Negern zurecht kommt. Weder Portugiesen noch Kulis verstehen sich zu Zwischenheiraten mit Negern.

Mein Ausflug in das Gebirge überzeugte mich von der überschwänglichen Fruchtbarkeit dieser Gegend. Hier sahen die Hütten nicht ganz so verkommen aus und die Schwarzen schienen von besserm Schlage zu sein, als jene im Unterlande. Nur wenige Männer arbeiten auf

Plantagen, die meisten bestellen ihr eigenes Feld, das zum Theil gepachtet, aber fast durchgängig freies Eigenthum derselben ist. Ein Neger besaß sogar eine Zuckerrohrpresse und ein Siedehaus. Aber das war eine Ausnahme. Durchgängig begnügt sich der Neger damit, von dem wenigen Zuckerrohr, das zu bauen er sich herbeigelassen hat, den Saft auszupressen und denselben in einem gemietheten oder geborgten Topfe zu kochen. Diesen bringen dann die Frauen nach der Stadt zu Markte, wo sie gesalzene Fische, ein buntes Tuch, Kattun und dergleichen für den Erlös einkaufen. Syrup haben die Schwarzen in Menge und sie verbrauchen viel davon. Jener Neger, der eine Zuckerpresse besitzt, ist, wie mein Begleiter betonte, eine Ausnahme; dieser Mann arbeitet ordentlich und ist auch ein recht guter Zimmermann. Uebrigens hat fast jeder „kleine Eigenthümer" ein Pferd oder Maulthier. Man kann diese Leute an Sonntagen zu Dutzenden zur Kirche reiten sehen. Man hat mir erzählt, daß sie am Black River eine Versammlung hielten, um der Regierung ihre große Noth und Armuth ans Herz zu legen und um Unterstützung zu bitten. Die Pferde aber, auf welchen diese hilfsbedürftigen Schwarzen zur Versammlung geritten kamen, hatten unter Brüdern einen Geldwerth von 3000 Pfund Sterling, sage mehr als 20,000 Thalern!

Ich ritt am Sonntag Nachmittage durch eine Gegend, in welcher viele kleine Eigenthümer wohnen. Ich hörte Singen und ritt zu den Leuten heran. Sie saßen etwa 30 an der Zahl, Männer und Frauen, am obern Ende einer Bergschlucht in der Sonne, strengten ihre Lungen und Kehlen sehr stark an und hielten ein Meeting zur Beförderung der Eintracht. Ein solches veranstalten sie zweimal in jeder Woche und dabei ist allemal ein Instructor zugegen, welcher den Gesang leitet. Europäische Maßstäbe darf man aber an denselben nicht legen. Mein Begleiter äußerte: „Wenn doch diese Leute eben so eifrig arbeiten als singen wollten! Da sehen Sie nur, in welchem Zustand dieses Stück Weges sich hier befindet! Ein Neger ist gemiethet worden, um dasselbe auszubessern; aber er hat noch keine Hand angelegt." Wir kamen dann an eine schadhafte Einzäunung. Der Neger George hatte hoch und theuer versprochen, gegen guten Lohn natürlich, dieselbe auszubessern, aber auch er hatte keine Hand gerührt. Mein Begleiter gibt sich die größte Mühe, in seinem Garten Ordnung zu halten, aber in einem Lande, wo Niemand sich um Ordnung kümmert.

In diesen und anderen von mir besuchten Bezirken kommt man bald dahin, den Erzählungen Glauben beizumessen, welche allgemein über die Ausartung und Verschlechterung der Negerjugend vernommen werden. Das System, demgemäß man so viele „kleine Eigenthümer" hat, führt dahin, daß die Schwarzen sich weit und breit zerstreuen und vereinzeln; sie bleiben fern von den Mittelpunkten der Civilisation, gleichviel wie gering die letzteren hier zu Lande auch sein mögen.

Das junge Volk bleibt ohne alle Erziehung, bekommt nur sehr unvollkommene Begriffe von Religion und ist all und jedem Zwange völlig entrückt. Hier, mitten im Gebirge, kaufen oder pachten die Neger ein kleines Stück Land oder hocken (squatten) ohne Weiteres auf anderer Leute Grund und Boden; ein weißer Mensch weiß nicht einmal, wo sie zu finden sind, oder ahnt nicht einmal etwas von ihrem Dasein. Der Geistliche mag sich alle mögliche Mühe geben, aber sein Sprengel dehnt sich über viele Meilen aus und er kann eine so zerstreute Heerde nicht überwachen. Was wird dabei aus dem Schulbesuch? Und da, wo Neger als Lehrer oder Prediger wirken, sind diese selber oftmals Leute, die weder Erziehung noch Religion haben. Es gibt unter den schwarzen Pastoren gewiß manche brave Männer, aber diese werden am ersten zugestehen, daß unerzogene und ungebildete Menschen, die sich halb als Prediger, halb als Politiker benehmen und nur Unheil anrichten, zu verwerfen seien. Man sagt so oft, daß die Schwarzen in diesen entfernteren Gegenden wieder in die Barbarei zurückfallen, und darin mag eine Uebertreibung liegen; so viel aber kann ich nach Aussage genauer Beobachter wiederholen, daß es mit dem ganzen Treiben der jüngern Generation sich arg verschlechtert, und daß unter den Alten der Obeahismus und der Myalismus (d. h. die Schlangen- und Fetischanbetung) wieder zu Ehren kommen. (Dasselbe ist auf Haïti der Fall. Rückfall in den Schlangenkultus zeugt aber doch von Barbarei. —)

Wenn ich die geradezu erstaunliche Fruchtbarkeit des Landes bedenke, die Leichtigkeit, mit der Jemand Grundbesitzer werden kann, wie überall Nachfrage nach Arbeit vorhanden ist, dann erscheint es klar, daß der Neger der glücklichste Landmann in der Welt sein könnte.

Ein draller, munterer Bursch von 19 Jahren, der meinen Reisebeutel trug und mir als Führer über einen Paß in den Port Royal Bergen diente, erzählte mir Mancherlei. Er hoffe, sagte er, binnen hier und zwei Jahren ein paar Acker Landes zu kaufen und sie zu bestellen, „wenn er einmal Lust dazu habe". Seine Begriffe über Wohlergehen und Glück des Menschen liefen auf Folgendes hinaus: Ja nicht arbeiten, wenn das irgend möglich ist. Da aber eine solche Glückseligkeit nicht zu erreichen ist, so muß man nur arbeiten, wenn man gerade einmal Lust dazu hat. — Ich glaube gern, daß die Vorstellung dieses Negers vom höchsten Gute wohl auch unter anderem Klima ihre Freunde habe, und ich gestehe, daß schon mein erst kurzer Aufenthalt unter tropischem Himmel mich zur Nachsicht gegen diese Negerphilosophie stimmt. Er erzählte, daß er früher von Morgens 6 bis Abends 6 in Arbeit gestanden und dafür wöchentlich 7 Schilling erhalten habe; er sei damals ein Knabe gewesen; aber jetzt verstehe er es besser; er arbeite gelegentlich auf einer Kaffeeplantage, aber viel lieber trage er Buckra's (d. h. eines Weißen) Reisegepäck, besorge Briefe, sei Fremdenführer und verrichte allerlei sonstige Aufträge. Wenn er 21 Jahr alt sei, wolle er sich, wie gesagt, ein paar Acker Landes kaufen; der Acre koste 4 bis 5 Pfd. Sterling. Dann habe er ein „'tablishement", d. h. eine Hütte und eine Frau dazu. — Ich erzählte ihm, daß viele hunderte von Familien in England mit Frau und Kind von Arbeitslöhnen leben müßten, die nicht beträchtlich höher seien, als das, was er, der Negerbursch, spielend leicht verdiene, daß sie, was Alles in dem warmen Jamaica überflüssig sei, davon auch Kleider, Decken und Kohlen beschaffen müßten. Mein Neger begriff aber nicht, wie ein Buckra für geringen Lohn sich an irgend eine Stätte binde und Tag für Tag arbeiten könne; er lächelte zu dem, was ich ihm sagte, ungläubig und äußerte, er möge in England nicht leben.

Wir befanden uns eben am Fuße der Liguana-Ebene, die einst weit und breit mit Zuckerrohr bestellt war; jetzt ist sie Busch geworden. Wir stiegen dann bergauf durch romantische Thäler und Schluchten und hatten von den Höhen eine Aussicht, die lieblicher nicht gedacht werden kann. Und wie balsamisch und erfrischend war die Luft!

Aus allen Erdtheilen.

Nähere Nachrichten über Baron von der Deckens Ermordung in Berbera. Man hat von einigen Seiten her sich der leider ganz unbegründeten Hoffnung hingegeben, daß Herr von der Decken noch am Leben sei, und klammerte sich dabei an allerlei Scheinvermuthungen. Es traf sich aber, daß schon wenige Tage später der pariser „Moniteur" aus Sansibar ein Schreiben des dortigen französischen Consuls brachte, das alle Zweifel beseitigte. Dazu ist dann noch ein Bericht gekommen, welchen der jetzt eben in London verweilende britische Consul, Oberst Playfair, aus Sansibar erhalten hat. Derselbe wurde in der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft am 12. März vorgelesen, und er bestätigt die Angaben Brinkmanns, welche wir (Globus IX, S. 384) mittheilten. Dieser neueste Bericht lautet dahin, daß Herrn von der Deckens Dampfer auf dem Dschubstrome, oberhalb der Stadt Berbera, am 26. September Schiffbruch litt. Am folgenden Tage begab sich der Baron mit Dr. Link in einem Boote nach Berbera zurück; Lieutenant von Schickh blieb inzwischen in dem Lager unweit vom Wrack. Am 1. Oktober kam eine bewaffnete Bande Somalis von Berbera her und griff das Lager an; dabei fielen zwei Europäer. Herr von Schickh sah, daß dasselbe nicht länger zu halten war und verließ das Wrack, indem er in einem Boote mit seinen noch übrigen Gefährten abfuhr. Er wollte nach Sansibar und von dort Hülfe für den Baron holen, der sich in großer Gefahr befand. Inzwischen war das Boot des Herrn von der Decken gestohlen worden. Er hatte sich am 30. September vergebliche Mühe gegeben, wieder nach dem Wrack zu gelangen; er mußte am 1. Oktober nach Berbera zurückkehren, ließ aber Dr. Link und einen Neger aus Sansibar zurück, um weitere Erkundigungen einzuziehen. Während der Baron eine Besprechung hatte, die zum Schein veranstaltet worden war, lockte man verrätherischer Weise seine schwarzen Diener fort und nahm ihnen ihre Feuergewehre weg. Als er nach seiner Wohnung zurückging, stürzte eine Anzahl Männer über ihn her, sie banden ihm die Arme und führten ihn an den Strom. Dort wurde er getödtet und seine Leiche ins Wasser geworfen. Dr. Link kam am andern Tage von seinem Besuche bei dem verlassenen Wrack zurück und erlitt dasselbe Schicksal. Die schwarzen Begleiter des Barons durften unbelästigt nach Brava (an der Küste) zurückkehren; dort lag ein englisches Kriegsschiff, das zu etwaigen Hilfsleistungen bereit war.

Consul Playfair sprach die gewiß richtige Ansicht aus, daß man schwerlich Genugthuung für diese Mordthat erhalten werde. Ohne Zweifel steckt der Sultan von Berbera dahinter; aber sowohl er, wie die mächtigen Häuptlinge im Innern könnten von dem starken Arme europäischer Seemächte nicht erreicht werden.

Mac Intyre's Expedition zur Auffsuchung Ludwig Leichhardts gescheitert. Die Anfänge dieser Reise ließen sich, wie die Leser des „Globus" wissen, vielversprechend an, und Alles schien einen günstigen Fortgang zu nehmen. Die jüngsten Nachrichten meldeten, daß Mac Intyre an dem, während der letztverflossenen fünf Jahre so viel genannten und auf allen neueren Karten verzeichneten Coopers Creek angekommen sei.

Nun aber bringen Briefe aus Brisbane in Queensland, vom Anfange des Januars 1866, eine sehr betrübende Nachricht. Dr. Murray, welcher sich als Arzt der Expedition angeschlossen hatte, kam nach Willumbillab zurück und meldete dort, daß die Reisegesellschaft sich aufgelöst habe. In der Gegend am Coopers Creek herrschte eine so entsetzliche Dürre (der Fluch, welcher auf dem größten Theil Australiens lastet), daß Alle dem Verenden nahe waren; doch blieb Mac Intyre mit drei Gefährten, darunter einem Indier, noch zurück. Von den 14 Kameelen waren 12 verschmachtet; auch sämmtliche Pferde, 40 an der Zahl, waren umgekommen.

Am 10. Januar kamen zwei andere Mitglieder der Expedition in Dalby an, um nach Brisbane weiter zu gehen. Sie berichteten diesen Verlust an Thieren; nach einem Briefe Murray's an Dr. M. F. Müller in Melbourne wären die Kameele noch am Leben, aber die Pferde nicht mehr.

Wir ersehen aus der zu Melbourne in Victoria erscheinenden „Germania" vom 18. Januar, daß der Frauenverein, welcher dort bisher der Expedition Vorschub geleistet hat, entschlossen war, derselben auch jetzt hilfreich beizustehen und ihr die Mittel zu verschaffen, damit sie bei Eintritt der Regenzeit das in so bedauerlicher Weise unterbrochene Unternehmen wieder aufnehmen könne.

Du Chaillu's westafrikanische Pygmäen. Wir haben früher schon erwähnt, daß der Reisende auf seiner letzten, mißglückten Wanderung vom Fernand Vaz nach dem Innern, in dem Gebirge zwischen 1 und 2 Grad südl. Br. ein „Volk von Pygmäen" gefunden haben will. Als dagegen Zweifel erhoben wurden, veröffentlichte er Folgendes:

„Ich betrachte diese kleinen Leute, die Obongo, gleichsam als die Zigeuner jener Gegenden. Sie ziehen nämlich hin und her und haben ihr zeitweiliges Obdach unter Bäumen. Ihren Lebensunterhalt erwerben sie dadurch, daß sie Thiere in Fallen fangen; das Wild vertauschen sie dann in den Dörfern gegen andere Nahrungsmittel; im Nothfalle stehlen sie auch. Die Bewohner dieser Region sind höher gewachsen als jene an der Küste; diese Obongo haben aber keine so dunkle Hautfarbe und sehr kurzes Haar, das in Büscheln auf dem Kopfe wächst. Dadurch unterscheiden sie sich von den ansässigen Leuten, welche das Haar möglichst aufgethürmt tragen. Sie haben einen wilden, scheuen Ausdruck des Auges, welches aufgeschwollen erscheint. Ich gab manchem Obongo Glasperlen, um ihn zu veranlassen, nicht wegzulaufen; die ansässigen Bewohner führten mich insgeheim zu diesen Leuten, aber alle Männer machten sich sofort aus dem Staube und nur ein Knabe nebst einigen Frauen blieb. Mein Besuch scheint sie mit Besorgniß erfüllt zu haben, denn obwohl ich in dem nächstgelegenen Dorfe eine Woche lang verweilte, ließen sie doch nichts wieder von sich hören und sehen. Meine Messungen ergaben Folgendes an dem einzigen Manne, dem ich beikommen konnte. Er hatte 4' 6" englisch. Eine Frau hatte 5' 1/4" und diese galt für sehr groß, ich zweifle aber nicht, daß auch Männer diese Höhe erreichen. Von den übrigen Frauen hatte eine 4' 8"; 4' 7 1/4"; 4' 7", und die kleinste 4' 1/4". Wenn ich diese Frauengruppe mit einem Gesammtblick betrachtete, kam es mir vor, als ob die durchschnittliche Höhe 4' 5" bis 4' 6" betrage. Die kleinste Frau hatte den dicksten Kopf, nämlich 1' 10 1/2" im Umfange; der kleinste Kopf hatte 1' 9"."

Ein Volk, in welchem Individuen mehr als 5' hoch werden, kann man, wenn auch die Mehrzahl diese Höhe nicht erreicht, kaum als Pygmäen bezeichnen. Man könnte ja dann diese Bezeichnung auch auf viele Eskimos anwenden.

Das Problem in Algerien.

Nachdem wir den S. 41 mitgetheilten Brief unsers Landsmannes Gerhard Rohlfs in die Druckerei gesandt hatten, lasen wir die Erörterungen, welche in den ersten Tagen des März im gesetzgebenden Körper zu Paris über diese „brennende Frage" Algeriens stattfanden. Algerien ist seit nun 36 Jahren im Besitze der Franzosen. Herr v. Lanjuinais erklärte, daß die Lage dieser „Dependenz" (und allerdings kann von einer Colonie keine Rede sein) eine „ruinöse" sei. Durch die Briefe über Algerien, welche der Kaiser an den Marschall Mac Mahon geschrieben, nachdem er eine flüchtige Reise unternommen habe, seien die Ansiedler nicht etwa beruhigt worden.

Aus den Debatten ergab sich, daß unter den Männern, welche sich speciell mit den Angelegenheiten Algeriens beschäftigen, zwei durchaus entgegengesetzte Ansichten herrschen. Die eine findet Alles weise, was der Herrscher geäußert hat; sie glaubt, oder stellt sich wenigstens, als ob sie glaube, an die „Perfectibilität" der Araber, welche fähig seien, nach dem europäischen Muster „civilisirt" zu werden, und daß sie sich auch allmälig zum Christenthum herbeilassen würden, nicht nur im eigentlichen Algerien, sondern auch in der Wüste. Auch seien wohl ihre Herzen nicht unbedingt verschlossen gegen die Gefühle der Brüderlichkeit, als welche zu einer freiwilligen Verschmelzung der Rassen und der Interessen führen werde (!). Der Staatsminister äußerte seinerseits, er könne sich gar nicht vorstellen, daß in unserm Zeitalter der „Civilisation und

des Fortschrittes", die Araber Algeriens, obschon sie Mohammedaner seien, nur ein einziges Gefühl, das des Hasses, hegen sollten gegen eine Bevölkerung (die europäischen Ansiedler), welche weniger kriegerisch aber weit civilisirender sei, als eben jene Araber.

Dieser ganzen Auffassung, welche sich um die Lehren einer zweitausendjährigen Geschichte und um die Ethnologie durchaus nicht bekümmert, trat man von anderer Seite nachdrücklich entgegen. Berryer meinte, es liege gar kein Grund zu der Annahme vor, daß man die Araber europäisch umcivilisiren und noch weniger sie zum Christenthum bekehren könne. Die Erfahrung aller Zeiten spreche dagegen; die ganze Rassenanlage, Religion, Vorurtheile und selbst die Interessen drängten dem Beobachter eine ganz andere Schlußfolgerung auf als jene, zu welcher der Staatsminister gelangt sei. Von Wichtigkeit für Frankreich werde es sein, mit den Kabylen in das beste Einvernehmen zu gelangen. Diese (sie sind bekanntlich berberischen Stammes) seien intelligent und arbeitsam, und in religiöser Hinsicht weniger fanatisch als die Araber. Mit diesen letzteren werde man nichts anfangen können, so lange sie Mohammudaner bleiben, und seinem Glauben werde der Araber niemals entsagen; derselbe sei eng verwachsen mit seinem freien Leben, seinem Hange zum Plündern und mit dem Niedermetzeln seiner Feinde. Nie könne der Araber zum Franzosen werden, nie sich französischen Gesetzen unterwerfen, niemals die Interessen der Europäer zu den seinigen machen. Er werde bleiben, was er stets gewesen, ein unversöhnlicher Feind der Franzosen." Wohl mag er, überlegener Streitmacht gegenüber, eine Weile sich ruhig verhalten, aber allemal wird er eine ihm günstig dünkende Gelegenheit wahrnehmen, um sich zu erheben, und dann sagen: Was habe ich zu fürchten? Mißlingt mein Unternehmen, dann weiche ich in die Wüste zurück, wo ich vollauf Schutz für mein Pferd und für mich selber finde, und bleibe ich Sieger, so dränge ich die Franzosen in die See.

Auf die europäischen Ansiedler scheint es einen schlimmen Eindruck gemacht zu haben, daß Kaiser Napoleon von einem „empire arabe" gesprochen. Deshalb erklärte General Allard, dieser Ausdruck sei lediglich als eine Redensart (une formule de langage) zu betrachten. In Betreff der Auswanderung äußerte der Staatsminister, man werde keine beträchtlichen Summen zur Organisation derselben verwenden, dagegen für das Wohlergehen der schon vorhandenen Ansiedler sorgen. Diese sind, beiläufig bemerkt, sehr schlimm daran, weil die Alles reglementirende, straffe Verwaltung ihnen jede freie Thätigkeit und Beweglichkeit unmöglich macht. Dieses Bevormunden bis in die allerkleinsten Dinge hinein ist auch Schuld, daß es mit dem Anbau der Baumwolle nicht vorwärts geht.

Ein neuer Senatsbeschluß ist von seltsamer Art. Die Bestimmungen desselben sind darauf berechnet, den Scheiks eine größere Gewalt in die Hände zu spielen. Die Eingeborenen sollen von nun an „Franzosen" sein, aber nicht „französische Bürger"; sie werden „einverleibt", aber „nicht den französischen Gesetzen unterworfen".

Alles in Allem genommen, ist die Lage Algeriens sehr unbefriedigend. Diese Thatsache wurde auch von keiner Seite her in Abrede gestellt; aber Niemand konnte sagen, wie man den Uebelständen abhelfen könne. Seit länger als einem Vierteljahrhundert ist unablässig experimentirt worden, und die Verhältnisse sind immer schlimmer geworden.

Die Prinz Edwards-Insel, im Süden des St. Lorenzogolfes, ist unter den britischen Colonien Nordamerika's die kleinste, hat aber an Volksmenge und Wohlstand verhältnißmäßig mehr und rascher zugenommen als manche andere. Im Jahre 1842 hatte sie 47,034 Einwohner und 1865 zählte sie deren mehr als 85,000; die Einnahmen stiegen von 13,745 auf 60,000 Pfd. St., statt 121 Schulen sind deren mehr als 300 vorhanden; statt 644,824 Buschels Hafer sind 1865 mehr als dritthalb Millionen geerntet worden.

Handelsverkehr über die nordamerikanischen Prairien. Dieser Karawanenhandel ist sehr bedeutend. Im Jahre 1865 gingen von der kleinen Stadt Atchinson im Staate Kansas (welche in Bezug auf Ausrüstung der Karawanen wichtiger geworden ist als Independence, welches früher vorzugsweise den Ausgangspunkt für dieselben bildete) 21½ Millionen Pfund assortirter Waaren über die Prairien. Die etwa 5000 Frachtwägen wurden von mehr als 7000 Maulthieren und Pferden und 28,000 Ochsen gezogen; die Zahl der Treiber rc. betrug an 5000. Die Hälfte der Frachten war nach dem neuen goldreichen Staate Colorado bestimmt; das übrige vertheilte sich auf Utah Montana, Nevada, Idaho, Neumexico, Nebraska und das westliche Kansas. Das in diesem Geschäft angelegte Kapital überstieg 6 Millionen Dollars, und 27 Firmen waren bei dem Geschäfte betheiligt. Dieses hat sich gegen 1861 versiebenfacht. Die Ueberlandkutschen, welche 1865 in Atchinson ankamen und von dort abgingen, beförderten mehr als 5000 Fahrgäste, 600 Centner Expreßgüter und 2,400,000 Dollars Baargeld. So dringt reges Leben in Gegenden ein, die noch vor 10 Jahren wüste Einöden waren.

Amerikanische Archäologie. In Bezug auf diese macht sich bis heute der Dilettantismus außerordentlich breit und durch ihn sind viele geradezu widersinnige Ansichten in Umlauf gebracht worden, die gleichsam als gangbare Münze umlaufen. Es ist also sehr erfreulich, daß eine Anzahl englischer und französischer Gelehrten gemeinschaftlich den amerikanischen archäologischen Studien specielle Forschungen widmen. Gleich in der ersten Zusammenkunft der Gelehrten zeigte sich, wie nothwendig dergleichen erschien. Ein Herr Burke rückte mit der Ansicht heraus, daß eine uralte (!) europäische Civilisation wohl beträchtlichen Einfluß auf die Erbauung der gigantischen Mauern in Peru gehabt habe, und ein Herr Mackenzie wies auf die „mögliche Wahrscheinlichkeit" hin, daß die autochthonen Völker Amerika's Einflüsse empfangen hätten aus — Asia (!!) und Polynesien, wo man in Bezug auf Gebräuche und Götterverehrung Manches finde, das an Amerika erinnere! Ein sehr gründlicher Kenner, Bollaert, welcher einen großen Theil seines langen Lebens in der „Neuen Welt" zugebracht und insbesondere ethnologischen Studien obgelegen hat, erklärte entschieden, er sei der ganz willkürlichen Theorie, welche die Menschen aus der alten Welt kommen läßt, durchaus entgegen. Was die alten Peruaner geleistet haben, das schufen sie aus sich selber heraus. „Ich habe jene Denkmäler mit eigenen Augen gesehen und muß durchaus in Abrede stellen, daß sie den Charakter des Entlehnten tragen, daß sie Spuren des fremden Einflusses aufweisen. Auch ist der Mensch der Neuen Welt durchaus sui generis, er ist eine besondere Species." Davon sind wir unsrerseits auch überzeugt.

Thee- und Seidenbau in Japan.

Bekanntlich sind die Japaner unter allen Asiaten die civilisirtesten und uns Europäern in manchen Dingen überlegen. Alle unsere Gärtnerkunst steht weiter hinter jener der Japaner zurück, und in manchen Gewerben haben wir noch viel zu lernen, bevor wir ihnen auch nur nahe kommen. Auch im Ackerbau sind sie ausgezeichnet; das hat uns schon unser Landsmann, der alte Kämpfer, gesagt und alle Neueren geben die Bestätigung. Der Feldbau wurde im Reiche des Sonnenaufgangs längst schon rationell betrieben, als man in Europa noch in bloßer Empirie steckte.

Theebau und Seidenzucht sind für Japan von großer Bedeutung. Man hat überall im Lande, auch auf herrenlosem Boden, an allen Flüssen und Bächen Maulbeerbäume gepflanzt, und der erste beste kann die Blätter nehmen. Man pflanzte sie auch am Rande der bestellten Felder, welche dadurch in eine Menge kleiner Vierecke zerfallen. Man kappt die Bäume, damit sie recht buschig wachsen und die Blätter mit Bequemlichkeit gepflückt werden können. Fast jede Familie züchtet Seidenwürmer, haspelt selber die Cocons ab und bringt die Seide zu Markte. Dieser wird an bestimmten Tagen gehalten und der kleine Producent weiß, daß er Abnehmer findet. Die Seidenzucht und das Abhaspeln wird von Frauen und Kindern besorgt; der Mann behält seine ganze Zeit für andere Arbeiten. Nach der Seidenernte schlägt die Frau den Webstuhl auf und dann gehen aus manchen schlichten Hütten Gewebe hervor, so fein, schön und geschmackvoll, daß europäische Fabrikate dagegen in Schatten treten.

Die „Newyork Tribune" hat in Kanagawa einen Correspondenten, welcher über den gegenwärtigen Stand des Ackerbaues in Japan berichtet. Wir entlehnen demselben das Folgende über den Theebau. Auch diesen besorgen zumeist die Frauen und Kinder. Man pflanzt den Strauch zur Einfriedigung der Felder, oder in langen Reihen oder auch so, daß er Gebüsche bildet. Die Zwischenräume werden mit Getreide und Feldfrüchten bestellt. Der Theebau gewährt einer großen Anzahl Menschen lohnende Beschäftigung.

Im Bezirk Udschi, der wegen seines ausgezeichnet feinen Blattes berühmt ist, wird der Tag, an welchem die ersten jungen Blätter gepflückt werden, feierlich begangen; an anderen Orten

lichkeiten, wo man Thee ausschließlich für den Kaiser bereitet, gibt das Pflücken der Blätter gleichfalls Anlaß zu Feierlichkeiten. Die Blätter müssen von jungen, noch unentweihten Mädchen gepflückt werden; diese ziehen, jede einzelne gleichsam eine Maikönigin, in Prozession auf das Feld, barfuß, mit neuen Kleidern angethan und neue Körbe tragend, in welche die Blätter gethan werden. Voran gehen Spielleute und machen Musik. In jedem Jahre, mitten im Sommer, zieht auf der großen Landstraße (Tokaido) von Miyako aus eine Prozession, welche als Geschenk des Oberkaisers (des Mikado, welchen man oft unrichtig als „geistlichen" Herrscher bezeichnet, während er doch nur der alllegitime Monarch ist) eine Sendung Thees an den Taikun (den faktischen Kaiser, der eigentlich eine Art Lehnsträger des legitimen ist) bringt. Dieser Thee befindet sich in einer ganz schlichten, unbemalten Holzkiste, die auf einer Tragbahre steht und mit feinem Zeug überdeckt ist; auf diesem sieht man das kaiserliche Wappen eingewirkt. So wird die Kiste 80 deutsche Meilen weit von Männern getragen; voran schreiten hohe Beamte, und andere Würdenträger schließen den Zug. Auf der ganzen Strecke darf die Tragbahre nicht den Erdboden berühren, überhaupt nicht abgesetzt werden; eine Trägerabtheilung legt sie auf die Schulter der andern, von welcher sie abgelöst wird. In jedem Dorfe, durch welches der Zug kommt, verkündet der Herold, daß die Kiste nahe, und die Leute knieen nieder, wann sie vorüber kommt. Dieser japanische Kaiserthee, bei dessen Zubereitung alle nur denkbare Sorgfalt angewandt wird, läßt an Wohlgeschmack und feinem Duft auch die allerfeinsten chinesischen Sorten weit hinter sich.

Die Kurgane in den südrussischen Steppen.

Ueber diese künstlich aufgeworfenen Erdhügel, welche noch immer in mancher Beziehung räthselhaft erscheinen, haben wir viele Schilderungen, sind jedoch über Zweck, Entstehung und Gründer immer noch nicht im Klaren. Diese Kurgane findet man, und zwar in verschiedenen Gestalten über eine sehr weite Region verbreitet, von den südrussischen Steppen an durch das ganze südliche Sibirien hindurch bis in das Gebiet des Amur hinein. Man unterscheidet Grabkurgane, Erdauswürfe über Gräbern, und einfache Kurgane, welche letztere immer in einer gewissen Verbindung zwischen den ihnen zunächst liegenden stehen. Man meint nun, daß diese, keine Gräber enthaltenden Kurgane in alten Zeiten errichtet worden seien, um als Wegweiser durch die flachen Steppen zu dienen; es ist wahrscheinlich, daß sie keine religiöse Bedeutung hatten, trotz der Steinfiguren („Baba's", d. h. Mütterchen), welche auf vielen derselben gestanden haben („Globus" V, S. 217 f.).

Vor einiger Zeit hat Alexander Petzholdt (in seiner „Reise im westlichen und südlichen Rußland", Leipzig bei Fries, 1864) den Kurganen besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Sie tragen dazu bei, der Steppe ein eigenthümliches Gepräge zu verleihen, und namentlich in den östlichen Theilen hält es schwer, einen Standpunkt zu finden, von welchem aus man nicht einen oder mehre solcher Kurgane oder Mogils erblickte. Petzholdt konnte nirgends bemerken, daß sie nach irgend einem bestimmten Plan aufgeworfen worden wären; er fand vielmehr die größte Unregelmäßigkeit in Bezug auf Größe und Vertheilung über die Steppe und selbst auf Gestalt. Es gibt kleine und große; durchschnittlich sind sie 15 bis 20 Fuß hoch und haben an ihrer Basis einen entsprechenden Umfang. Im Osten der Steppe kommen sie häufiger vor als im Westen; bald stehen mehre in kleineren Entfernungen von einander, bald treten sie nur sehr vereinzelt auf; auch Doppelkurgane kommen vor, aber nur selten; diese haben in der Mitte eine sattelförmige Einsenkung. Bald stehen sie auf Höhen, bald in den Vertiefungen.

Wir haben nicht den mindesten geschichtlichen Nachweis, von welchem Volke diese Hügel herrühren, und bei keinem Volk hat sich über die Erdauswürfe irgend eine Tradition erhalten. Auf der Spitze derselben hat man, wie schon angedeutet wurde, aus Stein gehauene Bilder menschlicher Gestalten, meist von übermenschlicher Größe und stets sehr plump angefertigt gefunden. Nicht alle sind weibliche Figuren. Leider hat man diese Babas sehr wenig geschont; man hat sie allerwärts von den Kurganen herabgestürzt, zum größten Theile fortgeschafft, ist auch sonst übel mit ihnen umgegangen und heute kann man bei vielen nur noch mit Mühe die Umrisse der menschlichen Gestalt erkennen. Petzholdt sah hunderte von Kurganen, und kein einziger trug eine Baba. Manche sind nun in der Steppe aufgestellt worden, damit das Vieh sich daran reibe, oder sie dienen als Thürpfosten und Prellsteine; im Gouvernement Jekaterinoslaw hat man mit ihnen die Landstraße eingefaßt oder sie liegen auch zerschlagen auf der Steppe umher. Manche stehen auch noch als eine Art von Zierrath in Gärten, und diese sind am besten erhalten.

Hr. v. Harthausen hat behauptet, sie seien aus einem Steine gehauen, welcher an der Stelle, wo man sie finde, gar nicht vorkomme. Petzholdt erklärt diese oft wiederholte Angabe für durchaus falsch. „Wenigstens habe ich in den östlichen Theilen der europäischen Steppe und überhaupt im Gebiete des podolischen Granitplateaus diese Steinbilder, so oft ich sie genauer untersuchte, stets nur aus Granit oder Gneiß gehauen gefunden, während sie im Bereiche der Kohlenformation aus Kohlensandstein angefertigt waren; davon habe ich mich auf das Bestimmteste überzeugt. Es wird sich wohl bei allen Babas das gleiche Resultat herausstellen, daß nämlich das Material, aus welchem sie gefertigt werden, das nächst anstehende feste Gestein ist, und daß demnach alle jene Hypothesen, welche zu ihrer Stütze und Durchführung eines weiten Herzuschaffens der Babas bedürfen, fallen müssen."

Falsch ist auch die Annahme, der zufolge das Erdreich, aus welchem die Kurgane aufgeschüttet worden seien, aus der Ferne stamme. Petzholdt fand sehr häufig, daß der Kurgan von einer breiten, rinnenartigen Vertiefung umgeben ist, aus welcher die Erbauer wohl das zur Aufschüttung nöthige Erdreich genommen haben. Diese Vertiefungen sind zwar flach, aber sehr breit.

Obdachlose Menschen in London. Ein Herr Thomas Beggs hat viel Zeit und Mühe darauf verwandt, sich mit den Verhältnissen der ärmsten Leute in London näher bekannt zu machen und jüngst in einem öffentlichen Vortrage seine Erfahrungen mitgetheilt. Demgemäß ist der Pauperismus in London sehr bedenklich im Anwachsen. „Man kann sagen, daß ungefähr 100,000 Menschen gar kein Obdach haben." Ein großer Theil derselben besteht aber nicht aus eingebornen Londonern. — Vor einiger Zeit bereiste ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, Farrar, einige Grafschaften, um sich über den sittlichen Zustand des Volkes näher zu unterrichten. Er fand, daß an 40,000 Menschen den Namen Gottes nicht kannten, und er hat über seine Beobachtungen in der Anthropologischen Gesellschaft zu London einen Vortrag gehalten. Solchen Verhältnissen gegenüber erscheint es eigenthümlich, daß man in England jährlich etwa 10 Millionen Thaler auf auswärtige Missionen, z. B. auch zur Bekehrung der Juden, der orientalischen Christen 2c. verwendet.

Tod durch Unglücksfälle. Der bekannte pariser Statistiker Legoyt hat Tabellen zusammengestellt, aus denen sich ergibt, in welchem Verhältnisse die Zahl der durch unglückliche Ereignisse hervorgegangenen Sterbefälle zu den Gesammtsterbefällen steht. In England ist der Procentsatz am höchsten: 682 auf eine Million; dann folgten Norwegen mit 679 und die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 575; Rußland mit nur 201 nimmt die niedrigste Stelle ein. In England und Nordamerika sind solche Todesfälle zumeist die Folge von Zerquetschen und Verbrühen, in den übrigen Ländern von Ertrinken. In den Sommermonaten ist das Verhältniß ungünstiger als im Winter. In Frankreich hat sich die Ziffer gegen 1825 nur beinahe das Doppelte gesteigert.

Rübenzucker im deutschen Zollverein. Die Zuckerindustrie nimmt mehr und mehr einen großartigen und durchaus gesunden Aufschwung und die Zahl der Fabriken steigt. Im Jahre 1865, in welchem 17 neue entstanden waren, stellte die Zuckererzeugung sich auf 3,413,214 Centner, gegen 3,023,600 Centner in 1863. Die Rübenernte von 1865 hat nahe an 43 Millionen Centner betragen. Vor zehn oder zwölf Jahren erklärten die Rohzuckerimporteure in unseren Seehäfen, daß diese Rübenzuckerindustrie „unnatürlich, künstlich und verderblich" sei; sie ließen drucken, daß bei einer Ausdehnung derselben Deutschland ganz unfehlbar „einem gänzlichen Ruin verfallen müsse". Diese Prophezeiung ist nicht eingetroffen; vielmehr exportirt der Zollverein nicht nur sehr beträchtliche Quantitäten Rohzucker aus Rüben nach Frankreich und England, sondern auch nach Bremen, von wo aus dieser Gewerbzweig sehr lebhaft befehdet wurde.

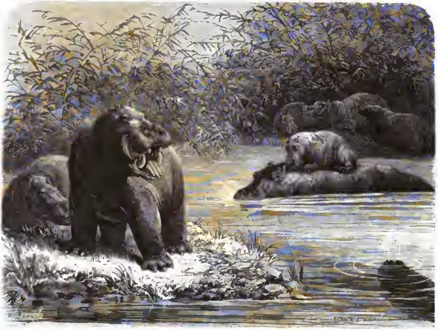
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Livingstone's südafrikanischen Reisen.

I.

Livingstone's Leistungen und drei großen Expeditionen in Südafrika. — Seine Jugend. — Aufenthalt bei den Bakuene. — Abenteuer mit einem Löwen. — Mission in Kolobeng. — Regenmangel und Dürre. — Hopojagden. — Die Kalahariwüste, ihr Pflanzenwuchs und ihre Bewohner. — Häufiges Zusammentreffen mit Elephanten. — Reichthum des Thierlebens in Südafrika. — Das Hippopotamus im Sambesi.

David Livingstone, dieser muthige, unerschrockene Reisende, den das afrikanische Fieber mehr als vierzigmal heimgesucht hat, läßt sich nicht abschrecken. Er trat im Sommer des vorigen Jahres seine dritte große Expedition an, befand sich, wie wir seiner Zeit gemeldet haben, im Herbste zu Bombay in Ostindien, um die nöthigen Vorbereitungen für seine neue Wanderung zu treffen, und fuhr gegen Ende des Jahres von dort nach der Ostküste von Afrika ab.



Hippopotamus im Sambesi. (Nach Livingstone.)

Man kann gegen manche Urtheile, die Livingstone über Menschen und Dinge fällt, viele wohlbegründete Einwendungen erheben, und sie sind ihm auch nicht erspart geblieben. Er hat manche Hoffnungen geäußert, die in Nebelbilder zerflossen, wie z. B. sein afrikanisches Baumwollenparadies. Auch ist sein Benehmen nicht allezeit klug gewesen; es war nicht umsichtig gehandelt, daß er mit jenen nichtswürdigen portugiesischen Mulatten, die im östlichen Südafrika das schnöde Gewerbe des Sklaven-

raubes und Sklavenhandels in großem Maßstabe treiben, sich bitter verfeindete, denn es lag in ihrer Macht, ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, und sie haben es gethan. Nicht minder haben seine Vorschläge über Gründung von Missionsstationen einen höchst beklagenswerthen Ausgang gehabt und manchem Europäer das Leben gekostet. Es war auch nicht vorsichtig gehandelt, daß er sich mit den Waffen in die inneren Streitigkeiten der schwarzen Völker einmischte; ohnehin konnte er wissen, daß er dadurch an den Zuständen jener Barbaren nichts ändern würde, und er hätte sein eigenes Leben nicht auf das Spiel setzen sollen.

Also der Mann hat auch seine schwachen Seiten. Aber sie treten zurück hinter seine wahrhaft großartigen Leistungen, seine Aufopferungsfähigkeit, seine geradezu beispiellose Zähigkeit und seinen unbezähmbaren Drang, die noch wenig oder gar nicht bekannten Theile Afrika's im Süden des Aequators zu erforschen und die Wissenschaft der Erdkunde zu bereichern.

Was hat Livingstone bisher geleistet und was ist der Zweck seiner gegenwärtigen Expedition?

Seit 1840 ist er in unermüdlicher Thätigkeit und nur selten hat er sich geringe Zwischenräume der Ruhe gegönnt. Sechszehn Jahre, bis 1856, zog er in Südafrika umher; durch ihn lernten wir das Land der Betschuanas und die Kalahariwüste näher kennen; er entdeckte den Ngami-See, zog 1853 an den obern Sambesi, erforschte damals, theilweise wenigstens, das Stromgebiet seines obern Laufes, verweilte unter den Makololos und den Makalakas, drang nach Nordwesten hin in das große Land der Balondas, ging über die Wasserscheide zwischen dem Indischen und dem Atlantischen Ocean und gelangte glücklich nach San Paulo de Loanda, der portugiesischen Hafenstadt in Angola, am 31. Mai 1854. Hier hatte er den Atlantischen Ocean erreicht; er war durch Regionen gekommen, die vor ihm keines weißen Mannes Fuß betreten hatte; nur Ladislaus Magyar ist durch einen Theil derselben gezogen.

Von Loanda aus brach er dann nach Osten auf, um das Festland Südafrika's in seiner ganzen Breite zu durchmessen. Auch das war vor ihm keinem Europäer gelungen. Auf dieser Reise gelangte er an die wunderbar großartigen Wasserfälle des Sambesi, ging dann stromabwärts bis zu den portugiesischen Niederlassungen Tete und Senna und erreichte, zwar oftmals vom Fieber heimgesucht und dem Grabe nahe, am Ende doch Quilimane am Indischen Ocean, am 20. Mai 1856, und war in der Mitte Dezembers nach langer Abwesenheit wieder in Europa.

Seine Reiseschilderungen erregten allgemeine Aufmerksamkeit und nahmen mit vollem Recht das Interesse der Gelehrten und überhaupt der gebildeten Leute in Anspruch. Sie bereicherten nicht nur in vielseitiger Weise die Wissenschaft und enthüllten uns eine große Region, von welcher zuerst Livingstone den Schleier hinweggezogen, sondern sie spannten auch wie ein fesselnder Roman, denn jedes Kapitel brachte Neues und oft Ueberraschendes. Gewiß bleiben auch in jenen Regionen Afrika's noch manche Probleme zu lösen, z. B. über den Lauf der Flüsse im Innern; indeß Livingstone hat Bahn gebrochen.

Er hätte in der That auf Lorbeeren ruhen können, aber bald nachher entzog er sich der Muße, um seinem Forschungsdrange zu genügen. Schon im Januar 1858 hatte er sich zu einer zweiten großen Expedition gerüstet, über welche erst vor ein paar Monaten in London seine ausführliche Darstellung veröffentlicht worden ist. Wir werden demnächst auf dieselbe eingehen und hier nur bemerken, daß die englische Regierung ihn schon damals zum Consul für die portugiesischen Besitzungen in Afrika ernannte und sein Unternehmen durch eine Geldsumme von 5000 Pfd. Sterling unterstützte. Livingstone wollte einen hoch und gesund liegenden Platz ausfindig machen, um eine europäische Niederlassung zu gründen, von welcher man „Civilisation und Christenthum" unter den Eingebornen verbreiten könne. Dieser Plan ist gänzlich mißlungen. Am 10. März 1858 segelte er von London ab. Wenige Monate später folgten ihm, durch seine „Hoffnungen" bewogen, etwa 80 Leute beiderlei Geschlechts, um für Missionszwecke in Südostafrika zu wirken. Es ist ihnen traurig genug ergangen, und nicht wenige derselben sind vom Fieber hinweggerafft worden.

In Bezug auf Länder- und Völkerkunde ist aber auch diese zweite Expedition sehr ergiebig gewesen. Der Reisende erforschte diesmal die Region des untern Sambesi näher; wir erfuhren durch ihn, daß dieser Strom den Schirefluß aufnimmt, welcher seinerseits aus einem großen Binnensee, dem Nyassa, abströmt. Dieser ist der Marawi der alten portugiesischen Karten, und Livingstone hat denselben theilweise befahren können.

Nun hat er seine dritte Reise angetreten und den „Missionär abgestreift", d. h. er will sich nicht wieder mit Experimenten zur Umwandlung urafrikanischer Zustände befassen. Daran thut er sehr wohl, denn seine früheren Anstrengungen sind fruchtlos gewesen und haben viel Geld und Menschenleben gekostet. Vielmehr tritt er nun in der Gestalt auf, in welcher wir ihn am liebsten sehen, als Geograph und Entdeckungsreisender, um, so viel an ihm liegt, eine große Lücke in Südostafrika auszufüllen. Es kommt ihm darauf an, den nördlichen Theil des Nyassa-Sees genau zu erforschen und dann zu ermitteln, wie es sich mit der Orographie und Hydrographie zwischen diesem Nordende des Nyassa und dem Südende des Tanganyika-Sees verhält, welchen Burton, von Speke begleitet, 1859 entdeckte. Ueber den südlichen Theil desselben wissen wir noch eben so wenig wie über den nördlichen, an dessen Rand Speke in gewissenloser Weise seine, von ihm selbst erdachten, fabelhaften „Mondgebirge" als Hufeisen einzeichnete. Auch soll von der südostafrikanischen Küstenregion der Theil zwischen den Mündungen des Sambesi und der Insel Sansibar untersucht werden. Wünschen wir, daß Livingstone glücklicher sein möge, als unsere Landsleute Albert Roscher und Karl von der Decken. Zu erforschen ist noch viel in jenen Regionen, und wenn der Leser den Blick auf eine Karte von Südafrika wirft (z. B. jene von E. G. Ravenstein, in Meyers Handatlas), dann kann er nicht blos die früheren Reisen Livingstone's genau verfolgen, sondern auch sehen, welche Lücken zwischen dem 20 und 5° südlicher Breite noch auszufüllen sind.

A.

Wir geben hier, gleichsam als Einleitung und um von vornherein den Mann zu kennzeichnen, einige Schilderungen aus seiner ersten Reise.

David Livingstone ist ein Schotte, dem seine Großmutter gaelische Lieder vorsang. Man schickte den zehnjährigen Knaben als Arbeiter in eine Spinnerei; für einen Theil seines ersten Wochenlohnes kaufte er sich eine lateinische Grammatik, und als er 16 Jahre alt war, konnte er Virgil und Horaz übersetzen, las auch mit Vorliebe Reisebeschreibungen, und dann kam der Fabrikarbeiter, denn das war er immer noch, zu dem Entschlusse, Missionär zu werden und nach China zu gehen. Im 19. Jahre, nachdem

er sich auch mit Geologie beschäftigt hatte, war er Baumwollenspinner in Glasgow. Dort hörte er in den Abendstunden Vorträge über griechische Sprache, über Medicin und Theologie, und trat einige Zeit nachher mit der londoner Missionsgesellschaft in Verbindung. Er studirte emsig weiter, wurde Doctor der Arzneikunde und wollte sich eben nach China einschiffen, als 1839 die Engländer den ersten Opiumkrieg vom Zaune brachen. Dadurch erhielt sein Streben eine andere Richtung; er ging 1840 nach Südafrika, um von der Missionsstation Kuruman oder Lattaku nach Norden zu reisen und sich über die Verhältnisse der dortigen Völkerschaften zu unterrichten. In Begleitung eines andern Missionärs begab er sich in das Land der Bakuene, deren Häuptling Setschele im Dorfe Schokuane verweilte. Drei deutsche Meilen von dem letztern liegt oder lag das Dorf Litubaruba oder Lepelole, wo Livingstone ein halbes Jahr lang, ohne allen Verkehr mit irgend einem Europäer, verweilte, um Sprache und Sitten der Leute, welche zu der großen sogenannten Betschuana-Gruppe oder Familie der „Kaffern" gehören, genau kennen zu lernen. Dann ging er weiter nach Norden hin zu den Bakaa und Bamangnato. Er kam bis zum 22° südl. Br. und kehrte wieder nach Kuruman zurück. Hier war, in Folge von Viehraub, eine blutige Fehde zwischen den Bakuene und den Barolongs ausgebrochen, und an Gründung einer Mission unter solchen Umständen nicht zu denken. Livingstone lernte aber auf Ochsen zu reiten, worauf sich bekanntlich die Kaffernstämme meisterhaft verstehen, und begab sich wieder nach Norden, um eine Station in dem fruchtbaren Mabotsethale, (25° 14′ südl. Br., 26° 30′ östl. L.) zu errichten.

Dort bestand er ein Abenteuer, das leicht einen sehr schlimmen Verlauf hätte nehmen können. Man hat an der Wahrheit der nachstehenden Einzelnheiten zweifeln wollen, aber Livingstone hat dieselbe mehrfach ausdrücklich bekräftigt, und wir finden gar keine Ursache, Zweifel in die Versicherung des ehrlichen Mannes zu setzen.

Die Bakatla im Dorfe Nabotsa, so erzählt er wörtlich, wurden in sehr empfindlicher Weise von Löwen belästigt. Nicht nur bei Nacht brachen die wilden Thiere ein, um Kühe zu rauben, sondern auch am hellen lichten Tage fielen sie über das Vieh her. Das Volk vermuthete nun Hexenkünste und meinte, ein benachbarter Stamm habe durch Zauberei die Bakatla in die Gewalt der Löwen gegeben. Die Leute waren zu feig, um sich selber der lästigen Thiere zu entledigen. Nun weiß man, daß die Löwen sich aus einer Gegend fortziehen, sobald einer aus dem Truppe getödtet worden ist. Als nun wieder einmal die Heerde überfallen worden war, zog ich mit meinen Bakatla hinaus, und wir fanden die Löwen auf einem kleinen, mit Bäumen bewachsenen Hügel. Sogleich schlossen wir einen Kreis und gingen auf sie zu. Neben mir stand ein eingeborner Schulmeister, der Mebalue hieß. Er gab Feuer auf einen Löwen, der auf einem Steine saß. Die Kugel schlug auf diesen letztern und der Löwe biß nach ihr, etwa wie ein Hund nach einem Stück Holz oder einem Steine beißt. Dann sprang er auf, brach durch den Kreis und entkam.

Jetzt gewahrten wir aber noch zwei andere Löwen; diese brachen gleichfalls durch, da wir nicht feuern mochten, weil wir möglicherweise einen Menschen hätten treffen können. Nun hätten allerdings nach Landesbrauch die Bakatla ihre Speere gebrauchen müssen; das thaten sie aber nicht; als wir dann unverrichteter Dinge nach dem Dorfe zurückgehen wollten, sah ich wieder einen Löwen. Er saß auf einem Felsen hinter einem kleinen Busche. Ich zielte aus einer Entfernung von etwa 30 Schritt aus beiden Läufen. Die Bakatla riefen, er sei getroffen, und sie wollten hingehen. Ich sah, daß er seinen Schweif in die Höhe streckte und sprach: „Wartet ein wenig, bis ich wieder geladen habe."

Während ich damit beschäftigt war, hörte ich einen lauten Schrei und blickte zur Seite. Eben war der Löwe im Begriff, auf mich einzuspringen. Ich stand auf einer kleinen Anhöhe. Im Sprunge packte er meine Schulter und wir fielen beide zur Erde nieder. Er brüllte mir ins Ohr und schüttelte mich, wie der Terrierhund eine Ratte, und ich wurde dadurch in einer Weise betäubt, wie etwa eine Maus, welche von einer Katze gepackt worden ist. Es war eine Art von Traumzustand, in welchem ich nichts von Schreck oder Schmerz verspürte, obwohl ich recht gut wußte, was mit mir vorging. Es mag mein Zustand ähnlich gewesen sein, wie jener eines chloroformirten Patienten; er sieht die Operation, fühlt aber vom Messer nichts.

Dieser eigenthümliche Zustand war nicht das Resultat eines geistigen Prozesses; die Furcht war durch das Rütteln und Schütteln beseitigt und mich schauderte nicht, als ich die Bestie anblickte. Wahrscheinlich tritt ein solcher Zustand bei allen Thieren ein, welche den Fleischfressern zur Beute werden. Ich drehte mich um, weil der Löwe schwer auf mich drückte; seine eine Tatze lag auf meinem Hinterkopf, und ich sah, wie sein Auge auf Mebalue gerichtet war, der etwa 15 Schritt von uns entfernt stand und eben anschlug. Aber sein Doppelgewehr versagte.

Nun ließ der Löwe mich fahren, um über jenen herzufallen, dem er einen Biß ins Dickbein versetzte. Ein anderer Mann, welchen ich einmal gerettet hatte, als er von einem Büffel niedergerannt worden war, versuchte jetzt den Löwen zu speeren, welcher an Mebalue hing. Das wüthende Thier ließ nun den letztern los und packte jenen Mann an der Schulter. Zum Glücke wirkten gerade in diesem Augenblicke die Kugeln, und der Löwe sank todt zu Boden.

Das Alles war ein Werk nur weniger Augenblicke gewesen. Am andern Tage machten die Bakatla ein großes Freudenfeuer über dem todten Löwen, welchem sie auf solche Weise den Zauber rauben wollten. Ihrer Aussage zufolge war er der größte, welchen sie je gesehen hatten. Er hatte mir einen Knochen zu Splitter zermalmt, und am Oberarme zählte ich elf Wunden, die er mir mit seinen Zähnen versetzte. Sie sahen aus, als wären sie mir durch eine Kugel versetzt worden, eiterten stark und schmerzten auch nach der Heilung periodisch. Ich trug bei jenem Vorfall eine wollene Jacke, in welcher der Geifer von den Zähnen haften blieb, und mir drang nichts davon in Fleisch und Blut. Ich kam mit einem zersplitterten Knochen davon, während meine Gefährten viele Schmerzen litten. Der Mann, welchem der Löwe die Schulter zerrissen, zeigte mir, ein Jahr nachdem er das gefährliche Abenteuer überstanden, seine Wunde, welche genau in demselben Monate wieder aufgebrochen war!

Livingstone befreundete sich mehr und mehr mit den Bakuene, deren Häuptling Setschele damals in Schokuane wohnte. Sie waren sich der leidigen Thatsache, daß auch diese Gegend Afrika's allmälig immer mehr austrocknet, sehr wohl bewußt. Wasser aber ist für ein Volk von Viehzüchtern eine Lebensfrage; sie suchen dasselbe durch Zauber herbei zu ziehen, und Setschele galt auch für einen Regendoctor. Livingstone bekehrte ihn, soweit bei diesen Völkern überhaupt von Bekehrung die Rede sein kann, zum Christen-



Livingstone im Kampfe mit einem Löwen. (Nach Livingstone.)



Eine Hopojagd in Südafrika. (Nach Livingstone.)

thum, und der Häuptling erklärte, nachdem er die Taufe empfangen, nichts sei ihm so schwer geworden, als sich von dem Glauben an Regenzauber freizumachen. Zu jener Zeit hielt die Dürre vier volle Jahre lang an. Zu Kolobeng, Livingstone's späterer Station, etwa 50 deutsche Meilen nördlich von Kuruman (Lattaku), etwa unter 25° südl. Br. verschwand fast alles Wasser aus Fluß und Brunnen. Nähnadeln, die man monatelang unter freiem Himmel liegen ließ, rosteten nicht. Die Hitze stieg manchmal auf 134° Fahrenheit.

Auf Livingstone's Antrieb siedelten sich viele Bakuene in Kolobeng an, und er lehrte diese Afrikaner manche nützliche Dinge, z. B. die Bewässerung der Felder und den Bau eines viereckigen Hauses für den Häuptling. Er hämmerte mit den Schmieden, war Maurer, Zimmermann, Gärtner, Arzt und Prediger, während seine Frau Seife kochte, Lichter zog und Kleider verfertigte.

Aber die Zeit der Trübsal war schwer. Binnen zwei Jahren fielen zusammengenommen noch nicht 10 Zoll Regen, der Kolobeng trocknete völlig aus, die Fische starben ab, und selbst die in ganzen Schaaren herbeiziehenden Hyänen waren nicht im Stande, die faulenden Massen völlig zu verzehren; ein alter Aligator lag unter den Fischen auf dem trockenen Schlamm und starb vor Durst.

Bei solcher Noth ist es für die Bakuene gleichsam ein Geschenk des Himmels, daß sich Büffel, Nashörner, Zebras, Giraffen, Gnu's und eine Menge von Antilopen an den Wasserlöchern versammeln, an welchen sie den brennenden Durst zu stillen vermögen. Dann bauen die Menschen eine besondere Art von Fallen, um der Thiere habhaft zu werden. Sie veranstalten Hopojagden.

Ein Hopo besteht aus zwei Zäunen, welche die Gestalt einer römischen V bilden. Sie sind an den Winkeln sehr stark und dick, laufen aber an der Spitze nicht etwa so zusammen, daß sie schließen, sondern sie bilden einen schmalen, etwa 50 Schritt langen Gang, an dessen Ende sich eine, 5 bis 6 Ellen tiefe und 8 Ellen breite Grube befindet. Vom Gange selbst her kann die Falle aber nicht bemerkt werden, weil Baumstämme über dieselbe weit hingelegt werden und eine Art von Ueberhang bilden. Das Ganze wird mit Binsen und Rohr überdeckt und so gleicht diese Fanggrube einer verborgenen Falle. Manchmal sind diese Zäune eine halbe Wegstunde lang und liegen an ihren äußeren Enden eben so weit auseinander. Vor diesen letzteren bilden dann die Jäger einen Kreis von ein paar Wegstunden Ausdehnung; sie schließen denselben allmätig immer enger, so daß das Wild gleichsam in einen Kessel getrieben wird und in den Hopo läuft, weil ihm kein anderer Ausweg bleibt. Während es dorthin von außen her verfolgt wird, liegen Männer hinter dem spitz zulaufenden Ende des Zaunes. Diese schleudern ihre Speere in die Massen der eingeschüchterten Thiere hinein, welche einander immer weiter vorwärts drängen und endlich in die Grube fallen. „Es ist ein entsetzlicher Anblick, zu sehen, wie dort Alles übereinander stürzt, und wie namentlich die hübschen Antilopen getödtet werden. Vermittelst solcher Hopojagden haben die Bakuene nicht selten im Lauf einer einzigen Woche mehr als 60 Stück Hochwild erlegt. Die Beute wird redlich vertheilt, und man bedenkt dabei eben sowohl die Armen wie die Reichen."

Während der Dürre hatten Livingstone und seine Familie manchmal keine andere Nahrung als Kleienbrot. Setschele, der kraft seiner Häuptlingswürde das Anrecht auf das Brustfleisch von jedem Thiere besaß, welches geschlachtet wurde, schickte dem Missionär dann und wann einen Antheil, aber zuweilen mußten doch Heuschrecken die Stelle des Rindfleisches ersetzen. Diese Insekten sind, als Nahrungsmittel betrachtet, eine wahre Wohlthat für jene Gegenden, und der Regenmacher wird hoch belobt, wenn er sie herbeizaubert. Die Heuschrecke nimmt einen vegetabilischen Geschmack von der Pflanze an, die ihr gerade zur Nahrung dient. Man genießt sie gern mit Honig, und geröstet, zu Mehl zerstampft und mit einer Zuthat von Salz hält sie sich monatelang und schmeckt gut; man darf sie aber nicht kochen, dann ist der Geschmack unangenehm. Für Livingstone's Kinder war der Matlametlo, ein großer Frosch, ein wahrer Leckerbissen; dieser Pyricephalus adspersus erreicht eine Länge von 5 bis 6 Zoll, und gekocht sieht er aus wie ein Küchlein. Diesen Frosch empfiehlt Livingstone den Franzosen, den Italienern dagegen zur Reinigung ihrer von Schmutz starrenden Städte den „Dreckfeger", einen großen Käfer, welcher in Menge vorhanden ist, überall die Unsauberkeiten wegschafft und diese in die Erde vergräbt, nachdem er seine Eier hineingelegt hat.

Wir sagten schon, daß Südafrika ein ungemein reiches Thierleben habe, nicht nur in den Stromthälern und Wäldern, sondern auch auf den Ebenen, welche man gewöhnlich als Wüsten bezeichnet. Livingstone war darüber namentlich in der Kalahariwüste erstaunt. Diese durchzog er, als er mit drei Landsleuten, Oswell, Vardon und Murray sich aufmachte, um bis zum Ngami-See vorzudringen, dessen Lage den Eingebornen wohl bekannt, bis zu welchem aber vor 1849 noch kein Europäer vorgedrungen war.

Man bezeichnet den Landstrich, welcher vom Oranjefluß nach Norden hin bis zum Ngami-See sich ausdehnt (von 20° östlicher Länge nach Westen hin), als Kalahariwüste, weil derselbe ohne Flüsse und Brunnen ist. Aber er hat doch seine, theilweise sogar recht üppige, Vegetation, namentlich saftige Gräser, Kriech- und Knollenpflanzen, beerentragende Reben und an manchen Stellen auch Gesträuche und sogar Bäume. Auch ist er nicht unbewohnt; neben den Buschmännern, den eigentlichen Urbewohnern, leben Bakalahari, ausgewanderte Betschuanas, welche vor langer Zeit in dieser Einöde eine Zuflucht gefunden haben. Die ersteren streifen umher und halten, außer armseligen Hunden, gar kein Vieh; sie leben von dem Wilde, welches sie erjagen, und von Knollengewächsen und Beeren, die von ihren Frauen eingesammelt werden. Die Bakalahari dagegen haben sich die alte Neigung zur Viehzucht und zu einigem Ackerbau ungeschwächt bewahrt, und sehr richtig sagt Livingstone, indem er auf die große Verschiedenheit zwischen Buschmännern und Bakalahari hinweist, welche doch beide unter denselben Einflüssen leben: „Auch hier haben wir einen Beweis, daß die Oertlichkeit, an welcher Völker leben, zur Erklärung eines Rassenunterschiedes nicht ausreicht."

Die Reise von Kolobeng, am Rande der Kalahari hin, bis zum Ngami-See nahm die Zeit vom 1. Juni bis 1. August 1849 in Anspruch. Während derselben wurde es den Reisenden erst recht klar, von welcher Verdörrung jene ganze Region mehr und mehr heimgesucht wird. Viele alte Brunnen sind ausgetrocknet; hin und wieder fand man Wasser in Sandsteinvertiefungen, und solche „Saugeplätze", die man als Serotlis bezeichnet, sind nicht häufig. An den Thieren, welchen dort der Mensch begegnet, kann er abnehmen, wie weit etwa ein Wasserplatz entfernt sei. „Es ist eine Thatsache, daß die Elennantilope monatelang ohne alles Wasser sich behelfen kann; dasselbe ist der Fall mit dem sogenannten Ducker (Cephalopus mer-

gens), mit den Steinböcken (Tragulus rupestris), mit dem sogenannten Gemsbock (Oryx capensis) und dem Stachelschwein (Hystrix cristata). Diese alle können des Wassers entbehren, weil sie Knollen fressen, welche Feuchtigkeit enthalten. Dagegen sieht man andere Thiere nur an solchen Stellen, wo Wasser in der Nähe ist. Rhinoceros, Büffel, Gnu, Giraffe, Zebra und die Pallahantilope entfernen sich immer nur wenige Stunden von demselben.

Am südlichen Ufer des Ngami fanden die Reisenden Elephanten in „erstaunlicher Menge". Sie kommen Nachts zur Tränke, spritzen Wasser umher und schreien vor Wohlbehagen. Den ihnen gelegten Fallen weichen sie vorsichtig aus und gehen deshalb in einer langen Reihe einer hinter dem andern.

Livingstone erzählt eine Menge von Begegnungen, die er mit Elephanten gehabt hat. Wir heben eine derselben heraus, welche am 13. Dezember 1855 am mittlern Sambesi stattfand. In einem Thal mit üppigem Pflanzenwuchs hatte er eben drei Kugeln gegen einen Büffel abgefeuert, als ihm und seinen Begleitern durch mehre Elephanten der Rückzug abgeschnitten wurde. Sie flüchteten sich auf einen ziemlich steilen Felsen und schossen von dort herab einen dieser Elephanten nieder. Am andern Morgen kamen viele Neger herbei und es wurde ein leckeres Mahl gehalten. Livingstone untersuchte eben die geognostische Beschaffenheit einer Felsgruppe und sein Blick schweifte über das reizende Thal hin. Da sah er in einiger Entfernung zwei Elephanten, — ein altes Weibchen, welches mit seinen großen Ohren lebhafte Bewegungen machte, während sein Junges sich vergnügt im Schlamme wälzte. Er sah aber auch, daß beide Thiere von einer Anzahl seiner Gefährten beschlichen wurden. Er stieg etwas höher hinauf, um diese Jagd genauer betrachten zu können.

Das Weibchen ahnte die Nähe der Feinde nicht und das Junge fing an, ruhig zu saugen; es mochte etwa zwei Jahre alt sein. Dann gingen beide an eine Stelle, wo der Bach eine Art von Kessel bildet; sie spielten im Wasser und im Schlamme; das Kleine klappte mit seinen Ohren und warf den Rüssel hin und her, während man der Mutter ansah, daß sie vergnügt und guter Dinge war. Da fingen plötzlich die Jäger zu pfeifen an und dann schrien sie die Thiere laut an: „Wir kommen, um Dich zu tödten; Du und andere, Ihr sollt sterben. Die Götter haben es gesagt!" rc.

Die solchergestalt aufgeschreckten Elephanten gingen nun aus dem Bache weg, während die Jäger nahe kamen und die Verfolgung begannen. Das Junge lief voraus in gerader Linie, fand aber den Ausgang des Thales mit Männern besetzt und kehrte deshalb zur Mutter zurück, welche ihm als deckender Schild diente und ihm mehrmals mit dem Rüssel auf den Rücken schlug, gleichsam um es zu beruhigen. Dann und wann schaute sie sich nach den Feinden um, welche ununterbrochen schrien und nur noch etwa 50 Schritte von ihr entfernt waren. Sie kamen jedoch immer näher. Die Elephanten mußten nun den Bach an einer Stelle durchwaten; diesen Umstand benutzten die Jäger, bis auf 20 Schritte nahe zu kommen und ihre Speere zu werfen. Bald war der große Elephant mit denselben gleichsam bespickt, er blutete aus vielen Wunden und schien sich jetzt nicht mehr um das Junge zu bekümmern. Livingstone hatte seinen Leuten befohlen, das letztere zu verschonen. Es lief so schnell als möglich, aber nicht im Galopp, welchen der Elephant überhaupt nicht kennt. Einige Jäger, denen jener Befehl nicht zugekommen war, überholten das arme Thier und erlegten es. Die Alte fing an, langsam zu gehen, drehte sich um, stöhnte einen Wuthschrei hervor und griff nun die Jäger an, welche ihr gewandt auswichen. Dreimal suchte sie einem Manne beizukommen, der ein Stück hellfarbigen Tuches auf dem Leibe hatte, erhielt dabei noch immer mehr Speerwürfe, verlor eine Menge Blutes, fing dann zu wanken an, sank in die Knie und verendete.

Der Elephant, welchen Livingstone selber am Abend vorher geschossen hatte, war ein gewaltig großes Männchen; auch dieses Weibchen hatte seine völlige Entwicklung erreicht. Der afrikanische Elephant ist bekanntlich vom indischen verschieden; man sieht das gleich auf den ersten Blick, weil jener unvergleichlich größere Ohrlappen hat; sie sind manchmal über zwei Ellen lang und über drei Fuß breit, also um zwei Drittel beträchtlicher als jene des indischen Elephanten. Schon den Völkern des Alterthums ist dieser Unterschied aufgefallen.

Man hat gemeint, daß der afrikanische Elephant sich nicht zähmen und nutzbar verwenden lasse; das ist aber unrichtig. In dem Münzkabinete des verstorbenen Admirals Smyth sind zwei römische Medaillen vorhanden, auf welchen wir afrikanische Elephanten sehen; die gewaltigen Ohrlappen lassen darüber keinen Zweifel. Zwei ziehen einen Wagen und auf jedem sitzt ein Reiter. Man fand die afrikanischen noch gelehriger als die indischen, man lehrte sie z. B. auf einem gespannten Seile gehen. Jene beiden Medaillen sind aus dem Jahre 197 nach Christus; die eine ist von der ältern Faustina, die andere von Septimius Severus. Die Neger haben es nicht verstanden, den Elephanten zu zähmen und nutzbar zu machen. —

Es gibt keinen Reisenden in Südafrika, der sich in seinen Beschreibungen nicht ausführlich auf Jagdgeschichten eingelassen hätte. Jeder ist mehr oder weniger ein Nimrod, nachdem er Stadt oder Dorf verlassen hat. Bald stellt er Thieren nach, um sich Nahrung zu verschaffen, bald schießt er dergleichen, um Elfenbein zu erbeuten, bald erlegt er Löwen und Hyänen oder endlich er schießt, um sich einen Zeitvertreib zu machen und in seinem Tagebuche recht viele Nummern verzeichnen zu können.

Auch Livingstone war zugleich Forschungsreisender, Missionär und Nimrod. Als er auf seinem Zuge nach der Ostküste, ziemlich in der Mitte des Festlandes, sich im Stromthale des Kafue befand, welcher etwa unter 16° südl. Br. sich in den Sambesi ergießt, kam er in eine, zumeist flache Waldregion. Nach Osten hin wurde der Horizont von Bergen begrenzt, an denen sich lange Nebel- oder Wolkenstreifen hinzogen. Am linken Ufer des Kafue fand er ein so überschwänglich reiches Thierleben, daß selbst er, welcher doch Südafrika so genau kannte, darüber in Erstaunen gerieth. In den Lichtungen zählte er hunderte von Zebras und Büffeln und eine Menge von Elephanten, und er bedauerte, daß solch ein Bild sich nicht photographiren lassen kann. Denn sobald Männer mit Feuergewehren bis in jene Gegenden dringen, ist es vorbei mit diesem Jagdparadiese.

Alle jene Thiere sind durchaus nicht schüchtern. Als der Reisende mit seinem Makololo-Gefolge näher kam, blieben die Elephanten ruhig stehen und ließen die Männer bis auf hundert Schritt heran kommen; die mächtigen Eber (Potamochoerus), deren Zahl „ungeheuer" ist, staunten, als sie die Leute sahen und blieben ruhig. „Geradezu wunderbar ist die Menge der Thiere auf jenen Ebenen; es war mir, als fände ich mich in die Zeiten versetzt, in welchen das Megatherium ungestört in den Urwäldern weidete. Als wir durch ein Dickicht zogen, wurden wir von Büffeln angegriffen. Einer meiner Leute



Eine Jagd auf Elephanten. (Nach Livingstone.)



Livingstone's Begleiter werden von Büffeln angegriffen. (Nach Livingstone.)

wurde reichlich dreißig Schritte weit auf den Hörnern eines gewaltigen Bullen fortgeschleppt und dann erst in die Luft geschleudert. Er kam mit einigen Quetschungen davon! Am andern Morgen erlegten unsere Jäger nicht weniger als sechs junge Büffel aus einer unzähligen Heerde, und unzählig war auch die Menge der Antilopen."

Unter solchen Umständen begreift man, daß die Löwen und Hyänen gute Tage haben. Von den Menschen werden diese Raubthiere gar nicht behelligt; ohnehin glauben ja die Eingebornen, daß die Seele ihrer verstorbenen Häuptlinge in denselben wohne; ja sie wähnen auch, ein Häuptling, falls er Lust habe einen andern Menschen zu tödten, könne sich in einen Löwen verwandeln und nachher wieder seine frühere Gestalt annehmen. Deshalb klatschen sie, sobald ein Löwe sich blicken läßt, in die Hände. Das ist nämlich ihr Zeichen des Grußes. Raubthiere sind in solcher Menge vorhanden, daß Wanderer Nachts auf Bäume klettern müssen, weil sie sonst unfehlbar zerrissen würden. Dann und wann sind auch im Walde kleine Zufluchtshütten vorhanden, welche nothdürftigen Schutz gewähren.

Wir müssen zum Schlusse noch eines Thieres erwähnen, das für Afrika charakteristisch ist; wir meinen das so weit verbreitete Hippopotamus. Livingstone fand dasselbe auch am obern Sambesi in wahrhaft überraschender Menge, namentlich auch zwischen Katima-Molelo und Nameto, auf der Strecke, wo der Fluß viele Stromschnellen bildet. In dem tiefen Wasser unterhalb derselben hält sich das Hippopotamus vorzugsweise gern auf. Ueberall am Ufer sieht man die tief eingetretenen Pfade, auf welchen das Thier bei Nacht ans Land geht, um zu weiden. Es findet seinen Weg vermittelst des scharfen Geruches, dieser aber läßt es im Stiche, wenn starker Regen gefallen ist; dann wird es unsicher, findet den Rückweg zum Wasser, in welchem es sicher ist, nicht leicht, und darauf rechnen die Jäger.

Am Tage halten sich die „Flußpferde" fast immer in ruhigem Wasser auf, weil sie dann schlafen können, was bei heftiger Strömung nicht anginge. Das Junge sitzt, so lange es noch klein ist, oft auf dem Rücken der Mutter, welche des Athemholens wegen oft über den Wasserspiegel hervortaucht. Viel Intelligenz hat das Hippopotamus nicht, weiß aber wohl, wo und wann ihm Gefahr droht. Am obern Sambesi, wo man ihm nicht viel nachstellt, kommt es mitten im Strome mit Rücken und Brust auf die Oberfläche; weiter nach Norden hin, in Londa, wo die Neger eifrige Jäger sind, verbirgt es sich unter Wasserpflanzen, streckt nur seine Naslöcher hervor und zieht den Athem ganz leise ein.

Das Tepi, die Umformung der Sprache, auf Tahiti.

Wir finden in einer der neuesten Nummern des „Le Tour du Monde" folgende kurze Notiz:

„Seit Cooks Reisen sind aus der Sprache von Tahiti von den Benennungen der zehn Zahlen fünf verschwunden und durch andere Wörter ersetzt worden. So z. B. hieß zwei früher rua, jetzt piti; aus rima, fünf, ist paé geworden. Wir haben hier ein Beispiel mehr von der Raschheit, mit welcher ungeschriebene Sprachen sich verändern und umbilden."

Die Sache selbst ist von hohem Interesse; es handelt sich hier um die Umformung der Sprache. Max Müller hat den Gegenstand in seinen mehrfach von uns erwähnten „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" (Leipzig 1865) eingehend behandelt und namentlich die Umformung auf Tahiti erörtert.

Die Bewohner, sagt er, haben außer ihren metaphorischen Ausdrücken noch eine andere, ihnen eigene Weise, ihre Ehrfurcht vor ihrem Könige durch einen Gebrauch, den sie Tepi nennen, auszudrücken. Sie enthalten sich nämlich in der gewöhnlichen Sprache des Gebrauchs solcher Wörter, welche den Namen des Königs oder eines seiner nächsten Verwandten im Ganzen oder zum Theil in sich enthalten, und erfinden neue Ausdrücke, welche an die Stelle der verpönten treten. Da alle Eigennamen im Polynesischen bedeutungsvoll sind und ein Häuptling gewöhnlich verschiedene führt, so wird man einsehen, daß dieser Gebrauch eine bedeutende Umwandlung in der Sprache hervorbringen muß. Zwar ist diese Wandlung nur eine zeitweilige, da man beim Tode des Königs oder des Häuptlings das neue Wort wieder fallen läßt und den ursprünglichen Ausdruck wieder aufnimmt; aber es ist kaum anzunehmen, daß man sich nach einer oder zwei Generationen auf die alten Wörter wieder besinnen und sie abermals an die ihnen gebührenden Stellen setzen werde.

Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß die Missionäre durch Anwendung vieler der neuen Ausdrücke diesen eine so feste und dauernde Stellung verschaffen, daß sie der ceremoniellen Loyalität der Eingebornen endlich Trotz bieten. Vancouver bemerkt, daß bei der Thronbesteigung Otu's, welche in der Zeit zwischen seinem und Cooks Besuche stattfand, nicht weniger als 40 oder 50 der gewöhnlichsten, im täglichen Verkehr vorkommenden Wörter vollständig verändert oder vertauscht worden waren.

Es ist nicht nothwendig, daß alle die einfachen Wörter, welche bei der Bildung eines zusammengesetzten Wortes mitwirken, ausgetauscht werden. Die Abänderung eines einzigen wird für genügend gehalten. So hat man während der Regierung der Pomare, welches die Nacht, po, des Hustens, mare, bedeutet, nur po fallen lassen und statt dieses Wortes mi in Gebrauch genommen. So ist bei Ai-mata (Augenesser), dem Namen der jetzt regierenden Königin, das ai, essen, in amu verwandelt, aber mata, Auge, beibehalten worden. Bei Te arii na vaha roa, d. h. der Häuptling mit dem großen Munde, ist nur roa mit maoro vertauscht worden. Es ist eben so, wie wenn bei der Thronbesteigung der Königin Victoria entweder das Wort Victory im Ganzen verboten werden wäre, oder nur ein Theil desselben, z. B. tori; so daß es zu Hochverrath würde, während ihrer Regierung von Tories zu sprechen; das Wort müßte mit einem andern vertauscht werden, etwa mit Liberal-Conservative. Der Zweck jener Maßregel war offenbar der,

einen selbst nur zufälligen Gebrauch des Herrschernamens im gewöhnlichen Gespräche zu verhüten, und dieser Zweck ist dadurch erreicht worden, daß es sogar verboten ist, nur einen Theil dieses Namens auszusprechen.

Aber diese Veränderung wirkt nicht nur auf die Wörter selbst, sondern sogar auf Sylben von ähnlichem Klang in anderen Wörtern ein. So wurde, da einer der Könige Tu hieß, nicht nur dieses Wort, welches stehen bedeutet, in tia umgewandelt, sondern im Worte fetu, Stern, wurde mit der letzten Sylbe, obgleich sie, außer im Klange, zu tu, stehen, gar keine Verbindung hat, dennoch dieselbe Umwandlung vorgenommen. Man sagte statt fetu nun fetia; tui, schlagen, wurde zu tiai, und tu pa pau, ein Leichnam, zu tia pa pau. So ist, nachdem ha, vier, in maha übergegangen war, das Wort aha, gespalten, in amaha, und muriha, der Name eines Monats, in Muriaha verwandelt worden.

Es ist offenbar, daß, wenn die Regel nicht bestände, nach welcher die alten Ausdrücke bei dem Tode der Person, durch deren Namen sie verdrängt wurden, wieder aufleben, die Sprache in wenigen Jahrhunderten vollständig umgestaltet sein würde, wenn auch nicht in ihrer Grammatik, so doch gewiß in ihrem Wörterbuche.

Man könnte nun sagen, daß dieses Tepi eine blos zufällige Erscheinung sei, aber in den Kafirsprachen kommt eine sehr ähnliche Eigenthümlichkeit vor. Der Geistliche J. W. Appleyard bemerkt in seinem Werk über die Sprache der Kaffern: „Die Kafirweiber haben viele ihnen eigenthümliche Wörter, gemäß einem Nationalgebrauch, der Ukuhlonipa genannt wird. Dieser verbietet ihnen irgend ein Wort auszusprechen, das zufällig einen Klang enthält, welcher dem in den Namen ihrer nächsten männlichen Verwandten ähnelt. — In der Kafirsprache finden wir deutliche Spuren, daß das, was ursprünglich blos eine Eigenthümlichkeit weiblicher Sprechweise gewesen sein mag, seinen Einfluß weiter ausbreitete. Denn auf dieselbe Weise, wie die Weiber Wörter vermeiden, welche eine den Namen ihrer nächsten männlichen Verwandten ähnlich klingende Sylbe enthalten, hegen auch die Männer gewisser Kafirstämme eine Abneigung gegen den Gebrauch von Wörtern, die im Klange dem Namen eines ihrer früheren Häuptlinge gleichen. So gebrauchen die Amambalu den allgemeinen Ausdruck für Sonne, ilanga, darum nicht, weil ihr erster Häuptling Ulanga hieß; sie sagen dafür isota.

Der Maibaum in Ostfriesland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

Upstallsboom! Bei diesem Namen schlägt noch heute jedem Ostfriesen das Herz hoch und laut, denn er erinnert an eine schöne Vergangenheit. Hier kamen in der Pfingstwoche eines jeden Jahres die Abgeordneten des ganzen Landes zusammen, unter Gottes blauem Himmel, beschattet von gewaltigen Eichen, um das Wohl des Vaterlandes zu berathen. Die Ankommenden begrüßten sich mit echt deutschem Handschlag und mit den Worten: Eala fria Fresena (Willkommen freier Friese!). Dann ließen sie sich im Schatten der ehrwürdigen Eichen auf die Rasenbänke nieder, einer der Priester trat in ihre Mitte und sandte ein Gebet für des Vaterlandes Wohl zum Himmel empor. Dann begannen sie Angesichts einer großen Zuhörerschaar ihre Berathungen über Krieg und Frieden, über öffentliche Wohlfahrt und innere Ruhe, sowie über Streitigkeiten der Eingesessenen.

Wann die erste Versammlung bei Upstallsboom (unweit Aurich) abgehalten wurde, ist nicht bekannt, aber schon 1237 werden sie von einem Abte uralt und greis genannt. Die letzte Zusammenkunft fand dort 1327 statt. Noch im Jahre 1600 war eine der gewaltigen Eichen zu sehen. Jetzt erhebt sich dort eine aus Felssteinen aufgebaute und weißangetünchte Pyramide, ein Denkmal für die bei Waterloo gefallenen Söhne des Vaterlandes. —

Wenn dort bei Upstallsboom die ernsten Väter des Landes tagten, dann pflanzte jede Gemeinde am Tage vor Pfingsten sich ihren Maibaum auf. Hoch über alle Bäume und Gebäude des Orts erhob derselbe sein kühnes Haupt, um anzuzeigen, daß der Friese seine Freiheit über Alles setze und ihm nichts höher gehe als dieses Kleinod. Und um anzuzeigen, daß die Freiheit zum Glück und zur Würde erhebe, das Menschliche im Menschen wecke und fördere, streckte der Maibaum seine riesigen Arme nach Osten und Westen aus und war nach beiden Seiten hin mit Kronen und Kränzen reichlich geschmückt.

Ueberhaupt liebte es der Friese, seine so ängstlich gehütete, so tapfer vertheidigte Freiheit unter dem Bilde eines belaubten Baumes darzustellen, und seine Ehrfurcht vor derselben, sowie seine stete Bereitwilligkeit, sie gegen jeden Angriff bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, versinnlichte ein geharnischter Mann, der im Schatten dieses Baumes mit entblößtem Schwert in der Rechten und mit einem Spieß in der Linken als Wache stand. Alle Berathungen, der großen Körperschaften sowohl wie jene der Gemeinden, wurden unter einem Baum abgehalten, denn im Schatten des Baumes fühlte sich der Friese im Schatten seiner Freiheit.

Einst — so erzählt eine unserer wenigen Sagen, die noch jetzt im Munde des Volkes fortleben — wurde der Kaiser von den Türken hart bedrängt und rief deshalb seine getreuen Friesen zur Hilfe herbei. Mit bedeutender Macht eilten sie gegen den „Erbfeind der Christenheit“. Angesichts der Türken machten sie in einem Tannenwäldchen Halt und die Heerführer geboten, daß jeder Krieger sich einen jungen Baum abhauen und denselben als Schutzwaffe gegen die feindlichen Pfeile vor sich her tragen solle. So geschah es und die Friesen zogen in dichten Reihen dem Feind entgegen. Der Schatten aber, welchen diese abgeschlagenen Bäume warfen, erinnerte sie lebendig an ihre Freiheit daheim, steigerte ihren Muth zur Begeisterung und

ein furchtbares Kriegsgeschrei, das durch die Lüfte schallte, machte ihrem vollen Busen Luft. Im feindlichen Lager war man schon vom Heranrücken der furchtbaren Friesen unterrichtet. Jetzt ging es wie ein Lauffeuer von Gezelt zu Gezelt. „Die Friesen sind da, und ihr gewaltiger Gott geht in Gestalt eines grünen Waldes vor ihnen her!“ Diese Nachricht brachte Schrecken und Verwirrung unter das feindliche Heer, bald lösten sich alle Bande der Ordnung und Jeder suchte in wilder verzweifelter Flucht seine Rettung. —

Kein Wunder, daß der Friese die Träger des grünen Laubes doppelt liebte. So lange der Maibaum seine schirmenden und segnenden Arme über einen Ort oder ein Haus ausbreitete, war dort nur Frieden zu finden. Jedes Schwert ruhte in der Scheide, aller Hader hatte ein Ende, aller Zwist, auch der heftigste, war beigelegt und durfte bei schwerer Ahndung nicht erneuert werden, so lange das Palladium aufgerichtet dastand. Friedlich ging der Feind neben dem Feinde einher und die Abgeordneten zum Upstallsboom waren überall sicher, befanden sich überall im Angesicht des Symbols ihres heiligsten Guts und wurden beständig an die hohe Aufgabe ihrer Sendung erinnert, die ja keinen geringern Zweck hatte, als die Freiheit zu erhalten und auszubreiten.

So war es, aber so ist es nicht mehr. Die Friesen sind Hannoveraner geworden, die Eichen am Upstallsboom sind verschwunden, und statt dort tagen jetzt die Deputirten des Landes am 10. Mai eines jeden Jahres auf dem Provinzial-Landtage zu Aurich.

Die alten Sitten und Gebräuche unserer Väter verschwinden wie der Schnee vor der Lenzsonne; nur noch in einigen Gegenden unsres Landes, die auf langsamem Wege von der Kultur beleckt werden, hat sich noch Dies und Jenes aus längstentschwundenen Zeiten erhalten. In dem „aufgeklärten“ Krummhörn, einer hinter Emden liegenden Landschaft, ist der Maibaum theils ganz verschwunden, theils wird er nur noch bei besonderen Gelegenheiten aufgerichtet. Wenn im Laufe des Jahres das Dorf einen neuen Geistlichen oder Lehrer erhalten hat oder wenn ein neuer Bauer ins Dorf gezogen ist, dann steht ganz bestimmt an dem erstfolgenden Pfingstmorgen ein geschmückter Maibaum vor seiner Thür, und für solche Ehre muß er mit einem oder einigen Geldstücken sich dankbar erzeigen; dieses Geld wird dann vom „Jungvolk“ gemeinschaftlich verjubelt. Wenn Derartiges im Dorfe sich nicht begeben hat, wird auch kein Maibaum aufgerichtet.

Hier ist also das Symbol der Freiheit bereits zum Götzen des Egoismus herabgesunken und hat seine eigentliche Stellung im Volksleben längst verloren.

Ein echtes Fest der jugendlichen Bevölkerung ist das Aufpflanzen des Maibaums noch auf unsrer größten und schönsten Nordseeinsel, auf dem Badeeiland Borkum.

Kaum ist am Abend vor dem Pfingstfeste die Sonne in ihr kaltes Wittwerbett gestiegen, dann wird es ruhiglaut. Die ganze unverheiratete männliche Bevölkerung, soweit solche nicht mehr die Kinderschuhe trägt, beeifert sich, nach Kräften beim Aufrichten und Schmücken des Maibaums behülflich zu sein. Das Holz dazu nimmt man weg, wo man es findet, und Mancher, der noch am Abend Balken und Latten vor seiner Thür liegen hatte, kann diese am andern Morgen hoch oben am Maibaum prangen sehen. Das nimmt indessen Niemand übel, denn so hat mans ja immer getrieben, und wenn man auch die Planken und Latten von den Garteneinfriedigungen losreißt und in die Lüfte schickt, so erzeugt es doch kein einziges saures Gesicht, da man ja bestimmt weiß, daß kein Stück des Eigenthums verloren geht, sondern am Tage nach dem Feste getreulich zurückgeliefert wird.

Das Aufrichten des Maibaums ist also hier Sache der erwachsenen Jugend, Kinder werden nicht dabei geduldet, ihnen gehört erst der Baum, wenn er ganz fertig dasteht. Darum ist denn auch am Pfingstmorgen Alles auf den Beinen, denn Jeder ist neugierig das Werk der Nacht zu schauen, zu mustern und zu bewundern.

Der Maibaum steht hier immer auf demselben Platz in der Mitte des Dorfs, ist mit Blumen und frischem Grün geschmückt und trägt oben einen mächtigen Fliederstrauch. Während der Feiertage umtanzt die heitere Kinderschaar den Baum und singt dabei einige Strophen, die aber so verballhornisirt sind, daß weder Sinn noch Verstand darin zu sein scheint. In der Nacht zwischen dem Pfingstmontage und dem Dinstage wird der Baum wieder abgebrochen und alsdann jedes geliehene Stück getreulich zurückgeliefert. Das Erbauen und Abbrechen geht mit manchem Vergnügen gepaart; die erwachsene und heranwachsende Jugend sehnt sich deshalb schon lange vorher nach dem Maibaum.

Im Sinne der Väter findet die Feier des Maibaums nur noch im Harlingerland, dem nordöstlichsten Theil Ostfrieslands, statt. Dort baut vor den Pfingsttagen nicht nur jede Gemeinde, sondern fast jedes einzelne Gehöft einen Maibaum. In diesen Tagen wäre es mehr als bittere Armuth, keinen solchen Schmuck im Dorf, oder beim Hause zu haben. Auch hier errichtet man denselben vor dem ersten Feiertage und schmückt ihn mit Blumen und jungem Grün. Während die Jünglinge den Baum zimmern und binden, machen die Jungfrauen Kränze und Gewinde in großer Zahl. Eine solche Nacht ist für die Betheiligten schön, wie fast keine zweite, und wenn auch der „liebe“ Branntwein eine dabei keineswegs untergeordnete Rolle spielt, so gibt es doch auch edlere Vergnügungen, und Mann und Frau erinnern sich noch lange der unschuldigen Freuden, die sie als Bräutigam und Braut alljährlich beim Bauen und Schmücken des Maibaums genossen.

Sobald derselbe aufgestellt und nach allen Seiten wohl befestigt ist, wird er bewacht, und diese Wache bleibt da, bis er wiederum abgetragen wird. Denn mit den benachbarten Söhnen und Knechten ist kein sichrer Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell. Denn das gehört zu den größten Freuden, aus der Nachbarschaft einen Maibaum zu rauben und denselben als Siegestrophäe neben den ihrigen hinzustellen. Stundenlang liegen sie oft, Wegelagerern gleich, auf der Lauer, um in einem unbewachten Augenblicke, wenn die Hüter vielleicht beim Glase sitzen oder eingenickt sind oder am Fenster ihres Mädchens ihre Pflicht vergessen, die befestigenden Taue abzuschneiden, den Maibaum auszugraben und ihn dann im Galopp mit lautem Hurrah ins eigene Dorf zu bringen. Werden sie aber vor vollbrachter Arbeit von den zurückkehrenden oder erwachten Wächtern überrascht, dann entsteht ein wüthender Kampf, es gilt ja die Ehre des Dorfes. Manches blaue Auge, zuweilen auch nicht unbedeutende Wunden werden aus dem Kampfe mit heimgenommen, und meistens müssen alsdann die Stürmenden ihr Heil in wilder Flucht suchen, verhöhnt und beschimpft von den Bewohnern des Dorfs. Gelingt aber der Raub, so ist des Jubels an der einen, des Aergers an der andern Seite kein Ende, denn mit dem Maibaum hat das Dorf seine Ehre, sein Palladium verloren und ist dem Hohn und Schimpf der ganzen Umgegend anheimgefallen. Darum singt man auch beim Aufstellen

des Baums und indem die liebe Jugend denselben später umtanzt:

Maiboom, Maiboom, hol di fast,
Mörgen koomt de frömmde Gast,
De willt uns de Maiboom nehmen,
Dann mößt wi uns doch wat schämen.

Am nächstfolgenden Sonntag wird der geraubte Baum, welcher bis dahin aufs Schärfste bewacht wurde, da die ursprünglichen Eigenthümer weder List noch Gewalt scheuen, wieder in Besitz desselben zu gelangen, in Begleitung der ganzen männlichen Bevölkerung seinen Eigenthümern zurückgebracht, wofür diese jene in gebührender Weise „traktiren“. Die ganze Umgegend ist alsdann auf den Beinen, um der Auslieferung des Gefangenen beizuwohnen und an dem damit verbundenen Gelage Theil zu nehmen.

Wie sehr man sich vor der Schande und dem Hohn fürchtet, sich seinen Maibaum wegholen zu lassen, zeigt folgendes Beispiel recht deutlich. Ein in einem isolirt stehenden Hause wohnender Bauer hatte mit seinen beiden erwachsenen Söhnen sich ebenfalls einen Maibaum vor der Hausthüre aufgepflanzt. Da man aber von gewisser Seite aus Neckerei gedroht hatte, den Baum wegholen zu wollen, leitete der Bauer die denselben befestigenden Taue durch Löcher im Dache und in der Mauer in die Wohnstube, damit man sofort ein Attentat bemerken könne; die Söhne aber hielten mit geladenem Gewehre Wache und wurden dabei von einem in der Umgegend sehr gefürchteten riesigen Hunde unterstützt. Und doch wurden alle vom Schlafe übermannt und der Maibaum stand am nächsten Morgen in einem naheliegenden Dorfe auf dem Kreuzwege.

In den russischen Ostseeprovinzen.

Von Memel nach Riga und Dorpat.

Von **Max Rosen.**

I.

Die einförmige Landschaft in Kurland. — Adel, Edelhöfe, Städte. — Die Bauern und ihre Hütten. — Letten und Lithauer. — Lebensweise des Landvolkes. — Mitau und die kurländische Gesellschaft.

Ich begab mich von Memel aus nach Rußland. Unter dem lustigen Geklingel der Halsglocken rannten nebeneinander gespannt drei russische Pferde mit meinem leichten Wägelchen in das kurische Flachland hinein. Nun sollte man, die Karte des Landes überschauend, wohl glauben, die weiten Seen, Bäche und Flüßchen müßten diesem Landstriche eine angenehme Abwechselung gewähren; aber nein! die Natur ist zu einförmig. Von Haide zu Haide, von Wald in den Wald geht der Blick, und die dazwischenliegenden Felder bieten zu wenig Abwechselung. Auch macht die Eintönigkeit der Färbung und der Mangel an Schattirung in jeder Landschaft das Land uninteressant. Den Hauptton bildet das Schwarzgrün der Tannenwaldung, als Mitteltinte dient das Lichtgrün der Birken und Felder, als Lasirung das Violet der Haide. Auch nur zwei Conturlinien sind vorhanden: die gerade der Feld- und Haidefläche und die leichtgekrümmte des Waldhintergrundes. Wo sich aber je eine Fläche zum Becken einsenkt, steht ein zusammengelaufenes Wasser, dessen Wellen langsam rings im Sande oder Grase verfließen, oft breit und lang, immer aber melancholisch, wie ein grauer Herbsttag. Das sind Kurlands Seen. Und wenn des Wassers zu viel wird, sucht solch ein See sich irgendwo einen Ausweg, entweder zur Ostsee hin, oder nach der Minge, der Aa oder Windau. Das sind Kurlands Flüßchen. Zwar trägt jedes von ihnen einen bestimmten Namen, aber die Kurländer nennen die namenlosen wie die benannten „eine Bäche“. Diese Seen, Flüßchen und Bäche sind zwar äußerst fischreich, aber solch unsichtbarer Reichthum ist nur nützlich, schön nicht.



Jude in Kurland.
(Nach einer Zeichnung von d'Hemiel.)

Die hübschesten Gegenden bieten noch die Uferlande der Düna, der Aa und besonders der Minge. Wirklich reizend, mit Hügeln, Thälern und Laubgehölze ausgestattet, sind die Umgebungen der kleineren Städte; wenn nur diese selbst nicht so abscheulich aussähen! Meistens bestehen sie aus kleinen, hölzernen, einstöckigen Häusern, welche sich um einen unbedeutenden Kirchthurm winden, und durch die schmutzigen, ungepflasterten Straßen schleicht das Elend in Gestalt der Juden oder der Jammer im Gewande zerlumpter Lithauer, Letten und Russen. Selten sieht man einen freien frischen Menschen auf der Straße. Manchmal aber saust die übermüthige Troika (ein Dreigespann) eines kurischen Edelmannes an den niedrigen Häusern vorbei, und demüthig verneigt sich die ganze Einwohnerschaft vor solch einem aristokratischen Gesicht; sehr natürlich, da die Mehrzahl der Stadthäuser Eigenthum der auf diesen Punkt zusammenstoßenden Landgüter des Edelmannes ist, so daß eigentlich keine unabhängige Bürgerschaft existirt. Außerdem dienen sie den im weitern Binnenlande nicht geduldeten Juden zur Zufluchtsstätte. Nur die Seestädte machen davon eine Ausnahme, zum Theil auch Mitau. Das Bürgerthum hat überhaupt in Kurland nie recht gedeihen wollen; dazu war der Adel stets zu mächtig; er ist noch heute neben der Krone Herr aller liegenden Gründe; über Zweidrittel des Landes gehören ihm. Dennoch zeigen seine

Wohnungen äußerlich fast nirgends die alte Feudalpracht, wie wir sie im Westen Europa's zu sehen gewohnt sind und noch mehr gewohnt waren. Gewöhnlich liegen die Edelhöfe inmitten des zu ihnen gehörigen Gebietes, mehr oder weniger frei, fast immer auf lichter Fläche. Meistens ist das Wohnhaus ein langes, einstöckiges Gebäude aus Holz, oft mit einem Frontispiz versehen und mit Dachziegeln gedeckt. Seine Hauptzierde bildet eine lange Zimmerreihe, deren Hälfte stets für Gäste offen steht. Um das Herrenhaus herum liegen die Wirthschaftsgebäude: die Herberge, das Bauernmagazin, die Darrige, d. h. eine Scheuer zum Trocknen des Getreides durch Feuer, das Fahlland (Viehhof) und die unvermeidliche Branntweinbrennerei. Immer zeichnet ein Park oder Baumgarten das Rittergut aus, und die nächste Umgebung bilden die „Hofesfelder".



Bauern auf der Winterwanderung.
(Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Erbärmlich aber sind die Bauernwohnungen; sie bestehen aus Balkenlagen von acht Fuß Höhe und haben nur eine Wohnstube und ein geräumiges Vorhaus. Die Hauptsache in der Wohnstube ist ein ungeheuerer Ofen aus Feldsteinen und Lehm gebaut, der nicht nur die Stelle eines Heiz- und Backofens vertritt, sondern auch als Küche und Getreidedörre dient. Schornsteine sind unbekannt; Fenster selten; gewöhnlich nur Wandlöcher mit einem Schieber, die aufgezogen werden müssen, sobald das Zimmer geheizt wird, bis der Rauch sich verzogen hat und der Ofen selbst geöffnet werden kann. So befinden sich nun die Einwohner solcher Hütten mit den Füßen auf dem kalten Estrichboden, der im Winter überdies noch vom Vieh verunreinigt wird, und mit dem Kopfe nahe an der Stubendecke im Rauch und in unerträglicher Hitze, von Zugwind umgeben. Sobald Thüre und Fenster verschlossen sind, ändert sich die Scene. Der Ofen strahlt seine Hitze aus, wird aber gleichwohl rings von Ruhenden und Schlafenden umgeben, die noch dazu häufig in Schafpelze gewickelt sind, so daß alle sich in einem förmlichen Schwitzbade befinden. Rechnet man hierzu noch den Tabaksqualm der Männer und den Dunst der flammenden Kienholzspäne, so ist das Gemälde vollkommen. Wird es dem Bewohner solcher Hütte zu unbehaglich, dann lustwandelt er so lange im Hofe in Schnee und Eis, bis er hinlänglich abgekühlt ist.



Ein Bettler in Livland.
(Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Die Bevölkerung Kurlands besteht aus Deutschen, Letten und Lithauern; die beiden letzteren Volksstämme haben große Abneigung gegen einander; insbesondere verachtet der Lette den Lithauer als schmutziger und ungesitteter. Die Stammverschiedenheit wird dadurch noch gesteigert, daß die Lithauer im Süden durch die Verbindung mit Polen dem Katholicismus, die Letten im Norden durch die deutsche Herrschaft dem Lutherthum zufielen. Beide, Letten und Lithauer, leben neben- und miteinander und haben entschieden denselben Nationalcharakter, in der Hauptsache auch dieselben Sitten, Trachten und häuslichen Einrichtungen; sie sind Völker ohne welthistorische Energie. Beiden ist es nicht gelungen, ihren Nationaltypus irgend einer andern Nation aufzudrücken; vielmehr haben sie beide bei sich beständig die Herrschaft fremder Eroberer geduldet und sogar da, wo sie selbst als Sieger auftraten, die Sitten der Fremden angenommen und deren Herrschaft ertragen. Auch während der Zeit der politischen Größe des lithauischen Stammes, als viele russische Volksstämme ihm huldigten, nahmen die lithauischen Großen und ihr Hof russische Sitten an, und während der politischen Verbrüderung mit den Polen ging polnisches Wesen auf den Adel der Lithauer so sehr über, daß er mit dem polnischen fast verschmolz.

Nichtsdestoweniger erhielten sich unter dieser nur leicht aufgetragenen fremden Uebertünchung bei dem gemeinen Volke die uralten Sitten in wunderbarer Reinheit, so daß selbst die christliche Religion das Heidenthum nur oberflächlich beseitigte. Auch hierin erinnern die Lithauer und Letten an Indien, dessen Völker von jeher eben so nachgiebig gegen fremde Eroberung waren und fast beständig unter fremder Herrschaft standen, dennoch aber ihren alten Glauben und ihre Sitten mit hartnäckiger Zähigkeit Jahrtausende hindurch festhielten. Da das Christenthum durchaus in die Gemüther des Volkes nicht tief eindrang, so kann wohl noch heute von einem religiösen Naturdienst der Letten die Rede sein. Wir verweisen in Hinsicht der poetischen Darstellung derselben, so wie überhaupt in Bezug auf lettische Dichtkunst auf Herder und Hippel, welche größere Sammlungen, und auf Platen und Chamisso, welche einzelne Lieder aus diesem Kreise mitgetheilt haben. Es wäre auf der einen Seite eine große Verleumdung, wenn man sich die alten Letten als im völligen Fetischdienste versunken dächte, wie es auf der andern Seite eine übertriebene Schmeichelei wäre, wenn man behaupten wollte, daß die

heutigen christlichen Letten einem lautern Christenthume huldigten.

Der **Anzug** der Bauern besteht bei den Esthen und Lithauern in einem braunen, bei den Letten in einem grauen Rocke, welcher bis weit über die Waden heruntergeht und durch Haken geschlossen wird; er ist für das Klima zweckmäßig, insofern er fast den ganzen Körper bedeckt. Im Sommer trägt der Bauer einen niedrigen schwarzen Hut, im Winter eine Pelzmütze oder wohl auch eine tuchene Kapuze. Der Hals wird nur leicht mit einem Halstuch umwunden; im Sommer bleibt er frei. Eine bis zur Hüfte reichende Tuchweste zeigt schon einen wohlhabenden Bauer an. Die Beinkleider sind von grobem Drillich und reichen bis zum Knie. Das Haar läßt man lang wachsen und scheitelt es. Im Winter zieht man meistens einen Schafpelz über den Rock. Die Fußbekleidung besteht aus Schuhen, entweder aus Linden- oder Weidenbast geflochten, oder aus einem Stück ungegerbten Rindleders ohne Sohlen; sie werden durch Bindfaden befestigt, der um den Fuß bis zum Knie hinauf gewunden ist. Nur Wohlhabende tragen wollene Strümpfe oder hohe lederne Stiefel, die Frauen Sandalen. Ihre Fußbekleidung erinnert an Griechenlands Sitte.



Bauern in Kurland. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Das **weibliche Geschlecht** trägt außer den gewöhnlichen Röcken und einem verschnürten Leibchen bei den Lettinnen einen braunen, bei den Lithauerinnen einen blauen Tuchrock, im Schnitte dem der Männer fast gleich, nur kürzer. Das Haar wird entweder in zwei Zöpfen geflochten, welche in Form eines Kranzes um den Kopf befestigt werden, oder es hängt wohlgeordnet frei und lang herab. In den Gegenden, wo die erstere Tracht herrscht, bedecken die Mädchen den Kopf nur mit einem weißen Tuche, welches mit zwei Zipfeln unter dem Kinn befestigt wird, während der dritte Zipfel hinten lose herabhängt. Die Weiber hingegen bedecken den Kopf mit einer weißen Haube.



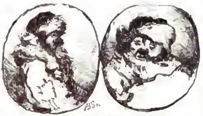
Bauernhütte in der Umgegend von Dorpat. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Reinlichkeit ist wohl die schwächste Seite der Letten und Esthen, trotz der Dampfbäder, die sie täglich brauchen. Die **Badestube** besteht aus einem kleinen Gemache, in welchem sich ein Ofen ohne Schornstein und eine Anzahl von Feldsteinen zur Erzeugung des Wasserdunstes befinden. Wird der Ofen geheizt, so findet der Rauch keinen andern Ausweg, als durch die Thür; von Fenstern oder Fensterlöchern ist hier keine Spur; es herrscht eine vollkommene Finsterniß. Der größte Theil des Rauches bleibt natürlich in der Stube zurück, so daß uns schon beim Eintritte die Augen thränen.

Die **Hauptspeise** der Landleute besteht aus Mehl- od. dickem Erbsenbrei, aus Sauerkraut und Kartoffeln. Arme wie Reiche essen Korfbrot, d. h. sie reinigen den ausgedroschenen Roggen nicht von der Spreu, sondern mahlen und backen beides miteinander. Oft ist dies Brot so trocken, daß man es am Feuer anzünden kann. Nur an Festtagen ißt man Weizenbrod oder Kuchen. Von Fleisch genießt man am meisten Schaf- und Schweinefleisch. Der Herbst ist die Zeit des Wohllebens; in ihm finden die meisten Hochzeiten und Feste statt. Ein Lieblingsgericht sind scharf gesalzene Fische, besonders Stinte, deren Wohlgeschmack sich ihnen steigert, wenn erstere bereits zu faulen beginnen. Das Hauptgetränk besteht aus einem Gemisch von Mehl mit etwas gesäuertem Wasser und geronnener Milch, welches man zum sogenannten **Thaartrank** gähren läßt. Groß aber ist der Verbrauch von Branntwein; schon dem Säugling wird er eingegossen. Kein Geschäft, kein Fest kann ohne ihn abgemacht werden.

Die Feldarbeiten sind mühsam, besonders in sumpfigen Gegenden. Arbeiter, welche weit von dem ihnen angewiesenen Feldplatze wohnen, gehen Abends nicht nach Hause, sondern verbringen die Nacht auf dem morastigen Boden und in dem aus ihm aufsteigenden Nebel. **Scheunen sind unbekannt.** Das geerntete Getreide wird in großen Haufen zusammengestellt und bleibt so lange den äußeren Witterungseinflüssen ausgesetzt, bis es zum Dreschen kommt,

was oft erst im Winter geschieht; deshalb wird es künstlich getrocknet in den sogenannten „Riegen“.



Esthnische Fuhrleute. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

In einer ebenen, sandigen Gegend an der kurländischen Aa liegt Mitau, lettisch Jelgawa, mit ungefähr 25,000 Einwohnern, ehemalige Residenz der kurländischen Herzöge, meistens deutsch, gegenwärtig fast nur als Anbau vom Edelhofe des Kettlerschen Hauses geltend, nur durch die Bedürfnisse und das Geld des umwohnenden Landadels emporwachsend und niemals eigentlicher Sitz des Bürgerthums; es ist weder schön noch großartig, aber sauber, zierlich, adrett, — kurz kurisch adelig in seiner äußern Erscheinung. Die verhältnißmäßig breiten Straßen, deren Häuser, nicht wie in Deutschland, zu vier Stockwerken sich emporthürmen, weil uns jeder Fuß breit Landes zu theuer dünkt, sind breit und behaglich, sich langhin ausdehnend. Beim Hineinfahren in diese Straßen ist es dem Fremden, als müßte aus jeder Thür einer der schlanken, blonden Kurländer treten und mit stolzer Miene an dem geldgierigen Rennen der Krämerjuden vorbeischreiten, sein unvermeidliches „Fui“ auf den aristokratischen Lippen; denn „Pfui“ können sie nicht sagen und „Fui“ brauchen sie sehr oft; die Doppelconsonanten sind ihnen zu hart, wie die Doppelvocale zu breit; darum sprechen sie sich mit ihrem glatten kühlen Dialekte zwischen beiden hindurch, wie mit ihren glatten kühlen Manieren durch die ganze Welt.



Bauernfuhrwerk in Kurland. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

In allen parkettirten Zimmern Europa's hat man sie gern, diese durch und durch eleganten und gewandten Kurländer; auch auf dem noch glättern Eisboden St. Petersburgs wissen sie, ohne auszugleiten, bis zu den sammetbeschlagenen Thronstufen zu steigen. Das kommt daher, weil sie vom Süden und Westen einst gefällige Bildung mit in ihr Land genommen und gesellige Formen; von Osten wehte ein leichter Hauch slavischer Schmiegsamkeit über sie hin; in freiem, munterm Jagdleben wachsen sie auf, und feine Wendung im Reden, wie im Handeln gibt ihnen das Beispiel des Vaters, wie die Lehre der Mutter. So sind sie vielleicht die liebenswürdigsten und vollkommensten Gesellschafter der Welt geworden. Wer mag denn bei so glänzender Aeußerlichkeit auch nach der rechten Innerlichkeit fragen? Im geselligen Leben halten sie stets mit einander; im Sommer gern entfernt vom Rauch und Qualm der Städte, am Liebsten in Seebädern am Strande; darum haben sie auch Mitau nur als Winterquartier in der Mitte ihrer Landgüter aufgeschlagen, um die Gesellschaften der Sommer-Edelhöfe und des Strandes hier fortzusetzen, wenn draußen der Herbst- und Wintersturm wüthet und aus der



Ein litauischer Friedhof. (Nach einer Zeichnung von v. Henriet.)

Ostsee die Wolken schneiend über das Flachland fliegen. Erst im Spätfrühling, wenn Feld und Gärten blühen, fahren sie dann wieder aus der Stadt; darum hat Mitau zwei ganz verschiedene Perioden: eine belebte, großstädtische des Spätherbstes und Winters und eine öde, kleinstädtische zur Sommerzeit. Zur Stadtentwicklung hat dem Orte nichts verholfen, als seine Lage. Nur weil der Punkt so recht im Centrum Kurlands liegt, haben die Herzöge früher ihr Schloß dorthin gebaut, und weil man mit dem Herzoge verkehren mußte, bauten die Edelleute ihre Häuser daneben; Juden und Krämer aber konnten ihre Waaren dort bequemer absetzen, als von Edelhof zu Edelhof wandernd; darum setzten auch sie ihre Buden (so heißen noch heute alle Kaufmannslokale in Kurland) zwischen die Häuser des Adels. — Auf solche Art ward Mitau Residenz und ist es noch heute; früher war es Herzogsresidenz, jetzt Adels-Winterwohnung. Da tanzen die kurischen Adelsherren mit ihren Schönen und amüsiren sich und bringen alle Eleganz des Auslandes mit hinein, um sie dem Fremden zu zeigen. Nächst dem petersburger Adelscasino kennt man keine elegantere und geschmackvollere Gesellschaft in ganz Rußland, als die in Mitau. Und um zu zeigen, wie dies Casino ein rein aristokratisches Gesellschaftslokal sei, haben sie die Wappen aller eingebornen kurischen Familien streng nach der Folge der Ritterbank an den Wänden rings aufgehängt; sogar die längst ausgestorbenen adeligen Familien leben hier fort.

Erzählungen und Fabeln aus Hinterindien.

Von **Adolf Bastian.**

Die Indochinesen sind reich an Märchen und Erzählungen verschiedener Art, die sich theils in ihrer Literatur geschrieben finden, theils mündlich fortgepflanzt werden. Sie tragen vielfach das Gepräge eines indischen Ursprungs, oder lehnen sich an das Chinesische, andere sind aus dem Malayischen übersetzt, andere wieder aus dem Javanischen, indem sich die verschiedenartigsten Einflüsse auf der hinterindischen Halbinsel gekreuzt haben. Daneben her laufen die historischen Sagen der nationalen Traditionen, und dann findet sich noch ein unerschöpflicher Fabelschatz, der den heiligen Textbüchern entnommen ist, vorzüglich den 550 Vorexistenzen Buddha's, welche die kleineren heißen, im Gegensatz zu den zehn letzten oder großen Wuttu's der Xataka.

Von den hier folgenden Uebersetzungen sind die birmanischen Märchen nach mündlicher Mittheilung aufgezeichnet, die siamesische Erzählung dagegen ist aus einem Buche niedergeschrieben, das ich in Bangkok entlehnte und das den Titel „Sibsonglien" führte. Es enthält einen Kreis von 12 Erzählungen, die, wie in der Einleitung bemerkt wird, auf den 12 (sibsong) Ecken (lien) des Sarkophages eines berühmten Königs (Naosavan genannt) gefunden wurden. Das Buch, welchem das letzte Märchen entnommen ist, heißt „Pisat-Pakaranam" und enthält Gespenstergeschichten in jener in einander gewebten Form, wie sie bei den indischen Fabelsammlungen häufig wiederkehrt.

---

1. Die Wunderharfe.

(Nach dem Birmanischen.)

Auf zwei hohen Bergen lebten einst in grauer Vorzeit zwei Eremiten (Yathay), die das Abkommen getroffen hatten, sich Lichter zu zeigen, um sich gegenseitig Kunde von ihrem Leben zu geben. Eines Nachts konnte der eine Eremit kein Licht auf dem andern Berge bemerken, und er schloß daraus, daß sein Freund das Zeitliche gesegnet habe und in den Stand der Dämonen (Nats) übergegangen sei. Bald darauf erhielt er auch einen Besuch von dessen Gespenst, und da er sich über die wilden Elephanten beklagte, welche ihn vielfach belästigten, eine Harfe zum Geschenk, durch deren Spielen er je nach der Melodie die Elephanten herbeiziehen oder vertreiben könne.

Eines Tages hörte er in der Wildniß das Gejammer eines Kindes, und als er darauf zuging, fand er, trostlos auf einem Baume sitzend, eine Königin mit einem Säugling im Arme. Sich im Hofe ihres Palastes sonnend, war sie durch den herbeischwirrenden Riesenvogel aufgepackt und aus dem Kreise ihrer jammernden Ehrendamen fortgeführt worden, um ihm in seinem Neste zur Speise zu dienen.

Der Eremit verbarg sie in seiner Einsiedelei und vermählte sich mit ihr; den königlichen Sohn, Oudinath, adoptirte er, mit der Wunderharfe ihn beschenkend. Einst im Dunkel der Nacht sah der Eremit einen der glänzendsten Sterne am Himmel sich plötzlich verdüstern und erkannte daraus, daß der große König, der Oudinath seinen Ursprung gegeben, sein Leben geendet habe, und der Sohn, davon hörend, beschließt in sein väterliches Reich zurückzukehren. Auf hohem Elephanten thronend, begleitet von den sämmtlichen Elephanten des Waldes, langt er vor den Thoren der Hauptstadt an, die er verschlossen findet, und das ganze Volk in Trauer, da dem Lande ein Herrscher fehlt. Durch die Wahrzeichen eines Ringes und Gürtels, welche seine Mutter ihm mitgegeben, wurde er als der Erbprinz erkannt und von den Edelleuten auf den Thron gehoben.

Zu jener Zeit erfüllte die Tochter eines Pana (Brahmanen) mit dem Rufe ihrer Schönheit die Reiche der Erde, und aus allen Gegenden strömten Bewerber um ihre Hand herbei, aber Niemand fand Gnade vor ihren Augen. Der Vater begegnete einst Myatoa-Phaya (Buddha), und überwältigt von dem göttlichen Glanz seiner Herrlichkeit, dachte er in ihm einen passenden Schwiegersohn zu finden. Er bat ihn, in einem Hause zu warten, da er seine Tochter herbeibringen wollte, aber als er zurückkam, war sein Gast fortgegangen und hatte nur den Abdruck seines Fußes zurückgelassen. Die in der Kenntniß der Veden (Vedas) wohl unterrichtete Tochter erkannte aus den Figuren, daß es die

Fußsohle des Gottes sei, und wurde von unbezwinglicher Sehnsucht ergriffen, sich ihm zu vermählen. Seinen Spuren nachgehend, holte sie Myatzoa-Phaya ein, dieser aber wies ihre Liebe zurück, da er auf dem Wege nach Baranasi (Benares) war, um dort den Thron zu besteigen, und Ueberfluß an Frauen ihn schon erwartete. Die verschmähte Schöne traf im Walde mit Oudinath zusammen, und jetzt weniger wählerisch geworden, erlaubte sie ihm, sie als seine Königin sich zur Seite zu setzen.

Nun geschah es, daß ein benachbarter König, der Oudinaths Zauberinstrument zu besitzen suchte, auf eine List sann, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Er läßt die große Figur eines weißen Elephanten aus Holz verfertigen und mit Soldaten gefüllt in den Wald stellen. Als Jäger an Oudinath berichten, ein Thier höchster Vollkommenheit gesehen zu haben, zieht dieser aus, um dasselbe zu fangen. Aber zum ersten Male versagen die Töne der Harfe ihren Dienst. Statt zu folgen entfernt sich der Elephant, und Oudinath, überrascht und verwundert, verfolgt ihn so eifrig auf seinem Pferde, daß er bald von seinem Jagdgefolge getrennt ist. An einer versteckten Stelle des Waldes springen die Soldaten aus dem Bauche des Elephanten hervor und führen Oudinath als Gefangenen zum König. Dieser verlangt die Mittheilung seiner magischen Geheimnisse, kann aber die hartnäckige Verschwiegenheit Oudinaths nicht besiegen, da selbst Todesandrohungen fruchtlos blieben. Zuletzt erbietet er sich, als Bedingung der Freiheit, ein Sklavenmädchen darin zu unterrichten; der König aber substituirt seine eigene Tochter, die er hinter einen Vorhang stellt und ihr sagt, daß sie von einem weisen Manne unterrichtet werden würde, der aber körperlich ein abschreckendes Scheusal und aussätzig sei. Als während des Unterrichtes Oudinath sie ausschilt, weil sie nicht rascher begreife, schmäht sie auf ihn als einen Aussätzigen zurück. In der Lebhaftigkeit des Zankes wird der Vorhang bei Seite geschoben, Beide erblicken sich und verlieben sich sterblich in einander aus Wahlverwandtschaft, da sie schon in einer frühern Existenz Gatte und Gattin gewesen. Sie entwerfen einen Plan und theilen dem Könige mit, daß zur Ausführung der Zauberceremonien Blätter eines fremden Baumes nöthig seien. Darnach ausgeschickt, entläuft die Prinzessin, welche die Wachen des Gefangenen fortgesendet hat, mit ihm nach seinem Reich, und sie wurde ihm als die erste Königin vermählt. Die dadurch eifersüchtige Brahmanin benützt eine Abwesenheit des Königs, um eine zwischen Blumen versteckte Schlange auf den Thron zu stellen und die Königin des Verraths zu beschuldigen. Die Minister, welche die hervorzüngelnde Schlange sehen, erkennen sie für schuldig, und die Brahmanin, der sie zur Hut übergeben ist, verbrennt sie in einem durch Teppiche verhängten Hofe des Palastes.

Als der König bei seiner Rückkehr davon hörte und den Zusammenhang der Sache erfuhr, gerieth er in den größten Zorn. Er läßt das ganze Geschlecht der Pona herbeiholen, sie auf einem Felde eingraben und dann ihre Köpfe abpflügen. Für die Ponatochter selbst aber wird die grausamste Strafe ausgesonnen. In dem obersten Gemache des Palastes eingeschlossen, wird ihr jeden Tag ein kleines Stück ihres Fleisches abgeschnitten, vor ihren Augen in ein Ragout gemischt und ihr zum Essen eingezwängt, um die Pein zu verlängern; aber während dieser ganzen Zeit betet die Ponatochter täglich zu Myatzoa-Phaya, den sie durch ein kleines Loch aus dem Dache ihres Gefängnisses über sich am Firmament umherwandeln sieht. Daß die Ponatochter, obwohl sie so eifrig Myatzoa-Phaya verehrte, diese schmerzliche Strafe ausdulden mußte, war die Folge einer in früherer Existenz begangenen Sünde. Als sie einst aus dem Bade hervorkam, und der Tag etwas kühl war, machte sie sich Feuer an im Walde. Durch die zurückgebliebenen Kohlen entstand nach ihrem Fortgehen ein Waldbrand, und ein heiliger Rochanda, der, in Meditation versunken, im Walde saß, wäre fast verbrannt, wenn er nicht, durch die Fähigkeit zu fliegen, in die Höhe gestiegen und entkommen wäre. —

Diese Erzählung ist in veränderter Form auch in ein Drama verarbeitet, das in Birma oftmals aufgeführt wird.

2. Eine birmanische Fabel.

Zu Schin-tai, dem Löwenkönige der Thiere, kamen alle Bewohner des Waldes, um ihre Huldigung darzubringen. Auch die kleine Ameise kam herbei, sich vor ihm zu verneigen, aber die Edelleute trieben sie verächtlich weg. Als der Ameisenkönig davon hörte, gerieth er in Zorn und schickte einen Wurm, sich in das Ohr des Löwen einzuschleichen und ihn zu quälen. Auf das erschreckliche Schmerzgebrüll kamen die Thiere von allen Seiten herbeigelaufen, boten ihre Dienste an und wollten den Feind bekämpfen, wo und wer er auch sei. Aber Keiner konnte Hilfe leisten. Zuletzt, nach vielen demüthigen Botschaften, ließ sich der Ameisenkönig bewegen, einen seiner Unterthanen zu schicken, der in das Ohr hineinkroch und den Wurm herausholte. Seit der Zeit haben die Ameisen das Privilegium, überall und an jedem Platze zu leben, während den anderen Thieren ihre Aufenthaltsorte angewiesen sind.

3. Eine siamesische Erzählung.

In alten Zeiten lebte ein mächtiger König, Humajum genannt, der mit großer Macht und Pracht über das Land Batharath herrschte. Als er eines Tages mit seiner Armee marschirte, fühlte er Durst und verlangte nach Wasser, aber obwohl überall darnach gesucht wurde, war in der Gegend keines zu finden. Beim Umherreiten kam der König zu einem Fruchtgarten mit Granatbäumen, und er fragte den alten Hüter, der denselben besorgte, ob er ihm Wasser bringen könne, um seinen Durst zu stillen. Der Gärtner erwiderte: „Wasser gibt es hier nicht, aber Granaten die Fülle; wenn ihr einige zu essen wünscht, bitte, kommt herein und ruhet in diesem Lusthause für ein Weilchen, ich werde gehen und einen Trunk aus frischem Fruchtsaft bereiten."

Nachdem König Humayum eingetreten war und sich in dem Pavillon niedergesetzt hatte, pflückte der Gärtner eine Frucht ab und legte sie auf ein reines, weißes Tuch. Als er sie auszudrücken begann, füllte ihr klarer Saft bis zum Rande den ganzen Becher, den er dann seinem Gaste darreichte; nachdem der König sich daran erquickt hatte, fragte er den alten Gartenhüter, ob diese Fruchtbäume Abgaben zahlten oder nicht. Der Gärtner sagte in Erwiederung: „Diese Fruchtbäume haben früher nie Abgaben bezahlt und sind auch jetzt frei davon, aber es gibt in der Nähe hier Pflanzungen anderer Eigenthümer, die steuerpflichtig sind." Der König fragte weiter, für welchen Preis er die Früchte dieses Gartens zu verkaufen pflege? Der Gärtner erwiderte, daß sie im letzten Jahre 300 Gold-Salüng eingebracht hätten, und daß noch immer außerdem genug wäre, um nach Herzenslust zu essen.

Der König überlegte dann bei sich und dachte in seinem Sinn: „Die Pflanzungen dieses Fruchtgartens sind sehr ausgedehnt; wenn ich diese Gartenbäume besteuern sollte,

so würde ich ein gutes Geschäft machen." Mit diesem Gedanken in seinem Herzen bat er den Gärtner, eine neue Frucht für ihn auszupressen und die Schale noch einmal zu füllen. Der Aufseher brachte eine Frucht, die er abgepflückt hatte, und drückte sie vor den Augen des Königs aus, aber er bedurfte einer zweiten, und noch einer andern, und bis zu zehn, und immer blieb die Schale ungefüllt, so lange er auch preßte.

„Was ist denn das?" fragte der König. „Vorher war der Saft einer einzigen Granate genügend, um die Schale zu füllen, jetzt habt ihr schon zehn Früchte ausgedrückt und sie ist immer noch nicht voll."

Der alte Gärtner schüttelte den Kopf und antwortete: „Sieh, Freund, ich will dir sagen, wie das zugeht. Ohne Zweifel muß Seine Majestät, der große König, der über unser Land herrscht, so eben zu dem Beschlusse gekommen sein, diese Granaten mit Steuern zu belegen. Sobald das der Fall ist, trocknen sie auf und man kann Nichts aus ihnen herauskriegen."

Der König Humavum sagte zu sich selbst: „Als wir beschlossen, die Früchte zu besteuern, vertrocknete ihr Saft, wenn wir nun das Gegentheil beschließen sollten, was wird dann geschehen?" Und alsobald überlegte der königliche Herr bei sich, im Stillen sprechend: „Wir müssen diese Granaten unbesteuert lassen." Dann bat er den Gärtner, hinzugehen, eine neue Frucht zu holen und es noch einmal zu probiren.

Der Greis that so, und als er die abgepflückte Frucht zu drücken anfing, füllte sie nicht nur den Becher bis zum Rande, sondern da war selbst eine große Menge Saft noch außerdem und nebenher.

Da jubelte der alte Mann, der Gartenhüter, und er lachte vor Freude und sagte: „Sieh hier, Freundchen, ich will dir sagen, wie das ist. Ohne Zweifel hat Seine Majestät, der große König, der über unser Land herrscht, gerade jetzt bei sich den Gedanken gefaßt, keine Steuer von diesen Fruchtbäumen zu erheben. Ich habe gehört, daß es als alte Ueberlieferung durch Geschlecht zu Geschlecht von unseren Vorfahren her mitgetheilt ist, daß, wenn der Landherr Taxen auf Fruchtbäume legt, die früher solche nicht bezahlt haben, die Bäume sich verschlechtern, die Früchte ihr Aroma und ihre Süße verlieren, und allmälig zu Grunde gehen. So ist es auch mit den anderen Sachen, auch mit den Steuerpflichtigen, wenn die Abgaben das gewöhnliche Maß überschreiten. Die Bäume fangen dann an zu verdorren, die Bebauung wird vernachläßigt, Gärten und Pflanzungen verkehren sich in eine Wildniß. Wer zu Viel will, erlangt nur Wenig, wer sich mit Wenigem begnügt, wird Viel gewinnen."

Der König fragte nach der Ursache, warum es so sei, und der Gärtner gab ihm dann folgende Erklärung: „Wenn die Summe der zu zahlenden Steuern zu sehr erhöht wird, dann hören die Eigenthümer der Gärten, Felder und Pflanzungen zu arbeiten auf und lassen Alles verfallen. Es wird sich also in dem Steuer-Einkommen ein Abbruch zeigen. Wenn dagegen die Taxen niedrig bleiben, so sind die Leute eifrig dabei, Gärten und Felder zu bebauen und in gutem Stande zu erhalten. Weil sie sehen, daß für sie selbst Gewinn und Vortheil bleibt, so arbeiten sie mit gutem Willen und muntern sich gegenseitig auf. Solche, die früher nur zwei oder drei Bäume zu pflanzen pflegten, werden jetzt hinzufügen und neun Bäume, und zehn Bäume pflanzen, so daß die Steuersumme wachsen und größer sein wird, als vorher."

Der König Humavum erkannte die Wahrheit dieser Bemerkungen. In der Zwischenzeit war sein Gefolge und die Edelleute, die ihn suchten, herangekommen; als sie sich am Lusthause aufstellten, merkte der Gärtner, daß er die ganze Zeit mit des Königs Majestät gesprochen habe, und er war zum Tode erschrocken. Sein Herz zitterte und sein Gesicht war leichenblaß. Der König aber befahl seinen Ministern, dem Greis für seinen Garten Indemnitäts-Papiere ausfertigen zu lassen, und er setzte ihn zum Verwalter des ganzen Distrikts ein, mit voller Macht zu handeln.

Nachdem der König Humavum nach seiner Residenz zurückgekehrt war, erließ er an seine Beamten eine Verordnung folgenden Inhalts: „Gegenstände, die früher keine Taxen bezahlt haben, müssen nicht damit belastet werden, und alle Abgaben in den Zollämtern und Marktplätzen müssen auf ein geringeres Maß als früher erniedrigt werden. Alle Beamten der Verwaltung haben diesen Vorschriften gemäß zu handeln."

Von der Zeit nahmen die Einkünfte in Abgaben und Steuern jährlich zu, und das Volk lebte in glücklicher Zufriedenheit unter der weisen Regierung seines großen Fürsten. —

Diese und die anderen Erzählungen derselben Sammlung scheinen die Siamesen durch Vermittlung der Tscham (Ciampa) erhalten zu haben.

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Mittel- und Südeuropa, Nordafrika, Centralasien und Südamerika.

Von Dr. H. Birnbaum.

I.

In eben dem Maße, wie Südeuropa sehr begünstigt ist durch eine reiche Fülle von Contourformen in seinen Gestaden, zeichnet sich dasselbe auch vor allen anderen Ländern aus durch eine wechselvolle Oscillationsthätigkeit in seiner Oberflächen-Rinde. Erinnert nun eine solche Mannigfaltigkeit der horizontalen Küstenentwicklung schon lebhaft an den vielgliedrigen Bau eines in sich belebten Organismus, so thut dies noch viel mehr der Erhebungs- und Senkungsprozeß in den verticalen Oberflächenformen dieser Erdgegend. Wir verfolgen aber diesen Gegenstand, den bekanntlich Carl Ritter geistreich und mit Meisterschaft zum Hauptthema einer geographischen Untersuchung gemacht

hat, nicht weiter, sondern gehen sogleich wieder an die Lösung unserer speciellen Aufgabe, wobei wir, wie in einem früheren Artikel *) stets mehr Gewicht auf Thatsachen, als auf Speculationen legen werden.

Unser Erfahrungswissen hat in den bezeichneten Ländergebieten gerade in Hinsicht der Erhebungstheorie sehr wichtige Schätze eingesammelt, und es ist auch dem denkenden Geiste der Forscher vortrefflich geglückt, das Ganze zu einer übersichtlichen Einheit zu verarbeiten. Man hat Gesetze aufgefunden, wodurch sich die große wechselvolle Erhebungsthätigkeit mit übersichtlicher Leichtigkeit geistig beherrschen läßt. Allerdings stieß man dabei auch auf Abnormitäten, welche die Regelmäßigkeit wieder in Frage stellten, oder doch wenigstens daran erinnerten, daß die Untersuchung noch nicht ihren letzten Abschluß erreicht habe. Und obgleich gerade unser Europa in dieser Hinsicht am gründlichsten erforscht worden ist, so fehlt es doch auch hier nicht an Punkten, bei denen es bis jetzt noch nicht möglich war, eine sichere Spur des Oscillationsprozesses aufzufinden, oder die Grenzen desselben genau festzustellen.

Indeß bei den Ländern, welche das Mittelländische Meer umsäumen, kommen solche Ausnahmen fast gar nicht vor. Es betrifft dies eine zwischen dem 40° und 30° nördl. Br. gelegene Zone, die sich nicht blos auf Europa und Afrika beschränkt, sondern selbst noch die Tatarei mit in sich schließt. Das ist nun aber eine Strecke der Alten Welt, welche am meisten der vulkanischen Thätigkeit unterworfen ist; also fehlt auch dabei der Fingerzeig zur Erklärung des Phänomens nicht. Dann wollen wir im Allgemeinen noch darauf aufmerksam machen, daß eben so wie bei der früher untersuchten nördlichen Zone Skandinavien den Culminationspunkt aller Erhebung ausmachte, für die vorliegende Zone die östliche Hälfte des Mittelländischen Meeres den Centralpunkt aller Senkung bildet, so daß also zwischen diesen beiden großartigen Thätigkeiten der Erde hier eine Art der Polarisation zu bestehen scheint.

Die Gestalt des Mittelländischen Meeres war früher eine ganz andere; sie war besonders im Süden durch Afrika hindurch offen und frei mit dem Atlantischen Ocean verbunden. Von dem Golf von Sidra ging ein Zweig dieses Meeres von durchschnittlich 20 geographischen Meilen Breite durch das Flachland der jetzigen Berberei, bis er sich in der Nähe der Canarischen Inselgruppe mit dem offenen Weltmeere verband. Hierzu haben die von Charles Martins, Escher von der Linth und Desor im Winter 1863 ausgeführten Reisen durch die Wüste Sahara die sicherste Grundlage abgegeben. Auch haben die sachverständigen Untersuchungen von Charles Laurent bestätigt, daß der Sand der vorhin bezeichneten Wüstenstrecke ganz von derselben Art mit dem an den Gestaden des Mittelländischen Meeres sei, und daß beide dieselben Muschelschalen enthalten. So fand sich z. B. Cardium edule überall vor, und nicht blos in den Tiefen, sondern in der Höhe bis zu 700 Fuß hinauf. Die Sahara Algeriens gehört daher der neuen geologischen Erhebungsperiode an. Mehre Niederungen, die zum Theil 270 Fuß unter dem Niveau des Meeres liegen, sind dadurch allmälig von der unmittelbaren Meeresverbindung abgeschlossen worden und bilden jetzt weit ausgedehnte sumpfige Moorlager. Der 15 Meilen lange und 5 Meilen breite, aber doch überall sehr seichte Schiskal el Low Den-See, der Lacus Triconis der Alten, hat sogar erst in unserer historischen Zeit aufgehört, ein zusammenhängender Theil des Meerbusens von Kabes zu sein.

Dies war der letzte Rest des Meerarmes, welcher den afrikanischen Continent von dem Atlasgebirge trennte und diesem nicht blos eine sehr verschiedene äußere Structur, sondern auch eine ganz andere Natur der Pflanzen und Thiere in Vergleich zu Libyen sicherte. Für die wahrscheinliche Existenz eines solchen Meeresarms in Afrika, der jetzt mit Wüstensand, Salz und nackten Felsen erfüllt ist, bringen Escher von der Linth und Lyell auch noch besonders Halt durch ihre Hypothesen über die frühere viel größere Ausdehnung der Gletscher in Europa. Denn es liegt der Gedanke sehr nahe, daß vor der Austrocknung dieses afrikanischen Innenmeeres die darüber hinweggeführten gegen Norden strömenden Luftmassen sich stark mit Feuchtigkeit sättigten und die Gipfel der Alpen fortwährend mit neuen Schneelagern versorgten, während jetzt der gefürchtete Föhn dafür an den Platz getreten ist, welcher auf seinem Wege über Afrika sich zu einem ausgedörrten, Wasser verschluckenden und Schnee verzehrenden Luftstrome umgewandelt hat.

Ferner steht der Möglichkeit nichts entgegen, daß die Schweizeralpen durch die seit der Gletscherperiode stattgehabte übrige Erhebung eine relative Erniedrigung erfahren haben. Auch kann dieselbe Schwankung der Erdrinde, welche den Boden des ehemaligen Libyschen Meeres gehoben und trocken gelegt hat, die Alpen herabgedrückt haben, denn es fehlt uns nicht an Beispielen, wo zur Ausgleichung der Wirkung eine solche entgegengesetzte Thätigkeit wirklich vorgekommen ist.

An den Gestaden des Mittelländischen Meeres zeigen sich die Spuren der Erhebung übrigens auch noch in großer Anzahl. In Guerins Reise nach Tunis, welche hauptsächlich archäologischen Zwecken diente, wird berichtet, daß sich die Häfen der Alten stark verengt und verseichtet haben, daß mehre Buchten ganz ausgefüllt und früher gar nicht gekannte Landspitzen jetzt sichtbar geworden sind, — lauter Beweise für den Erhebungsprozeß Libyens. Eben so kann Sicilien in seiner Verbindung mit Pantellaria und den von Tunis auslaufenden Felsriffen, wodurch das Ganze zu einem theilweise noch submarinen Isthmus geworden ist, als eine vulkanische Aufblähung angesehen werden, welche unserer Hypothese zur Grundlage und zum Beispiel dient. Auf den Höhen, welche die Bucht von Palermo beherrschen, bemerkt man bis zu 166 Fuß hinauf Grotten, deren Aushöhlung vom Meere bewirkt wurde, und in denen Ablagerungen von den noch jetzt existirenden Conchylien aufgefunden worden sind. An der Ostseite dieser Insel hat Gemellaro eine neue Erhebung von nahe 40 Fuß nachgewiesen. Auf Sardinien, nicht weit von Cagliari, so berichtet de Lamarmora, befindet sich in der Höhe von 222 und 394 Fuß ein solches Conchylienlager mit Topfscherben untermischt, wodurch offenbar bestätigt wird, daß diese Plätze so hoch aus dem Meeresgrund emporgehoben worden sind, und zwar zu einer Zeit, wo das Land schon von Menschen bewohnt gewesen ist. Und um die Revue der Hauptthatsachen dieser Erhebung zum Abschluß zu bringen, so mußte man auch noch eine Menge ähnlicher Wahrnehmungen auf den Balearen, die alten Meeresgrotten von Ventimille, Mentone und Nisso am Cap Saint Hospien in einer Höhe von durchschnittlich 36 Fuß mit ihren Conchylienlagern zur Sprache bringen. Es fehlt uns daher durchaus nicht an Belegen, welche unsern Glauben an eine gemeinsame Erhebung dieser Länderstrecke vollkommen rechtfertigen können.

*) Globus, IX, S. 344.

Mehre Geologen däucht es auch noch wahrscheinlich, daß ganz Frankreich sich fortwährend hebe, aber in sehr geringem Maße und wie von einem leichten Beben begleitet, und daß die Hauptaxe dieser Erhebung von dem Golf von Lyon nach der Bretagne gerichtet sei. Wie weit diese Vermuthung auf Wahrheit beruht, müssen wir dahin gestellt sein lassen; so viel scheint indeß gewiß zu sein, daß die Küsten von Poitou, Aunis und Saintonge während der historischen Zeitepoche nicht aufgehört haben, sich mehr und mehr empor zu heben. Die überlieferten Sagen dieser Küstenbewohner sprechen stark für diese Hypothese, denn es gilt dort ganz allgemein „la bauche pousse“ für ein wahres Sprüchwort.

Aehnliche Erscheinungen kommen auch in den mehr östlichen Theilen des Mittelländischen Meeres vor. Gerade wie bei Sicilien und den meisten Uferpunkten Italiens und Griechenlands ist eine große Zahl von Inseln wie Malta, Rhodus, Cypern von kreisförmigen Terrassen des früheren Meeresstrandes umgeben, die sich bald mehr, bald weniger über das jetzige Niveau des Meeres erheben und aus Felsen von Kalk und Sandstein der neueren Formation zusammengesetzt sind. Hierauf hat vor allen Albert Gaudry in seiner geologischen Reise hingedeutet.

Das geologische Studium der Küste von Kleinasien hat bewiesen, daß seit der Zeit, wo die Erde von Menschen bewohnt wird, diese Gegend nicht aufgehört hat, sich zu erheben, und zum Theil sogar sehr rasch. Seit der historischen Zeit hat sich hier der Continent auf Kosten des Aegäischen Meeres bedeutend vergrößert; und dies kann weder durch Anschwemmungen von den Flüssen, noch durch die des Meeres zu Stande gekommen sein, denn die Flüsse Anatoliens sind alle klein und von schwacher Strömung, und das Meer, welches die Küsten bespült, hat eine so schroff abfallende Tiefe, daß auch von dieser Seite an ein Ablagern von Meeresboden nicht zu denken ist. Es müssen daher die Ruinen von Troja, Smyrna, Ephesus und Milet durch eine allmälige Erhebung der Erdrinde sich so weit von dem Meeresufer entfernt haben, wie wir sie im Vergleich zu ihrer ursprünglichen Lage jetzt antreffen. Aus eben dem Grunde müssen viele der Inseln, von denen die Alten geredet haben, jetzt zum Continente gekommen sein, da sie als Inseln gar nicht mehr aufzufinden sind und einige Höhen und Hügel des Festlandes mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dafür an den Platz treten. Während der Blüthezeit Griechenlands vereinigten sich die ursprünglich gesonderten Theile Lesbos, Issa und Antissa zu einer zusammenhängenden Festlandsmasse. Und seit jener Zeit ist nun auch die Insel Lade, in deren Nähe die jonische Flotte mit der persischen einen großen Seekampf ausfocht, ein Theil des Continents geworden.

Leben und Treiben im Congresse zu Washington.

Der „Rumpfcongreß“ der Nordstaaten, welcher in Washington tagt, und durch dessen ultraradikale Mehrheit die große Union jetzt wieder einmal in eine gefährliche innere Revolution hineingedrängt wird, bietet einen merkwürdigen Anblick dar. Ein gesitteter Europäer, überhaupt ein Mann von Erziehung, der an Anstand und gutes Betragen gewöhnt ist, kann sich des Erstaunens nicht erwehren, wenn er sieht, wie es bei diesen Vertretern der Republik zugeht. Freilich haben gebildete Amerikaner selbst schon oftmals dieses ganze Treiben für einen „Schimpf und eine Schande“ erklärt, aber damit an der Sache nichts zu ändern vermocht. Das wüste Wesen dauert fort. Wir könnten aus der amerikanischen Presse selbst die schärfsten Urtheile zusammenstellen, ziehen es aber vor, einen europäischen Augenzeugen, welcher sich der Objectivität befleißigt und mit photographischer Genauigkeit schildert, was er seit Monaten täglich vor Augen hat, reden zu lassen. Die ultraradikalen Correspondenten, welche gleichsam ein Monopol erworben haben, unsere politischen Zeitungen in Deutschland mit Berichten aus Nordamerika zu versorgen, und deren Verschweigen von Thatsachen charakteristisch für diese Publicisten der „republikanischen“ Partei ist, erzählen ohnehin nicht gern unliebsame Dinge. Die nachfolgenden Schilderungen sind dem washingtoner Berichterstatter der „Times“ entlehnt und vom 16. Februar 1866 datirt. —

Zuerst wird darauf hingewiesen, daß zwischen der Physiognomie des Parlamentes in Nordamerika und jener der gesetzgebenden Körper in Europa ein großer Unterschied herrsche. Die „Gleichheit“ spiele eine große Rolle. Der Kutscher, welcher vom Bock herabspringt und ins Weiße Haus geht, um auch seinerseits dem Präsidenten die Hand zu schütteln, benimmt sich nicht eben mit Ergebenheit gegen ein einfaches Congreßmitglied. Ohnehin sehen die Wähler in einem Congreßmanne, falls derselbe nicht etwa, ausnahmsweise, durch hervorragende persönliche Eigenschaften sich auszeichnet, eine Person, die eigentlich unter ihnen steht; er gilt für einen bezahlten Diener und muß sich höflich gegen die benehmen, welche ihn angestellt haben; er muß vor allen Dingen ihre Interessen in Obacht nehmen; wenn er das nicht thut, gilt er für nicht des Geldes werth, das er bekommt. Für die einflußreicheren Wähler muß er Aemter und Stellen ausfindig machen; wo nicht, darf er auf keine Wiedererwählung rechnen. Deshalb ist das Capitol allezeit mit freien, unabhängigen Wählern umdrängt, die Sorge dafür getragen haben, daß ihre geheime Abstimmung nicht geheim geblieben ist. Sie sind gekommen, um für ihre Söhne eine Stelle, etwa im Postamte, zu erbitten oder in irgend einem andern Verwaltungszweige.

In keiner andern Stadt Nordamerika's kann man eine buntere und schärfer markirte Sammlung nordamerikanischer Menschentypen beisammen sehen, als gerade in Washington; sowohl in den Straßen wie in den Corridors und „Lobbies“ (Vorzimmern) des Capitols. Da erscheint der typische Amerikaner mit seinem langen, dünnen, knochigen Antlitz, gelb wie Pergament, mit mürrischem und keineswegs angenehmem Gesichtsausdrucke; er hat am Kinn einen Büschel dicken Haars und zwischen Zähnen und Backe ein Priemchen Kautaback. So sehen im Durchschnitte diese Leute aus; daß es auch andere, ansprechendere Erscheinungen gibt, versteht sich natürlich von selbst.

Diese „Gentlemen" haben sehr desultorische Gewohnheiten, sind immer auf den Beinen und streifen umher; für ihre Hauptunterhaltung sorgt der Congreß, und sobald die Thüren des Capitols geöffnet werden, beginnt der Andrang dorthin. Von irgend einem Hinderniß bemerkt man nichts; vielmehr wird der Besuch dieser Gentlemen erwartet; man kann das schon abnehmen aus der unzähligen Menge von Speibecken (Quispelbosjes würde ein Holländer sagen); sie sind aus Gatta pertscha verfertigt und stehen in langen Reihen an den Wänden, sind auch sehr groß; aber gegen 3 oder 4 Uhr Nachmittags ist doch überall der Fußboden naß und schlüpferig von dem gelben Speichel.

Senat und Repräsentantenhaus halten in ganz entgegengesetzten Theilen des Gebäudes ihre Sitzungen, und die Menge wogt von einem Ende zum andern hin und her. Viele bleiben unter der Kuppel stehen, um die Gemälde zu bewundern, welche Auftritte aus der Geschichte Nordamerika's darstellen, oder die oberen Fresken, „ein wundervolles Gemälde"; denn alle möglichen Götter werfen Segensfülle auf die Republik herab. Im alten Senatssaale, welcher zwischen den jetzt benützten „Hallen" liegt, stehen mehre nichts weniger als hübsche Büsten Lincolns und Johnsons, einige Statuen und eine große Gypsfigur, welche die Freiheit darstellen soll. Die Amerikaner bewundern diese Figur und sagen: sie sei ein mächtiges Ding, „a big thing". Man besieht sich auch die Broncethüren, von denen manchmal Stücke gestohlen werden. Man hat das so arg getrieben, daß jüngst der Sprecher des Repräsentantenhauses die Sache zur Sprache brachte und sich über diesen schamlosen, der amerikanischen Bürger keineswegs würdigen Diebstahl bitter beschwerte.

Im Capitolium findet man auch allerlei Gewerbszweige installirt, welche in Europa von den Parlamentsgebäuden ausgeschlossen sind. Da sieht man Hökerstände, wo bestaubte Kuchen, „Citronensoda", Photographien, Marmorstücke und wer weiß was noch sonst feilgeboten werden. Da findet man auch eine komödiantisch herausgeputzte Figur, den in Thierfelle gekleideten „Californischen Jäger", der seinen Stand dicht an der Eingangsthüre hat und allezeit von biederen Landleuten umstanden ist, welche mit offenem Munde den Mann anstarren. Dienerschaft oder Polizei hält sich nur an den Thüren auf. Die „Erfrischungssäle" sind auch dem Publikum zugänglich; geistige Getränke, deren Genuß durch Congreßverordnung hier verboten worden ist, werden nicht verabreicht. Das ganze Gebäude wird durch Röhrenleitung erwärmt, ist aber fast immer unerträglich heiß, und den Sitzungssälen fehlen alle Vorkehrungen zur Ventilation.

In dem sehr geräumigen Saale des Repräsentantenhauses könnten sechsthalbhundert Mitglieder (wenn alle Staaten vertreten sind) statt der 277 Repräsentanten Platz haben, vorausgesetzt, daß die Pulte weggenommen würden. Das Licht fällt von oben herein, und in der Mitte jeder Scheibe befindet sich das Wappen eines Staates. Der Sprecher sitzt dicht an der Mauer unter einer der Gallerien; über ihm sieht man einen großen Adler von Messing und zwei Flaggen. Ihm gegenüber sind im Halbkreise die Pulte der Mitglieder aufgestellt, und rings um die Halle laufen die Gallerien für die Zuhörer; sie können wohl an 1500 Menschen fassen. Die Leute gehen ab und zu, wie es ihnen beliebt, „ohne Unterschied der Rasse oder Farbe"; auf einigen Gallerien dürfen jedoch Männer, welche keine weiblichen Personen bei sich haben, nicht erscheinen. Für den diplomatischen Körper ist allerdings eine besondere Gallerie bestimmt, doch ist die Loge stets von dreimal mehr Frauen besetzt, als überhaupt Diplomaten in Washington sind, meist Gattinnen von Repräsentanten, die erschienen sind, um die Reden ihrer Männer anzuhören und manchmal sehr vernehmlich mit hineinzusprechen.

Auf diesen Gallerien herrscht allezeit mehr oder weniger Geräusch und Confusion, und sehr oft werden die Debatten des Hauses durch Beifallsbezeigungen unterbrochen. Im Senate werden dergleichen sofort unterdrückt, weil es hier ordentlicher und würdiger zugeht. Freilich sind nur etwa 60 Senatoren (wenn sie aus allen Staaten der Union da sind) im Hause und davon oft kaum 20 anwesend, während von den jetzt 191 Repräsentanten insgemein nur wenige fehlen; die 86 Repräsentanten der südlichen Staaten sind bekanntlich noch nicht zugelassen worden; der Congreß ist also nur ein Rumpf.

Die Farbigen bilden den ruhigsten Theil der Zuhörerschaft. Sie finden sich in großer Menge ein und sitzen stundenlang da, ohne daß sie irgend welches Interesse an den Verhandlungen erkennen lassen. Die höheren Klassen der Farbigen gehen am liebsten in den Senat; dort zeigen sich ihre Damen in Purpur und Scharlach mit echten oder nicht echten Spitzen, mit Shawls auf dem Rücken und allen Blumen des Feldes auf den Hüten. Sie bringen Maisbrot mit, weil sie ihr Diner nicht verlieren mögen und gehen nur vom Platze, wenn der Thürsteher den Wink dazu gibt.

Fast so zahlreich wie die Neger sind auch die verabschiedeten Soldaten und dann die Leute jener in Washington sehr zahlreichen Klasse, die weiter nichts zu thun hat, als Gast- und Schenkhäuser zu besuchen. Sie gehen auch gern ins Capitol, um sich dort zu wärmen. Bei gutem Wetter finden sich hunderte von Ladies im Capitol ein; sie nehmen aber keinen lebhaften Antheil an den Verhandlungen, verweilen nur kurze Zeit in dem einen und dem andern Hause, unterhalten sich sehr lebhaft über Dinge, welche nur für Frauen Interesse haben, oder sie häkeln und lesen Romane, während ein Mitglied sich mühsam durch ein dickes Manuskript arbeitet und dem Haus auseinander setzt, wie die Union reconstruirt werden müsse.

Der Sprecher des Hauses, Herr Colfax, hat einen lebendigen Blick und eine gute Stimme. Es ist Brauch, diesen Beamten bei einer neuen Session des Congresses durch Ballot zu erwählen, und das älteste „constructive" Mitglied nimmt ihm den Eid ab. Nachher läßt er dann alle anderen Mitglieder schwören. Er trägt sich ganz bürgerlich, ohne irgend ein Abzeichen; wenn er „den Sessel" verlassen will, schickt er eine Notiz an irgend ein ihm beliebiges Mitglied, welches dann präsidirt. Er bezeichnet sich gewöhnlich als „der Sessel" (the chair) und sagt bei Abstimmungen: „Der Sessel meint, daß, die dafür sind, die Majorität bilden (the chair thinks the ayes have it)." In Bezug auf einen Ordnungsruf hat der Sprecher keine definitive Entscheidung; das zur Ordnung gerufene Mitglied kann Einwendungen dagegen machen und dann kommt die Sache ans Haus, das dann entscheidet; bei Stimmengleichheit hat der Sprecher den Stichentscheid. Er ernennt alle Ausschüsse und übt dadurch einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Insgemein ernennt er mehr Mitglieder seiner eigenen als der Gegenpartei, welche letztere aber auch in den Ausschüssen vertreten sein soll; das wenigstens ist so Herkommen. Im gegenwärtigen Congreß hat Colfax seine Befugniß derart ausgeübt, daß die Radikalen in allen Ausschüssen die Mehrheit bilden. Der Senat dagegen ernennt dieselben durch geheime Abstimmung. Ruhe gebietet der Sprecher,

indem er mit einem Hammer, den er oftmals sehr stark in Bewegung zu setzen hat, auf den Tisch klopft.

Wir gehen in das Technische der verschiedenen Abstimmungsarten hier nicht ein, wollen aber eine Eigenthümlichkeit hervorheben. Es ist herkömmlich im Repräsentantenhause, daß ein Mitglied über eine Bill so oft reden kann, als ihm beliebt; im Senate darf Einer aber an demselben Tage sich an einer Debatte nur zweimal betheiligen, es sei denn, der Senat gäbe Extraerlaubniß. Die Geschäftsordnung wird jedoch nur selten genau beobachtet; meist nur dann, wenn ein Mitglied speciell darauf dringt. Im Hause soll Keiner länger als eine Stunde reden, in der Praxis aber hält man sich daran nicht. Auf eine Stunde hat der Redner also ein Anrecht; es kommt aber vor, daß er nur fünf Minuten sprechen will; ihm gehört aber „the floor", und er verfügt über seine Stunde derart, daß er die überschüssige Zeit unter seine Freunde vertheilt. „Ich trete the floor (eigentlich den Fußboden, die Tenne) auf zehn Minuten an das Mitglied für Maine ab;" oder: „nun gebe ich fünf Minuten dem Mitgliede für Pennsylvanien" und sofort, bis eine Anzahl der Parteigenossen bedient worden ist. Der Speecher verkündet, wann jedes Redners Zeit abgelaufen sei.

Ein Repräsentant oder ein Senator, welcher zum Hause redet, kann von den Mitgliedern durch Fragen oder Widerspruch unterbrochen werden, wenn er nichts dagegen einzuwenden hat. Diese Freiheit wird vielfach mißbraucht, und es kommt nicht selten vor, daß die älteren Mitglieder ein jüngeres hänseln und in Verwirrung zu bringen suchen. Manchmal dienen solche Unterbrechungen zur Aufklärung der Sache, zumeist aber geschehen sie in muthwilliger Absicht.

In der jüngsten Zeit hat das Repräsentantenhaus großen Gefallen an Soldatenvergötterung gefunden. Sobald ein Generalmajor sich „auf der Flur" blicken läßt, wird er in Beschlag genommen und aufgefordert, eine Rede zu halten. Der erste Unfug dieser Art geschah, als General Sherman ins Haus trat. Raymond aus Neuyork sprach gerade über Reconstruction. Die Mitglieder verließen ihre Plätze, umringten den General, und das Händeschütteln nahm lange kein Ende. Die Geschäftsordnung war unterbrochen. Ein Mitglied von Illinois schlug eine Suspendirung derselben „auf fünf Minuten" vor, damit das Haus dem General vorgestellt werden könne. Angenommen. Der Sprecher verließ seinen Sessel, ging durch die Halle, nahm den General beim Arme und führte ihn auf den „Chair". Dort umlagerten ihn dann die Mitglieder, während der grimme Thaddäus Stevens (der wilde, blutgierige Erzfanatiker aus Pennsylvanien) starr und zornig sitzen blieb. Die Gallerien tobten Beifall und das ganze Haus war in Verwirrung. Diese Art von Enthusiasmus hat sich dann mehrfach gegenüber weniger ausgezeichneten Soldaten wiederholt; aber zu viel ist zu viel; das Haus wurde der Soldatenvergötterung müde, und nun hüten sich die paar hundert Generalmajore, von denen es in Washington wimmelt, auf die Flur zu kommen.

Bemerkenswerth ist auch die Nachsicht, mit welcher selbst der allerlangweiligste Redner seine Sachen zum Besten geben darf. Da holt ein Mitglied ein dickes Manuskript hervor und fängt an zu lesen. Er arbeitet sich ab, um bei seinen hochtrabenden Redensarten und Floskeln und seiner faden Deklamation, die er zu Hause mühsam aufs Papier gebracht hat, sich zu steigern und lebendig zu werden. Wenn er dann das Haus mit seinen Blicken mustert und mit den Armen herumfuchtelt, trifft es sich wohl, daß er beim Wiederblicken auf das Manuskript sich nicht zurecht finden kann. Er wiederholt also ein paarmal seine letzten Redensarten, sucht und sucht dabei in seinem Hefte, murmelt etwas Unverständliches vor sich hin, gewinnt endlich den Faden wieder und arbeitet dann fort, bis er zu Ende gekommen ist. Das Haus hört freilich kaum auf das, was er zum Besten gibt, verhält sich aber ruhig.

Diese abgelesenen Redeübungen werden ihrer ganzen Länge nach dem „Congressional Globe" einverleibt, und manchmal füllt die Stylübung eines höchst unbedeutenden Mitgliedes 15 bis 20 eng gedruckte Spalten. Die Druckkosten werden von der Regierung getragen. Neulich bestand eine einzige Tagesnummer des „Globe" aus — 68 Seiten! Alles Redeübungen, aber abgelesene, einer Sitzung; in dieser weiten Wüste von Worten war aber nur wenig Beachtenswerthes zu finden. Es kommt manchmal vor, daß ein Mitglied des Hauses bittet, seine Rede als vorgelesen anzunehmen, und sie wird dann im „Globe" abgedruckt, als ob sie wirklich gehalten worden wäre. Das ganze Verfahren bringt Schlotterigkeit in die Verhandlungen, und es ist gar keine Rede davon, die Mitglieder anzuhalten, daß sie sich mit dem Gegenstande beschäftigen, der gerade auf der Tagesordnung steht. Die Regierung zahlt dem Drucker des „Globe" eine bestimmte Summe für jede Seite, und jedes Mitglied bekommt kostenfrei 25 Exemplare einer jeden Nummer. Das Blatt hat seine eigenen Berichterstatter, und die Debatten werden unverkürzt gegeben. Aber zwei Drittel der Reden, welche vorkommen, werden im Voraus dem Redakteur eingehändigt, der sie drucken läßt, und die „Redner" lesen dann ihre schon gedruckten Reden ab! Man nimmt dabei an, daß Alles, was solch ein Redner zu sagen hat, lediglich für seine speciellen Wähler bestimmt sei; ohnehin liest Niemand Anders sie.

Styl und Charakter dieser rhetorischen Auslassungen sind sehr oft von ganz extraordinärer Beschaffenheit, wenigstens nach europäischen Begriffen. Man citirt Bibelverse, um die Gegner zum Schweigen zu bringen, und während der jetzigen Debatten über den Süden vergehen selten 24 Stunden, ohne daß Pontius Pilatus und Judas Ischarioth weidlich herhalten müssen.*)

Vor etlichen Tagen schloß ein Mitglied im Repräsentantenhaus seine Rede so, daß er den ganzen Gesang: „Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen" (How sleep the brave who sink to rest) hersagte. Die „Ladies" auf den Gallerien waren davon höchst gerührt und sehr erbaut, aber der Sprecher schrieb inzwischen, und die meisten Mitglieder — schliefen. Bald nachher wurden die Verhandlungen etwas aufgeweckter. Ein Mitglied hatte dem andern gesagt, es habe eine „Unwahrheit" geäußert; worauf die Entgegnung erfolgte, man werde sich nicht hinter die parlamentarische Geschäftsordnung verkriechen; der Freund werde wissen, wo man zu finden sei.

---

*) Der Apostel Paulus spielt bei den biederen Yankees auch eine Rolle. Ich fand in den Berichten über die Senatsverhandlungen vom 10. Januar 1866 Folgendes:

„Senator Howe von Wisconsin reicht einen Beschluß ein: man möge eine provisorische Regierung für die Bevölkerung des Territoriums ernennen, welches vor Kurzem Krieg gegen die Vereinigten Staaten geführt und dadurch alle politischen und sonstigen Rechte verwirkt habe. Seine Rede begann folgendermaßen:

„Als der heilige Paulus auf dem Hügel des Mars stand und proklamirte, daß Gott alle Nationen der Erde von einem Blute machte, spielte der Herr da den Demagogen?" Und so weiter.

A.

Die Verherrlichung der amerikanischen „Institutions“ ist in der That, man muß es gestehen, wundervoll und wird allemal mit großem Applaus aufgenommen. Hier eine Probe aus der allerjüngsten Zeit. Der Repräsentant, welcher Folgendes sprach, ist ein Herr Grinnell.

„Nein, Herr Sprecher, wir wollen es der Welt verkündigen und es möge hier gesagt werden, daß, nachdem wir die Rebellion besiegt, nachdem wir die Rebellenarmee unterworfen haben, wir auch vorbereitet sind, dieses Land zu beherrschen und unser Volk frei zu machen. Und wenn jener stolze, alte Vogel der Freiheit durch das Land hin kreischt, in seinem Schnabel das breite Banner des Ruhmes und der Schönheit tragend, dann mögen alle entrollten Sterne desselben der Welt kund thun, — kund thun in einer Sprache, vor welcher alle Throne und Tyranneien bis in ihr Centrum erzittern: — Dies ist die Heimat der Freiheit.“ (Beifall.)

Die Theorie, daß Könige, Königinnen und Kaiser unablässig vor dem „besternten Banner“ zittern, gilt für eine ausgemachte Wahrheit, und im Congreß wird man nie müde, dieselbe zum Besten zu geben, öfter jedoch im Repräsentantenhaus als im Senate. Humor gehört unter die Seltenheiten; man strebt nicht dahin, ein Lächeln hervorzurufen, Alles ist erschrecklich ernst an diesen Debatten, sarkastische Reden kennt man kaum, und eine lebhafte improvisirte Erörterung ist in dieser Session noch gar nicht vorgekommen. Die meisten Redner betheuern gewöhnlich mit großem Nachdruck, wie aufrichtig und uneigennützig sie seien, und diese Stellen sind auf ihre Wähler berechnet.

Folgende Stylprobe, welche ein Herr Williams aus Pennsylvanien zum Besten gab, läßt gewiß nichts zu wünschen übrig: —

„Und wenn ich hier auf diesem Flur allein stände und es wäre mein letztes Wort, das ich hier spreche — ich halte die Treue und Wahrhaftigkeit, welche Gott mir verliehen hat, gegenüber einem Volke in Nöthen und im Angesicht der düsteren, Unheil verkündenden Vorzeichen, welche den Horizont umwölken und sogar die uns umgebende Atmosphäre erzittern machen. Ich will dem Volke zurufen: Erhebe dich aus deiner falschen Sicherheit oder bereite dich vor auf ein zweites Schlacht- und Brandopfer. Hier habe ich meinen Stand genommen und mit Gottes Hilfe will ich ihn bis an mein Ende behaupten. Andere mögen wanken und schwanken inmitten der großen Heimsuchung, — durch mich aber soll kein Recht verkürzt, kein Privilegium preisgegeben, kein einziges Blatt abgepflückt, kein Juwel gebrochen werden aus der Krone des repräsentativen Körpers.“

Aehnliche Blüthen der Congreßrhetorik werden täglich ausgestreut. Ein Herr Newell hat in diesen Tagen auch Einiges geleistet: —

„So wird unser geliebtes Vaterland, von seinen Wunden geheilt und freigeworden von dem Zauberbanne, welcher dasselbe hundert Jahre lang gebunden hielt, in ein neues Dasein springen, um in Großartigkeit und Größe auch die ausschweifendsten Visionen unserer patriotischen Ahnen zu übertreffen, und sein Banner, aufgepflanzt auf den ewigen Hügeln der Wahrheit und Gerechtigkeit, soll zum Leuchtthurm werden für die unterdrückten Kinder der Leute, welche hierherwärts kommen und für sich und ihre Kinder und Kindeskinder eine Zufluchtsstätte und ein Erbtheil finden, bis es keine Zeit mehr gibt!“

Außerhalb des Congresses sind die volksthümlichen Reden von noch ganz anderer Art. In einer Staatsconvention in Mississippi sprach, laut den Zeitungsberichten, ein Mann in folgender Weise: —

„Ich bin dort unten her aus dem Moorbruche, Sir, und stehe heute hier als Vertreter von Jones County. Das Volk sagt, Jones County habe sich vom Staate Mississippi getrennt. Ja, Sir, wir secedirten von der Conföderation, und, Sir, wir bekämpften sie gleich Hunden. Wir schlugen sie todt wie Teufel, wir begruben sie wie Esel. Ja, wie Esel, Sir! Meine Leute dort unten in Jones County secedirten kraft ihrer souveränen Machtvollkommenheit und wurden Moorbruchleute. Wir bekämpften sie, als ob sie Hunde seien und schlugen sie todt wie Höllenhunde; das sage ich, Sir. Ich kam aber nicht hierher, um Gas zu machen, Sir, und ich trete mein Anrecht auf den Flur ab, Sir, will aber noch das eine Gefühl äußern, daß ich mich hier für Jones County im Allgemeinen erhob; ja, Sir, ich bin allezeit für Jones County. In meinem County, das viel gelitten hat, steigt das Wehklagen von 380 zu Wittwen gewordenen Frauen und Kindern mit zerrissenen Hemden empor zum Gotte des Rechts und appellirt in Zähren zu den bestallten Gewalten um Unterstützung.“

Bis zu dieser Höhe der Rhetorik versteigt man sich im Congreß nicht gerade oft, aber jener Styl hat dort auch seines Gleichen; man bezeichnet ihn als „Puffer“ (blower). Entsetzlich viel Zeit wird mit unnützen Dingen vergeudet, und eines der gelesensten neuyorker Blätter sagte neulich: „Wir hätten eine praktische Gesetzgebung nöthig und statt dessen haben wir in den Debatten eine öde Wüstenei. Uns thut Versöhnung und Großherzigkeit noth, und statt derselben haben wir ein zur Schau tragen von Despotismus und Rachgier, die unter allen Umständen einer gesetzgebenden Versammlung unwürdig sind.“

Jedes Mitglied des Repräsentantenhauses bekommt jährlich 2000 Dollars und Reisegeld je nach der Meilenentfernung; es hat Postfreiheit für alle seine Briefe und die gedruckten Berichte, bekommt 25 Exemplare des „Globe“ und noch 3 Tagesblätter. Senatoren können nicht wegen Schulden verhaftet werden.

Mage's und Quintins Reise vom Senegal nach Timbuktu.

Seit einem Jahre ist man in St. Louis am Senegal, wie in Europa, ohne alle Kunde von den beiden Reisenden. Unsere Leser erinnern sich, daß wir im Globus das Vordringen derselben bis nach Sego am obern Niger verfolgt haben; wir konnten aber nur vereinzelte Notizen geben, wie wir sie eben fanden. Jetzt bringt die „Revue maritime et coloniale“, Februar 1866, eine übersichtliche Darstellung, welcher wir das Nachstehende entlehnen. Ueber Hadsch Omar und dessen Pläne haben wir verschiedene Male ausführlich gesprochen und brauchen also hier nur anzugeben, was zum Verständniß unbedingt nöthig ist.

Im Jahr 1854 wurde von Seiten der Franzosen der Plan entworfen, ihre Besitzungen südlich vom Senegal und bis an den obern Lauf des Stroms auszudehnen. Um dieselbe Zeit predigte ein Toucouleur (d. h. ein Mischling von Fulbe und Neger), der Hadsch Omar, den heiligen Krieg. Sein nächster Zweck war, diejenigen Länder der Schwarzen, welche sich noch nicht zum Mohammedanismus

bekehrt hatten, zu unterjochen, insbesondere Kaarta und Bambarra, selber ein Reich zu gründen und dem Vordringen der Weißen eine Schranke zu setzen. Schon 1855 waren die Agenten dieses Marabut im westlichen Senegal umhergezogen, um alle Mohammedaner in Aufregung zu bringen. Dann brach der Krieg aus, welcher bis 1860 dauerte. Hadsch Omar sah, daß er am Senegal den Franzosen keine Provinz aberobern könne, und wandte sich dann gegen Osten. Im Jahr 1862 war er auf einige Zeit Gebieter der Landschaften Kasso Bambuk, Kaarta, des Fulbereiches Masina, von Sego in Bambarra, und selbst Timbuktu fiel in seine Gewalt. So hatte er ein, allerdings ephemeres Reich am obern Senegal und obern Niger von etwa 20,000 Quadratmeilen Größe.

Den Franzosen am Senegal lag daran, die Lage der Dinge im innern Sudan näher kennen zu lernen, und man beschloß den Schiffslieutenant Mage dorthin zu senden. Derselbe hatte schon 1861/63 eine Reise zu den Duaisch gemacht, einem berberischen Volk am rechten Ufer des obern Senegal. Eben damals kam der Lieutenant Aliun Sal, dessen Erlebnisse wir im Globus erzählt haben, von seiner Reise (Juli 1860 bis 1862) zurück; er war bis in die Nähe von Timbuktu gekommen.

Mage sollte sich mit Hadsch Omar in direkte Verbindung setzen, als Bevollmächtigter des Gouverneurs auftreten und dem mächtigen Marabut, eventuell dessen Nachfolger, Vorschläge zu einem Handelsvertrage machen. Er wurde mit Geldmitteln reichlich versehen, vollständig ausgerüstet, wählte sich selber zehn schwarze Landsoldaten und Matrosen (Laptots) aus und nahm ein tragbares Boot mit. Sein europäischer Begleiter war ein Arzt, Dr. Quintin.

Wir haben nun auch den Text seiner Instruktionen vor uns. Mage sollte die Landstrecke, sagen wir die Linie, näher erforschen, durch welche die am weitesten landein gelegenen Handelsfaktoreien (die zugleich eine Art von Forts bilden), nämlich Bakel und Medine, mit dem obern Niger in Verbindung stehen, namentlich mit Bammaku, das schon an diesem Strome (dem Dscholiba) liegt. Von dort sollte er nach Bangassi, der Hauptstadt von Futadugu, gehen. Es ist die Absicht der französischen Regierung, zwischen Medine und Bammaku drei oder vier Handelsfaktoreien anzulegen; die erste in Bafulabe, wo der Basing, d. h. der eigentliche obere Senegal den Bakhoy aufnimmt. Von dort aus will man den westlichen und centralen Sudan mit europäischen Waaren versehen. Es wurde dem Reisenden freigestellt, nach vollzogenem Auftrage gerades Weges nach St. Louis an der Senegalmündung zurückzugehen, oder den Niger abwärts nach Timbuktu vorzudringen und von dort entweder durch die Wüste nach Algerien oder stromab bis an die Mündung zu gehen und sich auf einem englischen Packetboot einzuschiffen.

Der Reisende hatte ein amtliches Schreiben an Hadsch Omar und blieb während der letzten Monate des Jahres 1863 am obern Senegal, um sich wieder etwas an das Klima zu gewöhnen und die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Ohnehin hätte er während der Regenzeit die Wanderung nicht antreten können. Im Oktober erhielt er eine Meldung vom Gouverneur Faidherbe, des Inhalts: Hadsch Omar sei durch den Scheich El Bakay aus Timbuktu verdrängt worden und laufe Gefahr, auch das von ihm eroberte Masina zu verlieren. Der Gouverneur erwähnte auch, daß er am 4. September 1863 mit einem Schwestersohne El Bakay's, dem Sidi Mohammed ben Sin el Abidin ben el Scheich Sidi Mochtar ein Uebereinkommen wegen gegenseitigen Schutzes abgeschlossen habe. Sidi Mochtar trat als Repräsentant des mächtigen Stammes der Kuntah auf (— dieser ist rein arabischen Blutes und hat sich von aller Vermischung mit Negern fern gehalten —); El Bakay's Familie ist, wie wir aus Heinrich Barths Berichten wissen, in diesem Stamme die angesehenste. Sie übernahm den Schutz der Europäer, welche in den Sudan kommen würden.

Am 24. November 1863 brachen Mage und Quintin von Medine auf, befanden sich am 30. an den Wasserfällen von Gouine und am 10. Dezember in Bafulabe, das schon in dem, Hadsch Omar unterworfenen Gebiete lag. Dort wurden sie von den Behörden sehr gut aufgenommen. Am 6. Januar 1864 hatten sie von Kundian, einem festen Platz am Basing, 18 Lieues südlich von Bafulabe, einen Brief nach St. Louis geschrieben, wo inzwischen die Nachricht eingetroffen war, daß Hadsch Omar in Hamd Allahi, der Hauptstadt von Masina, belagert worden, und nachdem man ihn gefangen genommen, getödtet worden sei. Es ließ sich voraussehen, daß nun in dem rasch zusammen eroberten Reiche große Verwirrung nicht ausbleiben werde, aber man glaubte annehmen zu können, daß Hadsch Omars Nachfolger, von ihren Feinden hart bedrängt, einen französischen Bevollmächtigten gut aufnehmen würden, um die Zahl ihrer Gegner nicht noch zu vermehren.

Hadsch Omars Tod wurde von seinen Heerführern und Häuptlingen geheim gehalten, und das Volk glaubte noch nicht an sein Ableben.

Am Ende Aprils 1864 meldete der Commandant von Bakel nach St. Louis, daß dort zwei Toucouleurs aus Sego eingetroffen seien. Sie berichteten, Mage und Quintin seien am 28. Februar 1864 in dieser Stadt angelangt und von Ahmedu, einem Sohne Hadsch Omars, der König von Sego geworden ist, gut aufgenommen worden. Im Juni trafen Briefschaften von den Reisenden selbst ein, datirt Sego (oder Segu) 23. April 1864, und sie bestätigten die Angabe der beiden Toucouleurs. Mage schrieb, er habe den Weg über Bangassi in Futadugu nicht nehmen können, weil es in dieser Provinz sehr unruhig hergehe; deshalb sei er gezwungen gewesen, nach Norden hin abzubiegen und über Diangunte zu gehen; von dort aus gelangte er am 22. Februar nach Nyamina am Niger und am 23. nach Sego. Dort versprach Ahmedu ihn demnächst nach Hamd Allahi (Hamdu Allah) abreisen zu lassen, „wo Hadsch Omar verweile". Man wußte aber in Sego allgemein, daß schon seit drei Vierteljahren, seit der Mitte 1863, die Verbindung mit Masina unterbrochen war. Schon gegen Ende des Jahres 1862 war ein Heer, welches Ahmedu seinem Vater zu Hilfe geschickt hatte, auf dem Wege dorthin völlig aufs Haupt geschlagen worden.

Im August 1864 ging Gouverneur Faidherbe selber nach Medine, konnte aber dort keine näheren Nachrichten über den Stand der Dinge in Sego erhalten. Er traf dort Häuptlinge aus Bambarra, welche früher Herren in Kaarta gewesen waren, mit den Uled Embarek-Mauren im Bunde standen und eben jetzt im Kriege mit solchen Häuptlingen waren, welche Hadsch Omars Partei ergriffen hatten. Jene Bambarrahäuptlinge waren den Franzosen freundlich, weil sie früher während ihres Kampfes gegen Hadsch Omar von denselben manche Begünstigungen erfahren hatten.

Am 28. Oktober 1864 trafen in Bakel zwei Leute aus dem Gefolge Mage's ein, Sidi und Bakary; der letztere war ein Vertrauensmann des Reisenden und brachte eine

Bockshaut, in welcher sich Briefe befanden. Faliu, Commandant von Bakel, rieth ihm, diese Bockshaut sofort auf der Post zu deponiren; Bakary erklärte jedoch, er habe strengen Befehl von Mage, dieselbe dem General Faidherbe persönlich zu überreichen und nahm sie mit sich in das Haus, in welchem er Unterkommen gefunden. Am andern Morgen war sie verschwunden und hat auch nicht wieder aufgefunden werden können. Das ist ein empfindlicher Verlust, weil die Briefe ohne Zweifel umfassende Nachrichten über den Stand der Dinge am obern Niger enthielten.

Jene zwei Boten gingen dann nach St. Louis und statteten dem Gouverneur mündlichen Bericht ab. Mage, so erzählten sie, wäre sehr ungeduldig geworden und wolle Sego verlassen. Er habe dem Ahmadu erklärt, daß er wohl oder übel am andern Tage weiter reisen wolle und habe auch schon sein Gepäck in Bereitschaft. Der König aber ließ die Thore der Stadt schließen und erklärte: „Du bist vom Gouverneur beauftragt worden, meinen Vater zu sehen; jener würde auf Dich und auf mich böse werden, wenn Du fortgingst, ohne seinem Willen nachzukommen."

Faidherbe schickte die beiden Leute zurück mit einem Brief an den König von Sego. Er schrieb demselben, daß er seine beiden Bevollmächtigten heimkehren lassen möge; man werde andere schicken, um den Vertrag abzuschließen. Mit dem Briefe gingen auch Geschenke ab, und Ahmedu erhielt auch das Versprechen, man wolle den Leuten des Königs, welche die Reisenden wohlbehalten auf französisches Gebiet brachten, eine lange Kanone geben; vermittelst derselben könne der König dann Sansanding (eine Stadt am Niger, unterhalb Sego, noch in Bambarra, aber unweit der Grenze von Masina) erobern. Ahmedu belagerte dasselbe seit längerer Zeit vergeblich. Die Boten nahmen auch allerlei Sachen für die Reisenden mit, namentlich Arzneien, denn Quintin hatte in Sego eine große Praxis.

Das waren die letzten direkten Nachrichten. Gegen Ende Dezembers 1864 ging André, Unterlieutenant bei den senegambischen Scharfschützen in Medine, nach Kuniakari in Kaarta und fand dort eine gute Aufnahme. Der Militärhäuptling der Provinz, Terno Musa, war eben aus Sego angekommen; dort habe er die beiden Weißen in bester Gesundheit verlassen. In Bezug auf Hadsch Omar wollte er glauben machen, derselbe sei nicht todt, sondern „an einem Orte, dessen Namen Keiner kenne"!

Am 25. Januar 1865 unternahmen Perraud, Lieutenant bei den Spahis, und der Marinewundarzt Beliard gleichfalls von Medine aus einen Ausflug nach Kaarta und kamen am 10. Februar nach dessen Hauptstadt Nioro. Dort befehligte im Namen Hadsch Omars der Häuptling Mustapha. Sie wurden gut aufgenommen, sahen sich aber unangenehm überrascht, als sie in Nioro die beiden Boten Sidi und Bakary antrafen. Diese konnten nicht weiter, weil die Straßen zwischen Nioro und Sego von den Bambarras und Uled Embarek verlegt waren. Nun wollten Perraud und Betiard selber nach Sego gehen, aber davon mochte Mustapha nichts hören, weil das rein unmöglich sei, wenn man nicht eine ganze Armee habe, und über eine solche verfüge er gegenwärtig nicht. Perraud mußte also unverrichteter Dinge nach Medine zurückgehen. (— Inzwischen melden Nachrichten vom Senegal, Januar 1866, daß jene beiden Boten bis in die Nähe von Sego gekommen seien. Dort habe ein Mann sie getroffen, welcher aus dem Innern her in Bakel angekommen war. —)

Seit März 1865 hat man in St. Louis am Senegal keine direkten Nachrichten mehr aus Sego. Im Oktober 1865 kamen übrigens Schwarze von dort, durch Fuladugu, nach den französischen Handelsposten; sie erzählten, Mage habe, allein und an einer Dysenterie leidend, Sego mit dem König Ahmadu verlassen; man wisse aber nicht, wohin er gegangen sei. Andere Schwarze haben ausgesagt, er sei in guter Gesundheit in der Nähe von Timbuktu gesehen worden. Gelangte er dorthin, so traf er den Scheich el Bakay nicht mehr am Leben. Wir wissen durch Gerhard Rohlfs, von Ghadames aus, daß der ehrwürdige Mann auf einer Expedition von Timbuktu nach Hamd Allahi gestorben ist, in demselben Jahre, in welchem auch sein Freund Heinrich Barth die Augen schloß.

Die Halbinsel Hela.

Von **Friedrich Dentler**.

Von der blauen Flut der Ostsee umrahmt hebt sich an der Nordküste Westpreußens eine fünf Meilen lange Landzunge empor, deren Form und Gestalt wohl wenigen Lesern dieses Blattes bekannt sein mag. Diese abgeschlossene Scholle deutscher Erde besitzt viele Eigenthümlichkeiten; fast könnte man sie einen eigenen Kulturbezirk nennen, welcher fast gar nicht mit der Außenwelt in Berührung tritt und seine primitive Form hinsichtlich der Sitten und Gebräuche beibehielt. Keulenförmig erstreckt sich diese Landzunge — Halbinsel Hela genannt — von Nordwest nach Südost und ist an ihrem Anheftepunkt kaum eine achtel, an ihrem Endpunkt eine halbe Meile breit. Der durch sie gebildete Meerbusen heißt Putziger Wyck.

Längs dem Ostseestrande zieht sich ein vom Festland ausgehender Dünengürtel daher, welcher, einen riesigen Meerdeich bildend, Schutz vor den furchtbaren Sturmfluten gewährt, welche häufig die Landzunge zu durchbrechen drohen und wirklich in früheren Jahren, als die Dünen noch nicht mit Elymus avenarius (Sandrohr, Sandhafer) und Arundo avenaria bepflanzt und befestigt waren, Durchbrüche verursachten, deren (20 bis 30 an der Zahl) Oeffnungen bereits anwehender Treibsand zuschüttete.

Die Spitze Hela's flacht sich allmälig ab und endet mit einer in der Ostsee verschwindenden Sandbank, welche nur bei niedrigem Wasserstande sichtbar wird.

Nackt und öde, mit Juniperus und Kieferngestrüpp bewachsen, beginnt die Landzunge an ihrem Anheftepunkte mit der Dorfschaft Großendorf, die ihren Namen führt,

weil sie sich so sehr lang hinstreckt. Sie besteht, ebenso wie das nächste Dorf Kathen (Ceynowa), aus elenden, ärmlichen Fischerhütten.

Kußfeld, Putziger- und Danziger-Heisterneſt — letzteres ein Kirchdorf und wegen seiner nicht vor zu langer Zeit experimentirten Hexenproben bekannt — folgen auf Ceynowa. Hinter Danziger-Heisterneſt beginnt ein, sich bis ans Ende der Landzunge erstreckender Kiefernwald, der vor Hela, einer Stadt, der kleinsten Stadt im preußischen Staat, die Breite einer viertel Meile einnimmt.

Vor Hela stand früher Alt-Hela, ein nicht unbedeutender Ort, welchen eine furchtbare Sturmflut zerstörte. Einzelne Fischerhütten und die Trümmer und Schutthaufen einer zerfallenen Kirche bilden seine Ueberreste. Die Einwohner Alt-Hela's flohen nach der Spitze der Landzunge und erbauten hier auf einer höher gelegenen Stelle die neue Stadt Hela.

Diese zählt 300 Seelen; sie liegt, wie eben mitgetheilt, auf einem natürlichen Erddamm, nach dem Putziger Wyck, also nach dem Festlande gekehrt und besteht aus etwa 60 Häusern, welche in zwei Reihen stehen und nur eine Straße bilden. Sie sind winzig klein, mit Pfannen gedeckt und weiß übertüncht, besitzen einen Flur und zwei kleine Zimmer. Das Vorder- oder „Putzzimmer" liegt nach der Straße, das Arbeitszimmer nach der Hinterseite gekehrt. Im ersten paart sich Sauberkeit mit Aermlichkeit; im Arbeitszimmer, dem gewöhnlichen Aufenthalt der Familie, werden die Fischernetze ausgebessert, Stränge gedreht und überhaupt die häuslichen Geschäfte verrichtet.

Beim Eingange in diese „Stadt" fällt unser Blick auf die Kirche und das Pfarrhaus, vor welchem ein kleiner Garten sich befindet. Diese Kirche war früher eine Kapelle; die Hauptkirche stand in Alt-Hela, durch einen Anbau erhielt sie die jetzige Größe. Die Pfarrstelle gilt für eine Art von Exil; und in der That hat der Pfarrer kein beneidenswerthes Loos. An der Spitze der Stadtverfassung steht ein „Vogt", dessen Wille und Gebot viel gelten.

Von den Sitten und Gebräuchen dieser Stadt, welche mit der übrigen Welt kaum in Verbindung steht, ist eine Eigenthümlichkeit hervorzuheben, die sich auf die Hochzeiten und ihre Vorbereitungen bezieht.

Sonntag Nachmittags vor der Hochzeit besuchen die Brautleute den Herrn Pfarrer zum Kaffee, und nach ihm alle diejenigen, welche zum Feste eingeladen werden sollen, mit anderen Worten: die Brautleute selbst bitten sich ihre Gäste zusammen.

Hinter Hela liegt bis zum Wald eine Mulde, wo die Stadtbewohner ihre Gärten haben, in welchen sie Gemüse und Kartoffeln bauen. Zu den Hauptereignissen gehören Schiffsstrandungen zur Herbst- und Frühjahrszeit. Sobald ein Fahrzeug in Sicht ist, das auf den Strand zu laufen droht, eilt Jung und Alt an die Küste, um bestmöglichst Hilfe zu leisten. Dann wird aus einem dazu eigens construirten Geschütze eine Kugel, woran ein Strick befindlich, auf das Schiff geschossen. Gelingt dieses, dann wird der Strick befestigt und an demselben klettert das Schiffsvolk ans Land, oder setzt ein Boot in die See und benutzt den Strick wie bei einer Fähre als Leitseil, um an die Küste zu gelangen. — Die Helenser sehen eine Strandung nicht ungern, denn sie führt ihnen werthvolle Sachen zu: Talg, Holz, Seife, Spiritus und viele andere Gegenstände, die sich nützlich verwenden lassen.

Eine viertel Meile hinter Hela steht von dunklem Waldesgrün umgeben der Leuchtthurm. Allnächtlich strahlt sein Feuer hinaus auf das Meer, um den Schiffen den Weg in den Danziger Hafen, Neufahrwasser, zu weisen. Früher befand sich das Leuchtfeuer auf dem helaer Kirchthurm, und jene Kirche hat sich durch die daraus fließenden Einkünfte ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben.

Während die Stadt Hela protestantisch und „deutsch" ist, beginnt mit Heisterneſt das polnisch slavische Element hervorzutreten, welches den Katholicismus repräsentirt. Dort herrscht Sauberkeit und Reinlichkeit, hier Völlerei, Trunksucht und Schmutz. Unter diesen beiden Nationalitäten ist kein Verkehr, kein Umgang — die Leute kennen sich nicht.

Sämmtliche Bewohner der Landzunge leben von Fischerei. Der Fang auf Lachs, Dorsch, Stöhr und Flunder ist bedeutend; von ihm hängt die ganze Existenz der Helenser ab.

Die Trachten dieser Landzungenbewohner haben längst ihren ursprünglichen Typus eingebüßt und beschränken sich jetzt auf Folgendes: Mädchen tragen ihr freies Haar, Frauen eine weiße Strichmütze, und alte Frauen wickeln um diese weiße Mütze ein schwarzseidenes Tuch, welches auf den Scheitelbeinen zugeknotet wird. Die Männer kleiden sich in Schiffertracht und in weite Leinwandhosen; die Kopfbekleidung besteht aus dem bekannten Südwester.

Aus allen Erdtheilen.

Nähere Nachrichten über den Ausgang der Expedition von der Deckens.

Allmälig laufen Berichte ein, welche nähere Mittheilungen über das tragische Ende unsres muthigen Landsmannes bringen. Ueber den Ausgang der Expedition selbst ist kein Zweifel mehr; über manche einzelne Umstände lauten die Angaben nicht immer zutreffend; das erklärt sich aber aus der geringern Intelligenz der schwarzen Begleiter des Barons. Beim hamburger Senat ist der Bericht des Consulatsverwesers in Sansibar, Herrn Theodor Schultz, eingetroffen und veröffentlicht worden. Der Inhalt ist folgender:

„Im Verfolg meines Schreibens vom 30. Oktober habe ich mit Bedauern die traurige Nachricht von dem Tode des Barons Karl Klaus von der Decken und der Auflösung der ostafrikanischen Expedition zu melden. Herr von Schickh ist inzwischen vom Norden zurückgekehrt, und auch der englische Kriegsdampfer „Vigilant", Commandeur Latham, welcher sofort nach Ankunft zur möglichen Rettung des Barons und des ihn begleitenden Dr. Linck nach Brava geeilt war, hat auf hier zurückkommen müssen, ohne Weiteres zu erreichen als die Constatirung ihres Schicksals.

„Von den Eingeborenen, welche die Expedition theils als Diener, theils für den Schiffsdienst an Bord des „Welf" enga-

girt, begleiteten, sind inzwischen 12 hier eingetroffen. Ich habe ihre Aussagen zu Protokoll genommen, sobald sie den Fuß in Sansibar ans Land setzten, um zu verhindern, daß ihr Zeugniß durch andere Personen beeinflußt würde. Inwieweit denselben Glauben zu schenken ist, zeigen die Widersprüche, welche sich in den Aussagen wiederholten. Alle sind Neger, die keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Unwahrheit zu machen wissen, und die nur zu leicht das, was sie selbst gesehen, mit dem Gehörten verwechseln.

„Auf den Wunsch des Herrn von Schickh wandte ich mich an Se. Hoh. den Sultan, um durch diesen ein weiteres Verhör veranstalten zu lassen und die durch Widersprüche sich selbst verdächtig Machenden zu bestrafen. Dieses Verhör ist noch nicht beendet, und ich werde nicht verfehlen, das Resultat mitzutheilen. Said-Madschid hat sofort die nöthigen Schritte gethan, um das Eigenthum der Expedition, welches innerhalb seiner Besitzungen am Festland zum Vorschein kommen möchte, auf hier zu bringen, und um die Papiere, namentlich das Tagebuch, welches der Baron von der Decken bei sich führte, zu retten. Hoffentlich wird es den Bemühungen Sr. Hoh. gelingen, des Somalen Addio-Bu-Abdenor habhaft zu werden, um auszufinden, ob sich derselbe des Verraths am Baron und seinen Begleitern schuldig gemacht hat, oder durch Furcht vor den Berdera-Leuten zurückgehalten und nicht im Stande gewesen, dieselben zu retten. Herr von Schickh und die überlebenden Mitglieder der Expedition werden mit nächster Gelegenheit nach dort (Europa) zurückkehren.

„Die erste Zeugenaussage vom 23. November 1865 ist die des Madrok vom Stamme Miau, welcher bereits die Speke'sche Expedition nach dem Nil begleitet hatte und vom Baron von der Decken für seine Expedition mit 3 Thlr. per Monat engagirt worden war. Die Aussage lautet: „Als der Baron das Lager und den Dampfer am Jubafluß verließ, nahm er mich mit zum Rudern, sowie Soliman, Mbaruko und Ahmed. Außer dem Baron gingen ins Boot der Arzt (Dr. Linck), der Somali Addio, Baraka, ein freier Mann und Kero, der Sklave eines Somali (Anwes). Wir gingen früh Morgens fort, des Tags erinnere ich mich nicht, und kamen Mittags in Berdera an. Alles ging ans Land. Mbaruko blieb beim Boot, bis Addio ihn abrief. Darauf wurde das Boot nach dem gegenüberliegenden Ufer geschafft. Der Baron sandte mich aus, um das Boot zu suchen, doch fand ich es nicht. Unterwegs machte eine Frau mir Zeichen, daß man uns den Hals abschneiden wolle. Ich warnte den Baron, doch sagte mir dieser, ich solle nicht bange sein. Auch die folgenden Tage gingen wir ungehindert in Berdera spazieren. Wir konnten nicht verstehen, was die Somali mit einander sprachen. Mbaruku und Ahmed waren im Haus, wo der Baron übernachtete, um auf die Thür zu passen, als der Baron von Addio abgerufen wurde, um Schauri (Unterredung) zu halten. Addio überredete Baraka und Ahmed ebenfalls fortzugehen, da Niemand etwas stehlen würde. Als auch diese fortgingen, wurden die Gewehre aus dem Hause geholt. Als der Baron zurückkam, erkundigte er sich, wo die Gewehre geblieben. Wir erklärten ihm, daß Addio an Allem schuld sei. Der Baron forderte seine Gewehre zurück, doch hielt man ihn mit Versprechungen hin. Mittags trafen Hamis, Paul Meyer (ein freier Neger), Mbaruk Charles, Juma mit Hamadi in Berdera ein und erzählten von dem Gefecht beim Dampfer im Jubafluß, und daß zwei Europäer getödtet seien. Der Baron bat aufs neue um seine Gewehre. Die Somali willigten scheinbar ein, die Gewehre wieder zu bringen. Die Gewehre wurden geholt, aber im Augenblick, als der Baron sich bückte, um sein Gewehr aufzunehmen, stürzten Somali auf ihn zu und banden ihm die Hände auf den Rücken. Der Doctor wurde nicht gebunden, aber festgehalten. Mich und die anderen Begleiter des Barons überwältigte man ebenfalls. Addio lief fort, als man den Baron festband. Man hielt uns in der Hütte, doch konnte ich sehen, daß man den Baron und den Arzt nach dem Fluß führte und dort erstach. Den Baron stach man zweimal in die Brust, den Arzt einmal. Beide starben sofort. Ich sah, wie man die Leichname in den Fluß warf, und daß der Strom sie fortrieb. Addio war nicht dabei, als dieses geschah. Die Mörder waren Somali, aber keine Chefs von Berdera. Das Geld und Alles, was der Baron bei sich führte, wurde ihm weggenommen, nachdem er erstochen war. Nur ein Hemd ließ man dem Leichnam. Man wollte uns als Sklaven behalten, doch bestimmte der Chef, dessen Namens ich mich nicht erinnere, man solle sich mit den Sachen der Europäer begnügen und uns die Freiheit geben; Addio bekam einen Theil von dem Geld, welches vertheilt wurde. Mit Addio, drei Somalis und dem Soliman, Hamis, Juma, Ahmed, Hamadi, Baraka, Salemini, Baruko, Mbaruk Charles und Meyer ging ich nach Brava. Später trafen auch Sering und Feretji dort ein. Ich blieb ungefähr zehn Tage in Brava bei Addio und mußte Arbeiten wie ein Sklave verrichten. Mbaruk Charles und Paul Meyer nahm Addio ebenfalls zu sich. Ich fand einen Nakoda (Capitän), der mich aus Gutmüthigkeit mit an Bord nahm und nach Lamo brachte. Dort fand ich Capitän von Schickh, wir liefen Mombas an und kamen heute so eben hier an."

„Die zweite Zeugenaussage ist die des freien Negers Paul Meyer; derselbe bestätigte zunächst die heimliche Wegnahme der Gewehre und sagte dann ferner aus: „Der Baron forderte seine Gewehre wieder. Die Somali brachten dieselben und stellten sie gegen die Wand. Der Baron lag auf der Kilanda (Bett), als die Somali ihn ergriffen und die Hände auf den Rücken banden. Der Doctor war nicht dabei (vgl. oben). Wir Anderen waren beim Haus, konnten aber keine Hilfe bringen, da zu viele Somali anwesend waren. Man brachte den Baron nach dem Flußufer und erstach ihn. Ich sah später seine blutigen Beinkleider und den Speer, womit man ihn erstochen. Ich hörte, daß man ihm den Finger abschnitt, um seinen Ring zu bekommen, auch nahm man die silberne Pfeife und Kette fort." Zwei Tage später ist dann Dr. Linck ermordet worden; Zeuge hat zwar nicht gesehen, wie sie ihn todtstachen, hat aber seinen Leichnam durch die Straßen tragen gesehen und gehört, daß er in den Fluß geworfen worden sei."

Das Cameronesgebirge in Westafrika ist bekanntlich vor vier Jahren von Richard Burton erstiegen und in einem sehr lehrreichen Werke ausführlich beschrieben worden. Dadurch hat sich Professor Milne veranlaßt gefunden, dieses äquatoriale westafrikanische Gebirge nun auch in Bezug auf die botanischen Verhältnisse genau zu erforschen. Er hat im Januar seine Expedition begonnen, und dieselbe wird ohne Zweifel der Wissenschaft reiche Früchte eintragen.

Die angeblichen Quellen des Oxus. Vor längerer Zeit veröffentlichte der sehr verdienstvolle Reisende Weniukoff die Denkschrift eines Ungenannten „über das Hochplateau von Pamir und die Quellen des Oxus in Centralasien". Rawlinson hat nun dieselbe einer genauen Prüfung unterworfen und am 26. März in der londoner geographischen Gesellschaft die Ergebnisse mitgetheilt. Man glaubte in Rußland, daß die Angaben des Ungenannten richtig und zuverlässig seien; die amtlichen russischen Karten und dann auch Kiepert in Berlin und Stanford in London benützten dieselben. Nun hat sich aber herausgestellt, daß jene Angaben erfunden sind und gar keine Glaubwürdigkeit verdienen. Anonymus schildert einen thätigen Vulkan, der nördlich von Srinaggar liege; nun ist aber jene Gegend von den Engländern genau durchforscht worden und von einem feuerspeienden Berge auch keine Spur vorhanden. Der Ungenannte will die Reise zwischen Srinaggar und dem Indus, 120 Miles, in 2 Tagen, und jene vom Indus bis Kaschgar in 25 Tagen gemacht haben. Das ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Er will mit einem englischen Offizier, Hervey, zusammengetroffen sein, und ein solcher fehlt in der Liste der ostindischen Compagnie. In Kaschgar will er Armenier gefunden haben, und man weiß, daß dergleichen dort nicht vorhanden sind. Er gibt für manche Punkte Längen- und Breitenangaben ohne jeden weiteren Nachweis über seine Instrumente ꝛc. Er erwähnt nicht des Grunzochsen (Yak) und eben so wenig der wilden Ziegen, will aber wilde Kaninchen von schwarzer Farbe gesehen haben, die überhaupt nicht existiren; endlich will er durch die schwierigsten Gebirgsgegenden auf Kameelen gereist sein. Das Ganze stellt sich als ein Humbug heraus.

Das böse Klima in Hongkong. Diese Insel hat allerdings eine sehr vortheilhafte Handelslage und die Engländer legen Werth auf sie, weil sie von ihr aus einen nicht geringen Theil der südchinesischen Küste auch militärisch controliren können. Aber das Klima ist ungesund und hat namentlich viele Soldaten hinweggerafft. Es kann allerdings auffallend erscheinen, daß die „praktischen" Engländer in den Colonien nicht selten frevelhaft widersinnig in Bezug auf Leben und Gesundheit ihrer Soldaten verfahren. Wir wollen nur an den Krieg in Aschanti an der afrikanischen Westküste erinnern, über den wir seiner Zeit ausführlich gesprochen haben. Den Truppen in Hongkong gegenüber benimmt sich die londoner Regierung eben so strafbar. Dort standen zu Anfang 1864 in der Garnison

1204 europäische Soldaten, welche schwer von Krankheit heimgesucht wurden. Die Stabsoffiziere und Aerzte machten schon im vorigen Jahre dringende Vorstellungen und baten um Erlaubniß, die Leute in ordentlichen Kasernen unterbringen zu dürfen, sie den mörderischen Einflüssen der Malaria zu entziehen und den schweren Dienst in solchen Umgebungen durch asiatische Truppen verrichten zu lassen, welche an das Klima besser gewöhnt seien. In London blieb man taub, man schickte ein Bataillon aus dem gesunden Caplande nach Hongkong, wo es im Mai, also in der ungesundesten Jahreszeit eintraf, und ohne daß die dringend anempfohlenen Vorkehrungen getroffen worden wären. Die Zahl der Ankömmlinge betrug 2079 Köpfe, und sie mußten sofort angestrengten Dienst verrichten. Die Cholera war da, die Leute mußten in ungesunden Räumen schlafen, und nach einigen Monaten waren 4 Offiziere gestorben und 5 invalide geworden; von den Soldaten 95 todt und 202 invalide; von den Frauen 9 todt und 39 invalide; dazu starben 88 Kinder und 38 waren invalid. In Summa: je der vierte Mensch war gestorben oder schwer krank.

Dampfschifffahrt im Stillen Ocean. Die Panama, New Zealand and Australian Royal Mail Company wird in der Mitte des Jahres 1866 ihre Fahrten beginnen; dieselben stehen mit den Royal Westindia Mail Dampfern in Verbindung; einer dieser letzteren geht am 2. Juni von Southampton ab und bringt die Passagiere nach Aspinwall. Von dort werden sie über die Isthmusbahn nach Panama befördert und besteigen hier den pacifischen Dampfer. Die Fahrkosten von Southampton nach Australien betragen 105 Pfd. St. für erste und 65 Pfd. St. für zweite Kajüte.

Australische Notizen. — Die Entdeckung edler Metalle nimmt ihren Fortgang. Man hat nun auch in Tasmanien (Vandiemensland) Gold gefunden. Ein Herr Cox fand dasselbe im Oktober 1864 am Piper River in den sogenannten Dan-Ranges, und bald nachher ein zweites goldhaltiges Quarzriff im Bette des Piper selbst. — In einem Alluvialschachte bei Woods Point, Victoria, ist ein Goldklumpen von 60 Unzen Schwere zu Tage gefördert worden. Im Rapid-Bay-Distrikte, Südaustralien, hat man Silber- und Bleiadern entdeckt.

Der Victoriastrom im australischen Nordterritorium (das einen Zubehör Südaustraliens bildet) sollte, den Angaben der Entdecker und mancher Hirten zufolge, sehr bequem für die Schifffahrt sein. Jetzt ist er näher untersucht worden und es stellt sich heraus, daß er für größere Fahrzeuge praktikabel erst dann sein werde, wenn man auf Stromarbeiten etwa 100,000 Pfd. Sterl. verwandt habe. Am obern Adelaideflusß will man gutes Land mit fließendem Wasser gefunden haben. Die Küstenstrecke vom Carpentariabusen bis zum Victoriaflusse ist jetzt näher untersucht worden.

Einnahmen der Colonien in Australien 1865. Der materielle Fortschritt im „fünften Welttheile" läßt Nichts zu wünschen übrig. Die Einnahmen von Victoria betrugen 2,933,192 Pfd. Sterl.; jene von Südaustralien 1,089,217, was eine Mehreinnahme von 313,410 Pfd. Sterl. über das Vorjahr ergab. Diese Colonie exportirte für 2,754,657 Pfd. Sterl., was auf den Kopf nicht weniger als 17 Pfd. 11 Schill. und 7 Pence ausmacht; die in der Colonie zum Verbrauch gelangten Einfuhrwaaren stellten sich auf 2,252,407 Pfd. Sterl., also einen außerordentlich hohen Betrag, wenn man in Anschlag bringt, daß die Gesammtbevölkerung nur 156,701 Seelen betrug. Im Laufe des Jahres war sie um 9363 Köpfe gestiegen. — In Queensland betrugen die Einnahmen 631,432 Pfd. Sterl. gegen 502,456 Pfd. Sterl. im Jahre 1864. — In Neusüdwales stellten sich die Ausgaben auf 1,738,693 Pfd. Sterl. und sie wurden völlig durch die Einnahmen gedeckt.

Ein Känguruh als Treibkraft. Einem Gärtner bei Portland in der Colonie Victoria ist es gelungen, ein Känguruh, das er wild eingefangen, derart abzurichten, daß es ein Mühlrad mit einer halben Pferdekraft treibt. Er hat in sinnreicher Weise eine eigene Art von Tretmühle ersonnen, in welcher das fleißige Thier sich seinen Schweif nicht beschädigen kann. Dasselbe erspart ihm mehre Arbeiter, denn es treibt einen Mühlstein, schneidet Rüben und Stroh, und setzt auch eine Waschmaschine in Bewegung, — Alles zu gleicher Zeit. Außerdem arbeitet es dann und wann an einem Brunnen und bewässert den Garten.

Der Versuch, Lachse und Forellen in Neusüdwales einzubürgern, kann jetzt, Nachrichten aus Melbourne vom Januar zufolge, als gelungen betrachtet werden.

Notizen aus Brasilien. — Im Hafen Rio Grande sind 1865 eingelaufen 284 Fahrzeuge aus fremden Ländern; ihre Tragfähigkeit betrug 51,043 Tonnen; auf die Küstenschifffahrt kommen gleichfalls 284 Schiffe mit 63,282 Tonnen; zusammen 568 Schiffe mit 114,325 Tonnen. Ausgelaufen sind nach überseeischen Häfen 274 Schiffe mit 56,293 Tonnen; nach andern brasilianischen Häfen 289 Schiffe mit 66,250 Tonnen; im Ganzen 563 Schiffe mit 122,543 Tonnen. — Die deutsche Schifffahrt war bei den eingelaufenen Schiffen mit 48 Fahrzeugen betheiligt; davon waren Oesterreicher 4, Hamburger 3, Hannoveraner 29, Oldenburger 2, Preußen 10. — Unter den Ausfuhren befanden sich 1,840,071 Arroben Xarque (getrocknetes Rindfleisch). Man will in der schönen Provinz Rio Grande do Sul, die so reich an Hornvieh ist, die Fabrikation von Liebigs Fleischextract betreiben, und die erste Anstalt wird wohl nach dem Muster jener von Fray Bentos in Uruguay, in oder bei der Stadt Pelotas in Betrieb gesetzt werden.

Die Erforschung des Flußsystems in der Provinz Minas durch zwei Nordamerikaner, welche zur Expedition des Professors Agassiz gehören, hat sehr gute Resultate gehabt. Sie wandten ihre Aufmerksamkeit den Flüssen zu, welche die Serra do mar durchschneiden, und insbesondere dem sehr wichtigen Rio Doce, und der ganzen Küstenregion von 50 Leguas Länge, von der Mündung des Flusses bis zu jener des Rio Pardo. Den Mittelpunkt dieser Gegend bildet der Hafen von Caravellas, der in einer weit ins Land schneidenden Bay liegt und Schiffe von 10 Fuß Tiefgang aufnehmen kann. Diesem Binnenhafen schließt sich als Außenhafen der Abrolhos-Kanal an; jener erstere steht durch eine fahrbare, tiefe Wasserstraße mit dem Golfe von Viçosa in Verbindung, und derselbe wird schon seit längerer Zeit von Postdampfern befahren. Von Viçosa fahren dieselben 14 Leguas den Peruipe hinauf und holen den Kaffee der Colonie Leopoldina, der nach Rio und nach Bahia exportirt wird. — Ein Nebenfluß des Peruipe, der Paulo Alto, steht in Verbindung mit dem Mucurysinho und mithin mit dem Mucury und kann der Dampfschifffahrt zugänglich gemacht werden. Andererseits kann der Mucury durch Vermittlung des Flüßchens Rendeira mit dem Itaunas verbunden werden, der sich in der Nähe von San Matheus in den Ocean ergießt und 5 Leguas weit für große Schiffe zugänglich ist (bis zum Arraial de Itaunas). Itaunas steht mit San Matheus durch einen vor einiger Zeit eröffneten Kanal in Verbindung. Sobald man erst auf dem Flusse San Matheus ist, kann man von dort den Rio Preto hinaufschiffen, der ein südlicher Nebenfluß desselben ist, wie er, entspringend in der Lagoa Secca, sich in den San Matheus ergießt. Dieser See „Lago Secca" kann durch Verbesserung eines bereits vorhandenen Kanals in direkte Verbindung mit dem Rio Doce gesetzt werden. —

Hieraus geht hervor, daß jene Gegenden eines der wichtigsten hydrographischen Systeme der Küste aufweisen, denn mit Hülfe einiger leicht zu eröffnenden Kanäle kann der Rio Doce von Escabinhas abwärts bis zu seiner Mündung und zum Rio Preto in seiner ganzen Ausdehnung bis zur Mündung in den San Matheus beschifft werden; der San Matheus von den Stromschnellen ab bis zum Itaunas; sodann der Itaunas bis zum Mucury (vermittelst des Rendeira); hiernach der Mucury von Santa Clara vermittelst des Mucurysinho bis zum Peruipe; und endlich der Peruipe von der Colonie Leopoldina von Viçoza an bis Caravellas, wo der Dienst heute bereits von Dampfern besorgt wird. Im Norden von Caravellas ist es ebenfalls leicht, den Rio Caravellas mit dem Rio Alcobaça in der Provinz Bahia durch einen Kanal zu verbinden.

Die Untersuchung dieser an Wasserstraßen so äußerst reichen Gegend durch die amerikanischen Reisenden wird jedenfalls die Aufmerksamkeit der Regierung und der nordamerikanischen Einwanderung auf dieselbe lenken, und bald werden dort Flußdampfer sich kreuzen und den Verkehr heben, was für die Deutschen von Leopoldina und von Mucury von großer Wichtigkeit sein wird.

In den deutschen Colonien von San Leopoldo, Provinz Rio Grande do Sul, befindet sich das Schulwesen im besten Gedeihen. Sie zählen jetzt, allein im Municipium San Leopoldo, 15,855 Seelen; binnen 10 Jahren hat die Be-

völkerung um 40 Procent zugenommen, und doch sind viele Hunderte, wie aus einem Bienenstocke, nach anderen Colonien hingezogen. Im Jahr 1854 zählte man auf 11,344 Seelen 816 Schüler; 1865 aber 1958. Die Colonien von San Leopoldo haben jetzt 56 Schulen mit 49 Lehrern und einer Anzahl von Lehrerinnen. Man fühlt jetzt das Bedürfniß, eine höhere Lehranstalt für Knaben und auch eine solche für Mädchen zu gründen. — Von den obigen 15,855 sind 6795 Katholiken und 9060 Evangelische.

Der Signalcodex für die Schifffahrt aller Nationen. Am 25. Juni 1864 wurde von Seiten Englands und Frankreichs eine Commission zur Abfassung eines solchen niedergesetzt. Ihre Arbeit ist vollendet, und der Signalcodex soll im Laufe des Jahres 1866 allgemein werden. Vermöge der geringen Zahl von nur 18 Flaggen hat man mehr als 78,000 Combinationen zusammengestellt und man glaubt nun mit Zuversicht, daß eine allgemeine Seezeichen-Sprache gewonnen worden sei. Wir wollen beiläufig bemerken, daß der erste praktische Entwurf zu einer solchen von einem Deutschen, Rhode, herrührt.

Die Rettungsanstalten für Schiffbrüchige. Für dieselben zeigt sich jetzt auch in Deutschland eine große Theilnahme, und wir haben bereits eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Rettungsstationen an der Nord- und Ostsee. Im Laufe des Jahres 1866 werden sie noch beträchtlich vermehrt werden. Die britische Royal national Lifeboat Institution hat so eben einen Bericht über ihre Wirksamkeit veröffentlicht, aus dem wir Einiges herausheben. Sie besitzt an den verschiedenen Küsten der britischen Inseln 162 Rettungsboote, für deren Bemannung sich etwa 20,000 Freiwillige haben einschreiben lassen. Früher gingen im Jahr etwa 1000 Menschenleben an jenen Küsten durch Schiffbruch verloren, jetzt höchstens 500. Im Jahr 1865 sind 37 neue Rettungsboote gebaut und manche zweckmäßige Anstalten getroffen worden, um dieselben rasch nach den Punkten zu schaffen, an denen Hilfe nöthig ist. Vermittelst jener 162 Boote sind im Jahr 1865 nicht weniger als 532 Menschen und 20 Schiffe gerettet worden. Die Institution verausgabte 4986 Pfd. An den britischen Küsten fanden 1865 nicht weniger als 1738 Schiffbrüche statt, und dabei verloren 472 Menschen das Leben. Sie besteht seit nun 42 Jahren und hat in dieser Zeit 14,980 Menschen gerettet und 136,881 Pfd. Sterl. verausgabt. Im vorigen Jahre haben nur 6 Rettungsleute ihr Leben verloren. Im Ganzen hat sie 82 goldene und 739 silberne Medaillen vertheilt und 22,140 Pfd. St. verausgabt. Sie hatte im vorigen Jahre eine Einnahme von 28,932 Pfd. Sterl.

Zur Statistik des Königreichs Italien. Die Regierung desselben gibt sich große Mühe, über die statistischen Verhältnisse des Landes ins Klare zu kommen. Die Bildung dieses neuen Staates fällt bekanntlich in das Jahr 1860; die erste Volkszählung wurde am 31. Dezember 1861 vorgenommen und ergab 21,704,000 Seelen; man schätzte sie für den 1. Januar 1866 auf etwa 22,300,000 Seelen. Die Italiener sind bekanntlich in überwiegender Menge mit Ackerbau beschäftigt; die Zahl der eigentlich großen Städte ist nicht beträchtlich. Florenz hatte 114,000, Neapel 417,000, Turin 180,000, Mailand 219,000, Palermo 186,000 Einwohner. Man gibt sich in Italien große Mühe, so viel als möglich vom levantinischen Handel nach den Häfen des Adriatischen Meeres zu ziehen und hofft nach Vollendung der Eisenbahnen durch den Mont Cenis und über den St. Gotthard auch auf sehr lebhaften Verkehr mit dem Norden. Sodann erwartet man viel vom Suezkanal. Haupterzeugnisse sind Oel, Wein, Seide, Reis, Südfrüchte; und auch die Baumwolle gedeiht im Süden. Die Mineralschätze sind bisher sehr mangelhaft ausgebeutet worden, und große Strecken Landes wären durch Bewässerung, andere durch Entwässerung nutzbar zu machen. Die Schattenseite des neuen Staates wird durch die Finanzen gebildet. Die Steuern sind gegen früher mindestens verdreifacht. Das stehende Heer bildet auch dort einen fressenden Krebs. Das Deficit beträgt seit Jahren monatlich 25 Millionen Lire (Francs), in jedem Jahr über 330,000,000! Die Staatsschuld ist auf die für einen solchen Staat schon ganz ungeheuere Summe von 1240 Millionen deutschen Thalern angeschwollen und wächst jährlich um 70 Millionen! Dieses finanzielle Chaos könnte nur einigermaßen gelichtet werden, wenn gleichzeitig zwei Maßregeln energisch durchgeführt würden: Verminderung der Armee um die Hälfte und Verdoppelung der ohnehin schon ungemein drückenden Steuern.

Die Ausfuhren Großbritanniens im Jahre 1865. Wir wollen nicht unterlassen, auch für 1865 einige Angaben über die Ausfuhren Großbritanniens zu machen.

Der Werth derselben betrug 1864 schon 160,449,053 Pfd. Sterl. und hat sich 1865 gesteigert auf die ungeheure Summe von 165,862,402 Pfd. Sterl., also auf weit über 1000,000,000 deutsche Thaler. Davon gingen in die britischen Besitzungen und Colonien nur 29 Procent; das Uebrige vertheilt sich auf andere Länder.

Deutschland ist für Großbritannien einer der besten Kunden und steht nur hinter Indien (18,254,570 Pfd. Sterl.) und den Vereinigten Staaten von Nordamerika (21,235,790) zurück; es erhielt nämlich aus England für 17,878,213 Pfd. Sterl. und Frankreich nur für 9,034,883. Die Exporte nach diesem Lande sind also nur etwa halb so beträchtlich wie jene, welche wir von den Engländern erhalten. Es kamen nach den Hansestädten 15,091,373 Pfd. Sterl., Preußen 2,102,714, Hannover 399,933, Schleswig-Holstein 147,313, Mecklenburg 76,993 und Oldenburg 59,887 Pfd. Sterl. Dazu sind aber noch die Exporte zu rechnen, welche aus England über Belgien und Holland zu uns kommen, und außerdem der österreichische Kaiserstaat, welcher direkt, auf dem Seewege, für 877,325 empfing.

Unter den eigentlichen Colonien (denn Indien ist keine solche, sondern nur eine Besitzung) steht Australien in vorderster Reihe mit 13,352,357 Pfd. Sterl.; das britische Nordamerika bezog für 4,705,079; Westindien für nur 1,945,466, weil die Neger nur eine sehr geringe Kaufkraft haben. Hongkong nahm für 1,561,851; die Capcolonie für 1,454,540; Singapore für 1,442,450 Pfd. Sterl.

Nach der rasch aufblühenden Argentinischen Republik gingen für 1,951,018 Pfd. Sterl., nach Brasilien für 5,668,089; dieses Land ist also für die britischen Exporte eben so wichtig wie China, mit 3,609,301, wenn man die Exporte nach Hongkong mit einrechnet. Mit Japan hat sich der Verkehr ungemein gesteigert; 1864 bezog dasselbe für nur 627,383 und 1865 schon für 1,529,195 Pfd. Sterl. Ganz Italien tritt in der Exportliste mit nur 5,376,836 auf; fällt also nicht so schwer ins Gewicht wie Aegypten mit 5,985,087. Rußland steht weit zurück, 2,921,496; auch Spanien hat nur 2,427,861 Pfd. Sterl. aufzuweisen; das viel kleinere Portugal beziffert sich mit fast eben so viel, 2,216,900, steht aber hinter Neu-Granada, 2,372,497 Pfd. Sterl., zurück.

(Aus dem Cityartikel der „Times" v. 22. März 1866.)

Weineinfuhr in Großbritannien. Dieselbe stellte sich 1865 auf 14,269,750 Gallonen; 1864 auf 15,451,594; 1863 auf 14,185,195; 1857 nur erst 9,481,880 Gallonen. — Alte Weine werden in England mit außerordentlich hohen Preisen bezahlt. Zu Mitte des März war in London eine Versteigerung, bei welcher für das Dutzend Flaschen Domecqs Sherry 162 bis 194 Schilling bezahlt wurde; für Portwein von 1827 11 Pfund 15 Schillinge; für Cognac von 1811 für das Liter 28 Schillinge.

Besteuerung des Weins in Paris. Das Hektoliter Wein muß beim Eingang in die Stadt Paris 20 Francs 35 Centimes Abgabe zahlen. Davon bekommt der Staat 8 Frcs. 80 Cent. und die Stadt (von wegen der „Verschönerung") bezieht 11 Frcs. 55 Cent.; also zahlt der Consument mehr Abgaben als der Kaufpreis beträgt! Im Jahre 1863 ergaben diese pariser Weinzölle eine Summe von 38 Millionen für den Staat; 1847 nur 11,800,000 Frcs. Im Ganzen betrug die Einnahme dafür 1847 erst 25 Millionen und 1865 schon 87 Millionen, also die Kleinigkeit von 50 Millionen Francs Zollabgabe vom Weine mehr als damals. Das Kaiserreich ist theuer.

Auf welche Weise nimmt ein Volk die Sprache eines andern Volkes an?

Dieser Gegenstand kam in der anthropologischen Gesellschaft in Paris zur Erörterung. Es war von der Abstammung der Kelten die Rede, und Girard de Rialle behauptete, die alten Ureinwohner aus dem Steinzeitalter seien von den eingewanderten Völkern arischer Abstammung fast ganz ausgerottet wor-

den. Die Hypothese, daß die Ureingeborenen nicht verschwunden seien, sondern von den gaëlo-kimrischen Ariern Civilisation und Sprache angenommen hätten, sei unstatthaft. Nie habe ein Volk, das nur irgend zahlreich und mächtig gewesen, auf solche Art seine Sprache gewechselt; diese sei auf das allerinnigste mit dem Wesen desselben verbunden.

Dagegen bemerkte Broca: Diese Bemerkungen könnten sich hören lassen, wenn nachgewiesen wäre, daß die neue Sprache plötzlich und mit einem Schlage an die Stelle der alten getreten wäre. Ein Reisender, der nach 10 Jahren wieder in ein Land käme und dort eine ganz andere Sprache fände, wäre allerdings zu dem Schlusse berechtigt, daß das eroberte Volk ausgerottet worden sei oder sich durch Flucht seinen Drängern entzogen habe. Aber solch einen Verlauf haben die Dinge in Westeuropa nicht genommen, als die Völker kamen, welche die indoeuropäischen Sprachen brachten. Es kommt allerdings nicht selten vor, daß die Sprachen eroberter Völker verschwinden, aber das geschieht nur allmälig. Mit jeder neuen Generation vermindert sich die Zahl derer, welche sich noch der alten Sprache bedienen, und diese erlischt erst nach manchen Generationen oder Jahrhunderten. Anfangs fehlt es dabei allerdings nicht an Gewaltthätigkeiten, nachher macht sich aber Alles gleichsam von selbst. Nachdem Cäsar Gallien erobert hatte, wich die keltische Sprache nicht etwa auf einmal dem Lateinischen. Dieses wurde allerdings amtliche Sprache, aber das Volk sprach noch Jahrhunderte lang Gallisch (celtice). Noch im fünften Jahrhundert, zur Zeit des heiligen Hieronymus, redeten die Treoirer eine Sprache, die große Aehnlichkeit hatte mit jener der Galater, die sich 278 vor Christus in Kleinasien niedergelassen hatten. Aus anderen eben so bestimmten Angaben geht hervor, daß die Sprache der alten Kelten als Patois, wenigstens in einem Theile Galliens, sich bis in das siebente Jahrhundert hinein gehalten hat. Auf ähnliche Art ist, ganz allmälig, die Langue d'oc, welche im Mittelalter blühete, zum Patois geworden; sie verliert jetzt immer mehr Boden und wenn die Dinge so fortgehen, wird sie vielleicht nach vier Generationen ganz verschwunden sein. Die Gelehrten werden ihre literarischen Denkmäler kennen, das Volk selbst, dessen Vorväter diese Sprache redeten, wird von ihr gar nichts mehr wissen. Das Uebergewicht der französischen Sprache in den Gegenden der Langue d'oc ist durchaus nicht das Ergebniß irgend welcher Gewaltthätigkeit. Diese Länder gehören seit manchem Jahrhundert zur französischen Monarchie. Das Französische gewann dort Boden zuerst in den Schlössern, dann in den Städten und jetzt greift es auch auf dem platten Lande um sich. Man kann hier einwenden, die Langue d'oc und die Langue d'oil seien zwei Schwestersprachen, beide Töchter des Lateinischen und hier sei der Uebergang von der einen zur andern nicht gerade schwer; Wurzelwörter und Grammatik seien fast dieselben. Aber um linguistische Sprachverwandtschaft kümmert sich der Bauer nicht; er lernt Französisch, weil das in seinem Interesse liegt und würde aus demselben Grund auch eine andere Sprache sich aneignen. Das würde etwas langsamer gehen, aber es ginge auch. Der elsässische Bauer gibt nach und nach sein allemannisches Patois auf; der Bauer im englischen Cornwallis weiß kein Wort mehr von dem Cornisch, das in seinem Lande bis ins achtzehnte Jahrhundert gesprochen wurde. Die Sprachgrenze zwischen der Bretonisch und der Französisch redenden Bretagne liegt heute viel weiter westlich als im zehnten Jahrhundert, und jetzt, da die Eisenbahnen in das alte Armorica eindringen, kann es nicht ausbleiben, daß die drei keltischen Dialekte der Niederbretagne langsam dem Französischen Platz machen werden. Hier stehen nicht etwa Schwestersprachen einander gegenüber. Und man denke nur an die Aquitanier, welche einst Baskisch oder eine demselben nahe verwandte Sprache geredet haben. Sie sind niemals ausgerottet worden, haben aber diese Sprache verlassen, und darin liegt eine ganz und gar radikale Veränderung. Dionysius von Halikarnassus sagt, daß die Etrusker in Sitte und Sprache mit keinem andern Volke Aehnlichkeit gehabt hätten, und jetzt reden sie längst Italienisch. Manche Völker in Westeuropa haben mehrmals ihre Sprache gewechselt und dennoch ihren alten Typus im Wesentlichen sich bewahrt.

Die Etymologie der Ortsnamen.

at. Diese hat in vielen Fällen Dunkel, theils weil die Namen im Laufe der Zeit bedeutend verstümmelt wurden und nicht mehr den ursprünglichen Lautbestand errathen lassen, theils und vielleicht noch öfter weil die Ortsnamen treuer ihre ursprüngliche Landbeschaffenheit bewahrt haben, als die anderen Stücke der Sprache. Gerade in den Ortsnamen finden wir Ueberreste einer vorhistorischen Zeit, Denkmäler einer sonst bereits vergangenen Sprachepoche, die um so mehr interessant und bedeutungsvoll sind, als es keine anderen des Alters gibt. So wird endlich die Deutung der Ortsnamen meist dadurch erschwert, daß oft nicht sogleich einleuchtet, ob der Ursprung ein einheimischer oder ein fremder ist. Das letztere ist namentlich bei den lettischen und lithauischen Ortsnamen der Fall, bei denen man sehr oft in Verlegenheit kommt, ob sie aus dem Lettischen oder Lithauischen, oder aber vielleicht aus dem Deutschen, Russischen oder Liwischen herzuleiten sind. Wenn dieser Ursprung aufgefunden werden kann, so lassen sich nicht unwichtige Resultate erzielen, nicht allein betreffs der Sprachentwicklung, sondern auch rücksichtlich der Geschichte der Urbewohner dieser Provinzen. Völkerschaften, die untergegangen oder verdrängt, die noch herrschen oder die blos durchgewandert sind, haben alle in den Ortsnamen ihre Spuren dem Grund und Boden aufgedrückt.

Nach Bielenstein, „die lettische Sprache," Berlin 1864, lassen die livischen Ortsnamen in dem ursprünglich sogenannten Kurland, d. h. dem Dreieck zwischen Riga, Libau und Domesneß, schließen auf eine in alter Zeit viel weitere Verbreitung livischer Stämme sogar bis ins Innere des Landes hinein, als heutzutage sich wirklich Reste derselben vorfinden, also auf ein allmäliges Zurückgedrängtwerden der Liven durch die vom Süden heranziehenden lettisch-lithauischen Völker. Ebenso zeugen die livisch-esthnischen Ortsnamen im südwestlichen, jetzt ganz von Letten bewohnten Livland zwischen der Düna und Salis, z. B. Uexküll, Jerküll, Nurmis, Loddiger und viele andere für die ehemalige Existenz der Liven in diesem ganzen Landstrich.

Die deutschen Ortsnamen haben alle ihren Ursprung aus jüngerer Zeit und finden sich vornehmlich an denjenigen Wohnsitzen, welche von den eingewanderten Deutschen angelegt worden sind.

Eine andere Bewandtniß aber hat es mit den Ortsnamen Kurlands, die nur mit dem Lithauischen sich deuten lassen. Aus denselben darf weder gefolgert werden, daß ursprünglich seßhafte Lithauer aus kurischen Distrikten verdrängt seien, denn die Völkerbewegung ist hier von Südost nach Nordwest und nicht umgekehrt gegangen, noch auch, daß Lithauer später etwa über daselbst wohnhafte Letten herrschend gewesen oder zu ihnen eingewandert wären und aus ihrem Idiom Ortsbezeichnungen geschaffen hätten. Dafür fehlt jeder historische Nachweis. Vielmehr muß man annehmen, daß diese lithauisch scheinenden Namen nur Reste des Altlettischen, das dem Lithauischen näher gestanden hat, sind, oder aber Bildungen, wie sie noch heutzutage in den Grenzdistrikten Kurlands, wo beide Völker zusammenstoßen, vorkommen.

Wir wollen jetzt, nach Bielenstein, Namen von einigen Städten und Flecken innerhalb der Grenzen lettischer Zunge angeben: Riga, Riga; Jelgawa, Mitau; Lèpâja, Libau (Lindenstadt von lèpa, Linde); Wentaspile, Windau (eigentl. Windausburg, von Wenta, Windaustrom und pils, Burg); Kuldiga, Goldingen (möglicherweise deutschen Ursprungs); Tukkums, Tuckum; Kandawa, Kandau; Jâbile, Zabeln; Aisputte, Hasenpoth; Talse, Talsen; Dòbele, Doblen; Ilukste, Illuxt; Walmare, Wolmar; Walka, Walk; Limbascha, Lemsal.

Die meisten dieser Namen sind sehr dunkler Herkunft. Ueber den Namen Jelgawa, Mitau, stellt Bielenstein folgende interessante Hypothese auf. Er sagt: Jelgawa ließe sich zur Noth aus dem Lettisch-Lithauischen erklären, = „tief Wasser", dsilsch, tief, und awa, Flußname Aa. Diese Erklärung würde auch ganz gut zu der niedrigen, wasserreichen Lage Mitau's passen. Trotzdem aber ist die unmittelbare Herleitung von dem livischen Worte jälgab, Stadt, viel wahrscheinlicher, da die mitausche Gegend zur Zeit der deutschen Eroberung noch von Liven bewohnt war. Darnach würde der Name von Friedrichstadt an der Düna: Jaun-Jelgawa, eigentlich Neustadt, bedeuten.

Zum Schluß noch einige Städtenamen aus acht lithauischen Gegenden: Klaipêda, Memel; Tilie, Tilsit; Ragaine, Ragnit; Isrutis, Insterburg (von Isrà, R. Inster); Gumbine, Gumbinnen; Labguvà, Labiau; Pilkalnis, Pillkallen (wörtlich Schloßberg, pilis, Schloß und kalnas, Berg); Königsberg heißt: Karaliaucsus (karâlius, König).

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Livingstone's südafrikanischen Reisen.

II.

Das Land im Osten der Kalahariwüste. — Linyanti, die Hauptstadt der Makolole. — Hofhalt des Häuptlings Sekeletu. — Naliele im Lande der Barotse. — Der Liambayistrom. — Wasserfälle. — Makalakavölker. — Der Tschobefluß. — Aufenthalt beim Balondahäuptling Schinte. — Die Balonda. — Wasserscheide. — Die großen Kataraken im Sambesi. — Nach Kilimane an der Ostküste. — Tod des Makolole Sekuebu.

Der Landstrich, welcher sich am östlichen Rande der Kalahariwüste hinzieht, ist von Kuruman bis Kolobeng und weiter nach Norden hin bis unter den 21° südl. Br. sehr gesund, sowohl für Eingeborne, wie für Europäer. Aber in jenen Gegenden ist viel Fleischnahrung unbedingt nöthig und ihr Genuß erzeugt nicht etwa, wie in manchen anderen Gegenden, Gallenkrankheiten. Bloße Pflanzenkost hat nachtheilige Folgen. Schon unter dem 20. Grade



Stutzer am Sambesi. (Nach Livingstone.)

ist dagegen das Klima sehr ungesund, und dort wurden Livingstone's sämmtliche Begleiter vom afrikanischen Fieber ergriffen. Der Reisende hat von da an während der ganzen Expedition in ganz Südafrika eigentlich gar keine gesunde Gegend mehr angetroffen; im Grunde genommen hat ihn das Fieber Jahre lang nicht mehr verlassen.

Wir haben schon früher gesagt, daß es sein Plan war, den obern Sambesi zu erforschen, und die Verhältnisse waren günstig, da er mit den Makololo, die von allen Betschuanastämmen am weitesten nach Norden hin leben, im besten Einvernehmen stand. Er ging nach Linyanti (18° 17′ 2″ südl. Br., 23° 50′ 9′ östl. L.), der Hauptstadt der Makololo, wo ihr großer Häuptling Sekeletu Hof hielt. Dieser Ort zählte mehr als 6000 Bewohner, und der weiße Mann wurde vom Herrscher im königlichen Styl empfangen, d. h. man setzte ihm eine Menge von Töpfen vor, die mit Boyaloa, d. h. Bier gefüllt waren. Für die Zustände des Volkes erscheint es bezeichnend, daß jede Frau, welche einen Topf brachte, einen tüchtigen Schluck daraus trank, um den Beweis zu liefern, daß das Bier nicht vergiftet sei.

Sekeletu (— der im Jahr 1865 gestorben ist und die Hoffnungen, welche Livingstone 1853 auf ihn setzte, in der Folge keineswegs erfüllt hat, denn er wurde ein Trinker und konnte den Barbaren nicht verleugnen —) war ein junger Mann von etwa 18 Jahren; seine Haut hatte jene hellbraune Kaffee- und Milchfarbe, auf welche die Makololo sehr stolz sind; sie unterscheiden sich dadurch von den schwarzen Leuten, welche an den Flüssen wohnen. Uebrigens ist die Mehrzahl der eigentlichen echten Makololo, welche vor einigen Generationen als Eroberer bis in diese Gegend vordrangen, vom Fieber hinweggerafft worden. Im Vergleich zu ihren südlich wohnenden Stammverwandten, den Barotse und Banyeti, haben die Makololo ein kränkliches Ansehen. Die Familien dieses herrschenden Volkes sind im ganzen Lande verbreitet, und die verschiedenen, ihnen unterworfenen schwarzen Völkerstämme werden als Makalaka bezeichnet; sie sind in gewisser Beziehung leibeigen, aber das Verhältniß ist sehr mild, und harte Behandlung kommt nur äußerst selten vor. Livingstone betrieb mit Eifer sein Bekehrungswerk und heilte auch Kranke. Aber der Häuptling wollte nichts mit dem „geheimnißvollen Buche" zu thun haben, welches dem Manne gebiete, nur eine einzige Frau zu haben. Schon am siebenten Tage, bei kaltem Ostwinde, erkrankte der Europäer am Fieber; die einheimischen Doctoren wandten bei ihm Räucherbäder an, aber ohne Erfolg; am Ende heilte er sich selber durch nasse Umschläge und ein gelindes Purgirmittel. Aderlaß ist unbedingt schädlich.

Nachdem Livingstone einen Monat zu Linyanti verweilt hatte, brach er nach Sescheke auf (17° 31′ s. Br.), um von dort aus stromauf zu fahren. Von diesem Punkte, nach Norden hin, bis ins Land der Barotse, dessen Hauptstadt Naliele ist (15° 24′ 17″ südl. Br., 23° 5′ 54″ östl. L.), begleitete ihn der Makololohäuptling Sekeletu mit einer Kriegerschaar. In allen Dörfern wurde der Zug von Frauen begrüßt, die mit kreischender Stimme ihm ein „Lullilu" zuriefen und dann laut sprachen: „Großer Löwe, großer Häuptling, schlafe, o Herr!" Von Sescheke ging der Weg nach Norden hin in die Region, welche man als Katongo bezeichnet, und wo Naliele liegt. Der Strom, welcher auf dieser ganzen Strecke das Barotsethal durchfließt, wurde von den Makololo als Liambayi, d. h. der Große Strom oder das Wasser bezeichnet. Er führt in verschiedenen Theilen seines Laufes die Benennungen: Luambedschi, Luambesi, Odschimbesi und Sambesi, je nach den Mundarten, welche in den verschiedenen Gegenden gesprochen werden. Alle bedeuten dasselbe: Großer Strom, welcher den großen Abzugskanal für die Gewässer nach Osten bildet.

In Sescheke wurden Kähne herbeigeschafft; der, welchen Livingstone bestieg, war 34 Fuß lang, aber nur 18 Zoll breit und wurde von 6 Ruderern fortbewegt. Die Makalaka sind auf dem Wasser sehr gewandt. In dieser Gegend war noch nie ein Europäer gewesen. Der Liambayi, d. h. obere Sambesi, floß majestätisch dahin und hatte manchmal eine Breite von einer halben Wegstunde. Die Scenerie ist sehr schön; der Reisende fand, was auffallend genug in einem solchen Klima ist, Dattelpalmen, sodann auch Palmyrapalmen. Der Boden ist fruchtbar und die Banyeti bauen viel Getreide. Weiterhin wird das Flußbett felsig und bildet eine Reihenfolge von Stromschnellen und Katarakten; bei niedrigem Wasserstande ist deshalb die Schifffahrt unterbrochen. Bei vollem Wasser sind die Stromschnellen nicht sichtbar, aber die Fälle von Nambue, Bombue und Kalue sind zu allen Zeiten gefährlich. Dann folgen die 30 Fuß hohen Katarakten von Gonye, und dort wurden die Nachen eine halbe Stunde weit über Land getragen.

Die in dieser Gegend wohnenden Banyeti sind den Makololo tributpflichtig; sie brachten Nahrungsmittel und Thierfelle. Das eigentliche Barotsethal wird alljährlich vom Liambayi überschwemmt und die Dörfer stehen auf Erdhügeln, Wurthen, die durch Menschenhand gemacht sind. Während der Ueberschwemmung gleicht das ganze Thal einem See.

So wurde Naliele erreicht. Der Reisende war nicht wenig überrascht, als ihn dort einige Mambari besuchten. Diese Leute gehören zur großen Stammfamilie der Ambonda, welche das Land im südöstlichen Angola bewohnt und die Bundasprache redet; zu dieser gehören auch die Mundarten der Barotse, Bayeye &c., überhaupt aller jener schwarzen Völker, welche man unter dem Gesammtnamen Makalaka begreift. Die Mambari kommen als Handelsleute tief ins Innere und gehen bis nach Linyanti. Uebrigens ist „in jener ganzen Gegend keine Stelle fieberfrei"; auch nicht Katongo, obwohl dasselbe hoch liegt. Sobald die Ueberschwemmung aufhört und das Wasser zurücktritt, entwickeln sich böse Dünste und selbst die Eingebornen werden schwer vom Fieber heimgesucht.

Der Liambayi floß oberhalb Naliele zwischen niedrigen Ufern bis Libonta, 14° 59′ südl. Br.; etwa 8 bis 10 deutsche Meilen weiter liegt die Mündung des Flusses Londa oder Lunda, der auch Liba und Leeba genannt wird. Livingstone fuhr bis 14° 11′ 3″ südl. Br., wo der Liambayi den Namen Kabompo führt und von Osten her zu kommen scheint. Er ist dort ein schöner Strom, etwa 300 Schritte breit; der Liba etwa 250. Unterhalb des letztern mündet ein kleinerer Fluß, der Luti oder Loeti. Zu Libonta hielten sich damals Araber aus Sansibar auf; man sieht, wie Handelsleute von der östlichen und der westlichen Küste sich tief im afrikanischen Binnenlande begegnen.

Vor dem Reisenden lag, wie schon gesagt, eine von Europäern niemals besuchte Gegend. Er verweilte vom September bis in die Mitte des Novembers 1853 in Linyanti, wohin er über Sescheke zurückgekehrt war. Dort beschloß er nach Loanda weiter zu wandern. Wir begleiten ihn hier nur eine Strecke weit. Die Makololo, deren Herrschaft jenseits Libonta ein Ende nimmt, beschlossen, ihm 27 Mann als Begleiter mitzugeben und an der Küste

Handelsverbindungen anzuknüpfen. Er war stark durch Fieber abgeschwächt, hatte Gallenbeschwerden und sank vor Mattigkeit oftmals zu Boden. Dessen ungeachtet trat er die Wanderung an. Am 11. November 1853 verließ er Linyanti, das am Flusse Tschobe liegt. Auf diesem fuhr er in den Liambayi, war am 19. in Seschеke und am 17. Dezember wieder in Libonta, der äußersten Ortschaft der Makololo. Von dort bis in das Land Lunda folgt ein Strich unbewohnten Grenzlandes.

Am 27. Dezember befand sich Livingstone an der Mündung des Liba in den Liambayi, 14° 10' 52" südl. Br.; der erstere kommt von Norden, der andere von Osten her. Der Reisende fuhr den Liba aufwärts, der in ruhigem Bette strömt. Unterwegs traf er mit Balonda-Männern zusammen, welche noch nie einen Weißen gesehen hatten. In Manenkas Dorf herrschte ein weiblicher Häuptling. Hier verließ der Reisende den Strom, weil diese Häuptlingin Nyamoana ihn bat, ihren Bruder Schinte zu besuchen, der nicht am Wasser wohne; auch habe der Fluß weiter aufwärts einen Katarakt. Auch Manenka, gleichfalls eine Schwester Schinte's, sprach dieselbe Bitte aus. „Sie ist eine vierschrötige Dame von etwa 20 Jahren, ganz mit Zierrath und Zauber behängt; ihr Leib war mit Fett und rothem Oker beschmiert, welche die Bekleidung ersetzen mußten, denn im Uebrigen gehen die Balondafrauen ganz entsetzlich nackt. Sie haben ihre ganz besonderen Ansichten von dem, was sich ziemt und was schmückt."

Die Reise ging eine Strecke weit durch so dichten Wald, daß man sich den Weg mit der Axt bahnen mußte; auch fiel ununterbrochen Regen; die Gegend war äußerst ungesund „und ich wurde das Fieber gar nicht los". Nach einigen Tagen erschienen Boten von Schinte, welche meldeten, daß der hohe Herr gegen die Reise des weißen Mannes nichts einzuwenden habe; er wolle sich freuen, wenn künftig weiße Leute zu ihm kämen; dann könne er ja so viele Schmucksachen kaufen, als ihm beliebe. Diese Botschaft wurde durch Geschenke bekräftigt; sie bestanden in Maniokmehl und Fischen.

Am 16. Januar 1854 erreichte Livingstone die Stadt Kabompo's oder, wie er sich lieber nennen hört, Schinte's (12° 37' 35" südl. Br., 22° 47' östl. L.), zwischen Bananen und blätterreichen Bäumen. Die Straßen sind gerade und bilden einen Gegensatz zu denen der Betschuanadörfer, in denen Alles krumm durcheinander läuft. Hier sah Livingstone zuerst viereckige Hütten mit runden Dächern. Neben Bananen und Zuckerrohr pflanzen die dortigen Balonda auch Tabak. Sie sind echte Neger und haben auf dem Kopf und am Körper weit mehr Wollhaar als die Kaffern- und Betschuanastämme. Die meisten sind sehr dunkel gefärbt und haben sehr wulstige Lippen und breitgeplätschte Nasen.

Schinte empfing den Fremden feierlich in großer Audienz; er saß auf einem, mit Leopardenfell bedeckten Throne, trug ein buntes Wamms und einen Hüftenschurz von rother Wolle mit grüner Einfassung; am Halse hingen viele Stränge großer Glasperlen, und an Armen und Beinen hatte er viele dicke Ringe von Kupfer und von Eisen. Der Helm war aus Glasperlen recht hübsch hergestellt und mit Gänsefedern geschmückt. So präsentirt sich ein Potentat im Lande der Balonda. Man begrüßte ihn mit Händeklatschen; Unterwürfigkeit bezeigt man dadurch, daß man sich Arme und Brust mit Asche reibt. Jeder Vorsteher eines Stammes begrüßte den Herrn mit Asche, und die Krieger führten mit gezogenen Schwertern ein Scheingefecht auf. Nachher begannen Spiele, bei denen häufig Luftsprünge gemacht werden. Hinter dem Könige saßen etwa 100 Frauen, welche ihren besten Schmuck, rothwollenes Zeug, angelegt hatten. Die Hauptfrau war eine Zulu-Kafferin, saß vorne an und trug eine Kappe von ganz eigenthümlicher Form. Auch Spielleute fehlten nicht, und dann traten hintereinander neun Redner auf, die sehr viel zum Besten gaben. Auch einige Frauen redeten. Ihr Kopfputz ist von ganz eigenthümlicher Art. Ueberhaupt geben die Neger ungemein viel auf Haarschmuck, und man könnte mit den verschiedenen Arten desselben ein ganzes Modejournal füllen. Bei den Balonda setzen die Stutzer einen Stolz darein, ihren Kopf so herzurichten, daß er dem eines Büffels gleicht; weiter nach Südosten hin, am Sambesi, setzen sie trichterförmige Mützen auf den Kopf.

Die Balondavölker halten sehr viel auf Etikette und Umständlichkeiten; sie genießen z. B. keine Speisen in Gegenwart von Fremden und sind auch im Umgang mit einander sehr peinlich. Jede Hütte hat ihr eigenes Feuer, und man wird Brand oder Flamme niemals von einem Nachbar holen. Vor jedem Dorfe sieht man ein Fetischbild in Gestalt eines Menschenhauptes oder Löwenkopfes oder einen mit Zauber bestrichenen krummen Stecken; manchmal auch steht weiter gar nichts da als ein „Medicintopf" in einer ganz kleinen Hütte auf einer Erhöhung. Abergläubige Furcht und Angst zieht sich durch das ganze Leben und Treiben auch der Balonda-Neger. Da, wo der Wald am dichtesten und recht dunkel ist, sieht man das Bild eines menschlichen Antlitzes in die Baumrinde geschnitzt; den Pfaden entlang sind in die Rinden mancher Bäume Einschnitte gemacht worden, und an den Zweigen hängen Opfergaben von Maniokwurzeln und Maiskolben. Dann und wann liegen, in Zwischenräumen von einer Wegstunde oder mehr, Haufen von kleinen Stäben, und jeder, der vorüber geht, wirft einen Stecken hinzu und liefert seinen Beitrag. Wer solch einen Stecken im Pfade liegen findet, weicht demselben sorgfältig aus; es würde ihm Unglück bringen, wenn er hinüber ginge oder spränge.

Nördlich von Schinte's Stadt liegt eine weite flache Ebene, welche im Januar und Februar zum großen Theil unter Wasser stand, aus dem hohes Gras hervorragte; sie ist ganz wagerecht, ohne Baum- und Waldwuchs, und in der heißen Jahreszeit, nachdem das Wasser verdunstete, ohne Brunnen oder auch nur Wasserlöcher. Dann kam der Reisende, gegen Ende Februars, an ein der Ueberfluthung nicht mehr ausgesetztes Gelände, jenseits jener Ebene, die gar keinen Abzug durch Flüsse hat. Sie bildet aber die Wasserscheide zwischen den nach Norden und nach Süden fließenden Gewässern. Livingstone befand sich nun, zum ersten Male, seitdem er Kolobeng verlassen, in einem wirklichen Thalgrunde.

Wir wollen ihm von hier aus, am Kasai, einem Zuflusse des Zaïre, nicht weiter auf seiner Wanderung nach Westen hin folgen und nur bemerken, daß er am letzten Tage des Maimonats San Paulo de Loanda erreichte. Dort blieb er etwa vier Monate und trat dann seine Rückreise nach Linyanti an, wo er am 22. August 1855 wieder eintraf, mit den Makololo, welche von dort als Begleiter mit ihm an die Küste des Atlantischen Oceans gegangen waren.

Jetzt stellte er sich die Aufgabe, durch den östlichen Theil des Continents bis an die Gestade des Indischen Weltmeers zu wandern. Eine Zeitlang war er ungewiß, ob er, in der Richtung gegen Nordosten hin, den Versuch machen könne, Sansibar zu erreichen, oder ob er in der Region des Sambesi bleiben solle. Er entschloß sich zu letzterm, weil möglicherweise der große Strom, von welchem

man noch so lückenhafte Kunde besaß, ohne Zweifel viel Neues und Wissenswürdiges darbot.

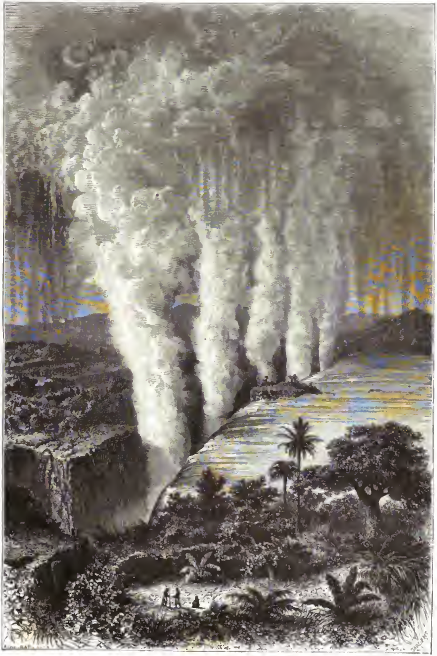
Am 3. November 1855 verließ er abermals das gastliche Linyanti. Er gab den Makololo noch allerlei gute Lehren, z. B. daß sie sich in Zukunft der Feindseligkeiten und Raubzüge gegen ihre Nachbarn enthalten möchten. ihm: „Wenn wir Worte über andere Sachen hören, dann können wir sie behalten. Aber Du erzählst uns wunderbare Dinge, dergleichen wir nie gehört haben; wir wissen nicht, wie es sich damit verhält und sie laufen aus unseren Herzen weg.“ Der Missionär fügt hinzu: „Auf die Mehrzahl bringen die Lehren gar keine Wirkung



Hofdamen des Königs Schinte von Balonda. (Nach Livingstone.)

Sie haben aber diesen wohlgemeinten Rath nicht befolgt. In Bezug auf das, was der Missionär ihnen „über Sonnen- und Mondfinsternisse und über jene andere Welt, wo Jesus herrscht“ vorpredigte, meinten sie, das seien „seltsame Dinge“, und sie äußerten, wie Livingstone selber erzählt: „Wissen wir, wovon er spricht?“ Einige sagten hervor; sie wenden nichts gegen die Wahrheit ein, bleiben aber ganz erstaunlich gleichgültig und äußern wohl: Wir wissen davon nichts, oder (— und das glauben wir sehr gern —): Wir verstehen das nicht.“ —

Livingstone bestand gleich im Anfange gewaltige Regengüsse, Donner und Blitz. Die Makololo hatten ihn mit



Die großen Kataraken im Sambesi. (Nach Livingstone.)

manchen nothwendigen Dingen versorgt und ihm eine Anzahl von Begleitern gegeben, die er mit nach Europa nehmen sollte.

Da, wo der Tschobe in den Sambesi mündet, liegt die Insel Mparia; weiter abwärts hat der letztere Strom wieder mehre Inseln, auf welchen früher schwarze Batoka's lebten, die aber von den Makololo ausgerottet wurden. Etwa dritthalb deutsche Meilen weiter gelangt man an die Insel Rampene, und in der Nähe derselben beginnen die Wasserfälle des Sambesi.

Der Reisende verließ seinen Kahn, ging am Ufer hin, überschritt den Lekone oder Lekuinefluß und erreichte Kalaï, die auch Sekote's Insel heißt. Sekote war der letzte Inselhäuptling der Batoka's. Die Kotla, d. h. der Versammlungsort des Stammes, vor der Hütte des Häuptlings war noch mit Menschenschädeln „geziert"; sie steckten auf hohen Stangen. Das Grab des wilden Häuptlings sah Livingstone mit Elephantenzähnen geschmückt; diese dienten gleichsam als Leichensteine. Man hatte das Ganze nicht angetastet, denn die Makololo glaubten, Sekote habe einen Zaubertopf vergraben, und sobald man diesen öffne, werde Pestilenz über das Land kommen.

Von dieser Insel Kalaï aus besuchte Livingstone den großen Wasserfall des Sambesi. Die Eingebornen bezeichnen denselben als Mosioa tunya, d. h. der Rauch, welcher ein Getöse macht, oder auch als Schongue.

Als er dem Katarakte näher kam und nur noch etwa eine deutsche Meile von demselben entfernt war, sah er Dunst- oder Rauchmassen emporsteigen; das Ganze erschien etwa so, wie wenn große Strecken dürren Grases abgebrannt würden. Bald nachher konnte er fünf Dampfsäulen erkennen, deren Gipfel sich mit den Wolken zu vereinigen schienen; unten waren sie weiß, nach oben hin wurden sie dunkel wie Rauch. Die ganze Scenerie war ungemein schön; Inseln und Stromufer sind mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt, der gewaltige Baobab, dieser Affenbrotbaum, der so massig erscheint, stand neben lustigen Palmen, deren schlanke Blätter sich scharf von dem blauen Himmel abhoben; der silberfarbige Mohonono, welcher an die libanotische Ceder erinnert, sticht anmuthig ab von dem dunkeln Motsurri, der cypressenartigen Wuchs hat und scharlachrothe Beeren trägt; andere Bäume erinnern an unsere Eichen und Ulmen.

Dieses innerafrikanische Naturschauspiel hatte nie zuvor ein weißer Mann gesehen. Livingstone beklagt, daß dort eine Gebirgslandschaft feble; der Katarakt ist auf drei Seiten von etwa 300 bis 400 Fuß emporsteigenden Höhenzügen umgeben, die bewaldet sind.

Etwa eine Viertelstunde Weges vom Falle verließ der Reisende seinen Nachen und bestieg einen kleinen Kahn. Die Ruderer waren mit den Strömungen genau bekannt und brachten ihn wohlbehalten bis zu einer Insel, die mitten im Strome liegt, am Rande des Abgrundes, in welchen sich die Wassermenge stürzt. Von dort aus gesehen, schien es, als ob dieselbe sich in der Erde verliere; denn der gegenüberliegende Randabfall der Spalte, in welcher es verschwand, war noch etwa 40 Schritt entfernt. Livingstone kroch bis an den Rand und blickte hinab in den tiefen Spalt, welcher über die ganze Breite des Sambesi von einem Ufer bis zum andern reicht.

Nun erkannte er genau, daß ein etwa 3000 Fuß breiter Strom ungefähr 100 Fuß hinabstürzte und dann plötzlich in ein Bett von 50 bis 60 Fuß Breite eingeengt wurde.

Dieser gewaltige Katarakt ist ganz einfach eine Spalte in dem harten Basaltgesteine, welche sich vom rechten Ufer auf das linke hinüberzieht; von diesem letztern aus verlängert sie sich etwa 30 bis 40 englische Meilen weit durch das Hügelland. Wer auf der rechten Seite der Insel in den Spalt hinab blickt, sieht nichts weiter als eine dichte, weiße Wolke, welche eben damals zwei schöne Regenbogen zeigte; aus derselben stieg ein Dampfstrahl mehr als 200 Fuß empor. In dieser Höhe verdichtete er sich, wurde dunkel wie Rauch und fiel wie ein Regenschauer herab, welcher die immer grünen Bäume stets feucht erhält. Auf der linken Seite der Insel kann man bis in die Tiefe hinabblicken; das Wasser bewegt sich dort als eine weiße rollende Masse nach der Verlängerung des Spaltes hin, der am linken Ufer abzweigt. Von der linken Seite der Insel ist ein mächtiges Felsenstück hinabgestürzt und ragt noch aus dem Wasser hervor.

Die Wände dieser gigantischen Erdspalte fallen senkrecht ab und bestehen aus einer gleichartigen Gesteinmasse. Der Rand der Seite, über welche das Wasser hinabstürzt, ist zwei oder drei Fuß abgerieben; einzelne Stücke sind hinuntergefallen und das Ganze sieht etwas gezackt aus. Dagegen ist jener Rand, über welchen das Wasser nicht hinabfällt, ganz gerade, mit alleiniger Ausnahme der linken Ecke, an der man einen Riß erblickt; es hat den Anschein, als ob dort bald eine Felsenmasse hinabstürzen werde.

Im Allgemeinen aber ist das Ganze wohl noch in dem Zustande wie damals, als der Spalt gebildet wurde. Das Gestein ist dunkelbraun bis auf etwa 10 Fuß von unten, denn weiter abwärts gewann es durch das alljährlich eintretende Hochwasser eine andere Färbung. Auf der linken Seite der Insel hat man einen guten Ueberblick der Wassermenge, aus welcher einer der Dampfsäulen emporsteigt; sie springt ganz klar über das Gestein und bildet dann bis unten hinab gleichsam ein dichtes, ununterbrochenes Vließ von schneeiger Weiße; die einzelnen Wasserstücken, wenn dieser allerdings bezeichnende Ausdruck erlaubt ist, fallen sämmtlich in einer und derselben Richtung hinab. Jedes derselben gab verschiedene Strahlen Schaumes von sich, etwa so wie Stahlstäbchen in Oxygengas Funken sprühen. Diese schneeweiße Decke sah aus, wie Myriaden von Kometen, welche sich alle nach einer Richtung hin bewegen und hinter ihrem Kern einen Schaumstreifen zurück lassen.

Die fünf Dampfsäulen werden offenbar durch den Druck gebildet, welchen das Wasser durch seinen eigenen Fall in einem keilförmigen Raum erleidet, der nicht nachgiebt. Die beiden zur rechten Seite und eine auf der linken waren die stärksten. Die Makololo sagten, nach Osten hin sei der Spalt noch viel tiefer und an einer Stelle der Abhang so allmälig, daß sie sitzend hinabrutschen könnten.

An drei Stellen unweit der Katarakten brachten einige Batokahäuptlinge dem Barimo, ihrem höchsten Geist, Opfer an solchen Stellen dar, wo sie das Getöse des Wasserfalles noch vernehmen können. Den Fluß selbst betrachten sie mit heiliger Scheu, und in einem Gesange der Ruderer heißt es: „Der Liambai! Niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht." Livingstone ging nach der Insel Kalaï zurück (17° 51' 54" südl. Br., 25° 41' östl. L.), pflanzte Kaffeebohnen, Pfirsich- und Aprikosenkerne und schnitt in die Rinde eines Baumes seinen Namen, nebst der Jahreszahl 1855.

Nachdem er das „Wunderwerk der Natur" genugsam angestaunt, zog er weiter gegen Osten mit 114 Makololo, welche Elfenbein für Rechnung Sekeletu's nach der Küste

bringen sollten. Er kam glücklich bis zur portugiesischen Niederlassung Tete und dann weiter, den Sambesi abwärts nach Senna. Acht Makololo wollten mit bis nach Kilimane an der Küste, um das östliche Weltmeer zu sehen.

Livingstone erreichte glücklich Kilimane, das auf einer großen Schlammbank steht, und, von Sümpfen umgeben, im höchsten Grad ungesund ist. Jeder vollblütige Mensch verfällt unabwendbar dem Fieber, und die Eingebornen sagen: „Ach, der wird nicht lange leben." Eben damals war ein deutsches Fahrzeug aus Hamburg auf der Barre gescheitert; das Schiffsvolk lebte sehr enthaltsam, aber auch bei diesen Deutschen wirkte das Fieber wie langsames Gift. „Anfangs fühlten sie sich nur unwohl; dann wurden sie bleich, blutarm, magerten ab, die Schwäche nahm zu und endlich fielen sie, wie Ochsen, die von der giftigen Tsetsefliege gestochen worden sind."

Nachdem Livingstone sechs Wochen in dem pestilentialischen Kilimane verweilt hatte, warf die englische Kriegsbrigg Frolic vor der Barre Anker. Sie brachte ihm allerlei Vorräthe und Geld zur Rückreise nach Europa.

Der nachfolgende Vorfall ist in anthropologischer Hinsicht sehr interessant; er zeigt, wie Barbaren durch Berührung mit der europäischen Civilisation so leicht das geistige Gleichgewicht und den Verstand verlieren und dann zu Grunde gehen.

Ein getreuer Makololo, Namens Sekuebu, hatte den weißen Mann bis Kilimane begleitet und war, auf seines Häuptlings Sekeletu Befehl, entschlossen, die Reise nach Europa mitzumachen. Livingstone nahm ihn mit nach Mauritius, wo er den Dampfer nach Suez erwartete. Der Wilde wußte sich auf dem Kriegsschiffe, wo Alles neu für ihn war, gar nicht mit sich selber zurecht zu finden; er wunderte sich auf dem Meere, daß er Wasser und immer nur Wasser sehe. Nebenher lernte er einige Brocken Englisch. Auf Mauritius, wo er nun gar eine schöne Stadt sah, hatte sein Erstaunen keine Grenze. Aber diese geistige Anstrengung war zu stark für ihn und er verlor seinen Verstand. Livingstone glaubte, der Wilde habe sich betrunken, aber dem war nicht so. Der arme Makololo sprang in eine Schaluppe und rief, er wolle allein sterben, Livingstone solle ihm nicht folgen. Gewalt mochte man, aus mehr als einem Grunde, gegen ihn nicht anwenden, ans Ufer wollte er nicht zurückkommen. Am Tage hatte er nach einiger Ruhe wieder einen Anfall von Wahnsinn, stach mit seinem Speer nach einem Matrosen und stürzte sich dann in die See. Seine Leiche hat man nicht wieder gefunden.

Antiquitäten- und Raritätensammler in Japan.*)

Die Japaner legen auf Alles hohen Werth, was alt und selten ist. Sie sind ganz entschiedene Raritätenkrämer; sie haben für Dinge, welche unter den Begriff Miserasji fallen, eine Vorliebe, die sich bei Vielen bis zur Leidenschaft steigert und ein ganz eigenartiges Gepräge trägt. Je älter irgend ein Gegenstand ist, für um so schätzbarer und werthvoller wird er gehalten; kunstreiche Arbeit und werthvolle Zierrathen weiß man allerdings zu schätzen, auch wenn sie neu sind. Die Hauptsache jedoch, welche entscheidet, bleibt das Alter.

Ein Gleiches gilt auch im gesellschaftlichen Verkehr. Der reichste und angesehenste Mann im Lande hält es für seine Pflicht, sich vor dem Greise zu verneigen, so arm und gering dieser auch sein möge, und nie würde ein Jüngerer wagen, die Rede eines alten Mannes zu unterbrechen. Diese Ansichten sind von sehr wohlthätigem Einfluß auf das Familienleben; kindliche Pietät durchdringt dasselbe, und die Söhne bieten Alles auf, um den Eltern eine sorglose Stellung zu bereiten; sie sind ihnen in allen Stücken dienstbeflissen. In der Schule wird den Kindern eingeprägt, daß sie, wenn sie alte Leute sehen, sich an den Ruhm ihrer Vorfahren erinnern sollen; denn durch die Weisheit der Alten sei Glück und Segen über das Land gekommen und das Reich aufgerichtet worden. Unsere Vorfahren, so wird gelehrt, stammten von Göttern, Weisen und Helden ab. Zu ihrer Zeit begaben sich viele Wunder, und die Menschen erreichten eine höhere Lebensdauer als in unseren Tagen. Man muß Denen, welchen man das Dasein verdankt, für dieses Geschenk in jeglicher Weise dankbar sein, ohne sie hätte man das Leben nicht, das ein so hohes Gut ist. Nicht nur die Eltern selbst sind ehrwürdig; auch was sie nach ihrem Tod auf Erden hinterlassen, ist schon deshalb theuer und werth, weil es ihnen gehörte, von ihnen berührt wurde und an sie erinnert. Am fünfzigsten Jahrestage veranstaltet die Familie des Verstorbenen auf dem Grabe desselben eine rührende Todtenfeier.

Während in den europäischen Ländern die Raritätenkammern Merkwürdigkeiten aus allen Erdtheilen enthalten, sehen sich die Japaner vorzugsweise auf ihr eigenes Land angewiesen, oder doch auf die ihnen benachbarten Gegenden des östlichen Asiens. Trotzdem haben sie ungemein reiche Sammlungen von Rococco aller Art. Man begegnet denselben auf Tritt und Schritt. Kein Tempel ist ohne Alterthümer, die häufig gleich am Eingange auffallend ins Auge stechen. Man findet zum Beispiel den Namen des Stifters oder Erbauers auf einer Säule; eine Inschrift besagt, daß er dort eine Tanne gepflanzt oder ein Thor errichtet habe. An den Wänden hängen Gedenktafeln für Priester oder Helden; wer zum erstenmal einen solchen Tempel betritt, läßt sich vor allen Dingen von einem Beamten desselben die Geschichte des Gebäudes erklären, bringt dem Andenken der Stifter seine Huldigung dar und schreibt seinen Namen ein. Alle Budsdotempel gewähren einen sehr ansprechenden Anblick; sie sind mit Bildern und Opfergaben ausgeschmückt, haben schöne Altäre, und die verschiedenen musikalischen Instrumente sind in geschmackvoller Ordnung aufgehängt. Das Alles bietet eine ganz ungemeine Mannigfaltigkeit von Formen

---

*) Ich entlehne diese Mittheilungen dem Werke: Bydragen tot de kennis van het Japansche Ryk, door J. F. Overmeer Fisscher, Amsterdam 1833. 4°. Das Werk ist theuer und scheint selten zu sein; es ist bisher wenig benützt worden, gibt aber manche interessante Nachrichten über das innere Leben des japanischen Kulturvolkes. A.

dar, und viele Gegenstände sind mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Kunstfertigkeit gearbeitet, vor welcher die nicht selten reiche Verzierung mit edlen Metallen verschwindet. Außerdem hat jeder Tempel noch Reliquien, die nicht offen zur Schau ausgestellt, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten sichtbar werden. Dann tritt der Priester festlich geschmückt vor den Altar; ein Laie fragt, im Namen der Anwesenden, ehrerbietig, ob es erlaubt sei, die Hülle von den Reliquien zu entfernen und sie zu berühren. Die Erlaubniß wird gegeben, und dann erscheinen **Bücher**, die in das ehrwürdige Alter von zweitausend Jahren hinaufreichen. Overmeer Fisscher erzählt, daß er mehre derselben gesehen und in der Hand gehabt habe; sie waren auf schönes Papier mit kleinen Lettern aber ungemein deutlich geschrieben. Auch goldene Bilder von Göttern oder Heiligen werden in den Tempeln aufbewahrt, Handschriften der Gesetzbücher, Waffen, Flaggen und andere Zierrathen, namentlich Kleider; sodann phantastische Gestalten aus Holz oder Stein, die manchmal so vortrefflich nachgebildet werden, daß man sie für Erzeugnisse der Natur halten könnte.

Die japanische Fabellehre ist ungemein reichhaltig und mannigfaltig, und gewährt der Phantasie wundersame Stoffe in Hülle und Fülle zur Combination von ungeheuerlichen Gestalten, die beim Volk ungemein beliebt sind. Sie meinen ihren Kamis oder Göttern keine größere Ehre erweisen zu können, als wenn sie ihnen recht seltsame Gegenstände zur Opfergabe darbringen. Zu diese Klasse von Raritäten gehören auch die **Seejungfern** oder **Sirenen**, welche 1822 und 1823 zu Paris und London gezeigt wurden, und über welche 1852 wieder viel die Rede gewesen ist, als der berüchtigte Marktschreier Phineas Taylor Barnum in Neuyork eine derartige Sirene ausgestellt hat, die er für ein bei den Fidschi-Inseln gefangenes Wesen ausgab.*) Die Japaner verfertigen dergleichen aus dem Kopf eines Affen und dem Schwanz eines **Fisches**, welchen die Holländer „**Jakob Everts**" nennen; das Fabrikat wird mit einer so außerordentlichen Geschicklichkeit zusammengestellt, daß auch ein scharfes Auge keine Naht gewahren kann. Jene **Seejungfer**, welche in Neuyork so großes Aufsehen machte, war von den Holländern in Japan erstanden worden. Ein amerikanischer Kapitän kaufte sie 1822 in Batavia und brachte sie nach London, wo sie für Geld gezeigt wurde. Jetzt steht sie im naturwissenschaftlichen Museum zu Boston; es gibt aber auch noch eine Anzahl ähnlicher Exemplare, von denen sich eins im **Haag** befindet. Um das Publikum zu täuschen, wurde eine Fabel in Umlauf gesetzt. Ein armer Fischer, Namens Simbe, habe die Sirene an der Nordküste von Japan in der Landschaft Katsa im Netze gefangen; sie habe nur kurze Zeit gelebt, aber vor ihrem Tode prophezeit, daß man zehn Jahre hintereinander reiche Ernten hoffen dürfe; dann aber werde eine Seuche das Land heimsuchen, der aber Jeder entgehen könne, welcher im Besitz der Seejungfer selbst oder wenigstens einer Abbildung derselben sei. Diese Mähr fand in Japan vielfach Glauben; die Leute drängten sich herbei, um eine solche Abbildung zu bekommen, und der angebliche Fischer wurde ein reicher Mann. Andere Spekulanten verfertigten andere Wunderthiere, zum Beispiel menschliche Gestalten mit zwei Köpfen, Menschen, welche den Kopf am Bauche hatten, Figuren mit Teufelsköpfen, Drachen mit zwei Köpfen, und dergleichen Ungeheuer mehr.

Vornehme Leute, welche einen Tempel besuchen, lassen dort gewöhnlich irgend eine Rarität als Gabe zurück; Viele schenken Räuchergefäße, alte Münzen, gedruckte Bilder, Waffen oder Naturalien; Andere geben Geld, damit die Priester irgend eine Merkwürdigkeit dafür kaufen. Der Europäer erstaunt über die gewaltige **Größe der Glocken**, die häufig mit schönen gegossenen Basreliefs verziert sind, sie haben aber keinen Klöppel, sondern werden mit einem Holzstabe horizontal von außen angeschlagen. Der Klang ist gewaltig. Diese Glocken bestehen gleich den Gongs und Tamtams der Chinesen aus einer eigenthümlichen Metallmischung, die zu zerbrechlich ist, als daß man sich bei ihnen der Metallklöppel bedienen dürfte.

Außer den Tempeln sind auch die Paläste reich ausgeschmückt; aber hier sind die Schmucksachen und Zierrathen von einer durchaus andern Beschaffenheit. Vor allen Dingen fehlen niemals **Wandschirme mit Gemälden**, welche Schlachten und heilige Stätten der Vorfahren darstellen; auch wird auf denselben die Chronologie eines Herrscherstammes oder einer angesehenen Familie verzeichnet; eine Sammlung von Waffen und Harnischen würde kein wohlhabender Mann entbehren mögen, sie bildet den Hauptschmuck des **Rittersaales**, falls dieser Ausdruck erlaubt ist. In anderen Zimmern ist die **Bibliothek** aufgestellt, welche insgemein auch Stammbäume edler Familien und deren Geschichte enthält; der Besitzer legt viel Werth darauf, daß dergleichen Manuskripte Meisterwerke der Kalligraphie bilden. In einem besondern Gemache stehen **alte lackirte Geräthschaften**, die man in jeder Hinsicht für werthvoller hält als dergleichen aus neuerer Zeit, und es ist allerdings richtig, daß die Arbeit an jenen den Fabrikaten der spätern Zeit bei weitem vorzuziehen ist. Bei uns in Europa finden die japanischen Lackarbeiten mit vollem Recht großen Beifall, sie gehören aber fast ohne Ausnahme nur Waaren geringerer Klasse an, während die vorzüglichsten Arbeiten im Lande zurückbleiben. Nur dann und wann haben die Holländer auf der Reise von Nagasaki nach der Hauptstadt lackirte Prachtstücke zum Geschenk erhalten, die sich in der Sammlung des Königs der Niederlande im Haag befinden.

Auf besondere **Prunktafeln** stellt man metallene Blumenvasen, Räucherbecken und Holzschnitzereien, die gleichfalls allesammt um so höher geschätzt werden, je älter sie sind. In einem solchen Gemach befindet sich kein anderes Stück Hausgeräth. Im Uebrigen sind die Zimmer sehr einfach, und die Liebhaberei zum Sammeln beschränkt sich auf die oben angegebenen Gegenstände, von denen leider Manches durch die im Lande so häufigen Feuersbrünste verloren geht. Man zieht solche Dinge vor, die sich im Nothfalle leicht fortschaffen lassen, zum Beispiel Gemälde und **Münzen**. Von diesen letzteren wird besonders ein Stück gesucht, welches die Japaner **Hanrio** nennen, und das sie für ihre älteste Landesmünze halten. Klaproth weist aber aus dem Buch Fookouna Siriak oder „Abhandlung über den Ursprung der Reichthümer in Japan" nach, daß erst im Jahre 683 unserer Zeitrechnung Kupfermünzen in Japan geprägt worden seien; vor dieser Zeit habe Japan nur Tauschhandel gehabt. Dagegen versicherten die Landeseingebornen Herrn Fisscher, die Hanrios seien neunzehnhundert Jahre alt. Ist das der Fall, so sind sie **chinesischer** Herkunft. Der Aberglaube legt den alten Kupfermünzen wunderbare Eigenschaften bei; sie sind als **Talismane** wirksam. Wer solch ein Amulet trägt, kann in der Schlacht nicht verwundet werden und auf See keinen Schiffbruch leiden, auch bewahren sie nicht nur vor Seuchen und Schlangenbiß, sondern sogar gegen Verarmung. Man trägt sie an einer Schnur um den Hals

*) The life of P. T. Barnum, written by himself. Neuyork 1855, S. 233, 599. A.

und bezahlt sie mit hohem Preise, ja nicht selten wiegt man sie mit Gold auf.

Alte Gold- und Silbermünzen sind äußerst selten, vor allen die Obang, von länglich runder Form, die 6 Zoll lang und 4 Zoll breit sind, und somit fast die Größe einer Hand haben. Man kann sie weniger als Münzen, denn als Medaillen betrachten, auch werden sie ausschließlich für den Kaiser geprägt, der sie als Geschenke an solche Männer vertheilt, welche dem Staat wichtige Dienste geleistet haben. In diesem Falle wird von einem dazu besonders ermächtigten Beamten ein besonderes Schriftzeichen auf dem Obang angebracht, das allemal zu erneuern ist, wenn es sich etwa im Fortgange der Zeit abgegriffen hat. Durch Verleihung eines solchen Obang aus den Händen des Kaisers wird nicht nur der Empfänger hoch geehrt, sondern die Auszeichnung wirft auch einen Glanz auf dessen Familie; sie wird ähnlich angesehen wie in Europa die Ertheilung eines Verdienstordens. Bei festlichen Gelegenheiten holt der Inhaber den Obang hervor und zeigt ihn seinen Gästen. Es mag hier bemerkt werden, daß die Japaner numismatische Werke besitzen; eines derselben hat der Fürst von Tamba verfaßt, und er beschreibt in demselben eine von ihm angelegte Sammlung europäischer Münzen. Der Kaiser hat, man kann wohl sagen ganze Magazine, die voll sind von Kostbarkeiten und Raritäten; er läßt die Sachen, nachdem sie einige Zeit für den Hof zur Schau ausgestellt sind, in zierlich gearbeitete Kisten und Kasten verpacken, und sie kommen dann nur ausnahmsweise wieder ans Tageslicht.

Auch seltene Naturalien werden theuer bezahlt, vor allen Dingen Fossilien und überhaupt Dinge, welche man tief aus der Erde hervorgegraben hat. Japan ist ein vulkanisches Reich, es hat mehr als ein Pompeji oder Herculanum; eine Menge von Tempeln sind durch Fluten, vulkanische Ausbrüche oder Erdbeben zu Grunde gegangen und werden gelegentlich, nach Verlauf von Jahrhunderten, wieder entdeckt. Dergleichen Ausgrabungen sind allemal glückliche Ereignisse für die Raritätensammler, welche insbesondere die Antiquitäten aus dem Tempel Kiomisi hochschätzen. Dasselbe ist der Fall mit Ueberresten der vorweltlichen Flora und Fauna. Die Japaner haben Sagen von einer großen Flut. Ihre Chronik enthält sichere Angaben freilich erst über die Zeit nach Sinu Tenno's Regierung; was sie aber von einer allgemeinen Ueberschwemmung des Landes erzählt, ist sehr wahrscheinlich. Steinen und überhaupt Mineralien, Muscheln, Stücken Holz und überhaupt Gewächsen von eigenthümlicher Gestalt geben sie durch künstliche Nachhilfe gern eine möglichst phantastische Form, und je monströser ein Ding aussieht, um so werthvoller und hübscher erscheint es ihnen. Einen alten kupfernen, mit Beulen bedeckten Theekessel ziehen sie dem werthvollsten und geschmackvollsten Silberservice vor, wenn das letztere neu ist.

Overmeer Fisscher erzählt, daß er sah, wie angesehene Männer Kleider trugen, die über 50 Jahre alt waren. Sie bestanden aus sogenanntem Taffachelas, einem gingham-artigen Leinengewebe, das in Bengalen verfertigt wird, aber ehemals von viel besserer Qualität war als gegenwärtig. Man versicherte ihn, daß in Jeddo noch dergleichen Stoffe aufbewahrt werden, welche die Holländer in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nach Japan gebracht. Die Japaner kennen den raschen Wechsel der Mode nicht und halten dafür, daß auch bei Kleiderstoffen allemal das Alte weit besser sei als das Neue. In dieser Beziehung kann man ihre Meinung nicht als eine eigensinnige bezeichnen, weil sie seit Jahrhunderten Muster von allen möglichen Gegenständen sorgfältig aufbewahrt haben. Diese vergleichen sie mit den neueren Artikeln, und die Europäer haben deshalb alle mögliche Ursache, auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen; die Japaner kaufen keine schlechte Waare.

Zu den Alterthümern rechnen die Japaner auch das Kameh oder Schildpat und den Matsi oder Tannenbaum. In der Zucht und Pflege dieses letztern haben sie eine bewunderungswürdige Vollkommenheit erreicht; sie haben zum Beispiel in ihren Gärten Tannenbäume, die weit über hundert Jahre alt sind, in Töpfen stehen; während der Stamm verknorrt und verkrüppelt erscheint, ist das Wachsthum der grünen Nadeln ungemein üppig, und doch hat der ganze Baum eine Höhe von nur etwa drei Fuß, und breiter ist auch sein Gezweig nicht. Und im Gegensatz zu diesen verkünstelten Zwergbäumen stehen neben manchen Tempeln Riesentannen von ungeheuerer Größe, die gleichfalls ungemein sorgfältig gepflegt werden. Man bindet von Anfang an die Zweige auf Stangen, die etwa acht Fuß über der Wurzel in horizontaler Richtung laufen; der Baum gewinnt nach und nach an Breite und bildet im Fortgange der Zeit ein schattiges Dach von nicht weniger als dreihundert Fuß Durchmesser. Der Japaner zieht einen verkrüppelten Baum, wenn er nur seltsam und abenteuerlich aussieht, dem schönsten schlanken Stamme vor, und irgend eine Rarität, welche die See ans Land wirft, oder ein ordinärer Stein von abenteuerlicher Form ist ihm lieber als ein werthvoller Edelstein; man versteht, beiläufig bemerkt, das Schleifen der letzteren nicht, und Juwelen werden nur gering geschätzt.

An die Stelle unserer Diamanten und Edelsteine tritt bei den Japanern ein eigenthümliches Kunstwerk, das sie Sjakfdo nennen. Sjakfdo sind kleine Dosen oder verzierte Platten von Gold und Silber. Der Grund ist gewöhnlich schwarz und besteht aus einer Vermischung von Gold mit Kupfer oder Eisen; die Figuren werden aus einem beliebigen Metalle roh eingetrieben oder auch mit großer Sorgfalt gravirt. Die Farben, welche man in Europa durch Emailarbeit hervorbringt, erhält man bei Sjakfdoarbeiten durch die Zusammenstellung verschiedenfarbiger Metalle. Proben dieses Schmucks sind in Genf genau untersucht worden, und die dortigen Sachkenner haben erklärt, daß dieser Industriezweig in Europa noch durchaus unbekannt sei. Die Muster selbst sind in der Regel klein und einfach. Hauptsache ist die geschmackvolle Arbeit. Mit Sjakfdo's legt man den Handgriff oder die Stoßplatte der Säbel ein; man verziert mit ihnen die Schlößchen an den Brieftaschen oder die Gürtelhaken, und je nach dem Alter oder der Güte der Arbeit wird solch ein Kunstwerk mit hunderten und tausenden von Gulden bezahlt. Es gibt übrigens auch nachgemachtes Sjakfdo, das man indessen leicht erkennt, weil bei einer solchen falschen Platte die Figuren gegossen oder getrieben, und im Feuer gefärbt worden sind. Von echter Waare geht selten etwas außer Landes, weil die Japaner selbst höhere Preise dafür bezahlen, als ein Europäer, der an solchen Raritäten keinen Geschmack hat, dafür bewilligen würde. Es ist dasselbe Verhältniß wie mit manchen Gegenständen, die wir mit Gold aufwiegen, während der Japaner, dessen Geschmacksrichtung von der unsern in so vielen Dingen verschieden ist, dafür keinen Thaler geben würde.

Die japanischen Küsten sind reich an Schaalthieren und auch die Perlenauster kommt häufig vor, namentlich in der

Landschaft Omura, deren Fürst Perlen von ganz ungemeiner Größe besitzt. Doch werden alle Perlen hoch im Preise gehalten, entweder weil sie nicht gerade häufig oder die Gewinnungskosten, z. B. Arbeitslohn für die Taucher, zu hoch sind. Der Kaiser hat sich von den Holländern eine Taucherglocke ausgebeten, die ihm auch aus Europa zugeschickt wurde. Kleinere Perlen werden zerstampft und als ein, wie die Japaner glauben, blutreinigendes Arzneimittel angewandt, aber natürlich nur von reichen Leuten; rothe Perlen kommen viel seltener vor als weiße.

Ueberall in Japan gibt es Antiquitätenhändler und Raritätenkrämer, die sehr belangreichen Umsatz machen. Sie verkaufen nicht nur die oben erwähnten Gegenstände, sondern auch lebendige Thiere, namentlich allerlei Vögel, Hunde, Katzen, Grillen, Hirsche, Rehe, junge Bären, weiße Mäuse, Streithähne, Zwerghühner, Enten, Kaninchen, seltene Blumen, Sämereien, Muscheln und Mineralien. Dergleichen Magazine findet man jedoch hauptsächlich nur in den großen Städten mit Allem reichlich versehen, z. B. in Jeddo, Miaco und Osacca. Meylan sah ein Arzneikästchen von 6 Zoll Höhe, 4 Zoll Breite und 1½ Zoll Tiefe, in welchem ein Tannenbaum, ein Bambus und ein Pflaumenbaum wuchsen. Diese Rarität wurde mit 400 Kobangs, also mit 1200 holländischen Gulden bezahlt.

In den russischen Ostseeprovinzen.

Von Memel nach Riga und Dorpat.

Von **Max Rosen.**

II.

Noch einmal Mitau. — Der Weg nach Riga. — Deutsches Bürgerthum in der alten Hansestadt. — Nach der Universitätsstadt Dorpat.

Man kann es den Kurländern nicht verdenken, wenn sie aus ihrer einförmigen Heimat sich nur zu gern hinaussehnen und nach Deutschland, Frankreich, Italien und Gott weiß wohin reisen; aber gänzlich von der Heimat sich

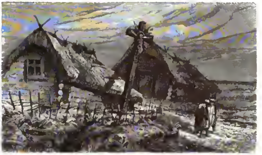


Auf dem Eise der Düna. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

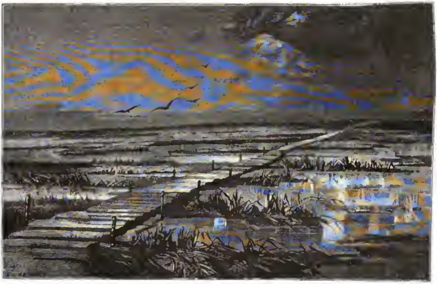
loszureißen vermögen sie nicht; denn alle kennen einander, sind mit einander verschwägert und vervettert und nennen sich darum auch nie mit den Familiennamen, sondern stets mit dem Namen ihrer Besitzungen. Das ganze Land ist wie eine Stadt, deren Häuser nur der Zufall mehr oder weniger auseinander gelegt hat. Das Familien- und Coterieinteresse ist das einzige, welches sich auf den kurischen Flächen so allgemein entwickelt hat, wie die Fichten- und Tannenwälder.

Aber zurück auf Mitau selbst! Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat aber meistens nur hölzerne Häuser. Ueber die Aa führt eine Schiffsbrücke. Der Fluß wimmelt voll schmutziger Lithauer-Kähne, welche anzuschauen sind wie wunderbare riesige Fischleiber. Der Obertheil eines solchen Kahnes ist mit Holz überwölbt, und aus einem Loche dieses ungeschlachten Dinges kriechen schlottrige Menschen hervor

mit schmutzigen blauen Kleidern und holpriger Sprache, Lithauer. Nur selten erscheint ein oberländisches Boot mit feinen grau gekleideten Letten. Noch aus der Leibeigenschaftszeit her haben sie die leidenden Gesichter bewahrt und die furchtsam verstohlenen Gebärden; von noch älterer Zeit her aber die mongolische Gesichtsbildung. Zwischen durch huschen schmutzige Juden, das traurigste Ueberbleibsel polnischen Regiments im Lande, in langen, zerrissenen Röcken, mit ewig gestikulirenden dürren Armen und ewig plapperndem Munde, immer anscheinend beeinträchtigt und immer in Wahrheit betrügend. — Eines der ansehnlichsten Gebäude der Stadt ist das Gymnasium illustre mit einer Bibliothek von 26,000 Bänden und einer Sternwarte. Den regen Sinn der Kurländer für geistige Interessen bezeugt die im Jahre 1816 gestiftete kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, welche in ihrem Provinzial-Museum eine nicht unbedeutende Sammlung von Naturalien, Gemälden, Münzen und Alterthümern besitzt und ihre Schriften durch den Druck bekannt macht. Elise von der Recke hinterließ derselben einen großen Theil ihrer von bedeutenden Männern und Frauen empfangenen Briefe. Jenseits der Aabrücke steht das herzogliche Schloß, bestehend aus einem großen Hauptgebäude und zwei Flügeln. Den Bau desselben begann 1739 der bekannte Biren, welchen die Kurländer 1737 auf seiner Gönnerin, Kaiserin Anna, Geheiß zu ihrem Herzoge gewählt hatten. Jetzt befinden sich in ihm russische Bureaus. Auf der breiten Landstraße, welche der Kaiser dem kurischen und livischen Adel erbaut hat, galoppirt man schnurstracks auf Riga zu. Aber traurig muthet alles Land das fremde Auge im Vorüberjahren an. Zur Rechten Sumpfgelände und Haidegrund, Krüppelfichten und isolirte Tannen, dahinter schwarzgrüner Waldsaum; zur Linken kein Unterschied, nur der Schwarzwald näher; vorwärts geht Weg und Blick in ein Waldmeer; rückwärts endet Blick und Pfad, an Sumpf und Haide vorüberstreifend, ebenfalls in dunkle Forste. Das ist das Land der lichten Birken und der blonden Kurländer, der dunkeln Fichten und der grauen Letten. —



In einem livländischen Dorfe. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)



Eine Brücke bei Wolmar in Livland. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Hier schleicht Nachts der Wolf durch die Landschaft; hier trabt noch das riesige Elenn im dichten Tann; hier lauert der Luchs in den Zweigen der Fichte auf Beute und über den Wäldern hin, durch der Bäume Wipfel, schwirrt der schillernde Auerhahn, das stahlblaue Birk- und braune Haselhuhn; Nachts aber ertönt das schaurige Gekrächze des Kranichs und der Rohrdommel, während der schwarze Storch und aschgraue Reiher hoch in den Lüften schweben.



Livländische Bauern in Wintertracht. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Und noch ist es kein Jahrhundert her, da lagerte auch der Bär, brummend und an seinen Tatzen saugend, hier im Dicicht. Aber von all diesem Thierleben gewahrt man natürlich im Vorübersausen nichts; todtenstill und einsam erscheinen Wald und Moor. Nur höchst selten taucht ein kleines Haus oder deren ein Paar, grau wie die Baumstämme und ohne Schornstein, aus den Bäumen hervor, und Menschen sieht man hier meilenweit nicht. Noch viel seltener blickt ein Landhaus hinter einer zwergartigen Obstbaumgruppe hervor, wie der halbvergessene Anbau eines in dieses Waldmeer Verirrten. Sogar die Felder verstecken sich hinter dem wüsten Lande der nächsten Umgebung und selbst die Heerden verbergen sich in das undurchdringliche Dunkel der Waldung. Solche Todteneinsamkeit erblickend, begreift man auch, warum die kleinen Pferde an den kleinen Wagen der kleinen grauen Letten sich alle auf der großen Straße zusammengedrängt haben und so eilig vorüberjagen; sie alle suchen so schnell wie möglich der öden Landeinsamkeit zu entfliehen und wieder unter Menschen zu kommen. Gott aber mag wissen, was in Kur- und Livland diese Letten verführt hat, sich so einzeln und isolirt in der weiten Ebene anzubauen, als fürchte Einer des Andern Berührung. Wenn dann plötzlich einmal die Landstraße lebhaft wird, erwartet man mit Gewißheit, jetzt kommt ein Dorf oder ein Städtchen; aber mit Nichten; immer weiter galoppiren die armen Pferde durch die Wald- und Sumpfeinsamkeit, bis plötzlich die Bäume enden und Riga vor uns liegt. Im sausenden Galopp geht es über die Dünabrücke, deren Geländer durch anliegende Schiffe gebildet wird; fort geht es über das holprige Pflaster, und auf dem Residenzplatze wirbelten eben die Trommeln einen Zapfenstreich, von den wilden Zigeunertönen der Querpfeife begleitet, als ich im Hôtel zur Stadt Petersburg abstieg. Noch später klang von Viertelstunde zu Viertelstunde der lang ausgehaltene melancholische Anruf der Wachtposten von der Hauptwache und von den Wällen und Casematten der Stadt volltönig herüber über die schlafenden Häuser in die weiten Zimmer meines Gasthauses hinein; sonst nicht das mindeste Geräusch; die Stadt hat am Tage zu laut gelebt und muß des Nachts ausruhen.

Der Unterschied zwischen Riga und Mitau ist groß, und eben in dieser Verschiedenheit offenbaren beide Städte ihren innersten Charakter. Riga ist Handels- und Kaufmannsstadt, das zeigt die Düna, auf deren Flut finnische Schooner, solide schwedische Kauffahrer und Schiffe fast aller nordeuropäischen Nationen flaggen; dabei ist Riga ursprünglich deutsch, ehemalige Hanseatin, uralt, von bremer Schiffern gegründet (welche auf ihrer Fahrt nach Wisby, auf der Insel Gothland, an die Mündung der Düna verschlagen wurden), durch sich bestehend, eine Bürgerstadt. Die eigentliche Stadt hat daher denn auch ganz das Aussehen einer alterthümlich deutschen Stadt, mit überaus engen Straßen und Nebengäßchen; sie ist von Wällen und Bastionen, mit einer Citadelle umgeben und liegt größtentheils auf dem rechten Ufer der Düna, eine Meile von deren Mündung in den Golf der Ostsee. Das Schloß war ehemals Sitz der livländischen Heermeister des deutschen Ordens und beherbergt jetzt die Gouvernements-Behörden. Vor demselben steht auf einem hübschen Platze eine Granitsäule mit einer vergoldeten Victoria, einem Geschenk Alexanders aus dem Jahre 1814.

Riga hat drei Vorstädte, von denen zwei, die petersburger und moskauer, auf der rechten Seite der Düna hinter der Stadt liegen, während die dritte auf dem linken Ufer erbaut ist; sie nehmen einen größern Raum ein, als die Stadt selbst und sind regelmäßig angelegt. Die anziehendsten Punkte bildet das Dünaufer an der Stadtseite, wo die Schiffe befrachtet und ausgeladen und die Wochenmärkte gehalten werden, nebst der Schiffbrücke, welche in einer Länge von 800 Schritten über den Strom

geschlagen ist; sie gewährt den interessantesten Spaziergang, welchen man in Riga haben kann, insofern unmittelbar längs der Brücke flaggende Schiffe aus allen Weltgegenden in langen Reihen aufgepflanzt sind. Außerhalb der Stadt wird vorzüglich die Esplanade und der schon von Peter dem Großen angelegte „kaiserliche Garten“ viel besucht. Im Ganzen aber ist die Gegend reizlos, flach, ja sandig. Nach der Mündung des Stromes hin erheben sich wahre Sandhügel. Gleichwohl scheuen die wohlhabenden Städter weder Mühe noch Kosten, um ihre Landsitze in der Nähe der Stadt auf das Freundlichste auszustatten.



In der Umgegend von Dorpat. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Der Sinn für Verschönerung und Erheiterung des Lebens ist den baltischen Deutschen eigen; daher fehlt es hier nicht an Gelegenheit zu geselligen Freuden, und Theater und Concerte erfreuen sich eines guten Rufes. Auch hängt damit die hier allgemein herrschende Gastlichkeit zusammen, die dem Deutschen im fremden Lande so wohl thut. Bekannt ist ferner der Wohlthätigkeitssinn der Rigaer; eine Menge von Vereinen und Anstalten legt dafür Zeugniß ab. Von den 65,000 Einwohnern wohnen in der Stadt vorzugsweise Deutsche, in den Vorstädten Russen. Der Handel ist bedeutend. Insbesondere werden Flachs, Hanf, Lein- und Hanfsaat, Holz, Talg und Getreide ausgeführt, welche Rohprodukte aus den oberen Dünagegenden auf flachen Kähnen (Wittinnen), die man nachher zerschlägt und als Holz verkauft, zur Stadt gebracht. Der Werth dieser transportirten Produkte wird jährlich auf mehr als 30 Mill. Rubel angeschlagen.



Reiter auf dem Land in Kurland. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Der Strich Livlands, welcher in nordöstlicher Richtung nach St. Petersburg zu hinläuft, hat im Ganzen die Beschaffenheit des Bodens mit Kurland gemein. Auch ist hier wie dort der Adel, die Geistlichkeit und die Mehrzahl der Stadtbewohner deutschen Stammes, die Zahl der Juden ist gering. Den Haupttheil der Bevölkerung bilden im Norden die Esthen, im Süden die Letten. Der eigentlichen Liven, welche finnischen Ursprungs sind, ist nur noch eine geringe Anzahl.

Bei Hilchensfähr wird die livländische Aa passirt, welche der Größe nach Livlands zweiter Fluß ist. Unfern der kleinen Stadt Wenden liegt die schönste Gegend Livlands, die man wohl stark euphemistisch die „livische Schweiz“ nennt.

In einem etwa 100 Fuß tiefen Bergkessel liegt recht angenehm die freundliche Universitätsstadt Dörpt oder Dorpat (russisch Jurgef) am Embachflüßchen, das in den Peipussee fließt. Diese altersgraue Stadt, die in den Kämpfen zwischen Rußland, Schwertrittern, Polen und Schweden viel u. mehr noch durch zwei Brände im vorigen Jahrhundert gelitten hat, besteht aus der eigentlichen Stadt und zwei Vorstädten. Sehenswerth ist die alte steinerne Brücke über den Fluß, das schöne, große Universitätsgebäude und der Dom auf einer ehemals befestigten Anhöhe, eine zum Theil wiederhergestellte Ruine, in welcher die Universitätsbibliothek eine sehr zweckmäßige Aufstellung gefunden. Dorpat war ehedem auch als Handelsstadt von Bedeutung; sie bildete die Vermittlerin des Handels zwischen dem innern Rußland und der Ostsee und gehörte deshalb mit zur Hansa. Ihre neuere Erhebung datirt aus der Zeit der zweiten Katharina. Noch merkwürdiger als das Schicksal der Stadt ist das ihrer Universität, die ihren Ursprung Gustav Adolf verdankt; ihre gegenwärtige herrliche Ausstattung gab ihr Alexander I. Sie ist zwar zunächst nur für die drei Ostsee-Provinzen bestimmt u. nähert sich daher in ihrer innern Einrichtung unter allen russischen Universitäten noch am meisten den deutschen Vorbildern, allein ihre Bedeutung geht weit über diesen Kreis hinaus. Es studiren nicht allein fortwährend auch Russen hier, sondern es gibt auch unzählige durch sie gebildete Gelehrte und Beamte über alle Theile des großen Reiches zerstreut, welche die Elemente deutscher Bildung weithin verbreiten. Aber auch auf andere Weise bildet Dorpats Universität neben St. Petersburg die Vermittlerin zwischen Deutschland und Rußland. Nächst Moskau ist sie zugleich die frequenteste russische Universität; sie zählt 600 Studirende und über 80 Lehrer. Reich ausgestattet ist das astronomische Observatorium, lange Zeit von Struve dirigirt. Wer hätte nicht von dem Frauenhofer'schen

Riesen-Refractor gehört! Und als besondere Eigenthümlichkeit der Universität muß noch das sogenannte „Professor-Institut“ erwähnt werden. Es besteht nämlich die Einrichtung, daß junge Russen, welche Fähigkeiten und Neigung zeigen, auf Kosten der Regierung hier studiren, mit der Bestimmung, einst als Professoren sich da verwenden zu lassen, wo es die Regierung für passend findet. Gewöhnlich werden diese sogenannten Kronstudenten zur Vollendung ihrer Ausbildung noch auf auswärtige Universitäten geschickt, namentlich nach Berlin. Die russische Regierung sah sich zu dieser Maßregel dadurch veranlaßt, daß einheimische, wie fremde Gelehrte sich nur ungern im Innern Rußlands, namentlich in den kleineren Provinzialstädten des Reiches anstellen ließen, weshalb an vielen russischen Hochschulen und Gymnasien das Lehrerpersonal unvollständig blieb.

Einblicke in den osmanischen Orient.

Mesopotamien und Bagdad.

II.

Die Häuser und ihre innere Einrichtung. — Kellerwohnungen, Serdabs und der Roffi. — Bauweise der arabischen Maurer. — Die Umgebungen der Stadt; Gärten. — Der Nimrodthurm und die nackte Wüste. — Klimatische Verhältnisse; Hitze und Krankheiten; die Aleppo-Pustel. — Die Tiefländer am Euphrat alter Meeresboden. — Erdpech und türkische Volkswirthschaft. — Datteln und andere Nahrungspflanzen.

Die Straßen von Bagdad sind unregelmäßig und nicht gepflastert. Die Häuser der Privaten, große und kleine, erscheinen dem Ankömmling als wahre Muster von Allem, was die menschliche Einbildungskraft an Unzweckmäßigem und Unbequemlichem erfinden kann. Sie sind offenbar einzig in der Absicht gebaut, sich und seine Familie, namentlich aber die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts, hermetisch von der Außenwelt abzuschließen. Die Christen, welche die mohammedanischen Sitten nicht immer billigen mögen, müssen sich ihnen nichtsdestoweniger aus Furcht vor Aufruhr, Raub und Mord fügen. Solch ein Haus ist eine Art von oben offenem Kasten aus Ziegelsteinen. Die vier äußeren Mauern ragen mit verzweifelter Einförmigkeit an den Nachbarhäusern und auch an den Straßen empor — nichts als gelbgraue Ziegel und Lehm — und zeigen im allgemeinen nirgends Fenster oder auch nur Luftlöcher. Erst in der allerneuesten Zeit, als ein Zeichen der andringenden Civilisation, wagen es einige Freigeister, Fenster und Erker nach Außen anzulegen, eine Einrichtung, die früher nur bei den Selamliks, der Abtheilung für die Dienstboten und zum Empfang männlicher Besucher, in türkischen Häusern bestand. Gewöhnlich ein hölzerner Vorbau im zweiten Stockwerk, breit genug, um eine Ottomane anzubringen. Andere Verschiedenheiten als diese ausnahmsweise Neuerung hat äußerlich kein Gebäude vor dem andern aufzuweisen, es sei denn die Größe und die mehr oder minder sorgfältige Construktion. Wird Einem nun auf Anklopfen die massiv gearbeitete Thür eines Hauses von mittlerm Umfang aufgemacht, so tritt man durch einen düsteren engen Gang in den innern rings von den verschiedenen Piecen umgebenen Hofraum. Dies ist ein viereckiger mit gelben Ziegelplatten belegter ebener Platz, der, wie auch das ganze Haus, Hau'wsch genannt wird. Manchmal ziert ihn in seiner Mitte ein Miniaturgarten, aus dem sich einige duftlose Blumen, ein Orangenstrauch und vielleicht eine kleine Gruppe Dattelpalmen emporheben. Auch überschattet wohl ein einsamer immergrüner Laubholzbaum mit unansehnlichen Steinfrüchten, der Nabuk, das Innere.

Dies sind in der eigentlichen Stadt fast die einzigen Spuren von Gärten; die Einwohner lieben sie selten, weil sie erstens, wegen der Bewässerung durch Zuträger, umständlich und kostspielig sind, und zweitens dadurch das geflügelte Geschmeiß, besonders die Fliegen, Mücken und Wespen, angezogen wird. Der Hof wird unmittelbar durch den Unterbau eingefaßt. Die äußere Bekleidung desselben besteht in den besseren Wohnungen aus glatt behauenen durch Gypsmörtel verbundenen Ziegeln, welche, um graziös zu erscheinen, Nischen im runden und im spitzen Bogenstyl bilden. Hier befinden sich gemeiniglich auf zwei Seiten die Küche, das Bad, verschiedene Gelasse für Vorräthe und ein Appartement für die Dienerschaft, auf den beiden anderen ragen die oberen Theile der Wohnkeller, Serdab genannt, mit ihren von Holzrosten verschlossenen breiten gewölbten Oeffnungen in den Unterbau hinein. Diese Keller, deren jedes Haus einen bis drei besitzt, dienen im Sommer als Aufenthaltsort, weil man es bei der Höllentemperatur von 40° R. im Schatten nicht gut auf der Erdoberfläche aushalten kann. Man steigt 10 bis 20 Stufen unter den Boden hinab; je tiefer um so kühler erscheint das Souterrain, aber es ist auch dann, wie man behauptet, um so ungesunder. Kreuzgewölbe mit Pfeilern oder auch einfache Tonnengewölbe im maurischen Geschmack, so zierlich wie möglich mit Gyps und Backsteinen aufgeführt, decken den Serdab; unten ist er mit Fliesen gepflastert, und in der Seite befinden sich einige kaminähnliche Luftabzüge, welche bis zu der Terrasse hinaufsteigen, dort in Windfängen enden und den Zweck haben, die Ventilation zu unterhalten. Zuweilen leitet man dieselben auch unterhalb des Serdabs über Brunnenwasser oder bedeckt sie oben mit feinem Dorngesträuch, das man beständig anfeuchtet, wodurch man frischern Zugwind erhält. Auch der Brunnen ist im Unterbau angebracht. Das Wasser jedoch, von widerlichem, bittersalzigem Geschmack, ungenießbar, wird lediglich zum Besprengen des Hofes verwendet. Das Wasser zum Waschen, Kochen und Trinken bringen die Sakkas in Schläuchen auf Eseln aus dem Tigris herbei, oder man empfängt es aus den durch Pferdearbeit gespeisten Röhrenleitungen, wofür man dem Wakuf (Moscheengut) jährlich eine bestimmte Summe entrichtet.

Den obern Rand des Unterbaus krönt eine gedrechselte Balustrade; auf seiner oben ebenfalls bepflasterten Fläche bildet er eine mehr oder minder breite Veranda, zu der man durch eine gemauerte Treppe hinaufsteigt. Das über die Zimmer hinausgebaute, von hölzernen Pilastern getragene, unten nach arabischer Weise ausgetäfelte Dach bedeckt dieselbe und endet in Spitzenzierrath.

Von der Veranda, dem Stolz der Bagdader, tritt man in die nebeneinander gereihten Stuben, welche unter sich nicht im Zusammenhang stehen, sondern von denen jede nach dem Hofe zu ihre besonderen Fenster und Thüren hat. In der Mitte von jeder der vier Seiten, aus denen auch das obere Stockwerk besteht, wölbt sich eine offene, mit Nischen und schlechter Arabeskenmalerei ausgeschmückte, meist durch einen großen gesteppten Vorhang verschließbare Halle, der Eiwe genannt, wo der Eingeborne, auf Baumwollenkissen gelagert, seine Frühlings- und Herbsttage hinzuträumen pflegt. Sie erinnert an den Beduinen, der sein Zelt auch im Schooße eines ansässigen Lebens nicht ganz vergessen mochte. Der Rossi ist ein anderes an seiner Front mit Täfelwerk, bunten Gläsern und größeren zum Aufschieben eingerichteten Läden versehenes Gemach; dasselbe wird bei etwas niedrigerer Temperatur als der Eiwe bewohnt. Die eigentlichen Zimmer empfangen Luft und Licht aus zwei Reihen übereinander stehender Fenster ohne Scheiben und Rahmen. Die oberen kleineren sind spitz zugewölbt, die unteren dagegen bilden Rechtecke. Sie sind nach Außen durch ein Gitterwerk aus kleinen in Arabesken zusammengefügten Holzstückchen, nach Innen durch gewöhnliche Läden verschlossen. Statt der letzteren haben die oberen Fenster oft bunte Scheiben. Die Räumlichkeiten sind meist sehr hoch, doch entbehren sie der Zugluft. Nischen, Simse und Cornischen bilden gemeiniglich den einzigen Schmuck der weißgetünchten Wände, dann und wann jedoch trifft man darauf die ungeschickten Fresken eines einheimischen Künstlers und eingemauerte prismatische Spiegel an.

Der Fußboden ist nie gedielt und selten bepflastert, vielmehr aus gestampfter Erde hergestellt. Darüber breitet man zuerst Schilfmatten und dann jene weltberühmten köstlichen persischen Teppiche aus, die, wie es die Sitte des Landes will, aus einem Mittel- und zwei schmäleren Seitenstücken von anderm Dessin zusammengesetzt werden. Dielen würden dem zahlreichen, oft giftigen Ungeziefer Herberge bieten. Glücklicherweise kennt man in Bagdad — wer weiß es nicht zu würdigen! — die Plage der schlafsuchenden Menschheit, die Wanzen, nicht.

Kein Haus besitzt mehr als ein über den Unterbau aufgeführtes Stockwerk. Von hier aus steigt man auf das flache, auswärts durch eine 10 Fuß hohe Randmauer, innen durch eine Balustrade umfaßte Dach. Seine Regendichtigkeit erlangt es durch eine auf Schilfrohr und Matten ausgebreitete mit Häckſel vermischte starke Thonlage, die auch wohl mit Ziegelplatten belegt ist. Diese Terrasse ist ein höchst wichtiger Abschnitt der Wohnung, denn, während man den größten Theil des Tages in den oben beschriebenen Serdabs zubringt, schläft man auf ihr Nachts sechs Monate hindurch unter freiem Himmel. Das obere Stockwerk ist nur bei den Wohlhabenderen mit Mörtel beworfen, geweißt und das Holzwerk gefirnißt oder angestrichen, bei der großen Masse der Bevölkerung findet man nur die rohen, düsteren, durch Thon verbundenen Ziegelwände. Auch besitzen die Armen nicht vier bewohnbare Hausseiten, sondern nur eine, und die übrigen werden durch die Mauern der Nachbarhäuser geschlossen. Türkische Wohnungen haben, wie schon bemerkt, gegen die Straße hin noch einen mehr vernachlässigten Vorbau: den Selamlik. Das Ameublement beschränkt sich durchgehends auf eine an die Fensterbrüstung gelehnte auf dem Boden liegende Ottomane von mehr oder minder reichem Stoff und mit Baumwolle gepolstert. Tische, Stühle, Kommoden und was wir Europäer sonst noch als unentbehrliche Bestandtheile der häuslichen Existenz betrachten, gibt es selten. Nur die Reichen haben sich, den Engländern nachahmend, in der letzten Zeit aus Indien bezogene, sehr solide, aber außerordentlich theure Möbel aus Teakholz angeschafft. Jedes andere Holz, wenn es besonders aus einem europäischen Klima eingeführt wird, springt, zerreißt und verbiegt sich durch die außerordentliche lang anhaltende Hitze und Trockenheit.

Die Küchen- und Wirthschaftsgeräthe bestehen, wo es immer angeht, aus verzinntem Kupfer, wie überall im Orient, wo man die Vorzüge des Eisens und der Faßbinderarbeit noch kaum zu würdigen weiß. Ein broncenes Kohlenbecken von antiker Form vertritt die in unseren rauheren Klimaten gebräuchlichen Oefen und Kamine. Man zieht zur Feuerung die rothgebrannte Kohle der schwarzen vor, da jene weniger Gas entwickelt. Das Wasser wird in größeren unglasirten, trichterförmigen Thongefäßen aufbewahrt. Indem es durch dieselben filtrirt, erhält es sich durch die rasch von Statten gehende Wärme bindende Ausdünstung beständig kühl und klärt sich gleichzeitig. Nur wenn, was zum Glück selten ist, ein mit Dünsten geschwängerter Süd- oder Westwind weht und jenen Prozeß verlangsamt, bleibt das Wasser lau. Den größten Theil des Sommers herrscht der Nordost.

Ein Haus in der Stadt der Märchen aus Tausend und eine Nacht ist bei aller Unzweckmäßigkeit auch eine sehr unsolide, der Gnade eines Regensturzes anheimgestellte Construktion. Die oft an 3 bis 4 Fuß dicken, aber auch an 60 Fuß hohen Mauern werden mit Ausnahme der Gewölbe und einzelner Schichten ohne Mörtel errichtet, und überdies sind die dazu gebräuchlichen Backsteine Fragmente, welche schon im Laufe der Jahrhunderte unzählige Male architektonische Dienste leisten mußten. Neue Ziegel sind aus Mangel an Brennmaterial ziemlich kostspielig. Die Gruben und Oefen liegen an der nördlichen und östlichen Seite der Stadt am Rande der großen Thonwüste, welche Bagdad umgibt. Eine stachelige Natronpflanze, die dort wächst, wird von armen Weibern zusammengelesen und zum Backen der Steine verwendet; da aber die Hitze nicht intensiv genug erzeugt werden kann, fallen sie schlecht aus. Der Mörtel, Traß und Gyps mit Erdpech gebrannt, ist beinahe ein Luxusartikel.

Der arabische Maurer legt nie ein Gerüst an. Er stellt sich auf die Mauer und baut unter seinen Füßen fort, indem er die größeren Steine zur Bekleidung verwendet; mit dem Gerümpel aber, das ihm wie der Schlamm, den er zur Verbindung benutzt, von Knaben auf Leitern zugetragen wird, füllt er das Innere aus. Merkwürdig erscheint, daß er auch die Gewölbe ohne Schablone aus freier Hand von unten nach oben herrichtet, ohne daß die frisch aneinander gekitteten Steine herabstürzen, wozu die Trockenheit der Luft und der Cement natürlich Alles beitragen. Sind Bäume in die Mauern eingelegt und die Ziegel behauen, so halten sie schon besser, aber nicht ausreichend. Wenn es im Winter etwas über die Norm regnet, und auch bei den gewöhnlichen Witterungsverhältnissen stürzen immer eine Menge Häuser ein. Zum Glück bekundet sich die Katastrophe durch Risse, welche sich langsam erweitern. Niemand miethet eine Wohnung, wenn er auch nur die geringsten Sprünge in den Mauern entdeckt, denn er ist gewiß, daß sie ihm bei dem nächsten

Regen über den Kopf zusammenfallen würde. Dagegen ist die Feuersgefahr gering, und bei einem Brande, der sich nur in der Bedachung äußern kann, werden selten mehr als drei Häuser zerstört.

Die große Masse derselben sind elende, für einen civilisirten Menschen vollkommen unbewohnbare Schmutzlöcher; findet man, was schwer hält, eine einigermaßen anständige Wohnung, so muß man sie nicht nur, von 200 Thaler jährlich an, theuer genug bezahlen, sondern, ehe man sie beziehen kann, noch umfassende Reparaturen und Veränderungen vornehmen. Die gesuchtesten Localitäten liegen an dem linken Ufer des Tigris, und ausgezeichnet durch ihre Größe sind die Palais des englischen und des persischen Generalconsuls und der Konak eines pensionirten indischen Nawabs auf der andern Seite des Flusses. Allein auch sie halten keinen Vergleich mit einem mittelmäßigen europäischen Hause aus. Neubauten sind sehr theuer, besonders am Wasser.

Die nächste Umgebung der Stadt ist nur an den Ufern des Stromes pittoresk. Hier liegen zwischen den Dattelgärten, welche ihn zu beiden Seiten mit geringer Unterbrechung besäumen, die Dörfer der Fellahs, dieser Feldarbeiter ohne liegendes Eigenthum, welche mit ihrem Viehstand in elenden Schlammhütten wohnen. Von Strecke zu Strecke stößt man auf eine sogenannte Tolumbe, eine Art Ziehbrunnen, in welchen das Wasser des Tigris zu allen Jahreszeiten tritt, und den man für die Bewässerung der kultivirten Striche benutzt. Hier ziehen Tag und Nacht, in eine zu dem Zweck ausgegrabene Vertiefung hinabdrückend, magere Pferde und Rinder große Schöpfschläuche über eine auf Ständern ruhende Walze empor, und ihre Treiber ergießen dann den Inhalt in die dazu eingerichteten Rinnen, welche mit den Gräben, die netzförmig über Gärten und Felder ausgebreitet sind, in Verbindung stehen. Tag und Nacht hört man diese Rollen knarren und seufzen, als ob sie die Klage der armen, stummen Geschöpfe, welche zu dieser überaus harten Arbeit verdammt sind, wiedergeben wollten. Gemeiniglich mildert eine die Tolumba überschattende Baumgruppe die Glut der Sonnenstrahlen. Die Gärten, welche im Durchschnitt ziemlich verwildert aussehen, sind von Schlammmauern umzogen; sie enthalten Dattel- und Orangenhaine, und vereinzelt sonstige Obstbäume, sodann Rosenhecken, Weingelände, Grünfutter- und Gemüsefelder. Im Frühjahr, dem März und April, wenn der unvergleichliche Duft der Orangenblüthen die Luft mit süßer Würze ausfüllt, wenn die Rosen aufknospen, alle Kräuter sprießen und die Bülbül im Gebüsch zarte Weisen flötet, gewähren die Gärten einen herrlichen Aufenthalt. An Landhäusern fehlt es zwar, aber hie und da findet sich ein Köschk — natürlich kein architektonisch elegantes, sondern eben nur ein Obdach — wo man einige Tage an den Wassern ländlich hinbringen kann. Wohlhabende Leute lassen dann in einem Garten für sich und ihre Familie Zelte aufschlagen und halten ein paar Wochen Villegiatur, bis sie es vor Hitze und Geschmeiß nicht mehr ertragen können.

Längs den Ufern ziehen sich nur für Reiter benutzbare Wege hin. In einem Lande, das flach und fest ist, wie eine Tenne, wo Regenwetter gar nicht in Betracht zu ziehen sind, sind die Wagen seit Jahrtausenden außer Gebrauch gekommen, und es ist auch in der That unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gut thunlich, sie wieder einzuführen, weil die zahllosen, entweder gar nicht oder höchst unvollkommen überbrückten Gräben den Fuhrwerken kein Fortkommen gestatten. Die Regierung brauchte nur zu befehlen und darauf zu halten, daß die Eigenthümer oder Pächter der Kanäle, wo dieselben die Verkehrstraßen durchschneiden, Brücken anlegen, und wenn sie dann selbst mit einem guten Beispiel bei den größeren Wasserläufen voranginge, so stünde dem weit wohlfeilern Transport durch Wagen nichts weiter im Wege. Leider verausgabt die Pforte für die ihrer Obhut anvertrauten Länder kein nutzenstiftendes Wort, geschweige denn einen Groschen, sondern sucht sie nach Möglichkeit in der blinden Gier des Augenblicks auszubeuten.

Auf dem linken Ufer an der nördlichen Stadtfront führt die Straße aus dem Thor von Imam Asam nach dem eine halbe Stunde entfernt gelegenen Marktflecken gleichen Namens, wo sich eine größere Moschee, das Sijaret desselben Heiligen, befindet. Noch bedeutender an Umfang erhebt sich ihr schräg gegenüber die Moschee des Imam Mussa mit ihrer vergoldeten Kuppel und vier hohen Minarets. Beide enthalten bedeutende Schätze, welche die pilgernden Schia's aus Persien dort niederlegen, doch halten sie keinen Vergleich mit den Reichthümern aus, die in Nedschef und Kerbela in der Nähe des Euphrats dem Chalifen Ali und seinem Sohn Hussein zu Ehren aufgehäuft sind. Die türkische Regierung würde in ihrer permanenten Finanznoth dieselben längst confiscirt haben, wenn sie nicht einen augenblicklichen Aufstand der Bevölkerung und als Zugabe einen Krieg mit Persien fürchtete. Während jene Heiligen einer so kostspieligen Auszeichnung genießen, ist das Grabmal der schönen Zobeide, der Gemahlin des Chalifen Harun al Raschid, kaum des Bemerkens werth. Kegelförmig erhebt es sich, aus Backsteinen errichtet, einsam in der wenig besuchten Wüste, welche den Stadttheil des rechten Ufers einschließt. Dort erblickt man auch in der Entfernung eine alterthümliche pyramidale Construktion, aus Schilf, Erdpech und an der Sonne getrockneten Ziegeln dennoch solid zusammengesetzt, aus der man nichts Bestimmtes zu deuten weiß. Der Bau heißt im Volke, wie fast alle Ueberbleibsel der chaldäischen Epoche, der Nimrodthurm. Wahrscheinlich diente er vormaleinst als Wartthurm und Wahrzeichen, um den Bewohnern die Annäherung des Feindes oder des Hochwassers zu verkündigen.

Oestlich und westlich von den Gärten und den gelegentlichen Ackerfeldern dehnt sich unabsehbar die nackte thongraue Wüste aus. Sie beginnt unmittelbar an den östlichen Mauern der Stadt. Auf ihrer ebenen kahlen Oberfläche, höchstens von leichten Senkungen, welche alte Kanäle andeuten, durchzogen, gleißen und flimmern, wie nahe Wasserseen, unaufhörlich die seltsamen Erscheinungen der Luftspiegelung und versperren bis auf tausend Schritt die Aussicht. Nur am frühen Morgen bringt sie die Gegenstände näher, und beim Sonnenaufgang gewahrt man zuweilen, sich wolkenhaft am Horizonte abzeichnend, die bläulichen Randgebirge Irans. Diese heutzutage trostlose Einöde ist ein äußerst stickstoffhaltiger, des höchsten Ertrages fähiger Alluvialboden, der im Laufe der Jahrhunderte auch ohne den geringsten Dung nicht zu erschöpfen ist; aber auf ihm ruht die fürchterliche Verwünschung einer schlechten Regierung, und ehe nicht irgend ein mannhafter Ritter die arme Prinzessin Vegetation von dem bösen Zauberer in Constantinopel befreit, wird es immer so bleiben. Vormals bedeckten prachtvolle Gärten und üppige Saaten, von tausenden weit hergeleiteten Kanälen befruchtet, diese Wüsteneien, und dazwischen erstreckten sich die volkreichen Vorstädte Bagdads. Das ist seit vielen Jahren anders geworden, weil der Türke, der fanatische Unmensch, seine Geißel über die von der Natur am reichsten

ausgestatteten Länder Asiens schwingt, wo er kann, zerstört und verzehrt und nichts aufbaut und erhält, als das sinnlose System einer barbarischen Tyrannei. Er haust noch heute wie ein fremder Eroberer im Lande und spricht noch heute seinen Bewohnern jedes zu Recht bestehende Grundeigenthum ab.

Das Klima Bagdads ist afrikanisch, und wenn auch nicht allzu ungesund, doch von störender Einwirkung auf den Fremden. Der Sommer ist wahrhaft furchtbar. Dann steigt der Thermometer bis 41° R. im Schatten und fällt auch Nachts nicht unter 28° herab. Es herrscht hier demnach eine Temperatur, wie sie wahrscheinlich nicht viel höher auf der Erde angetroffen wird. Diese höllische Hitze, unter der die Gläser zerspringen und das Holzwerk weit aufklafft, wird nur dadurch erträglicher, daß bei dem trockenen Zustande der Luft der aus den Poren hervorbrechende Schweiß schnell absorbirt und somit auf der Haut eine gewisse Frische erzeugt wird. Bei feuchtem Winde aber leidet man entsetzlich. Eier kann man im Wasser, wie im Sande an der Sonne sieden und man verbrennt sich mit jenem. Zur Tortur, und Manchem tödtlich, steigt hingegen die Temperatur, wenn der furchtbare Samum über die brennende syrische Wüste wie aus dem Rachen eines Flammenofens herfegt und schwere Wirbel von glühendem Staub und Sand über die Stadt führt. Dann nimmt der Himmel die Farbe des rothglühenden Eisens an und die Sonne verschleiert sich hinter düsteren Wolken, aus denen statt des erfrischenden Regens gleichsam Feuer herabfällt. Zum Glück waltet dieser versengende Wind nur ungefähr sechs Wochen lang im Juli und August vor, wo er dann regelmäßig einigen Menschen, namentlich Reisenden, das Leben raubt; sonst mildern die von den kurdischen Gebirgen herabwehenden Nordwinde wenigstens Nachts die Temperatur und gestatten den Einwohnern den Schlaf auf ihren Terrassen.

Im Winter fällt das Quecksilber bis auf 3° unter Null; es friert, Eis erzeugt sich auf den vom Regen zurückgelassenen Lachen; selbst im Tigris treibt eine vereinzelte Scholle, doch Schneefall ereignet sich vielleicht alle 20 Jahre nur einmal. Die mittlere Temperatur des Jahres dürfte nach einer ungefähren Schätzung 18° R. betragen. Thau schlägt sich im Sommer nicht nieder, weil sie gegen Morgen nie so weit abnimmt, daß die in der Atmosphäre chemisch gebundene Feuchtigkeit sich in genügsamen Quantitäten ausscheiden und niederschlagen könnte. Die Regen beginnen im November und dauern bis zum Mai, fallen aber so spärlich und wenig anhaltend, daß sie mehr für das Wachsthum des Grases auf den Weideplätzen, als für den Ackerbau in Betracht gezogen werden. Ich erinnere mich, daß es vor drei Jahren nur siebenmal im Jahre geregnet hatte; doch ist dies keine Norm, sondern meist findet der Niederschlag häufiger und in bedeutenden Quantitäten statt. Gewitter treten merkwürdigerweise nur im Winter ein, während ein Regen im Sommer, ja nur eine Wolke zu den ganz ungewöhnlichen Phänomenen gehört. Hagelschlag ist ebenfalls äußerst selten.

Wer sich einmal an das Klima gewöhnt hat, findet es zuträglich, obschon viele Krankheiten Menschen hinraffen. Eine Quarantäne besteht zwar, doch beschäftigen sich die löblichen Mitglieder derselben mehr mit der beschaulichen Beobachtung als der Bekämpfung der Seuchen und ihrer Ursachen. Früher grassirte in Bagdad die Pest und raffte die Einwohner massenhaft hin, doch hat sie sich seit ungefähr 20 Jahren nicht mehr blicken lassen, statt ihrer aber stattet ihr Schwesterwürgengel, die Cholera, der Stadt im Herbste alljährlich einen Besuch ab und fordert zahlreiche Opfer. Sie wird ausschließlich von den Persern eingeschleppt und findet namentlich reiche Nahrung in den mephitischen Ausdünstungen der Leichen wohlhabender Leute, welche karawanenweise von jenen frommen Schiiten ohne vorhergegangene Einbalsamirung hunderte von Meilen nach Kerbela und Nedschef transportirt werden, damit ihnen durch ein Begräbniß an heiliger Stätte die Auferstehung gesichert sei. Solch ein persischer Karawanenknecht behauptet in seiner religiösen Begeisterung, der halbverweste Leichnam eines reich verstorbenen Mannes rieche nach Jasmin und Rosenessenzen, und hält es für eine unvergebliche Sünde, demselben der Gesundheit schädliche Einflüsse zuzuschreiben.

Die Quarantäne hat wenigstens, Dank der Verwendung des ihr zugetheilten europäischen Inspectors, so viel erreicht, daß dergleichen Pilgerzüge die Stadt selbst nicht mehr passiren und zum Ruhepunkt wählen dürfen.

Eine eigenthümliche Art Schwindsucht rafft viele Personen beiden Geschlechts hin; gewöhnlich sterben die Kranken im August. Ein gebildeter Arzt schreibt diese Erscheinung dem im Sommer herrschenden Mangel an Sauerstoff zu; eine Annahme, die in einem pflanzenarmen Lande viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wirksame Mittel gegen dies verbreitete Leiden gibt es nicht. Diarhöen, Dysenterien und Unterleibsbeschwerden sind klimatisch, wie in den meisten heißen Ländern und tragen oft einen chronischen meist immer verderblichen Charakter. Droguen erweisen sich dabei ohne Erfolg, doch eine strenge Diät mit nur Stärke enthaltender Nahrung führt zur Heilung.

Fieber waren in Bagdad früher so gut wie unbekannt, seitdem aber die türkischen Machthaber mit ihrer sprichwörtlichen Indolenz einen Theil des Grabens der Citadelle versumpfen ließen, haben sich auch diese Leiden eingestellt, doch treten sie meist in latenter Form auf. In der ganzen Türkei gibt es überhaupt weit mehr ungesunde, als gesunde Orte, und besonders wird der Reisende von sehr hartnäckigen Wechselfiebern, die oft traurig enden, bedroht. Die Aerzte verwenden zu der Kur derselben — einer wie der andere — schwefelsaueres Chinin, welches sich gegen die Fieber der Sumpflande nicht nur durchgängig unzureichend, sondern auch für den Körper als ein die Leber und die Milz angreifendes Gift erweist. Auch nach der stärksten Dosis kehrt die Krankheit am 13. Tage wieder und jene muß immer erneuert werden, so daß der Patient geradezu nur die Wahl hat, entweder am Fieber oder an Gift zu sterben. Arsenik gar, mit dem zum Glück nur wenige Aerzte experimentiren, ruinirt vollends jeden Rest von Gesundheit. Kurz und gut, Tausende erliegen jährlich, selbst wenn sie sich aus Verzweiflung der Hydropathie in die Arme werfen; aber von wunderbarer Kraft bewährt sich, wie ich an mir und Anderen erfahren, ein anderes selten gekanntes Mittel: das Tanin. Zieht man einen zerstoßenen Gallapfel eine Nacht über in Branntwein aus und nimmt die Flüssigkeit, etwa ein Gläschen voll, ein, so ist man gewiß, wenn man nur wenige Tage in derselben Weise fortfährt, das hartnäckigste Wechselfieber gründlich zu heilen. Ein mir bekannter Mann, der zehn Jahre daran litt, wurde vollkommen wieder hergestellt. Fast sollte man der Vermuthung Raum geben, daß der wirksame Stoff der Chinarinde das in derselben enthaltene Tanin sei. Jedenfalls möchte ich eine an mir selbst durchgemachte Erfahrung zum Besten der leidenden Menschheit der Beachtung derjenigen Heilkünstler empfehlen, welche mit einer wahren Sucht von den Darstellungen der experimentirenden Chemie hoffen, was aller Welt vor Augen liegt.

Eine vielverbreitete Plage ist die epidemisch auftretende ägyptische Augenentzündung, welche von mikroskopischen Geschwüren, die an der innern Fläche des untern Lides entstehen, herrühren soll. Wenige bleiben von diesem sich oft chronisch verlängernden Uebel verschont. Das bewährteste Mittel dagegen ist unstreitbar eine schwache Auflösung von salpetersauerem Silberoxyd, das man zu je einem Tropfen mit Hilfe einer Federspule in die Thränendrüse träufeln läßt. Einige Aerzte wenden auch Kupfer- und Zinksalze an; die Eingebornen aber halten sich, trotz der traurigsten Erfolge, an ihre Charlatans und gebrauchen ein ätzendes Bleipulver. Als Resultat wimmelt es von Blinden und Einäugigen.

Es wäre eine Lücke, von den Tigrislanden zu erzählen und der merkwürdigen Geschwüre, welche dort charakteristisch sind, nicht zu gedenken. In Europa kennt man sie nur unter dem französischen Namen der Aleppo-Pustel, les boutons d'Alep; von den Eingebornen werden sie Churma tschiban, d. h. Dattelgeschwüre genannt. Dieser Name verleitet Manchen zu dem irrigen Glauben, daß sie von dem Genuß der Dattelfrucht herrühren. Daß dies aber nicht der Fall, beweist sowohl das Nichterscheinen derselben in anderen Ländern, wo die Dattel wächst, als auch das Erscheinen in solchen, wo die edle Palmfrucht entweder gar nicht existirt, oder nur zu den ausnahmsweisen Genüssen gehört. Gewiß ist, daß sich seit dem grauen Alterthum die Jünger des Aesculap vergebens den Kopf darüber zerbrochen haben, welcher Ursache jene eigenthümliche Hautkrankheit zuzuschreiben und wie sie in ihrem Ausbruch zu verhindern sei. Alle bis jetzt angewandten Kurversuche haben nur Verschlimmerung herbeigeführt. Meine unmaßgebliche Ansicht ist, da nur solche Gegenden, welche ihr Wasser aus dem überaus stark kupferhaltigen Taurus (Machrab) empfangen, der räthselhaften Heimsuchung unterworfen sind, daß eben die Kupferlösung verändernd auf den Organismus wirkt, bis sich derselbe ohne Beschwerlichkeit an die unzukömmliche Stoffaufnahme gewöhnt hat. Engländer, die dagegen anführen mögen, daß sie während ihres Aufenthalts in Bagdad nie Wasser, sondern nur Pale Ale getrunken hätten, sind offenbar im Irrthum begriffen, denn ihre Speisen sind schwerlich mit Bier zubereitet worden. Die Churma Tschiban greifen fast alle Ansässigen jedes Alters und Geschlechtes, seien sie nun Einheimische oder Fremde, gleich unbarmherzig an und entstellen namentlich die Gesichter der Frauen und der zarten Kinder. Ganze Wangen, Nasen, Augen und andere Gesichtstheile werden zerfressen; doch bei den erwachsenen Europäern läuft das Uebel meist ziemlich gelinde ab. Das Geschwür dauert ein Jahr und darüber; wer davon verschont geblieben, quält sich gewöhnlich mit Drüsenanschwellungen und Auswüchsen.

Kinder von europäischen Eltern bleiben, wenn sie im Lande geboren sind, sehr selten am Leben, ist dagegen die Mutter eine Eingeborne, so gedeihen sie gut.

An leidlichen Aerzten ist kein Mangel, und besonderes Vertrauen verdienen diejenigen türkischen und englischen Doctoren, welche mit den Eigenthümlichkeiten des Klimas durch eine längere Erfahrung bekannt geworden, selbst wenn sie, was allgemeine Gelehrsamkeit anlangt, nicht gerade Sterne erster Größe sind. In den Apotheken und Droguenhandlungen finden sich die gebräuchlichsten Medicamente vor, reich sogar ist die Pharmakopöe des türkischen Militärhospitals.

Werfen wir nun einen Blick auf die drei Reiche der Natur, die dem Menschen vorangegangen, nothwendig um so sehr wie das Klima und die Gestalt des Landes seine ihm eigene Lebensweise zu verdeutlichen, so finden wir zuerst das Mineralreich äußerst schwach vertreten. Ein Stein ist in der ganzen Umgegend nicht zu finden, er sei denn durch Menschenhände oder durch den Strom importirt worden. Der Boden besteht aus einer thonartigen, aus calcinirten Natron-Magnesia- und Boraxsalzen zusammengesetzten Masse. Diese Salze krystallisiren an Stellen, wo sich die Winterfeuchtigkeit länger hält, an der Oberfläche und bedecken einem Schneefeld vergleichbar oft weite, bei Regenwetter sich in Morast verwandelnde Strecken. Es ist klar, daß die Tiefländer des Euphrat und Tigris und die ganze syrische Küste den Boden eines weiten Meeresbeckens bildeten, von dem der jetzt sich mehr und mehr verschlammende Persische Golf der Ueberrest sein mag. Die beständigen Ueberschwemmungen der Flüsse setzen das Geröll der kurdischen und armenischen Hochgebirge in ihren Thalflächen ab, während jenseits des Euphrats in der Wüste die tertiäre Formation zu Tage tritt. Vulkan streitet indeß gewissermaßen mit Neptun um die Ehre, an der Herrschaft des Landes Theil zu haben, denn an vielen Orten, wenn auch nicht in der Nähe Bagdads, befinden sich heiße, namentlich Schwefelquellen, und insbesondere ist das Bitumen stark vertreten. Vielleicht in keinem Lande der Welt gibt es so viele Naphtaquellen und Brunnen. Schon Herodot weiß davon zu erzählen. Beiläufig bemerkt, scheint er in seiner Beschreibung Babyloniens nur vom Hörensagen geleitet worden zu sein, während der kühne Landsknecht Xenophon nach eigener Anschauung ohne Phantasiesprünge berichtete und in jeder Beziehung volles Vertrauen verdient.

Die Naphta, welche jetzt zur Bereitung des luftförmigen, wie des flüssigen Gases sich vorzüglich verwenden läßt und daher einen bedeutenden Exportartikel abgeben könnte, dient gegenwärtig höchstens zur Ernährung schlechter Nachtlampen in den Basars von Bagdad, und das Erdpech wird gebraucht, um gemauerte und hölzerne Behälter wasserdicht auszufüttern. Das Naturprodukt darf nicht exportirt werden; warum wissen die Götter! Der englische Generalconsul, Oberstlieutenant Kinball, hatte einmal dem Statthalter der Provinz lang und breit die Vortheile auseinandergesetzt, welche die Pforte, das Land, ja er selbst einernten könnte, wenn der Handel mit dem Bergöl nach Indien freigegeben würde, weil dadurch die Steinkohle zur Erzeugung von Leuchtgas in Bombay und anderen Städten augenblicklich von dem Markt gedrängt werden müßte. Der biedere Satrap, der natürlich von alledem kein einziges Wort begriffen, antwortete beipflichtend mit Inschallah und Maschallah, dachte sich aber insgeheim, daß der Inglis-Giaur ihm einen Fallstrick legen wolle. Nach längeren Verhandlungen über diesen Gegenstand kam endlich der definitive Bescheid von Konstantinopel, daß Bitumen als ein Mineral zu den verbotenen Ausfuhrartikeln gehöre, weshalb man bedauere, den wohlwollenden Antrag des Consuls nicht weiter berücksichtigen zu dürfen. Die Türken hegen überhaupt eine entsetzliche Besorgniß, daß durch die Entdeckung irgend eines größeren Naturschatzes die Habgier der Franken unwiderstehlich gereizt werde, und wären im Stande, einen etwa entdeckten Goldplaeer, so sehr es ihnen auch um das edle Metall zu thun ist, in aller Stille zuzuschütten.

Kalisalpeter findet sich häufig in dem Schutte der

sehr zahlreichen Ruinen der babylonischen Landschaft, doch bis jetzt wurde nur der Boden von Ktesiphon zur Gewinnung desselben bearbeitet. Seine Reinigung ist mit großen Schwierigkeiten wegen der mit ihm reichlich vorhandenen Meersalze verknüpft, und da zubem das Eindampfen an der Sonne, wie in Ostindien, nicht das ganze Jahr hindurch betrieben werden kann, die Feuerung und die Arbeit aber sehr theuer sind, verlohnt sich seine Darstellung nicht der Mühe und wäre er billiger durch den Handel von Bombay zu beziehen.

Sand und Kies ist nur im Flußbett vorhanden, worunter zuweilen ein Saphir oder ein anderer Edelstein gemengt ist. Die Pflanzenwelt stimmt, wie mir ein leidlicher Botaniker versichert, im Allgemeinen so ziemlich mit der der übrigen gemäßigten Zone überein, doch trifft man auch, wie in Aegypten, Uebergänge zu der heißen und selbst wirkliche Tropengewächse, wenn auch nur selten, an. In einigen Gärten stehen Bananenstauden, doch erinnere ich mich nicht, je Früchte an denselben bemerkt zu haben. Olivenbäume sind auffallend selten, und das Baumöl wird zu sehr hohen Preisen, 20 Piaster die Okka, importirt. Daran ist keineswegs das Klima Schuld, denn es existiren mehre Exemplare vortrefflich gedeihender Bäume; man muß also die Vernachlässigung dieser einträglichen Kultur anderen Ursachen beimessen. Wahrscheinlich steckt die weise Regierung selbst, wie bei der jetzt verloren gegangenen Seidenzucht, dahinter. Früher gewann man in Bagdad nicht nur viel Rohseide für den Bedarf der eigenen Webstühle, sondern konnte noch ansehnliche Quantitäten ausführen. Ein Pascha gedachte nun eines Tages an dem Gewinn nach seiner Art zu participiren, und damit ihm durch den Schmuggel keine Abgabe entging, zählte und besteuerte er die Maulbeerbäume statt des Fabrikats und zwar so hoch, daß Angesichts des häufigen Vorkommens des Mißrathens der Würmer an keinen Profit der Arbeiter mehr zu denken war. Die armen Seidenzüchter berathschlagten sich kurz und hieben in einer Nacht ihre Plantagen um. Seitdem bezieht man die Rohseide aus Persien. Die Oliven dürfte ein gleiches Schicksal getroffen haben. An Orangen aller Art fehlt es nicht. Die Bäume erreichen eine stattliche Höhe, auch die Früchte sind von guter Qualität, aber wegen der Hitze halten sie sich den Sommer hindurch, wenn ihr Genuß am wünschenswerthesten, nicht. An guten Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Pfirsichen und Apricosen gebricht es, obschon sie durchaus nicht fehlen; die Weintrauben gerathen leidlich; an Kirschen und Erdbeeren jedoch fehlt es ganz. Zu ungemeiner Größe reifen die Granatäpfel und die Melonen heran.

Bagdads Ruhm, die Lebensessenz seiner Bewohner, sind die Datteln. Es soll von ihnen über 30 Abarten geben, die übrigens nur ein großer Kenner alle genauer von einander zu unterscheiden vermöchte. Im Frühjahr schießen an zähen Stengeln unterhalb der Blätterkrone Blüthendolden hervor und beladen sich an den weiblichen Stämmen im August mit den anfangs grünen, dann aber goldgelb und pflaumenblau an der Sonne gekochten, zuckerreichen Steinfrüchten. Ein Baum trägt 20 Pfund bis über einen Centner. Sie machen die beliebteste Zuspeise der Bevölkerung aus. Einige Gerstenfladen und eine Handvoll Datteln bilden die ausschließliche Nahrung der Armen. Man preßt sie im Winter theils in Schläuchen zusammen; theils bewahrt man sie trocken auf. Kästane heißt die vorzüglichste Qualität. Aus den schlechteren Sorten kocht man einen beliebten Syrup oder destillirt einen wohlschmeckenden Arak. Von der Ergiebigkeit der Dattelpalmen hängen infolge des allgemeinen Consums eng die Preise des Getreides ab. Der Stamm erreicht gemeiniglich eine Höhe von 50 bis 60 Fuß und wächst gerade oder windschief; er ist nicht weiter als höchstens zur Ueberbrückung eines Grabens zu benutzen, weil er nicht aus Holz, sondern vielmehr aus einem Bündel verflochtener, aber doch vereinzelter Röhrenfasern besteht. Ein Wurm greift ihn bohrend an. Die Blattäste hingegen, welche elastischer und fester Natur sind, werden zu Bettstellen und Käfigen verarbeitet, indem man die stärkeren mit einem Hohleisen von drei zu drei Zoll durchlocht und gitterwerkartig sie hierdurch mit dünneren oder zu dem Zweck gespaltenen Ruthen verbindet. Ein solches Machwerk hält jedoch nicht lange, weil es im grünen Zustande angefertigt werden muß und später unter dem Einfluß der Hitze wackelicht wird und aus allen Fugen geräth.

Unsere Kohlarten, Bohnen, Artischocken, Rüben und Paradiesäpfel kommen vortrefflich fort, und die ersteren erreichen eine in kälteren Landstrichen unbekannte Größe; man verwendet indeß wenig Fleiß auf ihre Zucht; sie sind insgesammt erst seit wenigen Jahren eingeführt worden, weil die Einwohner, wie alle Asiaten, mit ganz besonderer Vorliebe an den Cucurbitaceen, besonders den Gurken und Bamien, hängen. Alle uns bekannte Getreidearten sind in Chaldäa, mit Ausnahme des Hafers und der Erbsen, vertreten; Mais wird nur sehr spärlich und mehr als Leckerbissen angebaut; hingegen erfreut sich der Reis einer sehr ausgedehnten Kultur in allen Bezirken, wo es möglich ist, ihn ohne Kunstmittel unter Wasser zu halten. Das ist namentlich am Euphrat der Fall, doch ist auch die Djalla, ein Nebenfluß des Tigris, ein Gewässer von Belang für die Agrikultur. Der Tigris, weil er nur selten in die Felder tritt und in einem sehr tiefen Bett strömt, genießt bei dem Fellah keines großen Ansehens. Der Reis zeichnet sich, wenn er auch nicht weiß ausfällt, durch einen guten Geschmack und starkes Aufquellen beim Kochen aus und ist namentlich zu der Bereitung des orientalischen Pilaffs geeignet. Von wilden Pflanzen sind sodahaltige Kräuter und ein Ueberfluß von Ricinus bemerkenswerth. Wälder gibt es nicht, doch trifft man am Euphrat auf Tamariskengestrüpp und Dschungles.

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Mittel- und Südeuropa, Nordafrika, Centralasien und Südamerika.

Von Dr. H. Birnbaum.

II.

Die Ufer, welche das Schwarze Meer in Europa und Asien begrenzen, tragen ebenfalls sichere Zeichen der allmäligen Erhebung, ja es ist sogar deutlich zu sehen, daß dies in der sogenannten historischen Zeit durchgeführt sein muß. Außer anderen Anzeichen lassen sich die Lager moderner Conchylien anführen, welche v. Tschichatscheff auf den Höhen Thraciens und Anatoliens aufgefunden hat. Darauf deuten auch die um die Krim gelegenen Salzseen und modernden Sümpfe, welche der Euxinus bei seinem Rücktritt zurückgelassen hat. Und die neueren geologischen Forschungen im asiatischen südlichen Rußland lassen kaum daran zweifeln, daß das Caspische Meer sich von dem Schwarzen Meere durch die Erhebung der Steppen des Don getrennt habe. Daß sogar noch jetzt eine unterirdische Verbindung zwischen den beiden Meeren existire, ist eine Vermuthung, die wir hier blos erwähnen, ohne sie weiter zu verfolgen, da sie nicht eigentlich in unsere Untersuchung paßt. Die gewaltige Depression der caspischen Flachländer, welche bis 80 Fuß unter das Niveau des Meeres hinabsteigt, und nach Halley durch den Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen erzeugt sein soll, hat sicher ebenfalls nur in dem Acte der allmäligen Erhebung und Senkung der Erdoberfläche ihren wahren Grund. Derselben unterirdischen Kraft sind auch das Absondern des Aralsees und der vielen kleinen Seestücke, womit die Steppen der Ural- und Altairegion überdeckt sind, zuzuschreiben. Auf diesen Punkt machte besonders Maury, der berühmte amerikanische Seekundige, aufmerksam, als er die asiatische Erhebung mit jener der Anden in Vergleich brachte. Und Alexander v. Humboldt's geistreiche Erforschungen Centralasiens lassen die viel weiter gehende Hypothese gar nicht mehr für zu gewagt erscheinen, daß einst das Schwarze Meer bis zum Obi-Golf gereicht und hier mit dem Eismeer in unmittelbarer Verbindung gestanden habe.

Die neueren mit wissenschaftlicher Gründlichkeit durchgeführten Niveau-Untersuchungen an den Gestaden des Mittelländischen Meeres haben nicht blos eine Bestätigung der allmäligen Erhebung und Senkung dieses Bassins und der anliegenden Länder gegeben, sondern auch die Grenzen der Ausdehnung dieses Prozesses mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmt. In Syrien und Palästina wechselten Erhebungen und Senkungen nacheinander ab. Während die Ufer des Golfs von Iskanderia durch die Festlandserhebung fortwährend an Breite und Höhe gewonnen haben, zeigt sich bei Beirut eine Küstenstrecke, welche unaufhörlich dem Senkungsprozesse unterworfen war. Weiter nach Süden ist die Insel Tyrus der Alten zum Continent gekommen, und mehre Stellen dieser jetzigen Halbinsel tragen noch deutliche Spuren ihres früheren submarinen Aufenthaltes an sich. Viele Orte von Palästina sind im Acte des langsamen Hinabsinkens begriffen, wie dies die ehemals über dem Niveau des Meeres und jetzt darunter gelegenen Fortifikationsmerkmale deutlich an den Tag legen. Die Küsten Aegyptens haben sich früher einmal sehr rasch erhoben, denn die Bitterseen und die Ufer des Nils deuten in ihren Ueberbleibseln des Meeres überall darauf hin. Dagegen ist diese Erhebung in unseren Tagen sehr langsam und kaum nachweisbar. Im Gegentheil fehlt in dieser Gegend eine stark ausgeprägte Depression nicht. So sind die Ruinen in der sumpfigen Ebene des seichten Sees Mensaleh den größten Theil des Jahres vom Meere überdeckt; der Boden, auf dem sie ruhen, muß sich also nothwendig gesenkt haben. Ferner hat man noch einen alten Nilarm aufgefunden, dessen Ufer jetzt ganz von dem Wasser des Mittelländischen Meeres überdeckt sind.

Diese wunderbaren Phänomene der Senkung fehlen auch selbst jenseits des Deltas nicht. Die alten Beschreibungen von Alexandrien und seinen Umgebungen würden gar nicht richtig zu verstehen sein, wenn man das erklärende Licht durch die Hypothese der Senkung vernachlässigen wollte. Alte von Menschenhand angelegte Grotten und Katakomben, welche zur Zeit der Ptolemäer sicher oberhalb des Wasserspiegels angelegt worden sind, und die man jetzt sehr unpassend die „Bäder der Cleopatra“ nennt, liegen in unseren Tagen auf immer unter dem Niveau des Meeres begraben. An den Ufern des Rothen Meeres, nicht weit von Suez, befinden sich andere in den Kalkstein eingehauene Begräbnißhöhlen, welche ebenfalls durch den allgemeinen Senkungsprozeß unter das Wasser gesunken sind. Die Insel Creta zeigt auf der Westseite eine Erhebung von 24 Fuß Höhe, auf der Ostseite dagegen eine gar nicht unbedeutende Depression. Hier stoßen wir also auf eine ziemlich genau ausgeprägte Grenzlinie zwischen beiden Oscillationen. Man hat daher auch schon angefangen, gerade für diesen geologischen Zweck, die Ostseite des Mittelländischen Meeres, das „Aegyptische Meer der Depression“ zu nennen. Nach diesem wichtigen geologischen Erfahrungssatze wäre auch der Isthmus von Suez mit in diesen Senkungsprozeß einbegriffen und man darf daher den beabsichtigten Durchstich desselben für nichts Anderes halten, als für eine Verfrühung eines später gewiß eintretenden Actes der Natur. Der oft aufgeworfene Zweifel, ob dieses seit einigen Jahren in Angriff genommenen Menschenwerk nach seiner Vollendung sich wohl erhalten könne, ob dasselbe nicht doch bald wieder von den beständig dagegen kämpfenden Kräften der Natur vernichtet werden würde, verlöre hierdurch (wie man sehr sanguinisch behaupten will) fast ganz seinen Halt.

Längs dem Ufer des Adriatischen Meers im Norden von Zara und Pesaro haben die Geographen ebenfalls Senkungsphänomene beobachtet, welche den großen Raum der mittelländischen Erhebung im Norden begrenzen. Von Angiolo Eremitano ging schon im 16. Jahrhundert die Behauptung aus, daß die kleinen Inseln Venedigs sich tiefer ins Meer hinabsenkten, und daß diese Versenkung in jedem Jahrhunderte etwa einen Fuß betrage. Diese Hypothese, welche sich auf das Vergleichen des alten

Straßenpflasters mit dem neuen und auf Merkzeichen an den alten Bauwerken dieser berühmten Lagunenstadt stützte, ist seitdem noch vielfach auf andere Weise bestätigt worden. Auf der Insel St. Georg liegen jetzt mehre alte Römerwerke unter dem Niveau des Meeres, welche ursprünglich sicher darüber angelegt worden sind. Das alte Loconea, welches nicht weit von Cattolica an der Mündung des Crustummio lag, ist schon seit einigen Jahrhunderten submarin; bei ruhigem Meere sieht man noch an den Ueberresten zweier seiner Thürme, Giacinto und Collegno, die Spuren der vom Po und anderen Flüssen herabgeführten Anschwemmungen. Auch an den gegenüberliegenden Gestaden Istriens und Dalmatiens fehlen diese Merkzeichen nicht. Bei Triest, Zara und auf Poragnitza sieht man verschiedene Menschenwerke; z. B. Straßen, Mosaike und Sarcophagen unter dem Meere gelegen. Archäologische Sondirungen haben diesen Senkungsact in neuerer Zeit auch bestätigt. Der Boden, den man auf diese Weise unter den Lagern der Anschwemmung vorfand, lag einst über dem Niveau des Meeres.

Den Senkungen im Adriatischen Meere entsprechen ähnliche Wahrnehmungen in den südlichen Zweigen der Nordsee und im Canal. Man hat sogar schon die Vermuthung ausgesprochen, daß beide zu einem Ganzen zu verbinden seien, wodurch dann Centraleuropa einer großartigen allmäligen Depression unterworfen wäre. Wir lassen indeß diese Speculation auf sich beruhen und begeben uns sogleich wieder in das Gebiet der Thatsachen. Auf dem umfangreichen Littoral der Normandie und Bretagne deuten die vielen unter Wasser aufgefundenen Waldungen und Mauerwerke auf den Act der Erdsenkung. Es scheint auch, daß hier, ähnlich wie an den Gestaden Syriens, abwechselnde Oscillationen vorgekommen sind, denn man findet an mehren Orten Lager von Sand und Conchylien des Meeres in einer Höhe von 36 bis 45 Fuß. In einer frühern, aber doch schon den Menschen betreffenden Zeitepoche erhob sich das Thal der Somme, dann senkte sich dasselbe wieder, denn die submarinen Wälder dieser Gegend und auch die vom Meere überdeckten Torflager von Abbeville sind bis in die Bai der Somme zu verfolgen; sie enthalten Ueberreste von den noch lebenden Thieren und Pflanzen des süßen Wassers.

In Flandern und Holland ist die Erdoberflächen-Senkung weniger beträchtlich durch die gemessene Tiefe als durch die schreckliche Wirkung auf das Geschick der Bewohner. Eine ganze Reihe höchst beklagenswerther Ereignisse hat man hier dadurch erleben müssen. Das Land ist ausgezeichnet durch seine Fruchtbarkeit, erhebt sich aber nur wenig über den Spiegel des Meeres und wird daher durch den Act der Depression fortwährend in Gefahr gebracht. Die bloße Aufzählung der Katastrophen dieser Art gibt uns ein beklagenswerthes Bild der Geschichte dieses Landes. Im Laufe des 3. Jahrhunderts soll sich nach glaubwürdigen Sagen die Insel Walcheren von dem Festlande losgerissen haben. Im Jahre 860 hat der Rhein durch Senkung der Erdrinde sein Flußbett verlassen, die naheliegenden Länder verwüstet und seine Mündung zersplittert; die Feste des Caligula blieb von den Fluten umgeben isolirt zurück. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts kam der Angriff wieder vom Meere, wodurch der Flevo-See sich in einen Golf umwandelte, welcher sich dann immer mehr und mehr auf Kosten des Landes erweiterte, bis er 1225 zu dem Zuyder-See heranwuchs. Im Jahre 1231 fing der Haarlemer-See an, sich durch seine sinkenden Grenzen zu vergrößern; er verschluckte allmälig immer mehr Land, bis er im 16. Jahrhundert zu einem förmlichen Mittelmeere wurde; seine Oberfläche überdeckte 33,000 Morgen des fruchtbarsten Bodens und es ist leider die Aussicht da, daß diese Verwüstung noch lange nicht ihr Ende erreicht habe. In den Jahren 1277 und 1421 vergrößerten sich plötzlich zwei Golfe, der Dollart und Biesbosch, durch das Sinken des Bodens, wobei tausende von Menschen nicht blos ihre Habe, sondern auch das Leben verloren. Die künstlich dem Meere abgewonnenen Länder, die sogenannten Polder, zeigen nach Emil de Laveleye noch jetzt deutliche Spuren des fortgesetzten Hinabsinkens. Wie eine überladene Flöße, sagt er, allmälig tiefer und tiefer in das specifisch leichtere Element sinkt, bis sie zuletzt ganz davon verschluckt wird, ebenso werde auch Holland langsam, aber unvermeidlich dem vernichtenden Abgrund verfallen; der Kampf der Bewohner gegen diesen Angriff der Natur ist ein verzweifelter, sie haben sich aber dennoch dazu entschlossen, und man muß ihren Muth bewundern. Mit gewaltigen Dämmen suchen sie ihre Wiesen, Triften und Felder, ihre Städte und Dörfer vor dem verschlingenden Meere zu schützen, auch haben sie weder Arbeit noch Kosten gescheut, die fortwährend nöthige Entwässerung siegreich durchzuführen.

Einige Gelehrten, an deren Spitze der Geologe Starling steht, sind der Meinung, daß das allmälige Sinken dieser eingedämmten Länder seinen alleinigen Grund in der beständig vergrößerten Anhäufung des angeschwemmten Bodens und in dem niederdrückenden Gewichte der ungeheuren Dämme und Straßen habe. Dagegen spricht aber nicht blos die Erfahrung, sondern hauptsächlich auch das statische Gesetz der Ausgleichung der Wirkung, wonach die weniger belasteten Polderflächen sich in eben dem Maße mehr heben müßten, als die Umsäumung stärker auf den Untergrund drückte. Indeß was auch die Ursache des ganzen Naturereignisses sein möge, so steht doch thatsächlich fest, daß seit einem Zeitraum von fünfzehn Jahrhunderten das Hinabsinken der Erdrinde hier ununterbrochen fortgedauert habe. Es fehlt uns daher jeder Grund, diese von Elie de Beaumont zuerst aufgestellte geistreiche Hypothese des allmäligen Hinabsinkens der Erdrinde hier in Zweifel zu ziehen.

Alle benachbarten Küsten Südenglands, Hannovers und Schleswigs liefern die Beweise einer ganz ähnlichen Thätigkeit des Erdinnern; es fehlen hier auch die submarinen Torflager, Waldungen und Bauten nicht. Die westlichen Meeresufer Schleswigs sind in der bezeichneten Periode um wenigstens 12 Fuß erniedrigt worden, und Forchhammer hat in der Nähe von Bornholm sogar eine Senkung von 24 Fuß nachgewiesen. Auch scheint ganz Pommern und Ostpreußen an dieser Depression Theil genommen zu haben, denn an vielen Punkten der Gestade hat man hier versunkene Wälder entdeckt, welche mehre Fuß tief unter dem Niveau des Meeres gelegen sind. Der englische Canal und die damit verbundenen Südtheile der Nordsee und der Ostsee können daher als eine Furche der allgemeinen Depression, als ein Thal der Senkung der Erdrinde angesehen werden, wodurch die im ersten Artikel besprochenen Erhebungen Nordeuropa's sich charakteristisch absondern.

Wir lenken nun unsere Aufmerksamkeit auch einmal auf die Neue Welt, auf diesen Doppelcontinent, dessen geographischer Bau sich so hervorragend durch Einfachheit auszeichnet, daß ihn Karl Ritter die schlanke Palme nennt, während er die Continentalvereinigung der Alten Welt mit einer alten deutschen Eiche in Vergleich bringt. Diese Einfachheit der Gesammtform herrscht auch in der ganzen

Natur Amerika's vor, und sie fehlt auch selbst in der Oscillationsthätigkeit seiner Erdrinde nicht. Daher wird sich unsere Untersuchung hier leicht durchführen lassen. Zuerst war es Darwin, welcher durch eine eben so andauernde als gründliche Beobachtung herausgefunden hat, daß ein großer Theil Südamerika's in einem ununterbrochenen Erhebungsprozesse begriffen sei. Und alle übrigen Gelehrten und Reisenden, welche seitdem ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt haben, konnten die von ihm aufgefundenen Resultate nur bestätigen oder ganz in seinem Geiste erweitern.

Zunächst sind es die Küsten von Chile, welche die Spuren einer allgemeinen Erhebung fest eingegraben an sich tragen. An der Oberfläche eines jeden Gestadevorsprungs, an den Ausgängen fast aller Thäler, an den compakten Felsmassen findet man die Zeichen des alten Meeresstrandes, Lager von den Conchylien der Gegenwart, ganz ähnlich den jetzt in dem benachbarten Meere lebenden Schalthieren. Diese Gestadeüberreste, welche die schroffen Felswände und Böschungen von einander sondern, gleichen den Stufen einer gigantischen Treppe. Bei genauer Betrachtung stellt sich auch sogleich heraus, daß sie nicht in demselben Niveau gelegen sind, also muß ihre Erhebung eine ungleiche gewesen sein; ebenso erkennt man unter ihnen eine gewisse Zusammengehörigkeit und schließt daraus auf gesonderte Zeitepochen ihres Entstehens. Auf den Hügeln der Insel Chiloe fand Darwin einige auf früheren Meeresgrund deutende Conchylienlager in einer Höhe von 320 Fuß; nördlich von Concepcion entdeckte er Niveaueinschnitte von früherem Meeresstande in 600 bis 1000 Fuß Höhe, und nahe bei Valparaiso zeigten sich diese Erhebungsmerkmale sogar 1200 Fuß über dem Niveau des jetzigen Meeres.

An Bolivia's Küste erreichen diese Einschnitte indeß nur die Höhe von 180 bis 225 Fuß. Aehnliche Wahrnehmungen hat man überall in dieser Gegend gemacht und daraus geschlossen, daß selbst die hier vorkommenden Andes-Gipfel, wie der Aconcagua, Maypu und Tupungato daran Theil genommen haben. Man kann daher die Gipfel dieser Berge als die Centralpunkte ansehen, worauf die unterirdische hebende Kraft am mächtigsten eingewirkt und sogar die Oberfläche der Erde durchbrochen habe. Und in der That zeigen die chilenischen Niveaueinschnitte, gerade wie die norwegischen, eine geneigte Lage, so daß sie sich dem Meere zu hinab und dem Gebirge zu hinauf neigen. Die Kraft der Hebung war daher in den chilenischen Anden viel intensiver als in den benachbarten Ländern. Und da diese Kraft noch immer in Thätigkeit ist, so muß auch die Höhe der höchsten Gipfel dieser Bergriesen im fortwährenden Wachsen begriffen sein.

Die während einer langen Reihe von Jahren durchgeführten trigonometrischen Messungen werden später Gelegenheit geben, dies eben erwähnte wahrscheinliche Steigen der Gebirgshöhen durch Maß und Zahl festzustellen, besonders mit Hilfe der Schneegrenze. In Bezug auf die untere Hebung hat man schon jetzt sehr interessante entscheidende Resultate erlangt. Darwin hat gefunden, daß sie in einem Zeitraum von 17 Jahren (1817 bis 1834) $9_{,6}$ Fuß betrug, daß also der Durchschnittswerth für jedes Jahr 0,56 Fuß ausmachte. Dieser jetzigen Periode der überraschend schnellen Erhebung ging aber eine andere der relativen Ruhe voran, denn in den zwei Jahrhunderten von 1617 bis 1817 betrug die Gesammtsteigung nur $5_{,4}$ Fuß. Zu Coquimbo, Concepcion und auf der Insel Chiloe ist noch jetzt die Erhebung eben so unmerklich und langsam. Jedenfalls gibt aber diese unterirdische Thätigkeit die sichere Aussicht, daß die Formation der gesammten Westküste Amerika's mit der Zeit noch großen Aenderungen unterworfen sein werde. Schon jetzt sind alte einst viel besuchte Hafenplätze dadurch unzugänglich geworden, ja einige sind so trocken gelegt, daß sie gar nicht mehr an ihre ursprüngliche Bestimmung erinnern. Die zahlreichen Inseln, welche den indischen Namen Huapi trugen, stehen jetzt mit dem Festlande in compakter Verbindung, sie sind durch die Bodenerhebung zu Vorgebirgen geworden.

Der Nordrand von Berma und der neue Handelsweg nach dem Innern von China.

Von Emil Schlagintweit.

Seitdem die Engländer durch die erfolgreichen Kriege in den Jahren 1824 bis 1826 und 1851 bis 1853 das Reich Berma von der See abschlossen und das ganze Küstengebiet ihren Besitzungen einverleibten, haben sie sich mit Eifer der Erforschung der topographischen und commerciellen Verhältnisse des bermesischen Reiches zugewandt.*) Die Frage der Eröffnung eines lebhaften Handelsverkehrs mit Berma, und in zweiter Linie die Erlangung des Zutritts zu den chinesischen Märkten an der bermesischen Grenze war seit Langem das Ziel ihrer Bemühungen. Jetzt endlich scheinen auch Garantien gegeben für die Ausführung dieses Plans; der Weg nach China durch Berma liegt jetzt in genauer Beschreibung vor und kann schon in nächster Zeit einen großen Tauschverkehr zwischen chinesischen und europäischen Manufakturen zur Folge haben. Es wird nicht unpassend sein, die in den Berichten der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta und in den „Annales de la propagation de la foi“ zerstreuten Nachrichten hier in Kürze einem größern Publikum vorzuführen.*)

*) Gewöhnlich schreibt man Birma oder auch Barma; die Engländer, diese unverbesserlichen Kakographen und Kakophonen, schreiben Burmah; man sagt und schreibt Barmanen, Birmanen, Birmesen, Burmanen; oben im Texte lesen wir nun Berma und Bermesen. Was ist richtig? Wahrscheinlich Berma. Es gehört zu den Verdiensten der Gebrüder Schlagintweit, daß sie in ihrem großen Prachtwerke über Indien und auf ihren Karten die indischen Namen phonetisch mittheilen. A.

*) Die wichtigsten Abhandlungen der einschlägigen Literatur sind: Memorandum on the Countries between Thibet, Yunan and Burmah. By the Reverend Thomined 'Mazure, Vicar apostolic of Thibet; communicated by Dr. Col. Phayre, with

Der Nordrand von Berma. Die untere Grenze des tibetischen Gebietes und des Einflusses der chinesischen Behörden fällt östlich vom 95. Längengrade von Greenw., und endet nahezu am 28. Breitengrade. Von da an theilen unsere Karten das Land Berma zu, und nicht ganz mit Unrecht, da die Völker dieser Gegenden zu Berma die meisten Beziehungen haben und vorübergehend auch vollkommene Unterthanen dieses früher viel bedeutendern Reiches waren. Gegenwärtig jedoch erfreuen sich diese Gegenden einer ziemlich vollständigen Unabhängigkeit, ja durch ihre Raublust sind sie sogar sehr unbequeme Nachbarn geworden, sowohl der Bermesen als der Engländer, die von Assam aus nicht blos gegen den Himalaya zu, sondern auch gegen die südlich vom Brahmaputra liegenden Hügel-Regionen hin ihr Gebiet erweitern. Die Ränder dieser Hügel-Regionen sind bereits mehrfach untersucht worden, auch mein Bruder Hermann kam vielfach in Berührung mit Angehörigen der Stämme der Abors, Mischmis und Sing-phos am rechten Brahmaputra-Ufer, mit Nagas, Karens, Khamtis vom linken Ufer. Weniger bekannt sind die inneren Theile der südlichen Hügel-Ketten; die neuesten Daten erhalten wir in den bereits angegebenen Abhandlungen.

Diese Hügel-Region füllt das ganze Nordgebiet von Berma, vom 24. bis 28. Breitengrade und dem 95. bis 98.° 30′ östl. Länge von Greenw. Ihre Grenzen fallen nahezu zusammen mit den Linien dieser Grade, nur an der Westgrenze reicht das englische Gebiet bereits über den 96. Grad herein. Einen allgemeinen Namen für dieses Terrain kennen nur die Tibeter, sie nennen es „Lokatra", mit der Bedeutung „Land der feindlichen Völker mit tättowirten Lippen"; ich vermuthe eine Schreibart lho-kha-(lpags-dra), wörtlich: (Völker des) Süden mit Lippen-Gittern, d. h. mit gitterartigen Verzierungen auf den Lippen. Die Bermesen nennen das Land nach den zwei wichtigsten Stämmen bald „Land der Schans", bald „Land der Kakhyens". Die Bevölkerung wird zu etwas über 3 Millionen angegeben; sie ist in zahlreiche kleine Stämme zerspalten, längs der Grenze gegen Tibet allein werden an 20 verschiedene Völkerschaften genannt, und Bigandet sagt von den Theilen um den 26. Breitengrad: jedes Dorf habe seinen Chef, der sich rühmt, ein selbstständiger Herrscher zu sein. Die zwei großen Gruppen der Schan und Kakhyen charakterisiren sich durch Sprache und Aeußeres als zwei der Abstammung nach verschiedene Völkerschaften.

Die Schans bewohnen die nordöstlichen Theile, nämlich die an Yun-nan angrenzenden Distrikte, ferner das Thal des Taping-Flusses, der sich bei Bhan-mo (24° 16′ nördl. Br. und 96° 57′ östl. L. von Greenw.) in den Iravadi ergießt, und das Thal des Schue-li-Flusses, der ungefähr unter 23½° mit dem Iravadi sich vereinigt. Sie bilden acht Staaten, die je unter einem erblichen Chef, Tsaubra genannt, stehen; sie sind benannt nach den Hauptorten; ihre Namen sind, wenn wir im Norden beginnen: Mainti, Sanda, Maingla, Lassa, Hotha, Movun, Maingmo und Naungsun oder Kaingma. Nach der Karte von Williams ist Folgendes die Breite und Länge der Hauptorte:

	nördl. Br.	östl. L. v. Greenw.
Mainti . .	24° 49′	98° 22′
Sanda . .	24° 41′	97° 57′
Maingla . .	24° 37′	98° 6′
Lassa . . .	24° 28′	97° 56′
Hotha . . .	24° 24′	98° 4′
Movun . .	24° 17½′	98° 7′
Maingmo .	23° 49′	98° 5′
Naungsun .	23° 42′	97° 31′.

Die bedeutendsten Orte sind Sanda, Movun und Maingmo. Ihre Unabhängigkeit erlangten diese Staaten im Jahre 1769 unter der Regierung Königs Shingpyn Shing von Berma. In engerem Verbande stehen noch die in Bhan-mo und nördlich am Iravadi wohnenden Stämme; in Bhan-mo, auch Bhamo, Bamo gesprochen, sind sie die vorherrschende Bevölkerung. Die Ortsnamen sind meist Schan-Worte; so bedeutet Bhan-mo „Stadt der Irdenwaaren", weil die Thonwaaren-Fabrikation hier in sehr vollkommener Weise ausgeübt wird.

Diese selbstständigen Reiche entfalteten niemals große Macht, ein steter Fehdekrieg hindert ihre Entwicklung und ihre Vereinigung zu einem großen Reiche. Neuerdings gelangten einzelne der Fürsten zu großem Ansehen in der chinesischen Provinz Yun-nan unter der Regierung der mussalmanischen Pansis, welche dort in den letzten acht Jahren hauptsächlich mit Hilfe von Truppen der Schans und Kakhyens die chinesische Gewalt unterdrückt und ein bisher noch sehr grausames Regiment an dessen Stelle gesetzt haben. Die erfolgreichen Eroberer sind Mussalmanns und nennen sich Pansis; Glaubensbedrückung gab Anlaß zu einem allgemeinen Aufstande der mussalmannischen Bevölkerung, die, obgleich nur an 20,000 Mann stark, ihr Heer doch durch Zuzug von Abenteurern aus Yunnan und den südlichen Staaten bis zu angeblich 300,000 Mann vermehrte und Jahre hindurch Sieger gegen die Chinesen blieb. Die Chinesen im Osten durch die Taiping, die aber mit den Pansis in keiner Beziehung stehen, noch gefahrvoller bedrängt, als in Yun-nan, vermochten den Pansis keine neuen Truppen entgegen zu senden, und so konnten diese, wie die neuesten Nachrichten melden, eine vollkommen organisirte Regierung an die Stelle der chinesischen Herrschaft setzen. Der König der Pansis nennt sich Tuoinsen, seine Residenz schlägt er in Tali auf (22° 0′ nördl. Br. und 98° 3′ östl. L. von Greenw.), der zweitgrößten Stadt Yun-nans. Der Pansi-König zeigt sich den Fremden günstig, und wenn auch Yun-nan noch gegenwärtig arg verheert ist, so scheint doch diese Revolution für die europäischen Verbindungen günstige Folgen zu haben.

Die Schans zeigen ihre Stammeszusammengehörigkeit besonders in der Sprache; sie ist bei Allen dieselbe, einige dialektische Formen und Worte abgerechnet. Von dem Bermesischen unterscheidet sie sich nur in der Aussprache und durch die Aufnahme mancher Ausdrücke aus der Sprache der sie umgebenden Völkerstämme; das Bermesische verstehen alle Schans, auch bedienen sie sich der bermesischen Schrift. Die Schans haben kein Alphabet. Die Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachen, sowie mit dem Siamesischen, ist so groß, daß die Schans und die Bewohner von Berma und Siam als zu derselben Familie gehörend sich darstellen; die Tibeter vermögen Schans und Bermesen nicht zu unterscheiden, wohl aber diese von den Kakhyens. Den Europäern sind die Schans im Allgemeinen nicht abgeneigt, besonders ist dies in den Assam benachbarten Gebieten der Fall, von wo aus bereits Viele in britisches Gebiet übersiedelten, zum Theil durch Bedrückungen der Bermesen veranlaßt. Aber auch die viel größere Gelegenheit zum Ver-

notes at a comment by Dr. Col. Yule. With a Map of the N. E. Frontier Asiatic Journ. 1861. Memorandum on the Question of British trade with western China via Burmah. By Dr. C. Williams. Mit 2 werthvollen Karten. Asiatic Journ. 1864. Trip to Bhamo (Winter 1864) by Dr. C. Williams. Mit 1 Plane. Asiatic Journ. 1864. Religion etc. among the Karens. By Rev. F. Mason, Asiatic Journ. 1865. The Karen Apostle. London. Religious tract society. Bigandet. Vicariat apostolique de la Birmanie. Nach Briefen des Vic. apost. für Berma in: Annales de la propagation 1866. Viel hierher Gehörendes findet sich bei Yule Mission to Ava, 1857.

dienste mag sie angezogen haben, da die Märkte am Iravadi in den letzten Jahren der Unruhen in Yun-nan wegen nur wenig mehr von auswärtigen Käufern besucht zu werden pflegten. Die Schans der „acht Reiche" dagegen sind weniger sichere Freunde des Fremden; theils sind sie für ihre Selbstständigkeit besorgt, theils hat die Theilnahme an den Plünderungszügen der Pansis sie an ein Raubritterthum gewöhnt, dem Einzelne wohl erst nach ernstlicher Züchtigung entsagen werden.

Die Schans werden übrigens als sehr industriell und arbeitsam gerühmt, ihre Manufakturwaaren sind besser ausgeführt als die der übrigen Stämme. Dicht bevölkert sind die acht Reiche; gegen den Iravadi hin sitzen sie gemischt mit Singphostämmen. Sie sind in eine Menge kleinerer Völkerschaften gespalten, die sich mit eigenem Namen nennen; die der Palung gegen Westen und die Pyon und Kadus im Innern dieser Reiche sind sehr industriell.

Die **Kakhyens**. Dieser Name wird von den Bermesen denjenigen Stämmen gegeben, welche zu beiden Seiten des Iravadi bis an Assam und Tibet hin wohnen, gegen Osten sind sie durch die Reiche der Schans begrenzt. Sie selbst haben keinen gemeinsamen Namen; sie sind in eine große Zahl von kleineren Stämmen zerfallen je mit besonderen Namen; mit den Maren, Lapai, Nakum, Kauri, Karen sind die Europäer in Berührung gekommen. Ihrer physischen Gestalt nach sind die Kakhyens ein Zweig der Sing-phos am Südrande von Assam, mit welchen sie auch in Anzug und Gebräuchen vollkommen übereinstimmen; sie sind demnach den **Aboriginer-Rassen Indiens** zuzurechnen, mit denen sie auch in Sprache große Aehnlichkeit zeigen, während sie darin von den Schans und Bermesen ganz verschieden sind. Ein Alphabet haben sie nicht; die **Karens** haben darüber folgende Legende: Das höchste Wesen, welches sie Ta-ywa nennen, habe einst alle Völker zusammengerufen, um sie lesen zu lehren; alle folgten dem Rufe und hörten eifrig zu, nur die Karens vermochten nicht ruhig sitzen zu bleiben, wie die Weißen, die Chinesen und Bermesen, sondern gingen ab und zu, durch Belustigungen und Neckereien der Anderen sich zerstreuend. Nach einiger Zeit entließ das höchste Wesen die Völker in ihre Heimaten, alle hatten Lesen gelernt, nur die Karens nicht. Doch gab ihnen Gott, wie den Uebrigen, das geschriebene Alphabet mit, sie aber ließen es aus Unachtsamkeit ins Feuer fallen; erst als das Feuer die Buchstaben in Asche verwandelt hatte, erkannten sie ihre Nachlässigkeit; sie zeichneten die Figuren der Asche aufmerksam nach; aber die Schrift war verwischt. Lesen konnten sie dieselbe nicht mehr, sie übertrugen aber die geretteten Formen auf Gewänder, und daraus entstanden die Muster der Stickereien, in welchen sie bald die übrigen Völker übertrafen. So die Legende; die Reisenden rühmen die Schönheit der Farbenmuster auf den Geweben.

Ihre Religion ist eine Mischung buddhistischer Moralsätze mit dem alt-heidnischen Kultus der Naturkräfte und bösen Geister. Glück hienieden zu erlangen ist Zweck ihrer Religionsübung, während es bekanntlich Fundamentalsatz der Buddha-Lehre ist, daß Befolgung ihrer Vorschriften Glück bringe im zukünftigen Leben, wo den ganz Tugendhaften ein Zustand völliger Lösung von allen Banden der Existenz erschafft wird. Auf die Religion der orthodoxen Buddhisten sehen sie mit Verachtung herab. „Gotama ist trunken, Hilfe kann er nicht gewähren", ist ein auf den Stifter des Buddhismus gesungenes, aber auf die sehr unmäßigen Buddha-Priester abzielendes Spottlied. Vor den Pagoden, den Reliquienbehältern, (Dagopa auf Ceylon, Stupa in Indien genannt) der südlichen Bermesen bezeigen sie keine Verehrung, nicht selten plündern sie dieselben; auch wissen sie ein artiges Stückchen zu erzählen, wie sie einst den Berma-König überlistet hatten. Ein junger Karen, Namens Sanken, habe einst eine Ratte gefangen und wollte sie umbringen; sie bat ihn um ihr Leben unter dem Versprechen, ihm dafür die Hand der Tochter des Königs zu verschaffen. Der Fänger ließ die Ratte los; sie ging in den Tempel, kroch in die Figur, welche die Vorderseite der Pagode schmückte, und wartete auf den König. Dieser warf sich vor der Pagode nieder und wandte sich an die Gottheit mit der Bitte, Macht und Ruhm ihm zuzuwenden. Da antwortete ihm die Ratte, es werde geschehen, wenn er seine Tochter dem Sanken zur Gemahlin gebe; der König dachte, die **Figur** in der Pagode habe gesprochen und brachte seinem Ruhmesverlangen das große Opfer. Die Karens lachen aber über seinen Unverstand, da er den Ton einer Ratte für die Stimme des Gottes genommen habe.

Alles Unheil geht von den bösen Geistern aus, die sie Nhâts nennen; sie ergreifen Besitz vom Menschen, Magenaffektion gilt als Zeichen ihrer Anwesenheit. Man stellt sie von menschlichem Antlitz dar; eine Abbildung, die Williams gibt im „Trip to Bhamo", zeigt einen rohen aus Holz geschnitzten Kopf auf einer glatten Holzsäule von 5 bis 6 Fuß Höhe, die Ohren hängen bis auf die Schultern herab, die Ohrläppchen sind gespalten, um Ohrgehänge einzuhängen, die von den Eingebornen bis zu einer Schwere von einem halben Pfund getragen werden; eine spitze Mütze bedeckt den Kopf; Augen sowohl als Nasen sind vertieft. Die Figur steht in einer Art Bethaus, einem in Form unseren Schilderhäusern ähnlichen Holzgebäude, ein roher Tisch auf Pfosten von 1 Fuß Höhe ist bedeckt mit Thongefäßen, Lampen, Blumen &c. Die größeren Opfer sind blutige, selbst Büffel werden ihnen gelegentlich geschlachtet, gewöhnlich werden aber Reis, Gemüse und Hühner dargereicht. Das Opfern ist ein wichtiges Amt, jedes Dorf hat seinen Burno oder Oberhaupt der Nhâts (Mumo heißt es auf Tibetisch). Wie bei allen Völkern, die in solch abergläubischen Vorstellungen befangen sind, gilt der Burno allein im Besitze der Fähigkeit, mit dem Nhât zu verkehren, er allein kann das Opfer in erfolgreicher Weise vollziehen, ein wesentlicher Theil der Opfergabe fällt ihm zu als Belohnung. Es gilt für höchst gefährlich, den Nhât-Bildern nicht in Ehrfurcht sich zu nahen, oder nicht ihrer bei Gelogen &c. zu gedenken. Bei Todesfällen legt man dem Todten Geld in den Mund, damit er auf der weiten Reise sich Nahrung kaufen könne.

Seinem Charakter nach ist der Kakhyen gutmüthig; die Europäer fanden sie stets willig gegen Bezahlung Dienste als Träger und Führer zu leisten. Dabei haben sie aber einen großen Freiheitssinn; gegen die Bermesen sind sie feindselig gesinnt, hauptsächlich aus Furcht vor Unterdrückung ihrer Selbstständigkeit. Die geringste Kränkung gibt Veranlassung zu Raubzügen in die Ebenen, die denn auch durch diese schlimme Nachbarschaft wesentlich in ihrer Entwicklung gehindert sind. Der Chef jedes Stammes heißt Tsobona; die Würde ist erblich, und selbst der noch im Kindesalter stehende Sohn des verstorbenen Fürsten wird als Oberhaupt anerkannt. Zur Vergleichung mag an das System incarnirter Würdenträger bei den Tibetern erinnert werden, die ebenfalls Kindern göttliche Verehrung bezeigen, wenn nach dem Tode des bisherigen kirchlichen Oberhauptes in einem Kinde Zeichen sich kund geben, daß in ihm der Gott wieder ein neues Erdenwallen begonnen habe. Steuern werden nicht erhoben, die Ländereien des Fürsten werden durch Frohnden bestellt; dafür hat er aber

wieder große Gelage zu geben, welche an die Vergütungen erinnern, die im deutschen Mittelalter den Zinsbauern bei Abgabe des Zinses und Zehnten gegeben wurden. Im Allgemeinen sind die Tsabonas sehr wohlhabend.

Sklaverei ist ein großes wirthschaftliches Uebel der Kakhyens sowohl als der Schans. Entstehungsgrund ist Kriegsgefangenschaft und Insolvenz des Schuldners. Wenn die Kakhyens Sklaven bedürfen, fallen sie bei den Schans oder Bermesen ein und rauben Leute; im Verkaufsverkehre wechselt der Preis eines Sklaven von 1 bis zu 4 Pfd. St. Die Sklaven sind im Allgemeinen gut gehalten; die Sklaverei wegen Schulden hört auf, sobald die Schuld durch Arbeitsdienste abgetragen ist.

Die Kakhyens gehen stets bewaffnet; ihre Waffen sind ein kurzes Schwert, eine Lanze aus Bambusrohr mit eiserner Spitze und eine Luntenflinte. Sie verfertigen sich die Waffen selbst, die Güte des Stahles und der Arbeit wird gerühmt. Das interessanteste Stück ist das Schwert, besonders auch der Art des Tragens wegen. Die Klinge ist gerade und flach, die Scheide ist nur halb von Holz, Querbänder aus Calamus rotang *Linn.* geflochten schützen vor dem Herausfallen. Das Schwert hängt nicht zur Seite des Fußes, etwa um die Hüfte befestigt, sondern es liegt unter dem linken Arme, und zwar wird es getragen an einem Reife aus Calamus rotang. Es ist merkwürdig, daß wir diese eigenthümliche Art das Schwert zu tragen nur bei den Sing-pho- und Abor-Stämmen finden, Stämmen, die wie bereits bemerkt, auch in Körperconstitution viele Aehnlichkeiten mit den Kakhyens haben. — Der Anzug ist äußerst einfach; Kinder gehen ganz nackt, Männer haben ein langes Stück Zeug um die Lenden geschlungen, Reichere tragen noch eine kurze seidene Jacke, das Haupt ist mit einem Turban bedeckt. Die Frauen haben eine kurze bis unter die Brüste reichende Jacke, welche die Brüste bedeckt und den Rücken freiläßt, ferner ein Tuch um die Lenden und einen Turban, wenn sie verheiratet sind. Tand aller Art umhängt den Nacken und ist in die bei Frauen meist aufgelösten Haare gebunden; ungemein entstellt das ohnehin nicht schöne Gesicht die Sitte, den halben Vorderkopf zu rasiren. Der Schmuck ist meist buntes Glas und Aehnliches, Reichere haben aber auch ganze Reise schweren Silbers, und nie fehlen ihnen große Ohrgehänge. In der ethnographischen Sammlung meiner Brüder befinden sich Ohrschmucke von den Sing-phos, den Stammesbrüdern der Kakhyens, von einem Durchmesser von 1 bis 2″; das Ohrläppchen wird durch schmerzhaftes Eintreiben von Calamusrohr, das gespalten und durch Keile auseinander getrieben wird, allmälig zur Aufnahme eines Loches von so großem Umfange erweitert. Die gleiche Sitte muß in früherer Zeit auch in Indien bestanden haben, denn die ältesten Abbildungen des Buddha zeigen ihn schon mit langgeschlitzten, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrläppchen. Die Kleider werden von den Frauen gewebt, die Farben sind grell, die Muster geschmackvoll.

Die Häuser sind aus Bambus gefertigt, sie ruhen auf Pfosten, die Diele befindet sich an 4′ über der Erde, das konische Dach reicht aber herab bis an den Boden. Dieser das eigentliche Wohnhaus einschließende Raum dient als Speicher, Tenne, Hühnerstall ꝛc. Im Allgemeinen hat nicht jede Familie ihr eigenes Haus, bis zu 10 Familien wurden in einem Hause gezählt. Die innere Einrichtung ist weniger einfach als man erwarten möchte; ein langer Corridor theilt das Ganze in zwei Theile, rechts und links sind durch Querwände abgetheilte Gemächer, der Herd ist am Ende des Corridor. In der Höhe dieser Zimmer läuft um das ganze Haus eine Altane, meist der Aufenthaltsplatz der müssigen Männer, die hier ihre Waffen putzen und die Köpfe der erschlagenen wilden Thiere zur Schau ausstellen.

Der Ackerbau fällt den Männern zu, die gewerblichen Arbeiten sowie alle Hausgeschäfte besorgen die Frauen. Die Bestellung des Feldes ist eine sehr einfache. Zunächst wird das Terrain von allem Unkraute gereinigt durch Niederbrennen des überall sehr üppig emporschießenden Gestrüppes; kurz vor dem Anfang der Regenzeit, im Monat Juni, wird die Erde mit einem rohen Pfluge aufgefurcht und der Same eingestreut. Gemüse, Reis, Indigo und Baumwolle sind die Haupterzeugnisse. Daneben bauen sie noch etwas Mohn zur Opiumgewinnung, den größern Theil des Bedarfes beziehen sie aber aus China. Dem Laster des Opiumrauchens sind leider Männer und selbst Frauen in hohem Grade ergeben; überdies berauschen sie sich gerne in einem schlechten Reisarak, besonders geschieht dies vor dem Angriffe, und die Missionäre schreiben die Grausamkeiten, welche dabei verübt werden, der Wirkung der geistigen Getränke zu.

Der neue Handelsweg nach China. Diese Völkerstämme und ihre Gewohnheiten waren etwas ausführlich zu schildern, weil in neuester Zeit versucht wird, durch ihr Gebiet einen neuen Handelsweg nach China zu erschließen. Die Erfahrungen, welche seit Jahrzehnten, ja fast Jahrhunderten in den chinesischen Seehäfen gemacht wurden, haben gezeigt, daß alle Handelsvortheile, welche die chinesische Regierung auf dem Papiere zugesteht, die so sehnlichst erstrebte Erschließung des Innern doch nicht zur Folge hatten; denn wenn europäische Reisende auch in das Innere gelangten, so hatten sie stets die größten Bedrückungen zu erdulden. Deshalb war schon vor Jahren gleich nach den Erfolgen der Engländer gegen die Bermesen, 1824 bis 1826, von dem Engländer Sprye auf die Nothwendigkeit hingewiesen worden, von Berma aus einen Zugang zu den inneren Provinzen von China zu erhalten; was er jedoch zur Ausführung vorschlug, war nicht geeignet, den damals in ungemein enthusiastischer Weise aufgenommenen Plan zu verwirklichen. Sprye ging von der Ansicht aus, Esmok, von den Eingebornen Mangla genannt und unterm 21° 55′ n. Br. u. 101° 40′, östl. L. v. Greenw. gelegen, sei der von den Europäern anzustrebende Marktplatz; Esmok, an der Grenze von China, und sehr nahe dem siamesischen Reiche, war von seinen Berichterstattern als ein großes Handelsemporium gepriesen worden, der Zugang dazu durch Berma galt als leicht. Die politischen Beziehungen zu Berma hinderten aber die Ausführung, und die in den letzten Jahren mit großer Gründlichkeit gepflogenen Erkundigungen wiesen auch so bedeutende Terrainschwierigkeiten nach, daß von diesem Projekte abgesehen werden muß; denn Esmok liegt überdies zu weit ab vom Yantse kiang, dieser großen Handelsader des chinesischen Reiches, und die nördlich von Esmok liegende chinesische Provinz Kiangsi gilt als wenig wichtig.

Ungleich günstiger liegen aber gegenwärtig die Verhältnisse auf der von Dr. C. Williams gründlich erforschten Route von Rangun den Iravadi aufwärts mit Dampfern bis Savudi bei Bhan-mo (24° 16′ n. Br., 96° 57′ östl. L. v. Greenw.), von da über das Kakhyengebirge in nordöstlicher Richtung nach Sanda (24° 41′ n. Br., 97° 57′ östl. L. v. Greenw.), dem Grenzorte gegen China; die Entfernung von Savudi nach Sanda beträgt an 80 engl. Meilen — Bigandet rechnet nur 3 Tagmärsche —, das Gebirge ist wenig hoch (2000′), und nach allen Richtungen hin sind leicht

Karrenwege anzulegen. Größere Schwierigkeiten würde allerdings ein Schienenweg machen, doch ist dazu vorerst noch kein Bedürfniß.

Ein wesentlich günstiger Umstand ist vor Allem dieser, daß das englische Reich dem ganzen Küstenrande entlang bis zum 10. Breitengrade sich erstreckt; Berma wurde dadurch ein Binnenstaat und kommt in jährlich sich steigernde Abhängigkeit von den Engländern, die auch von Assam aus gegen seine Nordgrenze hin vordrängen. Ferner ist wichtig, daß bis Ava, der frühern Hauptstadt von Berma, bereits seit Jahren britische Dampfer fahren; im Jahre 1862 bis 1863 wurden europäische Waaren im Betrage von über 18 Lakhs Rupies (1 R. = 20 Sgr., 1 L. = 100,000) auf die bermesischen Märkte gebracht, Zwischenhändler bringen die europäischen Kattune bereits jetzt bis zu den Schans und Kakhyens. Eine wichtige Frage war, ob der Irawadi auch noch aufwärts von Ava befahren werden könne. Williams fuhr in einem Boote bis nach Sawdi und fand überall, auch an den ungünstigsten Stellen, Tiefgang für Schiffe von 5 bis 6'; er bemerkt dabei, daß die große Veränderung des Flußbettes durch die stets wechselnden Formen der Sandbänke, sowie drei Stromschnellen allerdings Schwierigkeit bieten, aber mit einem Steuermann „with an eye for water" sei nirgends Gefahr. Wenn wir dabei bedenken, daß auf dem Brahmaputra unter gleichen Umständen jetzt Dampfer gehen bis Dibrugarh, so wird auch auf dem Irawadi die Schifffahrt bis Sawdi zur Ausführung kommen. Dann ist noch das Gebirge zu übersteigen; aber wie bereits bemerkt, ist es weder hoch, noch sind die Thäler steil, während dagegen der den Anbau sehr lohnende Thalboden den Karawanen den nöthigen Bedarf an Cerealien bietet. Die das Gebirge bewohnenden Völkerschaften sind zwar nicht ganz ergeben, doch werden die Engländer schon Ordnung und Achtung vor europäischer Energie herbeizuführen wissen. Für die Communication mit Britisch-Indien kann leicht durch Anlegung einer Telegraphenlinie gesorgt werden; sie ginge von Calcutta durch Assam bis Manipur, von da auf bermesischem Gebiete bis Bhan-mo, von wo sie längs des Irawadi leicht bis an die Küste fortgesetzt werden kann.

Die politischen und topographischen Verhältnisse sind demnach auf dieser Route sehr günstig; betrachten wir jetzt auch die commerciellen Chancen. Berma, das Durchzugsland, ist reich an guten Ackergründen, die Bevölkerung der ebeneren Theile, etwa 4 Mill., wird sich bei geordneten Verhältnissen vermehren und noch mehr als bisher an europäischen Produkten consumiren. Die Gebirge sind reich an Mineralien; Eisen-, Blei- und Silberminen werden bereits jetzt an vielen Orten ausgebeutet, Kohlenlager sind an verschiedenen Punkten aufgefunden worden. Yun-nan, die nächste chinesische Grenzprovinz, zählt an 10 Mill., und 21 große Städte; Thee ist der wichtigste Artikel, seine Güte wird als die beste gerühmt, der kaiserliche Hof soll damit versorgt werden. Hinter Yun-nan liegt Sz-tschuen, eine Provinz von an 30 Millionen Einwohnern. Seide kann von hier in größter Güte bezogen werden, der Theebau bringt ebenfalls sehr vorzügliches Produkt. Außer Seide und Thee kann Moschus, Rhabarber, Honig, dann aus dem Mineralreiche Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Arsenik, Blei und Kohle auf den Markt gebracht werden, Alles Artikel, die den Verkehr mit diesen Gegenden wünschenswerth machen.

In Calcutta hat die Nachricht von dieser neuen Handelsroute große Hoffnungen erregt; schon die nächsten Jahre werden lehren, ob die Erwartungen sich erfüllen. Nachrichten darüber, ob Dampfer versuchsweise bereits bis Sawdi gingen, sowie ob die Route bereits von Europäern benützt werde, sind bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Eine Fahrt nach Belgrad in Serbien.

Von **Wilhelm Gottschild.**

Die historischen Bewegungen auf der Balkanhalbinsel. — *Terra incognita.* — Donau abwärts nach Semlin. — Belgrad, die weiße Stadt. — Aus der vornehmen Welt Serbiens. — Charakter der Stadtbazare. — Die Türkenstadt. — Die Umgebungen. — Oeffentliche Anstalten. — Milosch und der schwarze Georg.

In „das Land der Märchen und der Wunder" will ich den Leser führen, denn so muß ich wohl das Land nennen, dessen Inneres bei weitem weniger erforscht ist, als z. B. die Nordküste Afrika's, obwohl die Karte des civilisirten Europa es unter ihren Ländercomplex verzeichnet. Der Name Europa's ist bei der Mehrzahl seiner Bewohner verklungen, und begriffslos wird unser abendländischer Wohnort in eine nebelige Ferne des Nordens gerückt, „wo die Welt aufhört". Für den Bekenner Mohammeds existirt nur der Süden, wo das Grab des Propheten, der Osten, wo die Sonne auf-, und der Westen, wo sie untergeht.

Wohl kein Land der Erde hat seine Bewohner so vielfach gewechselt, als das türkische, und immer unter vernichtenden Kriegen, die nicht selten mit Ausrottung der früheren Bewohner endigten; die unzähmbare Begier nach Wohnsitzen in dem sonnigen Süden führte die wilden Slavenvölker herüber über den Ister und warf die Bollwerke des oströmischen Kaiserreichs in Trümmer; die Gothen, Völker germanischen Stammes, mußten ihnen nachgeben, an der rohen scythischen Kraft erlahmte ihre Stärke, und was endlich der Trieb nach leiblicher Existenz nicht verändern konnte, das veränderte zuletzt christlicher und mohammedanischer Fanatismus.

Lauter Momente, die den Reisenden zu einem Besuche des merkwürdigen Landes anspornen, wenn nicht noch hinzukäme, daß in dem Innern der Türkei da, wo die Morawa ihre Wasser nach Norden sendet und der schnellfließende Vardar, der Arios der Griechen, seine Fluten durch des enge Defilé von Bader zwängt, in einem langen Zeitraume die Fäden der römischen Politik gesponnen wurden. Eine Reihe von Kriegsherren geht aus jenem Lande hervor, — es ist die illyrische Provinz — welche die Regierung, nachdem die Staatskraft der ewigen Stadt vollkommen verbraucht war, an sich nehmen. Im

Lager hatte sich eine illyrische Schule oder Partei gebildet, welche ganz dazu angethan war, das Uebergewicht über die fremden Elemente zu behaupten. Sollte es da nicht möglich sein, noch Traditionen unter der Bevölkerung aufzufinden, oder Bauüberreste, welche manchen dunkeln Punkt in der vielverschlungenen Geschichte, namentlich des byzantinischen Reiches, aufhellen könnten? Dazu kommt noch die Betrachtung der Lebensweise, der Sitten, der Anschauungen, welche oft diametral den abendländischen entgegengesetzt sind. Doch selbst abgesehen hiervon muß jedem Ethnographen schon die Beobachtung der bunten Menge von Völkern, welche die Balkanhalbinsel bewohnen, von denen die einen, die Serben und Bulgaren, berufen zu sein scheinen, eine große politische Zukunft zu erlangen, die anderen, die Osmanli, im Aussterben begriffen sind, einen bedeutenden Impuls geben, diese Völker einmal in der Nähe in ihrem Leben und Streben zu beobachten.

So unternehme ich, in einer Reihe von Aufsätzen dem Leser meine Erfahrungen, welche ich in dem Jahre von 1858 auf 1859 durch die Türkei und zwar von Belgrad nach Salonik als Sekretär des k. k. österreichischen Consuls für das östliche Griechenland Dr. v. Hahn machte, in möglichst anschaulicher Weise mitzutheilen. Dazu bemerke ich noch, daß diese Aufsätze einer Reihe von Vorträgen entspringen, die ich in den geographischen Vereinen zu Frankfurt a. M. und Darmstadt gehalten habe. —

Es war in den ersten Tagen des August 1858, als ich von Herrn v. Hahn eingeladen wurde, ihn auf einer Reise in den Orient zu begleiten. Ich nahm das Anerbieten sofort an, und kaum waren die letzten Festklänge von dem dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena, an welcher ich bisher studirt hatte, verhallt, als ich nach Wien eilte. Hier erfuhr ich, daß Herrn v. Hahn von der k. k. österreichischen Akademie der Wissenschaften die Aufgabe gestellt worden sei, jene terra incognita südlich von dem jetzigen Serbien und dem Jastrebaß zu erforschen, wo Kiepert auf seiner großen Karte der Türkei von 1858 einen weißen Fleck gelassen hat. Hier mußte die Heimat der alten Dardaner sein.

Doch welches war die geographische Beschaffenheit des Landes? Wer mochte jetzt dort wohnen? Wir konnten nicht annehmen, daß dieses große Terrain ganz unbewohnt sei, da schon Ami Boué in seinem trefflichen Reisewerke über die Türkei davon andeutend berichtet. Herr v. Hahn vermuthete, daß dort Albanesen sitzen müßten, und allerdings haben wir dort Albanesen sehr zahlreich gefunden, die in immer weiterm Vorschreiten nach Osten und Süden begriffen sind.

Mit guten Kapeller'schen Barometern und einem Aneroid versehen, fuhren wir am 11. September genannten Jahres von Wien die Donau stromabwärts und erreichten am 13. September, nachdem wir einen Tag in Pesth Halt gemacht hatten, Semlin. Nur von unserer Aufgabe erfüllt, schenkten wir den Ufern der Donau wenig Aufmerksamkeit. Wir eilten vorüber an Preßburg und seinem Krönungshügel, vorüber an dem in dem ungarischen Kriege so heldenmüthig vertheidigten Komorn und der Insel Schütt mit ihren mächtigen Wäldern, vorüber an Gran mit seiner weißen Kathedrale, welche majestätisch einen aus der Sohle der Donau aufspringenden Felsen krönt, vorüber an des Corvinus Burg, von deren einstiger Größe noch die weiten Trümmer zeugen. Die Donau wird breiter und breiter, genährt von den mächtigen Strömen, die sie nach und nach aufnimmt, in zahlreichen Armen wälzt sie ihre Wasser dahin; endlich bespült sie die drohenden Wälle von Peterwardein. Noch wenige Stunden und wir sind in Semlin, dem letzten Vorposten des Abendlandes. Noch einmal heimelt uns das Vaterland an, wir sehen in Semlin noch einmal das treue Abbild einer sächsischen Landstadt; daß aber unser Traum nicht zu lange währe, dafür sorgt das auf der Höhe gegenüberliegende Belgrad mit seiner Festung, deren Werke sich bis herunter an den Donauspiegel ziehen, mit seinen in der Sonne glänzenden Minareten und der in reicher Vergoldung prangenden Kuppel des Thurmes der griechischen Kirche. Noch von dem Savastrom genährt, breitet sich hier die Donau weithin aus. Doch wir halten uns nicht auf, ein kleines Dampfboot vermittelt unsern Eintritt in die „Levante". Wir sind in Belgrad, der weißen Stadt, der Hauptstadt des Fürstenthums Serbien, welches jetzt freilich nur einen geringen Bruchtheil des einstigen serbischen Reiches ausmacht und welches schon Herodot kennt, der zwar das Land nicht nennt, aber seine Hauptflüsse beschreibt, den Angros und Brongos, d. h. die bulgarische und serbische Morava.

Belgrad liegt zum Theil ziemlich hoch über dem Donauspiegel und scheidet sich in zwei Haupttheile, in die Ober- und in die Unterstadt. Ein ziemlich beschwerlicher Weg führt von dem Landungsplatze steil aufwärts in die Oberstadt, an welche sich die Festung schließt, die aber vollkommen abgesperrt ist. In der Festung liegt die türkische Besatzung, denn Belgrad gehört zu denjenigen serbischen Städten, in welchen die Pforte noch Garnisonen hält; in der Festung wohnt auch der Pascha. An sie stößt dann die Türkenstadt. Kein Türke darf in dem serbischen Theile Belgrads wohnen, nur auf dem Bazar hat er sein Verkaufslokal. Wir quartierten uns in dem Hotel „zur serbischen Krone" ein, dem einzigen Gasthofe, wo man anständig logiren kann, obgleich es auch in ihm an dem gewöhnlichen orientalischen Schmutze nicht fehlt. Ein herrlicher Abend war einem heißen Tage gefolgt. Die Luft wehte mild und der Mond goß sein Silberlicht über die Moscheen, deren Minarete mit ihren metallbeschlagenen Spitzen hell leuchteten. Tiefe Ruhe lag über der Stadt. Ich stand an dem geöffneten Fenster und sah auf den vor dem Gasthofe sich ausbreitenden großen ungepflasterten Platz, der, von unregelmäßigen Gebäuden umgeben, mir als Marktplatz bezeichnet wurde. Ich dachte an die unheimliche Gestalt Soliman Pascha's, der hier im letzten Kriege auf einmal 150 Serben enthaupten und ihre Köpfe auf den Festungsthoren aufstecken ließ, als plötzlich ein wüster Lärm aus dem untern Stockwerke des Gasthofs heraustönte und mich aus meinem Denken herausriß. Der Kellner, den ich nach der Ursache befragte, sagte, es sei große Gesellschaft im Salon. Ich bestellte das Abendessen dorthin und war erfreut, gleich am ersten Abend in Belgrad mit der „guten Gesellschaft" bekannt zu werden, denn gewöhnliche Leute konnten es wohl nicht sein, die in dem ziemlich theuern Hotel verkehrten. Als ich in den Salon, der allen Ansprüchen auf Comfort entsprach, eingetreten war, sah ich, daß sich hier eine bunte Menge von Herren und Damen durcheinander bewegte. Man hatte sich zum Theil um kleine runde Tische gruppirt und war fröhlich nach Herzenslust. Ich traf einige obere Mauthbeamte, deren Bekanntschaft ich schon am Nachmittage gemacht hatte und die mir über die verschiedenen Persönlichkeiten Aufschluß gaben.

Sofort fiel mir auf, daß die Heeren ganz europäisch gekleidet waren, während die Damen meist die serbische Nationaltracht trugen, ein zierlich um den Kopf geschlungenes Tuch, welches aber noch das dunkle in üppige Flechten geflochtene-Haar sehen ließ, und eine mit Pelz schön verbrämte Jacke. Ich habe überhaupt auf der ganzen Halb-

insel die Bemerkung gemacht, daß dort völlig im Gegensatz zu uns die Frauen in Beziehung auf die Mode das conservative Element bilden; nur ungern geben sie ihre allerdings malerische Nationaltracht auf. Besonders fiel mir hier an den Frauen noch der prächtige Teint auf, allein ich kam bald dahinter, daß das Schminktöpfchen gehörig in Anspruch genommen worden war. Die Haare färben sie, und nicht leicht trifft man eine Serbin in grauem Haar. Mitten unter der Menge hatten serbische Offiziere Platz genommen, unter ihnen der Schwager des Fürsten Alexander. Eine Flasche Champagner um die andere wurde geleert. Um den Lärm vollständig zu machen, stellte sich eine ungarische Kapelle um das Billard herum und spielte in ohrzerreißenden Tönen Nationalmusik und straußische Walzer. Auf einmal wurde der Marseillermarsch angestimmt, und als er geendet, wurde er stürmisch noch einmal verlangt; namentlich schien sich der fürstliche Schwager sehr daran zu belustigen. Kaum hatte man ihn aber zum zweiten Male durchgespielt, als sich auch seine revolutionäre Kraft äußerte. Ein außer Dienst gekommener Kellner hatte sich eingeschmuggelt und seinen Wein umsonst trinken wollen; über diese der haute volée angethane Beleidigung erbittert, erhob sich die ganze Gesellschaft, Damen und Herren, und warf den Kellner zur Thür hinaus.

Nach dieser Expedition zog ich mich in mein Zimmer zurück; ich hatte einstweilen genug von der serbischen haute volée. Der Lärm dauerte noch lange bis nach Mitternacht fort. Es frappirte mich, daß ich viel Deutsch sprechen hörte, wollte ich aber selbst Deutsch sprechen, so sprach man Serbisch oder Französisch. Ueberhaupt gab man sorgfältig auf mein ganzes Benehmen Acht; wie jeder Orientale ist auch der Serbe gegen den Fremden vorsichtig, und es dauert lange, bis man seine Freundschaft gewinnt. Die Vorsicht zeigt sich auch in dem Blicke, der dem sonst männlich schönen Gesichte nicht zum Vortheil gereicht. So sehr sich auch die Serben gegen das Eindringen abendländischer Cultur stemmen, so können sie dieselbe doch nicht aufhalten; nur pflücken sie nicht immer die guten Früchte von ihr, die Auswüchse derselben sind ihnen, wie allen Orientalen, oft genehmer. Es ist nicht selten, daß reiche junge Serben nach Paris gehen; mit der französischen Sprache bringen sie aber auch französische Unsitten mit.

Am andern Tage besah ich mir die Stadt. Sie breitet sich ziemlich weit auf einer Hochebene aus. Die Häuser sind meist klein, die Straßen unregelmäßig und nicht oder nur zum Theil gepflastert. Unter den Vorstädten zeichnet sich die Savavorstadt aus mit ihren Waarenmagazinen und zum Theil stattlichen Gebäuden; ehemals standen hier kleine Fischerbaracken. Milosch wollte aber seine Mauthgebäude dort anlegen, die Baracken wurden niedergebrannt und die Fischer obdachlos. Kein Heller Entschädigung wurde gezahlt. Ein schönes Gebäude ist die Metropolitankirche, in byzantinischem Style gebaut, während der Konak (Wohnung) des Fürsten ein sehr einfacher Bau ist. Unter den Consulatsgebäuden zeichnet sich das österreichische aus. Der Bazar ist verfallen, doch lebhaft. Mit einem deutschen immerwährenden Jahrmarkt könnte man am treffendsten einen solchen Bazar vergleichen, nur daß in den Buden nicht blos verkauft, sondern auch vor Aller Augen gearbeitet wird. Bei untergehender Sonne begiebt sich der Kaufmann oder Handwerker in seine Wohnung, die er im Innern der Stadt hat.

Ein wichtiger Handelsartikel ist für Belgrad der Taback; hier und in Konstantinopel erhält man die feinsten Sorten; mehre Karawanen versorgen alljährlich den Markt aus dem Süden der Türkei, namentlich aus Jenischeh. Der Preis für die Occa (etwas über 2 Pfund) beträgt 15 bis 20 Zwanziger. Eine große Annehmlichkeit für Belgrad sind die türkischen Bäder; die Bedienung ist äußerst reinlich und die Behandlung des Körpers, das Reiben und Kneten wohlthuend, bis der Badediener sein Opfer aufrecht setzt, ihm das Knie in den Rücken stemmt um die Ellenbogen zusammenzuklappen. Bei dieser letzten Procedur glaubt man den Geist aufgeben zu müssen.

Der Festungskommandant Ismail Pascha war früher Admiral gewesen. Er wohnt in der Festung. Wir folgten einer Einladung, ihn zu besuchen. Der Empfang war freundlich. Die Wände seines Audienzzimmers waren ganz kahl, ringsherum liefen Divane, den Boden bedeckten prächtige smyrniotische Teppiche. Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt, nahmen wir stumm auf den Divanen Platz. Plötzlich traten drei Neger herein, jeder mit einem langen Tschibuk (Tabakspfeife) bewaffnet, — es waren prächtige Jasminröhre mit großen Bernsteinspitzen. — Soldatenmäßig traten die Tschibuktschi an und wie auf Kommando führten sie uns die Spitzen zum Munde. Noch durfte nicht gesprochen werden, nur mächtige Rauchwolken stieß Einer um den Andern aus. So verlangt es das orientalische Ceremoniell; die deutsche Art, in kleinen Zügen zu rauchen, kennt man dort nicht. Damit die Teppiche nicht beim Rauchen verletzt werden, stehen bekanntlich unter jedem Pfeifenkopfe metallene Schüsselchen, in denen er ruht. Endlich kam der Kaffee in sehr kleinen Tassen, die auf silbernen Untersetzern ruhten. Der Pascha trank nach orientalischem Brauche zuerst. Wir folgten nach und begrüßten uns gegenseitig nochmals, indem wir die Hand auf Herz und Mund legten. Hierauf begann die Unterhaltung. Der Pascha erkundigte sich nach europäischen Verhältnissen und ließ dann eine Menge von Karten bringen, in denen er eifrig zu studiren schien. Plötzlich überraschte er uns mit der Frage, ob wir uns nicht fürchteten, jetzt eine Reise zu unternehmen, da ein Komet am Himmel stände und sicher ein Krieg ausbrechen werde. Nun, er konnte leicht aus dem Erscheinen des Kometen einen Krieg vermuthen, da die Engländer kurze Zeit vorher Djedda bombardirt hatten, eine Thatsache, die jeder gemeine türkische Soldat kannte; Rache dafür zu nehmen war jeder in jedem Augenblicke bereit. Man hatte kurz vor unserer Ankunft in Belgrad auf den englischen Generalconsul geschossen.

Ungehindert konnten wir in der Festung herumgehen. Sie steigt von dem Donauspiegel terrassenförmig in die Höhe. Die äußeren Werke sind zum Theil sehr verfallen, lassetenlos liegen die Kanonen auf den Mauern, als solle nie mehr ein Schuß aus ihnen gethan werden. Die Soldaten hocken, kurze Tschibuks rauchend, auf den größeren Plätzen umher und lassen sich von der Masse Hunde beschnobbern, welche in der Festung die Straßenpolizei bilden. Die türkischen Truppen sehen den serbischen gegenüber sehr dürftig aus. Ihre blauen, rothpaspelirten Uniformen waren meistens abgerissen. Die Subalternoffiziere, oft ungebildete Menschen, unterschieden sich nur wenig von den gemeinen Soldaten.

Einen guten Eindruck machten die serbischen Truppen. Es waren meist schöne Leute in grünem Waffenrock mit rothen Aufschlägen. Sie liegen in der Serbenstadt. Ihre Offiziere wählen sie sich selbst; nur die Artillerie hat Offiziere, welche in der Militärakademie zu Belgrad gebildet sind und sich in Bezug auf militärische Bildung getrost mit europäischen Offizieren messen können. Namentlich haben sich die Professoren der polytechnischen Schule in Paris,

wohin viele noch zu weiterer Ausbildung gehen, sehr anerkennend über sie ausgesprochen.

Als Sehenswürdigkeit betrachtet man in der Türkenstadt den in Trümmern liegenden Palast Prinz Eugens, die Serbenstadt dagegen hat noch ein von Laudon erbautes Thor.

Der Beobachter des Kulturfortschritts wird noch die Akademie besuchen, in welcher Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaften gelehrt werden, und die öffentliche Bibliothek. Rühmend muß man es bei den serbischen Gelehrten anerkennen, daß sie außerordentlichen Fleiß aufbieten, um ihr Volk heranzubilden, damit es Theil nehmen könne an den geistigen Schöpfungen der westlichen Völker. Außerdem vermittelt noch eine Art geistigen Verkehr die Staatszeitung, damals von Dr. Gaj geschickt redigirt.

Die Umgegend von Belgrad ist schön. Namentlich führt ein herrlicher Weg nach dem Lustschlosse des Fürsten, nach Toptschider, einem reizenden Fleckchen Erde südlich von Belgrad. Rechts hat man die Sava, links bewaldete Höhen. Das Lustschloß ist eine einfache Villa. Der Fürst Alexander war gerade anwesend, ein freundlicher bejahrter Herr. Seine Haltung war gebeugt und sein Antlitz zeigte keine Spur von der den Serben eigenen Energie. Er trug einen blauen Oberrock mit einem Stern auf der Brust. Er bewirthete uns mit Slatko, eingemachten Früchten, einer Delikatesse, welche mit einem Glase Wasser genossen wird und im Sommer angenehm kühlt. Mitten auf einer grünen Matte steht der Villa gegenüber der Kiosk von Milosch. Er ist ganz in türkischem Style gebaut. In dem obern Saale, der schön mit Schnitzwerk geziert ist, hingen Copien von Bildern aus der niederländischen Schule. Von dem Saale führt eine enge geheime Treppe herunter, an deren Ausgang manches Opfer tyrannischer Willkür geblutet haben soll. Milosch wird sehr verschieden beurtheilt. Die Einen nennen ihn einen hochsinnigen Fürsten, Andere verdammen ihn. Die Stimmen unter den Serben waren getheilt. Jedenfalls muß es mit seiner Gewissensruhe eigenthümlich ausgesehen haben, wenn er, wie Cyprien Robert in seinem bekannten Werke über „die Slaven der Türkei" erzählt und was nicht in Abrede gestellt wurde, jede Nacht in seiner Antichambre zwei Momken (Leibwächter) mit geladenen Karabinern als Wache hatte und außerdem an seinem Bette der treue Major Anastasius wachen mußte. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln soll er oft, von einem panischen Schrecken ergriffen, plötzlich aus dem Schlafe aufgefahren sein und um Hilfe gerufen haben. Es dürfte zu weit führen, auf das Leben des Fürsten Milosch näher einzugehen.

In der Nähe von Toptschider ist die Strafanstalt. In ihr besteht die merkwürdige Einrichtung, daß die Sträflinge im Sommer auf einige Wochen während der Ernte die Erlaubniß bekommen, nach Hause zu gehen und die Ihrigen in der Feldarbeit zu unterstützen. Pünktlich nach abgelaufener Frist kehren sie zurück und es ist noch kein Fall vorgekommen, daß ein Sträfling zurückgeblieben wäre. Der Grund liegt darin, daß die Sträflinge nur nach der Türkei oder nach Oesterreich entweichen können; die Türkei hassen sie aber und von Oesterreich werden sie ausgeliefert.

Nicht weit von der Strafanstalt befindet sich die Ackerbauschule, in welcher junge Serben in der rationellen Feldwirthschaft unterrichtet werden. Die Zöglinge sind ganz militärisch geordnet und uniformirt, namentlich wunderte ich mich über die Reinlichkeit, die im ganzen Gebäude und besonders in den Schlafsälen herrschte.

Geht man weiter an der Sava stromaufwärts, so kommt man an den Platz, wo Kara Georg, der schwarze Georg, von seiner schwarzen Mütze so benannt, Serbiens Befreier, seinen Vater niederschoß. Als 1787 die Oesterreicher einzufallen drohten, nahm er an dem Aufstande seines Volkes gegen die Türken Theil. Er muß fliehen, den greisen Vater und seine ganze bewegliche Habe nimmt er mit sich. Sie kommen näher und näher an die Sava, der Alte will nicht flüchtigen Fußes seine Heimat verlassen, er räth zur Rückkehr; demüthige sich Georg, so werde ihm gewiß verziehen werden. Sie sind an der Sava. Georg bleibt standhaft; da sagt der Vater endlich: so ziehe allein, ich bleibe in meinem Vaterlande. Georg ist innig bewegt, noch einmal stellt er ihm die ganze Gefahr vor, die ihm von den Türken droht. „So soll ich erleben, daß die Türken dich langsam zu Tode martern? Besser ist's, du stirbst von meiner Hand." Die Pistole blitzt und der Alte liegt zuckend am Boden; ein Diener gibt ihm noch den Gnadenstoß. Georg fordert die Bewohner des nächsten Dorfes auf, den Alten da draußen zu begraben und für seine Seele „ein Todtenmahl zu trinken". Er verschenkt sein Vieh und überschreitet den Fluß. Nun ist er abwechselnd österreichischer Feldwebel, Haiduck, d. h. Räuber, in seinen heimatlichen Bergen, zuletzt Waldhüter in einem Kloster. Die Bewegungen seiner Heimat rissen ihn wieder aus diesem Leben heraus und er begann die hervorragende Rolle eines Führers seines Volkes zu spielen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Aufsuchung der Spuren Leichhardts. Wir finden darüber in der „Germania" vom 22. Februar folgende Angaben:

Nach einem Berichte aus Brisbane in Queensland befand sich Mac Intyre mit zwei Begleitern am 12. Januar am Thompson River; er wollte von dort nach dem 120 Miles entfernten Aramac Creek reisen. Es war Regen gefallen und die noch vorhandenen Pferde und Kameele hatten sich etwas erholt. Der Reisende war durch das bisherige Mißgeschick keineswegs entmuthigt und wollte seine Wanderung zur Aufsuchung der Spuren Leichhardts fortsetzen. In Adelaide beabsichtigte man, eine Anzahl Männer mit 10 Kameelen an den Coopers Creek nachzusenden, falls die Regierung von Victoria zu den Kosten beisteuere.

Dr. F. Müller hat folgende Nachricht von einem Herrn Sutherland in Betreff des verschollenen Dr. Ludwig Leichhardt erhalten. Ein dritter, mit einem 18 Zoll langen und 14 Zoll breiten L gemarkter Buchsbaum ist am linken Ufer des Flinders-River, ungefähr 25 bis 30 Meilen unterhalb der Mündung des O'Connells Creek gefunden worden, welches unzweifelhaft zeigt, daß Leichhardt am Flinders-River hinabgegangen ist. Ein gewisser Kir hat den Baum ge-

sehen, als er sich nach einem Weideplatz umsah. Der Baum wurde zuerst von einem der Arbeiter des Herrn Hays gefunden. Weitere Spuren eines Lagers fanden sich bei demselben nicht vor.

Australische Notizen. Die melbourner „Germania“ vom 26. Februar, deren Zusendung wir hiermit bescheinigen, führt Klage darüber, daß die Colonie Victoria, welche jetzt 626,530 Seelen zählt, nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf erzeuge. Man freue sich allemal, wenn die Ankunft eines mit Korn und Mehl beladenen Schiffes aus Chile oder Californien gemeldet werde, weil dann der Theuerung zeitweilig abgeholfen werde. Die Sache, meinen wir, erklärt sich leicht, wenn man in Erwägung zieht, daß die Goldgräberei eine so große Menge von Arbeitskräften in Anspruch nimmt und die bisherige Gesetzgebung über Grund und Boden sehr mangelhaft war.

Die Gesammteinnahme der Colonie Victoria hat nach dem Berichte des Finanzministers im Jahre 1865 die Summe von 3,060,265 Pfd. Sterl. betragen, im Vorjahre nur 2,954,538 Pfd. Sterl.

Aus Neusüdwales werden die Klagen wegen des Ueberhandnehmens der Buschklepperei immer lauter. Der Unfug ist dort so tief eingerissen, daß man vorerst daran verzweifelt, ihn ausrotten zu können. Die Polizei ist jedoch in unermüdlicher Thätigkeit, und die Regierung von Sydney hat auf die Ergreifung des Buschrangers Clarke, welcher das Handwerk ins Große treibt, eine Belohnung von 200 Pfd Sterl. ausgesetzt.

In Sydney baut man jetzt auch Dampfer; im Januar ließ die australische „Steamship Company“ einen Dampfer mit doppelter Schraube vom Stapel. Man will in Bezug auf den Schiffsbau nicht länger von England abhängig sein.

In dem anfangs so viel gerühmten Nord-Territorium, welches bekanntlich, bis auf Weiteres, einen Theil der Colonie Südaustralien bildet, ist nun der Oberstlieutenant Finniß, der sich so viele Mißgriffe zu Schulden kommen ließ, definitiv abberufen worden. Er kam am 14. Februar von der Adamsbay in Port Adelaide an. Nun ist der bekannte Forschungsreisende Mac Kinlay im Nordgebiete, wo man wieder einmal einen „herrlichen Streich Landes“ aufgefunden haben will. Die neue Hauptstadt soll etwas südlich von den Escape Cliffs angelegt werden.

In der Umgegend von Nairne, Südaustralien, ist Gold gefunden worden.

Von den Neuen Hebriden in der Südsee. Diese Inseln wurden bisher als ein sehr günstiger Boden für die Einführung des Christenthums unter den Heiden geschildert. Die Presbyterianer hatten dort Missionen gegründet, namentlich auf der Insel Tanna. Doch entsprach der Erfolg keineswegs den Erwartungen, und die Häuptlinge waren schwer zu behandeln. Nun meldet die „Australian Gazette“ in einer Februarnummer, daß die Sendboten verjagt, die eingebornen Lehrer verfolgt, die Vorräthe geraubt worden sind. Gleichzeitig ist auf der Insel Erromanga der Missionär Gordon sammt seiner Frau getödtet worden; die ganze Missionsanstalt wurde von den Eingeborenen dem Boden gleich gemacht. Die Missionsfreunde zu Sydney in Neusüdwales veranlaßten den Gouverneur Young, ein Schiff nach den Neuen Hebriden zu schicken, um die Dinge näher zu untersuchen. Also ging Commodore Seymour nach Tanna, und dort versprachen die Häuptlinge, fernerhin keine britischen Unterthanen mehr ums Leben zu bringen, auch wollten sie die Missionäre beschützen. Sie hielten aber nicht Wort, sondern warfen die neuangekommenen Missionäre mit Steinen und trachteten ihnen sogar nach dem Leben; die Häuser der einzelnen Christen wurden niedergebrannt. Die Sendboten Paton und Mathieson konnten nur mit genauer Noth ihr Leben retten. Die Häuptlinge feuerten sogar auf englische Fahrzeuge, als diese Matrosen ans Land setzen wollten. Auf Erromango haben die Leute desselben Stammes, welche den Missionär Gordon getödtet, einige zwanzig Personen, welche auf der Insel Sandelholz einkaufen wollten, todtgeschlagen und aufgefressen. Als diese Vorgänge in Neusüdwales bekannt wurden, ging das Schiff „Curaçao“, vom Commodore Wisemann befehligt, nach Aniteum (Anitom) um zu sehen, wie es dort stehe, und die Auslieferung von Missethätern und Menschenfressern zu verlangen. Dessen weigerten sich die Häuptlinge; sie zeigten Lust, es mit dem „großen Schiffe“ aufzunehmen. Nun aber bombardirte Wisemann die Dörfer des Häuptlings Navka, der Schuld an der Ermordung eines britischen Unterthans auf Tanna gewesen war. Auch ließ er Truppen ans Land setzen, um die Schiffe und Dörfer der Eingebornen zu zerstören. Die Insulaner feuerten wacker, und ein Engländer blieb todt auf dem Platze, während jene sich in die Wälder zurückzogen, wo man ihnen nichts anhaben konnte. Dann fuhr der Commodore nach Erromanga, schoß zwei Dörfer in Brand und berührte auf der Rückfahrt noch einmal Tanna, wo die Häuptlinge abermals das Beste versprachen; der Missionär Paton möge nur wiederkommen; es solle Alles gut gehen. Die „Australian Gazette“ hebt hervor, daß die Missionäre Vorläufer für den Kaufmann seien und stellt die Moral auf: — „Wir haben ein Recht, Gewalt gegen wilde Stämme anzuwenden, mit denen wir in Berührung kommen.“ Aber man ist doch von den Wilden nicht gerufen worden. Unser Aufsatz über die Ausrottung der eingeborenen Völker durch die civilisirten Nationen (X, 57) gibt einen Commentar zu den obigen Mittheilungen.

Aus der Capcolonie. Bekanntlich leidet ein nicht geringer Theil der südlichen Halbkugel, namentlich in Australien und Südafrika, oftmals an lang anhaltender Dürre und diese bildet auch in der Capregion einen sehr empfindlichen Uebelstand. Jene von 1865 hat großen Schaden angerichtet, doch trat endlich im Januar Regen ein. Die Colonie schreitet indessen in gesunder Weise vorwärts. Die Einfuhren betrugen 1865 den Geldwerth von 2,125,332 Pfd. St., gegen 2,471,339 Pfd. St, die Ausfuhren respective 2,145,234 und 2,395,673 Pfd. St.

Das Romansland, welches seit einigen Jahren weiße Ansiedler erhält und über das wir früher im „Globus“ ausführliche Mittheilungen gegeben haben, ist mit der Colonie Natal vereinigt worden. Die Engländer bezeichnen jetzt das Romansland als — Alfredea. Also ein geschmackloser Name mehr.

Der Krieg zwischen den Basutos und den holländischen Bauern des Freistaates dauert fort, scheint aber unblutig geworden zu sein, und der Viehraub ist nun Hauptsache bei beiden Theilen.

Nachrichten aus China. Wir erwähnten vor einiger Zeit, daß der Seeraub in den chinesischen Gewässern während des Jahres 1865 größere Dimensionen als je zuvor angenommen habe. Jetzt meldet der pariser „Moniteur“ aus Canton vom 1. Februar 1866, daß der Unfug wo möglich noch ärger geworden sei. Eine Menge von Seeräuberdschonken werden im Flusse von Canton ausgerüstet, und ihre Keckheit ist unvergleichlich. Allein in der zweiten Hälfte des Januars hatten sie auf der Höhe von Puly, bei Tantu und an der Küste von Formosa drei europäische Fahrzeuge ausgeplündert. Die Kanonenboote der Engländer vernichten allwöchentlich ein paar Piratenfahrzeuge; aber der Hydra wachsen die Köpfe immer wieder nach.

Was die Rebellion betrifft, so glauben die Engländer, daß nach Hinrichtung des Königs der Taiping die Ruhe wiederkehren und die Autorität des Kaisers fortan unangefochten bleiben werde. Die Leser des „Globus“ werden sich erinnern, daß wir diese Hoffnung nicht theilten, und wir entwickelten seiner Zeit die Gründe für unsere Ansicht. In der That ist die große Rebellion nicht zu Boden geschlagen, vielmehr sind die Aufständischen, welche seit etwa anderthalb Jahren als Nien fei auftreten, nicht blos Gebiete in mehren großen Binnenprovinzen, sondern nun auch in die Südprovinzen, namentlich in Kuang tung (Canton) eingerückt und verbreiten weit und breit Schrecken. Der Kaiser hat nicht Truppen genug, um ihnen wirksam die Spitze bieten zu können, er hat auch keine tüchtigen Feldherren. Uebrigens soll die Zahl der Nien fei nicht beträchtlich sein; wir wissen darüber jedoch nichts Näheres. Jedenfalls stören sie den Handel in empfindlicher Weise, und die Zufuhren nach den Seehäfen aus dem Innern her sind unbeträchtlich; namentlich leidet Canton sehr. In dieser Stadt haben die Franzosen eine Kathedrale erbaut.

Die Engländer wollen auf den ihnen eingeräumten „Concessions-Reserven“, d. h. einer gewissen Bodenfläche, welche ihnen zu ihrem speciellen Gebrauch angewiesen worden ist, zunächst in Schang hai, dann auch in Japan Gebäude errichten, welche zu Marinezwecken dienen sollen.

Ein Deutscher, Dr. Legge, der sich um die Kunde des südlichen China entschiedene Verdienste erwarben, hat jüngst den dritten Band seiner Ausgabe der chinesischen Klassiker veröffentlicht. Er gibt dem kritisch bearbeiteten Text erläuternde

Anmerkungen bei, die von großer Wichtigkeit sind. Der Berichterstatter des „Moniteur" sagt, daß Legge für die Geschichte China's etwa dasselbe sei, was Niebuhr für die römische Geschichte gewesen. Er habe die Fabeln und Sagen vom Geschichtlichen gesondert, und ihm zufolge beginnt das historische Zeitalter in China um 1700 vor Christi Geburt. Alles, was über diese Zeit hinaus liegt, ist ungewiß und fabelhaft.

Der höchste Berg im britischen Birma. Indische Blätter berichten, daß derselbe vom Oberstlieutenant Graham erstiegen worden sei. Der Berg gehört zu einer Kette, welche etwa 12 deutsche Meilen von der Stadt Tungu entfernt liegt; in diesem Gebirge liegen die Quellen des Yunsalin, welcher in den Saluen fließt. Den höchsten Gipfel bezeichnen die Birmanen als Nat Tung, die Wohnung des Nat, der für einen sehr mächtigen Geist (Gott) gilt, aber auch Tung Chung la, kahles Haupt. Die Karens bezeichnen ihn als Tan tieh; dieses Wort bedeutet Kamm. Aus der Ferne gesehen ist der Gipfel allerdings ausgezackt; die Sage erzählt, der Berg sei einst von einer gewaltigen Flut bedeckt worden, nur allein auf der allerhöchsten Spitze sei ein kleiner Raum von der Größe eines Kammes trocken geblieben. Der Culminationspunkt des Nat Tung befindet sich nicht auf der Kammhöhe des Gebirges, sondern auf einem südöstlichen Vorsprunge, von welchem der Yunsalin herabkommt; seine Höhe beträgt 7500 engl. Fuß. Man hat von ihm einen prächtigen Blick auf die ausgedehnte Ebene von Pegu; dann und wann wird zwischen Wäldern der Silberstreifen des Siltangflusses sichtbar, und jenseits der Ebene steigt die Yamakette empor. Hinter dieser liegen die Gebirge, welche Pegu von Arrakan scheiden. In den Legenden der Karens spielt der Nat Tung eine große Rolle. Das Volk hat sich früher einmal auf diesen Berg geflüchtet, um ungestört seinen Gott verehren zu können, und es meint, dieser Gott werde künftig einmal erscheinen, um es zu befreien.

Der sibirisch-amerikanische Telegraph. Die Untersuchungen des Obersten Buseti ergaben, daß im hohen Norden wesentliche Hindernisse nicht vorhanden sind. Der Meeresboden sowohl in der Behringsstraße wie im Busen von Anadyr ist eben und sandig; auch sind die Strecken, auf welchen hier der Draht submarin gelegt wird, nur kurz. Die gegen Norden ziehende Strömung lenkt die Eisberge von der Behringsstraße ab und die Nordwinde üben Einfluß nur auf die Oberfläche des Meeres. Die Pfähle stehen in dem gefrornen Boden so fest, als wären sie eingemauert; sie sind stark genug, um den Windstürmen zu widerstehen, und in jenen waldlosen Gegenden ist keine Gefahr, daß sie durch umstürzende Bäume niedergerissen werden. Die Strandbewohner sind friedliche Leute. Der Bericht, welchen die verschiedenen Untersuchungskommissionen veröffentlichen wollen, wird ohne Zweifel sehr interessant sein und die Wissenschaft bereichern.

Der Mörderverein der Capoeiros in Brasilien.

Wir finden in dem soeben (bei Brockhaus in Leipzig) erschienenen ersten Bande der „Reisen durch Südamerika von Johann Jakob von Tschudi" folgende Mittheilung:

„Ich will des Capoeiragem erwähnen, den ich noch in keinem über Brasilien handelnden Werke besprochen finde, und theile mit, was ich darüber von Polizeibeamten und anderen wohlunterrichteten Männern erfahren habe. Capoeiro heißt im Portugiesischen eigentlich Geflügeldieb.

Die Capoeiras, deren scheußliches Treiben Capoeiragem genannt wird, sind entweder Mulatten, freie Neger oder Sklaven und bilden einen Mörderverein der eigenthümlichsten Art. Manche Anzeichen lassen vermuthen, daß ihre Verbindung nach gewissen geheimen, wenn auch höchst einfachen Statuten organisirt und geleitet ist. Ich habe indessen darüber keine Gewißheit erlangen können.

Die Capoeiros fangen ihre Laufbahn als Kopfboxer an. (Bekanntlich versetzt der Neger seinem Gegner nicht Faustschläge, wie das Leute anderer Rassen thun, sondern er rennt mit dem Kopfe gegen ihn an, wie ein Widder, und das thut einem Schädel, auf welchem man Backsteine zerschlagen kann, eben keinen Schaden.) Sie rennen mit den Schädeln gegen einander, weichen ab, greifen wieder an und kämpfen stoßend oft so heftig, daß der Eine oder Andere todt auf dem Platze liegen bleibt.

An Sonn- und Festtagen, am meisten aber bei großen Prozessionen, vereinigen sie sich, beginnen bei passender Gelegenheit mit Kopffechten, montiren sich dabei, bis sie in eine Art blinde, thierische Wuth gerathen und durchziehen dann wie Besessene die Straßen, um einen unbezwinglichen Mordtrieb zu befriedigen. Treffen sie dabei einen Sklaven, der schlecht bei ihnen angeschrieben steht, weil er entweder ihrer Verbindung nicht beitreten wollte, oder den sie als Verräther betrachten, so ist er unrettbar dem Tode geweiht. Es beginnt nun eine wüthende, tolle Jagd. Der Bedrohte sucht zu entfliehen, die Capoeiros verfolgen ihn, verwunden ihn, jagen ihn wieder auf, verwunden ihn wieder, ohne ihm den Todesstoß zu geben und treiben dieses grausame Spiel so lange fort, bis der Unglückliche, förmlich zu Tode gehetzt, leblos zusammenstürzt. Kommt ihnen kein feindlicher Sklave vor, so morden sie den ersten besten, der ihnen gelegentlich in den Weg tritt, sei er Farbiger, oder Weißer, Brasilianer oder Fremder; morden müssen sie. Sie führen weder Messer noch Dolche, sondern lange Nadeln und Pfriemen, welche sie dem Todgeweihten zwischen die Rippen stoßen. Nachdem einige Opfer gefallen sind, verschwinden die Capoeiros spurlos, und oft bedient ein solcher Mörder, wenige Minuten nachdem er sein Verbrechen begangen hat, seinen Herrn mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag das Haus nicht verlassen.

Ich sah einst an einem schönen, mondhellen Sonntagabend an der Ecke der Rua de Santa Amaro, in Rio de Janeiro, eine Anzahl Neger sich versammeln, und bald waren sie unter Gelächter und Lärm im heftigsten Kopfboxen begriffen. Die Stöße waren so heftig, daß man weit weg das Anprallen der Schädel hörte. Ich hielt es nicht für gerathen, bei diesem mir neuen Schauspiele lange zu verweilen, und eilte, meine Wohnung zu erreichen. Am folgenden Dinstage las ich in der Zeitung, daß zwei Tage früher die Capoeiras zwei Sklaven und einen Freien ermordet hatten.

Raub und Diebstahl wirft man den Capoeiros nicht vor. Den größten Anstrengungen der Polizei gelang es noch nicht, diese furchtbare Mörderbande auszurotten. Der Capoeiro, welcher als Mörder ergriffen wird, erleidet Todesstrafe; er erhält, falls ihm ein Mord nicht nachgewiesen werden kann, die schärfsten körperlichen Züchtigungen, und mancher hat schon in Folge davon den Geist aufgegeben. Selbst der Vermittlung der angesehensten Standespersonen gelingt es nur sehr selten, einen Lieblingssklaven von der so sehr verdienten Prügelstrafe zu befreien; denn gewöhnlich hat er dieselbe nach summarischem Verfahren schon erhalten, ehe sein Besitzer in Kenntniß davon gesetzt wird, daß er sich in den Händen der Polizei befinde.

Die Capoeiras sollen unverbesserlich sein und wenn auch wiederholt hart abgestraft, der Verbindung dennoch nicht entsagen, sondern das Kopffechten und nachfolgende Mordrennen als Ehrensache betrachten.

Der Capoeiragem scheint mit der Einfuhr von Sklaven gewisser afrikanischer Stämme auf brasilianischen Boden verpflanzt worden zu sein. Es erinnert lebhaft an den Todtenlauf (Amock) auf mehren Sundainseln (das aber doch mit einer geheimen Verbindung nichts zu thun hat, sondern lediglich individuell ist), und es dürfte ihm ursprünglich eine religiöse Bedeutung zu Grunde gelegen haben."

Nordamerikanische Finanzen. Unter der Ueberschrift: „Was wir binnen zwei Jahren zu zahlen haben?" schreibt eine newyorker Zeitung vom 7. April Folgendes:

Aus den Debatten über die Anleihebill im Hause ergibt sich nach den pflichtmäßigen Angaben des Finanzcomités, daß die Gesammtschuld der Bundesregierung am 1. März d. J. 2,711,850,000 Doll. betrug, von welcher Summe mehr als die Hälfte nicht fundirt ist. Im Laufe der nächsten drei Jahre sind 1,600,000,000 Doll. zur Heimzahlung verfallen und werden die Noten bei dem Finanzministerium producirt werden. Die Zahlung muß unter allen Bedingungen prompt geleistet werden, denn wenn einmal protestirt, ist unser Credit verloren!

Doch sehen wir die offizielle Tafel an, auf der die einzelnen verfallenden Schuldposten aufgezeichnet stehen, welche binnen zwei Jahren gedeckt werden müssen. Wo Zahlen so deutlich sprechen, ist jede weitere Erklärung überflüssig.

Am Anfang März wäre ein zeitweiliges Anlehen zum Betrage von 119,335,194 Doll. 50 C. zu bezahlen gewesen; die Gläubiger können jeden Augenblick mit ihren Forderungen kommen, und zehn Tage nach Producirung der Noten muß die Zahlung stattfinden. Es wird angenommen, daß innerhalb der nächsten Monate diese Summe eingefordert werden wird.

Außer diesem verfallenen Posten von 119,335,195 Doll. 50 C. verfallen am 30. Juni d. J. 138,674,874 Doll. 82 C.

und bis zum 31. Dezember 1866 müssen weitere 47,665,000 Doll. bezahlt werden. In den ersten 6 Monaten 1867 verfallen 8,471,000 Doll. und bis Ende Dezember 1867 weitere 350,000,000 Doll. Sodann verfallen am 30. Juni 1868 369,415,000 Doll. und in der andern Hälfte des Jahres bis Dezember 1868 28,504,482 Doll., so daß zwischen dieser und der nächsten Congreßsitzung baar 1,203,890,607 Doll. 62 C. abgetragen werden müssen.

Dabei versteht es sich von selbst, daß hierunter die laufenden Ausgaben, welche das Gouvernement nöthig hat und die sich jährlich auf etwa 5 bis 600 Millionen belaufen, nicht inbegriffen sind.

Die Pflanze des kalten Fiebers. Wir lesen in einem newyorker Blatte folgende Notiz, die wir mittheilen, wie wir sie finden.

Es wurde jüngst die Fieberpflanze entdeckt und zwar nicht jene, welche Fieber curirt, sondern welche Fieber verursacht. — Dr. J. H. Salisbury von Cleveland, Ohio, kündigt im „Am. Journal of Medical Sciences" an, daß das kalte (Wechsel-) Fieber durch eine mikroskopische Pflanze verursacht werde, welche man findet, wo faules, stillstehendes Wasser eben vertrocknet ist. Die Sporen oder der Fortpflanzungsstaub dieser kleinen Pflanze werden durch die feuchten Nachtnebel verbreitet, und in den Organismus durch das Athmen aufgenommen, verursachen sie jene weitverbreitete Krankheit der Wechselfieber. Die Wirkungen dieser kleinen Pflanzen kommen vollständig mit dem überein, was früher unter dem Vorkommen von Miasmen vermuthet wurde, und daß sie die wirkliche Ursache desselben seien, wurde bewiesen, indem man Kästen mit Erde, welche sie enthielt, an Ort und Stelle brachte, wo das Wechselfieber nie, so viel man wußte, vorgekommen war. In ungefähr zwei Wochen, nachdem die Fieberpflanze dorthin gebracht worden war, traten ganz scharf ausgeprägte Fälle dieser Krankheit auf. Diese Entdeckung erweitert bis jetzt nicht unsere Kenntniß der Mittel, uns davon zu befreien, allein es wird wahrscheinlich noch dieses Resultat erreicht werden; und selbst derjenige, welcher nun begreift, wie er sich so ein Fieber zugezogen, hält sich schon für bald geheilt. Die Sporen erheben sich blos in der Nacht und dann zu einer Höhe, die nach der Lokalität verschieden ist, 30 bis 100 Fuß. Dieses erklärt die Thatsache, warum die Nachtluft uns Fieber bringt und warum höhere Lagen frei davon sind. Nachdem der Fiebersame in den Organismus aufgenommen, pflanzt sich das Gewächs dort fort und der Patient wird eine Art thierisches Treibhaus.

Die Pfahlbauten bei Robenhausen. Zu den „Sehenswürdigkeiten" der Schweiz sind jetzt auch die Pfahlbauten gekommen, und viele Reisenden machen gern einen kleinen Umweg, um diese interessanten Ueberreste von Menschen aus vorgeschichtlicher Zeit mit eigenen Augen zu betrachten. Dann und wann trifft es sich, daß ein Tourist gerade zu rechter Zeit kommt, um zu sehen, wie einzelne Theile von Pfahlbauten wieder ans Tageslicht gezogen werden. Franz Leibing, der jüngst recht fließend und verständig geschriebene Reiseskizzen herausgegeben („Natur, Kunst und Menschen in Oberitalien und der Schweiz", Leipzig 1866, Verlag von A. Fritsch) machte von Zürich aus einen Abstecher nach Wetzikon und ging von dort nach dem Dorfe Robenhausen am See von Pfäffikon. Dort befinden sich die vielgenannten, dem Schulpfleger Messikomer gehörenden Pfahlbauten.

„Nach wenigen Schritten holte uns ein Mann ein, den ich erst für einen aufdringlichen Führer hielt, bis er sich als Messikomer selbst zu erkennen gab; er hatte einige Herren vom züricher Polytechnikum vergeblich erwartet. Er erzählte, daß er vor acht Jahren eine Schrift von Keller in die Hände bekommen habe, welche die Pfahlbauten des Züricher Sees behandelt. In Folge dessen begann er im Teiche seines Dorfes, der früher ein Theil des Pfäffikon-Sees gewesen, seine Untersuchungen. Unterwegs trafen wir in einem Bauernhause die Herren aus Zürich und begaben uns mit ihnen auf die Fundstätte; sie liegt dicht am Linthkanal, der hier durch Nagelfluh gegraben ist. Das umliegende Gebiet bildete früher einen Theil des Seebeckens, der sich um ein Viertel bis Fünftel seiner jetzigen Länge weiter ausdehnte. In der Mitte der alten Pfahlbauten-Niederlassung hat Messikomer auf einem Raume von etwa 500 Quadratfuß den Torf bis zur Tiefe von 6 Fuß herausgehoben und so den Unterbau der Anlage bloß gelegt. Eben jetzt war er an drei Stellen mit Nachgrabungen beschäftigt.

Diese wunderbaren Reste urältester europäischer Gesittung haben allerdings auf den ersten Blick nichts Bestechendes. Man erblickt nur einige mit trüber Sumpflache gefüllten Gruben von etwa 5 Quadratfuß, aus denen einige dünne Pfähle hervorragen. Diese traten in größerer Zahl zu Tage, als man das Wasser herausgeschöpft hatte. Ihre quadratische Stellung schien den Umkreis einer Hütte zu bezeichnen, deren Boden durch einige im Mittelpunkte stehende Pfähle noch besonders gestützt war. Diese bestanden meistens aus Nadelholz und maßen 5 bis 7 Zoll im Durchmesser. Das Holz war von breiartiger Weichheit, wurde jedoch an der Luft bald hart. Nur an einer Stelle fand sich Eichenholz. Aus einer Tiefe von etwa 3 Fuß mußte ein schwarzer Schlamm hervorgehoben werden, der vielfach mit Lehm untermischt war; dieser hatte den Boden der Hütte gebildet. Bei näherem Nachsuchen entdeckte man hier alle die Bestandtheile, welche von der Kultur der ältesten Bewohner dieser Gegend Zeugniß ablegen. Jeder Schaufelstich förderte Reste von Nahrungsmitteln zu Tage, z. B. Getreidekörner, gedörrte Aepfel, Himbeersamen, Haselnüsse, Brotstücke und zerbrochene Knochen von Jagd- und Hausthieren. An manchen Stellen fanden sich Massen von Steinen, welche die Spuren von Bearbeitung und Benützung an sich trugen. Mehre große Sandsteine lagen um die Fundgrube und zeigten durch ihre ausgehöhlten Flächen, daß auf ihnen andere Steine, wahrscheinlich Steinbeile, geschliffen worden waren.

Nach mehrstündiger Arbeit fanden wir selbst ein schönes kleines Steinbeil aus grünem Serpentin, verschiedene Steine, die zum Zerquetschen des Kornes gedient zu haben scheinen, einige Rippenknochen von Thieren, deren Kanten zum Schneiden künstlich geschärft worden waren, viele Bruchstücke von Thongeschirren und mannigfache bearbeitete Steine, deren Zweck sich nicht sofort mit Sicherheit angeben ließ.

An einer Stelle am Ufer des Kanales lagen im Querdurchschnitte die Bodenschichten besonders lehrreich vor Augen. Unter der Erdschicht befand sich der alte Lehmboden in einer Dicke von 5 bis 6 Zoll. Dieser ruhte auf einem wagerechten Holzboden, der aus übereinander gelegten dünnen Stämmchen von Tannenholz bestand, welche ihrerseits, bevor sie beim Zerfallen der Hütte in die Tiefe gesunken waren, auf den oben beschriebenen Pfählen geruht hatten

Messikomer hatte in seiner Wohnung ein buntes Chaos der verschiedensten Gegenstände aus seinen Fundstätten aufgehäuft, gegen welche die Sammlung in Zürich selbst arm zu nennen ist, — darunter in Hirschhorn gefaßte Steinwaffen, und als das Merkwürdigste von Allem eine Anzahl von Geweben und Geflechten aus Flachs, deren Textur deutlich zu erkennen war. Auch hatte sich eine Anzahl der aus Thon verfertigten Gewichte des Webstuhls vorgefunden.

Messikomer ist ein Mann von schlichter Ehrlichkeit, unermüdlich im Erklären gegenüber dem Fremden, welcher seine Fundstätte besucht, und bescheiden in seinen Forderungen für Gegenstände, welche man etwa zu erwerben wünscht."

Melville Bells System der sichtbaren Rede. Wenn dasselbe sich bewährt, dann ist für die Linguistik und für die geistige Verständigung überhaupt unendlich viel gewonnen; die „Pasigraphie", nach welcher unser Philosoph Krause so eifrig suchte, wäre gefunden. Im Kunstverein zu London legte in der Mitte des März der Erfinder Proben ab. Sein Alphabet besteht aus nur 30 Zeichen; vermittelst derselben und einer Anzahl verschiedener Combinationen kann Bell jeden Ton bezeichnen, welchen die menschliche Stimme hervorbringt. Der Philosoph Ellis erklärte das System für praktisch und bewundernswürdig, und betonte, daß das Alphabet sehr leicht zu begreifen sei. Dann trat Bell auf. Eine Anzahl Männer sagten ihm eine große Menge von Sätzen aus sehr verschiedenen Sprachen vor: Arabisch, Chinesisch, Hottentotisch, verschiedene europäische Dialekte rc. Diese schrieb er in seinem Alphabete nieder. Es kamen dabei manche Töne vor, die er zuvor nie gehört hatte. Dann wurde sein Sohn herbeigeholt und las Alles mit staunenswerther Genauigkeit vom Papier ab, selbst die Schnalztöne der Hottentotten, Nasentöne, die langgezogenen Töne verschiedener Provinzialdialekte, kurz er gab Alles mit den betreffenden Feinheiten und Eigenthümlichkeiten wieder. Alle Anwesenden waren von der praktischen Anwendung überzeugt. Bell zeigte dann sein Alphabet vor; er will sein System demnächst „unter der Autorität einer gelehrten Körperschaft" veröffentlichen, und er erklärt es für anwendbar auf die Telegraphie. Es ist ein phonetisches System.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von Cadiz über Jerez und Arcos de la Frontera nach Sevilla.

Das alte und neue Cadiz. — Die schönen Gaditanerinnen. — Confiterias. — Cigarreras und Marineros. — Jerez de la Frontera und die Jerezanos. — Majos und Aficionados. — Die Plaza und der Toro del Aguardiente. — Der Wein von Jerez, die Pressen und Keller. — Arcos de la Frontera und dessen Brücke. — Der Manzanillawein. — Palos und Christoph Columbus. — Ein Herradero. — Fahrt auf dem Guadalquivir nach Sevilla.

Cadiz ist eine der ältesten Städte Europa's. Sie hatte schon eine hohe Handelsblüthe erreicht, bevor Rom erbaut



Kirche in Arcos de la Frontera. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

wurde. Die Phönizier legten auf der heutigen Insel Leon eine Colonie an, welche sie mit Mauern umgaben und Gadir nannten, d. h. die umhägte, eingezäunte. Von dort aus unterhielten sie den Verkehr sowohl nach den Küsten Afrika's, wie nach den europäischen Gegenden am Mittelmeer und am Atlantischen Ocean. Im Fortgange der Zeit gelangte sie in den Besitz der Karthager, nach dem zweiten punischen Kriege in jenen der Römer, von welchen

sie große Gunst erfuhr. Keine andere Stadt des Reiches, Rom und Padua allein ausgenommen, war so volkreich als Gades, wo allgemeiner Wohlstand und großer Luxus herrschte. Diese Stadt an den Säulen des Herkules hat sich durch alle Jahrhunderte hindurch ihre Bedeutung zu erhalten gewußt; in der That ist auch die günstige Lage „unverwüstlich".

Die beiden Reisenden Davillier und Doré besuchten auf ihren Streifzügen durch Andalusien auch Cadiz. Die Spanier sagen, wenn man dasselbe aus der Ferne betrachte, gleiche es einer taza de plata en el mar, also einer auf das Meer gelegten Schüssel. Die Häuser sind hoch, hellfarbig angestrichen und gewähren bei dem lichten Sonnenschein und dem tiefblauen Himmel einen sehr angenehmen Anblick. Die meisten haben sechs bis sieben Stockwerke, denn da die Stadt von Festungswerken umschlossen ist, so kann sie sich nicht ausdehnen und man muß in die Höhe bauen. Jedes hat statt des Daches eine Azotea, d. h. ein offenes Belvedere, oder auch einen kleinen viereckigen Thurm, auf welchem ein Flaggenstock nicht fehlt. Die Fensterläden sind grün und das gibt der ganzen Stadt etwas Freundliches; im ersten Stock findet man allemal einen Mirador, Söller, Balkon, der mit Glasfenstern geschlossen werden kann.

Von den marmornen Prachtbauten aus dem Alterthum ist nichts übrig geblieben; die Monumente aus den letztverflossenen Jahrhunderten sind ohne künstlerische Bedeutung.

Das ganze Leben und Treiben in Cadiz ist angeregt und angenehm, und wer Abends auf der Alameda lustwandelt, überzeugt sich bald, daß Cadiz noch heute, wie in den Tagen des Dichters Martialis, eine „lebensheitere" Stadt ist, jocosa Gades. Und wenn man im Alterthum die Damen wegen ihrer Schönheit und freundlichen Gesprächigkeit rühmte, so gilt auch das jetzt noch in vollem Umfange von den Gaditanerinnen. Martial freilich nennt sie improbae gaditanae; sie waren berühmt als Tänzerinnen, sie ließen die baetica crusmata erschallen, d. h. sie klapperten schon mit Castagnetten, und wer weiß, ob nicht der berühmte Ole gaditano schon in den Zeiten der Karthager oder Römer dort getanzt wurde? Lord Byron sagt in seinem Childe Harold: „Das stolze Sevilla ist schön, aber Cadiz ist doch noch anziehender."

Auf der Alameda wachsen Palmen, aber sie sind dem Seewind allzusehr ausgesetzt und bieten keinen freundlichen Anblick dar. Man richtet das Auge lieber auf das bunte Menschengewühl, denn gerade in Cadiz hat man die beste Gelegenheit, sich das heitere, lachende, lebhaft-rege Andalusien zu betrachten; dort findet man „meneo, sal und sandunga, d. h. jene Anmuth, das Reizende, den ungezwungenen Anstand, die ein Privilegium der Andalusier, insbesondere aber in hohem Grade der Gaditanerinnen sind. Ihr Augengefunkel, das „ojear" (das man im nördlichen Deutschland als „glimmern" bezeichnet, und wofür der Franzose sagt: lancer des oeillades, oder auch oeillader), ist unvergleichlich. Die alte spanische Tracht ist verschwunden, nur die Mantilla, welche so kleidsam erscheint, erhält sich für und für.

In keiner andern Stadt findet man verhältnißmäßig so viele Confiterias, in denen eine merkwürdige Menge von Zuckersachen feilgeboten werden. Da hat man cabellos de angel, ein Confect, das lange Fasern bildet, wie das blonde Haar eines Engels; da sind esponjados und azucarillos, langgebackenes, schwammiges Biscuit, mit welchem man das Trinkwasser zuckert. Der Andalusier liebt die Süßigkeiten. —

Es wird Abend; die Tagesarbeit ist vollendet. Nun erscheinen auf der Alameda die Cigarreras, zumeist junge Mädchen, welche in der Tabacksfabrik beschäftigt werden. Diese ist immerhin belangreich, wenn auch nicht so bedeutend wie jene in Sevilla, in welcher mehre tausend Frauenzimmer Arbeit finden. Die andalusische Cigarrera ist ein andalusischer Charaktertypus, und wir werden mehr von demselben sagen, wenn wir Sevilla schildern. Sie spielt selbst in Romanen eine Rolle.

Der Hafen ist sehr belebt und in ihm wehen die Flaggen aller Handelsvölker. Der Marinero von Cadiz erscheint uns als eine interessante Figur. Zwar kommt er in den Salonromanzen nicht vor, gleich dem in diesen ungemein idealisirten Gondolier von Venedig oder dem neapolitanischen Bareajuolo, aber seine besonderen Romanzen hat auch er. Man bezeichnet sie in Andalusien als Playeras, Gesänge vom Strande, und sie werden mit der Guitarre oder Bandurria gesungen. Der Curro, Currito oder Curriyo fehlt in denselben niemals; mit diesen Ausdrücken bezeichnet die Maya ihren Querido, das Mädchen den Geliebten. Hier eine Probe aus einer solchen Playera.

„Ich sehe die Vorzeichen, welche Sturm verkünden, so spricht die Querida zu ihrem Curro; aber wenn ich bei Dir bin, fürchte ich mich nicht; ich helfe Dir rudern. Laß uns beide rudern, Curro, und verfehle den Weg nicht. Rudere rascher, Curro mio; ich fühle, daß mein Herz mir enteilt." —

Die Reisenden verließen Cadiz an einem frischen Morgen in einer Barke mit langen lateinischen Segeln. Diese Fahrzeuge heißen Faluas und sind nicht selten, gleich einer sicilianischen Speromare, vorne mit zwei großen, rothfarbigen Augen bemalt. Die Barke steuerte rasch durch die Wellen der Bay von Cadiz nach dem nur etwa 3 Stunden entfernten Puerto. Zur Seite lag Rota, wo vortrefflicher Wein wächst.

Puerto Santa Maria liegt an der Mündung des Guadalete, und von hier aus werden die Jerezweine verschifft. Die Stadt nimmt sich aus wie ein Diminutivum von Cadiz; seine Plaza de Toros ist unter den Aficionados weit und breit berühmt und in mehr als einem Gesange verherrlicht worden.

Von Puerto nach Jerez fuhren die Reisenden in einer andalusischen Calesa, welche dem neapolitanischen Corricolo gleicht. Sie stammte sicherlich aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, hatte außerordentlich hohe Räder, und der Sitzkasten war mit rosenrothen Amoretten auf seegrünem Grunde geschmückt.

Der Calesero gab sich als einen Sohn der Stadt Jerez zu erkennen und war in der That das wahre Urbild eines redseligen, schwatzhaften und aufschneiderischen Andalusiers. Seine Zunge war ununterbrochen in Thätigkeit und er wußte wahre Wunderdinge über die Großthaten zu erzählen, die er verübt haben wollte. „Als ich jung war, fürchtete ich mich vor einem ganzen Regimente Soldaten nicht. Kein anderer Mann hat sich jemals so gut darauf verstanden, den Spielern ihren Barato abzunehmen; die allerwildesten Majos wurden weicher als Syrup, wenn sie mich nur aus der Ferne sahen, und wenn ich Abends zu meiner Chica ging, die mich an der Reja ihres Fensters erwartete, dann hätte es kein Mozo gewagt, sich in der Straße zu zeigen!"

Die Jerezanos gelten unter allen Andalusiern für die zungenfertigsten und schwatzhaftesten, und dieser Calesero war in seiner Art ein vollendetes Exemplar. Es muß übrigens bemerkt werden, daß die Andalusier selber ein-

gestehen, daß sie die ärgsten Schwätzer in ganz Spanien seien, und sie thun es mit Unbefangenheit, Anstand und Gutmüthigkeit.

Jerez heißt de la Frontera, weil es in Estremadura eine kleine Stadt Jerez de los Caballeros gibt; es liegt unfern der portugiesischen Grenze. Ehemals schrieb man Xeres, nun aber ist durch die neuere spanische Orthographie das J vielfach an die Stelle des X, des G und in manchen Fällen selbst an jene des S getreten.



Ein Majo und Bauern aus der Umgegend von Jerez. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Stadt macht in angenehmer Weise den Eindruck des Wohlstandes, der Behäbigkeit, ja des Reichthums. Sie ist auch reinlicher, als fast alle anderen spanischen Städte, und während des letztverflossenen Vierteljahrhunderts hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt. Man rechnet jetzt etwa 50,000 Seelen.

Die Jerezanos haben weit und breit einen Namen als Majos, als Toreros und auch als Contrabandistas. Auch sind sie ausgezeichnete Tänzer, und der Jaléo de Jerez ist weltbekaunt. Die Stutzer (Majos) kleiden sich in andalusische Tracht und verstehen mit der Navaja vortrefflich umzugehen; es ist mit ihnen nicht zu spaßen.

Die Plaza von Jerez gehört zu den größten und schönsten in Spanien, und auf derselben werden die Stiergefechte gehalten. Das berühmteste fällt allemal auf Johanni und zieht von weit und breit eine große Menschenmenge an. Als die Reisenden einem solchen Gefechte beiwohnten, wurden acht Stiere getödtet, und dazu kam noch der Branntweinstier, der Toro del aguardiente, mit welchem es folgende Bewandtniß hat. Man bezeichnet so einen Stier, welcher dem gemeinen Volke, das diesen Kämpfen leidenschaftlich ergeben ist, überliefert wird. Man übergibt ihm denselben in der Morgenstunde, wenn die Leute ihr Gläschen Branntwein, copita d'aguardiente, trinken; sie nennen das: den Morgen zu sich nehmen, tomar la mañana. Der Branntweinstier wird insgemein von Leuten bekämpft, die mehr hitzigen Eifer als Erfahrung haben, und so kommt es denn zuweilen, daß solch ein leidenschaftlicher Aficionado todt auf dem Platze bleibt

oder doch schwere Wunden davon trägt. Bei der Corrida, welche Davillier und Doré mit ansahen, wurden 8 Stiere und 29 Pferde todt aus dem Redondel hinweggeschleppt, ungerechnet die Gäule, welche man außerhalb niederstechen mußte. Ein kühner Banderillero erhielt einen scharfen Denkzettel an der Schulter, seine mit Silberfranzen bestickte apfelgrüne Jacke triefte von Blut. Aber Alles in Allem genommen war das Ganze eine „sehr gute Corrida“.

Man besucht in Jerez die Cartuja, Karthause, die jetzt verlassen dasteht, ehemals aber eines der berühmtesten



Winzer bei Jerez de la Frontera. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Klöster in Spanien war. Auch die schönen Gemälde sind nicht mehr da. In der Nähe, unweit von den Ufern des Guadalete, dehnen sich die Weingärten aus, welche die berühmten Xeresweine liefern. Ihr Adelstitel, sagt Davillier, ist freilich nicht so alt als jener des Malvasiers oder des Madeira; man kannte sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kaum, und erst seit etwa 80 Jahren spielen sie im Handel eine Rolle.*)

*) Ich will aber doch anmerken, daß schon bei den alten Römern der Wein von Asta regia, d. h. dem heutigen Jerez, allgemein bekannt und sehr geschätzt war. A.

Die Wingerte von Jerez nehmen einen Flächenraum von etwa 12,000 Aranzados ein, also etwa 6000 Hektaren, und liefern, ein Jahr ins andere gerechnet, etwa 5000 Botas oder 15,000 Barricas Wein. Das macht etwa dritthalb Millionen Liter. Der größte Theil der Weinberge befindet sich im Besitze der reichen Weinhändler, die zugleich Weinbauer und Fabrikanten sind und in ihren großen Werkstätten auch die Fässer bereiten lassen. Einige beschäftigen überhaupt bis nahe an eintausend Arbeiter, z. B. die Häuser Domecq und Gordon. Dem erstern gehört der berühmte Macharnudoweinberg, der an 500 Morgen groß ist und in jener Gegend eine ähnliche Bedeutung hat, wie etwa der Johannisberg am Rhein.

In der Nähe der Weinberge stehen große Gebände, in welchen ein beträchtlicher Theil der Arbeiter theils das ganze Jahr hindurch, theils nur zur Zeit des Herbstens Unterkommen finden. Insgemein sind diese Häuser von hohen Bäumen überschattet, welche erquickende Kühle spenden. In denselben befinden sich auch die Pressen, los lagares, und ein großer Keller, bodega, in welchem der eben gekelterte Wein einige Tage lang aufbewahrt wird. Ein Saal



Arcos de la Frontera. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

dient als Speise- und Schlafzimmer; in den Wintermonaten flackert auf einem gewaltigen Kamin ein lustiges Feuer, dessen Flammen ein unsicheres Licht auf die verschiedenen umherlagernden Gruppen werfen.

Der Fremde betrachtet mit Interesse eine solche Tertulia der Arbeiter. Da ist Alles so heiter und malerisch. Das knisternde Feuer wurde mit Rebenholz unterhalten, während ein dicker Eichenklotz mitten auf den Heerd geworfen wurde. Gleich nachher kam aus der Rinde desselben eine Legion großer Ameisen, welche sämmtlich dem Flammentode verfielen. Hier saßen etwa zwanzig stark gebräunte Andalusier in ihrer malerischen Tracht um den Heerd und rauchten ihre Cigarretten, während ein vierschrötiger Bursch langsam und näselnd Verse aus dem Tango americano, einem sehr beliebten Volksgesange, zum Besten gab. Der Virtuose verarbeitete seine Guitarre mit gymnastischer Kunst; die Zuhörer schlugen oder traten den Takt, klatschten auch dann und wann in die Hände, und am Schlusse jeder Copla wurde der Vers wiederholt verlangt. Dabei flogen Andaluzadas herüber und hinüber, das heißt Scherz- und Witzworte, gleichsam wie Schwärmer und Raketen. Während der guten Jahreszeit versammeln die Arbeiter sich unter den großen Bäumen und dort halten sie dann auch ihre Ruhestunden.

Das Haus, welches die Reisenden besuchten, enthielt auch die Wohnung des Eigenthümers, eine Kapelle für die Arbeiter und eine große Küche. Hier standen vier große kupferne Kessel auf dem Feuer; sie waren angefüllt mit Rindfleisch, Speck, Kichererbsen (Garvansen), Piment und Paradiesäpfeln, und der Geruch hätte Appetit erregen können, wenn nicht der Duft von ranzigem Oele sich in unangenehmer Weise bemerkbar gemacht hätte. In gewaltigen Näpfen von grober Fayence mit grünen Verzierungen, — sie werden in Sevilla verfertigt, — schwamm Gazpacho, eine kalte erquickende Suppe, welche das Volk gern ißt; die weißen Alcarrazas aus Andujar enthielten Wasser, das in diesen porösen Geschirren immer frisch ist.

Die Wingerte bei Jerez werden mit großer Sorgfalt gepflegt, und sobald die Zeit des Herbstens gekommen ist, theilen sich die Arbeiter in Rotten, Cuadrillas, von je 10 Personen. Jede derselbe steht unter einem beaufsichtigenden Obmann, Capataz, geht an die Arbeit, und die Vendimia, das Lesen, beginnt. Der Wingertsmann hat in Andalusien nicht etwa leichte Arbeit; für Frauen wäre sie zu beschwerlich. Aber die Männer, kräftige Gestalten, arbeiten den lieben langen Tag unter einer wahrhaft afrikanischen Sonne. Den Kopf beschattet ein alter Hut, ein Sombrero calañes, und manchmal nur ein Tuch, dessen Zipfelseiten über den Hals herabhängen. Sie haben ein kleines Rebmesser und eine hölzerne Tragkufe, welche nach unten hin verjüngt zuläuft; Körbe sind beim Traubensammeln nicht zweckmäßig, weil Traubensaft durchsickern würde, und der Wein theilweise so gut ist, daß das Liter schon an Ort und Stelle einen Thaler werth ist. Die Winzer durchstöbern den ganzen Weinberg oftmals und nach allen Richtungen hin, weil es darauf ankommt, Auslese zu halten, das heißt, allemal nur die vollreifen Perkel herauszupflücken und die übrigen noch sitzen zu lassen. Was gelesen worden ist, legt man auf große Binsenmatten, esteras de esparto, und zwar so, daß sie von der Sonne beschienen werden. Während der Nacht deckt man sie zu, damit kein Thau auf sie falle, und nachher wendet man die Trauben um, damit sie, der Verdunstung halber, gleichmäßige Sommerwärme erhalten.

Erst nachdem sie „trocken" sind, bringt man sie in die Pressen, lagares, und dann geben sie zuerst den mosto, süßen Most, der auf Fässer gefüllt wird und gähren muß. So bleiben sie bis etwa in den Januar hinein liegen, und dann ist der Mosto zu Wein geworden, der nun abgefüllt und weiter behandelt wird.

Die Weine von Jerez werden vor der Versendung allemal geschönt, gewöhnlich mit Eiweiß und einer kreideartigen Erde, welche in der Umgegend gefunden wird. Nach dem Schönen wird etwas Mutterwein, vino madre, hinzugethan, und hinterher noch Branntwein, der für unbedingt nothwendig gehalten wird, insbesondere für die Sorten, welche nach England exportirt werden. Angeblich wird zu je 60 Liter Wein nur 1 Liter Branntwein hinzugethan, in der That ist aber der Zusatz weit beträchtlicher.

Man bezeichnet die Weine von Jerez als trockene, secos, und süße, dulces. Unter den ersteren stehen der eigentliche Jerez seco und der Jerez amontillado voran. Beide kommen von derselben Traube und demselben mosto, manchmal sogar aus einer und derselben Presse, und doch haben sie weder dieselbe Farbe, noch dieselbe Blume oder auch nur denselben Geschmack. Das liegt aber lediglich an der Behandlung.

Der Jerez seco hat einen ganz eigenthümlichen eigenartigen Parfum, der weit schärfer hervortritt, als jener des Amontillado; man unterscheidet drei Sorten: paja, oro und oscuro, d. h. strohgelb, goldgelb und dunkel; Leute mit feiner Zunge rühmen ihn sehr. Der Jerez oscuro ist beinahe dunkelbraun und wird zumeist, nachdem er sehr stark mit Branntwein versetzt worden ist, nach England ausgeführt, wo er als brown Sherry sehr gesucht ist.

Der Amontillado ist mehr oder weniger dunkel strohgelb; die Kenner wollen an ihm einen nußartigen Geschmack finden; gewiß ist, daß er voller schmeckt, als der Seco, auch wird er theurer bezahlt. Amontillado heißt er, weil sein Geschmack an den Wein von Montilla in der Provinz Cordova erinnert.

Süße Weine von Jerez sind der Pajarete, der im Handel auch als Pacaret, gewöhnlich aber als Pedro-Jimenez vorkommt, und der Moscatel. Der erstere wird aus einer Traube gekeltert, welche man 10 bis 14 Tage der Sonnenwärme aussetzt; sie ist, wenn man sie dann unter die Presse bringt, beinahe schon zur Rosine geworden und stark zuckerhaltig.

Die Jerezweine halten sich sehr lange; die Reisenden tranken an Ort und Stelle einige Sorten, die über 80 Jahr alt waren. Fremde werden sehr freundlich aufgenommen und man zeigt ihnen gern die Pressen und die zum Theil großartigen Kellerräume. Diese letzteren, Bodegas, sind massenhafte Gebäude, die von Außen gesehen nichts Malerisches darbieten, dagegen sind sie für den Geruchssinn höchst angenehm, denn ringsum duftet Alles nach Weinblume, und wenn der Solano weht, ist die ganze Stadt mit Wohlgeruch aus den Bodegas geschwängert.

Das Innere derselben hat, gleich jenen der Chair in Bordeaux, etwas „Erhebendes", denn dort liegen Fässer verschiedener Größe in langen Reihen vier bis sechsfach übereinander, und die Lüftung ist so zweckmäßig, daß in den Kellern stets eine angemessene Temperatur unterhalten werden kann. Im Durchschnitt lagern in einer Bodega vier bis fünf Ernten, denn der Wein wird vor dem fünften Jahre nicht verkauft. Eine besondere Abtheilung enthält solche Weine, die auf dem Lager recht alt werden sollen, vinos añejos, und dann die Mutterweine. Gewöhnlich enthält ein Keller 5000 Botas, je von 30 Arrobas (zu 15 bis 16 Liter), aber in Domecqs Keller sind nicht weniger als 15,000 Gebinde vorhanden. Die Reisenden

fanden in denselben wahre „Alleen von Fässern" und kosteten vom besten Weine, welche der Capataz mit einem Heber aus dem Fasse hob und in Cañas laufen ließ. Diese Cañas de Jerez, lang und hoch, etwa wie ein in der Mitte durchschnittener Lampencylinder, spielen in den Volksgesängen der Andalusier eine Rolle neben den Cigarros, Trabucos, der Sandunga und anderen cosas de Andalucia. Zum Beispiel:

> Tu sandunga y un cigarro
> Y una caña de Jerez;
> Mi jamelgo y un trabuco,
> Que mas gloria pueda haver?

Der andalusische Stutzer (Mayo) sagt also zu seiner Geliebten: „Deine Anmuth und eine Cigarre, und ein Glas Jerezwein; dazu mein Roß und meine Büchse, was kann es Schöneres auf der Welt geben?" —

Auch die Böttcherei ist großartig; hunderte von Arbeitern sind ununterbrochen thätig, um das sogenannte holländische Stabholz zu Fässern zu verarbeiten.

Die Reisenden verließen angeheiterten Sinnes das schöne Jerez; vorher besuchten sie einen Hügel am Guadalete, an welchem einst viel Blut geflossen ist. Dort nämlich wurde Roderich, der letzte König der Westgothen, von den Arabern aufs Haupt geschlagen, welche dann fast achthundert Jahre lang auf der pyrenäischen Halbinsel festen Fuß behielten.

Arcos de la Frontera liegt unweit von der Eisenbahn, die von Cadiz nach Sevilla führt, befindet sich aber nicht inmitten des lebhaften Verkehrs und hat sich deshalb seinen alten andalusischen Charakter bewahrt. Vom Guadaletefluß führt eine lange Straße, die steil und abscheulich gepflastert ist, zur Höhe hinauf. Die Wände sind, nach maurischer Weise, mit Kalk angestrichen, die platten Dächer mit großen Ziegeln gedeckt, vor jedem Fenster sind Eisengitter (rejas), und so nimmt sich diese Hauptstraße ganz pittoresk aus. Ganz oben stehen neben der Kirche maurische Thürme, und von dort herab hat man eine herrliche Rundschau. Da liegen Hügel, die mit Oelbäumen bepflanzt sind, der Guadalete zieht sich als Silberband durch eine sorgfältig bebauete Ebene, und in der Ferne ragt die Serrania de Ronda empor.

Die Brücke von Arcos ist sprichwörtlich geworden, wie in Frankreich die von Avignon. Wenn Jemand etwas anfängt und nicht zu Ende führt, dann vergleicht man ihn mit jener Brücke, zu der wohl Steine und Mörtel herbeigeschafft wurden, mit der man aber nie zu Ende kam.

> Como á la puente de Arcos
> Te ha de suceder;
> Que trajeron cal y canto,
> Y se quedó por hacer.

Oder: Wer zu hoch sich erheben will, fällt tief hinab, wie die Brücke von Arcos.

San Lucar de Barrameda ist nicht weit entfernt. Die Stadt hat weit und breit guten Ruf wegen der dort verfertigten thönernen Wasserkrüge, wegen des trefflichen Weizens und der hübschen Mädchen (para alcarrazas, para trigo, y para niñas bonitas). Sie liegt am linken Ufer des Guadalquivir, unweit von der Mündung, die zuletzt sehr breit wird. Das Klima ähnelt dem von Malaga, und Palmen gedeihen sehr wohl. Der Weinhandel ist schwunghaft; was von Manzanilla kommt, wird hier verschifft. Dieser Manzanilla ist ein vortrefflicher Wein, hellfarbiger als der Jerez und er steigt weniger zu Kopfe; deshalb ist er bei den Spaniern sehr beliebt.

Die Küste Andalusiens ist im Norden der Mündung des Guadalquivir fast überall flach und sandig und der Pflanzenwuchs dürftig. Nicht weit von der portugiesischen Grenze liegt der kleine Hafenplatz Palos, welcher durch Christoph Columbus einen so großen Namen gewonnen hat. Dort schiffte sich der kühne Seemann im April 1492 ein, fuhr mit drei kleinen Caravellen ins Atlantische Meer hinaus und entdeckte die „Neue Welt".

Doré und Davillier wollten den Guadalquivir von der Mündung bis nach Sevilla hinauffahren und gingen von San Lucar nach Bonanza. Dort halten die Fahrzeuge an, welche täglich zwischen Cadiz und Sevilla den Verkehr unterhalten. Hier befindet sich auch ein Zollhaus. Der Name bedeutet: „Ruhe" oder „Stille", und paßt recht gut, denn die Stadt liegt da, wo von der Seeseite her der Strom beginnt und das Wasser ruhig wird. Etwas weiter abwärts, wo das gelbe Wasser des alten Baetis sich mit den blauen Wellen des Oceans vermischt, liegt die berüchtigte Barre des Guadalquivir, wo starker Wogendrang vorhanden ist.

Das Wort Guadalquivir (Uad al Kebir) bedeutet großer Strom, und das ist auch der Sinn von Len Baro, womit die Zigeuner ihn bezeichnen; er ist der Baetis der Alten, und nach ihm wurde die Landschaft Baetica genannt.

Das Schiff segelte nur langsam stroman. Oberhalb Trebujena wird der Strom schmäler und ist nicht breiter als die Seine bei Paris; die Ufer sind flach. Bald nachher bildet der Strom einige Inseln.

Auf den ausgedehnten Wiesen an beiden Ufern weiden Pferde und ganze Heerden von Hornvieh, das die Opfer für die Stiergefechte liefert. Auf diesen Wiesen, dehesas, steht dann und wann eine Choza, d. h. eine aus Schilf verfertigte Hütte; von einem Baume keine Spur. Manchmal kamen einige Bullen ans Ufer, gingen bis an die Knie ins Wasser und stierten mit wildem Blicke das Schiff an. Der berühmte Picador Calderon (welcher den Lesern aus früheren Schilderungen bekannt ist und der mit am Bord war) betrachtete diese Stiere mit Kennerauge und stellte jedem einzelnen ein Prognostikon für die Zukunft.

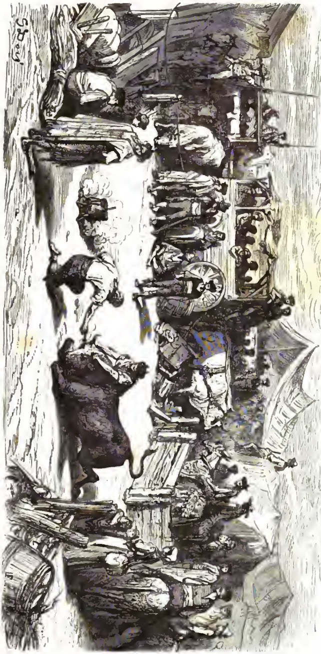
Die Toreros tragen auch auf Reisen andalusische Kleidung. Calderons Jacke war mit Silberschmuck förmlich überdeckt, und der ganze Mann sah malerisch genug aus. Die Reisenden tranken mit ihm Manzanillawein; der Torero war ein Lebemann, un hombre de rumbo y trueno, und leerte manches Glas. Sein Lieblingsgedanke ging darauf hinaus, die Stiergefechte mit aller ihrer Glorie den Parisern vorzuführen. Er lud die beiden Franzosen ein, mit ihm in der Posada de Toreros zu Sevilla abzusteigen, und versprach, sie mit zu einem Herradero zu nehmen. Das letztere nahmen sie gern an, denn es handelte sich dabei um ein interessantes Schauspiel.

Herradero bedeutet das Zeichnen des Jungviehs, insbesondere der Novillos, d. h. jungen Stiere, mit einem glühenden Eisen, und auch den Ort, wo dieses geschieht. Man scheidet dann auch die Bullen, welche als tauglich für Stiergefechte erscheinen, von jenen, welche Ochsen werden und als Zugvieh dienen sollen.

Wir fuhren, so schreibt Davillier, früh Morgens in einer Calesa nach einer Hacienda (Meierhof), die etwas oberhalb Coria unweit vom Guadalquivir liegt. Nun gilt ein Herradero in Andalusien für ein wahres Volksfest, Aficionados (Liebhaber und Kenner) aus Stadt und Land finden sich in großer Menge ein; manche kamen in Calesas, andere auf prächtigen andalusischen Rappen, aber auch Bauern, die in plumpen, hochräderigen, von Ochsen gezogenen Carros saßen, fehlten nicht.



Stiergefecht in einem andalusischen Dorfe. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Ein Herradero am Guadalquivir. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Der eingehägte Platz, auf welchem das Brennen vorgenommen wurde, nahm sich sehr primitiv aus; keine Spur von Mauern oder Wänden. Da lagen Fässer und Bretter, da waren Seile gezogen, da standen Karren, Karreten und andere Gefährte; da und dort war auch ein Leinwanddach ausgespannt und gewährte Schutz vor den Sonnenstrahlen. Das Fest begann. Zuerst wurde ein Novillo herbeigeführt und vom Tentadero gemustert; dieser prüft sorgfältig und als gewiegter Sachkenner, ob der junge Bulle alle jene Eigenschaften besitze, die man von einem Toro de muerte verlangt. Dann kommt der Herradero und drückt sein Eisen ein. Auch die Aficionados sind mit ganzer Seele bei der Sache. Sie mustern den Bullen und sehen zunächst, ob er guten pelo, glattes Haar, habe, und dann die pinta del toro; d. h. sein Aussehen im Allgemeinen, ob er also einen richtigen und günstigen Eindruck mache. Auch bekümmern sie sich um las libras, sein Schwergewicht; denn ein Kampfbulle darf nicht zu schwer sein, nicht aplomado, also nicht zu viel „Blei" haben, weil er dann zu leicht müde würde.

Auch Augen und Blick des Thieres kommen in Betracht; jene, bei welchen in dieser Hinsicht nicht Alles so ist, wie es sein sollte, sind burriciegos; und mit den tuertos, den schielenden, läßt man sich auch weiter nicht ein; ohnehin sind sie beim Kampfe zu gefährlich, weil ihr Blick unberechenbar ist. Sodann prüft man auch Zähne und Hörner; die ersteren sind im dritten Jahre alle vorhanden und bleiben bis zum sechsten weiß, späterhin werden sie gelb. Die Hörner heißen las astas, Spieße, und nach ihnen kann man das Alter mit Sicherheit abschätzen.

Calderon war entzückt von einem novillo de buen trapio, welchen er als einen Prachtbullen laut rühmte. „Sehen Sie," rief er, „das weiche, dichte, glänzende Haar, die nervigen, dürren Beine, die schöne Muskulatur! Die Hörner stark, nicht zu groß, gleichmäßig, schwarz, Schweif lang, fein, gut behaart, Augen lebhaft, Ohren behaart und beweglich, — der hat alle guten Eigenschaften!"

Inzwischen waren mehre Aficionados in den Ring gesprungen, um capear lo novillo, vor dem Stier mit einem Stücke Zeug allerlei Schwenkungen zu machen; einige Bauern bedienten sich dazu ihrer Manta. Calderon hatte als Kenner geurtheilt; das Thier war voll Kraft und Muth, und man brachte es nur mit Mühe zu Boden, wo es dann rasch von einem Bauer an der Schulter gebrandmarkt wurde. Der Novillo brüllte vor Schmerz und streckte die Zunge weit aus dem Maul hervor. Aber gleich nachher sprang er auf, man ließ ihn laufen und er rannte auf die Wiese hinaus. Jeder Bulle, der zum Stiergefecht tauglich erachtet wird, bekommt einen Namen, welchen ihm gewöhnlich die anwesenden Damen beilegen; z. B. Judio (Jude); Sastre (Schneider); Brujo (Hexenmeister; oder auch Moreno (der Braune), der Löwe rc.

Die Kenner täuschen sich nur selten über die Tüchtigkeit eines Bullen, klagen aber, daß jetzt nicht mehr so sorgfältig wie ehemals auf reine Rasse gehalten werde. Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß in Andalusien fast jedes Dorf seine lokalen Stiergefechte veranstaltet, denn die Bauern sind eben so leidenschaftliche Aficionados wie die Städter.

Doch zurück auf den Guadalquivir. Oberhalb der Isla menor wird der Strom noch enger; sein gelbes Wasser gemahnt an die Tiber. Man kommt, wie schon bemerkt, am Coria vorüber, wo ungeheuere große tinajas und jarras, wasserkühlende Gefäße, verfertigt werden; man sucht San Juan de Alfarache, das durch Mateo Alemans herrlichen Sittenroman: „Der Erzschelm (picaro) Don Guzman von Alfarache" berühmt geworden ist, und kommt dann bald in Sicht von Sevilla, über dessen Häuser die Giralda emporragt.

Robert Hartmanns Skizzen der Nilländer.

Dr. Hartmann war bekanntlich mit dem Freiherrn Adalbert von Barnim, der zu Roseres starb, als ärztlicher Begleiter in der Nilregion, welche er bis in das Gebiet der Berta-Neger hinauf kennen gelernt hat. Dem Titel zufolge soll das Buch eine „naturgeschichtlich-medicinische Skizze" sein (Berlin 1866. Verlag von Friedr. Schulze); es ist aber viel mehr. Denn es enthält nicht blos eine sehr eingehende, mit preiswürdigem Fleiß und großer Einsicht abgefaßte Geographie und „Naturgeschichte" der Nilländer und einen anthropologisch-medicinischen Versuch über dieselben, sondern es gibt eine reiche Fülle geschichtlicher Thatsachen und wirft interessante Streiflichter auf die Kultur- oder vielmehr Unkulturzustände dieser Regionen. Was wir bis jetzt über dieselben, vom Delta an, bis zu den Gebirgen Abyssiniens einerseits und bis zum Nyanza andererseits wissen, das ist von Herrn Hartmann sorgfältig zusammengestellt worden, und sein Werk erscheint als ein fortan unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch, in welchem wir eine große Menge sonst nur zerstreut vorkommender Nachrichten und Angaben sorgfältig angeführt und übersichtlich gruppirt finden. Wir wollen insbesondere auf die Beschreibung der Flüsse hinweisen, die sehr klar ist; daß der Fachmann den botanischen und zoologischen Theil gründlich bearbeitet habe, dürfen wir bei einem so gewissenhaften Gelehrten als sich von selbst verstehend annehmen. Ganz vortrefflich ist der anthropologisch-ethnologische Abschnitt, und wenn wir auch gegen einige von Herrn Hartmann ausgesprochenen Ansichten Zweifel haben, so erscheinen diese ganz unerheblich gegen die Vorzüge, welche dieser gründlichen Abhandlung (S. 209 bis 313) nachzurühmen sind.

Wir stimmen überein mit der ethnologischen Auffassung Hartmanns, daß die Völker der Nilregion (wir würden nicht sagen alle und „ganz", sondern) wesentlich unverändert geblieben sind im Laufe der Jahrtausende, daß sie (nicht „ganz" aber) im Wesentlichen noch so sind, wie in den Zeiten der Pharaonen. „Die alten Gemälde in Theben erinnern, was den Habitus, die Tracht, das Geräth und die Sitte der daselbst abgebildeten Menschen anlangt, noch durchaus an die heutigen Bewohner des obern Nil. Wie wenig hat sich da im langen Laufe der Zeiten geändert. Sogar die Namen vieler

Stämme sind seit Aufstellung der Völkerlisten zu Karnak ꝛc. bis auf unsere Tage dieselben geblieben. Nun sind aber nicht wenige dieser Nationen nach und nach Umwälzungen unterworfen gewesen. Ein Stamm hat den andern besiegt, aus seiner ursprünglichen Heimat verdrängt, hat ihn unterjocht, die Unterdrückten öfters zu einer Art von Helotenthum gezwungen, ihnen seine specielle Sitte, sein Recht aufgenöthigt oder auch seinerseits Sitte und Recht der Unterworfenen für sich angenommen. Zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Nachbarn und Freunden sind durch häufige Kreuzungen gewisse schroffere Stammesgegensätze mehr und mehr verwischt. Allein es konnten durch solche Kreuzungen nicht ganze Völkertypen ausgelöscht oder vernichtet werden. Wohl haben in geschichtlicher Zeit Einwanderungen fremder Völker, besonders asiatischer (Hyksos, Perser, arabische Nomaden, Türken ꝛc.) in Nordostafrika stattgefunden, indeß vermochten auch solche Einwanderungen die physische Beschaffenheit der Nordostafrikaner durch Kreuzung ꝛc. nicht dergestalt umzustimmen, daß durch sie gewissermaßen neue Völkertypen an die Stelle älterer, schon vorhandener gesetzt worden wären. Man hat jedenfalls die Bedeutung dieser Einwanderungen überschätzt, wenn man annahm, die heutige Bevölkerung von Abyssinien, Sennar, Nubien ꝛc. verdanke ihren Ursprung zum nicht geringen Theil arabischen Einwanderungen; wenn man meint, letztere bildeten, in unvermischter Reinheit, noch gegenwärtig eine große Anzahl der dortigen Bewohner. Vielmehr glauben wir, anerkennen zu müssen, daß die in Nordafrika eingewanderten Stämme (— mehr oder weniger —) aufgegangen seien in der unendlich vorwiegenden Masse einer autochthonen Bevölkerung, deren große Lebenskraft wohl dazu geeignet war, heterogene Elemente zu assimiliren." Herr Hartmann meint: „auch gänzlich zu verschlingen"; was vielleicht zu viel gesagt ist; eben so wenn es heißt, daß der Nordafrikaner „auch in moralischer Hinsicht so tüchtig sei". Gegen diese Annahme spricht der ganze Inhalt der Buches selber. —

Wir wollen uns, da wir so Vieles loben können, auch einige kleinere Ausstellungen erlauben. Die eine bezieht sich auf das Aeußere. Ein solches Werk, das recht eigentlich als ein Hand- und Nachschlagebuch betrachtet werden kann, sollte nothwendig ein Register haben, dazu auch Columnentitel, oder zum allermindesten eine sehr specielle Inhaltsangabe. Das Alles fehlt hier gänzlich. Ueberhaupt reißt die Unart und Unhöflichkeit, welche dem Leser, insbesondere aber dem Gelehrten, diese nothwendigen Beigaben wissenschaftlicher Werke entzieht, leider immer mehr ein. Solch ein Buch aber, wie das vorliegende, ist keine ephemere Flugschrift. Wir unsererseits haben uns das Register jetzt mit großem Zeitaufwand, um künftigen zu ersparen, selber machen müssen.

Anstoß nehmen wir ferner an der Schreibart arabischer und afrikanischer Namen, die uns pedantisch, unpraktisch und unnütz vorkommt. Es mag sein, daß die orthographische Umschreibung die im Sudan übliche Aussprache arabischer Wörter annäheend genau wiedergibt; es hätte aber vollauf hingereicht, wenn die Schreibart der am häufigsten vorkommenden Namen in einem Anhange nach H.s Methode „orthographisch umschrieben" worden wäre. Jene Aussprache ist doch nur mehr oder weniger lokal; wohin würden wir kommen, wenn die Reisenden in jeder Landschaft, wo man Arabisch spricht oder arabische Namen hat, dieselben in ähnlicher Weise „orthographiren" wollten? Ohnehin wird Herr H. mit seiner Schreibweise nicht durchdringen. Wir werden auch fernerhin nicht Hyq'sos schreiben, sondern, was in der ganzen Welt geschieht, bei Hyksos bleiben; nicht Qamár oder Qomr, sondern Kamar und Komr; nicht Qualabát, sondern Galabat; nicht Queneh und gar Quçer, sondern Kenneh und Koseïr; nicht Moqátham, sondern Mokatham; nicht Qobeh, sondern Kobeh, und am allerwenigsten Mohammed-'Ali-Báschá, sondern nach wie vor Mehemed Ali.

Gleich auf der ersten Seite des Werkes ist Hartmann in dem Glauben befangen, daß die „aus den althindostanischen Puranas von Lieutenant Wilford veröffentlichte Karte des Nilquellsees Amara, als westlich vom Schandristhan oder Mondlande" entworfene Karte echt sei. Speke hat dieselbe wieder veröffentlicht und Phantasien daran geknüpft. Nun war freilich Speke ein sehr kühner Reisender, aber schwach in der Wissenschaft und ohnehin kein kritischer Kopf. Er hätte aber wissen können, denn es war bekannt genug, daß Wilford von den Brahminen zum Besten gehalten wurde, und daß er selber sich davon überzeugte. Jene Karte ist, wie wie unsererseits im Globus schon vor längerer Zeit erwähnten, ein reines Phantasiegebilde.

Dasselbe gilt von Speke's Mondgebirge, das angeblich um das Nordende des Tanganyika-Sees sich herumzieht. Schon Burton hat nachgewiesen, daß Speke gewissenlos genug war, dasselbe auf seiner Karte einzutragen, obwohl er wußte, daß dasselbe gar nicht vorhanden sei, und sein Reisegefährte Grant hat nicht umhin gekonnt, Speke's Leichtfertigkeit zuzugeben. Diese „Mondgebirge" sind allerdings ein Humbug und, um mit H. zu reden, ein „unverzeihlicher".

Doch die kleinen Ausstellungen, welche wir hier machen, thun dem großen Werthe des Buches nicht den mindesten Abbruch. Um zu zeigen, wie gut Hartmann ethnologische Charakterbilder entwirft, wollen wir seine Schilderung der Kopten mittheilen.

„Die Kopten sind ebenfalls direkte Nachkommen der Retu, der Altägypter. Der arabische Nationalname Qubthi, Qibthi, d. h. Kopte, hängt nach Brugsch' Darstellung mit Αἴγυπτος, dies mit dem alten Worte Ha-ka-ptah („Haus der Verehrung des Ptah" nach Brugsch), Bezeichnung für Memphis und den Oberlauf des kanopischen Nilarmes, zusammen. Der Name Ha-ka-ptah ward von den Griechen, unter Verstümmelung in Αἴγυπτος, dem ganzen Lande beigelegt und ist daraus „Qubthi" gebildet worden, das die Abyssinier wieder in Gibtzi umgestalteten und auch als Collektivnamen für alle nicht abyssinischen Christen gebrauchen. Die Kopten werden von Türken und ägyptischen Städtern verächtlicherweise Nas-e'-Firaun oder Ahl-Firaun, Pharaosvolk, genannt, eine Bezeichnung, welche unter ersteren übrigens auch auf die Fellahhin Anwendung findet.

Die Kopten sind von allen Aegyptern die reinsten Nachkömmlinge der Retu. Sie haben den Typus derselben leichter bewahrt, als Fellahhin und Stadtbewohner. Die zum Christenthume übergetretenen Altägypter nämlich nahmen nach Eroberung des Landes durch Amru-Ibn-el-Asi entweder den Islam an, oder sie blieben der Religion des Heilandes getreu und bewahrten ihren Glauben mit unerschütterlicher Zähigkeit, trotz der über sie durch Jahrhunderte verhängten, blutigen Verfolgungen. Letztere nun sind die Kopten. Während sich aber die ersteren nach ihrer Mohammedanisirung auch mit eingedrungenen Arabern vermischten, hielten dagegen die christlich gebliebenen Kopten

durch einseitige Heiraten strenge untereinander zusammen, sie waren daher einer Kreuzung mit mohammedanischen Eindringlingen nur wenig ausgesetzt. In vielen koptischen Gemeinden herrscht daher noch große Stammesreinheit. Der Typus vieler dieser Leute ruft den der monumentalen Retu in häufig höchst überraschender Weise ins Gedächtniß zurück. Man findet unter jenen feine, schlanke Gestalten mit den angenehmen, intelligenten Zügen der Rhamses-Statuen. Ausnahmen, Leute mit plumpen Formen und breiten, eckigen Zügen, finden sich hier, wie ja unter Individuen jeder auch in sich abgeschlossenen Nationalität. Im Allgemeinen sind die Kopten hellfarbiger und weniger muskulös als die Fellahhin, indem erstere nicht so häufig Landbauern, als letztere, daher auch den Einflüssen der Witterung und harten Arbeit nicht in gleichem Maße unterliegen.

Die Kopten schließen sich in Tracht, Sitten und Gebräuchen genau den Neuägyptern an. Die Männer halten, einem ihnen zu Anfang des Jahres 1000 n. Chr. von den Chalifen auferlegten Gebote gemäß, noch viel auf schwarzen Kaftan und schwarzen Turban, oder sie tragen beides dunkelblau. Uebrigens aber erlauben sie sich in dieser Beziehung unter den gemilderten Verhältnissen der Gegenwart mancherlei Abweichungen. Ihre Sprache, die unmittelbare Abkömmlingin der altägyptischen, wird bekanntlich mit modificirten griechischen Buchstaben von links nach rechts geschrieben; sie ist im Volke verloren gegangen und durch die arabische ersetzt worden. Die koptische Sprache existirt nur noch in den liturgischen Büchern, und die Priester bedienen sich beim Ablesen der koptisch geschriebenen Gebete zugleich einer arabischen Uebersetzung.

Das Volk theilt sich in monophysitische (jacobitische) und melekitische, katholische Christen. Beide Parteien pflanzen den religiösen Hader, in welchen sie schon unter Byzanz verfallen, noch heute gegeneinander fort. Der Kopte ist ein erbitterter Gegner der anderen christlichen Confessionen; er haßt z. B. die Europäer weit mehr, als die mit ihm durch Heimat, Sprache und Sitte verbundenen Mohammedaner. Der Glaubenseifer der Kopten ist sehr groß. Er hat diese Leute dazu gestählt, Jahrhunderte hindurch die schwersten Bedrückungen zu ertragen und trotz derselben ihrer Religion mit Festigkeit anzuhängen. Dennoch ist die Religiosität der Kopten keine innige, sie beschränkt sich nur mehr auf leidigen Formelkram, auf ein recht ostensibles Zurschautragen gewisser christlicher Gebräuche, deren Symbolik von den rohen, ungebildeten Anhängern der koptischen Kirche nicht im Mindesten verstanden zu werden pflegt. Die Priester haben auf ihre Diöcesane großen Einfluß. Leider aber sind sie keine wahren Priester im Herrn, sondern eine schlimme Rotte geistig verkommener, unwissender, hochmüthiger, der Völlerei ergebener Menschen.

Wie bemerkt, sind die Kopten, seit Amru's Einfall, den schwersten Bedrückungen, den grausamsten Verfolgungen preisgegeben gewesen. Das hat sich nun seit des großen Mohammed Ali erleuchteter Herrschaft sehr wesentlich geändert. Die Kopten sind freier geworden, der religiöse Druck hat, namentlich seit Veröffentlichung des Tanzimat, so gut wie aufgehört. Sa id-Pascha und Isma il-Pascha haben sehr Vieles gethan, das politische und gesellschaftliche Loos dieses armen, böse heimgesuchten Geschlechtes gründlich zu bessern.

Der lange, schwere Druck hat übrigens den traurigsten Einfluß auf den Charakter der Kopten ausgeübt. Diese Menschen zeigen sich finsteren Sinnes, mißtrauisch, versteckt, heuchlerisch, kriechender, demüthiger, als die Fellahhin und stets tückisch berechnend. Ihr geistiges Vermögen ist nicht unbedeutend, äußert sich aber leider nur in jener Geriebenheit, welche zum Geschäft des Maklers, Rechnungsbeamten, des Wechslers gehört, daher denn auch solche Erwerbsquellen von den Kopten in den Nillanden als eine Art Monopol ausgebeutet werden. Die ägyptische Regierung recrutirt ihre Sekretäre, Schreiber und Revisoren fast ausschließlich unter Kopten. Letztere vollführen ihre Obliegenheiten mit Geschick, bewähren sich jedoch immer als gierige Geldmenschen, sie üben gern Erpressung und Schwindelei. Derartige Charakterfehler treten bei der humanen Behandlung, welche die Regierung ihnen gegenüber in unseren Tagen obwalten läßt, um so leichter zum Vorschein. Im mohammedanischen Volke Aegyptens herrscht zwar noch mancher Widerwille gegen die christlichen Kopten; letztere werden vom Fellah immer noch ungern gesehen, und wenn man sie auch durchaus nicht verfolgt, so befinden sie sich dennoch, gegenüber vielen Landleuten, unter einem gewissen passiven Drucke, welcher sich leicht in den Schmähtiteln Nasrani — Christ — Kafir — Ungläubiger — u. dgl. Luft macht. In manchen oberägyptischen Gemeinden gemischter Religion dagegen ist auch dieser Mißstand als so gut wie beseitigt anzusehen. Hier besuchen schon christliche Frauen in Gemeinschaft mit Mohammedanerinnen die Gräber gegenseitiger Anverwandten, schmücken dieselben und verkehren überhaupt untereinander in freundlicher, ungezwungener Weise. Im Sudan gar erfreut sich der koptische Regierungsbeamte eines ebenso großen Ansehens, wie der mohammedanische.

Die Kopten sind unsauber, dem Trunk und geschlechtlichen Ausschweifungen ergeben. Obgleich die Männer ihre Frauen anscheinend strenge überwachen, sie gleich den Bekennerinnen Mohammeds tief verschleiert einhergehen lassen, so arten Koptinnen dennoch leicht in grobe Wollust aus und geben ein bedeutendes Kontingent für die feilen Weiber der Nilländer ab. Koptische Mütter bieten ihre Töchter für baare Münze an Bekenner jeglicher Religion dar. In Cairo genießt in dieser Beziehung das sogenannte „Koptenviertel" eines sehr üblen Rufes. Viele koptische Männer führen als Mönche ein Leben voll der lüderlichsten Faullenzerei und bilden vielleicht die faulste, bettelhafteste, verkommenste Gesellschaft des Landes.

Anthropologische Beiträge.

II.

Fernere Betrachtungen über die Ausrottung uncivilisirter Völker.

Die Andeutungen, welche in einer frühern Nummer (S. 57 ff.) über diesen, für unser Jahrhundert kennzeichnenden Gegenstand gegeben worden sind, bezogen sich im Allgemeinen nur auf die eine Seite dieser Angelegenheit. Es wurde gezeigt, welche Schuld die weißen Leute tragen, indem sie den „Wilden" planmäßig ausrotten, ihn, wie die Nordamerikaner auf den Prairien und im weiten Westen, als „Ungezieser" betrachten.

Es gibt aber andere Einflüsse, die weitgreifender wirken, als Mord und Branntwein. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß auf einer Insel der Südsee die Mannschaft eines Walfischfahrers ans Land ging. Alle Leute waren gesund, auch unter den Eingebornen herrschte keinerlei Art von Krankheit. Aber ein paar Monate, nachdem der Walfischfahrer jenes Eiland besucht hatte, brach unter den letzteren eine bis dahin unbekannte Seuche aus, von welcher viele braune Menschen hinweggerafft wurden. Hier waren Einflüsse wirksam, die wir noch nicht näher nachweisen können, aber die Thatsache steht fest.

Ich habe schon vor Jahren die Wirkungen, welche der gegenseitige Contact zwischen Weißen und Braunen und auch schwarzen Leuten im Großen Ocean ausübt, stark betont.

„Die Berührung mit den Europäern wird für alle Eingebornen Australiens und Polynesiens geradezu verhängnißvoll. Sie alle sind, mehr oder weniger, bei sehr verschiedener Anlage und Begabung, im Vergleich zum Weißen, ein passiver Menschenschlag. Der Weiße tritt überall, wohin er auch komme, als Gebieter auf, und aus hundert Ursachen und Gründen fällt ihm die Herrschaft von selbst zu. Der Braune oder Schwarze mag anfangs noch so heftigen Widerstand leisten, — am Ende fügt er sich doch und gehorcht dem höher civilisirten Menschen, der dann seine ethnische und geschichtliche Ueberlegenheit im Guten wie im Schlimmen geltend macht."

Ich bezweifelte stark, daß die von den Missionären und Philanthropen so sehr gerühmte „Civilisation" der Südsee-Insulaner mehr als ein „Anflug" sei, und folgende Ansichten sind durch die Ereignisse der letztverflossenen Jahre nur allzusehr bestätigt worden:

„Auf Neuseeland erfolgen immerfort Rückschläge in die alte Barbarei, und das alte wilde Wesen tritt gerade am schärfsten bei solchen Häuptlingen hervor, welche man für die eifrigsten Bekehrten gehalten und deren Christenthum und kirchlichen Eifer man als so erbaulich und der Nachahmung würdig gepriesen hatte." Schon 1858 äußerte ein Arzt in New Plymouth, indem er sich verpflichtet fühlte, das „getäuschte, aber gläubige Publikum" in England über den wahren Sachverhalt aufzuklären, Folgendes:

„Die Maoris verachten uns und unsere Gesetze. Mit ihrer ganzen vielgerühmten Civilisation ist es nichts; was man darüber sagt, ist eitel Wind und Aufschneiderei. Sie nehmen unsere Kleidung, unseren Pflug und manches Andere an, weil sie Vortheil davon haben, aber Wilde sind und bleiben sie trotzdem, denn die Barbarei steckt ihnen im Blute. Unsere Missionäre haben seit einem Vierteljahrhundert unter ihnen gearbeitet und sich großer Erfolge gerühmt; sie müssen aber jetzt mit Betrübniß gestehen, daß die vermeintlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind, als in der Zeit, da sie noch Heiden waren." So der neuseeländische Arzt.

Bekanntlich waren es bekehrte Maoris, welche 1865 den Missionär Völkner barbarisch ermordeten, und tausende haben sich als „Hauhaus" dem wilden fanatischen Aberglauben des Paï Marire zugewandt, über welchen die Leser des Globus in den früheren Bänden unserer Zeitschrift eingehende Nachrichten finden. Ich sagte ferner:

„In Polynesien hat der Andrang der Weißen kaum erst begonnen und doch tritt schon jetzt klar zu Tage, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Das Verhängniß will seine Erfüllung haben und läßt sich nicht abwenden; alle Bemühungen, dem Verlaufe der Dinge Stillstand zu gebieten, werden vergeblich sein."

„Diese Polynesier mit ihrer halben oder völligen Barbarei sind durch die Europäer und Nordamerikaner aus dem Gleichgewichte geworfen worden. Das Alte ist unwiederbringlich dahin, und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit und Anlage zufolge, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils nur bis zu einem gewissen Grade verständlich. Ein schlimmerer Feind als die Blattern sind die geistigen Getränke." —

„Aus dem Zusammenleben der verschiedenen Rassen entsteht eine Mischung, welche mit allen Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. Die Natur hat dergleichen Blendlinge überall nur ungern und vervielfältigt dieselben aus ihnen selber heraus zuerst mit Widerwillen, bis sie ihnen endlich, meist schon in der vierten Generation, die Zeugungs- und Säugungsfähigkeit entzieht. Mischlinge aus grundverschiedenen Rassen, welche fortbestehen wollen, müssen sich stets Zuschuß an Blut aus den reinen, nicht aus den hybriden Schlägen holen."

„In der Südsee nehmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß diese Blendlinge vor den weißen Menschen verschwinden; er zersetzt und vernichtet auch sie. Das braune Menschengeschlecht der Polynesier also, der Mischling, wie der Urtypus, ist im Abzuge, und wenn noch nicht unser Jahrhundert, so doch sicher eines der nächsten, wird den Tag sehen, an welchem der letzte ureingeborne Polynesier verschwindet. Gleich den braunen Menschen werden auch die schwarzen Stämme untergehen, vielleicht in weniger friedlicher Weise. Aber verenden werden sie alle an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation."*)

*) „Das Erwachen der Südsee" in „Geographische Wanderungen von Karl Andree", Dresden 1859. II. S. 318 ff. Der Aufsatz war 1858 geschrieben worden und erschien zuerst in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung".

Die oben ausgesprochenen Ansichten sind seit jener Zeit vielfach auch von Anderen geäußert und in den verschiedenen anthropologischen Vereinen durch manche neue Thatsachen umfassend begründet worden. Auch die jüngst erschienene Nummer 13 der „Anthropological Review" kommt auf den Gegenstand zurück. Sie hebt hervor, daß eine planmäßige Ausrottung eingeborner Völker von Seiten der „civilisirten" Weißen allerdings nicht in Abrede gestellt werden könne, daß aber die Vernichtung vorzugsweise durch ganz andere Wirkungen beschleunigt werde, so z. B. auf den *Sandwich-Inseln* und auf Tahiti, durch böse Krankheiten und starke Getränke. Die ersteren zählten vor einem Jahrhundert, zu Cooks Zeit, mehr als 200,000 Einwohner, jetzt kaum 60,000. Sie sind, so sagt der Reviewer, seit langer Zeit dem Namen nach christianisirt worden, d. h. ihre alten heidnischen Vorstellungen und Gebräuche sind in Abgang gekommen, und die amerikanischen Missionäre lehrten das Christenthum. Mit Einführung desselben wurde die Eilandgruppe von der Civilisation heimgesucht, die auch hier Fluch und Segen im Gefolge hatte. Auf *Tahiti* haben die Dinge einen ähnlichen Verlauf genommen. Männer und Frauen sind in Schrecken erregender Weise dem Trunk ergeben, die letzteren zum größten Theil der Prostitution verfallen und sie bleiben ohne Nachkommenschaft. Diese wird nur noch von solchen Frauen erzielt, welche mit den protestantischen und katholischen Missionen in engster Verbindung stehen, denn nur solche führen ein regelmäßiges Leben. Die übrigen sterben fast ohne Ausnahme kinderlos. Was die Krankheiten anlangt, so richtet eine böse, von den Matrosen in die Südsee verschleppte, welche wir nicht näher bezeichnen wollen, große Verheerungen an; dazu kommen dann noch die Blattern und die Influenza. Was hier von den beiden genannten Inselgruppen gesagt wird, gilt in gleichem Maße auch für *Rarotonga*, die Hauptinsel der Harvey-Gruppe.

Auf den *Samoa-Eilanden* (den Navigatoren) ist bis jetzt noch keine eigentliche Abnahme zu verspüren, weil die 30,000 Insulaner den Genuß starker Getränke vermeiden; auch ist die Prostitution nur auf den Hafenstrand von *Astia* beschränkt, und dieser bildet, zum Glück für die Eingebornen, den einzigen Punkt, wo europäische Fahrzeuge sicher anlegen können. Auf den *Tonga-Inseln* dagegen geht das Laster des Trunkes Hand in Hand mit anderen Ausschweifungen. Die Volksmenge übersteigt auf diesen Freundschafts-Eilanden 20,000 Köpfe nicht. Uebrigens bemüht sich dort König Georg Tubou dem Weitergreifen der beiden Laster einen Riegel vorzuschieben. Jede Uebertretung wird scharf geahndet und der Angeber wie der Urtheil sprechende Richter erhalten einen Antheil von den Strafgebühren. Alle Tonga-Insulaner sind Christen geworden.

Auf den *Fidschi-Inseln* wüthen Branntwein und Prostitution; doch ist die Gruppe nur erst theilweise von beiden heimgesucht worden. Bis 1859 war der Verkehr der Weißen mit den Eingebornen auf den unmittelbaren Waarenaustausch beschränkt; beide Theile trauten einander nicht; der Weiße hatte, während man handelte, die geladene Büchse, der Schwarze seinen Streitkolben in der Hand. Seit jener Zeit ist aber der Verkehr ungehemmt, auch Sicherheit für Person und Eigenthum vorhanden, und nun greifen jene Laster an allen Hafenplätzen rasch um sich. *Man bezahlt die Landesprodukte mit Branntwein!* Auf den Fidschi-Inseln wohnen jetzt noch etwa 250,000 Menschen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß fortan die Dinge bei ihnen denselben Verlauf nehmen werden, wie auf den Sandwich-Inseln und auf Tahiti. Sie werden hinwegsterben durch des weißen Mannes Civilisation, ohne daß ein Plan zur Ausrottung vorläge. „Es liegt aber im Charakter dieser Insulaner ein Zug, der Beachtung verdient. Wenn sie einst auf die Hälfte ihrer gegenwärtigen Zahl zusammengeschmolzen sind, dann werden sie, toll und wild gemacht durch des weißen Mannes Branntwein und irre geworden durch dessen Civilisation, über die Eindringlinge herfallen, in dem allerdings eiteln Wahne, daß sie sich derselben würden entledigen und ihrer eigenen Vernichtung entgehen können."

W. J. Pritchard (denn dieser gründliche Kenner der Südsee stellt jene Betrachtungen an) sagt weiter: „Nirgends wo im Großen Ocean der weiße Mann, angetrieben durch aggressiven christlichen Eifer oder durch die unabwendbare Nothwendigkeit der Civilisation, sich niedergelassen und seinen Einfluß begründet hat, läßt sich eine Zunahme der Bevölkerung nachweisen, die als ein Resultat des Contactes und des Nebeneinanderlebens beider Rassen zu betrachten wäre. Das Christenthum hat insofern wunderbaren Erfolg gehabt, als es die Insulaner bewog, auf das Heidenthum und den Aberglauben ihrer Väter zu verzichten, die blutigen Fehden einzustellen, sich friedlich zu verhalten und die Sicherheit sowohl der Person wie des Eigenthums zu achten. Aber als Ergebniß dieser neuen Ordnung der Dinge, des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum, von der Barbarei zur Civilisation, von der frühern Vereinsamung zur Berührung mit dem Weltverkehr, — als Resultat dieser neuen Ordnung, sage ich, liegt die Thatsache vor, daß die Insulaner nirgends an Menge wie an Gesundheit zugenommen haben. Genau in dem Verhältnisse, in welchem der weiße Mann mit alle dem, was sich in seinem Gefolge befindet, bei den Insulanern wirksam ist, *verschwinden diese allmälig aber sicher.*"

„Eine von den Neuerungen, welche durch die Missionäre des äußern Anstandes halber, durch die Handelsleute des Gewinns wegen eingeführt worden ist, wirkt, zusammen mit den oben namhaft gemachten Ursachen, wesentlich mit zur Vernichtung. Die Eingebornen sind an eine sehr leichte Bekleidung gewöhnt, welche in dem tropischen Klima ihrer Gesundheit zuträglich ist. Nun müssen sie, als Christen, bei Tage *Rock* und *Hosen* tragen und bei Nacht sich *wollener Decken* bedienen. *Nun schafft aber den Südsee-Insulaner nichts so sicher und gewiß aus der Welt als Röcke, Hosen und Decken.* Er trägt sich, wenn er zur Kirche oder zu einer Prozession geht, vorschriftsmäßig; er sitzt längere Zeit in einem sehr heißen Raume, und wenn dann das Amen gesprochen worden ist, eilt er, von Schweiß triefend, aus der Kirche, wirft all und jede Bekleidung, auch das Hemd, ab, wirft sich mitten im Luftzug auf eine Matte hin, der Schweiß tritt zurück und eine Erkältung bleibt nicht aus. Bald nachher kommt er zum Missionär, denn er hat einen kleinen Husten und bittet um Arznei. Diese hilft ihm nichts. Nach einigen Monaten gleicht der Hosen tragende Südseemensch einem Geripp und bald nachher verendet er an der Lungenschwindsucht. Für ihn paßt nur ein leichter Ueberwurf, der bis an die Knie reicht, und vermittelst desselben ist ohnehin der äußere Anstand hinlänglich gewahrt. Wer ihm Kleider aufhängt, die er doch, ungewarnt durch Zusprache oder Erfahrung an Anderen, allemal wieder abwirft, sobald das irgend angeht, der jagt ihn ganz einfach einem frühzeitigen Grabe zu."

Hier drängen sich weitere Betrachtungen auf:

Die Berührung, und zwar die massenhafte Berührung, und ein ununterbrochener Verkehr zwischen Menschen aus allen verschiedenen großen Stammgruppen ist eine Erscheinung, die erst in Folge des großen Welthandels, der Umschiffung der Erde, der Gründung von Faktoreien und Colonien in allen Erdtheilen und unter allen Klimaten ins Leben trat. Sie ist eine Folge der Activität des weißen Menschenschlages.

Das Alterthum kannte derartige Erscheinungen kaum oder gar nicht, und im Mittelalter waren sie lediglich vorübergehend, z. B. die Mongolenstürme. Erst während der letztverflossenen Jahrhunderte sind Kanonen und Musketen, Büchse und Bomerang direkt einander gegenüber getreten. Im Alterthum gab es, von den hochgebildeten Kulturvölkern angefangen, außerhalb des Kreises, den diese inne hatten, eine Art von Abschattirung in der Barbarei bis hinunter zu den Ichthyophagen, Akridophagen und Anthropophagen. Der Römer wußte wenig vom Mongolen, er kannte den Neger nur außerhalb der Heimat dieses westlichen Aethiopiers; von der westlichen Erdhalbe, von den Inseln im Großen Ocean, von dem, was im Süden des Aequators lag, hatte er keine Ahnung. Die geographische wie die ethnische Kunde war bis auf Pigafettas Zeit sehr beschränkt.

Nun aber lehrt uns heute die Erfahrung, daß auch unter den Menschenrassen ein „Kampf um das Dasein" stattfindet, in welchem die Schwächeren unterliegen und zu Grunde gehen. Es scheint, als ob hier eine finstere Nothwendigkeit, ein düsteres Geschick sich erfüllen solle, als ob ein Drang stattfinde, gegen den keine Abwehr, kein noch so redlich gemeintes Wohlwollen etwas auszurichten vermöge.

Weiter oben wurde gezeigt, daß mit der Ankunft des weißen civilisirten Mannes das Todesurtheil für die weniger zähen Menschenschläge, gegen alle Wilden und viele Halbwilden besiegelt wird. Dieses Hinschwinden, das theils durch abscheuliche Ursachen, theils durch geheimnißvoll wirkende Kräfte, die wir speciell nicht nachweisen können, bedingt wird, bietet allerdings im Anfang und Fortgang einen höchst melancholisches Schauspiel dar. Es liegt etwas furchtbar Tragisches darin, zu sehen, wie ganze Völkerschaften, denen man „Civilisation" bringt, durch dieselbe zu Grunde gerichtet werden und hinwegsterben.

Man sieht, die Annahme von einer Einerleiheit und von der Gleichheit aller großen Menschengruppen hält den Thatsachen gegenüber nirgends Stich. Eine Thatsache ist und bleibt es, daß z. B. der wilde Jagdnomade sich nicht civilisiren lasse, und daß er, wenn man ihm Civilisation aufzwingt, eher zu Grunde geht, als sie in sich verarbeitet und an- und aufnimmt. Er ist dazu unfähig.

Gibt es also Urstämme, Rassen, Gruppen, Typen, welche durch Körperbau, immanente Begabung und ihre ganze Anlage lediglich auf solche Zustände und Lebensbedingungen angewiesen sind, die wir als „Wilde" bezeichnen, die an Geist, Gemüth, Temperament eigenthümlich geartet sind und nicht anders werden können, als wie sie einmal sind, und welche durch keine Bemühung und Fürsorge sich umwandeln lassen? Die Erfahrung spricht ein Ja! Wie es Thiere gibt, die sich nicht zähmen, nicht in Hausthiere umschaffen lassen, so finden wir auch Menschengruppen, welche sich nicht zur „Civilisation" herbeilassen, weil sie eben nicht können. Sie sind für ihre eigenen Zustände und Verhältnisse geschaffen worden, und zwingt man sie aus denselben hinaus, dann hören sie auf zu sein. Sie müssen auf der Steppe oder im Wald oder am Meeresstrande leben, nicht auf dem Ackerfeld oder in der Stadt. Sie können kein anderes Medium vertragen, als das, auf welches der Schöpfer selber sie einmal angewiesen hat.

Die vergleichende Anatomie hat noch wichtige Aufgaben zu lösen. Wir wissen sehr wohl, daß die Schädelbildung der verschiedenen großen Menschengruppen sehr verschieden ist, wie das Volumen des Gehirns auch; wir kennen außerdem manche andere Abweichungen in Bezug auf Eingeweide, Knochen, Muskeln, Blut und Haut. Aber sind nicht auch die Körperverrichtungen bei Jägern, Nomaden und Ackerbauern verschieden, besonders wenn dieselben nicht einer und derselben große Stammgruppe angehören? Die Rassenverschiedenheit beschränkt sich nicht allein auf die äußeren Formen und auf die Hautfarbe oder auf das Haar, sondern auch auf den innern Bau, die körperlichen Verrichtungen und die Geistes- und Gemüthsanlage. Wenn man also dem Wilden etwas ausdrängt, das er nicht annehmen oder vertragen kann, dann bringt man ihn in eine unnatürliche Lage, für welche seine ganze Organisation nicht paßt. Man darf sich also nicht über das Resultat wundern, und alle sentimentalen Klagen sind übel angebracht.

Man will, unbedingt in wohlwollender Absicht, Heiden bekehren und Civilisation verbreiten. „Aber die Civilisation ist häufig nur eine Schlachtbank (Popular Magazin of Anthropotegy, Nr. II, S. 51). Man tauft die Heiden und weihet sie zugleich dem Untergange. Die Missionen unter uncivilisirten Völkern sind ein Versuch in großem Maßstabe, durch welchen ermittelt werden soll, ob es möglich sei, die Ideen und Anschauungen einer großen Menschenrasse auch auf andere Rassen zu verbreiten und in diesen zu bewurzeln."

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß dergleichen bedingt und innerhalb gewisser Grenzen sich thun läßt; andrerseits gibt es aber auch so breite ethnische Demarcationslinien, daß eine Ueberschreitung derselben unter die Unmöglichkeiten gehört. Allerdings ist der Buddhismus, ein Erzeugniß arischen Geistes, zu den ansässigen und nomadischen Völkern mongolischer Abstammung gelangt; der Islam eroberte sich einen großen Theil auch der schwarzen Afrikaner. Aber eigentlich wilde Völkerschaften sind auch diesen beiden Religionen unzugänglich geblieben; der Mohammedanismus, welchen die Malayen willig annahmen, vermochte nichts über die oceanischen Schwarzen, und die Fischernomaden mongolischen Stammes blieben dem Schamanismus getreu."

Das ganze Leben und Denken der Wilden verdient eine recht gründliche Forschung. Mit den bisher beliebten Allgemeinheiten erreicht man Nichts und erklärt man Nichts. Durchaus irrationell ist die Annahme, daß der Wilde lediglich eine unkultivirte Art des civilisirten Menschen sei, den man aber durch Erziehung und Unterricht in einen civilisirten Menschen umschaffen könne. Alle Erfahrung spricht dagegen. Wie viele Versuche zur „Zähmung" sind nicht schon gemacht worden? Hin und wieder ist ein Experiment, nach großer Mühe und Anstrengung, scheinbar gelungen, aber durch die Ausnahme ist nur die Regel bestätigt worden. Der Büffel der Prairie läßt sich nicht in eine zahme Kuh verwandeln, und der Prairie-Indianer Nordamerika's hat aller Anstrengungen, ihn seßhaft zu machen, gespottet.

Aus dem Haus- und Volksleben in China.

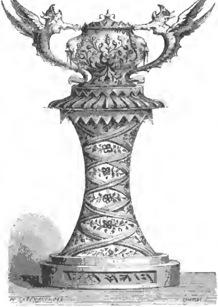
II.

Das Leben in den Palästen. — Einrichtung derselben. — Allerlei Hausrath — Höflichkeitsbesuche und Förmlichkeiten. — Visitenkarten. — Die Weisen des Alterthums und ihre Lehren. — Confucius und Mencius.

Wir schilderten neulich (X. S. 33 ff.) manche Eigenthümlichkeiten des Lebens und Treibens in China; heute wollen wir zunächst einen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse werfen.

Viele reiche Leute besitzen Wohnräume, die wir, versteht sich in ihrer Art, als Prachtpaläste, Fu, bezeichnen können. Bei solchen besteht ein großer Theil aus Gärten, Baumgängen und Höfen; manche haben auch Weiher oder Teiche mit Goldfischen, große Volieren, in denen Pfauen, Goldfasanen und Hühner gehalten werden. Große Porzellan-Gefäße fehlen nicht; man benützt sie als Blumentöpfe für Jasmin und andere Blumen, und Kletter- und Schlingpflanzen werden in Menge gezogen.

Der große Saal im Erdgeschoß hat seine Thüren auf der Gartenseite; ein Gitter trennt ihn von dem Wohnzimmer u. vom Schlafgemache des Herrn. Zu ebener Erde liegen auch der Speisesaal, die Küche und manchmal auch ein Badezimmer. Im obern Stocke, Leu, falls ein solches vorhanden ist, sind die Kammern und Magazine. Das Eintrittzimmer ist allemal den Ahnen und den Genien der Familie geweiht. Jeder Raum hat einen Kang, der zugleich als Bett, Sopha oder Stuhl dient; der Fußboden ist mit Matten belegt. Von Möbeln in unserm europäischen Sinne ist nicht viel vorhanden; indessen hat man Stühle und Tabourets von hartem Holze, die mit Kissen belegt werden; kleine, rothlackirte Tische; große, kostbare Vasen zum Verbrennen wohlriechender Sachen und bronzene Leuchter, beide von recht ansprechender Gestalt und manchmal, wie unsere Abbildungen zeigen, sehr hübsch gearbeitet. Dazu kommen dann noch allerlei Körbe und Körbchen, auch für Blumen, Gemälde auf Reispapier, und endlich die unvermeidliche Tafel, auf welcher ein Anruf an die Ahnen oder irgend eine moralische Ermahnung geschrieben steht. Eigentliche Fenster sind nicht vorhanden, sondern viereckige Oeffnungen von verschiedener Art, die allemal mit festem Gitterwerk versehen sind.


Weihrauchgefäß von vergoldeter Bronce

In derartigen Gemächern liegen die reichen Leute der Trägheit ob. Europäer haben in diese Heiligthümer nur selten Zutritt erhalten; denn so mittheilsam und zuthunlich auch der Chinese im geschäftlichen Verkehr ist, oder bei Festlichkeiten, oder bei Besuchen, so zurückhaltend benimmt er sich, sobald es sich um das Innere seines häuslichen Lebens handelt. Im Allgemeinen gibt es kein arbeitsameres Volk als eben die Chinesen, aber vornehme Leute suchen etwas darin, die Faulheit auf den höchsten Grad zu treiben; es gilt kaum für anständig, seine Beine zum Gehen zu gebrauchen. Sie begreifen gar nicht, weshalb ein Europäer spazieren geht und sich körperliche Bewegung macht; sie finden einen Hochgenuß darin, wie angebannt sitzen zu bleiben, Taback zu rauchen und den Fächer zu entfalten. Dabei werfen sie einen verächtlichen Blick auf die Europäer, welche lustwandeln und das für zuträglich halten. Wer zu Fuß einen Besuch macht, muß sich entschuldigen, daß er nicht zu Roß oder im Tragsessel gekommen sei. Ein höflicher Chinese wird aber überhaupt einen Mann von Rang und Stand niemals zu Fuße besuchen, sondern sich allemal des Palankins bedienen, der namentlich in Peking eine große Rolle spielt. Er ersetzt unsere Droschken, und es gibt große Leihanstalten, in welchen man zu jeder Tagesstunde Tragsessel miethen kann. Zumeist sind sie vorne und hinten offen, haben an den Seiten eine viereckige Oeffnung, und den Sitz bildet eine Querbank.

Schwerlich gibt es ein höflicheres, oder sagen wir lieber ceremoniöseres Volk als die Chinesen. Wer so recht einen Einblick in ihr Höflichkeitstreiben gewinnen will, muß chinesische Romane lesen. Man lernt dann die Formeln desselben mit allen ihren, wir möchten sagen Chikanen kennen; es ist sehr viel Raffinement darin, obgleich die Formen

und Redensarten im Allgemeinen unwandelbar fest stehen und etwa so erlernt werden können, wie das Einmaleins. Aber Jeder, der auf Stand und Erziehung Anspruch macht, will sich nicht mit dem üblichen Dialoge begnügen, sondern möchte seine gute Lebensart in vortheilhaftes Licht stellen, möchte zeigen, daß er im Stande sei, Stylproben der Höflichkeitssprache anzubringen.

Im Allgemeinen hat aber die chinesische Convenienz große Aehnlichkeit mit unserer europäischen. Allerdings ist sie umständlicher, darin liegt aber auch allein der wesentliche Unterschied, denn im Uebrigen ist sie eben so fade, oberflächlich, dem Scheine dienend und auf Unwahrhaftigkeit beruhend, wie bei unserer „guten" Gesellschaft. Complimentirbücher sind in China älter als in Europa. Besuchern gegenüber, die unwillkommen oder unbequem wären, läßt man sich plattweg verleugnen; der Diener nimmt die Visitenkarte an und fragt auch wohl, zum Ueberfluß, nach der Wohnung, damit sein Herr den Besuch in den nächsten Tagen erwiedern könne.

Wer einen Besuch abstatten will, sendet, vielleicht wenige Stunden vorher, durch einen Diener seine Karte und läßt anfragen, ob er den Herrn zu Hause antreffen werde, und ob der Besuch angenommen werden könne. Diese Anfrage gilt als Beweis von Achtung für den, welchen man in seinem Hause zu sprechen wünscht. Die Visitenkarte besteht in einem Bogen rothen Papieres und ist je nach Rang und Würde und dem Respecte, welchen man bezeigen will, mehr oder weniger groß. Diesen Rücksichten gemäß wird sie so oder so viele Male doppelt gefaltet, und auf die zweite Seite schreibt man nur wenige Zeilen, z. B.:



Chinesische Visitenkarte.

„Dein Schüler (oder: Dein jüngerer Bruder) N. N. ist gekommen, um sein Haupt vor Dir bis auf die Erde zu neigen und Dir seine Achtung zu beweisen." Diese Redensart wird mit großen Schriftzügen hingemalt, wenn in die Höflichkeitsbezeigung noch etwas Besonderes hineingelegt werden soll. Die Karte wird dem Thürsteher überreicht. Ein Herr, welcher den Besuch annehmen will, entgegnet: „Ich bitte Herrn N. N., zu kommen; es wird mir Vergnügen machen." Andernfalls, wenn er in der That verhindert ist, den Besuch anzunehmen, oder falls er ihn überhaupt nicht empfangen will, spricht er: „Ich bin Herrn N. N. sehr verbunden und danke ihm für die Mühe, welche er sich geben wollte." Einem im Range höher Gestellten gegenüber heißt es: „Der gnädige Herr erweist mir eine Ehre, auf welche zu hoffen ich nicht gewagt hatte."

Wer empfängt, muß einen gewählten Anzug tragen und den Besuchenden, sobald dieser aus dem Palankin steigt, an der Hausthür empfangen. Dann spricht er: „Ich bitte Dich, einzutreten." Beide Flügel der Mittelthür werden weit geöffnet; Ein- und Austreten durch eine Seitenthür wären der Höflichkeit nicht angemessen. Hohe Würdenträger lassen sich durch ihren Palankin bis an die Haustreppe tragen, oder reiten bis dorthin. Der Hausherr tritt zuerst auf die rechte Seite des Besuchenden; nach dem Empfange geht er zur Linken und sagt: „Ich bitte Dich, vorauszugehen."

Der französische Sinolog Abel Remusat hat viele chinesische Complimentirbücher und Romane studirt und ausführlich über den Gegenstand geschrieben. Er bemerkt, daß im Empfangsaale die Sitze in zwei geraden Reihen stehen müssen. Wer eintritt, macht eine Verneigung an der Seite des zu Besuchenden, aber etwa einen Schritt hinter ihm, und zwar so tief, daß die in einander gelegten Hände den Boden berühren. In den Südprovinzen ist die Südseite die Respectsseite, im Norden ist das Umgekehrte der Fall; man gibt dem Besuchenden die Ehrenseite je nach Sitte der Provinz. Der letztere stellt sich manchmal, als wolle er die „niedrige Seite" einnehmen, aber der Hausherr gibt das nicht zu und spricht entschuldigend: „Ich würde es nicht wagen", stellt sich vor seinen Gast, sieht ihn an, vermeidet sorgfältig, ihm den Rücken zuzukehren, und tritt wieder etwas zurück an die geeignete Stelle. Dann machen beide sofort gegeneinander Reverenz. Die Verbeugungen werden so viele Mal wiederholt, als Personen zu begrüßen sind. — Das Alles muß entsetzlich langweilig sein. Aber wissen wir, wie ein Chinese über unsere Etikette und unsere Salonmanieren mit obligaten Schwatzredensarten urtheilen würde?

Der Hausherr ladet ein Platz zu nehmen. Natürlich macht man „Umstände“, weigert sich, den ersten Sessel einzunehmen, will sich auf den zweiten oder dritten setzen, aber das wird beileibe nicht zugegeben. Der Hausherr thut, als wische er den Stuhl mit seinem Rockzipfel ab, und dasselbe muß der Besuchende an dem Stuhle practiziren, welchen der Hausbesitzer einnehmen soll. Es dauert eine Weile, ehe man überhaupt Platz nimmt, und bevor es endlich geschieht, macht man noch eine Verbeugung vor dem Stuhle.

Nun sind alle Vorschriften ordnungsgemäß erfüllt, man hat erschöpft, was Höflichkeit und gute Erziehung gebieten; man zeigt sich als gebildeter Mensch. Die Diener bringen Thee; die Tassen stehen auf einem lackirten Brette; eine Büchse mit Thee darf nicht sichtbar werden; die gehörige Quantität liegt schon in den Köppchen und es wird heißes Wasser darauf gegossen. Der Hausherr erhebt sich, tritt zu dem Gast oder den Gästen heran, berührt das Theebrett und spricht: „Tsing tscha“, d. h. ich lade Euch zum Thee ein. Jeder tritt vor und nimmt eine Tasse. Den am Rang zu höchst stehenden unter den Gästen aber überreicht der Hausherr mit beiden Händen eine Tasse; sie wird gleichfalls mit zwei Händen angenommen und Alle Anderen thun so, als wollten sie insgesammt nur gleichzeitig die Tassen ergreifen und in demselben Nu trinken. Sie fordern einander durch Zeichen auf, den Anfang zu machen. Bevor das geschieht, verneigen sich Alle vom Stuhl aus so tief, daß die Tasse den Boden berührt; dabei darf aber kein Tropfen verschüttet werden, weil darin eine beleidigende Unhöflichkeit liegen würde. Die Gäste trinken langsam, in mehren Zügen aber allemal gleichzeitig, stellen auch in demselben Augenblick die Tasse wieder auf das Brett. Nachdem dieses geschehen, ergreift der Hausherr, auch das mit beiden Händen zugleich, seinen Fächer und sagt zu seinen Gästen: „Tsing schen“; ich lade Sie ein, die Fächer hervor zu langen. Das geschieht dann auch, denn jeder Chinese trägt den Fächer bei sich.

Zwei Stunden lang, so gebietet es die feine, höfliche Lebensart, redet man von ganz gleichgültigen Dingen, und erst vor dem Aufbruche kommt der Besuchende auf den Gegenstand, welcher ihn hergeführt hat. Er erhebt sich und spricht: „Ich habe Dich schon sehr beträchtlich gelangweilt,“ verneigt sich, wie beim Eintreten, wird vom Hausherrn begleitet, der sich etwas hinter ihm auf der linken Seite hält, und es wird ihm ein „Tsing leao“, Lebewohl, nachgerufen. Diese Worte erwiedert er von seinem Tragsessel aus und der Besuch hat ein Ende. —

Eine Visitenkarte muß zierlich geschrieben sein; jeder gebildete Mann hat ja einen „eleganten Pinsel“. Man malt die Schriftzeichen in senkrechter Reihe von oben nach unten und von der Rechten zur Linken. Es kommt sehr viel darauf an, wie man sie stellt. So muß z. B. der Name des Kaisers mit zwei Buchstaben, oder sagen wir richtiger Schriftzeichen oder Schriftbildern geschrieben werden, die größer sind, als andere. —

Wir wollen noch darauf hinweisen, daß in China der Lehrer zugleich Erzieher ist. Er unterweist seine Zöglinge in den Vorschriften der Höflichkeit, lehrt sie alle Gebräuche des Ceremoniels kennen, zeigt ihnen die verschiedenen Arten der Begrüßung, schärft ihnen die Haltung ein, welche sie ihren Eltern gegenüber zu beobachten haben und wie sie gegen Vorgesetzte sich benehmen müssen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Höflichkeit einen Bestandtheil des chinesischen Nationalcharakters bildet. Der Sinn für Artigkeit und das, was sich ziemt, war schon im hohen Alterthum vorhanden; schon damals schärften die Philosophen, die weisen Lehrer, dem Volke genaue Beobachtung der Wohlanständigkeit in allen gesellschaftlichen Verhältnissen ein. Confucius bezeichnet die Ceremonien als ein Abbild der Tugenden, welche bestimmt seien, diese letzteren zu erhalten, sie in Erinnerung zu bringen und in manchen Fällen als Ersatz an deren Stelle zu treten. Selbst die Bauern in China verkehren miteinander in einer so höflichen Art und Weise, wie sie unter den handarbeitenden Klassen in Europa nicht gefunden wird.

Nun sahen wir oben, wie steif, schwülstig, voll von Formelkram und lächerlicher Etikette der amtliche und ceremonielle Verkehr ist. Uebertrieben und unwahr sind auch die Betheuerungen von Hochachtung und Zuneigung Leuten gegenüber, die man haßt, abgeschmackt die Einladungen zum Mittagessen, die nicht angenommen werden dürfen. Dergleichen tadelte schon Confucius; man solle, sagt er, sehr sparsam mit Ceremonien umgehen, namentlich wenn man nichts dabei fühle.

Aber im gewöhnlichen Umgangsverkehr herrscht in China ein durchaus zwangloser Anstand. Sobald der Chinese seine Atlasstiefel, sein Amtskleid und die Amtsmütze abgelegt hat, gehört er ohne alle lästige Formalität der Gesellschaft, wirft die Fesseln der Etikette von sich und führt eine lebhafte, heitere Unterhaltung. Die Freunde kommen zusammen, trinken Glühwein und Thee, rauchen duftigen Tabak und führen eine mehr oder weniger witzige oder geistvolle Unterhaltung.

Wir sagten weiter oben, daß die Gebote der Höflichkeit schon von den „Weisen des Alterthums“ eingeschärft worden seien. Wenn Philosophen ein Volk tugendhaft machen könnten, so müßte jeder Chinese ein Ausbund von Tugend sein. Aber mit jedem einzelnen Menschen werden die Leidenschaften neu geboren und fast jeder wird nur durch eigene Erfahrung klug, selten durch jene, welche Andere gemacht haben.

Wenn auch, wie wir in unsrer vorigen Nummer angeführt haben, nach Dr. Legges Ermittelungen das historische Zeitalter in China nicht höher als etwa 1700 v. Chr. hinaufreicht, so ist doch die chinesische Civilisation selber gewiß viel älter, und schon in den Tagen, als die ersten Dynastien in Aegypten herrschten, war im Wesentlichen ihr dasselbe Gepräge aufgedrückt, welches sie noch heute trägt. Der wesentliche Inhalt des „Buches der Bücher“, des Schu king, soll bis 2600 v. Chr. hinaufreichen; gewiß ist, daß Confucius denselben in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, also ungefähr nach 2000 Jahren, ordnete. Aus demselben spricht eine hohe Vernunft und ein eminent moralischer Sinn. Kaum in einem andern Buche sind die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Könige und der Völker auf eine erhabenere und vernunftgemäßere Weise gelehrt worden.

Die Chinesen haben unbeschränkte Hochachtung vor ihren alten Lehrern der Weisheit, namentlich vor Kung-fu-tsöu und Meng-tsön. Für den erstern, Confucius und dessen positive Moralphilosophie schwärmen auch viele Europäer, z. B. der große Sinologe Pauthier (vergl. das Werk: Confucius und Mencius. Die vier Bücher der Moral- und Staatsphilosophie China's. Aus dem Chinesischen nach der französischen Uebersetzung des Herrn M. G. Pauthier, herausgegeben von Johann Cramer, Crefeld 1844. Einleitung, S. 5 u. ff.): „Niemals ist die menschliche Vernunft würdiger repräsentirt worden. Man ist wahrhaft erstaunt, in C.'s Schriften den Ausdruck einer so hohen und so tugendhaften Einsicht wiederzufinden neben

einer so weit geförderten Civilisation. Man darf sich nicht darüber wundern, daß die Missionäre, durch welche Europa mit diesen Schriften bekannt wurde, für den Urheber derselben eine gleiche Begeisterung hegten, wie die Chinesen selber. Er sprach zu seinen Schülern: Meine Lehre ist schlicht und leicht zu fassen, und einer derselben sagte: Die Lehre unsers Meisters besteht einzig darin, ein rechtschaffenes Herz zu besitzen und seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst.“ —

Diese Lehre gab Confucius nicht als eine neue, sondern als ein überliefertes Gut der Weisen des Alterthums, welches er auf die Nachwelt bringen wollte. Das sei seine Sendung. Pauthier äußert, er habe die Mission eines Lehrers des Menschengeschlechtes in ihrem ganzen Umfang und weit anders erfüllt als irgend ein Philosoph des klassischen Alterthums. Seine Philosophie war durchaus praktisch und erstreckte sich über alle Verhältnisse des Lebens. Ihr Zweck ist die Vervollkommnung des eigenen Menschen und anderer Menschen. Je höher Jemand gestellt ist, um so größere Verpflichtung hat er, sich selber zu vervollkommnen. Wer die Menschen regiert, hat ein Mandat vom Himmel, dem er streng folgen soll; er darf seine Macht nicht mißbrauchen. Er schärft den Fürsten ihre Pflichten ein und sagt, wie sie das Volk beglücken sollen. Nur durch Verwirklichung der moralischen und politischen Gesetze kann die Wohlfahrt der Menschen im Staate gesichert werden. Die Regierung wird erklärt „als das, was gerecht und aufrichtig ist“. Eine Geheimlehre hatte Confucius nicht.



Der Weise Meng-tsëu (auf dem Titelblatte der pekinger amtlichen Zeitung.)

Bei den Chinesen nimmt nach ihm den ersten Rang unter den Weisen Meng-tsëu, Mencius, ein. Das vierte der klassischen Bücher trägt nach ihm den Namen. Er erläuterte die Lehren des großen Meisters, dem Keiner zu vergleichen sei, seitdem es Menschen gegeben. Meng-tsëu trat entschiedener und kühner auf als Kung-fu-tsëu und er strebte dahin, ganz China der Herrschaft seiner Principien zu unterwerfen. Er besaß eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, eine große Schmiegsamkeit des Talentes; gegen Willkür der Fürsten und Mißbräuche der Beamten tritt er mit der größten Schärfe auf. „Seine Art zu philosophiren ist die des Sokrates und des Plato, hat aber mehr Kraft und geistreiche Gedanken. Er nimmt seinen Gegner Mann gegen Mann, geht von einer Deduction zur andern, von Folgerung zu Folgerung und führt ihn zur Absurdität. Vielleicht bietet kein orientalischer Schriftsteller einem europäischen Leser mehr Reize dar als gerade Meng-tsëu, schon wegen der Lebhaftigkeit seines Geistes. Auch handhabt er vortrefflich die Ironie, und diese Waffe ist in seinen Händen gefährlicher als in denen des weisen Sokrates.“

Meng-tsëu's Styl ist nicht so erhaben und gedrängt wie jener des Confucius, aber eben so edel und blühender, zierlicher, die Form seines Dialoges ist mannichfaltiger. Confucius ist immer ernst, oft streng und von dem Lasterhaften redet er nur mit kalter Verachtung. Meng-tsëu zeigt gegen das Laster mehr Abscheu und verschmähet nicht, dasselbe wie dem Tadel, so auch der Lächerlichkeit preiszugeben. Er schont auch die Großen seiner Zeit nicht, die ihn übrigens oftmals zu Rathe zogen. Seine Lebhaftigkeit ist oft mit einer beißenden Schärfe gepaart.

Die beiden großen chinesischen Weisen gehören ohne Zweifel zu den seltenen Geistern, und sie haben bis auf diesen Tag eine tief und weit greifende Wirksamkeit auf ihr Volk geübt; ein nicht geringer Theil des geistigen Gepräges der Chinesen rührt von ihnen her.

Des Meng-tsëu Bild steht auf dem Titelblatte der pekinger amtlichen Zeitung, und darin allein schon liegt ein Beweis, wie hoch seine praktischen Weisungen auch von Seiten der Regierung geschätzt werden. Daß man sie so wenig befolgte, das ist eben eine ganz andere Sache, und der Weise ist dafür nicht verantwortlich.

Beobachtung über die Wirkungen des Haschisch.

Von Gerhard Rohlfs aus Bremen.

Mursuk in Fessan, Ende Januars 1866.

Unter Haschisch verstehen die Araber im weitern Sinne jedes Kraut, näher jedoch bezeichnen sie damit den indianischen Hanf, cannabis indica (nach Linné in die Klasse Dioecia pentandria gehörend), weil an Vorzüglichkeit jedes andere Kraut gegen dieses in den Hintergrund tritt. Von Tripolitanien an nennen die Eingebornen diese Pflanze Tekruri, und diesen Namen führt sie auch in der Türkei, Aegypten, Syrien, Arabien und Persien vorzugsweise.

Graf d'Escayrac de Lauture sagt über die Pflanze Folgendes:

„Die Haschischa ist die cannabis indica; man findet sie in Afrika, und wahrscheinlich ist dieser Hanf aus dem Sudan nach Tunis und Tripoli eingeführt worden. In letzteren nennt man ihn Tekruri, also mit demselben Namen, den man in Mekka den von Sudan kommenden Pilgern gibt, um damit ihre Herkunft anzudeuten. Vielleicht bedeutet Tekruri auch, wie einige Geographen meinen, irgend eine Provinz in Sudan, vielleicht auch ist es nichts weiter, als die Ableitung von irgend einer arabischen Sprachwurzel, welche die Wirkung „verbessern, vollkommener machen" bezeichnet. Die Haschisch verdankt ihre Wirkung einem eigenthümlichen Stoffe, den Herr Gastinel, Pharmaceut in Aegypten, ausgezogen und bestimmt, und dem er den Namen Haschischin gegeben hat. Dieser Stoff, Harz, ist von einer schönen grünen Farbe, die jedoch nicht vom Chlorophyll herrührt, klebrig-zäh und von einem eigenartigen unangenehmen Geschmack."

Ich füge hier hinzu, daß die Cannabis indica wohl weiter nichts ist als die verwilderte oder wilde Cannabis sativa, und eher eine Pflanze der gemäßigten Zone als der heißen ist, denn je weiter man nach Süden vordringt, je seltener und krüppelhafter gedeiht dieselbe. Während man z. B. äußerst schöne Exemplare in den gemäßigten Bergregionen des Kleinen Atlas der Algerie und Marokko's findet, die eine Höhe von manchmal 1½ Meter erreichen, gedeiht in den heißen Oasen Tafilet, Tuat und Fessan die Pflanze nur kümmerlich, obgleich die Bewohner alle Sorgfalt auf ihren Anbau anwenden, und von Norden wird dieselbe nach Süden exportirt.

Die Eingebornen bedienen sich derselben auf verschiedene Weise: Entweder sie zerschneiden die getrockneten Blätter und Blüthen sehr klein und rauchen sie entweder rein oder mit Taback vermischt aus kleinen Pfeifen oder Cigarretten, oder sie vermischen dieselben mit Tumbak (Taback) und rauchen so dies Kraut aus der Nargile, oder, wie in Syrien, sie bereiten wie Thee eine Art Infusion und trinken den Aufguß mit Zucker versüßt, oder endlich man pulverisirt Blätter und Blüthen, und schluckt dies Pulver rein oder mit Zuckerstaub vermischt herunter, oder auch mit Honig und Gewürzen zu einer Art Backwerk verarbeitet; so bereiten sie aus denselben kleine Kuchen, die unter dem Namen Majoun verkauft werden.

Mag man nun Haschisch nehmen unter welcher Form man wolle, immer übt dasselbe einen starken Rausch aus. Europäer jedoch, welche Beobachtungen darüber anstellen wollen, können dies nur, entweder indem sie eine Infusion trinken, oder das Haschisch-Pulver essen, denn um eine Wirkung vom Rausche zu haben, muß man den Rauch so tief einziehen, was Araber, Perser und Türken zwar auch beim Taback- und Opiumrauchen thun, daß der Dampf, in die Lungen eingesogen, unmittelbar mit dem Blute in Berührung kommt. Zwei Theelöffel voll Haschisch genügen, um einen kräftigen Rausch bei einem Neuling hervorzubringen.

Eindruck, den auf mich die Cannabis machte.

In Mursuk, 25. Januar 1866, Abends 6 Uhr.

Ich trinke Thee in Gesellschaft Mohammed Besserkis, Enkel des Sultans Mohammed el Hakem von Fessan. Mein Bewußtsein ist vollkommen klar. Ich nehme zwei Theelöffel voll Haschischkraut, welches in einer Kafferöste etwas gedörrt, dann pulverisirt und mit Zuckerstaub gemischt worden war. Mein Puls war im Moment des Nehmens 90 (wie immer).

Nach einer viertel Stunde gar kein Erfolg. Wir essen zu Abend: Kameelfleisch mit rothen Rüben, Kameelfrikadellen, weiße gebackene Rüben, Bohnensalat; Salat aus Zwiebeln, Tomaten, Knoblauch und Radieschen bestehend; Brod, Butter und Käse.

Besserki sagt mir, daß die Wirkung nach dem Essen kommen werde, ich indeß, — es ist jetzt 7 Uhr, — merke gar nichts. Wir trinken eine Tasse schwarzen Kaffee ohne Zucker.

7 Uhr 10 Minuten. Mein Puls hat nur 70; ich friere, obgleich eine Pfanne mit Kohlen vor mir steht. Besserki sagt, er spüre stark die Wirkung und befiehlt meinem Diener, einige Datteln zu bringen, um, wie er sagt, die Wirkung zu beschleunigen; auch ich esse zwei Datteln.

7 Uhr 20 Minuten. Mein Puls 120 oder mehr. Bin ich in einem Schiffe? Die Stube schaukelt, mein Bewußtsein ist indeß vollkommen frei, blos scheint mir Besserki sehr langsam zu sprechen und ich vergesse oft den Anfang vom Satze, da er spricht. Auch wenn ich jetzt denke, vergesse ich, womit ich angefangen.

7 Uhr 45 Minuten. Mein Herz schlägt so, daß ich jeden Schlag höre, Puls zählen unmöglich.

Besserki sagt, er will fortgehen, mein Diener geht mit; ein anderer zündet mir eine Nargile an. Ich rauche und fliege, obgleich ich mit den Händen fühle, daß ich liege.

Ich denke ungeheuer schnell und glaube, daß ich beim Schreiben dieser Zeilen Stunden zubringe.

8 Uhr. Mein Blut schlägt Wellen, und einzelne Theile fallen von meinem Körper, obgleich ich mich dumm*) niederschreibe, denn ich habe vollkommen

*) Ich dachte wahrscheinlich, daß ich dummes Zeug niederschrieb, denn zu lesen war mir unmöglich.

freies Bewußtsein, daß ich alle Glieder besitze. Ich denke, ich will ausgehen.

8 Uhr 20 Minuten. Ich träumle, ich ginge aus, die Straßen der Stadt verlängerten sich und waren mir ganz unbekannt, die Häuser sehr hoch; ich glaube, ich war in der Polizeiveranda, wo ein Mann war, um zu petitioniren und zu mir mit einem Gesuch kam; ich ging dann zurück und setzte mich vor mein Haus.

Ich bin ohne allen Willen; die Wand gegenüber meinem Hause war schön tapezirt, auch hörte ich von fern schöne Musik und jetzt schreibe ich und sehe, daß Alles erlogen ist.

Ich will mich legen, aber bin ich wirklich verrückt?

Ich liege jetzt (8 Uhr 30 Minuten), mein Wille ist ganz weg und in mir großer Sturm. Das Licht brennt seit Stunden und ich kann es nicht ausblasen, aber ich schreibe, und da ich denke, so bin ich doch wohl nicht gelähmt.

Bin ich wirklich hier? Mein Hinterkopf ist sehr angefüllt. Ich bin ungemein leicht, und wenn ich nicht schriebe, würde ich in der Luft schweben.

26. Januar Morgens.

Bis so weit hatte ich gestern Vermögen gehabt, während des Rausches zu schreiben; ich verfiel dann in einen festen Schlaf, aus dem ich heute Morgen um 9 Uhr erwachte. Nachdem ich die im Rausche niedergeschriebenen Empfindungen gelesen, war meine erste Frage, ob ich wirklich nach der Polizeiveranda gegangen sei, oder dies blos geträumt habe? Es fand sich denn, daß ich wirklich dagewesen sei, ganz vernünftig gesprochen habe, überhaupt Niemand auch nur die leiseste Ahnung hatte, daß ich im Tekrurizustande mich befände.

Nachträglich kann ich nun noch constatiren, daß

1) man sich ungemein leicht glaubt und oft zu schweben meint.

2) Daß der Puls, im Anfange vermindert, im vollen Stadium des Rausches eine solche Geschwindigkeit erreicht, daß es für den im Rausche Befindlichen unmöglich ist, ihn zu zählen.

3) Starker Blutandrang nach dem Hinterkopfe.

4) Auffallende Lähmung der Willenskraft.

5) Das Gedächtniß verliert seine Regeln, naheliegende Dinge werden vergessen, andere aus längst vergangenen Zeiten werden aufgefrischt.

6) Alles erscheint in den schönsten Farben und in vollkommener Harmonie.

7) Manchmal lichte Augenblicke, verbunden mit schrecklicher Angst, daß dieser Zustand immer dauern möge.

8) Endlich der ganze Rausch sui generis, und eher ein Verrücktsein, als das, was wir Europäer unter Rausch verstehen, zu nennen.

Heute Morgen indeß befinde ich mich vollkommen wohl und verspüre auch nicht im Mindesten einen sogenannten Katzenjammer.

Wir sind erfreut, unseren Lesern diesen Bericht des berühmten Reisenden, der im Februar seine gefährliche Reise nach Wadai angetreten hat, mittheilen zu können. Es handelt sich um einen in vieler Beziehung interessanten Gegenstand, um ein Reizmittel, dessen viele Millionen Asiaten und Afrikaner nicht entbehren können.

Herr Rohlfs erwähnt der Mittheilungen, welche Graf d'Escayrac de Lauture über das Haschisch gegeben hat. Dieselben stehen in dessen: Le Désert de le Soudan, Paris 1853. Ich fand das Werk so lehrreich und so vortrefflich geschrieben, daß ich eine deutsche Bearbeitung mit wahrem Vergnügen unternahm („Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil. Leipzig, Lorck, 1855). Es wird angemessen sein, einige Auszüge beizufügen, weil Rohlfs vorzugsweise nur seine eigenen Beobachtungen über den Haschischrausch gibt und keine Veranlassung fand, über das Haschisch im Allgemeinen Bemerkungen zu machen. Seinem Schlusse, daß die Haschischpflanze ursprünglich wohl eher der gemäßigten Zone angehöre, als der heißen, wird man nicht beizupflichten haben. Sie gedeiht gerade im heißen Bengalen vorzugsweise, und der botanische Name Cannabis indica deutet auf die Herkunft.

Doch zu Graf d'Escayrac, der mir einst in Dresden persönlich Aufschlüsse über die Wirkungen des Haschischrausches gegeben hat, die er an sich selber beobachtet. Ich erinnere mich, daß sie viel Uebereinstimmendes mit den Wahrnehmungen hatten, welche Rohlfs so vortrefflich schildert. Graf d'Escayrac äußerte, daß die Wirkungen bei den schwarzen Sudanesen von ganz eigenthümlicher Art seien, was sich wohl auch aus der Rassenverschiedenheit erklärt.

Er schreibt: — „Ich wüßte nichts, womit ich diese eigenthümliche Substanz vergleichen könnte. Die Orientalen bereiten ihr Haschisch in anderer Weise; sie benützen Stengel und Blüthen des Hanfes, und sind der Meinung, daß jeder Theil der Pflanze seine besonderen Eigenschaften habe. Das Haschisch von Buchara wird am meisten geschätzt, weil es angeblich die allerschönsten Gesichte hervorbringt; jenes von Tunis soll viele erotische Visionen erzeugen; das in Aegypten, Persien, der Türkei, dem Hedschas und in Syrien bereitete steht jenen beiden nach. Man trocknet die Pflanze und stößt sie zu Pulver, das graugrün ist und als Zuthat bei Zuckerwerk und anderen Süßigkeiten dient. Sehr einfach ist die Bereitung des Dawamesk; man kocht den Staub mit etwas Wasser und setzt, je nachdem dieses verdünstet, frische Butter hinzu, fügt etwas Honig bei, rührt Alles wohl durcheinander, bis es einen gleichartigen Teig bildet, und nimmt diesen vom Feuer weg. Man kann ihn gleich gebrauchen oder aufbewahren, da er sich einige Monate hindurch gut hält. Das Dawamesk hat die Farbe des Hanfstaubes. Man nimmt davon auf einmal nur so viel, wie etwa eine Nuß an Umfang hat; die Liebhaber genießen täglich vier bis fünf solcher Stückchen. Die Wirkung stellt sich, je nachdem die Gabe größer oder kleiner war, in dreiviertel bis anderthalb Stunden ein. Die Hindu bereiten den Haschischextrakt weit sinnreicher; sie thun das Pulver in ein Säckchen, das sie über siedendes Wasser hängen; dann dringt der Dampf hinein und befeuchtet den Staub, den man durchseihet. So gewinnt man einen grünen Saft, der schnell trocknet. Das ist der echte Haschischextrakt, der überall im Orient sehr gesucht und unter dem Namen Bengali bekannt ist.

Das Haschisch wird auch in anderer Weise zubereitet und manchmal mit anderen Substanzen versetzt. Zu Pillen nimmt man Zimmt 3 Drachmen, Rosenknospen 3, Gewürznelken 2, Opium 1, Haschisch 1 und Safran 3 Drachmen. Dazu thut man Rosenwasser und Zucker nach Verhältniß, schlägt Eigelb hinzu und theilt die Masse in fünfzig Pillen. Die Orientalen preisen auch eine andere an Opium reichhaltige Mischung, das Theriak, von

welchem die Aerzte früher Gebrauch machten; jetzt ist es in Vergessenheit gerathen. Man feuchtet auch wohl den Haschischstaub an, läßt ihn langsam warm werden und knetet ihn zu kleinen runden Stücken oder länglichen Walzen; an der Form sieht man, wo er verfertigt wurde. Wer das Haschisch rauchen will, schneidet von dieser Masse ein Stück von etwa Nagels Größe und zerbricht es in zwei oder drei Theile; diese werden auf den Kopf des Bury gelegt, — d. h. der Nargile, an welcher der Wasserbehälter, Schischeh, durch eine Kokosnuß ersetzt wird, und an der sich statt des gewöhnlichen Schwungrohrs, Leya (Schwanz), ein Rohr von Rosen-Jasmin- oder Kirschholz befindet, — auf den Tumbak und unter die glühenden Kohlen, durch welche es in Brand geräth. Diese Kohlen für die Nargile werden aus gepulverter mit Salpeter versetzter Holzkohle bereitet, welche man durch etwas Honig wieder verbindet.

Das Haschisch geräth leicht in Brand, beschleunigt auch die Verbrennung des Tumbaks oder Tabacks, auf welchen man es gelegt hat. Der Rauch ist scharf, reizt den Schlund und bringt Husten hervor; er ist voll und sehr weiß, der Geruch ist jener der Pflanze überhaupt. Die Wirkung stellt sich rasch ein, gewöhnlich schon nach dem ersten oder zweiten Bury; die Anzahl der Burys, welche ein Raucher vertragen kann, hängt ganz von seinem Temperament und seiner Gewohnheit ab. Das Haschisch kann, wenn in sehr starken Gaben genossen, Bewußtlosigkeit erzeugen; dann erfolgt ein Duseln, nicht ein gesunder Schlaf, aber geradezu gefährliche Anfälle stellen sich schwerlich ein. Nur ein fortgesetzter Gebrauch ist sehr nachtheilig, aber weit mehr für die Geisteskräfte, als für den Körper. Die Haschasch, so nennt man die Liebhaber des Haschisch, ziehen das Rauchen vor und essen jenes nur, wenn sie ihrer Umgebung einen Genuß verbergen wollen, der sie dem Gespötte preisgibt. Man erkennt sie aber leicht; ich wenigstens habe bei meinen Wanderungen durch die Bazare zu Kairo und Damaskus allemal auf den ersten Blick gesehen, welche Kaufleute zu den Haschasch gehören. Der Hanfraucher ist im gewöhnlichen Leben mürrisch, träumt vor sich hin, ist jeder Bewegung abhold, wiewohl nicht in dem Maße wie der Opiumraucher; er ist auch nicht so schweigsam wie dieser, redet aber doch nicht gern. Aber beide haben gesenkte, halbgeöffnete Augen, wackeln mit dem Kopfe und lassen ihn vorne überhängen; doch wenn sie rauchen, werfen sie ihn nach hinten, schlagen die Augen gen Himmel, als wären sie in Verzückung, blasen die Nasenlöcher weit auf und lassen aus ihnen die weißen Rauchwolken hervorquellen. Nach dem Genusse des Haschisch hat der Kaffee eine sehr aufregende Wirkung; er verändert das Wesen der Trunkenheit, ohne sie doch merkbar zu steigern, falls er nicht mit Zucker versetzt ist. Denn dieser letztere ist ein mächtiger Hilfsgenosse des Haschisch. Nur Limonade ohne Zucker arbeitet den Wirkungen des Haschisch entgegen. Die echten Haschasch genießen fast nur gezuckerte Sachen. Das sicherste Mittel, die Wirkungen zu schwächen oder ganz zu beseitigen, besteht darin, daß man Eis oder kaltes Wasser auf den Kopf legt. Ich glaube, daß auch schon ein schwaches Brechmittel dasselbe leisten würde. Ich selber habe freilich damit keinen Versuch gemacht. Die schleunige Beförderung des Blutumlaufs hat einen Andrang nach dem Gehirn im Gefolge, welcher die Bewegung und die Verstandeskräfte lähmt; dann folgt Irrereden und Delirium, später stellt sich Betäubung und Schläfrigkeit ein. Bei schwachen Gaben sind auch die Wirkungen schwach. Das Haschisch hat noch eine andere Wirkung, nämlich auf die Blase; es entsteht Drang zum Harnlassen und Priapismus. Sicherlich ist das Haschisch ein Aphrodisiacum, aber in der Weise der narkotischen Mittel, des Opiums und der geistigen Getränke. Shakespeare hat gesagt, daß der Wein die Liebe entfessele und zurückhalte. Viele Orientalen sind gerade deshalb dem Opium und Haschisch ergeben, und deshalb rauchen die gemeinen Chinesen das Opium, und manchmal in erschrecklich starken Gaben, vorzugsweise in den schlechten Häusern.

Der sehr scharfe Rauch des Haschisch übt auf die Luftröhre und Brust einen äußerst starken Reiz und bringt zuweilen Krankheiten an diesen Organen hervor. Manche Europäer haben an sich selbst Versuche mit dem Genuß des Haschisch gemacht und darüber ausführlichen Bericht gegeben; alle behaupten, daß die Wirkungen weit stärker seien, als jene des Opiums. Dabei übertreiben sie gewiß nicht; ich glaube aber, daß die kräftigere Leibesbeschaffenheit und das mehr sanguinische Temperament der Europäer wohl erklärt, weshalb in den Folgen des Genusses einer und derselben Substanz ein so großer Unterschied zwischen ihnen und den Orientalen stattfindet. Auch haben jene Beobachter das Haschisch nicht in der Art und Weise genossen, wie die Morgenländer; das reine Harz, wie die Apotheken es verkaufen, hat keineswegs dieselben Eigenschaften, als das Pulver, die Kuchen und das Dawamesk, wie sie im Orient bereitet werden. Auch nehmen die Morgenländer Opium oder Haschisch nur, wenn sie sich zuvor in eigenthümliche psychologische Stimmungen versetzt haben; sie weihen sich, wenn man so sagen darf, erst für den Genuß ein. Unsere ganze Art und Weise ist eine ganz andere. Der alte Philosoph sagte, wer recht genießen wolle, müsse vorher entbehren. Die Haschasch sagen, daß ohne Fasten ihr wahres Glück und der höchste Genuß nicht zu erreichen sei. Sie essen also längere Zeit gar kein Fleisch, genießen überhaupt nur sehr wenig und zwar nur Gemüse, leichtes Gebäck, völlig reifes Obst und Zuckersachen, rauchen wenig Taback, trinken nie Wein oder Branntwein. Vermittelst einer solchen Weihe befähigen sie den Körper dahin, daß das Nervensystem die Wirkungen des Haschisch in seinem ganzen Maße empfindet; dadurch bauen sie ferner allzustarkem Blutandrang nach dem Gehirn vor, der sich nach einer reichlichen Mahlzeit oder nach übermäßigem Genusse von geistigen Getränken immer einstellt.

Der Haschasch bereitet sich demnach zu einem vollen Hochgenusse methodisch vor, indem er einige Tage vorher fastet und nach und nach die Gaben von Haschisch steigert. An dem festgesetzten Tage steht er früh auf, raucht bis Mittag mehre starke Burys, genießt einige Zuckersachen, trinkt viel Kaffee und raucht abermals. Dann schwimmt er in einem Meere von Wonne. Um recht ungestört zu sein, hat er sein innerstes Gemach aufgesucht. Nun sind alle Sorgen verscheucht. Manchmal läßt er zwei bis drei Tage lang Musik machen und schaut dem Tanze der Almehs oder seiner Sklavinnen zu. Ein entzückendes Gesicht folgt dem andern; was er auch gewahre, Alles ruft in ihm anmuthige Empfindungen und verlockende Täuschungen hervor, die Wonne wird zur Verzückung, dann folgt Müdigkeit, endlich ein Schlaf, der einige Stunden währt. Nach dem Erwachen ist der Haschasch wieder im vollen Besitze der Vernunft, er fühlt sich nur ein wenig abgespannt und hat manchmal Kopfschmerz. Die Bektaschis halten Zusammenkünfte, in welchen sie Haschisch rauchen. Wahrscheinlich haben die Anhänger des Alten vom Berge auch Hanf geraucht. Gegenwärtig genießen die gemeinen Leute das Haschisch in besonderen Kaffeehäusern, die Mehschasch

genannt werden. In manchen muselmännischen Ländern duldet jedoch die Polizei solche Häuser nicht; in Aegypten ist sogar der Anbau des indischen Hanfes und überhaupt der Verkauf desselben verboten. Aber es fällt der Regierung wohl außerordentlich schwer, einem Unfuge zu steuern, der seit Jahrhunderten eingewurzelt ist, und die Aegypter halten mit Zähigkeit an demselben fest.

Am Ende zeigt der fortgesetzte Genuß des Haschisch Verrücktheit oder Geistesschwäche. Die Leute kosten ihn anfänglich aus Neugier, gewinnen nach und nach Geschmack daran und geben sich dem Genusse häufiger hin, immer mit dem Vorsatze, bei Zeiten wieder aufzuhören. Aber bald sehen sie sich dermaßen verstrickt, daß sie sich nicht mehr losmachen können. Auf zeitweiliges Irrereden folgt Narrheit und fixe Idee. Noch vor einigen Jahren sah man im Muristan zu Kairo zwei Wahnsinnige, die in Folge übermäßigen Haschischgenusses in dieses Irrenhaus gekommen waren. Der eine hielt sich für den Propheten und der andere für Gott. Der eine rief den Leuten zu: Ich bin der Prophet, Gott hat mich zu euch gesendet! Der andere fiel ihm in die Rede und sprach mit äußerster Gelassenheit: Dieser Mensch ist ein Betrüger, denn ich bin Gott und habe ihn nicht gesendet. — Es ist bemerkenswerth, daß der Haschischwahnsinn so oft eine religiöse Färbung hat; der Hanf regt den Glauben an und steigert den Enthusiasmus. Die meisten Haschasch sind bekehrungssüchtig und suchen Andere für ihre religiösen Theorien zu gewinnen. Da ihnen das nicht oft gelingt, so überreden sie Jeden, mit dem sie verkehren, zum Genusse des Haschisch; sie nehmen nicht ohne Grund an, daß sie ihn zu sich herüberziehen, wenn er den Lockungen nicht widersteht.

Einer dieser Leute entwickelte mir sein System in folgender Weise: Alles Vorhandene hat zwei Pole; der eine Pol am Menschen ist ein Nerv, der oben auf dem Gehirn liegt; das ist der geistige Pol, durch welchen der Mensch sich mit der göttlichen Sonne in Verbindung setzt. Der fleischliche oder leibliche Pol wird durch die Zeugungsorgane gebildet; dadurch setzt er sich in Verbindung mit der Materie. Die Vereinigung beider Pole findet vermittelst der Liebe statt, deren Sitz im Herzen ist. Die Annäherung der Pole ist das Weltgesetz. Deswegen muß das Abendland, als das männliche und schaffende Princip, als Pol sich dem Orient annähern, denn er ist das weibliche Princip und bildet als solches den zweiten Pol der Menschheit. Die Annäherung und Vereinigung geschieht vermittelst eines Volkes, das zwischen Orient und Occident, demnach zwischen die beiden Pole, gestellt ist. Aus derselben muß nothwendig ein Volk von Riesen und Göttern entstehen, das dem Tode unzugänglig ist. Die Vereinigung und Zeugung findet binnen kurzem statt, denn der Prophet, vermittelst dessen sie geschehen soll, ist bereits erschienen. Mein Philosoph war natürlich in eigener Person dieser Prophet. Er hat außerdem eine Entdeckung gemacht, durch welche die ganze Welt eine völlige Umgestaltung erfährt. Wie nämlich der Diamant die Sonne wiederspiegelt, so bildet das Haschisch, wenn es einmal das Gehirn erreicht hat, die Seele zu einem Spiegel um, in welchem die Sonne der Gottheit in ihrem vollen Glanze wiederstrahlt. Durch die Annäherung der Pole wird der ganze Mensch erfüllt von Liebe zur Wahrheit und zum Vergnügen; er wird dann immer jünger und der Tod verschwindet vor ihm. Der Tod ist fort, der Mensch wird wirklich und gewiß unsterblich, und im Laufe von Jahrtausenden erfährt sein Körper weiter keine Umwandelung, als daß er stets jünger und schöner wird. Insbesondere verjüngt sich der Mensch durch die Liebe, weil Alles, was schön und gut auf Erden ist, in Folge der Vereinigung beider Pole entsteht. Das Haschisch ist die Frucht, welche Eva aß, das Manna des Moses, das Lebenswasser, von welchem Jesus zur Samaritanerin sprach, der Quell, aus welchem Mohammed alle seine Eingebungen schöpfte. Der Koran, sagte mein Prophet weiter, sei in gereimter Prosa geschrieben, und schon daraus könne man die Einwirkungen des Haschisch erkennen. Dieses ganze System hat der Entdecker niedergeschrieben, um es bekannt zu machen.

Der Haschasch macht drei Stufen durch: erst redet er irre; dann folgt die Illusion, die schon einen häufigern Genuß voraussetzt; endlich tritt düsterer Wahnsinn oder Tollwuth ein, Dilirium, Manie, Erotismus und Geistesschwäche; diese bilden den letzten Grad. Jeder intelligente kecke Mensch von mystischer Gemüthsanlage wird sich, wenn er die zweite Stufe nicht überschreitet, für einen Propheten halten.

Die Türken ziehen das Opium vor, die Araber sind mehr dem Haschisch ergeben.

Ein siamesisches Märchen.

Von **Adolf Bastian**.

Es war einmal in alter Zeit ein König, Matkharat genannt, der in der königlichen Residenzstadt des Landes Mattakharat regierte. Er hatte einen Sohn, einen jugendlichen Prinzen, der in dem Alter von 16 Jahren Abschied nahm von seinen Aeltern und in die Fremde hinauszog, um die magischen Wissenschaften in der Stadt Takkasila zu erlernen. Sein königlicher Vater versah ihn mit Gold bis zu dem Werthe von 10,000 Krasaph, und als ein günstiger Tag gekommen war, verließen der Prinz und sein Milchbruder, begleitet von den Segenswünschen des Königs, die Stadt Mattakharat und schlugen ihren Weg nach Norden ein. Nun begab es sich, daß zu derselben Zeit in der Stadt Hemaratha-Nakhon (die Stadt des Schneelandes) ein reicher Kaufmann lebte, Uden-Setthi genannt, der große Reichthümer besaß bis zu dem Betrage von 80 Kot. Sein Sohn, im Alter von 16 Jahren, erhielt von seinen Aeltern Gold bis zu dem Werthe von 10,000 Krasaph und sagte ihnen Lebewohl, um mit seinem Milchbruder hinauszureisen nach der Stadt Takkasila und dort die magischen Wissenschaften (Sinlaprasat) zu studiren.

Als des reichen Mannes Sohn mit seinem Milchbruder des Weges entlang zog, begegneten sie dem Prinzen, der

sie anredete und fragte: „Welcher Nation seid Ihr und von wo?“ Der Jüngling, zur Antwort auf die Ansprache des Prinzen, entgegnete: „Ich bin der Sohn eines Kaufmanns, der in der Stadt Hemaratha-Nakhon lebt, und ich bin auf der Reise nach Takkasinla, um dort die magischen Wissenschaften zu studiren.“ Dann stellte er seinerseits Fragen über Wohnort und Abkunft. Der Prinz erwiederte: „Wir sind der Sohn des Königs Matkharat, der in der großen Residenzstadt Mattakharat Hof hält. Wir haben die Absicht, uns dem Studium der magischen Wissenschaften zu widmen.“ Der Jüngling sagte darauf: „Eure Gnaden ziehen dieselbe Straße, die wir ziehen. Laßt uns zusammen gehen und Gefährten sein.“ So thaten sich der edle Prinz und des reichen Mannes Sohn und die zwei Milchbrüder zusammen, und diese vier Personen reisten in Gesellschaft und unterstützten einander, bis sie die weitberühmte Stadt Takkasinta erreichten. Dort traten sie ein und verbeugten sich ehrerbietig vor dem gelehrten Thittasapamok, der sie befragte, sprach: „Willkommen, Ihr Prinzen, Ihr Vier! von wo des Wegs?“ Da erzählten sie ihm Alles, wie es ihnen ergangen und machten es klar und deutlich für das Verständniß des gelehrten Thittasapamok und sagten: „Eure ergebenen Diener kamen hierher mit dem Wunsche, die Sinlaprasat zu studiren, unter der anleitenden Aufsicht unsers Vaters und Wohtthäters.“ Der Thittasapamok gab seine Zustimmung, und die edlen Jünglinge legten die mitgebrachten Gelder in die Hände ihres Lehrers nieder, mit dem sie zusammenlebten, und der sie in der Sinlaprasat unterrichtete, in den versiegelten Geheimnissen und in den Zauberformeln der acht Arten von Magie. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren hatten sie den Kursus der Wissenschaften beendet und verabschiedeten sich von dem gelehrten Professor, um in die Städte ihrer Heimat zurückzukehren. Der Thittasapamok gab ihnen dann seinen letzten Rath mit auf den Weg und sagte: „Wenn Ihr Vier im Laufe eurer Reise an eine Stelle kommen solltet, wo drei Straßen sich kreuzen, so folgt der Straße, die gerade ausläuft, da sie Euch in Eure Heimat führen wird. Hütet Euch aber vor der krummen Straße, die abbiegt.“ Die Jünglinge brachen auf und nach einiger Zeit geschah es, daß sie an einen Kreuzweg kamen. Der Prinz überlegte bei sich und dachte: „Unser Lehrer hat uns vor dem Seitenwege gewarnt. Wie mag es damit sein?“ Dann sich zu seinem Begleiter wendend zeigte er ihm die gerade Straße und sagte: „Dies ist die Straße, der Ihr folgen müßt, um in Eurer Heimat anzukommen. Wir werden hier diese Seitenstraße wählen. Lebt wohl.“

So wich der Peinz mit seinem Milchbruder von der großen Heerstraße ab. Sie kamen nach einiger Zeit zu einem Wegehause,*) das dort für die vorüberziehenden Reisenden unter einem Baume aufgerichtet war, und da sie sich ermüdet fühlten, setzten sie sich dort nieder, um auszuruhen. Nun begab es sich, daß die Wildniß dort von einem Dämon (Asura) bewohnt war, der den Namen Satsarat führte. Als er den Peinzen und seinen Milchbeuder erblickte, sagte er zu sich selbst: „Diese beiden Prinzen da haben die Grenzen meines Gebietes überschritten. Sehr wohl, ich werde sie fressen.“ So überlegt habend, schrie der Oger (Naksaka) mit fürchterlicher Stimme und sagte: „Heda, Ihr zwei Gesellen, Ihr seid in mein Gebiet eingetreten. Ich beabsichtige, Euch als mein Frühstück zu verzehren.“ Mit diesen Worten packte der Oger den Prinzen. Der Prinz aber setzte sich zur Wehr, und da sein Milchbruder zur Hilfe herbeikam, dauerte das Gefecht eine lange Zeit, bis die Stärke des Ogers nachzugeben anfing. Der Prinz sprang dann auf seinen Körper, und ihn mit den Füßen niederstampfend, schwang er sein königliches Schwert hoch in der Luft, um den Kopf des Großteufels abzuhauen. Der Großteufel begann kläglich zu wimmern und bat und flehte um sein Leben; er sagte: „Wenn Ihr mir mein Leben schenken wollt, so werde ich Euch eine Zauberformel mittheilen, mittelst welcher Ihr im Stande sein werdet, die Seele aus dem Herzen herauszubeschwören und von dem Körper zu trennen, so daß Ihr ohne denselben umherwandeln könnt, bis es Euch gefällt, sie wieder zu vereinigen. Der Prinz sagte dann: „Sprichst Du wirklich die Wahrheit, Großteufel?“ Der Oger erwiederte: „Es ist wahrhaftig und aufrichtig so.“ Der Prinz ließ ihn darauf frei, und nachdem er die versprochene Beschwörungsformel gelernt hatte, setzte er mit seinem Milchbruder die Reise fort.

Nach sieben Tagen kamen sie zu einer großen Stadt, Phirai-Nakhon (Siegesstadt) genannt, wo der mächtige König Phitsarumaharat herrschte. Dieser hatte eine 16jährige Tochter, die mit den fünf Merkmalen der Schönheit begabt war, aber seit frühester Kindheit von dem Unglück betroffen worden war, ihre Sprache zu verlieren. Der König sandte nach den Hora Pra Rohit (den Astrologen), um das zukünftige Loos der Prinzessin zu erforschen. Die Astrologen prophezeiten, daß sie ihre Sprache wieder erlangen würde, sobald sie einem Gatten angetraut sein würde. Der König ließ dann in dem Palaste einen hohen Thurm mit sieben Stockwerken erbauen und sandte dorthin eine große Anzahl von Musikanten mit Trommeln, Gongs und Blasinstrumenten, sowie die königlichen Hofdamen, um im herrlichen Pomp und Pracht die Prinzessin zu bedienen, die das oberste Stockwerk bewohnte. Und der König ließ alle diese Diener und Wächter einen heiligen Eid schwören, daß sie, sobald die Prinzessin die Sprache wieder erhalten haben würde, ihre Musikinstrumente aufstreichen und lustig darauf spielen sollten. Der König machte dann eine Uebereinkunft mit allen Großen und Edelleuten; er befahl ihnen, daß sie ihre Söhne schmücken und zur Unterhaltung mit der Prinzessin hinaufsenden sollten, Einen nach dem Andern, Nacht für Nacht. Wenn es Jemand gelingen sollte, die Prinzessin zum Sprechen zu bringen, würde er ihr als Gemahl angetraut werden, aber wer in seinem Versuche fehlschlüge, hätte den Tod zu erleiden. Demgemäß bereiteten die Minister und Edelleute ihre Söhne vor und sandten sie, Ein bei Ein, zu der Prinzessin, Nacht für Nacht. Aber Keinem glückte sein Unternehmen. Einer nach dem Andern wurde hingerichtet, und eine große Menge war schon so zu Grunde gegangen. Die Aeltern pflegten dann am nächsten Morgen vor dem Thurme zu erscheinen und erhielten die Leiche ihres Sohnes ausgeliefert, um sie zu verbrennen in feierlicher Bestattung. Und so ging es fort für eine lange Zeit.

Nun begab es sich eines Tages, daß die Reihe, die Prinzessin zu besuchen, an den Sohn eines reichen Mannes (Setthi) gekommen war. Und die Aeltern hatten in tiefer Bekümmerniß große Vorbereitungen getroffen für die Trauer-Ceremonie, und sie hielten Leichenspiele und Grabesfeierlichkeiten, klagend und weinend um das bevorstehende Geschick ihres geliebten Sohnes, und das ganze Haus war mit Stöhnen und Jammern gefüllt. Zu der Zeit geschah es, daß der Peinz mit seinem Milchbruder

*) Banna-Sala sind kleine Hallen, die, um ein verdienstliches Werk zu thun, für die Reisenden längs des Weges aufgerichtet werden. Sie bestehen gewöhnlich nur aus einigen auf Pfählen gelegten Planken oder Bambusstäben, die von einem Blätterdach beschattet werden.

dort ankam. Und er fragte die Leute in des reichen Mannes Hause, sich an die Diener wendend, und sagte: „Was ist die Ursache alles dieses Weinens und Klagens, und warum ist da ein solches Gejammer?“ Einer der Männer erwiederte verwundert: „Was fragst Du nach der Ursache, als ob Du es nicht wüßtest.“ Der Prinz antwortete: „Wir kommen aus weiter Ferne und wissen Nichts.“ Da drängten sich die Leute um ihn und erzählten ihm, daß der König des Landes eine 16jährige Tochter besäße, die ausnehmend schön aber stumm sei, daß er alle die Großen seines Reiches verpflichtet habe, ihre Söhne herzusenden, um sich mit der Prinzessin zu unterhalten, daß derjenige, der sie zum Sprechen bringen könne, ihre Hand erhalten würde, aber daß auf einen fehlgeschlagenen Versuch der Tod folgen müsse, und daß schon Viele so ihr Leben verloren hätten. „Und jetzt“, fügten sie hinzu, hat das Loos, die Prinzessin zu besuchen, den Sohn dieses Kaufmanns getroffen. Und da kann kein Zweifel sein, daß es ihm so ergehen wird, wie den Uebrigen, und daß der König ihn morgen früh wird tödten lassen. Und darum hat sein Vater, von tiefem Schmerz erfüllt, alle Vorbereitungen für die Leichen-Ceremonien getroffen und begehl die Bestattung seines geliebten Sohnes. Deshalb ist nun das Haus gefüllt mit Jammer und Klagen und hallt wieder vom beständigen Weinen.“ Als der Prinz diese Erklärung vernommen hatte, begann er die Leute zu befragen und sagte: „Ich bitte Euch, horcht auf meine Worte. Im Falle sich Jemand erbieten sollte, den Platz des Sohnes von diesem reichen Mann zu übernehmen und an seine Stelle hinzugehen, würde es ihm erlaubt werden?“ Der Mann erwiederte: „Deine Worte scheinen trefflich und gut. Warte hier ein wenig, ich werde hineingehen und darüber sprechen.“ Dann ging er in das Innere des Hauses, und sich an die beiden Aeltern des Kaufmannssohnes wendend sprach er so: „Da draußen stehen zwei Jünglinge, die ihrer Erscheinung nach gar edler Abkunft sind. Sie sind bereit, den Platz Eures Sohnes zu übernehmen, um an seiner Stelle die Prinzessin zu besuchen. Würde Euch das recht sein oder nicht? Theilt mir eure Ansicht mit und entscheidet darüber.“

Als die betagten Aeltern diese Worte hörten, fühlten sie sich von Freude erfüllt, und sie sandten rasch den Diener hinaus, diese zwei Fremdlinge einzuladen, in das Haus hereinzutreten. Der Kaufmann befragte sie dann und sagte: „Seid Ihr die beiden Edelleute, die bereit sind, an unsers Sohnes Statt die Prinzessin zu besuchen und ihn von der Hand des Todes zu erlösen?“ Der Prinz erwiederte: „Laß deine Trauer fahren und fürchte Nichts.“ Der reiche Mann war außer sich vor Freude und sagte jubelnd: „Wenn Eure Gnaden meinen Sohn ersetzen wollen, so wird Euer Sklav all sein Gold und Silber, all seine Besitzungen mit Euch theilen und außerdem seine Tochter Euch zur Ehe geben.“ Er ließ dann den Prinzen baden und in reiche Gewänder kleiden und beging Festlichkeiten und feierliche Ceremonien zu seiner Ehre. Dann als die Nacht gekommen war, ging der Prinz zu dem Thurm, und die Wächter, nachdem sie die Erlaubniß des Königs eingeholt hatten, ließen ihn eintreten, und der Prinz nahm seinen Milchbruder mit sich.

Nun war es höchst merkwürdig, wie der Milchbruder seine Seele heraufbeschwor und sie in einen Wasser-Eimer fahren ließ, der dort stand, um die Füße zu waschen. Als der Prinz bei dem Eimer vorbeiging, rief der Eimer ihn an und begrüßte ihn, sprechend: „Ich lade Eure Hoheit demüthigst ein, o fürstlicher Herr, Eurer Hoheit verehrungswürdige Füße in mir zu waschen. Dann mag Eure Hoheit weitergehen und eingehen zu Eurer Hoheit jüngerer Schwester,*) der Prinzessin, die schon lange in ungeduldiger Erwartung der Ankunft Eurer Hoheit sehnsuchtsvoll entgegensteht.“ Und der Eimer rief die weiblichen Dienstboten und die Zwerge an und schrie ihnen zu: „Warum kommt ihr nicht hierher, die Füße des fürstlichen Herrn, eures ältern Bruders, zu waschen?“ Und der Prinz sagte: „Wie kann, mein Bruder, der Eimer die Gedanken meines Herzens kennen?“ Dann erwiederte der Eimer und rief mit lauter Stimme: „Ich bin der Sklave meines fürstlichen Herrn, und ich bin hierhergestellt, um seinem Gebrauche zu dienen.“ „Sei ruhig,“ antwortete der Prinz, „und belästige nicht die Dienerinnen und die Zwerge. Ich habe meinen Milchbruder bei mir, der mir meine Füße waschen wird.“ Dann ließ der Milchbruder seine Seele aus dem Eimer zurückkehren und, nachdem er seinen Körper wieder belebt hatte, wusch er die Füße des Prinzen. Nun gingen sie weiter, um zu dem Erker empor zu steigen. Und da ereignete sich noch etwas sehr Merkwürdiges. Der Milchbruder beschwor seine Seele heraus und ließ sie in den Teppich fahren, der den Prinzen demüthigst anredete und um seine Gunst bittend, sagte: „Eurer Hoheit Sklavin hier ist die Madame Decke. Ich lade demüthigst den fürstlichen Herrn ein, auf mich zu treten und emporzusteigen, da die Prinzessin schon lange ungeduldig und sehnsuchtsvoll der Ankunft Eurer Hoheit wartet.“ Als der Prinz mit seinem Milchbruder weiter gegangen und zu der Thür gekommen war, beschwor der Milchbruder seine Seele und ließ sie in die Thüre fahren, wo sie mit lauter Stimme auszurufen anfing und den Prinzen anredend, sprach: „Eurer Hoheit Sklavin ist die Frau Thür. Ich lade demüthigst den fürstlichen Herrn ein, hineinzutreten. Die Prinzessin hat sich gerade niedergelegt und sie sieht erwartungsvoll Eurer Hoheit Ankunft entgegen.“

Als die Prinzessin alle diese verschiedenen Gespräche hörte, kam es ihr höchst sonderbar vor, und sie dachte bei sich selbst: „Wer mag da kommen, und was ist alles dies Sprechen und Einladen? Wunderbare und überraschende Dinge sind es in der That, die sich heute ereignen.“ Dann war es, daß der Prinz eintrat und sich dem Ruheplatz der Prinzessin näherte. Was aber die Prinzessin betrifft, so lag sie im Bette, ohne den Eintretenden eines Blickes oder irgend welcher Aufmerksamkeit zu würdigen.

Nachdem das Stillschweigen für einige Zeit angedauert hatte, knüpfte der Prinz mit seinem Milchbruder ein Gespräch an und sagte: „Wir sind hierher gekommen, um bei der königlichen Prinzessin zu wachen. Wenn wir aber schweigend sitzen, fürchte ich, daß wir einschlafen möchten, und das würde sehr unpassend sein.“ Und dann fügte der Prinz hinzu, mit seinem Milchbruder weiter redend: „Weißt Du Geschichten zu erzählen? — Laß uns hören! Erzähle. Ich will zuhören. Oder wenn Du willst, lege Du Dich zuerst nieder, da Du ermüdet scheinst.“ Der Milchbruder erwiederte: „Eure Hoheit wird besser beginnen, eine Geschichte zu erzählen. Ich würde mit Eurer Hoheit Erlaubniß vorziehen, zuzuhören.“ Der Prinz erwiederte darauf: „Sehr wohl, wir wollen Geschichten erzählen, der Reihe nach, und Jeder muß versuchen, die Bedeutung derselben zu enträthseln.“ Der Milchbruder beschwor dann seine Seele und ließ sie in den Vorhang fahren, der über das Bett der Prinzessin ausgebreitet war. Und der Vorhang begann auszurufen und sagte mit lauter

*) Aelterer Bruder und jüngerer Bruder, oder ältere Schwester und jüngere Schwester sind zärtliche Anreden, die auch ohne verwandtschaftliche Verhältnisse gebraucht werden.

Stimme: „Hier bin ich, Madame der Vorhang. Ich bin die beständige Begleiterin der Prinzessin und ich kann jedes Räthsel lösen. Haben Eure Hoheit nur die Güte anzufangen und zu erzählen. Laßt mich hören, wie es ist.“ Der Prinz sagte dann zur Antwort: „Ei, ei, haben Sie die Absicht, sich mit mir zu unterreden, Madame der Vorhang? Wollen Sie in der That?“ Und der Vorhang gab ehrerbietig seine Erwiederung, indem er sprach: „Euer Gnaden Sklave ist der beständige Begleiter und unzertrennliche Gefährte Ihrer Hoheit der Prinzessin. Da ist Nichts, was Ihre Hoheit thut und denkt, worüber sie sich nicht zuvor mit Ihrer jüngeren Schwester, Madame dem Vorhange, berathen würde. Ihre Hoheit zieht mich stets in allen ihren Angelegenheiten zu Rathe und überlegt die Sache mit mir. Sie unternimmt Nichts, was ich nicht billige, und handelt stets nach meinem Vorschlage. Was den Milchbruder Eurer Gnaden angeht, so wird es besser sein, ihn sich niederlegen zu lassen, da er ermüdet scheint. Wolle mein fürstlicher Herr zunächst irgend eine Liebesgeschichte erzählen. Ich werde dann später dasselbe thun.“ Der Prinz sprach dann in der folgenden Weise:

Zwölfte Erzählung.

Zu alten Zeiten da lebten einst vier reiche Kaufleute, die mit einander befreundet waren und in dem Lande Kabinla-Rararapchum ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Sie hatten vier Söhne, die mit einander umherreisten, um nach Frauen zu suchen, und auf ihrem Wege nach dem Dorfe Chantakham kamen. In diesem Dorfe nun wohnten vier reiche Landbesitzer mit vier heiratsfähigen Töchtern, die entschlossen waren, nur einen durch Klugheit und Scharfsinn ausgezeichneten Mann für ihren Gatten zu nehmen. Die beiden Parteien trafen sich auf dem Wege, und sobald die Jünglinge die Mädchen sahen, entbrannten sie in Liebe, gingen zu ihnen hin und fragten sie, wo sie lebten. Die Damen antworteten in einem Räthsel. Eine derselben strich mit der Hand über das Haupthaar, die andere strich ihre Augenbrauen, die dritte strich ihre Brust und die vierte strich ihre Kleider. Dann sagten sie: „Kommt zu unserem Dorf“, und gingen fort. Als der Abend gekommen war, gingen die Jünglinge zu dem Dorfe Chantakham, um nach ihren Geliebten zu suchen, aber sie konnten dieselben nirgends sehen noch finden und waren in großer Verlegenheit, was sie thun sollten. Sie standen auf der Straße und beriethen sich zusammen in der Nähe eines Verbrechers, der dort an demselben Tage gepfählt, aber noch nicht gestorben war. Der Räuber rief sie an und fragte: „Ihr vier Herren spaziert hier umher und geht hierhin und dorthin, und dann steht ihr still und steckt Eure Köpfe zusammen; was bedeutet Alles dieses?“ Die vier Burschen theilten dem Räuber ihre Lage mit und erzählten ihm Alles, was vorgefallen war. Der Räuber erwiederte: „Bringt mir ein wenig Wasser. Wenn ich getrunken habe, werde ich Euch die Sache auslegen und Euch andeuten, wo Ihr die Damen finden könnt.“ Die jungen Leute gingen um Wasser zu holen und gaben es dem Räuber, der, nachdem er getrunken hatte, in folgender Weise sprach: „Vor dem Hause des Mädchens, das ihr Haar mit der Hand strich, steht eine Oelpresse, vor dem Hause des Mädchens, das ihre Augenbrauen*) strich, steht eine Bohnenpflanzung, vor dem Hause des Mädchens, das ihre Brüste strich, wachsen Kürbisse,*) und vor dem Hause des Mädchens, das ihre Kleider strich, steht ein Webestuhl. So verhält es sich mit diesen pantomimischen Hieroglyphen.“ Die Jünglinge folgten dann der ihnen von dem Räuber gegebenen Anleitung und fanden richtig die Mädchen, wie es ihnen gesagt worden war. Die vier Damen befragten sie darauf und sagten: „War es Euer eigener Scharfsinn, der dieses Räthsel löste, oder wurdet Ihr durch Jemand Anders darin unterstützt?“ Die Jünglinge erwiederten: „Wir suchten nach Euch eine lange Zeit, aber vergebens und ohne Erfolg, bis wir zuletzt glücklicherweise den Räuberhauptmann trafen, der dort für seine Verbrechen aufgepfählt ist. Er gab uns den Schlüssel zu dem Räthsel, und so fanden wir Euch.“ Die vier Damen erwiederten: „Wir glaubten, es wäre Euer eigener Scharfsinn gewesen, und wir wußten nicht, daß Ihr eines andern Mannes Hilfe bedurftet, um Euch zu erleuchten.“ Und dann fügten sie hinzu: „Kommt und laßt uns erst den Räuber aufsuchen, wir mögen nachher hierher zurückkommen.“ Als die Damen von den vier Jünglingen zu dem Räuber geleitet worden waren, wandten sie sich an ihre Begleiter und sagten: „Eure Gnaden, Ihr Vier, seid ziemlich traurig versehen, was den Verstand anbetrifft. Wir laden Euch deshalb ein, abzumarschiren und zu verdunsten.“ Die vier Mädchen gingen dann eifrig daran, den Räuber von dem Pfahle abzunehmen, an dem er aufgesteckt war, und sich gegenseitig unterstützend, trugen sie ihn fort und brachten ihn nach ihrem Hause. Dort legten sie ihn nieder und beschäftigten sich eifrigst, seine Wunden zu heilen. Eines der Mädchen unternahm es, Wasser zu holen, das Essen zu kochen und alles Nöthige vorzubereiten. Ein anderes holte die Medicinen und bereitete sie. Die Dritte reichte ihm, was er bedurfte, und die Vierte war damit beauftragt, ihn zu unterstützen, wenn er aufsaß, oder ihn niederzulegen. Als der Räuber durch ihre gemeinsamen Bemühungen genesen war, erhob sich ein Streit unter den vier Damen, da Alle ihn als ihren Gatten in Anspruch nahmen und Jede ein Recht auf ihn zu besitzen glaubte. Wessen Recht ist nun das beste und wem sollte er als Gatte zuerkannt werden? „Wohlauf, Madame der Vorhang, lassen Sie uns hören, wie Sie diese Streitfragen entscheiden würden!“ Und der Vorhang ohne Zaudern rief frisch und fröhlich aus und schrie mit lauter Stimme: „Das ist leicht und einfach genug. Ich werde das sogleich auf das Richtigste entscheiden, ohne daß ein Zweifel übrig bleibt. Die Dame, die den Reis kochte und ihm zu essen gab, das ist sie, die muß ihn kriegen.“ Der Prinz erwiederte lächelnd: „Ei, ei, meine liebe Madame der Vorhang, Sie thaten anfänglich etwas dick und prahlten, die unzertrennliche Gefährtin Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin, zu sein und alle die Gedanken und Ansichten Höchstderoselben zu kennen. Aber würden Sie dann Räthsel in solcher Weise lösen und so verkehrtes Zeug schwatzen? Sie sind vollständig auf dem Holzwege, und es ist in der That ein Schimpf und eine Schande für Ihre Hoheit, die Prinzessin, meine Cousine in fürstlichen Gnaden.“ Als die Prinzessin diesen jämmerlichen Schnitzer hörte, den der Vorhang in der Ausdeutung der Erzählung gemacht hatte, schwoll ihr Herz in Zorn, und sich emporhebend, zerriß sie den Vorhang in tausend Stücke. Dann sagte sie: „Da ist weder Sinn noch Verstand in diesem Vorhang. Wie kannst Du erbärmlicher Schlucker von Vorhang solch stupiden Unsinn hervorbringen? Diejenige Dame, die ihn unterstützte im Aufsitzen und die ihn niederlegte, und die beständig

*) Khiu heißen die Augenbrauen (im Siamesischen) und Thua Peb Khiu ist die Bohnenpflanze.

*) Nam-Tao ist ein Kürbis und Phra-Tao ist der Busen (im Siamesischen).

um ihn war, die muß seine Frau werden. Das ist der richtige und angemessene Weg." Als die Soldaten und Wärter, die in den Thurm als Wächter für die Nacht gesetzt waren, die Prinzessin sprechen hörten, fingen sie an, ihre Musik aufzuspielen, und alle Instrumente brachen los unter dem Rühren der Trommeln und dem Blasen der Trompeten, und als König Phitsarumaharat die Instrumental-Musik vernahm, horchte er freudig auf und dachte bei sich: „Ob die Prinzessin gesprochen haben sollte?"

Als die zweite Nachtwache kam, wandte sich der Prinz an seinen Milchbruder und sagte: „Die erste Wache ist vorbei. Unser guter Vorhang hat sich traurig genug blamirt im Räthselerrathen und hat seine gerechte Strafe empfangen. Wenn wir nun eine andere Geschichte erzählten, wer würde es unternehmen, dieselbe zu deuten?" Der Milchbruder beschwor dann seine Seele und ließ sie in die Nachtlampe fahren, die alsogleich munter und lustig ihre Antwort hervorschrie: „Was versteht der Vorhang von solchen Dingen. Ich bin es, ich allein, der die Ehre hat in beständiger Begleitung Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin, zu verweilen. Wollen Eure Gnaden gefälligst beginnen und Ihre Geschichte erzählen. Ich werde sogleich das Richtige errathen." Der Prinz sagte dann: „Sehr wohl, wir werden unsere Geschichte der Lampe erzählen. Aber der Sinn muß richtig und fehlerlos errathen werden." Die Lampe erwiederte: „Fürchtet Nichts! Alles nur richtig und echt. Möge der Prinz nur beginnen. Meine Geduld ist auf das Höchste gespannt, zu lauschen. Ich errathe stets sogleich das Richtige, ohne jemals Fehler zu machen." Der Prinz erzählte dann in der folgenden Weise:

Dreizehnte Erzählung.

Es waren einmal vier Jünglinge, die einen Freundschaftsbund geschlossen hatten. Der Eine derselben war ein geschickter Holzglätter, der Zweite wußte auf die vorbereitete Tafel die Figur eines hübschen Mädchens zu zeichnen, der Dritte verstand sie einzugraben und der Vierte zu beleben. Als nun das Mädchen sich erhob, war sie von reizender Form und verführerisch anzuschauen. Es entstand deshalb ein Streit unter den Jünglingen über ihren Besitz und wem würde sie von rechtswegen als Gattin zuzusprechen sein? Laßt uns hören, Madame Nachtlampe, wie Sie diesen Fall entscheiden würden?" Die Nachtlampe erwiederte: „Oh, das ist klar und deutlich, sie gehört dem, der sie belebte." Der Prinz lächelte und sagte: „Die Nachtlampe rühmte sich vorher, Alles zu wissen und die beständige Begleiterin Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin, zu sein. Aber wie könnte sie dann sich so versehen und eine solche falsche Ausdeutung eines Räthsels geben?" Als die Prinzessin diese Worte hörte, riß ihr die Geduld und sie sagte ärgerlich: „Fi über Dich, Du Lampe, wie kannst Du solchen Blödsinn schwatzen? Der berechtigte Eigenthümer des Mädchens ist derjenige, der sie in das Holz eingegraben hat, denn er hat sie berührt und ihren Körper in seinen Händen gehabt. Seine Frau muß sie werden." Dann in ihrem Zorn stieß die Prinzessin die Lampe mit ihrem Fuß, daß sie über und über purzelte. Als die Leute, die in dem Thurm wachten, die Stimme der Prinzessin und die gepflogene Unterhaltung hörten, ließen sie die Musik erschallen. Sie stießen in die Posaunen, rührten die Trommeln und bliesen die Trompeten. Und als Seine Majestät der König die festlichen Töne hörte, fühlte er sein Herz von Freude erfüllt.

Als die Nacht bis zur dritten Wacht fortgerückt war, fing der Prinz aufs Neue an, sich mit seinem Milchbruder zu unterhalten und sagte: „Die Lampe war unfähig mein Räthsel zu lösen und ist gezüchtigt worden, wie es sich gehört. Im Falle ich eine andere Geschichte erzählte, wer würde bereit sein, die Ausdeutung zu unternehmen?" Der Milchbruder beschwor seine Seele und ließ sie in den goldenen Spucknapf fahren. Alsobald begann der Spucknapf auszurufen und sagte: „Ich, mein hoher Herr, bin wohl bewandert in allen Ränken und Schlichen. Da ist Nichts so verwickelt und so fein, daß ich es nicht zu entwirren und zu lösen wüßte. Ich bin die Sklavin Ihrer königlichen Hoheit und ich bitte um die Erlaubniß, Eure Räthsel errathen zu dürfen." Der Prinz erzählte dann dem Spucknapf die folgende Geschichte:

Vierzehnte Erzählung.

Es waren einst unter den großen Brahmanen vier Männer, die sich zusammen auf einem Fahrzeuge einschifften um eine Seereise zu unternehmen. Der eine Brahmane war ein Hora (Astrolog) und konnte zukünftige Ereignisse vorhersagen. Der zweite Brahmane war erfahren in der Kunst des Bogenschießens und stets sicher zu treffen. Der Dritte war ein Taucher, der unter dem Wasser verbleiben konnte. Der Vierte verstand lebendig zu machen.*) Als eines Tages die vier Brahmanen in dem Vordertheil des Schiffes beisammensaßen, fragten im Laufe des Gesprächs seine drei Gefährten den vierten Brahmanen, der in der Wahrsagerkunst erfahren war, ob er etwas Merkwürdiges voraussehe, was sich in der nächsten Zeit ereignen würde. Der Astrolog stellte seine Berechnungen an und sagte dann: „Am heutigen Tage wird der Vogel Insi**) seine Erscheinung machen und über dem Schiff vorbeifliegen, mit einer Jungfrau in seinem Schnabel. Er wird uns heute mit Einbruch des Abends begegnen, aber die Jungfrau wird schon gestorben sein." Da sagte der Brahmane, der im Bogenschießen geschickt war: „Wenn der Insivogel mit der Jungfrau in seinem Schnabel hier vorüberkommt, so werde ich mit meinem Bogen nach ihm schießen und ihn durch einen Pfeil herunterbringen." Der im Tauchen geübte Brahmane sagte: „Sobald die Jungfrau in das Wasser gefallen ist, werde ich nach ihr tauchen und sie auf die Oberfläche bringen," und der Brahmane, welcher verstand, das Leben zu infiltriren, fügte hinzu, daß er ihre leblose Form wieder lebendig machen werde. Während die Brahmanen noch da standen und sich unterhielten, flog der Raubvogel vorüber mit einer Jungfrau in seinem Schnabel. Und dann geschah es, wie sie ausgemacht hatten. Der Bogenschütze schoß den Vogel an, der im Schmerze die Jungfrau fallen ließ. Der Taucher sprang in das Wasser, ergriff sie mit seinen Armen und brachte sie an Bord des Schiffes. Sie war todt, aber der in den magischen Künsten erfahrene Brahmane durchgoß ihre starre Form mit neuem Leben und sie erhob sich in voller Jugendblüthe. Da die Jungfrau ausnehmend schön und reizend war, so stritten sich die Brahmanen um ihren Besitz, weil ein Jeder sie für sich als Gattin verlangte. Der Prinz

*) Eine der magischen Operationen, die in der Sinlavrasat zu Taxila gelehrt wurde, und sich vielfach in den Palibüchern erwähnt findet, ist die im Siamesischen „rub" genannte. Sie besteht darin, sei es durch Besprengung mit Wasser, sei es (nach Medea's Art) durch Feuer und Kochen in einem Kessel, bald Gestorbene aufs Neue zu beleben, bald die Formen von Thieren in Menschen, oder die von Menschen in Thiere zu verwandeln.

**) Der fabelhafte Vogel des Orients, der Menschen zum Fraße raubt und oft ganze Städte und Länder verwüstet.

richtete dann seine Frage an den Spucknapf und sagte: „Nun, Frau Spucknapf, was ist Ihre Ansicht von der Sache? Welcher der Brahmanen hat das beste Recht auf dieses Mädchen und wem sollte sie als Gattin angehören? Lassen Sie mich hören, wie Sie diesen Punkt entscheiden würden.“ Der Spucknapf, ohne langes Bedenken, rief aus: „Die Dame war gestorben und ohne Leben. Derjenige, der ihr das Leben zurückgab, ist ihr rechtmäßiger Besitzer und ihm sollte sie, als Gattin, übergeben werden.“ Lächelnd erwiederte der Prinz: „Sie, Frau Spucknapf, haben die Ehre, die unzertrennliche Gefährtin Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin zu sein, und sich stets nahe am Munde meiner liebenswürdigen Cousine zu befinden, und jetzt kommen Sie hierher und machen solchen Plunder im Räthselrathen? Was soll ich davon denken?“ Die Prinzessin aber, als sie diese Worte hörte, sagte in großem Zorne: „Was für ein dummer Spucknapf das ist! Mit deiner Weisheit ist es in der That beklagenswerth bestellt. Du solltest lieber schweigen, als solches Zeug zu faseln und dich so mit deinen Erklärungen lächerlich zu machen.“ Und die Prinzessin ergriff den Spucknapf, und zerrte ihn hervor und warf ihn von sich und stieß mit ihrem Fuß noch dahinter her, während sie sagte: „Das Richtige ist, daß die Jungfrau dem Manne zur Frau gegeben werde, der niedertauchte und sie aus dem Wasser holte, denn er hat sie in seinen Armen gehalten und ihren Körper mit seinen Händen berührt.“ Als die Wächter, welche in dem Thurme aufgestellt waren, die Prinzessin reden hörten, ließen sie die Musikanten ihre Instrumente spielen und rührten die Trommeln und bliesen die Trompeten. Und der König, als er es hörte, war ausnehmend froh.

Als die vierte Nachtwache gekommen war, sprach der Prinz zu seinem Milchbruder und sagte: „Dem Spucknapf ist es nicht gelungen, mein Räthsel zu lösen, und er ist dafür bestraft worden, wie er es verdiente. Wenn ich nun noch eine Geschichte erzählen sollte, wer würde sich anbieten die Deutung zu unternehmen?“ Der Milchbruder beschwor darauf seine Seele und ließ sie in das mit Goldstickereien verzierte Kopfkissen fahren. Und das Kopfkissen rief aus zur Erwiederung und sagte: „Hier bin ich, ich, das Kopfkissen Ihrer Hoheit der Prinzessin. Ich werde jedes Räthsel lösen. Wollen Euer Gnaden gefälligst nur beginnen!“ Der Prinz sprach dann folgendermaßen:

Fünfzehnte Erzählung.

Da lebten einst in früherer Zeit vier Damen von äußerst zarter Constitution. Der ersten Dame schwollen ihre Hände, wenn sie Jemand Anderes Reis stoßen*) sah. Die Zweite fühlte ihre Brust wie zerschlagen, wenn sie Jemand Anderes die Trommel rühren sah. Die Dritte hatte ein Gefühl von Müdigkeit in dem Handgelenk, wenn sie Jemand Anderes Wasser holen sah, und die Vierte war am ganzen Körper wie gequetscht, wenn die Mondstrahlen auf sie fielen. Welche von den vier Damen nun war die am meisten sensitive und am zartesten organisirt?“ Das Kissen rief sogleich: „Ich durchschaue das deutlich genug, das weichste und empfindlichste Fleisch war das derjenigen Dame, deren Handgelenke ermüdeten, wenn sie Jemand Anderes Wasser tragen sah.“ Hierauf lächelte der Prinz und sagte dann: „Wie, Madame Kissen, Sie, die mit einem Platz im Innern des Bettes beehrt werden, Sie, die beständige Begleiterin, so dicht und nahe zu den Ohren und Augen Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin, Sie können keine bessere Erklärung geben? Sie sollten sich schämen!“ Die Prinzessin aber, als sie hörte, wie stümperhaft das Kissen den Sinn der Erzählung ausgedeutet hatte, entbrannte in grimmigem Zorn. Sie erhob sich, und das Kissen hervorreißend, sagte sie mit ärgerlicher Stimme: „Du verschrobenes Ding von einem Kissen, kannst Du Nichts Besseres ausdenken als solche Faseleien?“ Und sie nahm das Kissen und zerrte es umher und zersetzte es in lauter kleine Stücke, die sie Handvoll umherschleuderte und so weit wie möglich von sich warf. Dann sagte sie: „Die empfindlichste Dame ist diejenige, deren Körper sich durch die Mondstrahlen zerschlagen fühlte. Sie übertraf an Feinheit des Gefühls bei Weitem die drei Anderen.“ Als die zur Wache-aufgestellten Diener die Prinzessin sprechen hörten, ließen sie fröhliche Melodien erschallen. Sie stießen in die Posaunen, sie bliesen und pfiffen und trommelten, wie sie in den früheren Nachtwachen gethan hatten.

Mit der ersten Dämmerung des nächsten Morgens verließen der Prinz und sein Milchbruder das Schloß und kehrten nach des reichen Mannes Haus zurück. Dieser war äußerst erstaunt, als er sie kommen sah und sagte: „Von all den Leuten, die in jenes Schloß eingetreten sind, ist noch Keiner zurückgekehrt. Und es sind ihrer Viele, die dort umkamen. Wie ist es denn mit Euch? Seid Ihr nicht hineingegangen und habt Euch so gerettet?“ Der Prinz erwiederte: „Wir waren dort und haben unsere Wache richtig gehalten.“

Als Seine Majestät der König in der Audienz der Großen und Edlen des Hofes saß, fragte er sie und sagte: „An wem war in voriger Nacht die Reihe in dem Schlosse zu wachen?“ Die Edlen gaben respektvoll und ehrerbietigst zur Erwiederung: „Die Reihe war an dem Sohn des reichen Mannes.“ „Sendet Einen hin und bringt ihn hierher,“ befahl der König. Die Großen gingen nach dem Haus des reichen Mannes und sagten: „Die königliche Majestät geruht Euer Wohlgeboren zu befehlen, am Hofe zu erscheinen.“ Der reiche Mann erschrak und fühlte große Furcht, doch mußte er Folge leisten und ging, den Prinzen mit sich nehmend, zum Palaste. Nachdem er seine demüthigste Huldigung bezeigt hatte, wurde das königliche Wort an ihn gerichtet: „War diese Nacht die Reihe an des Kaufmanns Sohn in dem Schlosse Wache zu halten?“ Der reiche Mann, nachdem er seine schuldige Ehrerbietung bezeigt hatte, flehte und bat: „So hatte das Loos getroffen, aber dieser Jüngling hier erbot sich, die Wache zu übernehmen.“ Dann war da ein königliches Gebot, also sprechend: „Wer bist Du und wessen Sohn und wo ist Dein Volk und von wannen kommst Du? Gib klaren und deutlichen Bericht und Alles der Wahrheit gemäß.“ Der Prinz flehte*) und bat und sagte: „Euer Sklave ist der Sohn des Königs, der in der Stadt Makharat herrscht. Ich verließ meine Heimat, um in der Stadt Takkasinla die Wissenschaften zu studiren. Ich verabschiedete mich dann von meinem Lehrer, um nach Hause zurückzukehren, und auf dem Wege dahin bin ich durch diese Stadt gekommen.“ Als König Phitsarumaharat diesen Bericht hörte, bezeigte er große Freude. Er erhob den Prinzen über alle seine Großen und traute ihm die Prinzessin als Ehegemahl an. Als dieser später bei dem Tode des Königs den Thron bestieg, überschüttete er seinen Milchbruder mit Ehren und erhob

*) Zum Enthülsen des Paddy in hölzernen Mörsern, ein tägliches Hausgeschäft in den Reis essenden Ländern Indiens.

*) Nach dem orientalischen Hofceremoniell ist jedes Wort, das an den König gerichtet ist, ein flehendes, und wird auch in den Büchern stets mit einem solchen Ausdruck bezeichnet, wogegen alle durch den König gesprochenen Worte in der Form eines Befehles gegeben werden.

ihn schließlich zu dem Range des zweiten Königs (Uparath), und herrschte mit ihm in der Stadt Phirai-Nakhon.

Diese bis dahin lesbare Erzählung endet leider in einer Weise, daß sie höchstens lateinisch wiedergegeben werden könnte, und deshalb breche ich vorläufig ab. Sie ist einer Märchensammlung entnommen, die aus dem Sanskrit übersetzt scheint und gleich dem Pantschatantra und ähnlichen Büchern aus einer Reihe in einander geflochtener Erzählungen besteht. Die Erzählungen sind in den Mund der Prinzessin Kankras gelegt, die, um ihren Vater vom Tode zu retten, den König von Pataliput (Palibrotha), mit Märchen unterhält. Von solchen Sammlungen enthält die gegenwärtige zwischen 80 bis 90 verschiedene Erzählungen.

Bei den Verwandlungen, welche der König gewordene Prinz in der Folge erfährt, findet er sich durch unvorsichtige Anwendung seiner Kunst für längere Zeit in Thierleiber eingeschlossen und hat, seines Thrones beraubt, ähnliche Schicksale zu leiden, wie sie in den indischen Märchen über den wahren und falschen Vikramaditya in Umlauf sind.

Aus allen Erdtheilen.

Brenners Mittheilungen über den Ausgang der Expedition von der Deckens. Herr Brenner war bei derselben als Jäger und Privatsekretär des Reisenden betheiligt. Er ist glücklich heimgekommen und hat zu Leipzig im geographischen Verein Mittheilungen über die beklagenswerthen Vorgänge bei Berdera gegeben. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

Zur Zeit als der Baron seine Reise ins Innere auf dem Flusse Juba (Dschub) antrat, war dieser bereits stark im Fallen, was die Fahrt bedeutend erschwerte und Anlaß zu dem spätern Unglücke gab. Das zur Fahrt benutzte Dampfschiff „Welf", mit 5 Geschützen armirt und mit einer Niederdruckmaschine von 45 Pferdekraft, ging zwar nur 2½ Fuß tief, war aber durch seine unverhältnißmäßige Länge (119 Fuß gegen 15 Fuß Breite) fortwährend in einer bedenklichen Schwankung nach hinten und vorn. Ueberdies war das Schiff, nach der Aussage des Herrn Brenner, aus sehr schlechtem Eisen gebaut. An dem Schiffe befestigt waren zwei Boote und eine Jolle; ein kleineres Dampfboot, „Passepartout", ging schon Ende Juli vor der Einfahrt in den Juba unter, wobei der Ingenieur **Hitzmann** aus Hannover seinen Tod fand. Die Reisegesellschaft bestand jetzt aus 9 Europäern: dem Baron von der Decken, Marinelieutenant von Schickh, Dr. med. Link, Maler Trenn (aus Breslau), Maschinenmeister Kanter, Sekretär Brenner (aus Merseburg), Oberfeuerwerker Deppe, Zimmermann Brinkmann und Koch Theis; ferner aus den eingebornen Begleitern: Addio (als Dolmetscher fungirend, ein feiger, heuchlerischer, schlauer Mensch), Barraka I. und II., Kero, Tschakua, Addiu den Nur, Assaton und etwa 20 Negern. Die Folge hat erwiesen, daß diese schwarzen Begleiter nicht eben Freunde der Expedition waren; ihnen ist sicher auch die Vergiftung der sämmtlichen Hunde zuzuschreiben, die der Baron mit sich führte.

Am 19. September 1865 erreichte man die Somali-Stadt **Berdera**, ca. 350 (?) englische Meilen von der Küste. Die Stadt lag zu beiden Ufern des hier sehr breiten Flusses; doch füllten die ärmlichen Hütten der Bewohner kaum den sechsten Theil des von der Stadtmauer umgebenen Platzes aus; große Trümmerhaufen waren Zeugen der Verwüstung, welche vor 15 Jahren die feindlichen Gallas hier angerichtet hatten. Der **Sultan** des Ortes, **Hadschcali**, war zwar freundlich, gab aber den Fremden deutlich genug zu verstehen, daß sie ihm nicht angenehm seien und suchte die Weiterreise durch allerlei Warnungen zu verhindern. Trotzdem ging die Expedition stromaufwärts; ein Wasserfall, den die Berderaleute angekündigt hatten, erwies sich nur als eine Stromschnelle, die sicher leicht zu passiren gewesen wäre, wenn der Fluß höheres Wasser gehabt hätte und der „Welf" nicht in so schlechtem Zustand gewesen wäre. Das Anstoßen auf ein paar Steine genügte, um ein Leck zu erzeugen, so daß der ganze Inhalt des Schiffes schleunig ans Land gerettet und hier ein Lager bezogen werden mußte.

Das war am 26. September, eine halbe Tagereise von Berdera. Am 28. September Morgens 6 Uhr verließ der Baron mit Dr. Link, Addio, Baracko, Kero und 4 Negern das Lager, um mit einem Boote nach Berdera zurückzufahren, von da aus nach **Gumana** vorzudringen und sich über die Nützlichkeit der Fortsetzung der Reise ohne Dampfboot — denn dies hatte er ganz aufgegeben — zu unterrichten. „Leben Sie wohl, in acht Tagen sehen wir uns wieder", das waren die letzten Worte an die Zurückgebliebenen, die sich nun mit der weitern Einrichtung des Lagers und der Dichtung des Schiffsleckes beschäftigten. Herr **von Schickh**, der interimistische Führer der im Lager Zurückgebliebenen, ließ seine Leute am 1. Oktober, einem Sonntag, ruhen. Vom Baron war noch keine Nachricht aus Berdera eingetroffen. Da sah der Maler **Trenn**, es war Mittags 1½ Uhr, am andern (linken) Ufer des Juba eine größere Anzahl Neger; Schickh in der Meinung, Abgesandte des Barons mit Proviant vor sich zu haben, sandte das letzte Boot mit 9 Mann hinüber, die indeß von den Schwarzen keine Auskunft über den Baron erhielten, sondern aufgefordert wurden, das Lager nach dem andern Ufer zu verlegen. Als die Berderaleute sahen, daß ihrem Ansinnen keine Folge geleistet wurde, ruderten ihrer Mehre nach einer Sandbank im Fluß und verlangten übergesetzt zu werden; kaum aber hatte Schickh hierzu die Erlaubniß gegeben, als ein Hornsignal gegeben wurde und plötzlich von der rechten Seite des Ufers 20 bis 30 Neger, die sich hinter dem Lager versteckt hatten, mit geschwungenen Lanzen in dieses eindrangen. **Trenn**, waffenlos überrascht, erhielt einen Lanzenstich mitten durch die Brust und **sank todt nieder**; **Kanter**, vom Lager aufgesprungen, that nur zwei Schüsse und **wurde niedergemacht**. Nur Brenner, Theis und Deppe konnten länger feuern — der Mörder Trenns fiel durch eine Kugel Brenners, der im Ganzen etwa 6 Schwarze niederschoß. Darauf zogen sich die Angreifer zurück; der ganze Kampf hatte kaum 8 Minuten gewährt.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren, da die Schwarzen sich nur hinter das Buschwerk zurückgezogen hatten. Mit einer kleinen Jolle, die noch am „Welf" befestigt war, wurde zunächst das Boot vom linken Ufer gerettet; dann ging Brenner, von den Uebrigen vom Boote aus mit den Gewehren gedeckt, auf den Lagerplatz, überzeugte sich, daß Trenn und Kanter vollständig leblos waren und rettete von der Munition so viel als möglich. Vom Bord des „Welf", der nun im Stich gelassen werden mußte, nahm man die Papiere und Werthsachen des Barons mit und versenkte die überflüssigen Gewehre.

Nach reiflicher Erwägung blieb den Verunglückten nichts Anderes übrig, als den Platz zu verlassen und stromabwärts zu fahren. Es geschah dies Nachmittags 5 Uhr. Nachts passirten sie Berdera, das still und ruhig da lag. Den 6. Okt. 2 Uhr Nachts kamen sie an der Mündung des Juba an, von wo sie zu Fuß und später mit Hilfe von Negerbooten am 24. Okt. in Sansibar eintrafen. Schließlich sei noch erwähnt, daß Herr Brenner die Möglichkeit, daß der Baron von der Decken und Dr. Link noch am Leben seien, nicht ganz verloren gibt, wiewohl es eher wahrscheinlich ist, daß sie in Berdera ermordet wurden, und daß die Angreifer des Lagers nur abgeschickt waren, um auch die übrigen Mitglieder der Expedition zu vernichten.

Weiße Leute als Gefangene unter den Somali in Ostafrika.

Das ganze „östliche Horn“ Ostafrika's, d. h. die Region, welche bei Seila am Busen von Aden beginnt und dessen Küste an demselben gen Osten bis zum Cap Guardafui läuft und dann in zumeist südwestlicher Richtung bis zum Aequator vom Indischen Ocean bespült wird, ist Gebiet der Somali, welche jüngst wieder durch den tragischen Ausgang der Expedition des Herrn von der Decken notorisch geworden sind. Die westliche Grenze ihres Gebietes bildet der Dschubstrom, über dessen obern Lauf wir immer noch in Unkunde sind; jenseit, nach dem Innern hin und gen Norden, bis tief nach Abyssinien hinein, wohnen Gallavölker; im Süden des Dschub aber an der Küste die Suaheli, Mischlinge von Arabern und schwarzen Eingebornen. Was an Städten und Gesittung an dieser Küste gefunden wird, ist nicht einheimisch afrikanisch sondern arabisch. Araber sind es, welche die Küstenplätze und die größeren Ortschaften auf den Inseln inne haben; z. B. von Norden nach Süden gerechnet: Magadoscho, welches Vasco da Gama besuchte, Brawa, Patta, Lamu und Pemba.

Von europäischen Fahrzeugen wird diese Küste nicht oft besucht, aber der arabische Verkehr ist nicht ohne Belang.

Durch von der Deckens Schicksal ist, wie gesagt, die Aufmerksamkeit auf diese Gegenden gerichtet worden, und es scheint kaum einem Zweifel unterworfen, daß manche weiße Männer von den Somali in der Gefangenschaft gehalten werden. In der „Times“ vom 19. April (welche Herrn von der Decken zu einem „belgischen“ Baron stempelt) finden wir darüber Angaben, die wir im Wesentlichen mittheilen wollen

Im Juni 1855 scheiterte das von London nach Bombay bestimmte Schiff „St. Abbs“ an der Insel San Juan de Nuova vor der nordafrikanischen Küste; nur der Kapitän mit zwei Matrosen retteten sich in einem Boot ans Land; dann schwammen auch noch ein Passagier und zwei andere Matrosen heran. Das übrige Schiffsvolk, 26 Köpfe, blieb an Bord des entmasteten Schiffes, das nach zwei Tagen auseinander brach; so sagten die Ueberlebenden. Es ergab sich aber später, daß der Rumpf der „St. Abbs“ nicht in Stücke gegangen, sondern durch die Meeresströmung bis in die Nähe von Magadoscho getrieben worden sei. Die Eingebornen nahmen Alles, was sie auf dem Wrack fanden, und Manches davon kam nach Sansibar zum Verkaufe, z. B. musikalische Blasinstrumente, chirurgische Instrumente, Bücherkisten, Billardkugeln rc.; alle diese Gegenstände waren mit dem Regierungsstempel bezeichnet. Der Schiffbruch fand in der Jahreszeit statt, in welcher die Schiffe an der ostafrikanischen Küste nach Norden fahren und so kam es, daß manche von den Sachen, die auf der „St. Abbs“ gefunden waren, auch nach dem Persischen und nach dem Arabischen Meerbusen gelangten und dort theilweise und zufällig in die Hände von Europäern geriethen.

Man hielt die Mannschaft der „St. Abbs“ für verloren, bis vier Jahre später auf Mauritius und auch auf Ceylon sich die Nachricht verbreitete, daß eine Anzahl Engländer irgendwo an der afrikanischen Küste in Gefangenschaft zurückgehalten würden. Darauf hin stellte der damalige Consul in Sansibar, Oberst Rigby, Nachforschungen an. Sie ergaben, daß der Rumpf des Schiffes bei Magadoscho ans Land getrieben worden sei; das Schiffsvolk sei von den Adghal-Somali ins Innere abgeführt worden. Oberst Rigby erfuhr außerdem, daß eine Pilgerkarawane, die von Magadoscho nach Mekka zog, irgendwo einige weiße Gefangene gesehen habe. Als die Pilger in Dschiddah eintrafen, erfuhren sie, daß dort alle Europäer und auch der britische Consul ermordet worden seien. Sie erzählten aber die Sache mehren Pilgern aus Mauritius und Ceylon, und so kam sie zur Kunde der englischen Behörden.

Sofort erließ der Gouverneur von Mauritius eine Bekanntmachung in mehren Sprachen und bot Jedem, der einen weißen Gefangenen befreie, 100 Pfd. Sterl. Belohnung. Ein Mann aus Magadoscho, der selber am Bord des Wrackes gewesen war, wollte darauf hin ins Innere gehen, wurde aber in Lamu festgehalten und an der Ausführung seines Vorsatzes verhindert, wie man meint durch Somali; doch ist hier Ungewißheit.

Aus den Berichten, welche Consul Rigby in Sansibar erhielt, glaubte man folgern zu dürfen, daß die Gefangenen zwei Abtheilungen gebildet haben; die eine derselben wurde weit ins Innere gebracht; die andere, aus drei Personen bestehende, wurde von den Adghal Somali unweit von Magadoscho festgehalten. Von dieser Stadt kam vor einiger Zeit eine Ladung Rindshäute nach Sansibar; diese hatte man von einer Somali-Karawane gekauft, welche eben aus dem Innern nach Magadoscho gekommen war. Auf einer dieser Rindshäute fand man einige lateinische Buchstaben eingekratzt. Der Käufer legte diese Haut bei Seite und brachte sie nach seiner Ankunft in Sansibar sogleich zum hamburger Kaufmann Oswald. Dieser übergab sie dem damaligen Consul Playfair. Jener Kaufmann aus Magadoscho wollte noch mehre Häute mit solchen Buchstaben gesehen haben. Alles in Allem wohl erwogen, scheint es allerdings ausgemacht zu sein, daß weiße Leute von den Somali als Gefangene zurückbehalten werden. —

In einer folgenden Nummer der „Times“ (vom 23. April) berichtet ein mit den Verhältnissen der ostafrikanischen Küste bekannter Mann, Henry C G. Angelo, daß einige Jahre früher als die „St. Abbs“ scheiterte, ein amerikanisches Walfischboot, das von seinem Schiff hinweg ins Weite verschlagen worden war, unweit Magadoscho landete. Die Matrosen wurden von den Somali gefangen genommen und ins Innere abgeführt, dann aber von einem Araber aus Brawa, Namens Derah, losgekauft; er zahlte für drei Leute 50 Thaler; die übrigen blieben zurück oder waren inzwischen gestorben.

Angelo erzählt, er sei einst zum Besuche bei einem Häuptlinge der südlichen Galla gewesen. Bei diesem habe er auf Kürbisschalen zum Trinken Figuren eingeschnitten gefunden, namentlich von europäischen Kirchen und Häusern. Auf seine Nachfrage stellte sich heraus, daß Leute gleich ihm, d. h. Weiße, auf diese und noch auf andere Kürbisse die Figuren eingeschnitten hätten. Diese Männer lebten irgendwo drei Tagereisen südlich von Hărrăr.

Angelo meint weiter, Herr von der Decken und „der Doctor“ könnten doch wohl noch am Leben sein. Es liege, sagt er, nicht in den Gebräuchen der Somali, weiße Männer zu ermorden. (Er hat vergessen, daß sie auf Burton, Speke und Strayan allerdings Mordangriffe machten, und daß der letztere getödtet wurde. Wir haben die Katastrophe im Globus IX, S. 372 ausführlich geschildert.) Er meint weiter: „Die erschrockenen Suaheli-Diener des Barons haben nicht mit eigenen Augen gesehen, daß dieser und der Doctor getödtet wurden. Ohne Zweifel liefen sie von ihrem Herrn weg, als sie merkten; daß zwischen ihm und den Eingebornen ein Streit entstehen würde; um sich des Entlaufens wegen zu entschuldigen, gaben sie dann vor, der Baron sei getödtet worden. Ein Streit war allerdings vorhanden, und vielleicht ist der Baron im Handgemenge verwundet worden; dadurch ist jedoch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er doch noch am Leben sei. Und weshalb sollten die Somali den Doctor erschlagen haben, der erst zwei Tage später nach der angeblichen Ermordung des Barons nach Berberah kam und mit dessen letzter Streitigkeit nichts zu schaffen gehabt hatte? Man darf wohl annehmen, daß ihr Rachedurst nach der Ermordung des Barons hätte gestillt sein können. Eine genaue Ausforschung der Diener würde gewiß viele Ungenauigkeiten in ihren Angaben herausgestellt haben. Auf Glaubwürdigkeit darf man bei Eingebornen gar nicht rechnen, namentlich nicht in vorliegendem Falle, wo sie gewiß einen Theil ihrer Angaben selbst verfertigten, um sich vor wohlverdientem Tadel zu sichern. Ich selber bin, nach Behauptungen und Aussagen der Eingebornen, in Ostafrika mehrmals getödtet worden.“ —

Wir müssen dahin gestellt sein lassen, wie Vieles an diesen Ansichten richtig ist und können nur auf die jüngst im Globus (S. 62 und 92 ff.) mitgetheilten Dokumente verweisen.

Angelo fügt hinzu, daß zwischen Sansibar und der Somaliküste kein lebhafter Verkehr herrsche; ein solcher werde nur mit den Arabern in Brawa und auch nur während des Nordost-Monsuns unterhalten. Nördlich von Lamu (4° südl. Br.) hat der Sultan von Sansibar keine eigentliche Gewalt mehr. Ein Europäer, welcher über Deckens Schicksal Zuverlässiges erfahren wolle, müsse nach Brawa gehen, von dort aus sich mit den Häuptlingen der Bara-Direh-Somali in Einvernehmen setzen und durch deren Vermittlung in Verbindung mit den am Dschub wohnenden Somali treten. Dieser Strom könne von Booten mit geringem Tiefgang befahren werden.

„Wäre ich an der Küste, so wollte ich dafür stehen, daß ich mit Beihilfe von höchstens zwei bewaffneten Booten den Dschub hinauffahren und jede erforderliche Auskunft über Herrn von der Decken erhalten wollte.“

Derselbe Angelo bemerkt weiter, er glaube, daß das Wrack der „St. Abbs“ nicht bei Magadoscho, sondern beim Ras el Chail (er schreibt Khyle!) an die Küste getrieben worden sei. Die drei arabischen Städte Brawa, Merika und Magadoscho stehen mit einander fortwährend in Verbindung. „Wäre nun die „St. Abbs“ bei der letztern Stadt angekommen, so würde man ohne Zweifel in Brawa etwas davon erfahren, dort auch Waaren von dem Wrack erhalten haben. Alle die genannten

Plätze besitzen keine Häfen und selbst die Ankerplätze können nur während des Nordost-Monsuns benützt werden." Man solle übrigens auch von Aden aus zu Zeila und Berbera und überhaupt auf den verschiedenen Marktplätzen Erkundigungen einziehen lassen, was keine erheblichen Schwierigkeiten habe.

Die europäischen Gefangenen in Abyssinien vom König Theodor freigelassen.

In der Sitzung des Oberhauses vom 23. April verlas Graf Clarendon ein Schreiben des politischen Residenten in Aden, Oberst Merewether vom 28. März 1866, welcher jene erfreuliche Nachricht meldet. Er hatte von Herrn Rassam, der bekanntlich nach Abyssinien gegangen war, um die Befreiung der Gefangenen auszuwirken, einen Brief aus Adschan Muder im südwestlichen Abyssinien vom 7. Februar. Rassam meldet, daß er bei Theodor eine ganz ausgezeichnete Aufnahme gefunden habe; wenige Stunden nach seiner ersten Besprechung mit dem Monarchen habe dieser die Freilassung aller gefangenen Europäer anbefohlen; Rassam könne dieselben mit außer Landes nehmen, was wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Märzmonats geschehen sein wird. Theodor schickte sofort einen Kammerherrn nach Magdala und ließ ihnen die Ketten abnehmen; derselbe sollte sie nach Debra Tabor bringen, wohin Rassam mit dem Hofhalte des Königs gehen wollte, der sich damals in Gadscham befand. Weiter wird gemeldet, daß Theodor einen äußerst höflichen Brief an die Königin Victoria geschrieben und Herrn Rassam sehr hübsche Geschenke gemacht habe. —

Die Gefangenen sind also endlich von ihren Qualen erlöst worden. Sie hätten dieselben wahrscheinlich nie erlitten, wenn nicht von Seiten Englands eine große diplomatische Unschicklichkeit stattgefunden hätte, welche den Zorn eines rachsüchtigen Halbbarbaren nothwendig reizen mußte. Wir wollen die Thatsachen, welche wir früher, je nachdem sich die Gelegenheit darbot, im Globus erwähnt haben, in Erinnerung bringen. Die Engländer hatten sich, aus Rivalität gegen die Franzosen, seit Jahren in Abyssinien viel zu schaffen gemacht. Theodor wurde 1855 Herr im Lande; die Engländer hatten einen Vertrag geschlossen, demzufolge jeder der contrahirenden Theile das Recht hat, Gesandte bei dem andern zu beglaubigen. Als Diplomat von britischer Seite trat Consul Plowden aus Massawa bei Theodor auf, gewann bei diesem große Gunst, half ihm Krieg führen, wurde aber 1860 ermordet. Sein Nachfolger war Consul Cameron, der 1862 eintraf. König Theodor äußerte, es sei sein Wunsch, den Vertrag in Vollzug treten zu lassen; demgemäß schrieb er gegen Ende des Jahres 1862 eigenhändig einen Brief an die Königin Victoria; dieser aber blieb unbeantwortet.

Sicherlich fühlte sich der stolze Halbbarbar durch diese Nichtbeachtung verletzt; ein europäischer Hof würde dasselbe gethan haben, und dann rächte er sich eben wie ein Barbar. Zunächst mußten die Missionäre Stern rc. seinen Unwillen fühlen. Nachher nahm er dann auch den Consul Cameron gefangen. Hatte die Königin von England seinen höflichen Brief, in welchem er seinen Wunsch ausdrückte, mit ihr und ihren Unterthanen in freundschaftlichstem Verkehr zu stehen, unbeantwortet gelassen, so brauchte er auch, seiner Meinung nach, den Bevollmächtigten einer so unhöflichen europäischen Monarchin nicht weiter zu respectiren. Er ließ Herrn Cameron mit einem abyssinischen Soldaten an einer und derselben Kette befestigen. Sehr wohl wußte er, daß die Engländer ihm in seinem Lande durch Waffengewalt nichts würden anhaben können. Auf Unterhandlungen ließ er sich nicht ein. Zuletzt kam Rassam und hatte Erfolg, nachdem Theodor wahrscheinlich es müde war, die Missionäre und den Consul noch länger in Gewahrsam zu halten. Jetzt tritt er als großmüthiger Mann auf und schreibt wieder einen höflichen Brief. So beantwortet er die Unschicklichkeit, welche der englischen Regierung zur Last fällt.

Bewegung gegen die Polygamie in Indien. Diese gewinnt unter den höheren Ständen zunächst in Bengalen eine immer größere Ausdehnung. Gelehrte (Panditen), reiche Lehnsherren und selbst viele orthodoxe Braminen haben sich derselben angeschlossen. Nicht weniger als 21,000 derselben unterzeichneten eine Eingabe an die Regierung, in welcher sie bitten, daß dieselbe energische Schritte thun möge. Schon 1856, nachdem kurz vorher das Gesetz über die Wiederverheirathung der Wittwen erlassen worden war, sollte auch ein Edikt in Betreff der Polygamie erscheinen; dann aber brach die große Meuterei aus. Vor drei Jahren legte ein angesehener Mann in Benares, Radscha Deo Naram Singh, dem damaligen Generalstatthalter Lord Elgin einen Gesetzentwurf darüber vor; man nahm aber damals Anstand, dieses heiße Eisen anzugreifen. Das soll nun allerdings geschehen, weil alle intelligenten Hindus sich damit einverstanden erklären. Man wird die Polygamie nicht unbedingt verbieten; so weit darf man jetzt noch nicht vorgehen, man will aber viele Mißbräuche derselben beseitigen. Einer derselben wird in einer Correspondenz aus Calcutta vom 23. März hervorgehoben. In fünf weitverzweigten Brahminenfamilien, die unter dem Namen der Kulins bekannt sind, heirathen die denselben angehörigen Männer jeder an 20 bis 120 Frauen. Abergläubige Aeltern sehen ein Glück und einen göttlichen Segen darin, wenn ihre Töchter mit so heiligen Männern eine Verbindung schließen. Diese Frauen bekommen ihren Mann selten zu sehen, müssen aber nach Kräften dazu beitragen, ihn zu ernähren und Mittel für seinen Luxus herbeischaffen. Der Correspondent kennt einen solchen Kulin, der alle weiblichen Glieder einer reichen Familie zumal geheirathet hat; alte und junge, Töchter, Tanten, Schwestern und Basen. Jene 21,000 Bittsteller dringen nun darauf, daß derartigen Abscheulichkeiten von Gesetzes wegen ein Ende gemacht werde, und da viele angesehene Braminen derselben Ansicht sind, so wird sich die Sache wohl ausführen lassen.

Nordamerikanische Temperanzgesetze. Bekanntlich werden in manchen Staaten die sogenannten Temperanzgesetze ungemein streng gehandhabt, insbesondere zum Mißvergnügen der Deutschen. Die Beschwerden dagegen helfen aber wenig in solchen Staaten, wo die radikalrepublikanische Partei das Ruder führt, wie z. B. in Indiana. Ein Deutscher, der sich schwer beeinträchtigt fühlt, schreibt an den „Indianapolis Telegraph" folgenden Brief, der einen Einblick in die Dinge gibt:

„Ich wünsche den Lesern einen Begriff davon zu geben, in welcher Weise hier in Randolph County die Gerechtigkeit den Bürgern gegenüber gehandhabt wird. Ich wurde vor der Grand Jury dieses County's angeklagt, im vorigen September Bier beim Quart verkauft zu haben. Nun hatte ich zwar eine Gouvernementslicenz, die mir den Verkauf bewilligt, unter der Bedingung, daß die Getränke von dem Käufer nicht auf meinem Geschäftsplatz getrunken werden; ferner schwor der Staatszeuge, daß ich zu verschiedenen Zeiten je zwei Quart Bier verkauft und ihn jedesmal angewiesen hatte, es außerhalb meines Hauses zu trinken, und daß er über 40 Schritte von meinem Hause sich entfernte, um es zu trinken. Dennoch wurde ich der Gesetzverletzung schuldig befunden und demgemäß bestraft. —

Ein anderer Mann wurde ebenfalls sehr schwer gestraft wegen desselben Vergehens, trotzdem das Zeugenverhör nachwies, daß der Liquor nicht einmal verkauft, sondern geradezu weggeschenkt worden war. Der Mann hatte für einen einzigen Fall 50 Dollars und Kosten zu bezahlen. Auf solche Weise wird in einem freien Lande mit dem, was man Recht und Gesetz heißt, Unfug getrieben."

Wir finden außerdem folgende Notiz: — In Westchester, Staat Pennsylvanien, verwarf Richter Butler das Gutachten von Experten aus keinem andern Grund, als, weil dieselben bei ihrem Geschäfte Wein getrunken hatten. Der Richter fügte bei, er glaube nicht, daß die Erfrischung ihr Gutachten beeinflußt habe; aber er habe einmal die Regel aufgestellt, kein Gutachten anzunehmen, bei dessen Zustandekommen etwas Stärkeres als Wasser getrunken worden sei. Nun, da könnte man sich ja mit „Mannheimer Wasser" oder „Kirschwasser" helfen. Uebrigens dürfte ein Richter zu einem so willkürlichen Verfahren kaum befugt sein. —

Um sogleich ein Nebenstück zu geben, fügen wir das Nachstehende bei. Für Anglo-Amerikaner scheinen Temperanzgesetze nicht gerade überflüssig zu sein. Den Stadtvätern Newarks wird Manches nachgesagt; in der „loyalen" Stadt Chicago scheint es aber mit den edlen Aldermen auch nicht übel zu stehen, wenn man nämlich folgender Mittheilung des in Cincinnati erscheinenden „Volksfreund" Glauben beimessen will:

„Der Stadtrath von Chicago ist eine saubere Sippschaft. Bei seiner letzten Sitzung waren die Mitglieder so total besoffen, daß der Präsident sie sammt und sonders nach Hause schicken mußte, auf daß sie ihre Schnapsräusche ausschlafen sollten."

Im Capitolium zu Washington. Wir gaben neulich einen Aufsatz aus der „Times" über das Leben und Treiben im Congresse zu Washington (X, 86 ff.), der unseren Lesern noch in Erinnerung sein wird. Jetzt lesen wir in demselben Blatte,

daß jener Aufsatz eine gute Wirkung gehabt habe. Die Buden der Victualienhändler und Marktschreier sind aus den Corridors entfernt worden, der californische Jäger mit seinen Pelzkleidern und allerlei indianischem Aufputz ist mit allen seinen Siebensachen hinausgewiesen worden, nur die abscheulich schlecht gearbeitete Statue der Freiheit, und die Büsten der Präsidenten Lincoln und Johnson, sammt den unvermeidlichen Speibecken, sind an Ort und Stelle geblieben. Im Senat sind an vielen Stellen Plakate aufgehängt worden, welche jedem Fremden, der gegen die Hausordnung verstoße und sich Beifallsbezeigungen erlaube, sofortige Ausweisung androht. Auch wird jetzt im Hause selbst etwas mehr Ordnung gehalten.

Ein wohlerhaltenes Mammuth, vollständig mit Haut und Haar, ist 1864 von einem Samojeden im arktischen Sibirien aufgefunden worden, und zwar in der Nähe der Taz-Bay, im östlichen Theile des Obi-Golfes. Karl Ernst von Baer in St. Petersburg hat darüber einige vorläufige Mittheilungen bekannt gemacht. An der Newa erhielt man erst gegen Ende des Jahres 1865 Nachricht von diesem wichtigen Funde. Man hofft, daß inzwischen das Mammuth nicht etwa durch Bären oder Füchse beschädigt sein werde, sondern daß es wohlerhalten sei; es ist nämlich nicht völlig bloßgelegt worden, sondern steckt zum großen Theil noch im Eise oder im gefrorenen Boden. Die petersburger Akademie hat den bekannten sibirischen Reisenden und Paläontologen Dr. Schmidt nach dem Obi-Golfe geschickt, um das Mammuth an Ort und Stelle zu studiren, eine genaue Zeichnung zu entwerfen und namentlich auch den Inhalt des Magens zu prüfen. — Wir wollen hier daran erinnern, daß auch auf dem sogenannten neusibirischen Archipelagus vor den Mündungen der Lena Mammuthe in Menge liegen, und daß dort einst ein Jakute ein noch wohlerhaltenes Exemplar aufgefunden hat.

Schmidts Zeichnung des Thieres wird auch in archäologischer Beziehung von Erheblichkeit sein. In einer der Höhlen des Perigord hat Lartet ein Stück Elfenbein gefunden, auf welches ein alter Höhlenbewohner die Gestalt eines Mammuth eingegraben hat. Man wird also das sibirische und das französische Mammuth vergleichen können.

Ueberreste aus vorgeschichtlicher Zeit in Schottland. Manche Leute sehen es recht ungern, daß so viele Uralterthümer des Menschengeschlechts zu Tage kommen; sie wähnen, daß dadurch der „Glaube" gefährdet werde. Als ob nicht jeder Klumpen Steinkohle mindestens 9 Millionen Jahre alt wäre? Jetzt ist großer Jubel nicht in Israel sondern in England. Bei Caithneß in Schottland fand Laing in Erdhügeln (Mounds) Menschenknochen, Steingeräthe u. dgl. Berühmte Autoritäten der Wissenschaft, wie Huxley und Owen, wurden zu Rathe gezogen; die Mounds wurden mit der größten Genauigkeit beschrieben; das Geripp eines erwachsenen Mannes zeige affenähnliche Besonderheiten, und in Bezug auf die Kinnlade eines Kindes erklärte Owen, sie deute auf den Kannibalismus hin. In der anthropologischen und in der ethnologischen Gesellschaft wurde viel hin und her erörtert; beide sind bekanntlich einander spinnefeind. In der jüngsten Versammlung der ethnologischen Gesellschaft wurde von mehren Mitgliedern behauptet, daß Alles, was über den vorgeschichtlichen Charakter dieser Caithneß-Alterthümer gesagt worden sei, lediglich auf Schwindel hinauslaufe. Der Mound im Hafen bestehe lediglich aus Tellermuscheln (Patella) und jener auf dem Friedhof aus Strandmondschnecken (Turbo littoreus). Der Hafenhügel enthalte eine Weberscheere und sei nichts weiter als eine landesübliche Getreidedarre. Die Steingeräthe wiesen sich als ganz gewöhnliche Steinabsprünge und Abfälle aus, dergleichen man ohne Mühe in jeder beliebigen Menge, ganze Wagen voll, herbeischaffen könne. Die Pictenhügel seien nicht etwa eine Stätte zum Opfern und zur Götterverehrung gewesen, sondern Dünen, natürliche Erhöhungen, wohin das Volk der Umgegend ging, wenn ein Wrack in Sicht war. Das affenähnliche Geripp sei das Skelett eines dänischen Matrosen und der Kannibalenkinnbacken des Kindes stamme aus dem nahen Friedhofe. Unter den angeblich naturhistorischen Ueberresten seien Münzen aus der Zeit König Wilhelms III. gefunden worden. So verhalte es sich mit den „Mounds bei Kiss." „Die Wissenschaft wird trauern, die Orthodoxie wird jubeln über so himmelweit verschiedene Erklärungen desselben Gegenstandes." So sagt ein englischer Berichterstatter; wir sehen aber nicht ab, was dabei zu trauern ist, wenn hervorragende Männer der Wissenschaft irren; das ist schon oft vorgekommen. Die Orthodoxen haben auch keinen Grund Triumph zu schreien, denn daß das Menschengeschlecht älter ist als die Erschaffung der Welt nach der Juden Rechnung, das müssen doch auch sie gelten lassen.

Die Steinkohlen-Noth.

Es scheint, als ob ein panischer Schreck in die europäische Menschheit gefahren sei, nachdem ihr unwiderlegbar nachgewiesen worden ist, daß und wann unsere Steinkohlenvorräthe erschöpft sein werden. Unsere Generation freilich wird noch Brennstoff genug haben, aber man denkt doch mit Schaudern daran, was aus der Gewerbsamkeit, dem Handel, dem Ackerbau, kurz aus dem ganzen Erwerbs- und Gesellschaftsleben, aus unserer so hoch gesteigerten Civilisation werden soll, wenn einmal die Kohle ausgegangen sein wird. Dann kann allerdings eine ganz radikale Umwandlung aller Verhältnisse gar nicht ausbleiben. Was soll z. B. mit den Lokomotiven und mit den Eisenbahnen geschehen? Ueber Holznoth klagt man ohnehin schon längst. Mit dem „Füllen der Sonnenwärme auf Bouteillen" wird schwerlich viel auszurichten sein.

In Folge des Aufsatzes über Steinkohlen und Sonnenwärme (Globus IX, S. 242 ff.), haben wir einige Zuschriften erhalten, in denen verschiedene Surrogate vorgeschlagen werden, z. B. „Luft", oder „Wasser", oder — „Steine"! In den folgenden Sätzen, die uns aus einer südlichen Provinz Deutsch-Oesterreichs zukamen, wird auf Ebbe und Flut hingewiesen; leider sind aber Orkane, Sturmfluten und viele andere Umstände, welche der Anwohner der See und der Strommündungen sehr wohl kennt, nicht in Betracht gezogen worden. Und wenn auch Ebbe und Flut Ersatz bieten könnten, so würden doch z. B. Mittelmeer, Ostsee und viele andere Wasserbecken, welchen die Gezeiten fehlen, leer ausgehen.

Es heißt in jener Zuschrift: — „Wenn es auch eine Unmöglichkeit ist, „die ganze Fabrikation für den Weltbedarf," wie es in jenem Aufsatze heißt, an den Ufern des Niagara zusammenzudrängen, um dessen Kraft unmittelbar oder mittelbar zu benützen, so wäre eine Verlegung eines guten Theils unserer Kraft und Brennstoff absorbirenden Fabriken an die Küsten des Meeres nicht undenkbar. Auf welche Art und Weise nun die Ebbe und Flut des Meeres als bewegende Kraft nutzbar gemacht werden könnte, soll hier nicht untersucht werden (— das wäre aber doch die Hauptsache —); derlei Arten und Wege gibt es wohl manche. Daß es hierbei weniger als bei unseren jetzigen Maschinen auf einen möglichst geringen Kraftverlust ankäme, ist klar, wenn man die unendliche Kraftfülle, welche hier umsonst zu Gebote steht, berücksichtigt. Bei den meisten unserer jetzigen Maschinen kostet jeder Grad Wärme oder jedes Fußpfund, was auf dasselbe hinausläuft, Geld, und wird um so kostspieliger, je näher die Möglichkeit einer Erschöpfung des Kohlenvorraths rückt. An unseren Küsten werden täglich mit einer Sicherheit und Regelmäßigkeit, die weit über die Kraft des Windes oder die der fließenden Gewässer geht, Millionen von Centnern gehoben und uns gratis zur Disposition gestellt."

In England findet man die Aussichten auch bedenklich und eifert mit Recht gegen die ganz unvernünftige Vergeudung von Brennstoffen. So in diesen Tagen die „Railway News". Es ist berechnet worden, daß die Dampfkraft, welche im Vereinigten Königreiche jetzt verwandt wird, die Kraft von nicht weniger als 400,000,000 Menschen ersetze. Das ist doppelt so viel, als erwachsene Männer auf dem Erdball leben. Die Verbrennung von 2 Pfund Kohle gibt Kraft genug, um einen Menschen vom Meeresspiegel bis zur Gipfelhöhe des Montblanc zu erheben. Bei zweckmäßig gebauten Maschinen müßte 1 Pfund Kohle 1,000,000 Pfund einen Fuß hoch heben können. Die Dinge liegen aber so, daß nicht ein Drittel von der in der Kohle befindlichen Kraft zur wirklichen Benützung kommt, und daß 30 Mal mehr Kohle unnütz vergeudet wird. Auch in den Hüttenwerken ist die widersinnige Verschwendung himmelschreiend; sie beträgt in vielen Fällen zwei Drittel. In den Wohnhäusern sieht es noch viel schlimmer aus. In Großbritannien und Irland werden im häuslichen Gebrauch etwa 30,000,000 Tons Kohle verwandt, also mehr als 20 Centner auf jeden Kopf. Bei zweckmäßigen Feuerungsapparaten würde ein Viertel dieses Quantums dieselben Dienste leisten. —

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Livingstone's Reisen am Sambesi, auf dem Nyassa-See und dem Rovuma-Strome.*)

I.

Hydrographischer Charakter des Sambesi-Strems. — Allgemeine Zerklüftung und Barbarei. — Die Mündungsgegend, das Delta und dessen Verzweigung. — Der Kongone. — Die Region des Mangrovegebüsches. — Sandbänke und Fieber. — Der Sklavenräuber Mariano und dessen Fehde mit den Portugiesen. — Kein Handel auf dem Strome. — Mutu. — Die Sulu-Kaffern. — Bei Schupanga und Schamoara. — In Sena. — Freundliche Portugiesen. — Ein Stamm von Hippopotamusjägern. — Die Lupata-Schlucht. — In Tete. — Verschiedene Arten von Doctoren. — Feierlichkeit bei Hochzeiten. — Hüttenbau. — Schmiede am obern Sambesi.

Man hatte lange Zeit die Ansicht festgehalten, daß der Sambesi eine bequeme Fahrstraße bis tief ins Innere

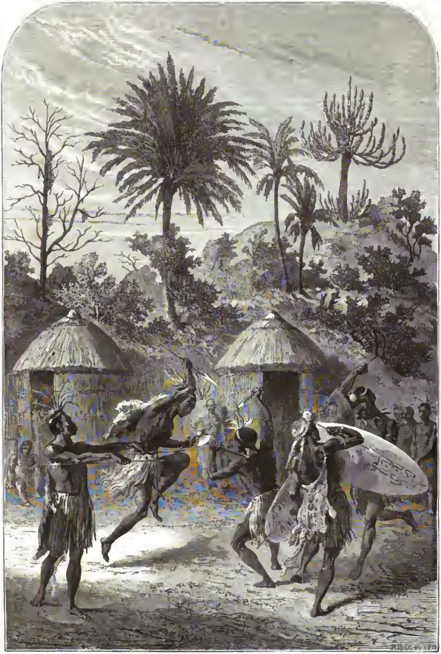


von Südostafrika bilde. Livingstone behauptet das auch heute noch, obwohl seine eigenen Untersuchungen den Beleg dafür liefern, daß dieser Strom nicht als eine solche betrachtet werden könne. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den meisten anderen afrikanischen Flüssen. Der Nil, welcher am äußersten Ostrande strömt, macht in gewisser

*) Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries; and of the discovery of the lakes Shirwa and Nyassa. By David and Charles Livingstone, with Map and Illustrations. London 1865. XVI und 608 Seiten. Etwa ein



Kriegstanz der Sulu-Kaffern zu Sena am Sambesi. (Nach Livingstone.)



Tanz der Sulu-Kaffern (Landins) bei Schupanga. (Nach Livingstone.)



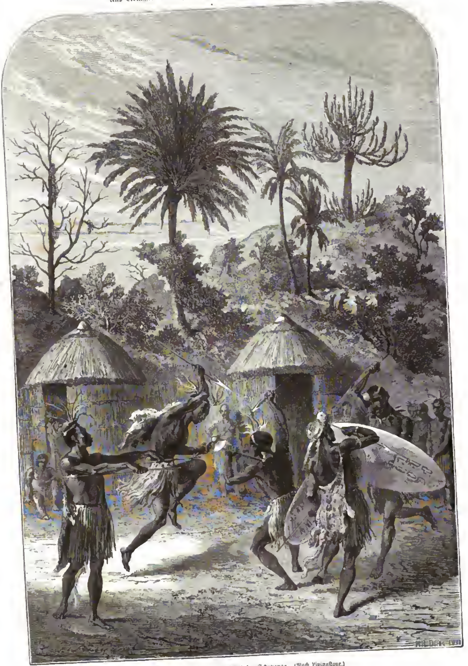
Kriegstanz der Sulu-Kaffern zu Sena am Sambesi. (Nach Livingstone.)



Tanz der Sulu-Kaffern (Landins) bei Schupanga. (Nach Livingstone.)



Kriegstanz der Sulu-Kaffern zu Tete am Sambesi. (Nach Livingstone.)



Tanz der Sulu-Kaffern (Landine) bei Schupanga. (Nach Livingstone.)

Mariano ging nach Kilimane, um sich mit dem Gouverneur auseinander zu setzen, wurde aber verhaftet und zum Aburtheilen nach Mosambik gebracht. Inzwischen befehligte sein Bruder Bonga die Bande, und die Fehde hatte nun schon ein halbes Jahr lang gedauert. Als die Expedition in Masaro ankam, hatten die Sklavenräuber sich dort gelagert. Livingstone erzählt, daß sie ihn sehr freundlich begrüßten; nachdem er ihnen den Zweck der Reise erzählt und ihnen auseinander gesetzt habe, daß er dem Sklavenhandel ein Ende machen wolle, hätten sie ihren Beifall geäußert (they warmly approved our objects), indem sie sehr wohl gewußt, wie die englische Nation über die Sklavenfrage denke. Also höchst humane Sklavenräuber im Dienst eines Ungeheuers, — wenn die Sache sich in der That so verhält.

Bald nachher fand ein Gefecht bei Masaro statt. Livingstone begab sich nach Beendigung desselben auf die Wahlstatt und traf dort einige ihm von früher her bekannte Portugiesen; die Leichen der Gefallenen lagen umher und verbreiteten übeln Geruch. Man bat ihn, den arg vom Fieber heimgesuchten Gouverneur im Dampfer mit nach Schupanga zu nehmen und das sollte eben geschehen, als die Rebellen von Neuem angriffen; die Kugeln flogen nach allen Richtungen umher. Mit genauer Noth schleppte man den Gouverneur, der zum Gehen zu schwach war, an Bord; die weißen portugiesischen Soldaten fochten sehr tapfer; als manche der mit ihnen kämpfenden Schwarzen (natürlich alles Sklaven, wie überhaupt in jenen Gegenden Afrika's, wo der Begriff eines freiwilligen Dienens und Helfens **ein absolut unbekannter Begriff** ist) ins Wasser flüchteten, jagten sie auch ihnen Kugeln in den Leib. Die Rebellen zogen sich zurück und die Portugiesen faßten Posto auf einer Insel im Sambesi. Beide Parteien lagen dann einander wochenlang unthätig gegenüber, weil die letzteren ihre ganze Munition verschossen hatten und auf neue Zufuhr warteten. Als diese angelangt war, griffen sie wieder an, verbrannten Mariano's Verschanzung und Bonga machte Frieden.

Von der Grenze der oben erwähnten Mangroveregion bis nach Masaro, etwa 60 bis 70 Miles, liegt zu beiden Seiten des Flusses eine weite mit hohem Grase bewachsene Einöde; sie ist unbewohnt und Bäume treten höchst selten und spärlich auf. In der Nähe von Masaro wird die Gegend etwas besser; zur Linken erhebt sich der bewaldete Kamm des **Schupanga** und weiterhin steigen blaue Berge empor.

Von Masaro bis zur Mündung findet auf dem Sambesi gar kein Handelsverkehr statt. Alle Waaren, welche von den weiter stromaufwärts liegenden portugiesischen Niederlassungen Sena und Tete herabkommen, werden in großen Kähnen bis nach Masaro ge-



Auf dem Sambesi. (Nach Livingstone)

bracht und dann 6 Miles über Land auf den Köpfen der Schwarzen getragen bis zu einer Stelle an einem Flusse, der in den **Kuakua**, d. h. den Kilimane, mündet, welchen man demnach nicht im strengen Sinne des Wortes zum Delta des Sambesi rechnen kann. Aber dann und wann bei höchstem Wasserstande können allerdings Kähne aus dem Sambesi in den Kilimane vermittelst des schmalen natürlichen Kanales **Mutu** gelangen. (Bei Hochflut ist also doch der Kilimane zum Delta des Sambesi zu rechnen, und wenn die alten Karten jenen Strom zu dem letztern rechneten, so haben sie wenigstens nicht vorsätzlich „gelogen". Haben wir doch erst in der neuesten Zeit jene südostafrikanischen Gegenden einigermaßen näher kennen gelernt.)

Das Wort Masaro bedeutet Mündung des Baches; die Umgegend heißt **Maruru** und die Bewohner derselben stehen weit und breit in übelm Ruf als kecke und höchst unverschämte Diebe, sie sind aber brauchbare Schiffer und

werden als Matrosen auf den Kähnen benützt, welche zwischen Masaro, Sena und Tete fahren.

Die Landins, d. h. die Sulu-Kaffern sind Herren und Gebieter in dem Gebiet am rechten Ufer des Sambesi, und die Portugiesen zahlen diesem kriegerischen Volk einen Tribut. Regelmäßig in jedem Jahre erscheint eine bewaffnete Menge in Schupanga und in Sena, um Kriegstänze aufzuführen und um die Gabe abzuholen, und die wohlhabenden Kaufleute klagten über die schwere Last. Sie müssen nämlich den Sulus 200 Stücke Baumwollenzeuges, jedes von 60 Yards Länge, geben; dazu noch Draht und Glasperlen. Sie stehen sich aber dabei immer noch besser, als wenn sie mit diesen Barbaren Krieg zu führen hätten. Je weiter man den Ackerbau ausdehnen wollte, um so höher würde der Tribut sein müssen.

In Schupanga befindet sich ein steinernes Wohnhaus und dieses besteht lediglich aus dem Erdgeschoß; es hat aber eine sehr hübsche Lage am Flusse, der hier mehre grüne Inseln bildet. Nach Norden hin sieht man bestellte Aecker, weiterhin stehen Palmen und andere tropische Bäume, aus weißem Gewölk steigt das Mosambalagebirg empor und in weiter Ferne gewahrt man noch andere Höhenzüge. In jenem steinernen Hause starb 1826 Kirkpatrik, der Begleiter Capitän Owens, am Fieber und auch Livingstone's Gemahlin ist in demselben gestorben.

Die Expedition wurde in Schupanga von den Portugiesen ungemein freundlich aufgenommen, und sie können doch wohl nicht so verworfen sein, wie sie von Livingstone an mehren Stellen seines Buches geschildert werden. Gesteht er doch selbst, daß sie allesammt ihre Bereitwilligkeit ausdrückten, den Reisenden in jeder Beziehung förderlich zu sein. Ja sie ließen durch ihre Leute, Sklaven natürlich, Holz fällen, damit es dem Dampfer nicht an Brennstoff fehle und halfen beim Umladen der Güter. Keiner von ihnen kannte die Kongonemündung des Sambesi.

Dr. Kirk hat einen kleinen See erforscht, der 20 Miles südsüdwestlich von Schupanga liegt.

Der Kessel des Dampfers wurde mit Ebenholz und Guayakholz geheizt; das letztere wird im Stamme so dick, daß der Durchmesser nicht selten 4 Fuß beträgt. Gewächse, welche Kautschuck geben, sind in der Umgegend in Menge vorhanden, und der Indigo wächst wild oder vielmehr verwildert, denn früher ist er aus dieser Gegend exportirt worden.

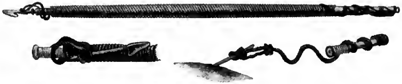
Am 17. August 1858 trat Livingstone die Fahrt von Schupanga stromauf nach Tete oder Tette an; sie war aber sehr beschwerlich, weil der Sambesi bis Sena hinauf sehr breit und voll von Inseln ist. Der schwarze Pilot gerieth oftmals in unrichtiges Fahrwasser, und wenn er darüber hart angelassen wurde, drohte er mit Fortlaufen. Wenn Sklaven zu den Landins entrinnen, werden sie nicht ausgeliefert; diese Sulu-Kaffern behalten solche Waare selbst.

Der Dampfer war in jeder Beziehung schlecht und mangelhaft; man mußte vier Stunden lang heizen, ehe er Dampf gab, und obendrein verzehrte er ungemein viel Holz. Die großen Kähne der Eingebornen konnten, obwohl schwer beladen, so rasch aus der Stelle kommen wie die „Ma Robert", und die kleineren gewannen bald einen beträchtlichen Vorsprung.

Dicht unterhalb der Mündung des Schire in den Sambesi liegt Schamoara und dort wurde gerastet, weil man Holz fällen mußte. Die Quarzberge sind mit hohem Gras und Bäumen bewachsen. Mariano's Bruder, der schon oben erwähnte Bonga, machte hier den Reisenden einen Besuch, benahm sich sehr gut und versprach, daß er der Expedition keinerlei Hindernisse in den Weg legen werde. Er gab ihr Reis, Hämmel und Holz zum Geschenk.

Die „Ma Robert" konnte nicht nach Sena fahren, weil dieser Ort an einem nicht tiefen Arme des Stromes liegt, und mußte vor dem Weiler Nyaruka Anker werfen. Von dort gingen die Reisenden 6 Miles weit zu Fuße nach Sena und zwar im Gänsemarsch, aber bei frischer kühler Luft. Ihnen begegneten viele Männer, die mit Lanzen oder alten englischen Musketen bewaffnet waren, und Frauen, die kurzstielige Hacken trugen, um auf dem Felde zu arbeiten. Alle grüßten höflich, die Männer, indem sie sich die Lenden rieben, die Frauen, indem sie Knixe machten. „A curtsey from bare legs is startling!" ruft Livingstone aus.

Sena oder Senna liegt in einer niedrigen Fläche am rechten Ufer und ist mit einem Zaun von lebendigen Bäumen umgeben, welcher als Schutz gegen die unruhigen Nachbarn dienen soll. Neben einigen größeren Häusern liegen andere in Trümmern; man sieht auch ein Kreuz, das durch die Zeit gelitten hat; neben demselben hat vor Zeiten einmal eine Kirche gestanden; auf einem Hügel erhob sich ein Kloster, das nun auch verschwunden ist, und das Fort am Fluß befindet sich in einem so verwahrlosten Zustande, daß das Vieh auf den Mauertrümmern grast. Wenn ein Feind erscheint, bleibt die schwarze Garnison ruhig im Ort und die Kaufleute mögen sehen, wie sie sich mit demselben abfinden.



Harpunen zum Fangen des Hippopotamus.

Eigentlichen Handel hat Sena gar nicht; die Kaufleute schicken von ihren Sklaven diejenigen, auf welche sie sich verlassen können, ins innere Land auf die Jagd und zum Einkaufen von Elfenbein. Der Ort ist in hohem Grad ungesund; wer sich am ersten Tage seines Verweilens dort das Fieber noch nicht zugezogen hat, bekommt es am zweiten ganz gewiß. Livingstone fand dort einen vortrefflichen Mann, Senhor H. A. Ferrao, dessen Gastfreundlichkeit, Güte und Wohlwollen gegen Jedermann des höchsten Lobes würdig sind. Bei ihm unterhielt sich der Reisende mit den angesehensten Bewohnern Sena's; diese seien der Ansicht, daß die freien Arbeiter Baumwolle in Menge bauen würden, wenn sie nur Käufer finden könnten (Käufer für Rohbaumwolle sind bekanntlich in Menge vorhanden, und die Ostafrikaner würden an den Engländern Abnehmer finden; sie liefern aber keine Baumwolle). Die Männer



Hochzeitsfeier in Tete am Sambesi. (Nach Livingstone.)

von Sena hatten ferner gesagt: „Auf ihrem eigenen Grund und Boden arbeiten die Eingebornen gern und treiben auch Handel, vorausgesetzt, daß dies Vortheil abwirft; wenn die Schwarzen ihr Interesse dabei finden, arbeiten sie hart.“ Livingstone vergißl zu sagen, daß neun Zehntel aller wirklichen Arbeit von den Frauen der Schwarzen geleistet werden muß. Die freien Ostafrikaner würden gewiß Vortheil dabei finden, wenn sie Produkte auf die Märkte brächten, das thun sie aber mit nichten, und so bleiben die Expectorationen des Reisenden ganz müssig.

Ein anderer Portugiese, Major Sicard, erbot sich großmüthig, die Expedition nach Kräften zu unterstützen und ihr ganzes Gepäck nach Tete hinaufzuschaffen, sobald wieder Frieden im Lande sei. Der Mann hat Wort gehalten.

Sena gegenüber, am linken Ufer, steigt eine malerische Hügelreihe empor, welche sich fast parallel mit dem Flusse weit gen Norden hinzieht. Dort traf Livingstone die erste beschäftigt; einige flochten große Körbe, in welchen Getreide aufbewahrt wird. Der Häuptling ließ zuvorkommend eine Matte ausspannen, unter welcher die Reisenden Schutz gegen die Sonne fanden, und dann zeigte er ihnen die Waffe, mit welcher das Flußpferd erlegt wird. Sie besteht in einer kurzen, eisernen Harpune, an welcher eine lange Stange befestigt ist; um diese ist ein sehr festgedrehtes Seil aus Pandanusfasern gewickelt. Zwei Jäger besielgen einen leichten Kahn und rudern leise an das schlafende Thier hinan. Während der eine die Harpune schleudert, bewegt der andere mit seinem Ruder und so rasch als möglich den Kahn nach rückwärts. Sobald die Harpune ins Fleisch eindringt, löst sie sich vom Schaft ab und das Seil rollt sich ab. Manchmal ist an derselben eine Blase befestigt, welche anzeigt, wo das Flußpferd sich befindet.

Diese Hippopotamusjäger bilden einen ganz separaten Stamm. Sie heißen Akombui oder Mapodso und



Frauen am Sambesi bei der Feldarbeit. (Nach Livingstone.)

Kudu-Antilope (A. strepsiceros). Die Flußinsel Pita hat eine zahlreiche, wohlgenährte Bevölkerung. Ein Mulatte, welcher sich für das Oberhaupt ausgab, erschien am Bord und überreichte einige grüne Maiskolben als Seguati. Ein solches ist kein Geschenk in gewöhnlichem Sinne, sondern eine geringe Gabe, für welche der Empfänger mindestens den doppelten Werth als Gegengeschenk überreichen muß. Wenn ein Eingeborner ein zähes, mageres Huhn hat, das unverkäuflich ist, weil man für zwei Yards Kattun ein Dutzend der besten Hühner bekommen kann, so bestimmt er jenes zähe Huhn zu einem Seguati und verwerthet dasselbe. Er wird jede Bezahlung ablehnen, denn er spekulirt auf das Doppelte.

Oberhalb Pita liegt die Insel Nyamotobsi. Dort lebt ein kleiner Stamm, der von einer größern Insel vertrieben worden ist und beschäftigt sich vorzugsweise mit der Jagd auf den Hippopotamus. Die Leute waren gerade sehr verheiraten sich selten, die Weiber niemals, mit Leuten eines andern Stammes. Die Entfremdung zwischen verschiedenen Stämmen hat ihren Grund darin, daß manche gegen den Genuß des Fleisches vom Hippopotamus einen eben so großen Widerwillen haben, wie die Mohammedaner gegen das Schweinefleisch. Der schwarze Pilot der Expedition gehörte zu den Antihippopotamusessern; er hätte um Alles in der Welt keine Speise genossen, die in einem Topfe gekocht war, in welchem einmal Fleisch vom Flußpferd gewesen ist; aber er hatte keinerlei Abneigung, mit Hippopotamuszähnen zu handeln und das Fleisch vom Marabutvogel zu genießen, der sich von den widerwärtigsten Unreinigkeiten nährt.

Die Hippopotamusjäger machen oft weite Reisen; sie laden dann Frauen, Kinder, Kochtöpfe und Matten in den Nachen, fahren ab und bauen an Stellen, wo sie gute Aussicht auf Beute haben, leichte Hütten am Ufer. Das

Fleisch trocknen sie in der Sonne. Sie sind wohlgestaltet, haben eine feine, sehr schwarze Haut und entstellen sich nicht durch die abscheulichen „Zierrathen“, welche bei anderen Völkern vorkommen.

Im August stieg die Hitze auf einen hohen Grad. Wilde Thiere ließen sich nun in größerer Menge blicken, namentlich Zebras, Pallahantilopen und Schweine. Am rechten Ufer lag ein Ort, *Schiramba Dembo*, ganz verödet; ein paar alte eiserne Kanonen zeigten die Stelle an, wo einst die Rebellen eine Verschanzung oder ein Pfahlwerk gehabt haben. Etwas weiter aufwärts steht ein ganz gewaltiger Baobab; der Stamm ist hohl und gleicht im Innern einer nicht unbeträchtlichen Hütte. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieses Baumes, daß er sowohl auf der Außenseite, wie im Innern neue Rinde ansetzt und ausbildet, nachdem man ihm die alte abgezogen hat.

Nun folgen die flachen und sumpfigen Ufergegenden Schigogo und Schipanga; dann und wann sieht man Gruppen von Palmen und einige stachelige Akazien und der Strom gewinnt eine Breite von 3 bis 4 Miles. Die Schifffahrt wird wegen der vielen Inseln sehr schwierig, wenn nicht gerade der Wasserstand sehr hoch ist. Weiterhin wird der Sambesi durch eine von Nordost herstreichende Kette hoher Hügel in einen engen und tiefen Kanal zusammengedrängt. Das ist die *Lupata-Schlucht*; der Dampfer kam hierdurch, weil er günstigen Wind zum Aufspannen der Segel hatte und die Strömung nur 3 Knoten in der Stunde betrug; schwer beladene Kähne haben ein paar Tage nöthig, um diese Schlucht zu passiren. An den kleinen Felsenvorsprüngen *Tschisura* und *Kangemba* bildet der Fluß gefährliche Wirbel; man muß dort die plumpen Nachen der Eingebornen vermittelst starker Taue fortbewegen, damit sie nicht scheitern. An diesen Felsen opfern die Schiffer den Geistern, welche dort wallen, etwas Mehl, eingeborne Portugiesen nehmen den Hut ab und beobachten ein feierliches Schweigen; sobald die gefährlichen Stellen überwunden sind, feuern sie Schüsse ab und geben der Mannschaft stärkendes Getränk. In dieser Gegend sind Elephanten und Büffel in Menge vorhanden, nicht minder die Tsetse-Fliege. Oberhalb der Lupata-Schlucht ist die Strömung heftiger als unterhalb, die Gegend wird hübscher und ist auch besser bevölkert. In der Nähe von *Tete* sah Livingstone manche steinerne Häuser in Trümmer liegen; sie waren vor einigen Jahren von feindlichen Eingebornen zerstört worden. Als der Dampfer sich dem Dorfe (Tete nämlich) näherte, strömten die Schwarzen herbei und staunten das qualmende Wunder an.

Der Dampfer erreichte Tete am 8. September 1858. Dort traf Livingstone die *Makololo*, welche ihn auf seiner ersten Reise begleitet hatten und die hier zurückgeblieben waren, um seine Wiederkunft abzuwarten. Es war eine seiner Aufgaben, diese Leute wieder in ihre Heimat zu bringen. Sie empfingen ihn mit Jubel.

Tete liegt am rechten Ufer auf niedrigem Sandsteinhügel; der Fluß hat 960 Yards Breite. Parallel mit demselben laufen niedrige Schluchten durch die Hügel, auf welchen die Häuser stehen; diese Schluchten bilden zugleich die Straßen und diese waren, einen schmalen Pfad abgerechnet, mit verwildertem Indigo bewachsen. Dieser wuchert hier ebenso wohl als Unkraut, wie die Senna, der Stechapfel und eine Art Cassia. Das Regierungsgebäude, in welchem die Expedition Unterkommen fand, ist einstöckig, steinern und mit Rohr bedacht; die Fensteröffnungen haben statt des Glases Kattun und der Fußboden besteht aus gestampfter Erde. Der innere Theil des Dorfes, in welchem die Portugiesen und die, welche für solche gelten wollen, ihre Wohnungen haben, ist mit einer Stein- und Erdmauer umzogen; die Schwarzen wohnen außerhalb derselben. Fort und Kirche stehen unweit vom Strome. Die weiße Bevölkerung ist nur gering an Zahl und besteht zumeist aus hierher verbannten „unverbesserlichen“ Soldaten. Sie bekommen nur geringen Sold, nehmen schwarze Frauen und lassen diese, nach Landesart, für sich arbeiten. In Tete wird die *Schlange verehrt*, was auch echt-afrikanisch ist; auch an der fernen Westküste spielt dieses Thier eine göttliche Rolle. In Tete werden an jeder Hütte, in welcher ein Kranker liegt, Schlangenbilder angebracht, die gewöhnlich recht grausig aussehen. Widersinniger Aberglaube, namentlich der Wahn über Hexerei, ist allgemein; wer sich das Haar schneidet, verbrennt dasselbe oder vergräbt es an einer abgelegenen Stelle, damit es nicht in die Hände eines Zauberers falle oder in jene eines Menschen mit bösem Blicke, der dann Kopfschmerz herbeihexen könne. Kein Schwarzer wird einen Mangobaum pflanzen, weil das, wie er glaubt, unfehlbar seinen Tod zur Folge haben würde. Wer einen Kaffeebaum pflanzt, kann auf dieser Erde nie wieder Glück haben; Kaffeetrinken schadet aber nicht.

Sklaverei ist begreiflicherweise auch in dieser Gegend allgemein und eine Hauptinstitution der Gesellschaft. Es kommt nicht selten vor, daß Menschen in diesem überschwänglich fruchtbaren Lande aus Trägheit in die äußerste Dürftigkeit gerathen. Dann gehen sie zu einem beliebigen Manne, zerbrechen vor diesem ihre Lanze und geben damit symbolisch zu verstehen, daß sie fortan seine Sklaven sein wollen. Es wäre widersinnig, anzunehmen, daß der Urafrikaner mit dem, was ein Europäer als Sklaverei bezeichnet, denselben Begriff verbände, wie wir. Er hat ganz andere Vorstellungen, Begriffe und Bedürfnisse als der weiße Mensch, und Livingstone stellt oftmals lustige Behauptungen auf und phantastische Betrachtungen an, weil er diese Thatsache unbeachtet läßt; ihm sind alle „Kinder Adams“ gleich.

Auch in Tete zeigen die Schwarzen einen lebhaften Schachergeist, „mehr aus Liebe zur Sache, als des Gewinns halber“. Das Schachern erfordert bekanntlich keine Anstrengung und ist keine Arbeit. Der Neger hat vom Werthe der Zeit keine Ahnung; was Zeitersparniß ist und bedeutet, weiß er nicht; deshalb vertrödelt er mit dem Verkauf eines Elephantenzahns manchen Tag, bietet dem portugiesischen Kaufmanne die Waare an, trägt sie wieder fort und zieht das Geschäft recht in die Länge, „weil die Schmeicheleien, welche der Käufer ihm sagt, ihm in seinen eigenen Augen eine größere Wichtigkeit verleihen.“

In Tete leben mancherlei wunderliche Doctoren. Da ist der *Elephantendoctor*, der eine besondere Medicin verfertigt; wer diese nicht kauft, ist außer Stande, ein Thier zu erlegen. Der *Krokodildoctor* verkauft ein Specificum, welches den Inhaber gegen jegliche Gefahr von Seiten des Flußungeheuers sicher stellt. Der *Würfeldoctor* ist eine sehr wichtige Person, denn er gehört zur löblichen Polizei und kundschaftet die Diebe aus. Er begiebt sich an den Ort, wo etwas gestohlen worden ist, wirft die Würfel und gibt nach Verlauf einiger Tage den Dieb an. Nur selten greift er fehl, weil er viele geheime Helfershelfer hat, die ihm jede Kleinigkeit hinterbringen. Auch *Musketendoctoren* fehlen nicht; ihr Talisman macht den Inhaber zu einem guten Schützen. Daß *Regendoctoren* vorhanden sind, versteht sich von selbst.

„Vortreffliche Baumwolle wird von den Eingebornen gepflanzt, aber nur in ungemein geringer Quantität; sie verfertigen sich ein sehr grobes Zeug aus derselben; ein Stamm in der Nähe pflanzt ein klein wenig Zuckerrohr."

Magneteisen und Steinkohlen sind in der Umgegend von Tete sehr häufig; die letztere hatte an einem Ausbiß am Stromufer eine Mächtigkeit von 25 Fuß und brannte vortrefflich. Zwei Tagereisen entfernt sammelt man Gold; die Goldgegenden sind stets im Besitz unabhängiger Stämme gewesen.

Die Portugiesen in Tete lieben den Trunk dermaßen und sind auch anderen Lastern so sehr ergeben, daß man sich wundert, wie sie überhaupt am Leben bleiben und nicht alle vom Fieber hinweggerafft werden. (Dasselbe bemerkt Richard Burton mehr als einmal in seinem vortrefflichen Werke über Westafrika und Livingstone sagt, seine Makololos hätten sich vor den Trinkgelagen der Portugiesen entsetzt.) Gewiß bleibt, daß Tete keine Kulturstadt ist, denn es hat „keine Journale und keine Buchhandlung", was wir unsrerseits sehr wohl begreifen, da es ein Dorf ist, in welchem kein Dutzend ungemischte Weiße wohnen. Livingstone's Klage ist also sehr übel angebracht. Mit Salbung ruft er aus: „Wenn wir in einer solchen Umgebung geboren wären! Man zittert schon, wenn man nur daran denkt." Er fand aber bei diesen Portugiesen eine sehr freundliche und gastliche Aufnahme, die er auch nach Gebühr rühmt. Zu bedauern bleibt allerdings, daß in Tete „kaum ein Schulmeister vorhanden ist".

Bei **Hochzeiten** geht es lustig her. Die Neuvermählten werden mit feierlichem Aufzug in **Machillas** getragen, d. h. in Hangmatten, die an Stangen ausgespannt sind. Die Sklavinnen sind festlich aufgeputzt und rufen dem jungen Paare Glück zu; die Sklaven feuern Musketen ab. Hinter den Machillas gehen die näheren Freunde, und sie nehmen sich im schwarzen Frack und Cylinderhut seltsam genug aus. So zieht man ins Haus und erquickt sich mit Speise und Trank.

Es ist am Sambesi, wie auch in anderen Gegenden Afrika's Brauch, daß der **Hüttenbau** eine Aufgabe der **Frauen** ist, die Männer bemühen sich dabei nicht. Man stellt eine Anzahl Pfähle so, daß sie einen Kreis bilden, flicht Rohr hindurch, bildet auf diese Art eine Wand und hat einen Thurm von 9 bis 10 Fuß Höhe. Zur Herstellung des Fußbodens wird die feste Erdmasse benützt, aus welcher die Termitenameisen ihre Hügel bilden, und diese knetet man mit Kuhmist. So erhält man eine gleichmäßige Fläche, die keine Sprünge hat. Darauf muß wohl geachtet werden, weil sich in den Ritzen giftige Thiere einnisten könnten, namentlich Tampans, deren Stich schmerzhaft ist und Fieber bringt.

Sobald dieser Thurm, welcher das Wohngemach bildet, vollendet dasteht, beginnt man mit dem Oberbau, der einen viel größern Durchmesser hat und eine auf Pfählen ruhende, aus Rohr geflochtene Dachbedeckung bildet; unten läuft dann noch eine gleichfalls aus Rohr hergestellte Verkleidung umher; sie hat etwas über halbe Mannshöhe. Die Eingangsöffnung zur innern Hütte ist sehr unbequem.



Schmiede bei Simaringo am Sambesi. (Nach Livingstone.)

Livingstone maß eine solche und fand, daß sie am Boden 20, oben aber nur 12 Zoll hatte. Eine andere Oeffnung ist nicht vorhanden und weder Luft noch Licht dringt ein. Welche Atmosphäre!

Gleichfalls am obern Sambesi bei Simaringo fand Livingstone ein paar Schmiede bei der Arbeit. Gewöhnlich verfertigen die Neger ihren Blasbalg aus zwei Ziegenhäuten; hier bestand aber derselbe aus zwei kleinen runden Holzkisten, deren oberer Theil mit schlaffem Leder überspannt ist. In jeder Trommel oder Kiste steckt eine Röhre, welche inmitten der Lederbekleidung steht. Diese letztere wird vermittelst eines Stabes auf- und abbewegt, so entsteht ein Luftzug. Die Schmiede in jener Gegend verarbeiten nicht blos Eisen in ihrer rohen Weise, sondern auch Zinn, welches sie vom Norden her aus dem Lande der Marendis erhalten.

Die Kämpen zwischen Nogat und Weichsel.

Von **Friedrich Dentler.**

Wenn unser Auge über die Winterlandschaft der Kämpen zwischen Nogat und Weichsel schweift und die ganze Natur in ein Schneegewand gekleidet vor uns liegt, dann ist weiter nichts sichtbar als eine große Ebene, die nördlich von den bewaldeten Dünen der Frischen Nehrung, südlich von der Elbinger Höhe und westlich durch ein blaues, im Horizont verschwimmendes Band, die Danziger Höhe, eingefaßt wird. Hier ragen gigantische Stammweiden empor, dort schlängelt sich eine entlaubte Weidetrift von Gehöft zu Gehöft, dessen elegante, Wohlstand verrathende Wohnhäuser und strohgedeckte Scheunen ein gefälliges, einladendes Aussehen gewähren.

Die Weichsel hat bei ihren Einmündungen ins Frische Haff fast ähnlich wie der Nil bei seinem Ausfluß ins Meer wohl 20 Wasserarme und 2 Hauptausströmungen: die Elbinger Weichsel und die Nogat.

Viele dieser Arme sind nicht mehr schiffbar, andere versandeten zu einem breiten Graben und noch andere verschwanden bis auf eine geringe Andeutung. Zwischen diesen Stromarmen, Ruinen genannt, liegen niedrige, mit einem kleinen Erdwall umgebene Inseln oder Kämpen, welche erst neuerdings bebaut und kultur- und ertragsfähig geworden sind. Alle diese Arme und Kämpen namentlich aufzuführen wäre zeitraubend und uninteressant, deshalb überspringen wir diesen Punkt und verweisen auf ein spezielles geographisches Handbuch.

Im Monat März, mitunter auch im April, schmilzt der Schnee und nun erst gewinnt man eine Uebersicht über diese Kämpen, welche jetzt deutlich hervortreten. Damit beginnt auch ein Naturereigniß, dem der Bewohner dieser Landstriche mit bangem Herzen entgegenschaut. Dieses ist der Eisgang.

Allmälig wächst das Wasser und steigt bis zum kleinen Erdwall empor. Droht es über denselben und auf den Acker zu laufen, dann werden sogenannte Düngerkasten*) gelegt. Oft hilft Alles nichts — mit donnerähnlichem Gekrach berstet die längst emporgehobene Eisdecke auseinander, neue Fluten brausen, große Eisschollen mit sich führend, heran und überschwemmen gar häufig 3 bis 8 Fuß hoch diese Eilande. Da bleibt dem Kämpenbewohner nur die Flucht in sein höher gelegenes Gehöft übrig, woselbst er schleunigst sein Vieh in Sicherheit, d. h. auf die Bodenräume der Wirthschaftsgebäude bringt. Ist das Haff eisfrei, dann läuft das Wasser schnell ab; wenn aber eine dicke Eiskruste auf demselben liegt, dann steigt die Flut mehr und mehr und alle Kämpen gleichen einem riesigen Landsee, aus welchem die einzelnen Gehöfte wie Inseln hervorragen. Entsteht irgendwohin eine Strömung und führt diese Eisschollen mit sich, so wird manches Gebäude fortgerissen, manche schöne Besitzung versandet und zertrümmert. — Verschwindet das Wasser, wozu eine Menge Schnecken*) auf den Kämpen errichtet werden, welche das Wasser ausmahlen, und tritt die Alles belebende Frühlingssonne hervor, dann kleidet sich die Landschaft schnell in ein grünes Sommergewand. Hier belebt sich das Rohr und der Calmus, welcher an den Ufern der Flüsse emporkeimt, dort schießt die Saat auf, der Roggen wirft seine riesige fruchtreiche Aehre und die üppigen Oelfrüchte bilden ihre Knospen; wenn die volle Vegetation hervorgetreten ist, gleicht die ganze Landschaft einem blühenden Garten, der von silberstreifigen Flüssen und Gräben durchzogen ist.

Im Röhrigt kreischt die Rohrdommel, der ängstliche Kibitz flattert umher und auf anderen Stellen rauben sich die Strandmöven und Fischreiher riesige Fische, die sie gierig verschlingen, oder mit sich nehmen, um sie ihrer jungen Brut zuzuführen. Noch andere Vögel werden schaarenweise sichtbar, namentlich auf den, unmittelbar am Haff gelegenen Kämpen, wo sie umherflattern und in die Fluten ihr buntes Gefieder tauchen, z. B. wilde Enten und Gänse, wilde Schwäne rc.

Ganz nach den örtlichen Verhältnissen haben sich die Stände auf diesen Kämpen herangebildet und mit diesen ausschließlich: Bauern, Jäger, Fischer, Schiffer.

Dem Kämpenbauer fehlt nicht der ihm fast angeborne Stolz, welcher sich mit dem zunehmenden Reichthum steigert, allein immer noch eine große Portion Gutmüthigkeit zurückläßt. Entweder beschäftigt er sich ausschließlich mit Viehzucht, Käse- und Butterbereitung, oder mit Landwirthschaft, namentlich mit Rips- und Rapsbau.

Das wachsende und fallende Wasser bildet auch während des Sommers den Kernpunkt der Unterhaltung, denn nicht selten kommt kurz vor der Ernte durch Anwachsen des Weichselstromes eine zweite Ueberschwemmung, welche die ganze Ernte zerstört. Man bezeichnet diese Ueberschwem-

*) Aus zwei, ein Fuß auseinander stehenden Brettern gemacht, welche vermittelst einiger Pfosten zusammengehalten und mit Dünger gefüllt werden.

*) Wasserschnecken in Windmühlenform.

mung als Dominikwasser, nach dem Dominikusmarkte, welcher um diese Zeit in Danzig abgehalten wird.

Viele Kämpenbewohner leben von der Jagd und sind nur Sonntags und dann zu Hause anzutreffen, wenn sie schlafen, oder der Ruhe pflegen; ihre ganze Ausdrucksweise ist mit Jagdausdrücken gemischt.

Schiffer und Fischer bilden fast einen Stand. Im Sommer treiben die Leute zu Wasser Handel, im Winter fischen sie.

Die Kämpenbewohner sind kräftig und muskelstark, mittelgroß, fast immer blond. Mädchen und Frauen haben regelmäßige schöne Gesichtszüge; bei Allen zeigt sich Neigung zur Fettleibigkeit, die fast immer im 40. Lebensjahre beginnt und sich mit vorschreitendem Alter mehr und mehr entwickelt. Trotz der hier vielfach herrschenden Wechselfieber erreichen viele dieser Menschen die hohen Siebenziger.

Confessionell scheiden sich die Bewohner dieses Insellandes in Mennoniten und Protestanten.

Johann Jakob von Tschudi's Reisen durch Südamerika.

Von diesem ausgezeichneten Werke ist so eben, bei F. A. Brockhaus in Leipzig, der erste Band erschienen, reichlich mit Holzschnitten ausgestattet, sehr sauber, aber leider mit manchen Druckfehlern, auch mit lateinischen Buchstaben und ohne Columnentitel, die in hohem Grade willkommen gewesen wären. Hoffentlich wird am Schlusse des vierten Bandes ein sorgfältiges Register beigefügt, denn es handelt sich hier um ein Buch, das lange gelten und auch nach vielen Jahren mit ungeschwächtem Interesse gelesen werden wird.

Herr von Tschudi ist einer unserer ausgezeichnetsten Reisenden. Vor einem Vierteljahrhundert erwarb er sich durch sein Buch über Peru einen hochgeachteten Namen auf beiden Erdhalben; er hat dann später, gemeinschaftlich mit Ribeiro, das von allen Gelehrten sehr geschätzte Werk über die peruanischen Alterthümer herausgegeben und eine Anzahl werthvoller Monographien veröffentlicht. Ueberall dieselbe Gediegenheit und ansprechende Darstellung.

Die beiden ersten Bände sind einer Beschreibung der Reise durch die brasilianische Provinz Minas geraes gewidmet; der dritte soll sich vorzugsweise mit den deutschen Colonien in den Provinzen Espirito santo, San Paulo, Santa Catharina und San Pedro do Sul beschäftigen; der vierte wird die Wanderung von Buenos Ayres, quer durch Südamerika, nach Cobija, dem bolivianischen Hafen am Stillen Ocean, einen Besuch in Chile und die Reise im peru-bolivianischen Hochland enthalten.

Der erste Band hat uns dermaßen gefesselt, daß wir uns gedrungen sahen, ihn ohne Unterbrechung bis ans Ende durchzustudiren. Hier liegt über das vielgeschmähte und vielgerühmte Brasilien eine Arbeit vor, die in jeder Beziehung als mustergiltig angesehen werden kann. Wir sagen damit nicht zu viel. Herr von Tschudi ist als Reisender so erfahren, wie nur irgend einer; er hat einen offenen, scharfen Blick, er ist ein durchaus praktischer Mann, der alle Lebensverhältnisse kennt und sie zu nehmen weiß, wie sie für seine Absichten und Zwecke genommen werden müssen. Dazu kommt seine gründliche und tüchtige Gelehrsamkeit, welche er fruchtbringend zu machen versteht. Alle seine Schilderungen sind klar, sein Styl ist gut; er ermüdet nie, sagt Alles so kurz wie möglich und versteht es, auf geringem Raume eine große Menge interessanten Stoffes zu verarbeiten. Wir sind in diesem Band auch nicht auf eine einzige Stelle gestoßen, die von irgend einem Vortheile zeugte; wir fühlen überall heraus, daß es dem Mann ein heiliger Ernst ist, die volle Wahrheit zu sagen; er befleißigt sich in ehrenhafter Weise einer gleichvertheilenden Gerechtigkeit; er spendet Licht oder Schatten nach Gebühr und wir dürfen ihm glauben. So flößen die Urtheile, welche von einem so erfahrenen Beobachter ausgehen, volles Vertrauen ein, auch da, wo es sich um politische Angelegenheiten handelt, oder um Interessen des Verkehrs, um Zustände der Volkswirthschaft, oder um anthropologische Dinge.

Herr von Tschudi verließ Hamburg im Oktober 1857, besuchte Pernambuco und Bahia und fuhr nach Rio de Janeiro. Von dort begab er sich nach längerm Aufenthalte über die Colonie Petropolis nach Ouro Preto, der Hauptstadt der Provinz Minas geraes. So weit reicht der erste Band.

Die Hauptstadt Brasiliens ist oftmals und sehr ausführlich geschildert worden; wir kennen ihre Reize, ihren Schmutz, ihr Klima, ihre gemischte Bevölkerung und ihren Handelsverkehr. Aber man liest die Darstellungen Tschudi's trotzdem mit Genuß und mit Gewinn, weil er überall den Erscheinungen eine interessante und namentlich auch eine praktische Seite abzugewinnen versteht. Er schätzt die Zahl der Einwohner von Rio de Janeiro auf etwas mehr als 300,000; bekanntlich ist sie die größte Stadt von Südamerika, der Hafen ist sicher, die Bay unvergleichlich schön, der Handelsverkehr auf etwa 325 Millionen Francs gestiegen. Das ganze Leben und Treiben regsam, das Hinterland produktenreich, ein Streben nach geistiger Entwicklung nicht zu verkennen, materielle Verbesserung sichtbar. Aber dem Ganzen haftet doch immerhin noch viel Unfertiges an, und einem germanischen Menschen ist der romanisch-afrikanisch-indianische Schmutz von ganzer Seele zuwider. Selbst der St. Annaplatz, auf welchen vier Hauptstraßen einmünden und der im Mittelpunkte der Residenz liegt, hat durchaus das Ansehen eines Schindangers.

Und wie in der Hauptstadt, so in der Provinz. Wir lesen darüber ergötzliche Schilderungen. In der Stadt Parahybuna kehrte Tschudi im Gasthof einer Mulattin ein, die ihm eine unverschämt hohe Rechnung machte. In derselben Herberge mußte ein Brasilianer für ein Huhn, einen Teller Bohnen und Reis die Summe von — 50 Frs. zahlen!

Im Dorfe Chapeo d'Uvas, wo, von Osten her, die Attaleapalme zuerst auftritt, lag eine Herberge mit der Aufschrift: Casa do pasto; Hôtel provincial. „In meinem Zimmer, wenn überhaupt die offenen Gelasse, in denen

Betten für die Reisenden stehen, auf diesen Namen Anspruch machen dürfen, traf ich *zum ersten Male* seit meiner Abreise von Petropolis einen *Tisch*. Zwar ragte seine Höhe über das gewöhnliche Maß hinaus, ich konnte aber immerhin stehend daran schreiben. Gewöhnlich findet man in den Herbergen nur in dem Eßzimmer einen Tisch, in den Gemächern für die Reisenden nur Betten, aber immer so viele, als nur Raum darin haben."

Bei einem Fazendeiro (Gutsbesitzer), in dessen Hause der Reisende ein Unterkommen suchen mußte, wies man ihn barsch in den *Cuarto*. „Rechts vom Eingangsthor war nämlich ein langes, niedriges Lehmgebäude in eine Anzahl Cuartos, d. h. Löcher ohne Fenster, ohne Dielen und ohne Decke abgetheilt. Ich stieg ab, und eine Negerin brachte den Schlüssel zu Cuarto Nr. 1, wohl dem besten von allen. Ich trat ein und fand zwischen den vier Lehmwänden absolut nichts als ein namenlos ekelhaftes Geschier und einen unerträglichen übeln Geruch. Unter freiem Himmel konnte ich leider nicht schlafen, da es heftig regnete. — In dem neben anstoßenden Cuarto brannte ein Feuer. Sobald ich meine Thür schloß, war mein Gemach mit einem erstickenden Rauch angefüllt; wenn ich sie offen ließ, wurde ich von einer Heerde hungriger Schweine überfallen, die ich nur mit Mühe von meinem Lager fern halten konnte. Ich zog aber doch diesmal den Rauch den Schweinen vor und schloß die Thür; doch war vorerst an Schlafen nicht zu denken. Aus dem neben anstoßenden Cuarto drang ein gräßliches Stöhnen, Winseln und Jammern zu mir herüber. Ich war über dessen Ursprung nicht im Unklaren; denn mein Camerada hatte mir gesagt, daß dort eine krummgeschlossene Negerin liege; der Aufseher habe eben noch Holz hineingetragen und die Stricke fester angezogen. Was nützten alle die traurigen Reflexionen, welche die entsetzlichen Klagetöne des unglücklichen Weibes in mir hervorriefen? Helfen konnte ich nicht. Der Fazendeiro hatte sich schon längst schlafen gelegt, ich konnte kein gutes Wort für die Gefangene einlegen und war gezwungen, den ununterbrochenen Ausdruck eines qualvollen Schmerzes anzuhören. Wäre der Regen nicht in Strömen heruntergestürzt, — ich wäre keine Minute länger in dem Gemache geblieben.

Endlich siegte die Müdigkeit. Aber nach kurzem Schlummer wurde ich durch ein unangenehmes Kratzen im Gesichte aufgeweckt; auch hörte ich ein lebhaftes Rasseln. Bald war eine Wachskerze aus der bereit liegenden Satteltasche hervorgezogen und angezündet. Das plötzliche Licht erschreckte für den Augenblick *ein paar Dutzend riesenhafter Ratten*, welche sich das Gemach zu ihrem nächtlichen Tummelplatz ausgewählt hatten. Einige glotzten mich verdutzt an, andere rannten gegen das Licht, wieder andere suchten sich in verschiedenen Richtungen zu verstecken, und es gab einen Augenblick lang ein heilloses Durcheinander. Nur zu bald kamen diese Eindringlinge wieder zur Besinnung; sie fanden es wahrscheinlich zweckmäßiger, sich durch das schwache Licht nicht beirren zu lassen und in ihrem Zerstörungswerke fortzufahren. An zweien meiner Lederkoffer hatten sie schon die Ecken angefressen, auch das Riemenzeug meines Sattels und Zaumes an verschiedenen Stellen angegriffen. Das war mir doch zu bunt und ich fühlte mich veranlaßt, die Offensive zu ergreifen. Ich rollte mein Bett zusammen, setzte je zwei Koffer aufeinander, postirte mich, mit einer langen Hetzpeitsche versehen, auf das eine Paar derselben und wehrte nun die unverschämten Angriffe ab. Es war halb zwei Uhr; natürlich mußte auf den Schlaf Verzicht geleistet werden. Meine Vorkehrungen hatten zum Theil die gewünschte Wirkung, die Koffer wenigstens wurden verschont. Zwar fehlte es nicht an kecken Versuchen, sich ihnen zu nähern, aber die Peitsche flößte doch meinen impertinenten Gegnern einigen Respekt ein. Wenn ich die eine oder andere Ratte durch einen wohlgezielten Hieb traf, so schnaubte und pfiff sie ganz empört; ja einige sprangen mit gesträubten Haaren nach der Peitsche. Einige verloren sich, während wieder andere mit wunderbarer Behendigkeit längs der Dachbalken hinunter rannten. Diese bewegte Scene wurde fortwährend von dem herzzerreißenden Winseln der gefesselten Sklavin begleitet. Nach zwei langen Stunden gab ich meinem Camarada das Zeichen, die Thiere von der Weide zu holen, und bei Tagesanbruch verließen wir das traurige Nachtquartier."

Mit Verstand, Einsicht und Billigkeit schildert Herr von Tschudi die *Charakterzüge der Bevölkerung Brasiliens*, und ganz richtig betont er, daß von einem Nationaltypus bei den Brasilianern nicht die Rede sein könne. „*Denn eine seit Jahrhunderten andauernde Rassenmischung einer schon gemischten Rasse*, wie die Portugiesen es sind, mit *Indianern und Negern in allen nur denkbaren Kreuzungen, hat begreiflicherweise einen einheitlichen physischen Typus* nicht entstehen *lassen*, und wo ein solcher fehlt, ist natürlich ein nationaler Charakter eines Volkes auch nicht denkbar. Die brasilianische Nation ist eine Vereinigung von Menschen, die blos durch eine bestimmte Regierungsform mit einander verbunden sind, nicht aber, wie die europäischen Nationen, außer dieser auch noch durch gemeinsame Abstammung und, durch diese bedingt, einen in gewissen Grundzügen übereinstimmenden Charakter. — In Brasilien sehen wir *nur eine gemischte* Abstammung über das ganze Land verbreitet. Allerdings haben die Bewohner von Rio grande do Sul, die Paulistas, die Fluminenses (d. h. Bewohner von Rio de Janeiro), die Mineiros, die Pernambucanos &c. einen gewissen Anstrich von Nationalität, der auf gewissen Lokalverhältnissen fußt und hauptsächtlich Sonderinteressen seinen Ursprung verdankt; aber er tritt zuweilen scharf hervor, und es drängt sich die Ueberzeugung auf, daß nur diese *unheilvolle*, so tief durchgreifende *Rassenmischung* einer gesunden, kräftigen Entwicklung der Nationalität entgegentritt. Bei den Völkern Europa's herrscht die *Nationalität* vor, in Brasilien die *Individualität*, ähnlich wie im europäischen Walde die *Gattung* vorherrscht und Bestände bildet, im brasilianischen Urwald aber die Arten, zur bunten botanischen Musterkarte vereint."

Unter dem Ausdrucke *Brasilianer* versteht Herr von Tschudi nicht die *Gesammtheit* der Nation, sondern den intelligenten Theil mit vorherrschend *weißer* Abstammung. „Ich kann nicht, wenn ich vom geistigen, gesellschaftlichen und staatlichen Leben der Brasilianer spreche, *den apathischen Indianer, den faulen Caboclo, den rohen freigelassenen Neger und den leichtfertigen Mulatten* mit dem höher civilisirten Eingebornen vorzüglich von romanischer Abstammung zusammenwerfen. Von einem Nationalcharakter kann man nicht sprechen, weil er nicht existirt."

Grade in unseren Tagen, nachdem die Frage über die *Stellung der farbigen Menschen zu den Weißen* eine so inhaltschwere Tragweite gewonnen hat, ist es von hohem Interesse, zu hören, wie ein so erfahrener Anthropolog wie Herr von Tschudi sich ausspricht.

Die farbige Bevölkerung ist aus der Mischung von

Weißen, Indianern und Negern hervorgegangen. Nach brasilianischer Nomenclatur heißen die Abkömmlinge von Weißen und Indianern: Mamelucos; von Weißen mit Negern: Mulatos; von Indianern mit Negern: Cafusos; von Indianern mit Cafusos: Xibaros. Diese Mischungen kreuzen sich unter den verschiedensten Verhältnissen mit einander und mit den reinen Rassen. Das geübte Auge des Brasilianers findet auch da noch Mischungsverhältnisse heraus, wo der europäische Anthropolog durchaus nicht mehr im Stand ist, dieselben zu bestimmen. Ein Mulatte, dessen Vater ein Weißer, dessen Mutter eine Negerin ist, unterscheidet sich für den Rassenkenner deutlich von einem Mulatten, dessen Vater ein Neger, die Mutter aber eine Weiße ist, und das Nämliche gilt für die Mamelucos und Cafusos.

Manche „Farbigen" sind übrigens von den brasilianischen Vollblut-Portugiesen kaum zu unterscheiden, namentlich jene mit indianischer Mischung. Es ist wiederholt behauptet worden, daß neun Zehntel der Brasilianer von gemischter Abstammung seien, und gewiß sind nahezu vier Fünftel in diese Kategorie einzureihen.

Die ersten Portugiesen brachten wenige Frauen aus Europa mit und nahmen zumeist Indianerinnen. So entstand eine beträchtliche Menge von Mamelucos; und dann kam durch die Neger „ein böses Element zur Rassenmischung" nach Brasilien. „Die Erfahrung hat in allen Ländern, in denen Sklaverei bestand oder noch besteht, unwiderlegbar nachgewiesen, daß jede Rassen-Vermischung mit Negern einen bedeutenden Rückschritt einschließt. Man hat sogar behauptet, daß die gemischten Abkömmlinge von Negern noch weit unter diesen selbst ständen. Diese Angabe scheint mir nur zum Theil begründet zu sein. Es steht wohl fest, daß die Kinder, welche durch die Vermischung zwischen Negern und Individuen einer begabten Rasse entstanden sind, an intellectuellen Fähigkeiten ihren schwarzen Aeltern im Allgemeinen bedeutend überlegen sind; weniger in rein mechanischen Fertigkeiten; der Charakter der Mischlinge aber ist durchschnittlich weit schlechter, als jener der Neger. Es gibt vielleicht auf der Welt keine verworfenere Menschenklasse, als die Mischlinge von Negern und Indianern, diese Cafusos, oder Zambos, wie sie im spanischen Südamerika genannt werden. Sie sind um so schlechter, je tiefer der Indianerstamm steht, welchem der Vater oder die Mutter angehörte."

Etwas besser sind die Mulatten. Es gibt unter ihnen sogar ausgezeichnete Männer von hoher geistiger Begabung, einem ausgezeichneten Wissen und einer vielseitigen gründlichen Bildung, Männer, die als Politiker, Schriftsteller, Künstler oder Feldherrn sich großen Ruhm erworben haben. Das sind aber doch immer nur seltene Ausnahmen. Im Allgemeinen ist der Mulatte äußerst sinnlich, leichtfertig, leichtsinnig, meist arbeitsscheu, dem Spiel und Trunk ergeben, rachsüchtig, hinterlistig und verschlagen. Er ist zu Allem zu gebrauchen und liefert auf die Anklagebank der Schwurgerichte, in die Gefängnisse und das Zuchthaus das größte Contingent. — Auch im Gesichte der schönsten Mulattin ist keine Spur von edler Form zu entdecken. Die Nase ist immer breit, die Lippen sind mehr oder weniger wulstig aufgeworfen, der Blick ist ohne Geist, wohl aber feurig, sinnlich-herausfordernd, der Teint gelbbraun und die Hautausdünstung von specifisch ekelhaftem Geruche. Sie allein ist schon hinreichend, jede Illusion recht gründlich zu zerstören. Unbegrenzte Eitelkeit und wollüstige Sinnlichkeit sind die Grundzüge des Charakters der Mulattenweiber. Viele sind, wie dies bei Bastarden so gewöhnlich ist, unfruchtbar.

Einen Grad höher, als die Mulatten, stehen die Mamelucos (im spanischen Amerika Mestizos geheißen). Sie sind numerisch stark vertreten, besonders aber Mischlinge von ihnen und Weißen, und diese sind für ein ungeübtes Auge, wie schon bemerkt, manchmal nicht vom Portugiesen zu unterscheiden. In Bezug auf den Charakter sind die Mamelucos den Mulatten vorzuziehen, trotzdem bei ihnen die Rassenfehler der Indianer scharf genug hervortreten. Indolenz und Trägheit herrschen bei ihnen vor, besonders unter Verhältnissen, in denen es ihnen an jeder geistigen Anregung fehlt. —

Wir gehen heute auf Tschudi's Schilderung der Neger und der Sklavereiverhältnisse, über welche er sehr verständige Betrachtungen anstellt, nicht ein, wollen aber zum Schluß die Beobachtung einer Naturerscheinung erwähnen, welche der Reisende in der Provinz Minas geraes anstellen konnte.

Es handelte sich um Irrlichter. Herr von Tschudi stand bei einbrechender Nacht, Abends 8 Uhr, mit dem ihn bewirthenden Fazendeiro vor der Hausthür. Ein paar hundert Schritt entfernt floß der Parahyba, dessen jenseitiges Ufer stark bewaldet war. Die Luft, + 22° R., war schwül; der Regen hatte den ganzen Tag angehalten und dauerte noch fort. Plötzlich zog ein Licht, uns gerade gegenüber im Walde, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Fazendeiro rief sämmtliche Hausbewohner zusammen. Die Lichterscheinung bildete einen intensiv rothen, runden Feuerkern oder eine Feuerkugel (nicht ein längliches, bläuliches Flämmchen, wie die Irrlichter gewöhnlich geschildert werden), in der Farbe einer entfernt brennenden Pechfackel ähnlich. Dieser Feuerkern schwankte auf beschränktem Raume bald nach rechts, bald nach links, bald stieg er etwas in die Höhe, bald senkte er sich wieder. Plötzlich erschienen rechts von ihm 3 andere, aber schwächere und etwas weiter zurückstehende sternartige Lichter; sie näherten sich dem erstern, verschwanden für Momente, kamen dann links zum Vorschein und erloschen bald darauf gänzlich. Kaum eine Minute später erschienen rechts 2, links 5 und bald darauf vereinigten sich alle auf der linken Seite des Centralkerns. Dann kamen sie hinter demselben nach rechts zum Vorschein; einige erloschen, andere tauchten wieder auf, so daß ich zugleich 15, außer dem Hauptkerne, zählte; dieser blieb am ruhigsten, aber auch am glänzendsten. Das ganze Spiel dauerte 18 bis 20 Minuten; ich konnte es also mit der größten Ruhe betrachten. Der Fazendeiro erzählte schauerliche Geschichten, wie ihn diese Lichter schon oft erschreckt und verfolgt hätten. Seit einem Monate hatte man sie nun schon viermal gesehen, immer zur nämlichen Stunde. An dem Orte, wo sie erschienen, befindet sich im Wald ein schwer zugänglicher Sumpf. Ich halte diese Erscheinung für sogenannte Irrlichter. —

Theatralisches aus Tibet.

Von **Emil Schlagintweit.**

Theater und Kirche, scheinbar zu einander im größten Gegensatze, berühren sich doch unerwartet nahe. Um ein Beispiel aus der Gegenwart zu nennen, sei der Passionsspiele in Oberammergau gedacht, wo die ganze Leidensgeschichte Christi dargestellt wird von Landleuten, die als handelnde Personen auftreten und zum Theile wirklich Vollendetes leisten; in ähnlicher Weise werden in Tyrol Gegenstände der heiligen Geschichte theatralisch behandelt. Wenden wir uns nun dem Mittelalter zu, so begegnen wir in den „Mystères“ und „Moralités“ demselben Bestreben der Kirche, ihren Anhängern die Lehren ihrer Religion in einer ihrer Fassungsgabe entsprechenden Form zu bieten; für Kurzweil war gesorgt und die Bevölkerung strömte zu diesen Darstellungen zahlreich hinzu.

In ähnlicher Weise ist in Tibet die unter fröhlichen Tänzen vorgeführte Belehrung eine sehr wirksame; die Laienwelt steht ohnehin noch auf einer Stufe der Civilisation, wie sie in Deutschland, schon im neunten Jahrhundert, nur noch in einzelnen Gegenden vorhanden war.

Zur folgenden Schilderung dieser Schauspiele benütze ich die Mittheilungen meines Bruders, Hermann v. Schlagintweit, der einem solchen beiwohnte, ferner den von Kapitän Godwin Austen jüngst im Journal der calcutta-asiatischen Gesellschaft veröffentlichten Bericht, und außerdem noch Angaben, die sich in tibetischen Werken finden. Auch liegen mir die Originalmasken und Gewänder vor (in der ethnographischen Sammlung meiner Brüder).

Als Bühne dient der Hofraum eines buddhistischen Klosters. Aus dem Innern strömen Musiker heraus, in langen wallenden Gewändern von Seide in verschiedenen grellen Farben; auf dem Kopfe sitzt ein Filzhut mit breiter Krempe, oben mit einer leierartigen Metallverzierung. Ihre Instrumente sind Trommeln und Blasinstrumente. Die Trommeln sind in Form und Handhabe verschieden von den unserigen; die „Handtrommeln“ haben 6 bis 10 Zoll Durchmesser, das Fell ist über einen Holzkasten gespannt und bildet zwei Halbkugeln, welche da, wo sie sich berühren, von einem Stricke umschlungen sind, der als Handhabe dient und zugleich zur Befestigung der Trommelschlägel; dies sind zwei Lederballen, die an Schnüren hängen; bei heftiger Schüttlung des Instrumentes schlagen sie beide an je ein Fell, so daß der Ton ein sehr lauter wird. Verschieden davon sind die großen Trommeln, unsere „Pauken“; das Fell hat einen Durchmesser von 3 Fuß, der Trommelkasten ist an einen Stock befestigt, und das Fell wird mit einem elastischen gebogenen Bambusrohre geschlagen, was einen sanften, an Stärke sich allmälig vermindernden Ton hervorbringt.

Noch origineller erscheinen die Blasinstrumente; es sind dies meist Markröhren menschlicher Knochen, außen mit Metall verziert, durch welche getutet wird. Unseren Hautbois an Ton nicht unähnlich sind lange Metallrohre von 6 bis 8 Fuß Länge, die beim Gehen auf den Schultern von Knaben ruhen, ähnlich wie dies bei uns im Mittelalter der Brauch war. Diese Gruppe von Musikern zieht im Gänsemarsche in Procession herum und läßt sich dann an der Mauer nieder. Nach einigen Stückchen öffnet sich die Klosterpforte wieder und ein Haufen Tänzer kommt heraus; er spaltet sich in zwei Gruppen, die ebenfalls, eine der andern folgend, unter der Leitung eines Vortänzers in Schlangenwindungen sich bewegen, anfangs langsam, dann schließlich unter immer heftiger werdenden Gestikulationen fast laufend; etwas erhitzt stellen sie sich endlich rechts und links von den Musikern auf. Eine Pause entsteht, wenn sie plötzlich in der Bewegung innehalten und gravitätisch Verneigungen und gewisse Zeichen machen.

Das Costüm ist sehr eigenthümlich; besonders fallen die Masken auf; über lebensgroße Gesichter mit lachenden, grinsenden Zügen; sie haben rothe Hautfarbe. Auf dem Gewande, einem langen Talar, der bis an die Knöchel reicht, ist in der Höhe der Brust ein Todtenkopf gemalt, in der Höhe der Schenkel ein dunkler Kopf mit einer Krone von Todtenschädeln. Die Todtenschädel bedeuten stets solche erschlagene böse Geister, und die muntere Weise des Tanzes drückt Freude und Dank aus an die Gottheit für erfolgreichen Schutz gegen diese Quälgeister der Menschen. Diese Gruppe von Tänzern stellt gütige Gottheiten dar; sie heißen mächtige Götter, „Lhatschen“.

Nun folgt allgemeines Gerassel aller Instrumente, das einen sehr unharmonischen Lärm hervorbringt; dann plötzliche Stille, nachher heftiges Einfallen aller Paukinstrumente. Langsamen gemessenen Schrittes treten in würdevoller Haltung mehre Personen hervor. Alle tragen ungeheuere Masken, von 2- bis 3maliger Lebensgröße; der größten Maske wird deutlich von den Uebrigen Ehrerbietung bewiesen; sie trägt stets den Namen einer Gottheit, doch man wechselt in der Wahl, so daß der allgemeine Name dafür „gelbe Maske“ ist, nach der Farbe derselben. Das Gefolge, Lhatug, „Göttersöhne“ genannt, ist sehr zahlreich; es stellt sich mit den bereits früher Herausgetretenen rechts und links auf. Noch während dieses geschieht, treten Spaßmacher auf und die Witze dieser Leute sind erheiternd, wenn auch ihre Späße sehr roh. Ihnen folgen die der Spirituosen-Trankopfer Darbringenden. Tanz und Bewegung im Gänsemarsch wie früher; sie stellen gewöhnliche Menschen dar, die durch Trankopfer die bösen Geister besänftigen wollen. Ihnen auf dem Fuße folgt eine Gruppe ganz monströser Figuren; bald sind die Kleider bemalt wie Skelette, bald sieht man Gottheiten mit langen verfilzten Haaren und wirklich erschreckenden Zügen; es sind dies die Repräsentanten der Dämonenwelt.

Nun ist das Personal vollständig und das eigentliche Schauspiel beginnt. Ein gewöhnlicher Mann tritt hervor aus der Reihe der Trankopfer-Spendenden, ein Dämon folgt ihm, der den Anderen zu einer schlechten That überreden will, wie z. B. zu Todtschlag. Der zu Verführende schaudert anfänglich davor zurück, doch der Böse winkt sich einen Collegen zum Beistande her, der Mensch gibt endlich nach und eben wollen sie abgehen, um die That zu vollbringen.

Da ertönt plötzlich gellendes Pfeifen, — das wie bei unserm Landvolke durch Einlegen der Finger in den Mund bewirkt wird, — es geht dies von der Seite der gelben

Maske aus. Diese Gruppe hat nämlich aufmerksam den ganzen Vorgang beobachtet und mischt sich jetzt ein zur Verhinderung der That. Auf das Pfeifen stürzt der ganze Haufen vor, langt aus dem faltenreichen Gewande einen dicken Knüppel hervor und wirft sich mit Ungestüm auf die Repräsentanten der Dämonenwelt, ganz derb dreinhauend; doch sind die Angegriffenen durch dicke Wattirung geschützt. Aber dennoch nimmt die Prügelei bald den Charakter einer ganz ernstlichen Rauferei an; denn bei den großen Masken verschiebt sich der Ausschnitt für die Augen sehr leicht durch die heftige Bewegung, und es kommt sehr häufig vor, daß ein guter Gott einen seiner Klasse trifft, statt eines Feindes, ein Zwischenfall, der beim Publikum stets große Heiterkeit erregt. Ueberhaupt dauert das in die Flucht Treiben der bösen Geister sehr lange; es endet an einem vorher bestimmten Orte. Da tritt Stille ein, choralähnliche Lieder werden angestimmt und die ganze Menge der Schauspieler — Alles Priester — nähert sich in andächtigem Gange den Zuschauern, Lobgesänge an die gütigen Götter absingend und ihre Allmacht und große Stärke preisend.

Eine solche Verherrlichung der hohen Fürsorge der guten Götter über die bösen Götter bildet stets den Gegenstand der Darstellungen. Sie finden zweimal des Jahres statt: am zehnten Tage eines Frühjahrs- und eines Herbstmonats.

Bezeichnend ist der Name, welchen die Tibeter für diese Schauspiele haben; sie nennen sie: Tambin schi, „Segen der Unterweisung," weil sie den Sieg der Gottheit über die bösen Geister versinnbildlichen.

Ein Beitrag zur Kunde der Inselbildungen.

Von Dr. Ernst Boll in Neu-Brandenburg.

In den Zeitschriften macht jetzt ein Bericht über ein merkwürdiges naturgeschichtliches Ereigniß die Runde, welches sich vor wenigen Wochen im griechischen Archipelagus zugetragen hat, nämlich die durch vulkanische Kräfte herbeigeführte Entstehung einer neuen Insel in der Nähe von Santorin, worüber auch der Globus (Bd. X, S. 29) schon eine Mittheilung gebracht hat. Aus den Schriften des ältern Plinius, des Seneca, Strabo und anderer späterer Autoren wissen wir, daß ähnliche Vorgänge an jener Stelle seit dem Jahre 236 v. Chr. schon mehrfach beobachtet worden sind, und dürften wir die alte griechische Mythe von der Entstehung der Insel Delos, — welche Poseidon als Zufluchtsort für die auf Erden herumirrende Latona mit seinem Dreizack aus dem Meeresgrunde hervorgezogen haben soll, — naturgeschichtlich deuten, so könnten wir die Aeußerungen vulkanischer Thätigkeit in jenem Archipel vielleicht noch um mehr als tausend Jahre weiter in die Vergangenheit zurück verfolgen.

Es ist dies aber bekanntlich nicht die einzige Stelle im Becken des Mittelmeeres, wo innerhalb geschichtlicher Zeit durch ähnliche Kräfte Inseln entstanden oder verschwunden sind, denn im Jahre 1831 ereignete sich auch zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste ein solcher Fall, indem dort an einer Stelle, wo man wenige Jahre zuvor bei Sondirungen eine Meerestiefe von 600 Fuß gefunden hatte, plötzlich eine Insel emportauchte, über deren Namen man sich eben so wenig einigen konnte (man taufte sie Ferdinandea, Grahams-Insel, Nerita u. s. w.), als über den Besitz derselben, über welchen letztern zwischen den Engländern und Franzosen wahrscheinlich ernstliche Mißhelligkeiten entstanden wären, wenn nicht das Streitobjekt selbst nach kurzem Dasein sich den Blicken jener beiden habgierigen Mächte wieder entzogen hätte.

Im Ostseebecken dagegen sind noch niemals, so weit geschichtliche Kunde zurückreicht, ähnliche Vorgänge beobachtet worden, — wohl aber hat man in den Binnengewässern der baltischen Länder mehrfach kleine Inseln entstehen und verschwinden sehen, die aber nicht, wie im Mittelmeere aus vulkanischen Gesteinen, sondern aus Torfmasse gebildet waren und schon dadurch darauf hinweisen, daß wir es hier mit einem Vorgange zu thun haben, bei welchem ganz andere, als vulkanische Kräfte im Spiele gewesen sind. Eine genauere Schilderung aller zu meiner Kenntniß gelangten Beispiele solcher Inselbildungen wird das überzeugend darthun, und ich erlaube mir daher ein über dieselben handelndes Kapitel, welches späterhin in der Fortsetzung meiner „Beiträge zur Geognosie Mecklenburgs" seine Stelle finden wird, hier vorläufig mitzutheilen, — natürlich ohne den Ballast der gelehrten Citate, welcher für die Leser des Globus kein Interesse haben kann.

Unter den in Norddeutschland beobachteten Beispielen von Torf-Inselbildung ist zwar ein mecklenburgisches der Zeit nach das älteste, aber die darüber vorhandenen Nachrichten sind so mangelhaft, daß uns die Genesis dieser Insel völlig unklar bleiben würde, wenn sich nicht später in Holstein ein ganz ähnlicher Fall ereignet hätte, über welchen genauere Angaben vorliegen, die es uns möglich machen nicht allein jenen mecklenburgischen, sondern auch noch zwei andere in der Mark Brandenburg vorgekommene richtig zu deuten. Wir stellen daher die holsteinischen Beobachtungen (nach Bruhns, Meyer und Schmidt) voran.

Am 16. August 1803 bemerkte man zu Beel, unweit Plön, etwa 1000 Fuß vom Ufer der dem Dorfe gegenüber liegenden Wiesen entfernt, auf dem Beeler (nicht Cleveezer!) See einen großen schwarzen Flecken, den man alsbald als eine neu entstandene Insel erkannte. Sie ragte drei Fuß über den Wasserspiegel hervor und bestand aus einzelnen Torfstücken, die aber unter dem Wasser Zusammenhang hatten und nur durch die Gewalt, mit welcher die ganze Masse gehoben war, so zerspaltet worden waren, Zwischen den Stücken bemerkte man kleine, nur einige Fuß tiefe Wasserrinnen, in der Mitte der Insel aber ein Loch von einer Elle Durchmesser und darin war das Wasser fünf Klafter tief, während der See dort früher nur eine Tiefe von zwei Klaftern gehabt hatte. Was über dem

Wasser lag, hatte etwa 80 Fuß im Umfange, aber das war nur der kleinste Theil des Gehobenen, denn dies erstreckte sich ringsum mit allmäliger Senkung nach allen Seiten hin noch etwa 100 Fuß unter dem Wasserspiegel fort, so daß der Umfang des gehobenen Bodens gegen 1000 Fuß betragen mochte.

Nach einiger Zeit verschwand diese Insel, ließ sich jedoch im Jahre 1819 an derselben Stelle eine kurze Zeit lang blicken; darauf erschien sie zum dritten Male am 2. Oktober 1852, und endlich nochmals am 15. August 1853.

In allen diesen Fällen war das den Seeboden bedeckende 16 bis 20 Fuß mächtige Torflager in backofenförmiger Gestalt aus der Tiefe des Sees blasenförmig gehoben worden, platzte oben in der Mitte, so daß die ringsum aufstrebenden Stücke einen von radialen Spalten zerrissenen Kegelmantel bildeten, — einem kleinen Erhebungskrater ähnlich, — und senkte sich nach und nach wieder, indem die über dem Wasser liegenden Stücke vom Wellenschlage fortgerissen wurden, der Rest aber in das ehemalige Niveau des Seebodens zurücktrat.

Die Stelle, wo diese Insel sich zeigte, ihre Größe, Gestalt und Erhebung über dem Wasserspiegel scheint in allen Fällen fast gleich gewesen zu sein. Der Torf, aus welchem sie bestand, war von zahlreichen, meist parallel geschichteten Baum- und Gesträuchwurzeln von geringer Dicke durchzogen, welche meist im Innern ausgehöhlt erschienen. Große Spalten in dem Lager sollen schon längere Zeit vor der dritten Erhebung der Insel zur Winterszeit bei glattem Eise auf dem Seeboden gesehen worden sein, sich aber vor diesem Ereigniß allmälig geschlossen haben. Ein Ausströmen von Gasblasen, die sich etwa in der Torfmasse selbst entwickelt hätten, ist von keinem Beobachter wahrgenommen worden.

Mit Hilfe der vorstehenden Angaben werden wir nun auch im Stande sein, die Lücken in den mecklenburgischen und märkischen Beobachtungen einigermaßen auszufüllen. Aus Mecklenburg wird uns nämlich berichtet, daß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dem Krümmelschen Arme der Müritz plötzlich eine kleine Insel „von der Größe einer Stube" emporgetaucht sei; in der Mitte derselben zeigte sich eine Spalte, die so tief in den Boden einschnitt, daß man mit einer langen Stange nicht darin gründen konnte; diese Stange brachte bei dem Sondiren einige „Mergelerde" aus der Tiefe mit herauf; nach einiger Zeit versank die Insel wieder.

Auch die Hauptmasse dieser Insel wird wahrscheinlich aus Torf bestanden haben, da dieser wohl die einzige unserer Bodenschichten ist, welche stehenbleibende Spalten (zumal im Wasser) zu bilden vermag; in diesem Falle ist auch die Mergelerde nicht schwer zu deuten; es war Wiesenkalk, der nicht selten unter Torflageen auftritt. Diese Vermuthung, welche Dr. Mayer zuerst über die Müritz-Insel ausgesprochen hat, wird dadurch fast zur Gewißheit, daß in neuester Zeit wenigstens an einer Stelle dieses großen Landsees ein auf Wiesenkalk ruhendes mächtiges Torflager aufgefunden worden ist.

Ein dritter Fall von der Entstehung einer neuen Insel ereignete sich im Treetzer See, unweit Neustadt an der Dosse in der Mark Brandenburg. Die Tiefe desselben beträgt etwa 11 Fuß, am obeen Theile aber, wo der Rhin hineinfällt, hatte sich ein sogenannter Kolk von 14 Fuß Tiefe gebildet. Am Abende des 25. April 1832 konnten die Fischer mit ihren Rudeen den Grund dieses Kotkes nicht erreichen, in der folgenden Nacht aber war dort eine Insel entstanden, von 5 Ruthen Länge und 2⅓ Ruthen Breite, und mehr als 2 Fuß über den damals sehr niedrigen Wasserspiegel emporragend. Das Erdreich bestand aus Moor (Torf?) mit Sand gemengt (bedeckt?) und war anfänglich so weich, daß man ohne einzusinken nicht darauf treten konnte; später aber erhärtete es so, daß letzteres möglich wurde. Als hernach das Wasser des Sees stieg, ward die Insel kleiner, noch mehr aber wurde sie durch den Wellenschlag benagt, dem die heftigen Stürme jenes Sommers eine ungewöhnliche Stärke verliehen hatten. Im Juni war nur noch ein kleiner Theil über dem Wasser sichtbar, und im August existirte sie nur noch als Untiefe. (Klöden.)

Der vierte hierher gehörige Fall ereignete sich auch in der Mark, und zwar nicht in einem Landsee, sondern in der Havel unweit Spandau. Dort erhob sich am 17. Mai 1807 zwischen Pichelsdorf und dem Pichelsdorfer Werder in dem Flusse plötzlich eine 50 Schritte lange und 12 bis 15 Schritte breite Insel, deren Oberfläche anfangs elastisch war und durch Stampfen erschüttert wurde. Sie zeigte keine Spur von Vegetation, sondern war mit Sand, Muscheln, Gewürme u. dgl. bedeckt, und es lagen starke Floßhölzer darauf, die mit gehoben worden waren. Diese Insel verschwand nicht wieder, sondeen war, als Klöden im Jahre 1837 über sie berichtete, noch vorhanden und damals mit Graswuchs bedeckt.

Wenn auch von einem Torfboden dieser Insel Nichts gesagt wird, so deutet doch die erwähnte Elasticität des Bodens (wie Dr. Mayer hervorhebt) auf das Vorhandensein eines solchen unter der Sanddecke hin. Daß die Insel nicht wieder versank, erklärt derselbe Forscher wohl ganz richtig daher, daß die Spalten und Höhlungen dieser blasenartig emporgetriebenen Insel durch den Treibsand des Flusses sogleich ausgefüllt worden wären.

Ueber die eigentliche Ursache dieser merkwürdigen Blasenbildung des Torfes fehlt es aber in allen diesen norddeutschen Beispielen an direkten Beobachtungen, und wir würden uns mit bloßen Vermuthungen darüber zu begnügen haben, wenn nicht zwei andere ähnliche Ereignisse, die weit abwärts von diesem Gebiete stattgefunden haben, auch über diesen Gegenstand einiges Licht verbreiteten.

In Livland befindet sich im Ilsing-See bei dem Dorfe Festen (so berichtet Wangenheim v. Qualen im Jahre 1850) eine merkwürdige Insel, welche seit undenklichen Zeiten in den Sommermonaten Juli oder August auf der Oberfläche des Sees erscheint und bei dem ersten Froste wieder untersinkt. Sie kommt regelmäßig an derselben Stelle zum Vorschein, ungefähr 60 Faden vom Ufer, und besteht aus einem torfartigen moorigen Unterboden, auf diesem befindet sich eine Lage thonartigen Schlammes, welchen sie alle Jahre vom Boden des Sees mit heraufbringt. Dieser Schlamm trocknet in den warmen Sommermonaten zu einer festen Rinde, bedeckt sich spärlich mit einigen Gräsern, und man kann dann trockenen Fußes auf der Insel umherziehen, welche in verschiedenen Jahren, je nachdem sich mehr oder weniger Schlamm auf derselben befindet, auch größer oder kleiner erscheint, und als Maximum eine Länge von 10 bis 12 und eine Breite von 3 bis 4 Faden haben kann.

Im August 1850 erhielten Wangenheim v. Qualen und der Chemiker Reese von dem naturforschenden Vereine in Riga den Auftrag, diese Insel näher zu untersuchen. Beide reiseten dorthin, und ersterer berichtet nun über das Resultat der Besichtigung Folgendes: „Die Insel war dies Jahr schon am 9. Juli auf der Oberfläche des Wassers erschienen; als wir uns derselben näherten, wurden wir

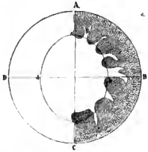
überrascht durch eine schwarzgraue wollige Substanz, welche unter der Insel hervorschimmerte und den Untergrund derselben bildete. Wir untersuchten dieselbe und fanden, daß sie aus einer Art von Torf, oder aus halb verfaulten Pflanzenfasern bestand, die wie ein ziemlich festhaltender Filz durcheinander geflochten waren. Dieser Pflanzenfilz von etwa 6 Fuß Dicke senkte sich auf der einen Seite der Insel mit einer halben Wölbung allmälig bis zu dem 2 Faden tiefen Boden des Sees hinab, mit welchem der Filz, wie wir sehr deutlich erkannten, in fester zusammenhängender Verbindung stand, wodurch das vielleicht schon seit einem Jahrhunderte bestehende stative Verhältniß der Insel an einer und derselben Stelle erklärt wird. Beim Sondiren dieses Pflanzenfilzes mit einer langen Stange wurden wir überrascht durch eine außerordentliche Menge von **Kohlenwasserstoffgas**, welches sich aus demselben entwickelte; wir sammelten in kurzer Zeit eine Menge desselben, welches mit einer bläulichen Flamme brannte. Auf der andern Seite der Insel war die dicke Schicht des Filzes nicht mit dem Boden verbunden, sondern hatte sich von demselben abgelöst und trug als Untergrund die Insel, so daß man unter dieser letztern in der Höhlung mit einer Stange frei sondiren konnte, aber auch hier waren **Millionen kleiner Gasbläschen überall im Filze vertheilt.** Dieser Untergrund der Insel hat ganz das Ansehen einer halbgeöffneten großen Blase, die mit der einen Seite am Boden befestigt ist; sie schwimmt unter der Oberfläche des Wassers, tritt aber nicht über dieselbe hervor, nur die auf ihr lagernde 8 bis 12 Zoll dicke Rinde schlammartiger Erde ragt hervor und bildet die eigentliche Insel. Dies Jahr war die Schicht Erde wegen der herrschenden starken Winde schon größtentheils von den Wellen hinweggewaschen, und daher war die eigentliche Insel, als wir sie untersuchten, nur noch 5 Faden lang, aber doch schon mit einigen Gräsern und Wasserpflanzen bedeckt.

Ungefähr 20 Faden von dieser größern Insel entfernt war in diesem warmen Jahre noch eine andere ähnliche, aber sehr kleine Insel erschienen, die von den Landleuten bereits einmal vor 20 Jahren in einem gleichfalls sehr warmen Sommer beobachtet worden war."

„Das ganze **Causalverhältniß** dieser eigenthümlichen Bildung liegt demnach klar vor Augen. Der See war früher eine Sumpf- oder Moorgegend, auf deren Boden sich eine mächtige Torflage bildete; der Abfluß aus diesem Torflager aber, welcher noch jetzt zu erkennen ist, verstopfte sich mit der Zeit und bildete einen See mit jenem torfartigen Filz als Unterboden. Nun entwickelte sich vor langen Jahren, wahrscheinlich in einem sehr warmen Sommer, in diesen faulenden vegetabilischen Stoffen das leichte Kohlenwasserstoffgas in Millionen kleiner Bläschen, zerriß die Filzdecke an der einen Seite, hob sie mit der darauf liegenden Erde und dem Schlamm zur Oberfläche des Sees empor und bildete die Insel, welche nun alle Jahre, sobald sich das Seewasser erwärmt, wieder erscheint. Bei eintretender Kälte aber verschwinden Fäulniß und Gasentwicklung, das vorhandene, die Decke tragende Gas entweicht allmälig, die halb offene Blase wird schwer, klappt zu und senkt sich wieder auf den Boden des Sees hinab."

In dem **Ilsing-See** war also nur die Hälfte der durchrissenen Torfblase zum Vorschein gekommen, oder wenn sie auch ursprünglich ganz gehoben sein mochte, war doch die eine Hälfte sogleich wieder versunken, so daß Wangenheim v. Qualen nichts mehr von derselben erblicken konnte. Ein Gleiches war im Dezember 1852 mit der Torfblase im Beeler See der Fall gewesen. — Daß der erstern die radialen Spalten fehlten, welche die letztere zeigte, erklärt sich in diesem, wie auch in den anderen Fällen, wo keine Spalten erwähnt werden, ganz einfach aus der elastischen Beschaffenheit der filzigen Torfmasse, welche, ohne zu zerbersten, einer beträchtlichen Ausdehnung fähig war, — eine Eigenschaft, welche der fester zusammengefügte Torf im Beeler See nicht besaß. Von der Insel in diesem letztern See, wie er sich im Jahre 1852 zeigte, hat **Bruhns** nachstehende, an Ort und Stelle entworfene Darstellung gegeben, in welcher durch die Linie A B C D

Fig. 1.



der Umfang der ganzen Blase bezeichnet wird, von der aber nur der schraffirte Theil A B C in gehobener Stellung verblieben ist, und von welchem nur die durch die Linie a b c abgegrenzten Stücke aus dem Wasser hervorragten und die eigentliche Insel bildeten.

Die Insel im Ilsing See dagegen wird etwa folgende Gestalt (Fig. 2) gezeigt haben, der wir auch zugleich in

Fig. 2

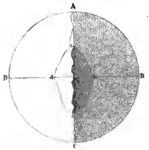


Fig. 3 eine Ansicht des ideellen Durchschnitts hinzufügen:

Fig. 3.



a. Seespiegel. b. Seeboden. c. Pflanzenfilz. d. Schlammartige Erde.

Auf die Idee, daß die Hebung durch Gasentwicklung bewirkt werde, die in dem Innern des Torflagers selbst vor sich gehe, war schon im Jahre 1810 **Heinrich Steffens** verfallen, er irrte aber darin, daß er das Gas

als Schwefelwasserstoffgas bezeichnete. Wenige Jahre später aber gaben in Bezug auf eine in England gelegentlich auftauchende Insel Otley und Dalton schon eine Erklärung, welche in allen wesentlichen Stücken mit W. v. Qualens Auffassung dieses Phänomens übereinstimmt. Mit dieser englischen Insel verhält es sich nämlich folgendermaßen:

Im Derwent-See, unweit Keswick, steigt ab und an eine etwa 6 Fuß dicke Erdschicht vom Boden des Sees bis zu dessen Oberfläche empor, bleibt aber mit jenem durch allmälig abfallende Seitengehänge in Verbindung, so daß ein viel größeres Stück Erdreich gehoben ist, als an der Oberfläche sichtbar wird. Die Stelle, wo diese Hebung erfolgt, liegt in dem südöstlichen Winkel des Sees etwa 450 Fuß vom Ufer entfernt, wo das Wasser gewöhnlich nur 3 bis 6 Fuß tief ist. Die Zeit, wann die Insel erscheint, ist sehr unregelmäßig; bald hat sie sich in zwei aufeinander folgenden Jahren blicken lassen, bald aber auch nur in längeren Zwischenräumen von 7 und mehr Jahren, und zwar, wie es scheint, meistens gegen den Schluß einer lange dauernden warmen und trockenen Witterung. Ihre Gestalt und Größe sind veränderlich: mitunter ist sie schon etwa einen Morgen Landes groß gewesen, zu anderen Zeiten aber auch nur wenige Quadratruthen. Ruhet die Insel auf dem Boden des Sees, so macht sie sich dort in keiner Weise bemerklich. — Abweichend von den anderen oben beschriebenen Inseln ist diese gänzlich mit Vegetation bedeckt, besonders mit Isoëtes lacustris, zwischen welche sich die zierliche Lobelia Dortmanna und andere in diesem, wie in den benachbarten Seen gemeine Wasserpflanzen mischen. Die Oberfläche der Insel besteht bis zur Tiefe von einigen Zoll aus einer im Wasser abgelagerten Thonschicht, die übrige Masse der Insel aber aus einer Art von Torf, der nur unvollkommen ausgebildet ist, und in dem man noch manche der ihn zusammensetzenden Pflanzenarten erkennen kann. Letztere sind Arten, die jetzt nicht mehr in dem See wachsen, vormals aber, als der Wasserstand noch niedriger war, dort vegetirten, — wie denn auch die Wurzeln ansehnlicher Eichen und anderer Bäume, die man an verschiedenen Stellen im See 4 Fuß unter Wasser antrifft, darauf hindeuten, daß hier in den Bodenverhältnissen beträchtliche Veränderungen vorgegangen sein müssen. Die Dicke des Inselbodens ist etwa 6 Fuß, und er zerreißt durch die Spannung, die er bei der Hebung erleidet, so daß man durch die dabei entstandenen Spalten auch das noch unter der Insel befindliche Wasser sondiren kann. Die Tiefe desselben entspricht der Höhe, bis zu welcher die Insel emporgestiegen ist, und auf dem Boden dieses Wassers bemerkt man eine feine weiße Substanz (Wiesenkalk?), welche in ihrem Aussehen der Torfasche sehr ähnlich ist.

Nachdem die Insel sich acht Jahre lang nicht hatte blicken lassen, erhob sie sich am 20. Juli 1808 und nahm dann einige Tage an Größe zu, bis sie etwa 160 Fuß lang war, und verblieb in diesem Zustande einige Wochen. Obgleich der Wasserstand des Sees sich während dieser Zeit änderte, behielt die Insel doch immer dieselbe Höhe über dem Seespiegel, nämlich etwa 1 Fuß; dann senkte sie sich allmälig, bis zu Anfang Oktober eine Flut sie bedeckte. — Sie kam erst am 7. September 1813 wieder zum Vorschein, blieb aber nur klein und erhob sich nur 7 bis 8 Zoll über dem Wasserspiegel, — aber obgleich das Wasser im See 3 Fuß stieg, blieb ein Theil der Insel doch sichtbar, bis sie sodann gegen Ende des Oktober wieder gänzlich versank. — Im September des Jahres 1825 begann sie abermals zu steigen; am 7. war sie noch einen Fuß unter Wasser, am 10. aber tauchte sie in ansehnlichem Umfange aus demselben hervor, und schon am 23. September sank sie wieder unter. In manchen Jahren, wie z. B. 1815, kommt sie zwar dem Wasserspiegel nahe, aber sie taucht nicht aus demselben auf, so daß also die Hebungen noch viel häufiger zu sein scheinen, als die Inselbildungen. — Schon bei seinem ersten Besuche dieser Insel fiel es Otley auf, daß durch die ganze Masse derselben eine Menge von brennbarem Gase vertheilt sei. Im Jahre 1815 gelang es ihm und Dalton, eine Quantität desselben zu sammeln, indem sie vom Boote aus die unter Wasser stehende Insel mit einer Pike anbohrten, worauf das Gas jedesmal in großen Luftblasen aus dem Wasser emporblubberte. Sie fingen dasselbe in einer Flasche auf und unterwarfen es einer chemischen Analyse, welche ergab, daß dies Gas zu gleichen Theilen aus Kohlenwasserstoff und Stickstoff, nebst etwa 6 Procent Kohlensäure bestand. Dasselbe Resultat erhielt man, als man im Jahre 1825 abermals das der Insel entquellende Gas auffing. — Dalton ist der Meinung, daß sich dies Gas bei der Zersetzung von Pflanzenstoffen im Wasser gebildet habe; zwei Atome Kohle zersetzten zwei Atome Wasser und erzeugten ein Atom Kohlenwasserstoffgas und ein Atom Kohlensäure; letztere sei sodann größtentheils durch das Wasser absorbirt und dadurch zerstreut worden, das andere Gas aber habe sich in kleinen Bläschen in der schwammigen Masse des Torfbodens angehäuft; der Stickstoff endlich sei wahrscheinlich aus der Atmosphäre in das Wasser gekommen. Dalton stimmt daher Otley's Ansicht vollständig bei, daß diese Gasentwicklung die einzige plausible Ursache sei, die man für das Steigen und Sinken der Insel annehmen könne. Die Erzeugung und zeitweise Adhäsion einer so großen Gasmenge müsse einen bedeutenden Einfluß auf das specifische Gewicht eines jeden Körpers haben, wenn aber derselbe, wie dies hier der Fall ist, an und für sich schon fast dasselbe specifische Gewicht besitzt, wie das Wasser, in welchem er eingetaucht ist, so muß er schwimmen oder sinken, je nachdem die Gasmenge größer oder geringer wird.

Um hier gleich alle Beispiele solcher Inseln, welche mir bekannt geworden sind, zusammen zu fassen, will ich schließlich noch erwähnen, daß man schon seit langen Zeiten auch in Schweden, und zwar im Ralängen-See (im Jonköpings-Lähn belegen), eine periodisch auftauchende Insel kennt. Sie war sichtbar in den Jahren 1696, 1727, 1733, 1743, 1750, 1757, 1758, 1766 ꝛc. Nur zweimal tauchte sie im August auf (aber nie vor dem 13.), sechsmal im September und zweimal erst zu Anfang des Oktobers; sie versank wieder im September, Oktober und zuweilen auch erst im Anfang des Novembers, nachdem sie in einzelnen Fällen (wie z. B. 1758) nicht länger als 6 Tage sichtbar gewesen war. Im Jahre 1747 blieb sie dagegen vom 17. August bis zum 21. Oktober über dem Wasser, — also 64 Tage, und dies ist auch die längste Dauer derselben, die man zwischen den Jahren 1696 und 1766 beobachtet hat; sie trug 60 alte Baumstubben, von denen man damals 26 wegnahm. Im Jahre 1766, den Tag nachher, nachdem sie gesunken war, also am 4. November, stand sie 3 bis 3½ Ellen unter Wasser. — Diese Insel war 50 Ellen lang und 20 bis 30 Ellen breit, und kam immer an derselben Stelle zum Vorschein, um welche herum es sehr tief war. Der Wind schien keinen beträchtlichen Einfluß auf sie auszuüben, denn im Jahre 1757 kam sie am 3. Oktober bei einem starken Winde empor und sank am 19. mit demselben Winde wieder. — Mehr Nachrichten über diese Insel, welche Rödholm genannt wird, stehen mir leider nicht zu Gebote, dieselben genügen indeß, um zu

beweisen, daß auch sie in die Klasse der vorhin geschilderten Inseln gehöre. Für Schweden ist sie aber wahrscheinlich kein Unicum, denn wenn ich nicht sehr irre, so äußerte der in der schwedischen Bodenkunde so gründlich bewanderte Professor Angelin in Stockholm, als ich im vorigen Sommer Gelegenheit hatte, ihn zu sprechen, daß derartige Inseln mehrfach auf der skandinavischen Halbinsel vorkämen.

Selbst bei Torf- und Moorlagern, die nicht von Wasser bedeckt sind, hat man schon ähnliche Gasentwicklungen, wie die vorstehend erwähnten, wahrgenommen. Denn nicht allein hat man in den Torfmooren in der Nähe jenes oben genannten holsteinischen Dorfes Beel selbst die Bemerkung gemacht, daß zuweilen Gruben, die man des Abends ausgestochen hatte, am folgenden Tage wieder durch von unten her aufgequollenen Torf sich gefüllt zeigten, sondern Dr. Mayer berichtet auch, daß in dem weichen flüssigen Moorbrei, der in den holsteinschen Marschen unter einer impermeablen Thondecke liege, Kohlenwasserstoffgas sich in solcher Menge bilde und ansammele, daß es beim Graben und Bohren von Brunnen zuweilen mit Gewalt hervorbreche, und angezündet längere Zeit in einem Flammenstrome fortbrenne.

Den schlagendsten Fall aber, welcher meiner Ansicht nach die ganze Streitfrage über die Entstehung der Torfinseln endgültig erledigt, berichtet im Jahr 1857 Herr v. d. Borne aus Hinterpommern. Dort wird nämlich auf der Domäne Carolinenhorst unweit Stargard ein bis 14 Fuß mächtiges und über etwa 4000 Morgen ausgebreitetes Torflager in auseinander folgenden Abstichen von je 4 Fuß ausgebeutet. Wenn an den mächtigeren Stellen der zweite Abstich herabgenommen ist, so wird häufig ein Aufblähen der untern Torfmasse beobachtet; dieselbe platzt unter Explosion, Torfstücke werden bis 15 Schritte weit umhergeschleudert und es erfolgt ein heftiges Ausströmen von Gasen, welche zwischen dem Torf und dem darunter liegenden Sande ihren Sitz haben. Das Gas brennt, wie das Sumpfgas, mit schwachleuchtender Flamme, und ist von den Arbeitern, nachdem sie durch Einstechen von Löchern ein allmäliges Ausströmen bewirkt, sogar schon zum Kochen benutzt worden. Innerhalb der Torfmasse selbst hat man aber dort noch keine bedeutende Gasansammlung gefunden.

Ich glaube, daß die vorausgehend zusammengestellten Beobachtungen, — namentlich die im Derwent- und Alsing-See, und diese letzten in den holsteinischen Marschen und in Pommern gemachten, — nun endlich jeden Zweifel an der Erklärung des merkwürdigen Phänomens der Torfinselbildung beseitigen werden. Es ist das Emporsteigen der Inseln nicht etwa (wie Dr. Mayer annimmt) die Wirkung eines zufällig auf ihren Boden hingerichteten, den Tiefen des Erdballs entquellenden Stromes von Kohlensäure, sondern die Torfmasse der Insel selbst ist das Laboratorium, in welchem das Gas, — und zwar nicht die schwere Kohlensäure, sondern das so sehr leichte Kohlenwasserstoffgas, — erzeugt wird. Wenn nun bei unseren norddeutschen Inseln von dem Dasein dieses Gases auch noch nichts bemerkt worden ist, so mag entweder Unaufmerksamkeit der Beobachter daran Schuld sein, indem sie diesen wichtigen Umstand ganz außer Acht ließen, oder auch (was mir in manchen dieser Fälle noch wahrscheinlicher ist) eine verschiedenartige Beschaffenheit der Inselmasse, welche ihrer größern Mächtigkeit wegen schwieriger zu heben war, so daß sie erst, nachdem eine sehr bedeutende Menge Gas in ihren unteren Schichten sich angesammelt hatte, plötzlich der sie emporedrängenden Kraft nachgab und bei diesem gewaltsamen Emporsteigen wie durch eine Explosion zerrissen wurde, wobei dann alles Gas, welches sich in der Nähe der Spalten befand, sogleich in die Atmosphäre entwich. Was dann noch an Gas zurückblieb, mochte so versteckt liegen, daß es selbst einem aufmerksamen Beobachter verborgen bleiben konnte. Die größere Masse und das größere Gewicht der aus einer 16 bis 20 Fuß mächtigen Torfschicht bestehenden Insel im Beeler See erklären es auch, warum dieselbe sich so selten blicken läßt, während die nur 6 Fuß dicken und aus leichterem Stoffe bestehenden Inseln im Alsing- und Derwent-See so viel häufiger in Bewegung sind, wobei sie auch nicht so ruckweise, wie jene, gleichsam plötzlich emporschnellen, sondern in langsamer und stetiger Bewegung auftauchen und untersinken.

Zwar zeigt der Derwent-See auch noch eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit, die auf den ersten Blick für Dr. Mayers Ansicht, daß die obigen Inseln gewaltigen Ausströmungen von Kohlensäure ihren Ursprung verdankten, zu sprechen scheinen könnte. Das Wasser dieses Sees geräth nämlich von Zeit zu Zeit aus „unbekannten Gründen“ in eine lebhaft wallende Bewegung, — ein Phänomen, welches man dort mit dem Namen „Grund-Wind“ (bottom-wind) bezeichnet. — Dieser See steht aber mit dieser Erscheinung nicht allein da, sondern auch noch einige andere theilen diese Eigenthümlichkeit. So berichtet z. B. Klöden von dem Kressinschen See in der Mark, daß er bisweilen seltsame Aufwallungen zeige, die selbst bei heiterem Himmel und stillem Wetter so heftig werden könnten, daß die Fischer dann in eiliger Flucht das Ufer zu erreichen strebten. Auch der Arnsee in der Altmark soll Luftausströmungen und Wallungen zeigen, desgleichen der kleine See am Fuße des Segeberger Gypsstockes.

Daß die Ursache dieser Bewegungen Ausströmungen von Kohlensäure seien, wie Dr. Mayer annimmt, ist eine bloße Hypothese, denn eine chemische Analyse der aufsteigenden Luftblasen ist in keinem dieser Fälle vorgenommen worden. In den ersten beiden ist es mir viel wahrscheinlicher, daß es sich auch hier wieder um Entwicklung von Kohlenwasserstoffgas handelt, da wir in dem Derwent-See wenigstens an einer Stelle schon eine massenhafte Erzeugung desselben kennen gelernt haben, und nach dem, was oben über die Beschaffenheit seines Bodens im Allgemeinen gesagt ist, auch an anderen Stellen die Bedingungen dazu nicht fehlen werden. Aehnlich verhält es sich mit dem Kressinschen See, dessen Boden so sehr mit Moder bedeckt ist, daß derselbe beim Fischen beschwerlich fällt und bei niedrigem Wasserstand sogar in der Mitte des Sees an der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kommt, — wenn anders diese letztere Thatsache richtig beobachtet ist und hier nicht etwa auch eine periodisch anstauchende Insel vorliegt. — Sollten sich also die Wallungen in diesen beiden Seen nicht ganz genügend aus dem Zerplatzen mit Gas imprägnirter Torfmassen auf dem Seeboden erklären, — also gleichsam Symptome verunglückter Inselbildungen sein?

Während die Localverhältnisse jener beiden Seen mir die eben gegebene Erklärung sehr wahrscheinlich machen, scheinen mir die Localverhältnisse des Arnsees und des Segeberger Sees, — die ich bei einer andern Gelegenheit ausführlicher zu besprechen denke, — wirklich mehr auf Exhalationen von Kohlensäure hinzudeuten, denn daß solche auch im norddeutschen Flachlande, z. B. in Brunnen, gelegentlich vorkommen, ist hinreichend bekannt.

Es möchte daher rathsam sein, diese merkwürdigen wallenden und sprudelnden Bewegungen der Seegewässer noch nicht so gleichsam in einen Topf zusammen zu werfen, indem man sie alle aus einer einzigen Ursache ableitet,

sondern vorläufig die Thatbestände selbst noch recht sorgfältig zu beobachten, wobei es sich denn wahrscheinlich immer überzeugender herausstellen wird, daß trotz der ähnlichen Symptome die wirkenden Ursachen doch sehr verschiedener Natur sind.

Schließlich muß ich noch die Ueberzeugung aussprechen, daß **beide** Phänomene, — die Inselbildung und das Aufwallen der Seegewässer, — viel häufiger sind, als es nach meiner obigen Darstellung scheinen möchte. Aber da dies keine großartigen, den Blicken sich gleichsam aufdrängenden Vorgänge sind, so gehen leider die meisten Menschen achtlos daran vorüber. Eine Sammlung zahlreicherer Beispiele und ein noch sorgfältigeres Studium derselben wären jedenfalls von Interesse, und daher erlaube ich mir die Blicke der zahlreichen Leser des **Globus** auf diesen Gegenstand zu lenken, — vielleicht ist einer derselben im Stande und auch gewillt, noch einige Mittheilungen über die bezeichneten Phänomene zu geben.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

I.

1. Die Schlachzitzen und Bedienten.

Es sind nun schon einige Wochen her, daß mich eine Geschäftsreise wieder einmal mitten durch die Provinz Posen führte. Der Anblick und die Bilder, welche sich da meinem Auge darboten, waren nicht neu; aber sie gaben mir doch Beweise für die weitere Entwicklung des Landes, wie ich sie erwarte, eine Entwicklung zum Besseren. Und dieses Bessere betrifft auch das Volksthum; das Land wird immer mehr germanisirt. Man mißverstehe mich nicht: ich gehöre nicht zu denjenigen, welche fortwährend mit vollen Backen die Ausbreitung des Deutschthums daselbst verkünden, aber mit Thatsachen und Zahlen ihre Aufstellungen selten zu belegen vermögen. Ich gebe im Gegentheil zu, daß die Vermehrung der Zahl der Deutschen im Vergleich zu der Zahl der Polen in der Provinz seit 10 Jahren keineswegs sehr erheblich ist. Ich komme darauf zurück. Eben so wenig ist bei den Polen eine bewußte Hinneigung zum Deutschthum auch nur im Keimen begriffen. Seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, bis wohin zwischen beiden Völkern ein leidliches Einvernehmen herrschte und in dem polnischen Statthalter, Fürsten Radziwil, seinen Ausdruck fand, wuchs die gegenseitige Abneigung in beiden von Jahr zu Jahr, bis sie 1848 zum vollständigen Haß wurde und in einem wahren Volkskriege ausbrach.

Seitdem besteht eine feste Scheidewand zwischen beiden Stämmen. Dennoch aber sage ich, daß das Deutschthum Fortschritte und zwar bei den Polen selbst macht. Die Leute merken es größtentheils gar nicht, daß ihnen von ihrer heißgeliebten „Nationalität" immer ein Stück nach dem andern abhanden kommt; sehr wenige sind im Stande, alle diese Verluste seit der Zeit der Theilungen nachzurechnen; die allerwenigsten besitzen so viel ruhiges Urtheil, um auch nur sich selbst ganz im Geheimen zuzugestehen, wie viel wohlhabender, freier (natürlich, was **das ganze Volk**, nicht etwa blos den Edelmann angeht), kultivirter, glücklicher die preußischen Polen seitdem geworden sind. Daß aber irgend einer von ihnen öffentlich aufträte, sich zu dieser Ansicht bekennte und sie gegen die eigenen Landsleute vertheidigte, eine solche Mannesthat ist bei einem Volke eine Unmöglichkeit, bei dem die Nationalität zum Gegenstande des Fanatismus geworden ist.

Dennoch werden die Polen in Preußen unaufhaltsam mehr und mehr germanisirt, während sie unverändert fest an ihre Sprache und die katholische Kirche geklammert bleiben. Meine Meinung ist, daß, wenn bei dem jetzigen System fest beharrt wird, wonach sie von der Regierung immer eine Nachgiebigkeit für ihre nationalen Prätentionen zu erwarten haben, während kleine persönliche Scherereien und Verfolgungen gegen sie ganz aufhören, so wird selbst das leicht aufflammende Slawenblut zuletzt seinen Hoffnungen entsagen und sich mit der Zeit immer williger neuen, besseren Zuständen und dem Deutschthum sammt Sprache fügen.

Das allmälige Absterben einer altpolnischen Einrichtung und eines altnationalen Standes machte sich mir auf der Reise dadurch bemerklich, daß ich auf Post und Eisenbahn gewissen Männern in verschiedenem Alter, von 20 bis 60 Jahren, noch seltner begegnete, als sonst. Das Reisegepäck solcher Leute ist leicht und befindet sich am liebsten in einer Jagdtasche. Ihre Kleidung besteht aus langen Stiefeln, kurzen Hosen, dem bekannten polnischen Schnurrock und in Zeiten nationaler Hoffnungen unfehlbar aus der viereckigen Mütze. Sind diese Hoffnungen aber wieder einmal niedergeschlagen worden, wie jetzt eben, so wird dieselbe etwas seltner und wechselt mit modischen Mützen, auch wohl mit kleinen Hüten ab. Nur den echten Cylinder sieht man niemals auf diesen Häuptern. Die Kopfbedeckung wird immer zierlich auf einem Ohr getragen. Ein amarantrothes Halstuch ist in mannigfachen Verschlingungen um den Hals, zum Theil auch um die Brust gelegt. Die Leibwäsche entzieht sich entweder ganz den neugierigen Blicken des Beschauers, oder sie besteht aus einem Oberhemd, welches mit reichlichen Knöpfen nebst Brustnadeln aus böhmischen Fabriken verziert ist, und welches dadurch und durch seine Feinheit uns dermaßen imponirt, daß wir mit dem Besitzer über den Punkt der Reinlichkeit mit Recht hinwegsehen. Auch an den Fingern erblicken wir geschmackvolle Ringe, welche mit dem Goldschmied Nichts zu thun haben. Von ähnlichem glänzend gelbem Metall besteht die Uhrkette, wenn sie eine Veranlassung hat, vorhanden zu sein. Der Bart des Mannes ist mannigfaltig zugeschnitten, zeichnet sich aber jedenfalls durch einen möglichst langen Schnurrbart aus. Der Körper ist schlank, aber sehnig, seine Haltung nur etwas gebeugt. Aus seinen Gesichtszügen spricht Geistlosigkeit

und Gutmüthigkeil; und man möchte es für unmöglich halten, daß diese geschwätzigen und Zärtlichkeiten an einander verschwendenden Leute gerade die Hauptträger aller polnischen Aufstände sind und sich dabei durch Wuth und Gransamkeit hervorthun. Im letzten gingen aus ihrer Mitte namentlich die scheußlichen Hängegensdarmen hervor. Aber welchem Barbaren sieht man seine Wildheit an, wenn man ihn mitten im Frieden in seiner Hütte besucht? Gutmüthigkeit und thierische Wuth liegen in seinem Gemüth immer unvermittelt neben einander.

Der Leser merkt es schon, wir haben es hier mit den besitzlosen Edelleuten zu thun, welche keinen Erwerbszweig und keinen Beruf haben, wenn nicht das Glücksritterthum und der Patriotismus dafür gilt. Sie sind oft zu Hauf bei Vettern eingelagert, welche noch etwas besitzen, und helfen denen den Rest ihrer Habe verzehren; oder sie versehen die Stellen von Landwirthschafts-Inspektoren oder Jägern oder Dienern verschiedener Art. Es dauerl aber überall nicht lange; eine innere Unruhe treibt sie weiter; sie müssen immer wieder anderweitig ihr Glück versuchen. Zur Zeil der freien polnischen Republik war das Leben dieser „Schlachzitzen" freilich ein viel fröhlicheres. Da führte noch jeder allzeit seinen Säbel an der Seite. In größeren oder kleineren Trupps durchzogen sie das Land, tagerten sich ein, wo es ihnen gefiel, am liebsten bei Juden oder Ketzern, schlimmstenfalls auch bei Bauern, ließen sich geben, was ihnen gefiel und was ihre Wirthe besaßen; zur Bezahlung wendeten sie kein Geld an, dagegen wurde das nationale Werkzeug des Kantschu oft in Thätigkeit gesetzt; aber das Gefühl, welches sie beim Weiterziehen hinterließen, war Freude. Daß das Leben dieser fahrenden Ritter einen leisen Uebergang zum Räuberthum bildete, liegt auf der Hand. Aber wenn sie auch wirkliche Räuber wurden, so blieben sie doch immer stolze Bürger der freiesten Republik. Ein zeitweilig gesichertes Dasein fanden sie im Dienste der Magnalen, deren Gewaltthätigkeilen sie nach deren Befehle zur Ausführung brachten.

Das waren die Schlachzitzen von 1772. Man sieht, daß mit ihnen seitdem eine große Veränderung vorgegangen ist, und diese Veränderung setzt sich immer weiter fort, bis sie zuletzt ganz verschwunden sein werden. Statistisch läßt sich darüber wohl Nichts feststellen, aber aufmerksame Beobachtung gibl darüber Aufschluß.

Ein anderer verwandter Stand ist zwar nicht an sich, aber durch die große Zahl seiner Mitglieder eine polnische Eigenthümlichkeit, es ist der Stand der niederen Bedienlen. Jeder etwas wohlhabende Gutsbesitzer hal einen Koch, einen Gärtner (manchmal ohne Garlen) und eine größere oder geringere Anzahl anderer persönlicher Bedienten, seine Frau einen ganzen Hof von Zofen. Die männlichen Bedienten verstehen von einer Menge von häuslichen und landwirthschaftlichen Verrichtungen ein wenig, aber sie haben doch Nichts gründlich erlernt und verdienen ihr Brod nicht. Bei der Steigerung der Steuern, auch wohl der Anforderungen der Leule an ihre Herren, wird diese Dienerschaft immer kostspieliger, und es machl sich allmälig von selbst, daß dieselbe verringert wird. Mir ist es denn auch so vorgekommen, als wenn in der Sladt Posen jetzl nicht mehr eine so große Menge brodloser Dienstsuchenden dieser Art das Pflaster gewisser Slraßen beengte, wie in früheren Jahren. Auch dieser ganze Stand eines geschäftigen, dienstfertigen Müssigganges scheint sich zu verringern und in andere überzugehen, welche durch ihre Thäligkeit wirkliche Werthe schaffen. Das wäre also auch ein Fortschritl zum Bessern, ein Fortschritt der Germanisirung unter den Polen selbst.

Ich könnte dieselbe noch in mancher andern Beziehung nachweisen und behalte es mir auch noch vor. Heute aber will ich ausschließlich die Ergebnisse meiner neuesten Reisebeobachtungen mittheilen.

Die Saalen boten bei dem milden Winterwetter einen lachenden Anblick dar, die Felder waren gut bestellt, die Gebäude in gulem baulichem Zustande, das ganze Land erfreute Auge und Herz, namentlich wenn man es im Geiste mit vergangenen Zeilen, erlebten und unerlebten, verglich; überall sah man die ordnende, pflegende, betriebsame, schaffende Hand des Menschen.

Erstaunen ergreift uns, wenn wir diesen Anblick vor uns haben, diesen Segen, der aus der preußischen Besitznahme dieser Provinz allen ihren Bewohnern erwachsen ist, daß der Besitz noch immer angefochten wird, daß es noch Menschen gibt, welche verlangen, daß sie aus dem preußischen Staatsverbande wieder ausgeschieden und den Polen zum Aufbau eines sogenannten nationalen Staates überliefert werde, d. h. zu einem anarchischen Uebergange zur Russenherrschaft, die nicht lange auf sich warten ließe. Daß die Polen selbst solche Gelüste tragen, kann nicht in Betracht kommen; ihre geschichtliche Entwicklung hält sie in Verblendung gefesselt. Aber Deutsche! Aber Jakob Venedey!

Möge er mir das nichl übel nehmen, wenn ihm diese Blätter zu Gesicht kommen — ich bin im Uebrigen ein großer Verehrer von ihm — aber das ist baarer Unverstand. Lassen wir uns diese seine Forderung, wie er sie vor einiger Zeit in der Flugschrift „Die Polenfrage im preußischen Abgeordnetenhause" aussprach, zum Anhalt weiterer ethnographischer Erörterungen und Schilderungen der Provinz dienen.

2. Die Slädte.

Jakob Venedey vergleicht in der angezogenen Flugschrift Posen mit Westpreußen, spricht jenes den Polen, dieses den Deutschen zu, weil dieses „von unseren Vorfahren der Barbarei entrissen" sei, seine „Städte von unseren Vätern erbaut", seine „Felder von ihnen urbar gemacht" seien, sein „Volk in der großen Mehrzahl deutsch war und geblieben ist"; was alles mit Posen nicht der Fall sei. In dem Folgenden werde ich zeigen, daß wir genau denselben „Urrechtstitel" auch auf Posen besitzen.

Was zunächst die Städte belrifft, so will ich hier weniger Gewicht darauf legen, daß dieselben in ganz Polen schon einmal im Mittelalter von Deulschen gegründet worden sind, daß damals eine Stadt gleichbedeutend war mit Ansiedlung deutscher Bürger bis zum Bug und Dniester. Für unsere Provinz hat das unwiderlegtich durch Sammlung und Abdruck der Gründungsurkunden Heinr. Wuttke in seinem „Slädlebuch des Landes Posen" (Leipzig in Commission bei H. Fries) nachgewiesen.

Viel wichtiger erscheinl mir, daß diese Städte von uns zum zweilen Mal erbaul worden sind, nämlich seit der preußischen Besitznahme im vorigen Jahrhundert. In der That wurden sie durch das überhand nehmende Junkerthum und Pfaffenlhum in ganz Polen wieder zu Grunde gerichtet; die trotzigen Mauern verfielen, die stalllichen Wohnhäuser wurden Ruinen, die Gewerbthätigkeit hörte auf, als Nahrungsquelle tral an ihre Slelle ein kümmerlicher Ackerbau, der deutsche Laul verhallte, den Platz des arbeitsamen, freiheilsstolzen Bürgers nahm der träge, unlerwürfige Bauer, der stumpfsinnige Mönch und verschlagene Schacherjude ein. Nur in dem südlichen und westlichen Grenzstrich

erhielt sich in einer geschlossenen deutschen Bevölkerung unter schweren Leiden und Drangsalen eine Reihe von kleinen und Mittelstädten.

Noch jetzt findet man zuweilen unter altem Schutt Münzen mit der Inschrift: Solidus (Schilling), civitatis Sremensis (Schrimm), Inowladislawiensis (Inowrazlaw), Gnesnensis (Gnesen), Bydgotii (Bromberg) ꝛc. Aber als die Preußen diese „civitates“ in Besitz nahmen, da war von Münzstätten dort keine Spur. Im Jahre 1800, als sich das Land schon mehre Jahre erholt hatte, zählte man in Pleschen 1692 (jetzt im Jahre 1861 — 6182), in Koschmin 691 (jetzt im Jahre 1861 — 3348), in Wongrowitz 809 (jetzt 3366), in Schrimm 381 (jetzt 5301) Einwohner. Bromberg war 1772 nur ein Fischer- und Räubernest mit 400 Einwohnern; jetzt zählt es deren 24,000, und das Fischer- und Räubergewerbe ist hier ganz in Vergessenheit gerathen.

Friedrich der Große gibt selbst über den Zustand, in welchem er die Städte der 1772 erworbenen Provinzen vorgefunden, eine charakteristische Schilderung: „Die Städte waren dort in dem traurigsten Zustande. Kulm hatte gute Mauern, große Kirchen; aber anstatt der Straßen sah man nur die Keller der Häuser, welche früher vorhanden gewesen waren. 40 Häuser bildeten den Marktplatz, davon 28 ohne Thüren, ohne Fenster, ohne Dach, ohne Besitzer. Bromberg befand sich in demselben Zustande. Man wird es kaum glauben, daß ein Schneider in diesen unglücklichen Gegenden ein seltner Mensch war; man mußte welche in allen Städten ansetzen, ebenso Apotheker, Wagner, Tischler und Maurer. Die Städte wurden wieder aufgebaut und bevölkert.“

Nicht anders sah es 1793 in Südpreußen aus.

Noch einmal zog nach dem schweren Falle der preußischen Monarchie im Jahre 1806 die Gegenflut der slawischen wüsten Wirthschaft über das Land; alle die thätigen preußischen Beamten kamen um Amt und Brod; sehr viele eingewanderte deutsche Bürger verloren Hab und Gut; so mancher preußische Vaterlandsfreund mußte seine Treue mit dem Tode büßen; auf das Bitterste wurde die deutsche Sprache verfolgt. Aber nicht lange dauerte das verderbliche Treiben; schon nach sechs Jahren nahte die Befreiung.

Was wir seitdem, seit 1815, aus den verkommenen Städten gemacht haben, ist für denjenigen, welcher mit den Vorstellungen der alten deutschen Provinzen über das wilde Polen nach dem Posenschen kommt, wahrhaft überraschend. Die Menge freundlicher, sauberer Städtchen ist hier größer, als in mancher anderen deutschen Landschaft. Alterthümliche Bauwerke kommen allerdings selten vor und bestehen dann fast immer nur aus kirchlichen Gebäuden. Hier ist Alles frisch und neu; die Wohnhäuser sind nach den Ansprüchen der Neuzeit bequem und geräumig eingerichtet, überwiegend massiv mit Ziegeldach, oft in einem geschmackvollen Style erbaut. Dazwischen stehen schattige Linden oder doch Birken, Ahornbäume oder Pappeln, oft schon von stattlicher Höhe. Freundliche Ziergärten sind vor der Thüre angelegt. Auffallend durch Umfang, Größe und edle Formen ragen aus der Mitte außer der Kirche auch das Gerichtsgebäude, das Rathhaus oder die Schule hervor. Obst- und Gemüsegärten umkränzen das Ganze. Im Südwesten des Landes prangen noch oft als herrlichste Zierden Weinberge oder Hopfenpflanzungen. Dort, vorzugsweise in Neutomischl, ist bekanntlich einer der bedeutendsten Hopfenmärkte Europa's.

Eine hervorragende Stellung in der äußern Erscheinung nimmt natürlich die Hauptstadt Posen ein; sie ist mit ihren geräumigen Straßen, weiten Plätzen, schattigen Baumgängen, stolzen öffentlichen Gebäuden und Palästen, mit den riesigen und dennoch das Auge erfreuenden Festungswerken, mit dem breiten, schiffbelebten Strome eine der schönsten Städte Preußens. Das Rathhaus, aus dem 15. Jahrhundert stammend, ist eins der wenigen alterthümlichen, nicht kirchlichen Gebäude der Provinz.

Bromberg, obgleich noch nicht die Hälfte der Bewohnerzahl von Posen (54,000) erreichend, macht ihm dennoch in einigen Beziehungen des bürgerlichen und geistigen Lebens den Vorrang streitig. Es zeichnet sich durch die große Ausdehnung seiner Gärten und alten Baumpflanzungen, besonders durch die schönen, schattigen Spaziergänge am Bromberger Kanal, durch die großartigen Mühlenanlagen der Seehandlung und das prächtige Bahnhofsgebäude, endlich durch die Bildsäule Friedrichs des Großen aus. Es gibt aber noch alte Leute dort, welche sich der Zeit am Anfange dieses Jahrhunderts erinnern, wo der beliebteste oder gar einzige Vergnügungsort der Umgebung in einem Garten mitten in einer kahlen Sandfläche bestand. Der Reiz des Gartens bestand in einfachen Sauerkirschbäumen, unter deren unzulänglichem Schatten man Kaffee trank. Es gab aber eben damals noch keine schattigeren Bäume. Die jetzigen Riesen am Kanal, welche ursprünglich gepflanzt worden sind, um den Sand, welcher immer vom Winde in denselben hineingetrieben wurde, zum Stehen zu bringen, waren damals noch zu klein. Sechszig Jahre verändern eine Landschaft.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch andere Städte, wenn auch nur kurz, einzeln beschreiben. Das Gesagte genügt aber wohl zuverlässig, um meine Behauptung zu rechtfertigen, daß Alles, was wir Preußen bei der Besitznahme des Landes in und an den Städten vorgefunden haben, für Nichts zu schätzen ist gegen das, was wir daraus gemacht haben, und daß wir uns also mit Fug als neue Gründer derselben betrachten dürfen.

Indem ich mir vorbehalte, in einem andern Artikel den Aufschwung des inneren, besonders des Gewerbslebens zu schildern, füge ich noch hinzu, daß alle vorhandenen Realschulen der Provinz — es gibt deren fünf — von den betreffenden Städten gestiftet sind und unterhalten werden, also als freie Werke des deutschen Bürgerstandes anzusehen sind. Dasselbe gilt von den Gymnasien zu Gnesen, Inowrazlaw und Lissa, den Progymnasien zu Rogasen, Schneidemühl und Schrimm, auch von dem Pädagogium zu Filehen bei Ostrowo, einem Privatunternehmen.

Anthropologische Beiträge.

III.

Das deutsche Archiv für Anthropologie.

Vor nun beinahe fünf Jahren, im September 1861, hielten mehre deutsche Anthropologen eine Zusammenkunft zum Zweck „gemeinsamer Besprechungen“. Bald nachher erschien (bei Leopold Voß in Leipzig) ein vortrefflicher Bericht über dieselben; derselbe ist von K. E. *von Baer* und dem nun verstorbenen *Rudolph Wagner* erstattet worden. Der Inhalt ist reich, die wichtigsten anthropologischen Probleme wurden angedeutet und viele „Fragepunkte“ zur künftigen Beantwortung aufgestellt.

Der Altmeister *von Baer* schließt den Bericht mit folgenden Worten:

„Die höchsten Kleinodien des Wissens suche ich gar nicht in dem *physischen* Theile der vergleichenden Anthropologie, sondern im *psychischen*. Wenn erst die allgemeine (sogenannte) Civilisation die (sogenannten) Naturvölker vertilgt oder in sich aufgenommen haben wird, dann wird man ohne Zweifel das Wenige, was sich über die socialen Verhältnisse und das innere geistige Leben solcher Völker noch auffinden läßt, für die köstlichsten Schätze des Wissens halten. Dann wird man nicht begreifen können, wie in unserer Zeit so viele Männer der Wissenschaft ihr Leben und ihr Mühen, die Regierungen bedeutende Summen Geldes verwandt haben, um Thiere und Pflanzen in fernen Gegenden zu suchen, Bergspitzen zu messen und die Magnetnadel schwingen zu lassen, — so wenige aber, um das *innere Leben* entlegener Volksstämme vollständig zu erkennen und für die Nachwelt darzustellen. Indessen auch in dieser Beziehung ist ein neuer Tag angebrochen. Die Missionäre fangen an, die Christen über die Unchristen zu belehren, und ich zweifle nicht, daß auch Andere, *von mehr unparteiischem Standpunkt aus*, sich ihnen bald in großer Zahl anschließen werden. Aber die physische Anthropologie wird mit mehr ausgebildeter Methode der psychischen voranschreiten müssen. Zeigt sich erst die *wissenschaftliche Bestrebung* in diesen Richtungen allgemeiner, so werden auch die Regierungen, die jetzt zufrieden sind, wenn eine von ihnen ausgerüstete Expedition ein paar Dutzend neue Pflanzen und eben so viele Käfer mitbringt, nicht mehr verwundert sein, wenn man reisen will, *nur um Völker zu studiren*, ohne sie erobern oder sonst benützen zu wollen.“

Herr von Baer geht in einer seiner Behauptungen zu weit. An Stoff zur Beurtheilung auch der wilden Völker ist kein Mangel; auch ist derselbe schon früher mehr oder weniger planmäßig bearbeitet worden; ich will hier nur an: „*Die Sitten der Wilden*, zur Aufklärung des Ursprungs und Aufnahme der Menschheit, von *Jens Kraft*, Kopenhagen 1766,“ erinnern. Dieser verlangte, daß man jenen „ansehnlichen Theil des menschlichen Geschlechts *gründlich studiren* solle, um die Geschichte des Menschen überhaupt aufzuklären; er kennt auch schon eine *vergleichende* Art und Weise der Erörterung und legt Gewicht darauf, daß er gesucht habe „*den Menschen aus dem Menschen selbst zu erklären*,“ — er will „die Dinge erklären aus dem, was in ihnen selbst vorkommt“. Dieser Weg erscheine ihm als der nächste und beste, aber meistentheils noch sehr ungebahnt; keine andere Sache sei unserer Bemühung würdiger.

Darin stammt der alte Kraft mit Herrn von Baer überein, und er hat recht. Dem Letztern muß man auch darin beipflichten, daß bei anthropologischen Forschungen mit wissenschaftlicher Methode zu Werke gegangen werden solle.

Auch in dem kolossalen Gebiete, welches diese noch so junge und neue Wissenschaft umfaßt, wird, allerdings erst seit kurzer Zeit, *methodisch umfassend und in wissenschaftlichem Zusammenhang* gearbeitet. Und das geschieht mit einem preiswürdigen Enthusiasmus, mit einer erquickenden Wärme, mit einer Hingebung, Ausdauer und Vielseitigkeit, welche Achtung einflößen. Sodann gewährt es einen nicht geringen Reiz, die Polemik zu verfolgen, welche gerade bei anthropologischen Untersuchungen nicht ausbleiben kann. Das Alte wehrt sich gegen das Eindringen des Neuen, es fühlt sich aufgerüttelt; aber gerade die neuen Ideen sind ihres Sieges gewiß, weil sie auf Thatsachen fußen und die besten Köpfe anziehen.

Man kann von der Anthropologie dasselbe sagen wie von Columbus; — auch sie hat eine *neue* Welt entdeckt, die *uralt* ist. Schon jetzt stellt sich heraus, daß sie nicht nur die Hauptgrundlage einer künftigen *allgemeinen Kulturwissenschaft* sein, sondern sich zu dieser selbst herausentwickeln werde. Sie hat mit dem Menschen in dessen allseitiger Thätigkeit zu schaffen; sie zieht den Schleier hinweg von so Vielem, was zeither dunkel und unerklärt geblieben ist. Sie ist recht eigentlich eine *Wissenschaft des Fortschrittes*, und sie arbeitet durchaus *im Interesse der wahren Humanität und der gleichvertheilenden Gerechtigkeit*.

Wir in Deutschland streiten nicht (wie das in England geschieht) über den *Namen* Anthropologie; dieser ist uns schon seit Immanuel Kant geläufig und schon vor länger als 50 Jahren hat J. Fr. *Fries* seiner Logik eine „anthropologische Einleitung“ vorausgeschickt. Gegenstand der Anthropologie ist die *Natur des Menschen*. „Sie bildet, wie von Baer hervorhebt (je nachdem man seine Richtung nimmt) den Gipfelpunkt oder den Ausgangspunkt sehr verschiedener Wissenschaften: der Zoologie, der vergleichenden Anatomie und Physiologie, der Weltgeschichte, der Philologie, der Staatswissenschaften und Rechtsphilosophie; sie enthält die Psychologie ganz. Die Philosophie überhaupt ist ja nur ein Ausdruck der verschiedenen Weisen, wie der Mensch die Welt zu begreifen gestrebt hat.“ —

Was sich auf die *Völker als solche* bezieht, auf ihre ethnische Art und Weise, das verweisen wir in die *Ethnologie*. Wir bringen aber diese nicht, was komischer Weise in England geschieht, in einen feindlichen Gegensatz zur Anthropologie, sondern fassen sie als einen Bestandtheil und Zubehör der letztern. Ein Volk besteht eben aus Menschen.

Man ist übereingekommen, den weitschichtigen Stoff, welcher den Gegenstand anthropologischer Forschungen und Untersuchungen bildet, in Gruppen zu zerlegen. Die erste umfaßt die *historische* Anthropologie und zu ihr gehören zu nicht geringem Theile die sogenannten *Alterthümer*

des Menschengeschlechts, über welche wir in unseren Tagen so viele merkwürdige Aufschlüsse erhalten. Die zweite bezeichnet man als beschreibende Anthropologie, die dritte als die vergleichende.

Zu methodischen Forschungen auf dem Gebiete der Anthropologie ist der Anstoß von Deutschland aus gegeben worden, aber in der Bildung anthropologischer Vereine sind uns Paris und London vorangegangen. Das erklärt sich leicht; Frankreich und England haben an und in ihren Hauptstädten große Brennpunkte, nicht blos in staatlicher, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung, und die meisten hervorragenden Männer jener Länder wohnen in diesen Centren. Sie haben dadurch den großen Vortheil nicht nur, daß ihnen reiche wissenschaftliche Sammlungen jeden Augenblick zu Gebote stehen, sondern sie können sich, so oft es ihnen gefällt, zu einem gemeinsamen Zwecke versammeln. Dadurch wird ein rascher und lebendiger Gedankenaustausch möglich, und die sechs Bände, welche bis jetzt von dem Bulletin der pariser Gesellschaft erschienen sind und sämmtliche Nummern der londoner „Anthropological Review" liefern den Beweis, wie anregend und fruchtbringend solche Erörterungen wirken. Nach dem Muster jener beiden Gesellschaften haben sich anthropologische Vereine dann auch in Madrid, Neuyork und Moskau gebildet.

Wir in Deutschland haben keine tonangebende Hauptstadt, und das ist, Alles in Allem erwogen, ein nicht geringer Segen, namentlich so weit die Wissenschaft in Frage kommt. Diese hat bei uns eine große Menge von Centren, deren jedes einen Heerd der Intelligenz bildet. Auch in der Wissenschaft, wie im Staatswesen, entspricht das föderative Element dem germanischen, insbesondere auch dem deutschen Wesen weit mehr als die Centralisation. Jenes hat allerdings seine Unbequemlichkeiten, und die Gelehrten in Paris und London können, wie gesagt, ihre Gedanken rascher und leichter austauschen, als die unserigen. Aber theilweise werden die Mängel durch Wanderversammlungen ausgeglichen und jene der Naturforscher liefern den Beweis, wie anregend auch solche Zusammenkünfte wirken.

Jetzt eben haben auch die deutschen Anthropologen sich ein Organ geschaffen, in welchem sie ihre Forschungen niederlegen wollen.*) Diese zehn Männer, welche dasselbe herausgeben, sind Gelehrte ersten Ranges und mehr als einer von ihnen hat einen wohlerworbenen Weltruf. Hier ist von vorne herein die Bürgschaft für Gediegenes gegeben und allermindestens Ebenbürtigkeit in Bestrebungen und Leistungen mit jenen des Auslandes.

Der vorliegende Band zeigt indeß eine nicht geringe Einförmigkeit in Betreff der behandelten Stoffe. Nicht weniger als vier Abhandlungen sind der Kephalographie gewidmet.*) Gewiß erscheinen kraniologische Untersuchungen von um so größerer Wichtigkeit, da die Männer, welchen man Specialität in Betreff derselben zuerkennen muß, und welche auf dieselben für und für große Mühe, Sorgfalt, Ausdauer und Scharfsinn verwenden, im Grunde genommen, bis jetzt zu sehr wenig Resultaten gekommen sind. Sie widerlegen einander mit großer Wärme, werfen die gegenseitigen Erfahrungen, Beobachtungen oder Bestimmungen über den Haufen, und da es ihnen, wie sich das bei Männern der Wissenschaft von selbst versteht, um Wahrheit und nicht um Eigensinn zu thun ist, so widerlegen sie auch manchmal sich selber, wenn sie durch weitere Forschung dahin gekommen sind, das für unrichtig und unhaltbar anzusehen, was ihnen früher für positiv galt. H. Welcker sagt (S. 89): „Es liegt im Interesse der sich entwickelnden Wissenschaft, das Richtige, von welcher Seite es auch angefochten sei, zu halten, zur Verwerfung des Unhaltbaren aber durch offene Erklärung selber das Signal zu geben." Auch W. His gesteht (S. 67), daß er jetzt eine andere Art von Typenscheidung im Gegensatze zu früheren Aufstellungen annehme, nicht einen einzelnen Charakter, sondern einen ganzen Charaktercomplex als bezeichnend anerkenne.

Retzius in Stockholm hatte behauptet und mit großem Scharfsinn erörtert, daß die ältesten Bewohner Europa's kurzköpfig gewesen seien; His sagt (S. 70), daß zwar diese Ansicht allgemein geglaubt werde, aber durch keine einzige Thatsache bewiesen sei. Auch über die Methode der Schädeltypenbestimmung sind unsere Gelehrten gar nicht einig, und drei von den vier unten namhaft gemachten Abhandlungen sind auch in der Beziehung sehr belehrend, daß wir einen Einblick in den Stand der großen Ungewißheit erhalten, in welchem sich die Kraniographie befindet. Nicht blos in Deutschland.

Retzius hatte weiter behauptet, die Kelten seien langköpfig gewesen; Thurnam weist nach, daß er viele kurzköpfige Keltenschädel gemessen habe und daß Retzius völlig im Irrthum sei (Anthropological Review, Nr. 13. April 1866, S. 201). Bonté in Paris polemisirt scharf gegen W. His und sagt diesem entgegen: der vielbesprochene Hohbergschädel sei nicht romanisch, der Disentisschädel sei kein Disentisschädeltypus, und beide Klassifikationen seien irrig. His selber halte ihn jetzt nicht mehr für romanisch, sondern für allemannisch; er stehe damit im Gegensatze zu von Baer und Retzius ꝛc. (Bulletins de la société d'Anthropologie, VI. S. 696.)

Wir deuten diese Dinge nur an, um zu zeigen, wie hier so zu sagen noch so Vieles schwimmt, und wie wenig fester Boden gewonnen worden ist. Die Kraniologen, so verdienstlich ihre Arbeiten sind, werden noch viele Jahre lang untersuchen, messen und beobachten, bevor sie über viele wichtige Punkte zu einer Uebereinstimmung gelangen und sagen können: Das und das steht bodenfest und ist nicht mehr anzuzweifeln.

Uns interessiren viel mehr die beiden Abhandlungen, welche in das Gebiet der geschichtlichen Anthropologie ein-

---

*) Archiv für Anthropologie. Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Herausgegeben von C. E. von Baer in St. Petersburg, E. Desor in Neuenburg, A. Ecker in Freiburg, W. His in Basel, L. Lindenschmit in Mainz, G. Lucae in Frankfurt a. M., L. Rütimeyer in Basel, H. Schaaffhausen in Bonn, C. Vogt in Genf und H. Welcker in Halle. Unter der Redaktion von A. Ecker und L. Lindenschmit. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1866. Erster Band, 160 S. Mit zahlreichen Holzschnitten und lithographirten Tafeln. — Das Werk ist vortrefflich gedruckt und die Holzschnitte sind sehr klar; leider ist das Format unbequem und die Typen sind lateinisch. Das Archiv soll auch den Zweck erfüllen „die Resultate der Forschung in weiteren Kreisen zu verbreiten"; nun lehrt aber die Erfahrung, daß in „weiteren Kreisen" eine große Abneigung herrscht, Quartbände, die obendrein nicht mit deutschen Buchstaben gedruckt sind, zu lesen. Die londoner und die pariser Gesellschaft geben ihre Verhandlungen und Denkschriften in handlichem Format heraus, und bei uns hätte man ein Gleiches thun sollen und können. Wir sagen das nicht aus Kleinigkeitskrämerei, sondern aus aufrichtiger Theilnahme für das Archiv, dessen Erscheinen wir mit wahrer Freude begrüßen.

*) W. His: Beschreibung einiger Schädel altschweizerischer Bevölkerung, nebst Bemerkungen über die Aufstellung von Schädeltypen. — A. Ecker: Skelet eines Makrokephalus von einem fränkischen Todtenfelde. — Derselbe: Ueber eine charakteristische Eigenthümlichkeit in der Form des weiblichen Schädels und der Bedeutung für die vergleichende Anthropologie. — H. Welcker: Kraniologische Mittheilungen. Diese vier Aufsätze nehmen zwei Drittel des ganzen Bandes in Anspruch.

schlagen; hier haben wir es mit Gegenständen zu thun, die ein nicht speciell-anatomisches, sondern ein kulturwissenschaftliches Interesse in Anspruch nehmen. L. Lindenschmit beginnt eine Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Alterthumsforschung, er wirft zunächst einen Blick auf die bisherige Entwicklung derselben und erörtert den interessanten Gegenstand mit jener Sicherheit, Klarheit und umfassenden Gelehrsamkeit, die wir von einem solchen Forscher erwarten durften; außerdem hat er schon oft gezeigt, daß er auch die Gabe ansprechender Darstellung besitze.

Eine wahre Perle ist auch die Abhandlung von Karl Vogt in Genf: „Ein Blick auf die Urzeiten des Menschengeschlechts". Jeder Satz kennzeichnet den Meister. Vogt behandelt seinen Gegenstand nüchtern, ruhig, sicher, ohne alle Systemmacherei, ohne irgendwelche Voreingenommenheit, mit scharfer und besonnener Kritik; er weiß vortrefflich das Wichtige hervorzuheben, gibt die Resultate, zu welchen bis jetzt die Forschung gelangt ist, in übersichtlicher Weise, und wie sich bei ihm von selber versteht, sehr gut stylisirt. Durch die ganze Abhandlung zieht ein durchaus frischer Hauch.

Karl Vogt schließt seine Betrachtungen mit der Periode ab, welche schon im Zusammenhange mit der überlieferten Geschichte steht, mit dem sogenannten Broncezeitalter. Er behandelt zunächst die Periode, in welcher man Werkzeuge nur aus Stein, Knochen und Holz verfertigte.

Manche Forscher haben zwischen den verschiedenen Perioden: Stein, Bronce oder Kupfer, Eisen, einen scharfen Unterschied machen wollen. Es ist aber gar nicht anzunehmen, daß mit Einführung eines neuen Elementes der Kultur die bislang vorhandenen Zustände sofort über den Haufen geworfen wurden. Gewiß hat die Bronce sich nur langsam Bahn gebrochen, und Instrumente von Steinen und Knochen sind noch lange im Gebrauch gewesen, auch nachdem die Bronce schon eine allgemeinere Verbreitung gewonnen hatte. Eine Epoche ragt in die andere hinüber.*)

Es ist eine Urperiode vorhanden gewesen mit einem Kulturzustande, welcher keine Spur davon verräth, daß die während derselben vorhandenen Menschen die Bearbeitung und den Gebrauch der Metalle gekannt hätten, und man kann selbst in dieser Periode verschiedene Entwicklungsmomente unterscheiden. Sehr richtig wird Folgendes hervorgehoben: „So gewiß als Stein-, Bronce- und Eisenzeit nur relative Abschnitte bilden, die sich in einander fortsetzen, so gewiß kann auch nicht angenommen werden, daß ähnliche Kulturepochen, wenn sie auch in derselben Reihenfolge sich entwickelten, auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche zu gleicher Zeit sich abwickeln mußten. Es konnten selbst auf dem beschränkten Raum Europa's längs den Küsten und den Flüssen Völker existiren, welche in der Civilisation einen Schritt weiter gekommen waren, welche das Metall kannten und zu benützen verstanden, während im Innern des Landes Stämme, vielleicht noch Jahrhunderte lang, forterisitirten, welche von dieser Kenntniß durchaus keine Ahnung hatten. Wissen wir doch, daß bis in die jüngste Zeit zahlreiche, inselbewohnende Wilde vorhanden waren, welche sich noch mit Steinwaffen kümmerlich behalfen, ehe Europa ihnen Eisen, Blei und Pulver zuführte. Es erscheint deshalb unthunlich, die Funde aus verschiedenen Ländern, welche bei dem Mangel von Communicationen in der Vorzeit himmelweit auseinander liegen mußten, unmittelbar zusammenzustellen, statt dieselben vergleichungsweise zu behandeln und erst aus all den umgebenden Erscheinungen wenigstens annähernd die Zeit zu bestimmen, in welcher eine gegebene Kulturepoche sich entwickelte."

Bei der Untersuchung der Höhlen und ihrer Einschlüsse verfährt man jetzt mit methodischer Sorgfalt, so daß die einzelnen Ereignisse in ihrer Reihenfolge aufgefaßt und zusammengestellt werden können. Beim Beurtheilen der Ausfüllung einer Höhle unterscheidet man zwischen den aus natürlichen Ursachen entstandenen und auf einander folgenden Absätzen und zwischen den in verschiedenen Zeitepochen durch den Menschen eingeführten Veränderungen. In manchen Höhlen lassen sich auf einander folgende Absatzperioden nachweisen, welche durch besondere Einschlüsse charakterisirt sind; viele dienten als Begräbnißstätten, als Zufluchtsörter während unruhiger Zeiten für Jäger und Hirten und nicht selten sind sie auch längere Zeit hindurch als Wohnstätten benützt worden. Der Boden wurde umgewühlt, um die Leichname zu versenken, die Lebenden hinterließen in den Zufluchtsstätten die Spuren ihrer Feuerstellen, ihrer Mahlzeiten, Geräthschaften und Werkzeuge, welche sich mit den Zeugnissen älterer Epochen in verwirrender Weise mengten. Kleinere und größere Raubthiere wühlten selbst zuweilen den Boden auf oder wählten die Höhle als Schlupfwinkel, in welche sie zur Fütterung ihrer Jungen Stücke von den bewältigten Thieren brachten. So gibt es denn Höhlen, welche eine wahre Musterkarte von Erzeugnissen vorgeschichtlicher und geschichtlicher Epochen bilden und die leicht dazu verführen können, Ergebnisse anderweitiger Forschungen zu verdächtigen und in ihrer Beweiskraft zu schwächen. Wo aber die natürlichen Ablagerungen sich in ihrer ganzen Reinheit und Vollständigkeit darstellen, wo die Decken von Kalksinter, welche gewöhnlich die einzelnen Ablagerungen von einander trennen, vollständig erhalten sind und keine Spur von später bewerkstelligten Durchbrüchen erkennen lassen, — da darf man auch annehmen, daß die Fundergebnisse unverfälscht und die darauf gebauten Schlüsse durchschlagend sind, zumal wenn die Ergebnisse sich derart herausstellen, daß sie einen deutlichen Unterschied in den verschiedenen Epochen der Ablagerung nachweisen.

Wir können hier nicht in eine genauere Analyse der musterhaften Abhandlung eingehen. Mit Umsicht und gründlicher Sachkenntniß erörtert Karl Vogt die geologische und paläontologische Bedeutung der verschiedenen Schichten des Schwemmlandes (des Diluvium); er bespricht jene der Torfmoore, die alten Grabstätten, welche eine wichtige Quelle unserer Kenntniß über die vorgeschichtlichen Epochen bilden, betont in dieser Beziehung mit Recht „die Frage der Zeit" und geht auf die geologischen, paläontologischen und anthropologischen Merkmale und Kennzeichen ein, ohne deren sorgfältige Erwägung man zu Irrthümern verleitet wird. Auch dem „industriellen Charakter" der alten Funde wendet er seine Aufmerksamkeit zu und schildert dann die Ergebnisse, welche in allen den angegebenen Beziehungen bis auf den heutigen Tag gewonnen worden sind.

*) Das „Archiv" selbst gibt (S. 75) dafür einen Beleg. Bei Niederolm in der hessischen Rheinprovinz fand man ein Gerippe in einem Grabe; aus den Gegenständen, welche man bei dem Skelette fand, ergibt sich, daß diese Leichenbeigaben ins sechste bis achte Jahrhundert n. Chr. gehören. Neben der linken Hand lag ein kleines Messer von Eisen, auf der Brust ein kleines Messer von Feuerstein; in der Gegend des Gürtels ein Ring von Eisen und ein anderer von Erz; an einem Fingerknochen befand sich ein Ring von Erz mit eingravirtem Kreuz. — Hier haben wir Stein, Bronce und Eisen beisammen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Freistaat der holländischen Bauern am Oranjefluß in Südafrika führt im Staatswappen einen Baum, an dessen Fuß eine Rinderheerde und ein Löwe ruhen. Die Umschrift ist holländisch und besagt erstens: Geduld und Muth, — ein Motto, das allerdings für die obwaltenden Verhältnisse sehr gut paßt, sodann: Freiheit und Einwanderung. Auch eine Zeitung fehlt nicht; sie erscheint in der Hauptstadt Bloemfontein und heißt: The friend of the Free State. Aus dem Titel sollte man schließen, daß sie in englischer Sprache geschrieben werde; das ist jedoch nicht der Fall, denn die überwiegende Menge des Textes ist Holländisch. An der Spitze steht als Wahlspruch: „Die Freiheit der Presse ist nothwendig für das Wesen eines Freistaates." Einen beträchtlichen Raum der Nummern nehmen die Fehden mit den Basutas in Anspruch, jenen Halbwilden, unter welchen die französisch-protestantische Kirche eine Anzahl von Missionen gegründet hat. Die Missionäre berichten nicht viel Gutes über die holländischen Bauern, gestehen aber doch ein (wie wir schon einige Male im „Globus" aus dem „Journal des Missions évangeliques" nachgewiesen haben), daß die Basutos unverbesserliche Viehdiebe seien. Um Viehdiebstahl dreht sich bei den Kaffervölkern fast Alles, und die Zeitung der Bauern ermangelt nicht, die lange Reihe von Missethaten der „Wilden" aufzuzählen; auch schildert sie die Wiedervergeltung, welche unter solchen Umständen nicht ausbleiben kann.

Aus dem Romansland in Südafrika. Wir meldeten schon neulich, daß diese Region der Colonie Natal einverleibt worden sei. Die Zeitung „Cape and Natal News" stellt darüber Betrachtungen an und fragt sich, wann wohl die Zeit kommen werde, in welcher die angelsächsische Rasse in Südafrika ihr Ziel erreicht habe. Sie verlangt die Ostküste weit über Natal nach Norden hinauf. In früheren Zeiten bildete der Keifluß die Nordgrenze der Capcolonie; 1836 wurde dieselbe in Folge eines Vertrages mit den Kaffern bis zum Großen Fischfluß hinaufgerückt; 1844 wurde dann der Kei abermals Grenzfluß und das zwischen ihm und dem Keiskamma (Großen Fischflusse) liegende Gebiet zur selbstständigen Colonie Britisch-Kaffraria erhoben. Andererseits ist die Colonie Natal, welche den Unsicutu zur Grenze hatte, um ausgedehnt worden, weil seit 13. September 1865 das Romansland ihr einverleibt ist bis zum Umtamtuma. Das Land zwischen diesem Flusse und dem Großen Kei ist etwa 50 Wegstunden lang und 140 breit und bildet das unabhängige Kafferland. Dasselbe hatte 1850 etwa 120,000 Eingeborne, von welchen ungefähr 47,000 auf das Volk der Amapondas gerechnet wurden. Seitdem sollen diese letzteren, weil die Bevölkerung angeblich stark zugenommen hat, 25,000 Krieger ins Feld stellen können. Auch die Zahl der Amagalekas, welche am Nordufer des Kei wohnen und jetzt unter dem Häuptling Kreli stehen, soll 40,000 bis 50,000 Seelen stark sein. Einige Fremde sind dort eingewandert, namentlich wohnen jetzt mehre Familien Basutas östlich vom Flusse Euchanecha oder Jurinera unter einem Häuptlinge, welcher Sohn des vielgenannten Basutochefs Moschesch ist, desselben, welcher jetzt mit den holländischen Bauern des Freistaates in Fehde liegt. Dieser Sohn heißt Nehemia und wird als „ein braver civilisirter Wilder" geschildert, welcher in der Capstadt erzogen worden sei, sich eine hübsche Wohnung gebaut und eine werthvolle Büchersammlung angeschafft habe. In demjenigen Theile von Romansland, welcher unmittelbar südlich an Natal grenzt, haben sich Griquas unter ihrem Häuptling Adam Kock niedergelassen. Da sie von holländischen Vätern und Hottentottenfrauen abstammen, bezeichnet man sie im Land oft auch als Basters; sie zählen hier nur etwa 250 Familien, besitzen ungefähr 600 Ochsenwagen und beträchtliche Heerden. Jüngst ist zwischen Adam Kocks Griquas und den Basutos des Nehemia ein Krieg ausgebrochen. Die letzteren (gleich den übrigen, von den französischen reformirten Missionären vielfach aber nutzlos zur Ehrlichkeit ermahnten Basutos im eigentlichen Lessutolande unter Moschesch) sind unverbesserliche Viehräuber. Sie raubten den Griquas Ochsen und Kühe, und die Griquas haben dann des „braven, civilisirten Wilden" Nehemia Haus und Bibliothek zerstört.

Aus der Cap-Colonie wird gemeldet, daß einige hundert schwarzer Familien sich an die Regierung gewandt haben, um von ihr Ländereien zu erbitten, die zwischen den Quellen des Tjams und des Indue liegen. Diese Leute hielten sich bisher in den Bezirken Queenstown, Cradock und Colesberg auf, wo sie bei holländischen Landwirthen rechtschaffen gearbeitet und sich zu einigem Wohlstand emporgebracht haben. Ihre Väter waren Sklaven. Die Regierung ist geneigt, ihren Wunsch zu erfüllen und sie als eine Art von Grenzwächtern gegen die räuberischen Kafferstämme, namentlich die Fingas und die Tambukis, aufzustellen.

Der große Brand zu Port au Prince auf Haiti. Darüber äußert sich ein Brief aus jener Stadt vom 25. März, der allem Anschein nach von einem deutschen Kaufmann geschrieben ist und den wir im „Newyorker Journal" vom 14. April finden, in folgender Weise:

Am 10. und 20. März fand hier ein Feuer statt, welches mit Ausnahme weniger Häuser die ganze Stadt in Asche legte und tausend Familien obdachlos und elend machte. Es ist unmöglich, mit der Feder ein treues Bild der Schreckensscenen zu liefern, die sich allenthalben dem Auge darboten. Von Löschanstalten und Rettungsversuchen war nirgends die Rede.

Das Feuer entstand in dem Quartiere, wo die weißen Engros-Handlungshäuser ihre Niederlage haben. Da erst vor einem Jahre das Stadtviertel niederbrannte, in dem die Kleinhändler wohnen, und man den Haß, die Feindschaft und Rachsucht der Schwarzen gegen die Weißen kennt, so liegt der Verdacht sehr nahe, daß das Feuer das Werk von Brandstiftern war. Dies wird durch die Thatsache noch bestätigt, daß in den Schreckenstagen der wiederholte Versuch gemacht wurde, die von dem Feuer im vorigen Jahre verschonten Häuser der Kleinhändler ebenfalls anzuzünden. Die Neger machten nicht die geringsten Anstalten, dem Feuer Einhalt zu thun, und selbst die Regierung war völlig rath- und thatlos

Unter den traurigen Scenen, die sich bei diesem Unglücke zutrugen, zeigte sich so recht der Charakter der schwarzen Rasse. Arbeitsscheu und Vergnügungssucht sind die hervorragendsten Kennzeichen dieser Menschen. Dabei sind sie herzlos und leichtsinnig. Als die Flammen am fürchterlichsten rasten, ganze Häuserreihen ein Feuermeer bildeten, die Bewohner, Frauen, Männer und Kinder um Hülfe und Rettung rufend, umherrannten, sah man die eingebornen Herren dutzendweise um ein Clavier in Spiel, Sang und Tanz versammelt, das man aus dem Feuer gerettet hatte. An einem andern Platze hatten sie sich um gestohlene Champagnerflaschen gelagert, schmauchten ihre Cigarren und sangen und johlten dazu. Während dem plünderten die Anderen die Häuser aus und unter dem Vorgeben, bewegliche Habe aller Art zu retten, eigneten sie sich dieselbe als herrenloses Gut an.

Eine Feuerwehr existirt nicht, und da das Volk nicht arbeitet, wer sollte helfende Hand anlegen? Der Präsident verließ seinen Palast und sah dem Schauspiel eine Zeitlang zu, zog sich aber bald wieder zurück, weil er wahrnahm, daß er mißliebig ist, und er ohnehin eine neue Revolution fürchtet.

In Folge des Brandes liegen alle Geschäfte nieder. In dem Platze besteht kein Markt, keine Bäckerei und Fleischerei mehr. Die Schwarzen essen ihre Bananen, Orangen rc. und lagern unter dem freien Himmel oder dem Schatten der Magnolien.

Die Weißen helfen sich, so gut es geht. Es sind der Hilfsbedürftigen aber zu viele, um Allen gerecht werden zu können. Die Noth und das Elend ist daher grenzenlos. Jetzt erst sieht man, daß nur die Weißen allein dem Interesse des Landes Opfer brachten und ihnen Alles zu verdanken ist, was es hat.

Der Neger arbeitet nicht, schafft nicht, treibt keinen Handel; er ist frei und kann faulenzen; seine Bedürfnisse liefert ihm die Natur, und das ist ihm genug. Wozu sollte er andere Interessen haben? Das ist seine Civilisation.

Neue Erwerbungen Frankreichs in Senegambien. Der gegenwärtige Gouverneur Pinet-Laprade (Nachfolger des ausgezeichneten Generals Faidherbe) hat zu Anfang des Jahres 1866 mit den schwarzen Häuptlingen am Rio Nuñez und am Rio Ponga Verträge abgeschlossen, denen zufolge alles von beiden Strömen bewässerte Land der Oberherrschaft Frankreichs unterworfen wird. Bei Dedakeh ist ein befestigter Posten angelegt worden; dort ist auch ein Dampfer stationirt, um die Handelsinteressen zu beschützen und den Räubern an der Küste, gegen welche die einheimischen Häuptlinge ohnmächtig waren, gelegentlich einen blutigen Denkzettel zu geben.

Weitere Nachrichten über Leichhardts Expedition. Wir finden in der melbourner „Germania“ vom 22. März folgenden Bericht aus der Colonie Queensland:

Lieutenant Uhr, Commandant des Detaschements berittener eingeborner Polizisten zu Rockingham, berichtet, daß zwei eingeborne Frauenzimmer, welche nahe bei Logan-Creek früher gefangen genommen wurden, und von denen eine gegenwärtig an einen Polizisten des genannten Detaschements verheiratet ist, erklärt haben, sie könnten den Ort zeigen, wo die Ueberreste von einigen Mitgliedern von Leichhardt's Abtheilung befindlich wären. Sie erzählten, daß vor ungefähr achtzehn Jahren eine Abtheilung weißer Leute (die ersten, welche ihr Stamm jemals gesehen habe) nach der Gegend gekommen sei, wo sie sich in Gefangenschaft befunden. Die Weißen hatten eingeborne Knaben, so wie Pferde und Hornvieh mit sich, schlugen, weil die Umgegend damals überschwemmt gewesen, in jener Gegend ein Lager auf und errichteten Vieheinzäunungen, um dort zu verweilen. Sie wurden aber zur Nachtzeit von den Eingebornen überfallen und ermordet. Die Frau erklärt, daß, wenn sie nach dem Distrikt gebracht würde, sie die Ueberreste aufzufinden hoffe, wisse aber nicht, wie viele Köpfe die Gesellschaft stark gewesen sei. Lieutenant Uhr erinnert sich der Gegend, wo jene gefangen genommen wurde, und daß er dort einen mit einem L gemarkten Baum gesehen. Er hält es für sehr wahrscheinlich, daß diese Ueberreste, wenn sie aufgefunden werden sollten, was allerdings nach so langer Zeit zu bezweifeln sei, von dem so lange verschollenen Erforscher herrühren.

Abermals, bisher unbekannte, Dolmen in Indien entdeckt. Vor einigen Jahren gründete die englische Episkopalkirche eine Mission zu Demagedin (Duma gudien) am obern Godavery, im Lande der Kois, einer bisher wenig beachteten Völkerschaft. Im vorigen Spätjahr hat nun der Missionär J. W. N. Alexander von Ellora aus Demogedin besucht und ist von dort nach Wrrongel gegangen. Diese alte Hauptstadt des ehemaligen Telingana-Reiches liegt jetzt im Gebiete des Nisams von Haiderabad. Die Mai-Nummer des „Church Missionary Intelligencer“ bringt einen Bericht über diese Reise und wir entnehmen demselben Folgendes:

„Alexander kam durch die nicht unbeträchtliche Stadt Megampetta und fand dort „sehr bemerkenswerthe Grabmäler“. Das Volk, sagt er, bezeichnet dieselben als die Gräber der Rakofulu, d. h. Riesen. Ihr Ursprung und die Zeit des Aufbaues sind durchaus unbekannt, aber sie sind von ungeheuerer Größe und Mächtigkeit, haben allen Einwirkungen der Zeit Trotz geboten und deshalb bezeichnet man übernatürliche Wesen als ihre Erbauer. Sie sind den Cromlechs oder sogenannten druidischen Denkmälern ähnlich, haben 4 Seiten, ragen 2½ Fuß über den Boden empor und sind 4 bis 5 Fuß breit. Die Seitenwand besteht in den meisten Fällen aus einem einzigen großen Steine, der tief in den Boden hineingeht, und das Ganze ist mit einer einzigen ungeheuern Steinplatte überdeckt. Man fragt sich verwundert, wie die Erbauer es angefangen haben, so kolossale Steinplatten überhaupt zu bewegen; das Volk, welches jetzt im Lande wohnt, wüßte dergleichen gar nicht anzustellen. Einige Gräber haben keine Steinplatte, wohl aber einen dicken Ueberzug von Tschuman, der aber auch heute noch von der Zeit nicht gelitten hat und Sprünge zeigt. Jedes Grab hat an einer Seite eine kleine, etwa 1 Quadratfuß große Oeffnung.

Kapitän Glassford hat diese Gräber geöffnet. In jedem fand er ein trogartiges Gefäß und in demselben menschliche Ueberreste; in mehren Fällen waren auch zwei solcher Gefäße vorhanden. Münzen oder andere Ueberbleibsel sind bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen. Auf allen diesen Gräbern kommen niedrige Steinkreuze vor; jedes ist etwa 1 Elle hoch und aus einem einzigen Felsstücke gearbeitet. Daß das Zeichen des Kreuzes nicht etwas specifisch Christliches sei, haben wir vor einiger Zeit im Globus nachgewiesen; dieses sehr einfache und natürliche Zeichen kommt in allen Jahrtausenden und in allen Erdtheilen vor.“ — „Die Zahl der Gräber bei Mangampetta ist sehr groß; sie laufen in einer Reihe bis tief in den Wald; man kann ihrer tausende zählen. Ganz dieselbe Art von Gräbern (Dolmen) findet man auch in der Umgegend von Werronget und noch an andren Oertlichkeiten und überall gleichen sie sich.“

Der „Gänsemarsch“ im alten Indien.

E. 8. Der „Gänsemarsch“ ist, wie wir jetzt durch Erforschung der altindischen Liedersammlungen, der Vedas, wissen, als ein uralter Brauch der Indo-Germanen nachgewiesen worden. Derselbe reicht weit über die christliche Zeitrechnung hinaus, in jene Jahrhunderte, da die alten Arier, welche sich später in Indier, Griechen, Germanen rc. spalteten, noch ein einziges zusammenhängendes Volk bildeten. In den Vedas wird häufig der Gebrauch des „Hinterdrein-Anfassens“ erwähnt. Aus den Ritualbüchern geht hervor, daß dabei die Ansicht herrscht, der Anfassende bilde dadurch gleichsam eine Person mit dem Vorhergehenden; der Gott tritt dadurch in innigste Beziehung zu den Menschen, und das Opfer, welches dieser ihm darbringt, gelangt so am sichersten an die rechte Person. Als die alte Sitte, das Opfer selbst zu verrichten, in Abgang kam und man dasselbe einem eigenen Stande überließ, wurde es dann Brauch, daß der das Opfer Veranstaltende den Priester anfaßt; aber auch die Priester unter einander thun dieß, wenn mehre das Opfer administriren, und es bildet sich dadurch eine förmliche Kette.

Die Indier sagen von einer solchen, gelegentlich sich auch bewegenden Kette, sie gehe nach „Ameisenart“, unserem Gänsemarsche entsprechend, also in ältester Zeit ein Ameisenmarsch. Man ersieht daraus, daß diese Sitte, gleich noch so manchen anderen Gebräuchen, auf religiösen Anschauungen beruht. Von Interesse ist dabei noch, daß man beim Todtenopfer dem Gestorbenen den Schwanz der ihm zu Ehren geopferten Kuh in die Hand gibt, damit er, an diesem sich festhaltend, über den indischen Styx (Vaitarani) hinwegkomme. Nun ist in indischen Texten auch eine Erzählung überliefert, der zufolge ein buddhistischer Bettelmönch einst den Schwanz der himmlischen Kuh erfaßt habe und an diesem in den Himmel hinauf gelangt sei; auf gleiche Weise gelangte er wieder zur Erde herunter. Er habe seinen Mitbrüdern Himmelsbrod gereicht, wodurch bei Allen ein heftiger Wunsch entstanden sei, die Reise ebenfalls zu machen. Man berieth sich und es wurde beschlossen, daß der bereits oben Gewesene in der nächsten Nacht, wenn die Himmelskuh auf die Erde zur Aesung sich herablasse, ihren Schwanz erfassen solle, ein Zweiter würde sich an ihn hängen, ein Dritter an den Zweiten u. s. w. So geschah es denn auch; als sie aber schon hoch über der Erde schwebten, da stellte ein „Dummian“, wie es heißt, die Frage: wie groß denn die Himmelskuchen da oben seien? Da sie etwa eine Armsspanne groß waren, ließ der Vorderste los und rief, die Arme ausspreizend, aus: „So groß!“ Nun fielen aber Alle wieder zu Boden.

Bekanntlich haben wir einen fast gleichlautenden Lalenburger Schwank. Die Tiefe eines Brunnens soll in der Art erkundet werden, daß der Bürgermeister sich als der oberste an den Brunnenrand hängt, ein Zweiter faßt seine Füße, ein Dritter hängt sich an den Zweiten u. s. w.; aber der Bürgermeister, der Last nicht gewachsen, läßt los und Alle fallen in die Tiefe. Wie die indische Form dieser uralten Erzählung zeigt, liegt deren mythologischer Fassung ebenfalls ein ritueller Gebrauch zu Grunde, wie sich dies bei unserm Gänsemarsch zeigt.

Aus Nordamerika. Zu Jamestown in Illinois bohrte man einen artesischen Brunnen und stieß etwa 200 Fuß unter der Erdoberfläche auf ein sehr mächtiges Steinkohlenlager.

In den Anzeigespalten der pittsburger Blätter macht eine „Lady“, die von sich sagt, daß sie 18 Jahre alt „und von reizender Anziehungskraft“ sei, bekannt, daß sie „gegen eine angemessene Vergütung“ öffentlich ihre große Fertigkeit im Schwimmen zeigen werde. „Ohne Zweifel“, so fügt sie hinzu, „wird man das im Publikum für eine ausschweifende Idee erklären, aber ich verstehe mich auf mein Geschäft.“

In der ersten Hälfte des Aprilmonats war das Eis auf der Nordseite des Huron-Sees noch dritthalb Fuß dick und mit Schnee von fast einer Elle hoch bedeckt.

Wir haben dann und wann Stylproben aus politischen Reden gegeben, welche von Bombast strotzen. Auf manchen Kanzeln herrscht nicht minder eine im höchsten Grade widersinnige Uebertreibung und manche Geistliche überbieten sich in Schwulst. Die Ausartung des guten Geschmacks hat immer weiter um sich gegriffen. Am 18. April sprach der puritanische Pastor Garnet, der ein Doctor der Theologie ist, zu einer Versammlung von Negern und lobte die radikalsten der Mitglieder des Rumpfcongresses, während Präsident Johnson arg getadelt wurde. „Die Senatoren Sumner, Wade, Wilson, Fessenden und 27 andere bilden eine wahre Milchstraße intellectueller Erleuchtung, von Patriotismus und legislativer Geschicklichkeit. Diese herrliche Milchstraße zieht die Bewunderung eines Jeden, welcher in der aufgeklärten Welt die Freiheit liebt, auf sich. Und nun blickt auf das Haus der Repräsentanten! Dort steht ein staatsmännischer Veteran und führt eine Schaar an, welche niemals eine Schlappe erlitt. Dort steht er, gekrönt mit Ehren und Jahren; dort steht er scharfsinnig, ruhig, erfüllt mit Weisheit und Muth. Er ist bewaffnet mit Pfeilen, welche eingetaucht sind in die Flammen der lebendigen Wahrheit, und er schwingt diese Pfeile mit der Schnelligkeit und der Gewalt des Blitzes, der vom Himmel kommt. Ja, dort steht Thaddeus Stevens! Gedankt sei Gott! Er lebt, er bewegt sich, er hat Wesen und Seele. Gedankt sei auch Gott dafür, daß die ehrenwerthen William D. Kelly und Wilson von Jowa, und Julian, und Bingham und Grinnell und die ruhmreichen und erleuchteten 141 noch leben und den Kampf kämpfen an den Thermopylen republikanischer Freiheit für ihres Landes Leben und Ehre." (Newyork Tribune vom 20. April.) Wir wollen bemerken, daß diese Verherrlichung den fanatischsten unter jenen Ultraradikalen gilt, welche tagtäglich die Axt an die alte nordamerikanische Verfassung legen und denen Georg Washington als „ein unreines Wesen" erscheint, und die Bundesconstitution als ein „Vertrag mit der Hölle".— Jener Stevens aus Pennsylvanien sagte im Repräsentantenhause wörtlich: „Das Geschwätz, daß wir die Union, wie sie war, mit der Bundesverfassung wieder herstellen müssen, ist eine von jenen Absurditäten, die oft wiederholt werden und die mich anekeln." (Newyork Daybook, 21. April.)

Im Staate Massachusetts ist am 15. April sämmtlichen Apothekern von Seiten der Staatspolizei das Gebot eingeschärft worden, am Sonntag gar Nichts zu verkaufen, gleichviel was es auch sei, falls nicht ein ausdrückliches schriftliches Recept eines Arztes vorgewiesen wird. Wenn also Jemand, und wäre es auch nur Glaubersalz oder Brustsyrup rc. aus der Apotheke holen will, so muß er zuvor einen Arzt aufsuchen und diesem 1 bis 5 Dollars für das Niederschreiben von: „1 Unze Glaubersalz" zahlen. So weit haben es die puritanischen Temperanzleute in Massachusetts gebracht, wie sie sagen der christlichen Frömmigkeit und der Heilighaltung des Sabbaths wegen.

Eine Bande von Ungeheuern.

Unter dieser Ueberschrift bringt der zu Toronto in Westcanada erscheinende „Globe" folgende Mittheilung aus einem nordamerikanischen Blatte:

„Die Einwohner der Gemeinde Owyhu, im Territorium Idaho, haben in einer Versammlung folgende Beschlüsse gefaßt:

Drei Männer sollen beauftragt werden, 25 Leute auszuwählen, welche auf die Indianerjagd ziehen.

Jeder, der sich auf eigene Kosten für diese Jagd ausrüstet, soll eine bestimmte Summe für jeden Skalp erhalten, welchen er einbringt.

Solche, denen die eigenen Mittel fehlen, sollen vom Comité ausgerüstet werden; die Ausrüstungskosten werden dann aber von der Prämie, welche für die abgelieferten Skalpe zu zahlen ist, abgezogen.

Für jeden Bockskalp (buck scalp, d. h. männlichen Indianer) werden 100 Dollars bezahlt, für jeden Squawskalp 50, für Skalpe von Kindern unter zehn Jahren (der englische Text lautet bezeichnend: for everything in the shape of an Indian under ten years) 25 Dollars.

An jedem einzelnen Skalp muß noch die Haarlocke befindlich sein und jeder Träger muß eidlich bekräftigen, daß der Skalp von Seiten eines Mitgliedes der Compagnie einem Indianer abgezogen worden ist."

Hier haben wir also wieder einen Commentar zu unseren Betrachtungen über die Ausrottung uncivilisirter Völker; es handelt sich in diesem Falle um planmäßige Vernichtung. Wir finden obige Beschlüsse der weißen Kannibalen, deren Ortschaft mit Recht den Namen Owaihu führt, auch in newyorker Blättern vom 7. April; diese melden ferner, daß der Senatsausschuß für Indianerangelegenheiten demnächst Dokumente veröffentlichen werde, welche haarsträubende Dinge über Betrügereien und Barbareien enthielten, die an den Rothhäuten verübt worden sind.

Die Sache selbst ist weder neu noch überraschend. Seit dritthalbhundert Jahren sind in Nordamerika mehr als 70 eingeborne Völker und Stämme verschwunden, lediglich in Folge der Berührung mit weißen Leuten. Auf dem ganzen westlichen Continente sind, nördlich vom Rio Gila und dem Mexicanischen Meerbusen, überhaupt von der Südgrenze der Vereinigten Staaten nach Norden hin bis zum Eismeer, kaum noch 350,000 Eingeborne übrig.

Gregg schildert in seinem vortrefflichen Werk über den Handel der Prairien an vielen Stellen die wanton cruelties der Weißen, welche mit Vorbedacht und mit kaltem Blute jeden Indianer niederschießen, der ihnen in den Weg komme.

Julius Fröbel sagt: „Es ist eine Thatsache, daß der Versuch, ganze Indianerstämme zu vergiften, von weißen Leuten gemacht worden ist, und ich selbst habe mehrmals die Frage, wie das am besten zu machen sei, discutiren hören." (Aus Amerika; Erfahrungen, Reisen und Studien; Leipzig 1858, Theil 2. S. 109). — Wir könnten noch eine Menge anderer Belegstellen beibringen; die obigen werden indeß genügen.

Eine interessante Naturerscheinung. Neuorleans wurde in der Nacht vom 5. zum 6. April von einem Gewitter heimgesucht, wie es in solcher Heftigkeit daselbst noch nie erlebt worden ist. Den ersten Donnerschlägen folgte kein Regen, sondern ein wahrer Wolkenbruch, der Neuorleans binnen 10 Minuten in einen See verwandelte.

Die Neuorleans „Deutsche Zeitung" berichtet bei dieser Gelegenheit über ein von ihrer Office aus beobachtetes, höchst merkwürdiges Phänomen, wie folgt:

„Eine besonders interessante Erscheinung wurde während der gestrigen mehre Stunden lang anhaltenden Gewitterstürme von unserer Office aus in Campstr. an den Telegraphendrähten in St. Charlesstr., nahe der City Hall, beobachtet. Es war gegen 5 Uhr Morgens, als ein Blitzstrahl, dem ein erschütternder Donner folgte, an dem einen Telegraphendraht entlang fuhr und sich dann nach allen übrigen in Gestalt von blauen Flämmchen ausbreitete, welche an den Drähten fortliefen und nach der Stadt zu verschwanden. Das elektrische Feuer war so stark, daß man es genau durch den heftigsten Regen bemerkte. Die ganze Erscheinung dauerte nur einige Sekunden. Von der großen elektrischen Strömung, die über die Stadt sich ergoß, kann man sich einen Begriff machen, wenn man vernimmt, daß die Feueralarmglocken während der Nacht einige Male von selbst ertönten, ohne angeschlagen zu werden."

Zustände in Mexico. Der größte Theil des Landes ist fortwährend in Verwirrung; kaiserliche und republikanische Guerillas liegen in unaufhörlicher Fehde. In der Hauptstadt erscheint das Blatt „La Sombra", welches nach amtlichen Nachrichten meldet, daß in den Monaten vom Juni bis Dezember 1864, also von der Zeit an, da Kaiser Maximilian ins Land kam, nicht weniger als 172 Treffen zwischen Franzosen und Mexicanern stattfanden; in denselben wurden etwa 1300 Mann getödtet und 3277 verwundet. Für das Jahr 1865 sind 322 Treffen verzeichnet worden mit 1279 Todten und 5674 Verwundeten; total 8951 Verwundete und 2579 Todte. Auf den ersten Zeitabschnitt von 7 Monaten kommen also in jedem Monat durchschnittlich 17 Treffen oder Gefechte, auf das Jahr 1865 entfällt aber fast auf jeden Tag ein solches, der Dezember ist mit nicht weniger als 34 verzeichnet.

Die Provinz St. Catharina in Brasilien ist dem Flächenraume nach größer, als das Königreich Bayern, während sie noch nicht einmal so viel Einwohner wie München zählt. Bayern hat 1383 Geviertmeilen oder ca. 1550 Quadratlegoas, wogegen der Flächenraum der Provinz St. Catharina auf 2200 Quadratlegoas geschätzt wird. Nach der statistischen Zusammenstellung

vom Jahre 1863 hat diese Provinz 133,738 Einwohner, unter denen sich 16,320 Sklaven befinden. Die Sklavenbevölkerung erreicht hier sonach durchschnittlich nur $12\frac{8}{10}$ Procent der Gesammteinwohnerschaft. Sie ist aber in den südlichen Theilen stärker, als in den nördlichen vertreten. Die beiden nördlichen Munizipien, S. Francisco und Itajahy, mit den beiden deutschen Colonien Donna Francisca und Blumenau, welche gleich bei ihrer Gründung das gesetzliche Vorrecht erlangten, daß in ihnen keine Sklaven gehalten werden dürfen, zählen zusammen 24,301 Einwohner, worunter 2788, also nur ca. 11 Procent, Sklaven inbegriffen sind. Die in der Provinz wohnenden Deutschen belaufen sich auf ungefähr 12,000 Seelen. Der bei weitem größte Theil der Bevölkerung wohnt an der Meeresküste und hat sich nur längs der Flüsse und der wenigen Landstraßen weiter in das Innere hineingezogen. Das hintere, am Fuße der Serra sich hinstreckende Küstenland, sowie das Hochland der Provinz besteht zum größten Theile aus urwäldlichen Staatsländereien, die der Colonisation noch ein weites Feld bieten. (Colonie-Zeitung von Joinville.)

Die wissenschaftliche Erforschung des Amazonenstromgebietes von Silva Coutinho.

Sehr interessant ist folgende Mittheilung, die ich einem Briefe des brasilianischen Geologen Dr. Silva Coutinho entnehme, welcher bekanntlich den Naturforscher Agassiz auf seiner Erforschung des Amazonenstromes begleitet:

„Vom obern Theile des Purus sind uns einige Fossilien zugegangen, die alle den Charakter der Kreideformation haben. Im Jahre 1861 hatte ich Gelegenheit einige Zähne zu untersuchen, und kam zu der Ueberzeugung, daß eine der Fossilien ein Mesosaurus Camperi, ein großes See-Reptil, sei. Professor Agassiz hat diese meine Meinung jetzt, bezüglich der Klassifikation, bestätigt. Hierdurch wird also auch die Annahme von dem frühern Vorhandensein eines vollen amazonischen Meeres bis zum Fuße der Anden bestätigt, welches derselben Epoche angehört haben wird, in welcher das „Kreidemeer“ vorhanden war, welches einen so bedeutenden Theil, auch Europa's, bedeckt hat.

Daß der Ocean früher das Land bespült hatte, welches am ersten Wasserfall des Tapajoz liegt, wußte ich bereits seit 1863, denn in diesem Jahre fand ich Meermuscheln in den Kalkschichten von Itactuba. Jetzt habe ich an den Quellen des Mané-assú dieselbe Kalkformation entdeckt, auch glaube ich, daß sie sich nach Westen bis zum Flusse Canumau ausdehne, so daß sie sämmtliche Flüsse umfaßt, die in den Paraná-Mirim und Jupinombá-Ramas münden. Am Madeira hört diese Formation auf. Nach Osten hin verlängert sich wahrscheinlich die Kalkformation ebenfalls. Können Sie mir vielleicht mittheilen, ob diese Formation auch am Tocantins existirt? Ziehen Sie darüber Erkundigungen ein, womit Sie mir einen Dienst leisten werden; ich bin mit der Aufnahme einer geologischen Karte beschäftigt.“

Soweit Coutinho in einem Briefe, den das „Jornal de Amazonas“ veröffentlicht hat. Die Tragweite dieser Entdeckung für die Geologie liegt auf der Hand und sie ist der größten Beachtung würdig.

Noch füge ich hinzu, daß Agassiz leider in Manés an dem dort herrschenden klimatischen Fieber erkrankt und deshalb nach Para (resp. Belem) zurückgekehrt ist, wo er behandelt wird. Hoffentlich wird er kein Opfer dieses Fiebers. Seine Erforschung des Amazonenstromes ist von größter Wichtigkeit für die Wissenschaft. Auch in anthropologischer und ethnographischer Beziehung soll er wichtige Beobachtungen über die Indianerstämme im Gebiete des Amazonenstromes gemacht haben.

Porto Alegre, 10. März 1866.

Karl v. Koseritz.

Wir schließen dieser Mittheilung folgende Notiz aus einer Märznummer der „Deutschen Zeitung“ von Porto Alegre an:

Der nordamerikanische Reisende St. John in Brasilien. In der Hauptstadt der Provinz Maranham, San Louis, ist der Naturforscher Orestes St. John, Begleiter des Professors Agassiz, angekommen; derselbe hat, auf Weisung des letzteren, die Reise von Rio nach Minas (über Ouro Preto) bis Quaycuy gemacht; von dort ist er den San Francisco hinaufgeschifft bis zur Villa da Barra, hat den Sertan von Bahia durchreist, und durch das Thal des Rio Burgueia in der Provinz Piauhy ist er nach dem Poty, Theersina und Carias gegangen. Er kam in Maranham krank an, ist jedoch schon wieder hergestellt. St. John machte eine Reise von 750 Meilen und hat eine reiche Ausbeute an naturwissenschaftlichen Gegenständen geborgen; unter Anderm brachte er mehr als 200 neue Vogel-, und mehr als 80 neue Binnenfischarten mit. Besonders reich soll seine Ausbeute an Mineralien gewesen sein. Orestes St. John brauchte 7 Monate zu dieser Reise und soll von der Gastfreundschaft bezaubert sein, mit der er überall aufgenommen wurde, trotz seiner geringen Kenntniß der Landessprache.

Ueber Ausartung der englischen Sprache.

Das Englische ist die am weitesten verbreitete Weltsprache. Ueberall bleibt ihr Grundbau derselbe, sie behält ihr wesentliches und eigenthümliches Gepräge bei, aber in Einzelnheiten stellen sich auch nach und nach manche Abänderungen ein. In einem neuen Lande, in Colonien, wird jede Sprache allerlei neue Zusätze und Abänderungen erleiden; manche Wörter erhalten neben ihrer alten Bedeutung auch noch eine neue, durch welche wohl auch jene, im Fortgange der Zeit, völlig verdrängt wird. Namentlich das Englische erhält in fremden Erdtheilen nach und nach gewisse dialektische Eigenthümlichkeiten, welche gewöhnlich bezeichnend für das Land sind, in welchem sie entstanden, so z. B. für Nordamerika und Australien.

Man kann solche Eigenthümlichkeiten als natürliche betrachten, weil sie sich gleichsam von selbst machen. Unnatürlich dagegen sind jene, welche durch die Mode, durch Narrethei und Geckerei aufs Tapet gebracht werden. Viele Engländer leisten in dieser Beziehung das Menschenmögliche. Manches Wort wird in verschiedenen Jahren ganz verschieden ausgesprochen, und eine Aussprache, die bislang als fashionabel und richtig galt, wird dann von fashionabeln Gecken in Abgang decretirt und durch eine andere ersetzt. Diese Tyrannei der Albernheit läßt man sich gefallen. Nichts ist zugleich ergötzlicher und kläglicher, als wenn zwei biedere Insulaner in heftigen Wortwechsel über die Aussprache gerathen und wenn dann gar als Dritter ein Nordamerikaner sich einmischt, um eine dritte Aussprache als die allein richtige hinzustellen. Bei uns in Deutschland werden in den Schulen Knaben und Mädchen gemartert, damit sie das Englische ja „richtig“ aussprechen lernen, und nicht selten kommt es vor, daß in einer Schulanstalt der aus England verschriebene Sprachmeister ein Wort ganz anders ausspricht, als der Lehrer einer zweiten Anstalt in derselben Stadt, welcher auch ein, womöglich aus London herbeigerufener „Gelehrter“ ist, — seiner Angabe nach natürlich in Oxford oder Cambridge gebildet und im Besitz der „allerbesten, neuesten, fashionabelsten“ Aussprache!

Die verständigen Leute in England sind mit Recht bös über die Mißhandlung der Sprache und den Unfug, welcher mit ihr getrieben wird. Ein Geistlicher, Dr. H. Alford, hat in einem Buch: „A plea for the Queens English“ seinen Landsleuten derbe Wahrheiten gesagt, und er weist eine ganze Reihenfolge von Sprachverderberei nach; er verwirft die „Vulgarismen“, die sich für modisch und vornehm ausgeben möchten. Zunächst eifert er gegen den falschen Gebrauch der Aspiraten, namentlich des h. In London herrschte die Cholera, und man sprach über die Ursachen der Krankheit: The cholera is in the hair (Haar), äußerte Jemand; er wollte sagen air, Luft; er meine, fügte er hinzu the hair in the hatmosphere! — Das h wird aber auch fortgelassen und zwar da, wo es ausgesprochen werden sollte. Alford hörte einen Kaufmann sagen: my ed (head, Kopf) thut mir weh! Sehr häufig hört man 'ospital statt hospital, und 'umble für humble, und zwar im Parlament, in Gerichten und auf der Kanzel.

Ein Schüler hatte einen venetianischen Palast gezeichnet und darunter den Namen der Stadt Vannice geschrieben. Der Zeichenlehrer strich das eine überflüssige n und sagte: there is but one hen (Huhn, statt n) in Venice. Der Schüler antwortete: Dann sind gewiß in Venedig die Eier sehr rar!

Bei manchen Wörtern, die mit a oder an endigen, spricht man statt dessen arr; selbst im Parlamente hört man lawrr statt law, oder idear statt ideas. Im Volke spricht man statt Amalia Ann nicht selten Amelia ran. Andererseits läßt man den Buchstaben r weg, wo er nöthig ist. Man fragte in London, wodurch der bekannte deutsche Kaufmann Astor in Newyork so reich geworden sei. Antwort: Durch den Pelzhandel: by the fur trade; aber das r in fur wurde nicht ausgesprochen und so blieb der Satz unverständlich, denn was fa bedeuten sollte, wußte Niemand. Endlich kam Einer hinter die Sache und erläuterte das fa dadurch, daß er das fur als furrr mit heftigem Schnarren aussprach.

Dr. Alford rügt auch den falschen Gebrauch von Wörtern

der in England nun in der Presse und selbst in Büchern mehr und mehr eingerissen ist. Er tadelt das Wort talented, für begabt; ein Oesterreicher würde nichts dagegen einzuwenden haben; ich hörte z. B. in Wien von sonst wohl erzogenen Leuten sagen: „N. N. ist sehr ein talentirter Mann." Das heißt Deutsch verderben. Es gibt kein Zeitwort to talent, man kann also kein Participium davon bilden. Ob gifted, also unser deutsches „begabt" zu tadeln sei, möge dahingestellt bleiben. Abscheulich aber ist, wenn ein Vater sagt: My boy is an uncommonly facultied child.

Die Hilfszeitwörter shall und will werden sehr häufig ganz falsch gebraucht.

Sehr schlimm ist, daß Schwulst im Styl immer häufiger wird; in der kleinen londoner Presse und in Provinzialblättern wird er nicht selten geradezu unausstehlich. Es ist, als ob die Leute verlernt hätten, sich klar und einfach auszudrücken. Man sagt nicht mehr a man, a woman, a child, sondern: an individual, a person, oder a party; statt woman wird gesetzt a female, und wenn das weibliche Wesen unverheiratet ist, a young person; ein Kind, child, ist ein juvenile und eine Anzahl von Kindern ist the rising generation. Solch ein Zeitungsschreiber geht (goes) nicht etwa da oder dorthin, sondern he proceeds. Ein Mann, der nach Hause geht (is going home), is proceeding to his residence.

Eat, essen, wird für ganz gemein geachtet; der Englischverderber sagt und schreibt statt dessen partake. Er verschmähet das Wort place und sagt locality. Nichts ist placed, sondern Alles located. Für „die meisten Leute im Orte" sagt er nicht: most of the people of the place, sondern „viel fashionabler": the majority of the residents in the locality. Er wohnt nicht mehr in rooms, sondern, wieder sehr vornehm, in apartments, und statt good lodgings hat er eligible apartments zu vermiethen. Auch shows, zeigt, er nicht mehr good feelings, sondern er evinces sie, weist sie aus, legt den Beweis dafür dar! Er fordert, asks, nicht, sondern er evinces a desire; er evinces auch a sense of suffering, wenn ihn etwa der Finger schmerzt; er dankt, thanks, auch nicht, sondern evinces gratitude.

Das Wort beginnen, to begin, anfangen, gilt ihm für gemein, er commences. Ein Blatt in Taunton erzählte, daß ein Pferd hinten ausgeschlagen habe und drückt das so aus: the horse commenced kicking. Doch ist auch commence Manchem noch nicht fashionabel genug, und wer die Sache recht hübsch geschmacklos und vornehm machen will, sagt statt anfangen: die Initiative ergreifen, take the initiative. Schrecklich ist auch das Wort eventuate (das ich übrigens in dem vortrefflichen englisch-deutschen Lexicon von N. J. Lucas, Bremen, 1854, als einen Americanismus verzeichnet finde). Der fashionable Englischverderber will andeuten, ein Mann habe sich durch Verschwendung zu Grunde gerichtet und sagt: his unprecedented extravagance eventuated in the total dispersion of his property. Das ist so erhaben wie jene Stelle, in welcher berichtet wird, daß ein Schuster vom Blitz erschlagen worden sei: while pursuing his avocation, the electric fluid penetrated the unhappy man's person, also: Während er seinem Berufe folgte, drang das elektrische Fluidum durch des unglücklichen Mannes Person. In der That schön und erhaben! Avocation für Beruf, Geschäft, ist eine mißbräuchliche Anwendung; das Wort bedeutet: Abhaltung, Abberufung.

Ein spade, Spaten, ist a well known oblong instrument of manual industry; und solche Geschmacklosigkeiten kommen alltäglich vor. Mit Recht eifert Dr. Alford gegen dieselben.

Sitten und Gebräuche der Szekler.

W. H. Bei Taufen. Zu den Tauffesten bringen Anverwandte und Eingeladene meist Geschenke an Eßwaaren und Getränke mit. Baares Geld, goldene oder silberne Zierrathen bekommt hier so leicht kein Täufling zum Geschenk, da in den einsamen Gebirgsdörfern des Szeklerlandes, von welchen wir hier zunächst sprechen — derartige Dinge sehr selten sind. Die zur Taufe dargebrachten Geschenke nennen sie — Robina. So arm diese Dörfler oft sind, und so wenig Verkehr sie mit der gebildeten Welt unterhalten, so besitzen sie doch einen gewissen Takt, eine Art stolzen Selbstgefühls. Die Gesandten, welche die Einladungen zu solch wichtigen Familienfesten besorgen, treten mit aller Feierlichkeit auf und entledigen sich ihres Auftrages mit diplomatischer Gewandtheit. Namentlich die Pathinnen bewegen sich mit aller Würde. Am Tauftage vertreten sie ohnehin die Stelle der Hausmutter. Mit Eifer wachen sie darüber, daß unter ihrer Leitung Alles nett und sauber sei und es den erwarteten Gästen an Nichts fehle. Für den Herrn Pfarrer wird wohl ein besonderer Stuhl herbeigeschafft und sorglich abgeputzt. Die weniger distinguirten Gäste müssen mit der Holzbank vorliebnehmen. Die Gerichte sind freilich auch so einfach, daß schon ein sehr unverwöhnter Gaumen dazu gehört, um an ihnen Behagen zu finden. Die Getränke sind meist nichts Anderes als destillirter Kornschnaps. Bei solchen Gelegenheiten wird derselbe oft mit Honig versüßt. In neuerer Zeit haben aber auch diese einfachen Dörfler den fein raffinirten Hutzucker mehr und mehr kennen und schätzen gelernt. Es ist ein Akt schmeichelhafter Galanterie, wenn man seiner hübschen Tischnachbarin noch ein gutes Stück Zucker in ihr Glas wirft. Der Nachbar links will auch nicht sich an Galanterie übertreffen lassen, und schüttet der Schönen das Glas überlaufend voll. Die älteren Gäste besprechen mit ernster Kennermiene Aussehen, Größe und Gewicht des Täuflings, welcher dabei oft die Runde um den ganzen Tisch von Hand zu Hand machen muß. Endlich wird er wieder der Hebamme übergeben, wobei, nebst einer gutgemeinten Ermahnung, auf das Kind gut zu achten, auch ein kleines Geschenk in die Hand der Hebamme gleitet. Freilich muß die gütige Mutter Natur das Meiste für die kleinen Sprößlinge thun, denn die Hebammen bei diesen Leuten sind zumeist nichts weniger als kunstmäßig für ihr Fach gebildet, sondern einfach alte Weiber, welche eine gewisse Praxis erlangt haben und nun als Orakel verehrt werden. An einigen Orten erhält auch die Wöchnerin Geschenke an grober, selbstgemachter Hausleinwand, Wachslichter u. s. w. Die Pathen haben übrigens noch die specielle Verpflichtung, eine sogenannte Kolatschen — ein zopfartig geflochtenes Weißgebäck — zu liefern, welche jedenfalls die Länge des Täuflings um das Doppelte überragen muß.

An poetischem Gefühl mangelt es auch den Szeklern nicht; so herrscht unter der Jugend der Gebrauch des sogen. Koszorukapás (heißt eigentlich Kranz-bekommen). Es erscheint nämlich jedes Mädchen beim Tanze mit einem Blumensträuße im Haare. Nähert sich ein Verehrer, welcher dem Mädchen nicht angenehm ist, und sucht er schmeichelnd den Blumenstrauß aus den Haaren zu lösen, so weiß sie mit gewandter Koketterie ihm stets so auszuweichen, daß ihm dies, ohne ungalant zu werden, nicht gelingt. Erscheint aber der stille Erwählte ihres Herzens, so muß sie sich natürlich der Form wegen auch hier etwas zieren, indeß hat er doch bald das duftende Sträußchen einfacher Wiesenblumen erobert, und triumphirend beginnt er mit seinem Mädchen den Tanz. Daß natürlich bei diesem Gebrauch eifersüchtige Regungen oft zum Ausdruck kommen, ist bei dem leicht erregbaren Gemüthe der Szekler sehr begreiflich, und mancher Begünstigte geht mit blauem Rücken nach Hause.

Ein recht lobenswerther Gebrauch unter dem Szeklervolke ist die sogenannte Kaláka, das Zusammentreten Mehrer zur Bestellung einer Arbeit für den Einzelnen. Namentlich bei der Landwirthschaft kommen Fälle genug vor, wo die Hilfe der Nachbarn nicht zu entbehren ist. Besonders beim Fruchtschneiden, Heueinführen u. s. w. kann hier der Landwirth oft nicht schnell genug sein. Rasch hereinbrechende Naturereignisse setzen die hiesigen Gebirgsbewohner oft in arge Verlegenheit. Heute strahlt noch heller Sonnenschein auf die wogenden Halme, morgen braust eins der hier so furchtbaren Hagelwetter nieder, und Alles liegt zerschmettert am Boden und ist kaum zum Viehfutter tauglich. Auf den fetten Flußniederungen des Altflusses stehen oft zahllose Heuschober, welche später zum Theil in die entfernte Stadt gefahren werden sollen. Da geht in den oberen unermeßlichen Waldgebirgen ein Wolkenbruch nieder, und in einigen Stunden steht, so weit das Auge reicht, die Ebene unter Wasser, und das schöne Heu schwimmt fort, oder mit Schlamm verunreinigt wird es vom Vieh verschmäht. Da eilen denn alle Nachbarn herbei, und schleppen auf ihren mit langgehörnten Ochsen bespannten Wagen Alles in die sicheren Scheuern, ehe noch der Schaden sich ereignet. Mit erleichtertem Herzen tischt aber dann der Hausherr den Nachbarn auf, was er vermag. Es ist freilich nichts Anderes, als was sie auch bei sich zu Hause hätten haben können; aber wo anders schmeckt es nun einmal immer besser. Die Alten gestatten sich dann wohl auch einige Maß leichten inländischen Weines, der auf den weitentfernten Hügeln an der Márosch oder Kokel gewachsen ist, während sich draußen vor der Hausthüre, oder bei Regenwetter in der offenen Scheune, das junge Volk im Keringö oder Csardas dreht.

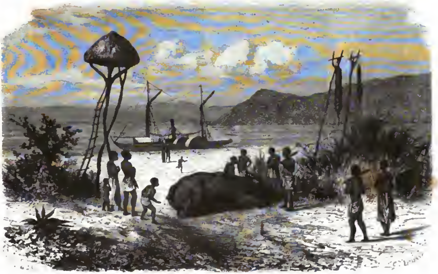
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Livingstone's Reisen am Sambesi, auf dem Nyassa-See und dem Rofuma-Strome.

II.

Die Kebrabasa-Katarakten im Sambesi. — Die Schiffbarkeit des letztern. — Sage von einem Zwergvolke. — Jahreszeiten und Hochwasser. — Das Fieber. — Freiwillige Sklaverei. — Steinkohlen und Gold. — Aufbruch nach dem Lande der Makololo. — Zur Charakteristik dieses Volkes. — Die Regionen und Völker am obern Sambesi. — Vertheilung von Elephantenfleisch. — Die Bondoros als Löwenmenschen. — Die Tschikova-Ebene. — Angebliche politische Raisonnemenis der Schwarzen. — Zumbo. — Der Affe ein geheiligtes Thier. — Die Mündungen des Loangua und Kafue. — Die Batongas. — Unbekleidete Schwarze. — Zu Seschefe. — Die Reisen am Schire und der Schirwa-See. — Die Mangandschas. — Ihre Häuptlinge und Baoles. — Der Pelele oder Lippenring. — Entdeckung des Nyassa-Sees. — Zwei Expeditionen nach dem Rofuma. — Sklavenraub.

Wir ersehen aus Livingstone's Schilderungen, daß der Sambesi von seinen Mündungen bis nach Tete hinauf eine durchaus nicht bequeme Wasserstraße bildet. Etwas oberhalb dieses großen Dorfes hört die Schiffahrt so gut wie ganz auf, namentlich in der Zeit des niedrigen Wasserstandes. Wo ist nun die vielgerühmte „Bahn, welche als ein Civilisationspfad bis in das innerste Herz von Afrika betrachtet werden kann"?



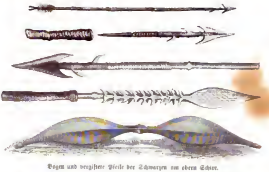
Falle für den Hippopotamus. (Nach Livingstone.)

Am 9. November 1858 fuhr der Reisende von Tete stroman, um die Kebrabasa-Katarakten zu untersuchen, von welchen man ihm viel erzählt hatte. Bei Panda Mokua war die Schifffahrt zu Ende; dieser Punkt liegt etwa 2 Miles oberhalb der Wasserfälle zwischen bewaldeten Bergen. Dort standen Baobabs von wahrhaft kolossaler Größe; manchmal haben sie bis zu 74 Fuß Umfang, ja in der Nähe der Katarakten maß Livingstone einen solchen Affenbrotbaum von 84 Fuß Umfang.

Die hohe Kette des Kebrabasagebirges besteht zum großen Theil aus Kegelbergen; der Sambesi bahnt sich einen Weg durch dasselbe und bildet eine Schlucht von etwa 400 Yards Breite. Zur Zeit des Hochwassers ist dieselbe ausgefüllt; dann verschwinden die wirr durch einander liegenden gewaltigen Felsmassen unter den Wogen. Oberhalb der Fälle hat der Fluß wieder eine Breite von einer halben Mile. Die 30 Fuß hohen Maste der Schiffe reichten

bei Panda Mekua nicht bis an die Marke des höchsten Wasserstandes und das Loth bekam bei 60 Fuß noch keinen Grund.

Livingstone ließ sich von afrikanischen „Portugiesen" erzählen, also von Leuten, die nie zuvor ein Dampfschiff gesehen hatten, mit einem Dampfer könne man wohl recht gut durch die Schlucht fahren, obwohl sie für die Nachen der Eingebornen sehr gefährlich sei; wenn man einige der drei oder vier über das Wasser hervorragenden Felsen hinwegsprengen wolle, dann könne man „ohne Schwierigkeit" hindurch. Der Reisende hütete sich aber wohl, mit seinem eigenen Dampfer den angeblich ungefährlichen Versuch zu machen; er untersuchte 10 bis 12 Miles dieser Stromschnellen und ging dann an Bord zurück, wie er sagt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß schon eine einfache Untersuchung dieser Katarakten mehr Mühe u. Arbeit erfordere, als „unsere Freunde, nämlich jene Portugiesen, für erforderlich hielten, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen". Deshalb kehrte er am 22. Nov. um und fuhr nach Tete zurück.



Bogen und vergiftete Pfeile der Schwarzen am obern Schire.

Unterwegs erzählte ein Sklave aus Tete, daß er auf seinen weiten Reisen irgendwo im Innern ganz seltsame Menschen angetroffen habe. Sie sind, so berichtete er, nur 3 Fuß hoch, wohnen in großen Städten, besitzen Nahrungsmittel aller Art in großer Fülle und haben Hörner auf dem Kopfe. Wir sehen, daß die Sage von einem Zwergvolke (Donko's, wie man dasselbe in anderen Theilen Afrika's nennt) über den ganzen Continent verbreitet ist.

Die Kebrabasa-Katarakten nehmen offenbar eine beträchtliche Länge ein; gleich oberhalb derselben fand Livingstone noch mehre gewaltige Wasserfälle. An einer Stelle war deutlich zu bemerken, daß das Wasser zur Zeit der Hochflut volle 80 Fuß über den niedrigsten Stand sich erhebt. Am Fuße des steilen Berges Tschipereschua sagten einige Eingeborne, weiter oberhalb sei der Strom frei für die Schifffahrt, aber gleich nachher äußerten zwei andere, dort läge der Morombua-Katarakt. Und so war es. Bei diesem verengt sich das Strombett auf 300 Schritt; von dieser Schlucht aus steigen die Berge senkrecht mehr als 3000 Fuß hoch empor, sie sind mit dornigem Gestrüpp überdeckt. —



Lanzen der Manganbschas.

Wir geben hier diese Notizen alle, weil die irrigen Behauptungen Livingstone's, daß der Sambesi einen ganz prächtigen Handels- und Civilisationsweg nach dem innern Afrika bilde, Glauben gefunden haben und auch schon in Hand- und Lehrbücher übergegangen sind. Als richtig steht fest, daß dieses Wasser ein wahrer Kataraktenstrom ist. — Auf der Rückreise nach Tete wurde Livingstone eines Abends von einer Bande schwarzer Musikanten begrüßt; sie spielten auf dem bekannten Instrumente, das über einen großen Theil von Afrika verbreitet ist, auf der Marimba. Inzwischen war das Wasser des Stroms gestiegen, wie das abergläubige Volk meinte, weil die Engländer da seien. Dr. Kirk theilt das Jahr dort in drei Perioden: eine kalte, eine heiße und eine Regenzeit. Die erstere umfaßt die Monate Mai, Juni und Juli; die heiße den August, September und Oktober; dann folgt der Regen, welcher aber nicht in beträchtlicher Menge fällt; in manchen Jahren beträgt die Regenmenge nur 19 Zoll, in anderen aber bis zu 35 Zoll. Der Thermometer steigt bis zu 103° F.

Zweimal im Jahre hat der Sambesi Hochwasser; die erste Flut ist nur eine partielle u. hat ihren höchsten Stand Ende Dezembers oder zu Anfang des Januars; die zweite tritt ein, wenn der Strom die Ufer überschwemmt hat, ähnlich wie der Nil, und erreicht Tete im März. Hier steigt sie, gewöhnlich allemal im vierten Jahre, bis zu 30 Fuß Höhe.

In geographischen Handbüchern lesen wir, daß Tete ein „sehr gesunder Ort" sei. Das Gegentheil ist der Fall. Livingstone, der in Bezug auf afrikanische Krankheiten sich großer Erfahrungen rühmen kann, weist nach, daß im März und April das Fieber erscheint. „Der Anfall dauert nicht lange, reißt aber den Menschen rasch nieder. Wer längere Zeit an einer und derselben Stelle sich aufhält und eine sitzende Lebensweise führt, leidet mehr vom Fieber, als die, welche körperlich und geistig beschäftigt sind und oftmals den Aufenthalt wechseln. Gleichviel aber, welches auch die Ursache des Fiebers sein möge, wir fanden, daß manchmal Alle gleichzeitig von demselben ergriffen wurden, namentlich bei Nordwind. Zuweilen packte es die, welche Chinin genommen hatten und verschonte solche, welche dasselbe verschmäheten. Es war ganz einerlei, ob wir dasselbe monatelang nahmen oder nicht; das Fieber zeigte sich unparteiisch und wir ließen das „Vorbeugungsmittel" zuletzt ganz weg. Als das beste Prophylacticum erschien mir viel Arbeit und reichliche gute Kost. Wer in Tete gut wohnt und gut gekleidet ist, hat vom Fieber nicht viel mehr zu besorgen wie bei uns Jemand in Folge einer Erkältung; wer aber unthätig bleibt, Ausschweifungen begeht oder mit dürftiger Nahrung sich behelfen muß, läuft große Gefahr. In Tete hat freilich das Fieber allerdings einen mildern Charakter als in Kilimane und an der Küste. In Afrika ist man dem Fieber etwa so unterworfen, wie in England einem Rheumatismus. Jeder Fremde thut wohl, so rasch als möglich sich

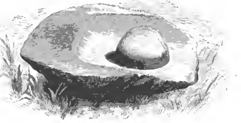
in höher liegende Gegenden zu verfügen, denn hier ist das Fieber nicht ganz so gefährlich. Als Vorbeugungsmittel haben wir das Quinin nicht bewährt gefunden, außer daß es vielleicht die Wirkungen der Malaria abschwächt, aber beim Kuriren der Krankheit selbst ist es unschätzbar." Die von Burton empfohlenen warburgischen Tropfen helfen, Livingstone's Behauptung zufolge, nicht.

Der nachstehende Vorfall ist kennzeichnend für die afrikanischen Sitten und Anschauungen:

Unser Pilot, Namens Tschibauli, ein „intelligenter und activer" junger Schwarzer, sagte mir, daß er sich freiwillig in die Sklaverei verkauft habe. Als ich ihn fragte, weshalb er das gethan, erhielt ich zur Antwort, er stehe allein und habe Niemand, der ihm, wenn er krank sei, Wasser, und wenn er hungrig sei, Brot gebe. (An Verdienen und an Fleiß dachte der „intelligente und active" Pilot nicht.) So verkaufte er sich an einen gütigen Herrn, den Major Sicard, „dessen Sklaven fast nichts zu arbeiten und vollauf zu essen hatten."

Wie viel hast Du für Dich bekommen? fragte ich ihn.

„Drei Stück Baumwollenzeug, jedes von 30 Yards. Dafür kaufte ich mir sogleich einen Sklaven, eine Sklavin und ein Kind; die haben aber nur zwei Stück gekostet, das dritte Stück Zeug konnte ich noch für mich selber behalten."



Steine zum Zerquetschen des Getreides.

Livingstone, der das ganz naiv erzählt, bemerkt dazu: „Das zeugte auf jeden Fall für seinen kühlen, calculirenden Geist; er (der „active, intelligente" Schwarze) kaufte späterhin noch mehr Sklaven und hatte nach zwei Jahren deren so viele, daß er mit ihnen einen großen Nachen bemannen konnte. Sein Herr verwandte ihn dann zum Transportiren von Elfenbein nach Kilimane und gab ihm Zeug, um dafür Leute zu miethen; er (der „active, intelligente" Schwarze) verwandte aber zum Transport seine eigenen Sklaven und machte auf diese Weise ein gutes Geschäft. Auch war er völlig überzeugt, daß er eine vortreffliche Spekulation gemacht habe, als er sich verkaufte; nun war er Sklave, und wenn er krank wurde, mußte sein Herr ihn erhalten."

Es kommt gar nicht selten vor, daß ein freier Schwarzer sich freiwillig zum Sklaven macht; er tritt dann vor den Mann hin, welchen er zu seinem Herrn machen will und zerbricht einen Speer. Wir haben dieses Brauchs schon S. 170 erwähnt.

Einige Miles nördlich von Tete liegen Steinkohlen, namentlich an den Bächen, welche in den Revoabue münden; die Lager haben von 5 bis zu 25 Fuß Mächtigkeit. Südlich von Tete findet man in den Flüssen Gold.

Auf seiner frühern Expedition hatte Livingstone in Tete eine Anzahl seiner afrikanischen Begleiter zurückgelassen, sogenannte Makololo; diese wollte er jetzt in ihre Heimat zurückbringen. Die Makololo, ein Betschuanastamm, sind vom Süden herauf bis etwa zum 17° S. Br. vorgedrungen und haben in jener Region am obern Sambesi (dem Lyambai) und am Tschobe eine Anzahl schwarzer Völker unterjocht, die mit dem Gesammtnamen Makalaka bezeichnet werden. Unter Livingstone's sogenannten Makololo gehörte aber nur ein einziger dem Herrschervolk an, die übrigen waren Neger von den Stämmen der Batoka, Boschubia und anderen.*)

Er belohnte sie reichlich und trat am 15. Mai 1860 seinen Zug nach dem obern Sambesi an. Die Nächte waren frisch, bald stellten sich Fieber ein und fast an jedem Tage nahm eine Anzahl seiner Begleiter Reißaus; als er bei den nahen Kebrabasa-Katarakten anlangte, waren schon etwa dreißig, ein Drittel der ganzen Schaar, fortgelaufen. Im Dorfe Defueh zeichnen sich die schwarzen Einwohner das Gesicht in eigenthümlicher Weise; sie schneiden sich tiefe Narben quer über das Antlitz, von einem Ohr zum andern, sowohl über die Nase hinweg wie über die ganze Breite der Stirne hin. Die Begrüßung besteht darin, daß man in die Hände klatscht. Im anmuthigen Thale Sibah, im Dorfe des Häuptlings Sanbia, wurde der Fieberkranken wegen einige Tage lang Rast gehalten. Die Bewohner sind Bademas und bauen Sorgo, Taback, Baumwolle und Hanf; die Männer besorgen das Weben und Spinnen, die anstrengendere Feldarbeit bleibt den Frauen überlassen.

Die Makololo schossen ein Elephantenweibchen. Von einer solchen Jagdbeute gehört die Hälfte allemal dem Häuptlinge des Gebietes, auf welchem das erlegte Thier fällt.

Die Zerlegung eines Elephanten bietet ein eigenthümliches Schauspiel dar. Die Männer stellen sich um denselben herum, beobachten längere Zeit ein tiefes Schweigen und dann tritt Einer vor, um zu erklären, daß nach altem Herkommen der Kopf und das rechte Vorderbein dem gehöre, welcher dem Thiere die erste Wunde beigebracht habe. Das linke Vorder-

*) Livingstone hat in seinem frühern Reisewerke diese Makololo sehr idealisirt, und auf seine Angaben hin figuriren sie nun in unseren Handbüchern als ausgezeichnete Leute. Selbst der vortreffliche G. A. v. Klöden spricht in seinem Handbuch der Erdkunde, Bd III, S. 517, von dem Dorfe Linyanti als der „Hauptstadt der stolzen, edelen und muthigen Makololo, deren Häuptling Sebituane diese ganze Gegend mit seinem Kriegsruhm erfüllt hat". Livingstone hatte die Welt glauben machen wollen, daß diese, seine geliebten Barbaren, ungemein civilisationsfähig seien; sie würden, meinte er, ihr Viehraub- und Mordgewerbe einstellen, sie versprachen ihm auch Alles, was er von ihnen verlangte und als er dann fort war, trieben sie ihr Unwesen nach wie vor. Andersson, The Okavango River, London 1861. S. 194, bezeichnet die Makololo als eine Pest und Plage (a scourge) für das centrale Südafrika. Der schwedische Reisende fand, daß sie im Lande der Ovaquangari arg gewüthet und alles Vieh geraubt hatten. Livingstone's ethnographische Irrthümer und Phantasmen sind, wie bemerkt, auch in Hand- und Lehrbücher übergegangen. Damit man ihm gegenüber vorsichtiger sei, setzen wir die Bemerkungen Anderssons wörtlich hierher. Nachdem er geschildert, wie die Makololoräuber es getrieben, fährt er fort: This was then the result of all Dr. Livingstones earnest endeavours to dissuade these people from committing depredations on their neighbours. All their fine promises to that noble explorer, with their professions of peaceful dispositions, were, as we here see, mere delusions, to use the lightest

bein erhält der, welcher den Elephanten, sobald dieser am Boden liegt, zuerst berührt hat; das Stück, welches um die Augen herum ausgeschnitten wird, bekam diesmal der Anführer der Makoloto, und gewisse Stücke werden an die Obmänner des Feuers vertheilt, d. h. an die verschiedenen Gruppen, aus welchen das Lager besteht. Fett und Eingeweide werden vorerst bei Seite gelegt, um später vertheilt zu werden.

Sobald jener Mann seine Rede gehalten hatte, stürzten die Schwarzen mit wildem Geschrei über den Elephanten her, zerfetzten ihn mit ihren Lanzen und schwangen dieselben in der Luft umher. Dabei regten sie sich immer mehr auf und geberdeten sich wie besessen, sobald das Gas mit Geräusch aus dem durchlöcherten Riesencadaver hervorströmte. Einige stürzten sich förmlich in den blutigen Elephantenleib hinein, wälzten sich in demselben umher und waren gierig darüber aus, sich die leckersten Fettstücke anzueignen. Andere schnitten große Stücken Fleisches ab, gingen blutbedeckt damit eine Stelle weit weg, warfen es auf das Gras, kamen wieder, um eine zweite Ladung zu holen, und schrieen und heulten dabei entsetzlich durcheinander. Nicht selten geriethen Mehre in Streit um ein Stück, das jeder von ihnen allein haben wollte; ein Mann, dem ein anderer einen Lanzenstich versetzt hatte, sprang aus der Eingeweide- und Fettmasse des Elephantencadavers hervor, packte den, welcher ihn verwundet hatte, und um Schlimmeres zu vermeiden, wurde er mit einem Stücke Baumwollenzeug besänftigt. Inzwischen ging die Zerstückelung rasch vorwärts. Der Häuptling Sandia war herbeigekommen, ein bejahrter Mann, der eine aus Ife- (Sonseveria) Fasern verfertigte Perrücke trug; die Pflanze gehört zur Familie der Aloes und die Faser nimmt leicht Farbe an. Die Ifeperrücken werden in jenen Gegenden Afrika's nicht selten getragen. Livingstone vergißt nicht, zu bemerken, daß sie dort vielleicht nicht so häufig vorkämen, als Haarperrücken in England. Bei jenen Leuten, welche in der eben geschilderten Weise den Elephanten zerfleischen, findet er in Worten und Gebräuchen Vieles, das ihn an die biblischen Patriarchen erinnert!!!

Er besah sich noch einmal die Kebrabasa-Katarakten und meint, es sei wohl wahrscheinlich, daß ein Dampfer über sie hinwegkommen könne, wenn das Wasser 80 Fuß



Ein Taback rauchender Weber am Sambesi. (Nach Livingstone.)

höher gestiegen sei als bei niedrigem Wasserstande; dann werde er vielleicht den obern Sambesi gewinnen!

Weit verbreitet ist in jenen Gegenden der Glaube, daß es Menschen gebe, welche sich in Thiere verwandeln. Livingstone traf einen solchen bei einem Dorf an den Kebrabasa-Katarakten, der vorgeblich die Gestalt eines Löwen annehmen konnte. Als ein Gewehr abgefeuert wurde, ging er auf die Seite, um das Pulver nicht zu riechen und zitterte dabei sehr stark, offenbar jedoch künstlich. Die Makololo meinten, er sei ein Pondoro, der sich nach Belieben verwandeln könne und allemal zittere, sobald er Pulver wittere. Wir sagten den Makololo, sie möchten ihn auffordern, daß er sich sofort in einen Löwen verwandeln solle; er werde zur Belohnung ein Stück Zeug bekommen. Das wollten sie aber nicht, weil er dann uns im Schlaf überfallen und erwürgen könne! In ihrem Lande herrscht der Verwandlungsglaube auch. Von dem Pon-

word, on both sides. I very much fear that this tribe have two faces for Livingstone. — — After all, a missionary, be he ever so practical a man, or ever so much esteemed, is never likely to know the secrets of a savage community. That such is the case, has been abundantly proved in almost all countries, where missions have been established. My own experience tells the same tale. Der Schwede sagt hier nur, was wahr ist und was andere unbefangene Beobachter bestätigen. A.

doro, welcher bei uns erschien, wurde erzählt, daß er nicht selten als Löwe tagelang in den Wäldern umherstreife und manchmal sogar von einem Vollmonde bis zum andern fort bleibe. Seine Frau hat ihm im Dickicht eine Hütte gebaut, in welche sie Speise und Bier für ihren verwandelten Herrn und Gemahl trägt; denn den menschlichen Appetit behält der Mensch-Löwe. Niemand würde wagen, diese Hütte zu betreten, und ein Fremder darf nicht einmal ein Gewehr an den neben ihn stehenden Baobab lehnen. Manchmal kommt das Wild, welches der Pondoro erjagt, der ganzen Dorfschaft zu gute. Die Frau wittert ihren Löwengemahl, legt eine gewisse Medicin (ein Zaubermittel) hin und eilt rasch von dannen, weil sonst sie sogar Gefahr liefe, von ihm zerrissen zu werden. Der Löwe nimmt die



Schmiede bei den Mangandschas. (Nach Livingstone.)

Medicin und wird durch dieselbe wieder in einen Menschen umgestaltet; dann kehrt er ins Dorf zurück und sagt, wo die von ihm erlegten Thiere zu finden seien. Gewöhnlich handelt es sich dabei um Büffel oder Antilopen. Manchmal putzt der Pondoro sich mit allerlei Zauberschmuck heraus. Uebrigens glaubt man auch, daß verstorbene Häuptlinge sich in Löwen verwandeln können. Einst hatten wir am Kafuefluß einen Büffel erlegt; da kam ein Löwe, welcher Blut gewittert hatte, bis dicht in die Nähe unsers Lagerplatzes und brüllte fürchterlich. Der Makololo Tuba Mukoro hielt ihn für einen Geist und redete ihn an, wenn der Löwe im Brüllen eine Pause machte. „Du willst ein Häuptling sein? Du ein Häuptling, und kommst in der Dunkelheit herangeschlichen, um uns unsere Büffel zu stehlen? Schämst Du Dich denn gar nicht? Du bist mir ein schöner Häuptling! Du bist ja wie ein Mistkäfer und denkst nur an Dich! Wenn Du beherzt wie ein Häuptling wärest, dann würdest Du Dir selber einen Büffel holen." Der Löwe war unempfindlich gegen dieses Schelten und brüllte fort. Dann trat ein anderer Mann vor und suchte dem wilden Thiere mit Güte beizukommen. Er sprach: „Siehe, wir sind friedliche Reisende, tödten keine Menschen und haben auch nicht gestohlen. Das Büffelfleisch gehört uns und nicht Dir. Paßt es sich nun wohl für einen Häuptling, wie eine Hyäne herumzuschleichen und Fremden Fleisch wegnehmen zu wollen? Das solltest Du bleiben lassen. Gehe lieber selbst in den Wald auf die Jagd, an Wild fehlt es dort nicht. — Als auch diese friedliche Apostrophe dem Gebrüll kein Ende machte, wurden die Leute ärgerlich und schossen nach dem Löwen, der dann abtrollte."

Am 7. Juli 1860 erreichte Livingstone die Tschikova-Ebene, in welcher der Sambesi wieder so breit ist wie bei Tete; auch dort liegen Steinkohlen. Die Nächte waren hell; die Hauptgestirne führen bei vielen Völkern jener afrikanischen Region dieselben Namen. Venus z. B. heißt als Abendstern Ntanda, d. h. der ältere, und als Morgenstern Nandschika oder Erstgeborner des Morgens; Sirius heißt Kuehua Usiko, d. h. der die Nacht hinter sich herzieht. Der Mond hat in dieser Gegend keinen bösartigen Einfluß, während in Tete fünf von des Reisenden Begleitern mondblind wurden.

Livingstone läßt seine Schwarzen ungefähr so über „Politik" raisonniren wie Engländer und überträgt in völlig ungeeigneter Weise Begriffe und Vorstellungen auf die wilden Urafrikaner, welche bei diesen Leuten durchaus nicht gang und gebe sein können. Ein unerschöpfliches Thema ihrer Unterhaltung sei die schlechte Verwaltung der Häuptlinge gewesen. „Wenn wir uns selbst regieren könnten, dann wären wir besser daran. Wozu haben wir Häuptlinge, wozu brauchen wir dergleichen? Gewöhnlich saulenzt der Häuptling und wird doch fett dabei. Er hat viele Frauen, und wir, die alle schwere Arbeit für ihn thun müssen, haben nur eine Frau, manchmal auch gar keine. Das ist schlecht, das ist eine Ungerechtigkeit, das taugt nichts." — Bei solchen Worten riefen dann Alle ein Ehe! was etwa mit unserm: Hört! hört! gleichbedeutend ist."

Der Kundige sieht auf den ersten Blick, wie ungenau und voll von idealisirender Schönfärberei diese Worte sind, welche hier den Schwarzen in den Mund gelegt werden. Sie haben ja in ihrer Sprache gar keine Ausdrücke für Selbstregierung, Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, und was den Wunsch nach mehren Frauen anlangt, so erklärt derselbe sich sehr einfach: ein Mann, der Frauen hat, besitzt an denselben eben so viele Sklavinnen und diese müssen für ihn arbeiten; er kann es dann selber so gut haben, wie der von ihm beneidete Häuptling. Es leuchtet ein, was er sich unter der angeblichen „Selbstverwaltung" denkt.

Die Tschikova-Ebenen sind sehr fruchtbar: „Baumwolle wächst in allen verlassenen Gärten; es haben nämlich die Kriege der Barbaren untereinander viele Menschen gekostet. Für den Schwarzen, welcher noch nie einen Weißen gesehen hat, müsse, so meint Livingstone, der Anblick eines solchen etwas Furchtbares haben. Er erzählt ganz naiv und ernsthaft, wenn er in ein Dorf eingezogen sei, hätten sogar die Hennen ihre Küchlein verlassen und seien kreischend auf das Dach geflogen. Man habe sich stets erst dann beruhigt, nachdem die Makololo erklärt hätten, diese Weißen seien keine Menschenfresser!

Dabei wird folgende alberne Bemerkung hinzugefügt: „Manche unserer modischen Herren würden vielleicht die hohe Meinung, welche sie von sich selber haben, herabstimmen, wenn sie sähen, daß alle hübschen Mädchen vor ihnen, wie vor scheußlichen Kannibalen fortliefen; oder wenn sie hörten, daß Mama zu ihrem Kleinen sagt: Sei artig, oder ich rufe den weißen Mann, daß er dich beiße." Das Alles, so schreibt er weiter, müsse entsetzlich sein für den unverfälschten (unsophisticated) Eingebornen Afrika's; sogar die Hunde liefen weg; das sonst so friedliche Dorf verwandle sich in einen Schauplatz der Verwirrung. Uebrigens hätten die zwei Esel, welche die drei weißen Männer bei sich hatten, die Bewunderung der harmlosen Naturkinder nicht weniger auf sich gezogen wie die letzteren selber, und als ein Langohr seine liebliche Stimme erhob, seien die schwarzen Leute in ärgere Angst gerathen, als wenn ein brüllender Löwe neben ihnen sich erhoben hätte; nachher aber lachten sie „und benahmen sich etwa wie die Londoner, als diese zuerst das berühmte Hippopotamus sahen". Auslassungen solcher Art enthält das Werk in geradezu gesuchter Weise eine große Menge; es ist Absichtlichkeit dabei und durchgängig eine sehr geistlose.

Von den Tschikova-Ebenen zog Livingstone immer am linken Ufer des Stromes zunächst bis dorthin, wo die Ruinen von Zumbo liegen. Hier war der äußerste Punkt, wohin die Portugiesen einst vorgedrungen sind. Wir heben einige Reisebemerkungen aus. An der Mündung des Flusses Sindschere oder Nyamatarara, bis wohin die Tschikova-Ebenen reichen, zieht sich ein Basaltriegel durch den Sambesi, der aber zwei tiefe Durchfahrten, jede von 60 bis 80 Fuß Breite hat. In der Nähe kam ein sehr großer, äußerst wohlgenährter Affe aus einem Garten. Der Affe ist in jener Gegend ein geheiligtes Thier, das weder beunruhigt noch getödtet wird; die Eingebornen glauben nämlich, daß die Seelen ihrer Vorfahren in Affenleibern wohnen.

Oberhalb Senga liegt am Strom eine dorflose Einöde, in der kein Vogel, nicht einmal ein Insekt sich hören ließ; die Karawane zog mühsam über die brennend heiße Ebene bis zum Dorfe des Häuptlings Pangola. Dort war ein gewaltiger Ficusbaum ganz mit Amuletten behängt, damit kein Dieb die in den Aesten angebrachten Bienenkörbe hole. Der Häuptling selber scheint nicht zu den „unverdorbenen Naturkindern" gehört zu haben, denn er war schwer betrunken und verlangte sehr zudringlich eine Doppelflinte. „Die weißen und die schwarzen Schurken sind Brüder," äußert Livingstone nebenher. Die Schwarzen tragen in jener Gegend einige Bekleidung aus Zeugen, welche sie selber spinnen und weben.

Bei Zumbo gingen die Reisenden auf das rechte Ufer des Sambesi hinüber. Neben den Trümmern einer Kirche liegt noch eine alte Glocke, am linken Ufer des Loangua, der von Norden her kommt und hier in den großen Strom mündet. Die Stelle, auf welcher die Portugiesen ihre Niederlassung angelegt hatten, war prächtig gewählt für den Handel auf beiden Flüssen und für jenen mit dem Lande Manica, das reich an Gold und Elfenbein ist. Jetzt liegt Alles in Ruinen.

„Von dort zog Livingstone weiter bis an die Mündung des Kafue; dort liegt auf einer Insel das Dorf des Häuptlings Kambodso, es heißt Nyampungo oder Nyangalule. Dort machten die Schwarzen Musik, lagen dem Trinken ob und freuten sich, daß sie zum ersten Mal ächte weiße Leute sähen. In beiden Strömen wimmelt es von Hippopotamen. Am rechten Ufer des Sambesi wohnen Batengis oder Batongas, d. h. unabhängig; sie bauen viel Sorgho. Vom Kafue an aufwärts lebt am linken Ufer des Sambesi und auf den Inseln eine zahlreiche Bevölkerung, während das rechte Ufer verödet erscheint. Die Stromschnellen von Kankasalo sind unbedeutend. In dieser Gegend lebt der Volksstamm der Baenda Pezi; die Leute gehen ganz und gar unbekleidet. Um diese Barbaren in einem idealen Licht erscheinen zu lassen, macht Livingstone wieder eine abgeschmackte Bemerkung: „Im Allgemeinen ist ein ganz nackter Mensch ein sehr häßliches Thier. Wenn wir die degradirten Leute unserer niederen Klassen (in England) in demselben nackten Zustande sehen könnten, und ohne die schwarze Haut, welche doch wie irgend eine Art von Bekleidung aussieht, dann würde die Sache wahrscheinlich noch schlimmer sich ausnehmen."

Am 9. August war der Reisende an den großen Wasserfällen des Sambesi. Wir haben schon früher (S. 102) eine Beschreibung und Abbildung derselben mitgetheilt. Diese Wasserfälle werden von den Makololo als „Rauch, der Geräusch macht" bezeichnet, Mosi oa tunyia; sie heißen auch Scongo oder Songueh, d. h. die Stelle des Regenbogens.

Einige Tage später wurde die Mündung des Tschobe erreicht und am 18. August befand sich Livingstone in Sescheke, dem Hauptdorfe der Makololo, welches er in der Beschreibung seiner ersten Reise sehr ausführlich geschildert hat. Jetzt war das Dorf, oder wie Livingstone

sagt, die Stadt fast ganz verfallen; nachdem der Gouverneur Moriansane hingerichtet worden war, weil er im Verdacht stand, den Häuptling bezaubert zu haben, zogen die Bewohner fort und bauten sich, auch auf dem linken Ufer, in einiger Entfernung an. Livingstone's Lieblingsbarbar, der Häuptling Sekeletu, hielt sich in provisorischen Hütten am rechten Ufer auf; er hatte den Aussatz und zeigte sich seinem Volke nicht mehr. Da wir früher schon oftmals über die Makololo gesprochen haben, so gehen wir auf Livingstone's Schilderungen jetzt nicht weiter ein; sie enthalten ohnehin nichts Neues. Uebrigens konnte selbst ein so befangener Mann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß er mit seinem frühern Predigen und seinen Civilisationsversuchen durchaus gar nichts ausgerichtet habe. Nachdem er seine Reisebegleiter abgeliefert, verließ er Seschefe am 17. September und war am 23. November wieder in Tete.

Von Wichtigkeit sind Livingstone's Expeditionen auf dem Schire, dem Schirwa- und dem Nyassa-See.

Nach dem Schire hatte er schon im Januar 1859 eine Reise unternommen. Der Strom mündet in den untern Sambesi zwischen Senna und Schupanga und ist ein Abzug des Nyassa-Sees. Als L. den Fluß besuhr, war derselbe mit einer ganz ungeheuern Menge Wasserlinsen bedeckt, die aus einem nach Westen hin liegenden Moraft herbeischwammen. Die Eingebornen waren mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet und liefen in großer Menge herbei; einige verbargen sich hinter den Bäumen, lauerten und hielten ihre Waffen bereit. Beim Dorfe Tingane hatten sich wenigstens 500 Krieger versammelt und den Reisenden wurde Halt geboten; Livingstone ging ans Ufer und erklärte, daß er in friedlicher Absicht gekommen sei, daß seine Landsleute erscheinen würden, um Baumwolle und Elfenbein zu kaufen, aber keine Sklaven. Dann nahm Alles einen glatten Verlauf. Der Reisende will wissen, daß diese Schwarzen an ein höchstes Wesen glauben, welches alle Dinge geschaffen habe und lenke; sie glauben auch, so behauptet er weiter, an ein Leben jenseit des Grabes.

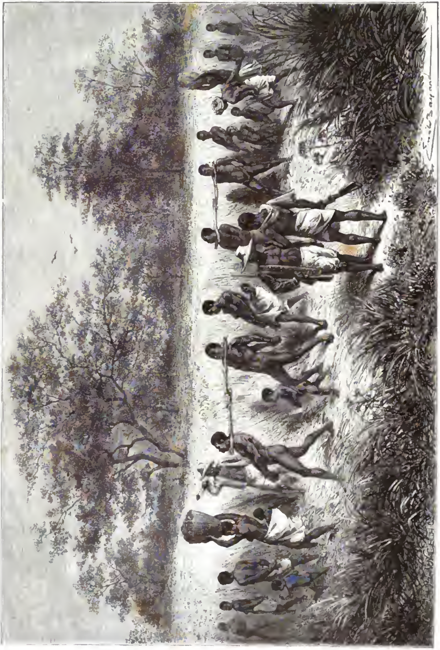
Man darf aber solchen Behauptungen gar keinen Werth beilegen, denn sobald es sich um „überirdische Dinge" handelt, wird Livingstone gewöhnlich Phantast und legt den Barbaren christliche Spekulationsbegriffe unter, welche ihnen völlig fremd sind. Hier bemerkt er selber: „Es ist allerdings sehr schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß sie in verwandtschaftlicher Beziehung zum Schöpfer stehen, und daß das höchste Wesen sich für sie interessire. Aber, wie bei unseren Landsleuten der niedrigen Klassen, werden Unterricht und gute Beispiele sie schon auf das gehörige moralische Niveau bringen!" Es gibt freilich kein Beispiel, daß dergleichen geschehen wäre; Livingstone selbst wenigstens ist mit allen seinen Bestrebungen gründlich gescheitert.

Die Anwohner des Schire reden Mundarten, welche mit jenen der Leute von Senna und Tete viel Aehnliches haben. Der Fluß hat in seinem untern Laufe mindestens 2 Faden, also 12 Fuß Tiefe; weiter aufwärts zweigen sich viele Arme von ihm ab und vermindern seine Wassermenge; aber er hat keine Sandbänke und deshalb kann er theilweise ohne Schwierigkeit befahren werden. Unter 10° 55' südl. Br. liegen prächtige Wasserfälle; Livingstone hat sie, seinem geographischen Protektor zu Ehren, Murchison-Katarakten benannt; bei den Eingebornen heißen sie Mamvira und so sollten wir sie billig auch nennen. Ueber diese Stromhindernisse konnte der kleine Dampfer nicht hinweg und eine Weiterreise zu Lande war jetzt nicht thunlich, weil die Eingebornen sich sehr mißtrauisch zeigten und Tag und Nacht auf der Hut waren. Livingstone kehrte deshalb nach Tete zurück.

Dann ging er im März des folgenden Jahres wieder an den Schire und wurde nun von den Anwohnern freundlicher empfangen; sie verkauften ihm Getreide und Hühner, und die Reisenden konnten mit dem Häuptling Tschibisa in Verkehr treten. Sein Dorf liegt etwa 10 Miles unterhalb der Katarakten; dieser Mann war weit und breit der intelligenteste Häuptling. Bei ihm ließ Livingstone seinen Dampfer und ging mit Dr. Kirk landein nach Norden hin, um an den Schirwa-See zu gelangen. Der Weg führte durch ein gebirgiges Land; die Eingebornen zeigten sich nicht freundlich, die Führer waren treulos, doch am 18. April 1859 stand er am Ufer dieses beträchtlichen Binnenbeckens, das von den anwohnenden Mangandschas als Nyandscha Mukutu, d. h. der große See, bezeichnet wird. Er hat „bitteres Wasser, in welchem Blutegel, Fische, Krokodile und Hippopotamen leben. Wahrscheinlich ist er ohne Abfluß und deshalb das Wasser etwas brakig; er scheint tief zu sein; an manchen Stellen hat er Inseln."

Livingstone hatte eine Aussicht auf den Wasserspiegel an der Südsüdwestseite vom Berge Pirimiti oder Mopô pô aus. Im Osten erhoben sich Hügelreihen; im Westen ragt der Berg Tschikala empor, welcher mit der großen Gebirgsmasse Zomba in Verbindung zu stehen scheint. Am Ufer wachsen Binsen und Papyrus. Die Eingebornen erzählten, dieser See könne in Bezug auf seine Größe gar keinen Vergleich aushalten mit einem andern, der nach Norden hin liege und von diesem Schirwa nur durch eine Sandbank getrennt sei. Dieser letztere ist wahrscheinlich 60 bis 80 Miles lang und 20 Miles breit; sein Spiegel liegt 1800 Fuß über dem Meere (so sagt Livingstone S. 82, auf der englischen Karte ist dieselbe Höhe angegeben). Das Wasser schmeckt wie eine schwache Auflösung von Glaubersalz. Die Landschaft ist hübsch, der Pflanzenwuchs üppig, und die Berge an der Ostküste scheinen bis zu 8000 Fuß hoch zu sein; sie bilden die Milandsche-Kette; im Westen ragt, wie schon angedeutet, die 7000 Fuß hohe Gebirgsmasse Zomba empor.

Die dritte Expedition auf dem Schire wurde im August 1859 unternommen; Livingstone wollte mit den Anwohnern in Verbindung treten und Näheres über den großen See erfahren. Die Gegend am Fluß ist niedrig, aber fruchtbar; ein wenig landeinwärts ziehen sich Berg- und Hügelketten hin; der 4 Miles lange Morambala hat eine Höhe von 4000 Fuß. Etwas aufwärts von demselben windet sich der Schire durch einen ausgedehnten Moraft; weiterhin steigt der kuppelförmige Magaudscha- oder Tschikandaberg empor. Die Schwarzen pflanzen Taback, Mais 2c. in dem zur Regenzeit überschwemmten Tieflande und ernten auch Lotos, welchen sie als Navika bezeichnen. Die Wurzel wird geröstet oder gesotten und schmeckt dann wie süße Kastanie; sie wird in vielen Gegenden Afrika's gern genossen. Beim Dorfe Mboma 16° 56' 30" südl. Br. wird in großer Ausdehnung Reis gebaut; in dieser Gegend liegen auch Steinkohlen. Sehr häufig sieht man Fallen aufgestellt, in welchen der Hippopotamus sich fängt; das Wasserthier hat seine gewissen Pfade, auf denen es bei Nacht geht, um am Lande zu äsen. Die Schwarzen richten die Falle so ein, daß ein in der Höhe angebrachtes scharfes Werkzeug dem



Sklaventransport. (Nach Livingstone.)

Thier von oben herab in den Rücken fährt und dasselbe tödtet. Unsere Abbildung (S. 193) zeigt eine solche Hippopotamusfalle.

Einige Miles oberhalb Mboma liegt das Dorf des Häuptlings Tingane. Dieser ließ bei Ankunft des Fremden sofort die Kriegstrommel rühren, und bald nachher waren einige hundert Bogenschützen versammelt. Von diesem Dorf aus war der majestätische Berg Pirone in Sicht, den Livingstone Mount Clarendon genannt wissen will; wir unsrerseits ziehen den einheimischen Namen vor. Noch weiter gen Nordwesten hin bildet die große Milandsche-Kette die Gestalt einer Sphinx; in ihr soll die Quelle des Ruho liegen, der gen Südwest läuft und oberhalb Tingane in den Schire mündet. Etwas jenseits vom Ruho beginnt der Nyandscha Mukutu, d. h. der große Elephantenmorast, an welchem Livingstone einmal mehr als 800 Elephanten beisammen sah. Sie sind in diesem Moraste gegen jede Verfolgung sicher; dorthin kann ihnen kein Jäger folgen. Jenseits des Morastes gewinnen die Schwarzen Salz durch ein sehr einfaches Verfahren aus der salzhaltigen Erde; wo der Boden mit Salz geschwängert ist, hat die Baumwolle allemal einen feinen und langen Stapel. Mais wächst das ganze Jahr hindurch.



Der Lippenschmuck (Pelele) der Frauen am Schire.
(Nach Livingstone.)

Am 25. August erreichte der Reisende Dakanamoyo, eine Insel, welche Tschibisa's Dorfe gegenüber liegt. Der Häuptling hatte indeß, nach dem in jenen Gegenden herrschenden Brauch, seine Residenz geräumt und war mit der Mehrzahl seiner Leute irgend wohin an den Sambesi gezogen. Von denen, welche zurückgeblieben, waren einige mit dem Verweben der Baumwolle beschäftigt. Unser Bild zeigt, wie der einfache Webstuhl aussieht.

Am 28. August 1859 verließ Livingstone seinen Dampfer, über dessen höchst schlechte Bauart und Einrichtung er oftmals sehr wohlbegründete Klage führt, um den großen See zu entdecken. Der Reisezug bestand aus 42 Männern; davon waren 4 Weiße, 36 Makololo und 2 Führer; der Weg ging nach Nordwesten über das Mangandschagebirge nach Tschitimpa's Dorfe, das, wie alle Dörfer der Mangandschas, mit einer dichten Einzäunung von giftigen Euphorbien umgeben war. Man breitete für die Weißen einige Matten aus; der Häuptling brachte ein Seguati, das in einer kleinen Ziege und einem Korbe mit Mehl bestand, und erhielt dagegen etwas Kattun. Frauen und Mädchen stampften Getreide, oder vielmehr sie zerrieben die Körner in einer großen Steinschüssel mit einem andern, länglich runden Steine.*) Die Luft war hier nicht mehr schwül und am andern Tage fand man auf dem Wege zur höchsten, etwa 3000 Fuß über dem Meere liegenden Terrasse eine Menge von Dörfern, alle in reizender Lage. Dieses Plateau zieht von den Milandschebergen nach Westen hin und fällt gegen Nordwesten nach dem Schirwa-See hin ab. Livingstone zog eine Woche lang gegen Norden und stieg ins Stromthal des Schire hinab, das 1200 Fuß über dem Meere liegt und gut bevölkert ist.

Hier wohnen Mangandscha's in einem sehr reich bewässerten Lande; die Reisenden überschritten einmal nicht weniger als 7 Bäche in einer Stunde. Jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling, der, wie Livingstone idealisirend sich ausdrückt, sämmtliche Bewohner als seine „Kinder" betrachte. Die kleineren Häuptlinge anerkennen die Oberherrlichkeit eines großen Häuptlings, den sie als Rondo oder Rundo bezeichnen; als Tribut erhält er einen Zahn von jedem Elephanten; seinerseits liegt ihm die Verpflichtung ob, die übrigen Häuptlinge gegen jeden Feind zu beschützen.

Die Dörfer liegen an passend ausgewählten Stellen und jedes Dorf hat einen Boalo, eine Art von Dorfwirthshaus. (Dergleichen kommen in ganz Ostafrika weit nach Norden hin vor; Richard Burton fand sie in den von ihm durchwanderten Gegenden überall, u. er hat diese „Iwansas" und das Leben und Treiben der Schwarzen in denselben vortrefflich und wahrheitsgetreu dargestellt). Ein solches ist eine 80 bis 100 Fuß lange Scheune, welche von Bäumen beschattet wird. Dort halten sich die Männer den lieben langen Tag auf, rauchen Taback u. Hanf, trinken Bier bis tief in die Nacht u. sobald die Sonne untergegangen ist, wird gespielt und getanzt.

Livingstone sagt, die Männer brächten ihre „Arbeit" mit ins Wirthshaus. Er stellt die Mangandschas als eine „active und arbeitsame Rasse" hin, weil sie etwas Eisen und Baumwolle verarbeiten, Körbe und Matten zu flechten verstehen und „mit Hitze" auf dem Felde arbeiten, Weiber und Kinder mit eingeschlossen. In ihrem fruchtbaren Lande bauen sie Reis, Mais, Durra, Bohnen, Hirse, Erdmandeln, Maniok, Gurken, süße Kartoffeln, Hanf und Taback. Im südlichen Theile dieser „Hochlande" werden viele und gute Hacken, Lanzen, eiserne Pfeile und Arm- oder Beinringe verfertigt, die sehr wohlfeil geliefert werden. Livingstone muthet uns zu, wir sollen ihm glauben, jedes Dorf habe seinen — „Hohofen". Daß Kohlen-

*) Folgende Aeußerung Livingstone's ist kennzeichnend für das Urtheilsvermögen dieses Mannes. In den beiden rohen Steinen findet er „die Urmühle", welche der Handmühle der Orientalen vorausgegangen sei; dann sagt er voll Salbung: „Vielleicht hat Sarah sich solcher Steine bedient, als sie die Engel bewirthete!"

brennereien und Schmieden, letztere in der einfachen, rohen Weise wie unser Bild sie zeigte, vorhanden seien, wollen wir nicht in Abrede stellen. Als Beweis von „Industrie" wird auch angeführt, daß die Leute am Schirwa Thongefäße verfertigen; sie kennen aber die Töpferscheibe nicht; auch können sie Näpfe verfertigen und Netze werden aus Pflanzenfasern bereitet. Der Handel besteht im Austausch von Taback, Salz, getrockneten Fischen, Häuten und Eisen.

„Viele Männer sehen höchst intelligent aus, haben sehr wohlgestaltete Schädel, angenehme Gesichtszüge und hohe Stirnen. Wir vergaßen bald, daß sie dunkelfarbig seien, und häufig sahen wir Gesichter, welche denen weißer Menschen glichen, die wir in England gekannt hatten, und an die wir nun hier sehr lebhaft erinnert wurden." Diese Stelle Livingstone's ist in England selbst für eine Unwahrheit erklärt worden; gewiß ist, daß unter allen Individuen, welche Livingstone gezeichnet hat, sich kein einziges befindet, das auch nur annähernd kaukasisch aussähe.

Die Männer sind in hohem Grade putzsüchtig und gebrauchen viel Zeit, um sich ihren Haarschmuck zurecht zu machen; dabei behängen sie den ganzen Körper mit allerlei Dingen, welche ihnen für Zierrath gelten, und an Fingern und Daumen, Hand- und Fußknöcheln, Armen und Lenden dürfen Ringe von Messing, Kupfer oder Eisen nicht fehlen.

Schwarze Damen, welche ihn an Engländerinnen erinnert hätten, scheint der Reisende nicht gesehen zu haben. Jene schmücken sich in ganz eigener Art mit dem *Pelele*, einem Ringe, der, wie unsre Abbildung zeigt, in der Oberlippe befestigt wird. Man durchbohrt die letztere schon den kleinen Mädchen und steckt eine hölzerne Nadel in das Loch unweit vom Nasenknorpel. Diese Nadel wird dann in geeigneten Zwischenräumen durch immer größere Stifte ersetzt und solchergestalt die Oeffnung erweitert, bis sie so umfangreich geworden ist, daß man einen Reifen hineinbringen kann, der 2 Zoll im Durchmesser hält. Alle „Hochlandsfrauen" tragen den Pelele, der aber auch am obern und untern Schire vorkommt. Keine Frau läßt sich ohne Pelele blicken, außer wenn sie um einen Todten trauert. Durch diesen Nasenring wird das Antlitz in der allerabscheulichsten Weise entstellt. Bei einer alten „Lady" hing derselbe bis auf das Kinn herab. Auf die Einwendungen des Europäers, daß dieser Nasenring sehr häßlich mache, entgegnete man ihm, er sei *Kodi*, d. h. Mode; die Frauen trügen ihn, weil sie keine Bärte hätten.



Gürtel der Frauen am Schire

In der Nähe des Nyassa wird der Schire breit und tief, strömt aber sehr langsam; an einer Stelle bildet er eine seeartige Erweiterung, den *Pamalombe*, von 10 bis 12 Miles Länge und 6 Miles Breite. Eine Tagreise vom großen See entfernt wohnt der Häuptling Muana Moesi, der aber vom Vorhandensein eines Sees gar nichts gehört haben wollte und die Behauptung aufstellte, der Schire komme weit, weit her, aus steilen Bergen, die bis in den Himmel reichen. Livingstone ließ sich natürlich durch ihn nicht irre führen, zog weiter und *entdeckte am 16. September 1859 den Nyassa-See*, dessen Südspitze er in 14° 25' südl. Br. 33° 10' östl. L. legt. Er verweilte aus guten Gründen nur kurze Zeit an dem See, den er später wieder besuchte. Wir kommen gelegentlich darauf zurück und wollen heute nur noch seiner beiden Expeditionen nach dem *Rofuma* erwähnen.

Für Ostafrika ist der *Raub von Sklaven*, welcher bei den verschiedenen Völkern seit uralter Zeit im Schwange geht, eine wahre Calamität. Durch die Portugiesen hat dieser Unfug eine große Ausdehnung gewonnen, aber nicht minder durch die *Araber*, welche seit alten Zeiten weit und breit Menschen aufkaufen. Die Dinge liegen im afrikanischen Wesen und sind schlimm und arg genug, aber Livingstone behandelt sie mit der größten Einseitigkeit und mit einer Absichtlichkeit, die nicht selten höchst verstimmend wirkt.

Am Schire, beim Dorfe des Häuptlings Mbame, begegnete ihm ein Zug Sklaven, welche nach Tete gebracht werden sollten. Männer, Weiber und Kinder waren in einer langen Reihe hinter einander befestigt worden, und bei manchen steckte der Hals in einer hölzernen Gabel. Die Agenten der Portugiesen sind schwarze Männer; sie bliesen lustig auf Hörnern, während die Gefangenen fürbaß zogen. Diese waren zumeist Kriegsgefangene. Livingstone erzählt, am Tage vorher seien zwei Frauen getödtet worden, weil sie sich ihrer Bandriemen hätten entledigen wollen; dem Kind einer Mutter habe man eine Kugel vor den Kopf geschossen, weil sie sich geweigert, eine schwere Last zu tragen. Livingstone befreite 80 Sklaven an einem Tage, hinterher nahm er den Treibern noch mehre weg. Da die Afrikaner nicht begriffen, was für eine Befugniß ein fremder Mann habe, ihnen ihr Eigenthum zu rauben, wurden sie feindlich gegen ihn und verursachten ihm später viele Ungelegenheiten.

Wir wollen hier bemerken, daß Richard *Burton* in seinem berühmten Reisewerke: The lake regions of Central Africa, einige Kapitel über das Leben und Treiben der Ostafrikaner gibt; seine Schilderungen sind nicht sentimentale Stimmungsbilder, sondern photographisch-getreue Aufnahmen. Er schreibt: „Verhältnißmäßig ist die Barbarei beim Transportiren der Sklaven nur gering. Allerdings werden in solchen Gegenden, wo Gefahr ist, daß der Sklave geraubt werde oder entlaufen könne, die Unglücklichen an einander gebunden, *aber durchgängig ist die Behandlung mild und gute Worte müssen das Beste thun*. Oft liegt der träge Sklave gemächlich im Schatten, während sein Herr sich in Sonne und Wind abmüdt; er wird gut genährt und hat wenig zu thun. Das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven erscheint wie die Stellung eines Beschützers zum Schutzbefohlenen. Allerdings kommen als Ausnahme scheußliche Dinge vor; das läßt sich aber nicht anders erwarten bei Leuten, die gar keine Achtung vor dem menschlichen Leben haben." Burton mußte mit ansehen, daß einer seiner Führer einer Sklavin, die wegen beschädigter Füße nicht rasch genug gehen konnte, *den Kopf abschlug*, damit sie nicht eines Andern Eigenthum werde! —

Der *Rofuma* oder *Rovuma* ist von Livingstone zweimal besucht worden. Dieser Strom mündet an der ostafrikanischen Küste zwischen dem 10. und 11. Grade südl. Br., etwas nördlich vom Vorgebirge Delgado. Die früher mehrfach ausgesprochene Vermuthung, daß er einen Abfluß des Nyanza bilde, ist ohne alle Wahrscheinlichkeit, seitdem man weiß, daß derselbe seinen Abzug vermittelst des Schire nach Süden hin hat.

Im Januar 1861 war am Sambesi ein neuer Dampfer aus England eingetroffen, der „Pioneer", welcher am 25. Febr. vor der Mündung des Rofuma ankerte. Dieser hat keine Barre, sondern eine ungehinderte Einfahrt. Am 11. März fuhr das Schiff stroman und fand, daß die Mangrovegebüsche nur etwa 8 Miles aufwärts reichen;

dann beginnt zu beiden Seiten ein reizendes Hügelland. Das Wasser war niedrig und oft kaum so tief, daß das Fahrzeug weiter dampfen konnte. Nachdem dasselbe etwa 30 Miles zurückgelegt hatte, mußte es umkehren.

Bei einem zweiten Versuche, der im September gemacht wurde, fand Livingstone zwar auch noch sehr tiefen Wasserstand, kam aber doch etwas weiter. Das Strombett ist sehr unregelmäßig und wird an vielen Stellen durch herabgeschwemmte Baumstämme nahezu versperrt. Rindvieh kann wegen der giftigen Tsetsefliege in diesen Gegenden nicht leben. Livingstone meint, acht Monate im Jahre könne der Rofuma wohl beschifft werden, doch werden für diese Ansicht keine Beweise beigebracht. Etwa unter dem 11. Grade kam der Strom von Westsüdwesten her; im Uferlande liegen Kohlen. Im Ganzen konnte das Schiff 156 Miles aufwärts fahren bis zur Insel Nyamatolo, 11° 53′ südl. Br. 38° 36′ östl. L.; dort liegen Felsen mit Stromschnellen; weiter oben im Gebirge sollen Katarakten zu finden sein.

Auf dem nördlichen Ufer wohnen die Makonda; sie leben mit den am rechten Ufer hausenden Mabcha und Makoa in Frieden. Die letzteren haben als Abzeichen ihres Stammes eine große Schnittnarbe in Gestalt des Neumondes, aber mit den Hörnern nach unten vor der Stirn; dieser Stamm beherrscht westlich von Mosambik das Land weit und breit; die Autorität der Portugiesen reicht kaum ein paar Meilen landeinwärts.

Der Rofuma kommt aus einer nordnordwestlichen Gegend. Etwa 30 Miles oberhalb der Stelle, wo Livingstone umkehrte, mündet in ihn der Liende, welcher von Südwesten herströmt und in den Bergen an der Ostseite des Nyassa entspringt.

Allerlei Aberglauben bei verschiedenen Völkern im russischen Reiche.

Von C. v. Gerstenberg.

Wir haben im „Globus“ (IX, S. 331) einen Artikel über den Volksaberglauben in Bessarabien gebracht und gezeigt, wie derselbe unter dem dort lebenden Mischvolke von Kleinrussen, Rußniaken, Moldauern und Armeniern sich eingebürgert hat und fortlebt.

Wie unter den Bewohnern des Südens, so hat sich auch unter jenen des Nordens der Glaube an eine Menge von Wundern, Märchen rc. bis auf die heutige Zeit erhalten. Wenn ein Lappe fischt, darf weder ein Weib noch ein Hund in seiner Nähe sein, da diese beiden Unglück bringen.

Gleich den Bessarabiern haben auch die Lappen sogenannte weise Frauen und weise Männer, welche wahrsagen und dieses Geschäft auf folgende Art treiben. Der Wahrsager zieht mit einer Trommel (Gobodes), auf welche allerlei mystische Figuren gemalt sind, umher und bietet seine Dienste an. Dem, welcher seine Zukunft enthüllt haben will, wirft der Gaukler einen Ring auf das Trommelfell, läßt den Betreffenden mit einem Rennthierhorn auf dasselbe schlagen, daß der Ring hüpft und prophezeiht aus der Lage desselben und der Figur, welche er berührt, die Zukunft, natürlich gegen Lohn. Diese weisen Leute stehen auch in dem Rufe mit Geistern reden, Insekten vertreiben und allerlei Krankheiten heilen zu können; dazu bedienen sie sich gewisser geheimer Sprüche und Formeln, werden aber auch zur Strafe für diesen „Eingriff in die Rechte Gottes“ beständig vom Donner verfolgt. Auch der Glaube an einen leibhaftigen Peiko (Teufel) und eine Menge Moahin (Unterteufel) hat sich erhalten. (Hier ist alt überkommener Schamanismus unverkennbar.)

Auch bei den Finnen pflanzen viele altväterische Gebräuche und Meinungen sich wie heilige Erbstücke von Familie zu Familie fort. Der merkwürdigste Tag ist Allerheiligen, Kikri genannt; Jeder, der es irgend möglich machen kann, schlachtet den Heiligen zu Ehren ein Schaf und erfleht bei Verspeisung desselben den Schutz der Geehrten für seinen Viehstand. Auch der diesem wichtigen Tage vorhergehende Abend hat sein bedeutungsvolles Wenn und Aber. In vielen Familien setzt man in der gereinigten Stube zwei Gefäße, eines mit warmem und eines mit kaltem Wasser gefüllt, zurecht, stellt auf den Tisch allerlei Speisen und betet viel und laut. Hierauf begibt sich der sauber gekleidete Hausherr mit entblößtem Haupte an die Hofthür und öffnet, sobald es dunkel geworden, dieselbe mit all der Höflichkeit, als ob er einen hohen Fremden einließe; er öffnet auch die Stube, in welcher die Gefäße mit Wasser und die Speisen stehen, und verschließt sie wieder. Nach Verlauf einer Viertelstunde wird die Thür wieder geöffnet und der vermuthete Heilige mit eben so viel Höflichkeit als vorher hinausbegleitet und das Hofthor geschlossen; dann setzt sich die Familie zu Tisch, genießt von den geweihten Speisen und berauscht sich in Branntwein. Die Ueberbleibsel der Speisen dürfen weder Hunden noch anderen Thieren gegeben werden, sonst würde der Heilige zürnen; deshalb vergräbt man die Reste sehr sorgfältig und läßt es dabei auch an Gebeten nicht fehlen.

Hie und da findet man unter den Finnen auch noch den Glauben an das Fortleben der Bärenseelen. Früher und selbst im ersten Viertel unsres Jahrhunderts war dieser Glaube noch allgemein und jede Bärenjagd wurde mit einer Menge von Ceremonien begonnen und beendet; man hatte sogenannte Bärenlieder, welche der unsterblichen Seele eines erlegten Thieres zu Ehren gesungen werden mußten. Diese Bärenlieder sind abgekommen, aber der Glaube an die Fortdauer der Bärenseele ist geblieben.

Montag und Freitag sind bei den Finnen zwei Tage, die ohne Gedeihen und Segen sein sollen; am Weihnachtstage darf das Vieh den Stall nicht verlassen, weil es sonst während des nächsten Jahres beständig kränkeln würde; am Stephanstage muß aus gleicher Vorsicht den Pferden ein Silberstück in ihren Trinkeimer gelegt werden; am Georgentage darf nicht gelärmt werden, weil sonst der Blitz in das Haus einschlagen würde. Am Tage der Hauptfasten darf weder Licht noch Feuer in einem Hause angezündet werden, sonst würde dieses ein Raub der Flammen werden.

Die Ingrier (Ischorzi) graben jährlich zweimal Speisen auf den Gräbern ihrer Angehörigen ein, da sie sich das Leben nach dem Tode ebenso vorstellen als es vorher war und ist; ähnlich verfahren sie mit dem Gelde. Ein weißer Hahn spielt bei ihnen, wie in Südrußland ein schwarzer, bei dem Wahrsagen eine große Rolle und wird nicht gegessen, da dieses leicht eine Verzauberung mit sich bringen könnte.

Die Tscheremissen, welche ebenfalls zum finnischen Volksstamm gehören, geben ihren Todten einige Kopeken, einen Stock und einige Rosenzweige mit ins Grab. Auf eine Frage über den Zweck dieser Dinge erklärte man mir ganz aufrichtig: „Das Geld zum Leben, den Stock, um die Hunde fortzutreiben und die Rosenstöcke, um den bösen Geist zu versöhnen."

Außer seinem Priester hat jedes Dorf noch Traumdeuter und Wahrsager aufzuweisen, die alle in großen Ehren stehen; auch hat fast jede Gemeinde einen Kart, d. h. einen alten klugen Mann, der in die Zukunft sehen und rathen kann. Die Unglücksstunde jeden Tages ist 11 bis 12 Uhr Mittags; man hütet sich deshalb während dieser Zeit etwas zu beginnen, das mißglücken oder von Bedeutung sein könnte.

Die Tschuwaschen kommen in ihrem Aberglauben so ziemlich mit den Tscheremissen überein, doch haben erstere noch die eigenthümliche Gewohnheit, daß sie an dem Tage des Festes aller Todten einen Napf mit gekochter Grütze füllen und diesen nebst einem brennenden Lichte zur Ehre ihrer Verstorbenen auf den Hof stellen, weil im Unterlassungsfalle die Ruhe der Ihrigen im Grabe leiden würde.

Die Wotjaken lassen sich durch ihren Geistlichen bei jeder Hochzeit im Himmel Kinder, Brod und Branntwein bestellen, und geben ihren Todten ein Messer mit ins Grab, dem sie die Spitze abbrechen. Die für ihre Geschäfte unglücklichen Tage sind der Mittwoch und Freitag. Schlägt der Blitz in einen Baum, so ist jedesmal ein Teufel erschlagen worden; jeder schwarze quer über den Weg fliegende Vogel zeigt dem Betreffenden Tod oder zum mindesten Krankheit an; ein Wotjake, der über einen Fluß oder See fährt, wirft eine Handvoll Gras in das Wasser, macht ein Kreuz und spricht: Ero Kut monae (Halte mich nicht). Wie bei den Tscheremissen ist auch bei ihnen die Mittagsstunde eine Unglückszeit, hier aber nur während der Monate Juni bis August. Wenn ein Kranker von einer ansteckenden Krankheit befallen wird, dann schießt man einen Hund und schleift ihn an den Hinterfüßen durch das Dorf, wobei man fortwährend den Namen des Kranken ausruft und damit Ansteckung zu verhüten glaubt. Dieser Glaube ist in der Neuzeit etwas in Verfall gekommen, tritt aber doch hie und da noch einmal auf.

Die Ostiaken stecken sich, bevor sie auf die Jagd gehen, Amulette ꝛc., welche sie von den Toteba (Priestern) gegen Bezahlung erhalten, in die Stiefeln; sie haben Traumdeuter, Teufelsbanner und weise Männer, welche durch Zauberformeln Krankheiten heilen und verbeten.

Auch die Baschkurten (Baschkiren) haben Teufelsbanner, die sie Schaitam Kurjäszia nennen. Glaubt z. B. ein Baschkire, daß er von einem Teufel verfolgt oder krank gemacht worden sei, dann beauftragt er einen Banner, ihn von dem Geiste zu befreien. Jener läßt sich dann in einen Kampf mit dem Bösen ein, versetzt demselben Schüsse, Säbel- und Stockhiebe, verfolgt ihn in den Morast oder ins Wasser, jagt, verwundet oder tödtet ihn. An den Bienenhäusern hängen Pferdeköpfe, damit die Bezauberung verhindert werde. Nicht selten tragen sie Lederstückchen am Halse, welche sie von ihren Priestern als Schutzmittel gegen Krankheiten erhalten haben.

Wenn die Kirgisen an dem Grabe eines Freundes vorüberreiten, reden sie den Verstorbenen an, steigen ab und legen einige Haare aus der Mähne des Pferdes auf das Grab; sie meinen, daß der Beerdigte sie dann in Ruhe lassen und nicht so bald abrufen werde. Ihre „weisen" Männer und Frauen sagen aus den Constellationen des Himmels die glücklichen und unglücklichen Tage voraus, rufen Regen durch Gebete, vertreiben Ungeziefer, machen Frauen und Thiere fruchtbar, weissagen aus den Rissen, welche die Knochen der Schafe im Feuer bekommen, entdecken Untreue und Diebstähle ꝛc. Aehnliche Gebräuche finden sich auch bei den Tschulymschen Tataren. Gleich den Kirgisen nehmen sie an, daß die abgeschiedene Seele eines Verwandten oder Freundes sie abrufen könne und springen, sobald der Todte beerdigt, über ein in der Nähe des Grabes angezündetes Feuer, indem sie glauben, daß ihnen dann der Geist des Verstorbenen nicht weiter folgen dürfe.

Die Jakuten hatten, wie die Bessarabier, die Angsteier der Hühner für Teufelseier (s. Globus IX, S. 332) und sehen auch in allen Mißgeburten von Menschen und Vieh böse Geister, deren sie sich mit größter Angst zu entledigen suchen. Wenn sich Freunde oder Verwandte trennen, schneiden sie gewöhnlich von einem gesegneten Baume mehre Aeste ab und schließen aus den neu hervorbrechenden Trieben auf eine glückliche Wiederkehr oder ein gänzliches Ausbleiben des Getrennten.

Die Tungusen geben ihren Gestorbenen gewöhnlich eine Tabackspfeife mit ins Grab und legen hohen Werth auf die Deutung ihrer Träume; das Gleiche finden wir auch bei den Kamtschadalen, bei denen die Todtengräber, um den Tod an der Verfolgung zu hindern, zweimal durch einen geflochtenen Ring kriechen.

Die Bratskis oder Buräten haben Priester, welche ihnen aus den Ringen lebender Schlangen die Zukunft voraussagen, glauben an eine Zuschickung der Krankheiten durch Geister und an ein beständiges Umschwärmtsein der Todten von Teufeln. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts galt der Brauch, daß sie das Reitpferd eines Verstorbenen an dessen Grabe erschlugen und mit ihm begruben.

Kein Mongole geht auf die Jagd, bevor er nicht ein kleines aus Holz geschnitztes Pflöckchen in einen Baum geschlagen und dabei die Hilfe gewisser Christen beansprucht hat. Beschwörer, Zauberer, Wahrsager und Traumdeuter, Witterungspropheten, Regenbeter und Insektenbanner fehlen nicht.

Die Astrachaner Kalmücken verschmähen das Fleisch der Vögel, da nach ihrem Glauben viele Menschenseelen in die Vögel übergehen. Rothe Kühe werden gewöhnlich sehr geehrt, da eine rothe Kuh das erste von Gott erschaffene Thier gewesen sein soll; bei Wasserfahrten singen sie gewöhnlich, wodurch nach ihrer Meinung ein Unglück verhütet werden kann. Reiche Leute thun Gelübde z. B. längere Zeit Einsiedler zu werden, ehelos zu bleiben, eine große Reise zu unternehmen, ärmlich zu leben ꝛc. und lassen diese Gelübde durch Andere erfüllen, die dafür bezahlt werden.

Unter den Großrussen sind viele abergläubische Gebräuche während der letzten Jahrzehnte in Verfall gekommen, da die Menge der eingewanderten, mehr civilisirten Fremden einen wohlthätigen Einfluß äußerte.

Anthropologische Beiträge.

IV.

Ueber den Ursprung des Menschengeschlechts.

Von Dr. F. Epp.

Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem ich meine Ansicht über den Ursprung des Menschengeschlechts in dem Werke: „Schilderungen aus Ostindiens Archipel" veröffentlicht habe; elf Jahre später suchte ich diese Ansicht näher zu begründen, in einer vermehrten Auflage dieses Werkes, und in Nr. 10 des Auslandes, Jahrgang 1860, kam ich noch einmal auf den Gegenstand in einem Aufsatze: „Ueber die Pluralität der Menschenrassen" zurück. Damals erhielt ich zuerst Kenntniß von Darwins System von der Zuchtwahl. So geistreich dieser Naturforscher den Gegenstand auffaßt und so verführerisch seine Ansicht auch sein mag, so beruhen seine Schlüsse und Consequenzen doch auf falschen Prämissen und es muß Befremden erregen, wie deutsche Naturforscher dieser Ansicht so unbedingt beistimmen und sie als die wahre anerkennen mögen. Agassiz war fast der Einzige, welcher ihr mit Erfolg entgegentrat. Auch ich widerspreche ihr.

Es sei mir deshalb erlaubt, meine Ansicht, welche sich auf vieljährige Beobachtungen an Menschen aus den verschiedenen Welttheilen und von den verschiedensten Rassen stützt, hier näher zu begründen.

Schon Cuvier hat die Ansicht ausgesprochen, daß der Ursprung des Menschengeschlechts auf „drei Gebirge" sich zurückführen lasse. Wenn auch drei Gebirge nicht als die ursprüngliche Wiege des Menschen sich nachweisen lassen, so hat doch der große Naturforscher die Thatsache richtig geahnt und erkannt, daß der Mensch an allen jenen Punkten des Erdkreises erschaffen worden sein mag, wo die Bedingungen zu seiner Existenz gegeben waren, wo Boden, Klima, Luft, Licht, Feuchtigkeit zu seiner Entwicklung und zu seinem Gedeihen günstig waren, und diese Punkte konnten nur Gebirge sein, welche ein durch größere Erdwärme begünstigtes Klima hatten, als heutzutage. Das Tiefland war zu jener Zeit wegen häufiger Erderschütterungen noch zu sehr den Ueberströmungen und Veränderungen durch Hebung und Senkung der Erdoberfläche ausgesetzt, als daß der Mensch in demselben eine gedeihliche Entwicklung hätte finden können. Zwar auch die Gebirge waren diesen Umwälzungen und Erderschütterungen unterworfen; allein dieselben bedingten nicht die gänzliche Vernichtung der auf ihnen existirenden Organismen, und stehen gebliebene Reste derselben konnten bei eingetretener Ruhe wieder einer gedeihlichen Fortentwicklung sich erfreuen. Solcher Ereignisse liegen uns zwei vor Augen: die Gletscherbildung und Eisperiode auf der nördlichen Hemisphäre — und die Zertrümmerung eines großen Continents auf der südlichen, wovon der indische Archipel und die australischen Inseln die stehengebliebenen Reste sein mögen. Der Boden dieser Inselwelt ist noch jetzt in fortwährender Hebung und Senkung begriffen.

Der indische Archipel gewährt noch heute den Beweis einer dreifachen Menschenbildung, nämlich der Negriten (negerähnlichen Rasse), der Oceanier (Malayen) und der Bergrasse (Batta auf Sumatra, Dajak auf Borneo, Alfuren in den Molukken und der in ihrer Körper- und Geistesbildung der indoeuropäischen Rasse ähnlichen Polynesier herrschenden Stammes.)

Die Negriten sind die dem Neger Afrika's ähnlichen Menschen der großen Inselgruppe des Südens, welche durch die Malayen von dem Ocean zurückgedrängt in vielen Inseln ganz ausgerottet, heute noch auf Neu-Guinea und einigen oceanischen Ländern als Papuas 2c. bezeichnet und angetroffen werden. Sie sind meist kleiner als die Neger Afrika's und haben dieselbe Physiognomie, der ein jüdischer Gesichtsausdruck eigenthümlich ist. Ihr Blick ist unstät und mißtrauisch, ihre Gemüthsart rachsüchtig und hinterlistig, vielleicht eine Folge des alten Hasses, welcher aus tausendjähriger Unterdrückung und Verfolgung entsprang, welche sie sowohl von den einheimischen Bergvölkern, als auch von den von der See her andringenden malayischen Stämmen erdulden mußten. Die Negriten zeichnen sich wie die Neger Afrika's durch die geringere Empfänglichkeit für das Malariafieber, dagegen durch größere Neigung zu Herz- und Lungenkrankheiten, besonders Tuberkulose aus. Ihr Schädel ist vortheilhafter gebaut als der der Neger Afrika's. Sie sind einer höhern Intelligenz als diese fähig.

Die Kennzeichen der malayischen Rasse sind bekannt, ebenso ihre späte Auswanderung aus dem Innern Sumatra's nach Singapur und den benachbarten Ländern im 12. Jahrhundert. Seitdem sind sie abenteuernde, handel- und seeraubtreibende Seefahrer geworden. Sie haben eine Geschichte und Poesie. Ihre Schrift ist eine Tochter der arabischen. Die Meisten bekennen sich heute zu dem Islam.

Die Bergvölker des indischen Archipels gleichen in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften mehr der indoeuropäischen Rasse. Einige von ihnen erfreuten sich früher eines höhern Grades von Kultur als heutzutage, wie die Battas, was deren Schrift beweist. Durch innere Kriege sanken sie bis zur Anthropophagie herab. Der Menschenmord (das Köpfeschnellen bei Dajak und Alfuren) ist bei ihnen noch im Schwange. Sie sind sehr bildungsfähig.

Diese drei Menschenrassen leben seit Jahrtausenden auf einem und demselben Boden, ohne daß durch die tellurischen und kosmischen Einflüsse ihre Charaktereigenthümlichkeiten sich verwischt hätten, eine in die andre übergegangen wäre. Ja, auf diesem Boden ist auch der „Waldmensch" (orang utan) zu Hause, welcher neben dem Tschimpanse (Simia troglodytes) und dem Gorilla Afrika's die meiste Aehnlichkeit mit dem (äußern) Menschen hat, ohne daß nach bis jetzt gemachten Erfahrungen eine Bastardbildung, Vermischung des Orangutan mit einem homo sapiens, aus der Befruchtung oder Kreuzung möglich wäre, obgleich der Orgasmus venereus vorhanden ist. Diese Affen sind aber Vierhänder. Die große Zehe ihres Fußes ist ein wirklich gegenüberstehender Daumen. Die vergleichende Anatomie weist die übrigen Verschiedenheiten ihres organischen Baues vor dem des Menschen nach. Der geistige Unterschied ist noch bedeutender als der leibliche. Es fehlt die Sprache und das Vermögen der Perfectibilität.

Unrichtig ist die Annahme, als ob häßliche Völker durch Uebersiedeln in ein anderes Land mit milderem Klima schöner würden, wie die Türken und Ungarn. Wenn diese Völker schöner geworden sind, als ihre Urahnen, so ist die Kreuzung daran Schuld. Es ist auch bekannt, daß sie als Eroberer die Weiber der Ueberwundenen (schöner gebildeten Völker) sich zueigneten. Bei der herrschenden Sitte der Vielweiberei werden sie lieber mit schöngebildeten Frauen, als mit ihren häßlichen Stammesweibern Kinder erzeugt haben, wodurch ihre Rasse veredelt wurde.

Wo, wann und wie oft die genesis spontanea des Menschen auf der Erde stattgefunden hat, können wir bis heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Nur sprechen die neuerlich aufgefundenen fossilen Knochen und Schädel des Menschen dafür, daß seine Schöpfung auf Erden viel weiter zurückdatirt, als man bis daher annahm. Aber die Schöpfung des Menschen scheint nicht nur an verschiedenen Orten, sondern auch zu verschiedenen Zeiten unsres Planeten stattgefunden zu haben. Offenbar war der Lappe des Steinzeitalters ein älterer und weniger geistig entwickelter Mensch als der Kelte und Germane, welche ihn aus seinen Ursitzen verdrängt haben. Die großen Fluten, welchen die Erdoberfläche wiederholt ausgesetzt war, haben ganze Generationen und Rassen von der Erde vertilgt, aber das Genus homo blieb fortbestehen. Daß dieses eine viel größere Periode zu seiner geistigen Fortentwicklung und Ausbildung nöthig hatte, als Geschichte und Sage lehrt, beweist uns der Entwicklungsgang in den verschiedenen Zeitaltern. Die ganze Menschheit ist aber berufen zur geistigen Entwicklung und unter den verschiedenen Rassen ist es die kaukasische oder indoeuropäische, welche auf die höchste geistige Entwicklungsstufe gelangt ist. Dennoch ist auch sie von dem Zustande geistiger Vollkommenheit noch weit entfernt aber stetig im Fortschritt begriffen.

Man verlegt die Schöpfung des Menschen in jene Zeit, als nach Erstarrung der Erdrinde, nach Bildung und Erneuerung der Urgesteine das Diluvium abgelagert wurde. Bevor der Mensch erschien, hatte die Erde schon lange bestanden und viele Entwicklungsperioden durchgemacht. Nach den neuesten Berechnungen kann man zu dem Alter der Menschheit wohl an die gewöhnliche Zahl noch eine oder mehre Nullen zufügen. Unsere geschichtlichen Nachrichten gehen mit einiger Sicherheit kaum 2000 Jahre über die christliche Zeitrechnung hinauf. Dürfen wir einen Schluß ziehen von dem Alter der Menschheit auf das Alter eines Volkes, von dem Alter eines Volkes auf das des Menschen, und umgekehrt, so befinden wir uns jedenfalls noch in der Jugendzeit der Menschheit und dürfen noch viele Entwicklungsperioden für dieselbe voraussetzen, wenn sie, wie alle organische Wesen, zu der Fortdauer unsres Planeten in einem gewissen Verhältniß steht. Gegenwärtig leben wir aber in einer Periode, in welcher es uns nicht mehr genügt, uns einen Deus ex machina hinter dem Menschen zu denken, der ihm über alle Schwierigkeiten seiner Entwicklung hinweghilft — und ihn gleich mit einer Sprache und Schrift zum Ausdruck seiner Gedanken und zur Aufzeichnung seiner Geschichte beschenkt hat. Die orthodoxen Sprachforscher haben in sprachlicher Hinsicht die Lehre von einem Urpaar zu retten geglaubt, aber nicht bedacht, daß gleiche Organisation der Stimmorgane auch gleiche phonetische Ausdrücke zur Folge haben konnte. Uebrigens hat sich die Hypothese von einer gemeinsamen Ursprache als eine irrige erwiesen. Es bildeten sich gewiß so viele Ursprachen, als Urpaare geschaffen wurden, welche zu Stämmen, Völkern und Rassen sich entwickelt haben.

Wie an dem Knochengerüste von einzelnen Punkten die Knochenbildung weiterschreitet, wie auf dem Felle eines Säugethieres solche Punkte sind, von denen nach dem Gesetz der Spirale die Haare sich verbreiten, welches wir auch auf dem Scheitel des Menschenkopfes beobachten können, so haben sich die Urmenschen von den Schöpfungspunkten aus im Umkreis verbreitet.

Wenn wir uns die Geschichte von der Entwicklung des Menschen als auf natürlichem Wege vor sich gegangen denken, können wir begreifen, ein wie großer Zeitraum vorübergegangen sein muß, bevor er jenen Standpunkt der Bildung erreichte, auf dem wir uns heute befinden. Es bleiben uns noch Räthsel genug zu lösen, die Ursachen aufzufinden, welche nach dem Erlöschen so vieler Thier- und Pflanzengeschlechter seine Schöpfung bedingten, die Schöpfung organischer Wesen überhaupt zu erklären und nachzuweisen, warum diese Schöpfung in jener Weise nicht mehr fortdauert, sondern mit Erschaffung des Menschen aufgehört hat.

Ein nicht minder irriges Bemühen, wie mit der Annahme einer gemeinsamen Ursprache, war das einer einzigen Urrasse. Man läßt bald die Aegypter, bald die Chinesen unsere Urväter sein; beides gleich irrig. Die ägyptische Kultur und Civilisation entwickelte sich auf dem natürlichen Wege des Laufes seines diese Kultur bedingenden Stromes, des Nil; ihre Uranfänge kamen nicht aus Asien, sondern aus Innerafrika. Die Reiche der Aethiopier waren schon vorhanden, bevor ein Staat im Deltaland sich bildete. Bei den Chinesen war der Begriff der Menschheit allerdings allgemeiner als bei den bornirten Aegyptern, bei denen sich das Exclusivsystem ausbildete, welches den Juden ihren Hochmuth des Vorzugs, das auserwählte Volk Gottes zu sein, eingeimpft hat. Die geschichtlichen Daten beider großen Völker aber gehen nach den neuesten Forschungen weit über unsre Zeitrechnung hinauf.

Die Ansicht neuerer Anthropologen, daß die Bildung und Civilisation den Rassentypus der Menschen verschmelze und veredle, ist ebenso irrig. Wo keine Kreuzung stattfindet, verändert sich dieser Typus nicht, und was die Schönheit des Menschen betrifft, so zeigen die Skulpturen und Alterthümer bei den Indiern, Aegyptern, Syrern, Persern und Griechen, daß körperliche Schönheit ein Vorzug jugendlicher Völker ist. Wir finden auch an jenen alten Skulpturen und Denkmälern den Typus der verschiedenen Rassen schärfer und bestimmter ausgeprägt, weil die Völker in ihrer Verbindung von der Kreuzung mit anderen Rassen sich rein zu halten suchten. Selbst auf Java zeigen uns die alten Skulpturen, daß die Hindueinwanderer dort eine Menschenrasse antrafen, welche sie Reksas nannten und die der Negriteurasse entspricht. Diese Ureinwohner findet man dargestellt als sogenannte Tempel- oder Palastwächter mit einem Krauskopf, dem platten Gesichtsausdruck und mit sogenannten Hundszähnen, um anzudeuten, daß sie Carnivoren, ja Menschenfresser gewesen sind, während die Hindu als Pflanzenesser die schönsten indoeuropäischen Physiognomien zeigen, welche heute dort ausgestorben zu sein scheinen und nicht mehr angetroffen werden, obgleich das kaiserliche Haus von Solo von Wischnu und später von einem eingewanderten arabischen Fanatiker abzustammen heute noch vorgibt.

Man hat ferner behauptet, die amerikanische Rasse stamme aus Asien. Es ist wohl möglich, daß einzelne Individuen aus der alten Welt schon in der ältesten Zeit in die neue sich verirrt haben; daß aber von diesen die amerikanische Menschenrasse abstamme, ist irrig. Aegypter, Indier, Chinesen und Phönicier sollen die Stammältern

sein, weil in den Sitten und Kunsterzeugnissen der amerikanischen Völker, selbst in der Sprache Aehnlichkeiten mit denen genannter Völker sich finden. Es gehört aber kein großer Scharfsinn dazu, um zu entdecken, daß die amerikanische Rasse eine von der äthiopischen, mongolischen oder der indoeuropäischen Rasse grundverschiedene sei. Selbst die Pyramiden der centralamerikanischen Völker, die man zum Beweis anführte, waren zu einem ganz andern Zweck errichtet, als die ägyptischen, und weder die peruanischen, noch die merikanischen oder centralamerikanischen Alterthümer stimmen in ihrer Ausbildung mit denen der alten Welt überein. Sie zeigen im Gegentheil etwas dem Lande und dem Volke, das sie geschaffen — Eigenthümliches, Specifisch-Amerikanisches. Die neue Welt war vollkommen genug gebildet, um auf ihr auch Menschen hervorzubringen.

Was den prätendirten Ursprung einer Rasse aus der andern betrifft, so ist die Annahme einer solchen so parador, daß man nicht begreifen kann, wie vorurtheilsfreie Beobachter derselben huldigen mochten. Noch nie und nirgends ist erwiesen, daß ein Lappe ein Germane, dieser ein Neger, dieser ein Mongole, und umgekehrt, geworden sei. Wo auch solche Uebergänge prätendirt werden, da hat Kreuzung stattgefunden. Aber selbst die Mischlinge, wenn sie sich in fortdauernder Reihenfolge ohne Kreuzung gatten, finden ein Ziel wie der Maulesel und das Maulthier. Die Blendlinge, wenn sie sich nicht mehr kreuzen, gehen in der vierten und fünften Generation zu Grunde, wie man in den Tropenländern die Erfahrung gemacht hat. Ob ihr Samen, wie der der Bastarde von Pferd und Esel keine Spermatozoen mehr enthält, muß die physiologisch-chemische Analyse noch nachweisen.

Wir suchen den Unterschied der Rassen nicht im Bau des Schädels und Knochengerüstes, in der Farbe der Haut, in specifischen Se- und Ercretionen allein, sondern in den physischen und psychischen Eigenschaften des Menschen überhaupt, deren Studium der Lösung dieser Frage zu Grunde gelegt werden muß.

Von der Hauptstadt der Mormonen nach Virginia City in Montana.

Es erscheint von nicht geringem Interesse, zu beobachten, in welcher Weise sich im weiten Westen Nordamerika's die neuen Gebiete und Staaten bilden. Die Verhältnisse in jenen zumeist gebirgigen Gegenden sind von sehr eigenthümlicher Art, und die ganze Art und Weise der Besiedlung trägt einen ganz andern Charakter, als einst im atlantischen Osten oder heute noch im Stromthale des Mississippi. Hier war und ist es der Ackerbau, welcher Einwanderer anzieht, und die Besiedlung nimmt in Folge davon aller Orten einen ziemlich gleichartigen Verlauf. In jenen Einöden zwischen der californischen Sierra Nevada und den Felsengebirgen ist aber nicht der Ackerbauer zuerst aufgetreten, sondern der Jägersmann, der Biberfänger, der Fallensteller, der Bärenbezwinger; ihm sind dann die Gold- und Silbersucher gefolgt, und diesen zog der Krämer nach. Dann findet sich auch der in Nordamerika unvermeidliche Methodisten- oder Baptistenprediger ein und gibt seine Kraftpredigten zum Besten. Der Ackerbauer erscheint hier spärlich und zuletzt, und nicht selten ist er ein Mann, welchem beim „Diggen" das Glück nicht hold gewesen. Auch eignet sich jene ausgedehnte Region nicht für eine umfangreiche Agricultur, die Bodenverhältnisse erscheinen einer solchen nicht günstig. Es kann somit nicht ausbleiben, daß diese neuen Gebiete und Staaten im westlichen Binnenlande in ihrem ganzen Wesen sich eigenartig entwickeln und einen Gegensatz zu allen anderen bilden.

Wie dem aber auch sein möge, schon jetzt herrscht Leben in der ehemaligen Einöde, und diese wird nach allen Hauptrichtungen hin von Postwägen durchfahren. Wir wollen einen Reisenden begleiten, der im Herbste des vorigen Jahres die Strecke vom Missouri bis zu den Gestaden des Großen Weltmeers zurückgelegt und seine Beobachtungen in der „Neuyork Tribune" veröffentlicht hat.

In der Mormonenstadt **Great Salt-Lake City**, wo ein lebhafter Fremdenverkehr herrscht, findet der Reisende alle Bequemlichkeiten. Weiterhin aber muß er sich auf eine Menge von Entbehrungen gefaßt machen. Die Strecke vom Salzsee bis **Virginia**, der Hauptstadt von **Montana**, welche nach Norden hin liegt, beträgt 475 Miles, also etwa 100 deutsche Meilen, der Weg nach **Boisé**, der Hauptstadt von **Idaho**, in nordwestlicher Richtung 450 Miles. Die Straße gleicht einem lateinischen Y; bei **Bear River**, 80 Miles von der Mormonenstadt, theilt sie sich; von dort geht der rechte Flügel nach Montana, der linke nach Idaho. Auf beiden fahren jetzt, dreimal in jeder Woche, Holladays Postkutschen, und der Reisende hat 100 Dollars zu zahlen, außerdem für die Beköstigung täglich 1¼ Dollar.

Die altmodischen Postwägen sind noch im Gebrauch westlich vom Missouri bis **Denver City** in Colorado einerseits, und von Californien aus gen Osten andererseits bis **Austin** in **Nevada**. Aber auf der zwischen beiden Punkten mitten inneliegenden Strecke der „großen Centralroute" und ihren Nebenwegen bedient man sich des altbekannten „Concord Hack". Dieses Gefährt ist mit Leinwand überspannt, und der Kutscher sitzt vorne, etwas höher als die Fahrgäste. Da auf solch einem Wagen der obere Theil nicht mit Gepäck beladen werden kann, sondern der Schwerpunkt unten liegt, so kommt er ganz leidlich durch die Schlamm- und Schlaglöcher. Diese Wägen aus Neu-Hampshire sind ungemein stark gebaut und merkwürdig dauerhaft. Man hat in manchen Städten sich große Mühe gegeben, sie so gut als möglich nachzuahmen, aber der Concord Hack ist noch heute allen Nachahmungen vorzuziehen.

Ich steige, so schreibt der Reisende, in den Wagen und hülle mich in zwei Büffelpelze, denn es ist Oktobermonat (1865) und der gestrenge König Winter macht sich schon in empfindlicher Weise fühlbar. Schnee wirbelt um die Berge, welche auf die Mormonenstadt herabschauen. Ich habe auch ein anderes unbedingt nothwendiges Requisit nicht vergessen, ein Federkissen. Man hat versucht, dasselbe durch Fabrikate von Gatta pertscha zu verdrängen, aber diese letzteren sind durchaus unpraktisch und werden eine

Qual für den Insassen des Concord Hack. Man kann nämlich im Wagen nur in sitzender Stellung schlafen. In der ersten Nacht findet man das höchst angreifend, unbequem und ermüdend, aber bald gewöhnt man sich daran und das Federkissen leistet vortreffliche Dienste. Wenn man nach einer nur selten unterbrochenen Fahrt von 20 Tagen und Nächten ein Bad genommen und sich umgekleidet hat, dann fühlt man sich so frisch, als ob man während einer Nacht die Erquickung eines vortrefflichen Schlafes genossen habe, und dünkt sich kräftiger, als man beim Beginn der Reise gewesen. Ich begreife nun sehr wohl, weshalb die Eskimos und einige andere Völker im Sitzen schlafen. Es gibt freilich Leute, welche dieses anhaltende Fahren und Sitzen im Postwagen durchaus nicht vertragen können; manche bekommen den „Kutschen-Wahnsinn", und es hat sich ereignet, daß sie in einem solchen Delirium in die Einöde gelaufen und dort etendiglich umgekommen sind.

Der Wagen rollt stundenlang am Nordgestade des großen Salzsees hin. Dieser liegt da wie ein gewaltiger Spiegel, die Berge auf seinen Inseln sind wie von Purpur umflossen, weiterhin steigen violette Gipfel hoch empor, und hinter diesen heben schneeweiße Wolken sich von einem tiefblauen Himmel ab. Dann und wann fährt man durch ein Dorf; man sieht, daß die Mormonen in bestem Wohlstande leben. Die braunen, aus Luftziegeln aufgeführten Häuser sind von Obstgärten umgeben und von Baumwollenpappeln beschattet; durch die Straßen hat man Bewässerungskanäle geführt, und auf den Feldern sind die Getreidegarben in großen Massen hoch aufgehäuft. Die große Menge blondköpfiger Kinder liefert den Beweis, daß die Polygamie ihre Früchte trägt. Ich sah auch manche Männer, die mit Musketen bewaffnet waren, denn am andern Tage sollte in der Stadt eine große Musterung vorgenommen werden.

Die Post geht durch Morrisville. Dieses Dorf ist von den Anhängern des Fanatikers Morris gegründet worden. Er war ein noch viel strengerer Mormone als Brigham Young selber. Er verkündete, daß die ganze Menschheit untergehen werde, ihn und seine Anhänger allein ausgenommen; er predigte ferner, daß es ein gottgefälliges Werk sei, den Nachbarn Pferde, Rindvieh und Getreide wegzunehmen; denn Alles, was die Erde hervorbringe, komme von Rechtswegen den wahren Heiligen zu, und den Auserwählten des Herrn. Diese Sätze gehörten zur „Religion" des heiligen Morris, gefielen aber den übrigen Mormonen nicht. Diese zogen im Herbst 1862 mit einer ganzen Armee gegen die Schismatiker aus, fanden aber hartnäckigen Widerstand. Doch half es dem Propheten Morris so viel wie gar nichts, daß er zu den Auserwählten gehörte. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Schädel, und manche seiner Anhänger, selbst Frauen und Kinder blieben auf der Wahlstatt. Die Ueberlebenden stoben auseinander. Auch dem Mormonenthum sind Spaltungen, schon von vorne herein, nicht erspart geblieben.

Die überlebenden Morrisoniten geriethen in eine verzweifelte Lage, aus welcher sie nicht von ihren ehemaligen Glaubensbrüdern, sondern von einem „Heiden" errettet wurden, nämlich vom Befehlshaber der Vereinigten Staaten-Truppen, dem General Conner. Dieser gab ihnen Nahrung und Obdach bis zum nächsten Frühjahr und ließ sie dann nach Soda Springs in Montana bringen, wo sie nun hausen. Dort werden sie es wohl bleiben lassen, ihren Nachbarn Pferde zu stehlen, denn diese Nachbarn sind Indianer, welche in Bezug auf dieses Handwerk jedem Morrisoniten etwas zu rathen aufgeben können. Jener General Conner versteht übrigens trefflich mit diesen Söhnen der Wildniß umzugehen, ohne sich der Grausamkeit und Barbarei schuldig zu machen. Er steht als eine ehrenvolle Ausnahme da, denn er läßt keine friedlichen Menschen abschlachten und entschuldigt den Indianermord nicht; er will nichts hören von Hinwürgen, Skalpiren und Verstümmeln der Weiber und Kinder, dergleichen bei der berüchtigten Massacre am Sand Creek in Colorado vorgekommen ist von Seiten der Vereinigten Staaten-Soldaten.

Von dem Felsengebirge bis zum Gestade des Großen Oceans spricht fast Jedermann zu Gunsten einer Ausrottung der Indianer. Jede Gemeinde weiß etwas zu erzählen von gestohlenem Vieh, von Männern, die erschossen, oder skalpirt, oder zu Tode verbrannt worden sind, und von Frauen, welchen man Gewalt angethan. Aber im Allgemeinen ist das Verfahren der Bundesregierung höchst unverständig gewesen und ungerecht obendrein. Oftmals sind Unschuldige bestraft worden, nicht selten hat man Schuldige belohnt, indem man ihnen wollene Decken schenkte und Jahrgelder zubilligte. Dann aber ernannte man Regierungsagenten, welche mit musterhafter Unparteilichkeit sowohl die Indianer als die Regierung — bestahlen!

Was sollte geschehen und wie zeigt sich ein praktischer Ausweg? Man weise den Indianern sogenannte Reservationen an, d. h. gewisse Landstrecken, innerhalb deren sie sich zu halten und zu bewegen haben; — diese dürfen dann von keinem Weißen betreten werden. Man sorge für den Unterricht ihrer Kinder. Man bestrafe unnachsichtlich jeden Weißen, welcher friedliche Indianer mißhandelt. Gegen feindselige Wilde soll man mit der größten Energie kämpfen, bis sie sich fügen. Jedes Verbrechen muß gezüchtigt werden; Stämme, die sich gut und friedlich betragen, soll man belohnen, — mit einem Worte: man sollte endlich zugleich gerecht und barmherzig gegen die Indianer sein. Darin liegt das einzige Mittel, diesen bisher unablässigen Fehden ein Ende zu machen. Mit den Komantsches, Keiowäs und Snakes (d. h. Schoschonis, Schlangenindianern) wird man freilich allzeit die liebe Noth haben; aber bei den Weyandottes, Delawaren, Schahnis, Pottawatomis, Kickapus, Tschoktas, Tschirokis, Kayuses und einigen anderen ist das Experiment doch ganz leidlich ausgeschlagen, und Leben sowohl als Eigenthum sind unter ihnen mindestens eben so sicher, wie in den Ansiedlungen der Weißen am Rande der Wildniß. —

In der ersten, sehr finstern Nacht stürzte ein Pferd und die übrigen stürzten über dasselbe hin. Aber nach Verlauf einer halben Stunde war Alles wieder in gehöriger Ordnung und bei Tagesanbruch frühstückten wir zu Bear River, wo wir bereits zwei Kutschenladungen Passagiere trafen. Die eine kam aus Idaho, die andere aus Montana. Hier bekamen wir einen andern Wagen, denn selbst ein Concord Hack muß sich ausruhen und wird allemal nur auf einer Strecke von 100 Miles benutzt. Der Weg ging durch grasbewachsene Thäler und enge Schluchten, manchmal an kleinen Flüssen hin, deren Ufer mit strauchartigen Cedern bestanden sind. Der Wagen mußte durch Dick und Dünn, denn Brücken kommen erst mit der Civilisation. Uebrigens begegneten uns manche beladene Wägen, und die sonnenverbrannten Ochsentreiber zogen langsam neben denselben einher. Wenn die Gänse südwärts ziehen, dann „muvet" der Grenzmann heim nach den „Staaten". Von Wohngebäuden hier in dieser ganzen Gegend keine Spur;

nur einige Poststationen, sind vorhanden und diese hat man aus Luftziegeln aufgeführt.

Wir überschreiten eine niedrige kahle Wasserscheide, und nun liegt Utah hinter uns. Jetzt sind wir in Idaho und sehen Gewässer, welche ihren Ablauf nach dem Stillen Weltmeer haben. In der Nacht steckt unser Wagen in einem Schlammloch und fällt dann um. Ich, der einzige Fahrgast im Innern, komme sogar ohne ein blaues Auge davon, aber ein Passagier, der neben dem Kutscher sitzt, verrenkt sich den Arm. Die Stationshütte war allerdings in der Nähe, hatte aber kein Wohnzimmer, sondern nur einen Stall, mit einer Abtheilung, in welcher der Postillon schlafen kann. Dort sitze ich auf einer Kiste, habe eine andere vor mir, auf dieser finde ich eine Stalllaterne und so benütze ich die Stunde, während welcher man den Wagen aus dem Schlamme zieht, um diese Zeilen zu schreiben.

Auf einer der nächsten Stationen nehmen wir einen Fahrgast ein, eine junge rothhaarige Engländerin, die ein keineswegs elegantes Kattunkleid trug und sich anstellte, als könne sie den Buchstaben H nicht aussprechen. Der Himmel mag wissen, wie sie in diese Einöde gekommen ist; jetzt wollte sie zu ihrem Manne, der zu Virginia City in einem „Hurdy-gurdy Haus" Zither spielte.

Wir befanden uns nun im Port Neuf Cañon, einer 30 Miles langen, berüchtigten Schlucht; dort war im Juli 1865 die Post zwei Mal von Räubern überfallen worden. Am 13. jenes Monats hatten die aus Montana kommenden Passagiere alle Ursache, auf ihrer Hut zu sein, weil ein verdächtig aussehender Reiter den Wagen sehr aufmerksam beobachtet hatte. Sie setzten deshalb ihre Revolver in gehörigen Stand, und sie thaten wohl daran. Bald erschienen sechs oder sieben Männer mit geschwärzten Gesichtern; sie hatten sich im Weidengebüsch verborgen. Auf beiden Seiten wurde fast gleichzeitig Feuer gegeben; ein Räuber wurde verwundet, ist aber entkommen, von den Fahrgästen blieben vier todt und ein Fünfter, der von Kugeln durchlöchert war, ist wie durch ein Wunder geheilt worden. Damals haben die Räuber 60,000 Dollars Werth in Goldstaub erbeutet und man ist ihrer nicht habhaft geworden, obwohl die Vigilanzmänner in Montana sich alle mögliche Mühe gaben und große Prämien aussetzten.

Am folgenden Tage fuhren wir auf einer Strecke von 22 Miles an dem klaren Snake River entlang; seine Ufer sind spärlich mit Weiden und Baumwollenpappeln eingefaßt. Dieser große Strom, den man als eine vielfach gekrümmte Schlagader der großen westlichen Einöde bezeichnen kann, bildet bekanntlich einen der beiden Hauptarme des Columbia, und mit Recht bezeichnen die Indianer ihn als den Scho scho ni, d. h. den gewundenen Fluß. Die Post setzt bei Middle Ferry auf einer Fähre hinüber; der weiße Mann, welchem dieselbe gehörte, hat sich eine leidlich hübsche Indianerin zur Frau genommen. Sie saß eben beim Blockhaus auf dem Rasen und verfertigte Mokassins. Bei Ceder Point befindet sich abermals eine Fähre; dort zieht man die Ponte an einem Seil über den Fluß.

Jetzt noch in weiter Entfernung steigen drei hohe Berge aus der Ebene empor; und sie bieten in der Abendbeleuchtung einen zauberischen Anblick dar. In der Nacht wurde es bitter kalt, und es war uns sehr erwünscht, daß wir auf einer Station ein mit Wermuthgestrüpp unterhaltenes Flackerfeuer fanden. Dort wärmten wir uns einige Stunden lang, während die Maulthiere grasen konnten. Wir kamen über den Kammas Creek, der ziemlich breit war und ungemein klares Wasser hat; einige Miles weiter abwärts versinkt er unter der Erde. Nun kamen jene Berggipfel, die drei Tetons, näher in Sicht; wir fuhren durch das begraste Pleasant Valley und kamen bei Sternenschimmer über die Wasserscheide, aus Idaho und der pacifischen Abdachung nach Montana in das Stromgebiet des Missouri.

Die Sonne ging hinter einem kahlen, braunen Berg auf, und bald nachher kamen wir durch die tiefe Schlucht des Graßhopper Creek nach der Stadt Bannack, die nach einem Indianerstamme benannt worden ist. Dort ist, im August 1861, die erste Ansiedlung in Montana gegründet worden. Damals erwarben manche Diggers in einem Tage 50 Dollars, aber die „Gulch Mines" waren bald erschöpft und das Goldwaschen lohnte nicht mehr. Im Jahr 1862 zählte Bannock mehr als 2000 Einwohner, jetzt hat es kaum noch 300, und ich sah viele leere Blockhütten. Der Galgen steht noch, hat also manche von denen überlebt, welche ihn einst geziert. Die Zahl der unordentlichen Leute ist damals nicht gering gewesen, und die Vigilanzmänner hatten vollauf zu thun, um Ordnung zu schaffen. Selbst der Sheriff des County's, welcher jenen Galgen aufgerichtet hatte, mußte an demselben baumeln, denn es ergab sich, daß dieser würdige Beamte sich nicht blos des Straßenraubes, sondern auch des Mordes schuldig gemacht hatte. Gegenwärtig errichtet man in der Umgegend Pochwerke zum Zerstampfen des Quarzes, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß manche Goldadern sehr ergiebig sind; freilich haben andere den Erwartungen nicht entsprochen, und mit dem Verkaufe von „Claims" ist großer Schwindel getrieben worden.

Unser Wagen rollt über weite Flächen, die mit Cactus bestanden sind, aber der Graswuchs ist nun üppiger, als ich ihn in Colorado, Idaho oder Nevada gefunden. Zur Linken liegt Montana City auf einer breiten, hübschen Hochebene; eine „vielversprechende Stadt", denn sie zählte jetzt (Oktober 1865) schon sechs Häuser und ein Pochwerk, an welchem eben gebaut wurde. Auf den umliegenden Bergen wachsen hochstämmige Fichten, die schon jetzt mit Schnee bedeckt waren. Ich kam dann über den Rattlesnake Creek und über den Beaverhead River; dieser heißt so, weil ein Fels an seinem Ufer große Aehnlichkeit mit einem Biberkopfe hat. Noch ein anderer Zufluß des Missouri führt einen nicht wohlklingenden Namen; er heißt Stinking Water. Aber ich mache mir daraus nichts, denn gleich nachher bin ich in Virginia City, Montana, das ich von Salt Lake City aus binnen 5 Tagen und 4 Nächten einer ununterbrochenen Reise glücklich erreicht habe. —

Wir werden gelegentlich weitere Mittheilungen desselben Reisenden über die neuen Staaten und Gebiete im fernen Westen Nordamerika's folgen lassen.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

II.

3. Polen und Deutsche nach der Zahl.

Wenn ich die Städte im Lande Posen geschichtlich, staatsrechtlich und gesellschaftlich als deutsche Einrichtungen ansehe, so erweisen sie sich als solche unwidersprechlich auch in sprachlicher Beziehung. Sie sind die wahren Brennpunkte des Deutschthums; von ihnen strömt unaufhörlich deutsches Blut, deutsches Wort, deutsche Sitte, deutsches Kapital, deutsches Wesen aller Art über das Land; die slavische Rückströmung dagegen wird hier zersetzt und umgewandelt. Die Kinder von Polen, welche nach der Stadt gezogen sind, sprechen in der Regel mindestens ebenso gut Deutsch als Polnisch; führt sie ihr Geschick in einen rein deutschen Ort, so werden sie oder doch jedenfalls ihre Kinder vollständig deutsch. Umgekehrt werden jedoch viele Deutsche, welche aus der Stadt auf das Land ziehen, wenn nicht selbst, so doch im zweiten Geschlecht polnisch, namentlich wenn sie Katholiken sind oder wenn sie Mischehen eingehen. In den gebildeten und bemittelten Ständen kommt das jetzt allerdings nur höchst selten vor, häufiger bei den niederen. Vor 40, 30, selbst noch vor 20 Jahren fanden auch bei jenen, sogar in der Stadt seltsame Polonisirungen statt. Seitdem ist der Deutsche ernüchtert; das Feurige, Leidenschaftliche, Uebereinstimmende, Selbstvergessene in dem Volksgeist der Polen blendet ihn nicht mehr, er sieht darin nun eher Unbesonnenheit und Unselbstständigkeit, manchmal auch Spiegelfechterei und selbst Unwahrhaftigkeit. Nur Fremde, welche mit den noch seit den dreißiger Jahren in Deutschland und sonst herrschenden überschwänglichen Vorstellungen von polnischer „Hochherzigkeit“ nach polnischen Landen kommen, werden durch die ersten Eindrücke in denselben noch mehr bestärkt. So kann der eidgenössische Oberstlieutenant v. Erlach, welcher im Jahre 1863 bei den aufständischen Polen deren Kriegführung studirte, in seinem der Oeffentlichkeit übergebenen Bericht darüber nicht warm genug die Uebereinstimmung seiner Gefühle mit ihnen betonen. Obgleich er viel Leichtfertigkeit bis zur Gewissenlosigkeit, viel kindische Eitelkeit und Windbeutelei, besonders bei jungen Edelleuten, bemerkte, so wurde er doch durch deren „ritterlichen Anstand“ in der äußern Erscheinung, durch „die Gabe, über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen“, und durch „die Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechts“ ganz bezaubert.

Doch wir kehren zu den posener Städten zurück. Welche Veränderung in sprachlicher Beziehung mit denselben seit 50 Jahren vorgegangen ist, dafür liefert folgende mir von einem alten jüdischen Gelehrten gemachte Mittheilung einen Beleg. Derselbe stammt aus dem Städtchen Scherkow nahe an der russisch-polnischen Grenze. In seiner Knabenzeit vor 1820 befand sich daselbst nur ein einziger Mensch, welcher Deutsch sprechen und lesen konnte; er hatte beides beim preußischen Militär gelernt. Wenn an den Magistrat von einer Behörde ein deutsches Schreiben kam, so wurde dieser Mann gerufen, um dasselbe zu verdolmetschen. Jetzt befinden sich in dem Städtchen nicht nur viele Deutsche, sondern die dortigen Juden haben indeß Hochdeutsch gelernt und auch die meisten Polen sprechen es. Von den Erwachsenen jeder Abstammung wird wenigstens ein Drittel deutsche Briefe lesen können und verstehen.

Es ist zu bedauern, daß bei den Veröffentlichungen über die statistischen Erhebungen die Sprachverhältnisse in den Städten nicht von denen des platten Landes gesondert werden. Es würde sich dann wohl ein erheblicher Unterschied zeigen, und zwar würde sich die etwaige Vermehrung der Deutschsprechenden wahrscheinlich als hauptsächlich auf die Städte fallend erweisen.

Diese Vermehrung im Verhältniß zu den Polnisch-Sprechenden scheint in der Provinz im Allgemeinen jetzt einen Stillstand zu nehmen, wenigstens ist sie von der Volkszählung im Jahre 1861 bis zu derjenigen des Jahres 1864, wie es scheint, durchaus nicht eingetreten, während sie in den früheren Zählungsperioden immer mehr oder weniger ansehnlich war. Im Jahre 1815 zählte die Provinz 775,900 Einwohner, wovon etwa 160,000 Deutsche, so daß also auf 100 Polen etwa 25 Deutsche kamen. Das beruht aber nur auf ungefährer Schätzung; amtlich gezählt hat man erst seit den fünfziger Jahren. Dabei fand man im Jahre:

		Einw.	Polen	Deutsche		Deutsche		Polen
1858	unter	1,403,638	783,692	619,936	=	79	auf	100
1861	„	1,467,604	801,521	666,083	=	83	„	100
1861	„	1,523,729	ca. 870,000	650,000	=	74¾	„	100

Vom berliner statistischen Bureau sind die Zahlen vom Jahre 1864 noch nicht veröffentlicht; ich benütze hier eine Notiz im Staatsanzeiger, welche aus amtlicher Quelle geschöpft zu sein scheint.

Sonach haben sich, wenn die Zahlen vom Jahre 1864 richtig sind, die Deutschen von 1861 bis 1864 nicht unerheblich, aber bedeutend im Verhältniß zu den Polen vermindert. Wenn wir nach den Gründen dieser Erscheinung suchen, so ist zunächst zu bemerken, daß die Bevölkerung der Provinz in dieser Periode sich überhaupt wenig vermehrt hat. Während diejenige des ganzen Staates von 18,491,220 auf 19,252,363, also um 4,12 % stieg, vermehrte sich diejenige von Posen nur um 3,83. Dasselbe gehört sonach zu den Provinzen mit der geringsten Vermehrung, während Brandenburg und Preußen, welche daran grenzen, die größte, nämlich um 5,92 % und 5,15 % hatten.

Ich schreibe diesen Umstand der besonders starken Auswanderung aus der Provinz zu. Auch die hierauf bezüglichen Tabellen von 1862 bis 1864 sind vom statistischen Bureau noch nicht ausgegeben. Aber in den 3 Jahren von 1859 bis 1861 wanderten aus Posen mit Paß in das Ausland mehr aus, als ein, 2815 Personen oder 0,19 % der Bevölkerung des Jahres 1861, aus dem ganzen Staate dagegen 30,984 Personen oder gegen 0,17 %. Also hat Posen etwa $^1/_{50}$ % der Bevölkerung durch genehmigte

Auswanderung mehr verloren, als der ganze Staat. Allem Anscheine nach ist dieses Verhältniß 1862 bis 1864 für Posen noch weit ungünstiger. Ueberdies kommt dazu noch die Auswanderung ohne Paß und aus dieser Provinz in andere, welche von den Behörden nicht berechnet wird.

Alle drei Arten von Auswanderung fallen aber fast ganz auf den deutschsprechenden Theil der Bevölkerung. Der Pole wandert nicht aus; es fehlt ihm dazu an Lebhaftigkeit des Strebens, seine äußere Lage zu verbessern, an Unternehmungsgeist und an Umsicht. Auch hindert ihn daran, daß er keine Weltsprache spricht. Dagegen wird der Deutsche von jenen Eigenschaften, welche ihn in dieses Land gebracht haben, z. Th. auch wieder fortgeführt. Das Ziel der Auswanderung ist sehr verschieden. Nach Rußland und Polen ziehen besonders Landwirthe, Müller (in Polen müssen die Mühlen selten andere Besitzer haben, als Deutsche), Techniker aller Art, Gärtner, Handwerker und ländliche Arbeiter. Nach England hat mehr den Hang außer dem Techniker der junge Kaufmann, auch der Handwerker. Nach Amerika wandern dieselben Volksklassen, wie aus anderen deutschen Ländern, namentlich Landleute mit einem kleinen Kapital — und wenn dasselbe auch nur zur Bestreitung der Ueberfahrt ausreicht. In noch größerer Anzahl als die eigentlichen Deutschen wandern die Juden aus. Auch an ihnen erleidet die deutsche Sprache in der Provinz Verlust. Doch diesen Volksstamm behandle ich in einem besondern Artikel. Wie dem nun auch sei, es kann nicht bestritten werden, daß die Deutschen — als solche diejenigen gerechnet, welche sich in ihrer Familie der deutschen Sprache bedienen — im Lande Posen sich erheblich in der Minderheit befinden und auch noch lange darin verbleiben werden. Wer also blos zählt und nicht wägt, der muß Posen als ein überwiegend polnisches Land ansehen.

Keineswegs in demselben Maße steht den Polen nebst ihren deutschen Fürsprechern ein anderes Moment für diese Ansicht zur Seite, nämlich die Geschichte. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sie die älteren Besitzer des Gebietes sind oder vielmehr waren — die Zeit vor der Völkerwanderung außer Acht gelassen — so ist es doch eine reine Willkür, die Geschichte des letzten ganzen oder auch nur halben Jahrhunderts gleichsam als nicht vorhanden zu betrachten. Sie aber spricht uns Deutschen das Land zu — und es ist über unsern Besitz schon Gras gewachsen. Andere Gründe für ihre ausschließlichen und überwiegenden Rechte können sie nicht anführen.

Jener eine stärkste Grund ist aber dennoch hinfällig; denn, wie gesagt, die Mitglieder beider Stämme müssen gewogen und nicht blos gezählt werden.

4. Polen und Deutsche nach Gewicht und Bedeutung.

Wenn wir die beiden Völker, welche die Provinz Posen bewohnen, in ihrer gesellschaftlichen Stellung und kulturlichen Bedeutung gegen einander abwägen wollen, so finden wir, indem wir zuerst die Polen auf die Wagschale legen, daß dieselben hauptsächlich aus fünf Ständen bestehen: dem grundbesitzenden Adel, der katholischen Geistlichkeit, dem Bauernstande nebst dem ländlichen Arbeiter ohne Besitz, dem Kleinbürgerstande und dem Gesinde. In allen haben sie an den Deutschen Mitbewerber in der Provinz selbst, welche ihnen durch überlegene Bildung und Tüchtigkeit gefährlich werden, selbst als katholische Priester. Von der Nebenbuhlerschaft der ganz deutschen, protestantischen Geistlichkeit will ich geschweigen; sie gehört, wie sich durch die vor etwa Jahresfrist in der Schenkelschen Angelegenheit abgegebene öffentliche Erklärung erwiesen hat, ungetheilt der neuen, starkgläubigen Schule an, und in dieser Richtung wird sie es den katholischen „Amtsbrüdern" doch niemals gleich thun und ihnen in keiner Weise gefährlich werden.

Dagegen ist die deutsche Mitbewerbung um den bäuerlichen Grundbesitz wichtig für das Polenthum; denn in dem Bauernstande ruht seine physische Kraft. In welchem Verhältniß dieser kleinere Grundbesitz zwischen beiden Volksstämmen vertheilt ist, darüber kann ich Genaues nicht angeben, weil darüber keine statistischen Aufnahmen stattfinden; doch glaube ich nicht, daß die Deutschen den Polen darin schon die Wage halten. Ziemlich geschlossen liegen die deutschen Dörfer in einem mehr oder weniger breiten Streifen an den Grenzen von Schlesien, Brandenburg und Westpreußen; vereinzelte ganz oder überwiegend deutsche Landgemeinden in der ganzen Provinz zerstreut, werden aber gegen Osten allmälig seltner. Ob die deutschen Bauern den polnischen gegenüber im Allgemeinen Boden gewinnen, kann ich gleichfalls nicht durch Zahlen nachweisen; nach meinen persönlichen Beobachtungen glaube ich es allerdings, obgleich es seit etwa 10 Jahren, nämlich seitdem durch die Einwirkung der Jesuiten der polnische Bauer weniger dem Trunk ergeben ist, viel langsamer damit geht, als früher. Eine national-polnische Gesinnung sucht man bei dem letztern vergebens; er befindet sich unter preußischem Scepter wohl und weiß aus der Ueberlieferung der Väter noch ganz gut, in welchem Druck und Elend er in der freien „Republik" schmachtete. Er ist deswegen auch ein abgesagter Feind aller Verschwörungen und Aufstände und geht darin vollkommen mit seinen Standesgenossen jenseits der russischen Grenze Hand in Hand. Während dort 1863 die von russischen Truppen versprengten Reste der unglücklichen, thörigten, verführten Milchbärte, welche Mieroslawski aus Preußen in das Feuer geführt und dann verlassen hatte, von ihren eigenen Landsleuten mit Knitteln todt geschlagen wurden, beschenkten die polnischen Bauern der Umgegend von Inowraţlaw die dorthin versprengten russischen Soldaten mit Cigarren und Trinkgeldern. Da rede man noch von einem polnischen Volkskriege gegen die Russen!

Von noch größerer Wichtigkeit für das polnische Volksthum ist die Mitbewerbung der Deutschen um den großen Grundbesitz. Wenn es ihnen gelingt, den polnischen Adel von seinen Gütern, seiner „Hintermauer", wie er sie nennt, zu verdrängen, so ist jenem die Lebensader unterbunden; denn im Adel hat das volksthümliche Streben seine entschiedensten, eifrigsten und ausdauerndsten Vertreter, während die Geistlichkeit darin wohl meistentheils mit ihm Hand in Hand geht, aber eigentlich hauptsächlich eine finstere Priesterherrschaft als Ziel vor Augen hat, und aus den anderen Ständen nur die unerfahrne, phantastievolle Jugend für die „Nationalität" schwärmt und nur vereinzelte Männer mit einer gewissen Halbbildung bis in reifere Jahre für die Theilnahme bewahren. Die bei den Polen allerdings sehr einflußreichen Frauen ereifern sich nur darum für dieselbe, weil sie in ihrer Unklarheit sie mit der katholischen Religion verwechseln. Beim polnischen Kleinbürger, der es im Hasse gegen die Deutschen ziemlich am weitesten bringt, ist dazu an sich nicht der Sinn für die Nationalität der Grund, sondern sein Unterliegen im gewerblichen Wettkampf mit ihnen. Er wird von ihnen aus den größeren in die kleinen Städte, von der Selbstständigkeit zur Gehilfen- und Arbeiter-Stellung gedrängt.

Also im Adel hat der polnische Nationalgeist seinen Hauptsitz. Wenn derselbe aber den Grundbesitz verliert, so büßt er damit seine stoffliche Unterlage, seinen Einfluß, seine Bedeutung, sein ganzes Wesen ein, er geht zu Grunde und mit ihm der polnische Nationalgeist. Nun die Gefahr ist nicht blos da, sondern der Kampf wird seit einigen Jahrzehnten von polnischer Seite mit der größten Anstrengung, dennoch aber unter fortwährenden Verlusten geführt, wogegen bei den Deutschen in ihrer Gesammtheit nationale Ideen gar nicht in das Spiel kommen, ihnen Plan und Absicht fern liegen, sie sich eines Kampfes kaum bewußt werden, und im Grunde auch nicht sie selbst, sondern nur ihr überlegenes Kapital für sie kämpft und Siege erficht.

In der That, seitdem die preußische Staatsregierung zu der Einsicht gelangt ist, daß sie einen Selbstmord begeht, wenn sie den polnischen Adel im Besitz seiner Güter erhält, was sie nach althohenzollerschen, adelsfreundlichen Grundsätzen bis in die dreißiger und selbst vierziger Jahre dieses Jahrhunderts that, seitdem ist das Bestreben desselben, sich aus eigenen Kräften darin zu erhalten, hoffnungslos geworden. Wir können dieses gemeinsame Streben und Kämpfen nicht ohne ein Gefühl der Achtung betrachten, wie jedes willenskräftige Einstehen Aller für Einen und Eines für Alle; aber die Erreichung des Zieles ist unmöglich; die Uebermacht auf der andern Seite ist zu groß. Die Geschichte, die Zeit, der Geist stehen den Polen entgegen. Sie nehmen wesentlich blos Theil an dem großen Wettkampf des Adels gegen das Bürgerthum, des Feudalwesens gegen die Industrie, des Mittelalters gegen die Neuzeit — und dieses auf einem besonders ausgesetzten Posten. Auch anderwärts muß der Groß-Grundbesitz allmälig ganz in die Hände des Bürgerstandes fallen; nur spricht letzterer sonst meistens dieselbe Sprache mit dem verfallenden Adel; der Uebergang einzelner Glieder von einem zum andern und das Neuleben einzelner Familien des letztern ist deswegen leichter. Hier aber gehört der Bürgerstand einem oder vielmehr zwei ganz anderen Stämmen an, nämlich dem deutschen und jüdischen; er ist zugleich Vertreter eines politisch siegreichen Volkes und wird mit den großen Mitteln des Staates unterstützt, welche sonst meistens auf der andern Seite stehen.

Immerhin bewirkt der kräftige Widerstand doch, daß der unabwendbare Entwicklungsgang mehr oder weniger aufgehalten wird. Amtlichen Quellen entnehme ich folgende statistische Aufstellung aus dem November vor. J.: „Im Jahre 1859 wurde nachgewiesen, daß sich damals 884 Ritter- und andere größere Güter in den Händen polnischer, 786 solche Güter in den Händen deutscher Besitzer befanden. Aus den neuesten statistischen Nachweisungen ergibt sich, daß inzwischen das Verhältniß für die Deutschen noch günstiger geworden ist. Deutschen Gutsbesitzern gehören gegenwärtig 2,529,559 Morgen, den polnischen 2,863,514 Morgen u. s. w. Daß die Zahlen von gleicher Bedeutung zur Vergleichung vermieden werden, daraus ist zu schließen, daß die Vermehrung des deutschen Besitzes von 1859 bis 1861 nicht erheblich ist. Es wird indeß noch versichert, daß „die Zahl der deutschen Besitzer diejenige der polnischen schon überwiege". Wir glauben das nun zwar recht gern, aber wir möchten doch die Zahlen selbst zur Ueberzeugung erfahren. Jedenfalls ist der Fortschritt des Deutschthums seit der preußischen Besitznahme des Landes, zu welcher Zeit es doch so gut als gar keine deutschen Rittergutsbesitzer gab, sehr bedeutend. Wenn derselbe augenblicklich auch langsamer ist, so kann und wird er vielleicht schon bald wieder beschleunigt werden, z. B. wenn der ausdrücklich zur Erhaltung des Grundbesitzes in Posen in den Händen der Polen gegründete Verein „Tellus" sich wieder auflöst, was ich für wahrscheinlich erachte. Daß seit Kurzem drei polnische Magnaten, darunter der Fürst Sulkowski, ihre ausgedehnten Herrschaften an Deutsche verkauft haben, ist ein Beweis, daß wenigstens der „Schurke" (laidak), welchen der verstorbene Graf Dzialynski auf diese Verletzung der Nationalinteressen setzte, nicht mehr beachtet wird und kein Hinderniß ist.

Zeigen sich sonach die Deutschen in denjenigen Volksklassen, welche den Kern und die Blüthe des Polenthums umfassen, auf dessen eigenstem Felde als gefährliche Nebenbuhler der Polen, so besitzen sie ein großes, wichtiges, ja für das Volksleben das wichtigste Feld, auf dem sie ganz uneingeschränkt herrschen, unbehelligt durch irgend eine polnische Mitbewerbung; sie nehmen ausschließlich den höhern Bürgerstand ein. Dadurch sind sie Herren über den Handel, die Gewerbe, besonders die Großindustrie, das Kapital, sie haben ausschließlich alle Zweige der Staatsverwaltung, die Kunst, die Wissenschaft, den geistigen Fortschritt in ihren Händen, mit einem Worte — sie sind die Träger der Kultur.*)

Einen Beweis für diese Sachlage würden die Steuerlisten, nach dem Volksthum der Steuernden geordnet, abgeben. Ich bin jedoch nur in der Lage, eine derartige Statistik von der Hauptstadt der Provinz vorführen zu können. Hier bildeten damals die Polen der Zahl nach noch ein starkes Drittel der Bewohner, aber in diesem Verhältniß trugen sie bei weitem nicht zu der Steuerlast bei. Es wurden dort im Jahre 1862: 21,556 Thlr. an Gewerbesteuer aufgebracht, davon trugen 1788 deutsche (hier wie immer einschließlich der jüdischen) Kaufleute und Gewerbtreibende 17,887, 553 polnische 3669 Thlr. Das Einkommen der einkommenpflichtigen 569 Deutschen wurde auf 1,613,902 Thlr. abgeschätzt, dasjenige der 75 Polen auf 268,983 Thlr.; erstere zahlten nach Abzug des auf die Mahl- und Schlachtsteuer berechneten Betrages 19,678, letztere 2752, zusammen 22,430 Thlr. Einkommensteuer. Von den städtischen Grundstücken wurde ein Reinertrag von 535,868 Thlr. berechnet, wovon auf 883 Deutsche 441,463, auf 333 Polen 94,405 Thlr. kamen; erstere zahlten demgemäß 11,003, letztere 2867 Thlr. Grundsteuer. In entsprechendem Verhältniß zu diesen Steuerkräften stand auch die Zahl der Wahlmänner bei der letzten Landtagswahl, es gab deren nämlich in diesem Wahlkreise 135 deutsche und 35 polnische.

So ungünstig die Polen nach Ausweis dieser Zahlen in der Stadt Posen auch gestellt sind, so werden sie in den übrigen 35 Städten der Provinz, welche über 3000 Einwohner haben, durchschnittlich doch noch ungünstiger stehen. In 15 derselben, und darunter den nächstgrößten: Bromberg mit 26,059, Rawitsch mit 9591, Lissa mit 10,898 Einwohnern, sind entweder gar keine oder nur unerheblich wenige Polen.

Bei der Gelegenheit will ich versuchen, eine Erklärung der auffallenden Erscheinung zu geben, daß der Pole so selten einen tüchtigen Kaufmann abgibt. Der Kaufmann muß Stetigkeit, Ordnungsliebe und scharfen Verstand besitzen, und das sind drei Eigenschaften, in denen der Pole vorzugsweise schwach ist, namentlich in der letztern. Von Kindheit an wird er dazu angehalten, und es wird als die erste Tugend angerechnet, nur immer ohne Prüfung, ohne

*) Es darf auch nicht übergangen werden, daß sie die Vertreter des Protestantismus gegenüber dem polnischen Katholicismus sind.

eigenes Nachdenken zu glauben: die wunderlichsten Heiligengeschichten, die abgeschmacktesten Märchen über polnische Geschichte und über politische Vorkommnisse der Gegenwart. Versucht der junge Pole nur im Geringsten den Maßstab der Vernunft an die seltsamsten kirchlichen Glaubenssätze anzulegen oder gegenüber den unbegrenzten Ansprüchen seiner Nationalität auf seine Kräfte und sein Lebensglück mit wirklichen Größen zu rechnen, so trifft ihn sogleich das Schreckenswort: du bist kein Katholik, oder: du bist kein Patriot. Da er beides aber doch sein will und muß nnd von dem Prüfen und Nachdenken nur Nachtheil erfährt, so läßt er das lieber ganz sein, ergibt sich einer dämmerigen Geistesträgheit, einer träumerischen Vertiefung über den Werth des Dinges „polnische Nationalität", welches kaum mehr als ein Gespenst ist, und nimmt nur für seine eigenen, nicht sehr gewissenhaften Erzählungen denselben prüfungslosen Glauben in Anspruch, den er selbst schenkt. Soll nun eine solche Natur als Kaufmann unaufhörlich rechnen, grübeln, prüfen und sich prüfen lassen — ja dann geht das eben nicht.

Nichts würde die Kraft und Bedeutung des Deutschthums in der Provinz so schlagend beweisen, so hell an das Licht bringen, als eine möglichst vollständige Statistik des Vereinslebens im Vergleich mit anderen, besonders den benachbarten Provinzen; denn diese friedlichen, bürgerlichen Vereine sind nicht blos von den Deutschen eingeführt, sondern werden auch fortdauernd überwiegend von ihnen gehalten. Mir liegt leider in der Beziehung gar zu wenig Stoff zur Hand; doch will ich davon Alles zusammenstellen, was ich vermag.

Wir hatten in Posen im Jahre 1864 bei 1,523,729 Einwohnern 24 landwirthschaftliche Vereine, an welchen fast nur deutsche Mitglieder betheiligt sind. Die Polen halten sich von denselben fern, weil ihre besouderen Vereine, als bloße Aushängeschilder zu Verschwörungen gegen den Staat, aufgelöst wurden und weil wenigstens in dem drei Viertel der Polen umfassenden Regierungsbezirk Posen nur solche gestattet werden, welche den Oberpräsidenten als ihren obersten Vorsteher anerkennen. Es kam demnach im Ganzen auf 61,900 Seelen ein Verein. In den Provinzen:

			Einw.		Vereine		Verein		Einw.
Preußen	kommt	bei	3,014,505	und	110	=	1	auf	27,405
Brandenburg	„	„	2,616,583	„	57	=	1	„	45,905
Pommern	„	„	1,437,375	„	36	=	1	„	39,927
Schlesien	„	„	3,510,706	„	72	=	1	„	48,760

Sonach steht Posen seinen Nachbarprovinzen in der Zahl der landwirthschaftlichen Vereine verhältnißmäßig bedeutend nach, wenn dieselben auf die ganze Einwohnerzahl gerechnet werden. Anders gestaltet sich die Sache, wenn wir blos die 650,000 deutschen Einwohner in Rechnung setzen, aus deren Mitte sie eben nur ihre Mitglieder erhalten; dann fällt ein Verein auf 27,083 Einwohner. Alsdann geht Posen allen Nachbarprovinzen voran, auch der Provinz Preußen, wo dieses Vereinswesen seit einigen Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat.

Es gibt ferner in der Provinz Posen jetzt 27 Männer-Turnvereine. Dieselben können wir ohne Weiteres nur auf die deutschen Bewohner rechnen, da an denselben durchaus kein Pole theilnimmt; dann fällt einer auf 23,333 Seelen und bei 1623 Mitgliedern eines auf 400 Seelen. In Preußen sind deren 41, also einer auf 73,526 Seelen und 4020 Mitglieder, also eines auf 749 Seelen. In Pommern sind 61 Vereine, also einer auf 23,568 Seelen, und 4931 Mitglieder, also eines auf 292 Seelen. In Schlesien sind 89 Vereine, also einer auf 39,446 Seelen, und 7127 Mitglieder, also eins auf 492 Seelen. Brandenburg schließe ich von der Vergleichung aus, weil die in dieser Provinz gelegene Hauptstadt des Staates die Vergleichsbedingungen verändert. So ergibt sich, daß Posen nur von Pommern und zwar allein in der Zahl der Turner übertroffen wird.

Der „Deutsche Nationalverein" alsdann zählte im Jahre 1862 in der Provinz Posen 341 Mitglieder, also nach der damaligen Volkszahl ein Mitglied auf 4383 Seelen und eines auf 1818 deutsche Einwohner, während sich in Preußen 1107 Mitglieder, also eines auf 2591 Seelen, in Pommern 385 Mitglieder, also eines auf 3868 Seelen, in Schlesien 293 Mitglieder, also eines auf 11,573 Seelen, befanden. Indem Brandenburg aus demselben Grunde, wie oben, vom Vergleich ausgeschlossen wird, ergibt sich auch hier wieder ein siegreiches Wettwerben Posens mit den Nachbarprovinzen in der Theilnahme für öffentliches Leben. Außerdem zählte damals und zählt wohl noch jetzt der „Verein zur Wahrung der deutschen Interessen" über 200 Mitglieder.

Man wende nicht ein, daß auch Preußen und Schlesien große Massen von slavischer Bevölkerung umschließen, welche bei Vergleichungen mit Posen gleichfalls in Abzug gebracht werden müßten. Damit gibt man mir nur blos Wasser auf meine Mühle; ich bin ganz zufrieden, wenn man mir einräumt, daß die Deutschen hier dieselbe Stellung zu den Slaven einnehmen, wie dort.

Vergleiche zu ziehen bin ich bei folgenden Vereinen der Provinz Posen nicht in den Stand gesetzt: 2 deutsche und 2 polnische Bodenkredit-Vereine, 1 Feuerversicherungs-Verein, 5 Freimaurer-Logen, 3 bis 4 ärztliche Vereine, 2 Lehrerwittwenkassen-Vereine, 2 Pestalozzi-Vereine, alle ganz oder überwiegend deutsch, wenn es nicht anders bemerkt ist. Sänger-Vereine, Schützen-Vereine, erstere nur deutsch, letztere z. Th. gemischt, wie z. B. in der Stadt Posen, gibt es in jeder Stadt von wenigstens 3000 Einwohnern, auch in vielen kleineren. Dazu kommen mehre Handwerker-Vereine, ganz deutsch, Schützen-Genossenschaften, technische Vereine, 1 Kunst-Verein u. s. w.

Die litauische Sprachfamilie.

Von **Rudolf Rost.**

Vom Ganges bis zum Westende der pyrenäischen Halbinsel, von Sicilien bis zum Nordcap treffen wir eine lange Kette verwandter Sprachen, deren gemeinsame Abstammung von einer indoeuropäischen Stammmutter eine Vergleichung der ältesten Formen der den einzelnen Sprachfamilien zu Grunde liegenden Sprachen beweist. Das Ursprüngliche, das Erbgut der Mutter, ist jedoch höchst ungleich unter diese Töchter vertheilt, denn je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr finden wir von jenem Erbtheile, am meisten also in der Sanskritsprache, je weiter nach Westen, desto weniger, daher sich denn auch die westlichste Sprache, die keltische, am meisten vom reinen Typus entfernt hat. Es erklärt sich diese Erscheinung aus der größern oder geringern Entfernung der Sitze dieser Völker von dem als Ursitz der Indoeuropäer anzunehmenden, westlich von dem Gebirgsrücken des Mustag und Belurtag gelegenen Hochland. Es mögen sich wohl die westlichsten Völker am frühesten auf die Wanderschaft begeben und daher auch ihre ursprünglichen Sprachen am meisten und ehesten verändert haben, während die am spätesten vom Ursitze herabgestiegenen Perser und Inder gleichsam als der Rest jener indoeuropäischen Urbevölkerung betrachtet werden müssen. In Indien können wir jene Ursitze des Muttervolkes aber um deswillen nicht suchen, weil die arische Bevölkerung Indiens deutlich als eine eingewanderte erkannt wird, durch welche schon vorhandene Aboriginer (Ureingeborne) zurückgedrängt wurden.

Der indoeuropäische Sprachstamm zerfällt in acht Sprachfamilien: die indische, persische, griechische, lateinische, keltische, slavische, germanische und litauische.

Ehe wir zur nähern Betrachtung der letzten dieser Sprachgruppen übergehen, ist es nöthig, wenigstens in etwas das Verhältniß des Litauischen zur slavischen Sprachfamilie, welcher es am nächsten verwandt ist, anzudeuten. Die von Letten und Litauern bewohnten Landstriche sind ursprünglich fast ringsum von slavischen Völkerschaften umgeben gewesen. Als die nächsten Nachbarn erschienen später im Westen die Germanen. Indem wir die augenfällige Verwandtschaft des Wortschatzes im Litauischen und Slavischen bei Seite stellen, weil sie sich weit über die Grenzen dieser beiden Sprachfamilien hinaus erstreckt, nämlich bis über alle indoeuropäischen Sprachen, die im Wesentlichen dieselben Grundwurzeln haben, wollen wir einige Hauptpunkte aus der Formenlehre kurz namhaft machen. Gemeinsam sind der litauischen und slavischen Sprachfamilie rücksichtlich der Formenlehre der Mangel eigentlicher Passivformen; die Anfügung des Pronomen reflexivum an alle Activformen behufs Bildung eines Mediums, das im Litauischen echte Medialbedeutung, im Slavischen oft auch Passivbedeutung hat; der Mangel von Perfectreduplication und Augment. Von den Verschiedenheiten beider Familien, die größer sind, als die zwischen den einzelnen Gliedern der germanischen Familie, mögen folgende erwähnt werden: Im Nachtheil gegen die slavischen Sprachen und in einen sonderbaren Gegensatz gegen alle übrigen Glieder des indoeuropäischen Sprachstammes stehen die litauischen Idiome durch Entbehrung aller Aspiraten; der Litauer bewahrt ursprüngliches s, wo der Slave es in den Kehllaut verwandelt; das Slavische duldet nur vocalischen Wortauslaut, hat also unendlich oft Consonanten am Ende des Wortes verloren, die das Litauische bewahrt; das Litauische hat die alte Futurbildung mittelst s bewahrt, im Slavischen ist dieselbe untergegangen; das Litauische kennt nicht den slavischen Unterschied momentaner und durativer Verba; überhaupt ist im Verbum das Slavische alterthümlicher und ausgebildeter, im Nomen dagegen das Litauische.

Zur litauischen Sprachfamilie gehört nun zuerst jene Sprache, welche unter allen Idiomen Europa's am nächsten verwandt mit dem Sanskrit ist, nämlich die litauische (im engern Sinne). Die beiden Schwestersprachen desselben, die preußische und die lettische, stehen in Rücksicht auf ihren Umfang und Wortreichthum zwar auf einer Stufe, nur hat das Lettische viele deutsche Elemente in sich aufgenommen und ist auch das jüngere Idiom. In grammatischer Beziehung sind jedoch beide Sprachen weit verschieden von einander. Denn während das Litauische, durch seine abgeschlossene Lage geschützt, mit wunderbarer Treue die ursprünglichen Formen erhalten und, mehr dem Wohlklang, als einer logischen Genauigkeit folgend und eine freiere und kühnere Construction der Perioden annehmend, selbst eine vollständigere Entwicklung erhalten hat, so ist dagegen das Lettische so mangelhaft an Flexionen geworden, wie das Persische, Englische oder Deutsche. Das Preußische, welches zwischen dem Litauischen und dem Lettischen gewissermaßen in der Mitte steht, wurde einst gesprochen in dem Küstenstrich zwischen Weichsel und Riemen, ist aber bereits ausgestorben und vom Deutschen verdrängt.

Das Litauische wird gegenwärtig vom Volke noch gesprochen in dem nördlichen Theile Ostpreußens und in weiterer Ausdehnung in den angrenzenden Theilen Rußlands, in dem westlichen und nordwestlichen Theile des Großherzogthums Litauen. Eine Linie von Labiau am Kurischen Haffe, sagt Schleicher in seinem ausgezeichneten Handbuche der litauischen Sprache, in östlicher Richtung bis Grodno, von hier mit einer kleinen Ausbiegung nach Osten nordwärts bis in die Nähe von Dünaburg und von da westwärts zurück an die See (etwa nach Libau) dürfte nach den bisherigen Angaben das Gebiet der litauischen Sprache im Ganzen und Großen umschreiben. Im preußischen Litauen ist die litauische Sprache und Nationalität schon tief herabgedrückt und fast ausnahmlos auf die niederste Volksschicht beschränkt. Besonders im Süden des Sprachgebietes ist das Litauische in ziemlich raschem Aussterben begriffen; so sind die Kreise Labiau, Insterburg, Gumbinnen, Goldapp zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch fast durchaus litauisch, nunmehr bereits fast gänzlich deutsch geworden; in den Kreisen Pilkallen, Stallupönen, Tilsit, Ragnit, Niderung sind ebenfalls sogar auf dem Lande die wohlhabenderen Leute und die Bewohner der Pfarrdörfer meist deutsch, die Bevölkerung im Ganzen ist jedoch vorherrschend litauisch; in den Kreisen Heidekrug und vor allem im Kreise Memel ist das litauische Element am stärksten vertreten. Die Städte sind durchaus deutsch. Die in

Rußland erscheinenden Werke und der Kalender in litauischer Sprache beweisen, daß dort die litauische Sprache mehr noch auch den wohlhabenderen und theilweise gebildeten Theil der Bevölkerung umfaßt.

Sowohl auf dem preußischen, als auch auf dem russischen Gebiete theilt sich das Litauische in verschiedene Mundarten, die sich jedoch sämmtlich unter zwei Hauptmundarten bringen lassen: Hochlitauisch und Niederlitauisch, oder Litauisch im engern Sinne und Schamaitisch. Die letztere Mundart herrscht im Norden des preußischen und russischen Litauens. Im Preußischen kann etwa der Memelstrom als Grenze beider Mundarten gelten. Denkt man sich die Linie verlängert, so scheidet diese Verlängerung auch in Rußland die beiden Mundarten. Der Unterschied zwischen ihnen kommt dem zwischen Hoch- und Niederdeutsch, dem zwischen äolisch-dorisch- und attisch-ionisch-Griechisch ungefähr gleich. Der Uebergang vom Hochlitauischen zum Niederlitauischen ist ein ganz allmäliger und nimmt in der Richtung von Süden nach Norden zu.

Ein näheres Eingehen auf die herrlichen Formen dieser leider im Aussterben begriffenen Sprache werden wir bei der Betrachtung des Lettischen und zwar in Vergleichung mit demselben vornehmen.

Das Lettische verhält sich zum Litauischen, wenn man die Entwicklungsepochen berücksichtigt, wie das Mittelhochdeutsche zum Althochdeutschen, oder wie die jüngere Schwester zur älteren. Es ist in seinen grammatischen Formen bedeutend abgeschwächter als das Litauische. Die Letten nennen sich selbst, sagt Bielenstein in seinem trefflichen Werke, „die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen", das wir der folgenden Ausführung zu Grunde legen, Latno-ischi. Das Lettische wird gegenwärtig gesprochen in der ganzen Provinz Kurland mit Ausnahme des schmalen Küstenstrichs 56 Werst vom Vorgebirge Domesneß westlich und 12 Werst von eben da südöstlich, wo noch finnische Liven wohnen, in dem südlichen Theile Livlands, den man Lettland nennt, in dem südwestlichen Theil des Gouvernements Witepsk, in einigen verhältnißmäßig kleinen Theilen von Litauen, an der Südgrenze von Kurland, und in Preußen auf der Kurischen Nehrung, wohin sich bei dem früher lebhafteren Verkehr zur See wahrscheinlich lettische Ansiedler (Fischerbauern) vor Zeiten begeben haben. Die Größe des von etwas über eine Million Letten bewohnten Gebietes beläuft sich auf gegen 1000 Quadratmeilen.

Fast eben so hoch dürfte die Zahl der Litauer und die Größe des von ihnen bewohnten Ländergebietes anzunehmen sein. Während aber, wie wir bereits gezeigt haben, der Umfang des litauischen Volkes, wenigstens in Preußen, durch Germanisirung von Jahr zu Jahr allmälig abnimmt und seine Südwestgrenze bereits von der Weichsel bis an das Kurische Haff und fast bis an den Memelstrom hat zurückziehen müssen, bewahrt das lettische Volk seine Nationalität bis heute noch ungestört und unverändert fort. Das Lettische ist noch nirgends ausgestorben, höchstens ist es in den Städten und deren Nähe durch das Deutsche oder an den äußersten Ostgrenzen durch das Russische oder Polnische ein wenig verändert. Bemerkenswerth aber ist es für die geistige Ausbildung der Sprache und die Entwicklung der Literatur, daß das Lettische nebst dem Litauischen durch die eingewanderten geistig und politisch herrschenden Deutschen in Kurland und Preußen, durch die Polen in Litauen und im Witepskischen auf die Ackerbaubevölkerung des Landes oder den Dienstbotenstand der Städte zurückgedrängt und beschränkt ist, daß der Bürger und Handwerker, der Industrielle und der Kaufmann, der Literat und der Beamte, der Geistliche und der Gutsbesitzer in diesen Landstrichen entweder niemals Lette oder Litauer, sondern Deutscher, Russe oder Pole seiner Herkunft nach gewesen ist, oder aber seine lettisch-litauische Nationalität längst aufgegeben hat, um die der herrschenden Volksklasse und damit die sonst fehlende geistige oder politische Ebenbürtigkeit sich anzueignen.

Der lettische Zweig des lettisch-litauischen Sprachstammes zerfällt in zwei Hauptmundarten, die hochlettische oder oberländische und die niederlettische, welche letztere sich wieder in die nordwestkurische und mittlere Mundart spaltet.

Die hochlettische oder oberländische Mundart wird im östlichen und südöstlichen Theil des lettischen Sprachgebietes gesprochen, nördlich von der Düna: in den lettischen Distrikten des witepskischen Gouvernements und in einem angrenzenden Strich des Gouvernements Livland; südlich von der Düna: in Kurland in verschiedenen Abstufungen, in der ganzen selburgschen Oberhauptmannschaft, namentlich aber im illuxtschen Kreise. Im östlichsten Zipfel Kurlands, im oberlauzschen Kirchspiel, ist das Lettische vielfach mit russischen und polnischen Elementen gemischt.

Die nordwestkurische Mundart wird auf beiden Seiten des Windaustromes gesprochen, in dem Landstriche, den ehemals nach den ältesten vorhandenen Nachrichten die wahrscheinlich lettischen Wenden auf dem linken Windauufer und die finnischen Kuren auf dem rechten Windauufer bewohnten.

Die dritte Mundart herrscht in dem dritten überwiegend größten Theil des lettischen Gebietes, von Goldingen an der Windau bis Friedrichstadt in Semgallen und von Niederbartau unweit der preußischen Grenze bis Wolmar an der Aa. Mit Recht heißt diese Mundart die „mittlere," sowohl wegen der geographischen Lage, als auch wegen ihres Wesens, das zwischen oberländischer Starrheit und Härte und nordwestkurischer Zerflossenheit und Weichheit eine mittlere Linie einhält und deshalb ebenso zur allgemein giltigen Schriftsprache sich erhoben hat, als das attische Griechisch zwischen dem Dorischen und Jonischen.

Aus der geographischen Lage der lettischen sowohl, wie der litauischen Mundarten lassen sich bedeutungsvolle Schlüsse ziehen in Bezug auf die Urgeschichte dieses Volksstammes, insbesondere auf die Richtung, in welcher er aus Asien hergewandert ist. Es sind nämlich die Volksschichten, die räumlichen Verhältnisse der auf einander folgenden Volkslagerungen, wenn man diesen Ausdruck in dem Sinne nimmt, wie man von Gesteinlagerungen im Schooße der Erde spricht, höchst auffallend. Sie folgen auf einander in der Richtung von Nordwest nach Südost in schmalen Streifen, deren Längenausdehnung genau von Nordost nach Südwest sich erstreckt. Vorne im äußersten Nordwesten liegen die Tahmen (Nordwestkuren) von Dondangen bis gegen Libau. Zuächst dahinter, von Wolmar ab bis zur Mündung des Memelstroms, der Hauptstamm der Letten und daneben die Schamaiten (mittlere lettische Mundart und schamaitische oder niederlitauische Mundart), dahinter endlich als Nachtrab die lettischen und litauischen Oberländer von den Grenzen des pleskowschen Gouvernements bis nach Labiau am Kurischen Haff, ehemals bei Königsberg und noch weiter südlich (hochlettische und hochlitauische Mundart).

Zur Betrachtung der lettischen Sprache selbst im Vergleich mit der litauischen übergehend, beschränken wir uns natürlich nur auf einige Hauptpunkte.

Was zuerst die Betonung der Wörter betrifft, so ist

das Princip der Silbenbetonung im Lettischen ein wesentlich logisches. Es liegt demnach auf derjenigen Silbe der stärkere Nachdruck, welche die wichtigste für den Sinn des Wortes ist. Das Betonungsprincip im Lettischen ist im Allgemeinen genau entsprechend demjenigen im Germanischen und, was sehr beachtenswerth ist, ganz abweichend von demjenigen im noch verschwisterten Litauischen. Hier ist der Accent nicht an die Wurzelsilbe gebunden, wie im Lettischen; er ist nicht von der Endsilbe oder von der Quantität abhängig, wie im Griechischen; er haftet auch nicht an gewissen grammatischen, seien es Ableitungs-, seien es Beugungssilben. Er springt vielmehr scheinbar unregelmäßig und doch nicht ohne Gesetz von langen auf kurze, von Wurzel- auf Neben-, ja Endsilben und umgekehrt. Dieses höchst eigenthümliche litauische Accentuationssystem hat nach Bopp die meiste Aehnlichkeit mit dem sanskritischen. Wahrscheinlich ist es nun, daß ursprünglich im Lettischen diese alterthümlichere litauische Accentuation geherrscht, und daß erst in späterer Zeit das logische Princip in der Betonung zur Geltung gekommen ist. Sollte nun die Abweichung der lettischen Betonungsweise von der litauischen ihren Grund haben in den Einflüssen anderer Völker, so liegt es näher, diese Einflüsse bei den Liven und Esthen zu suchen, als bei den Germanen. Bei den finnischen Völkern liegt der Hauptton jedes Wortes auf der ersten Silbe und hat außerdem noch durch die Ordnung der Nebentöne oder die Vocalharmonie der Sprach-Rhythmus durchaus einen trochäischen Charakter.

In der ganzen lettisch-litauischen Sprachfamilie sind eigentlich nur zwei Geschlechter, Masculinum und Femininum, vertreten. Vom Neutrum finden sich höchstens geringe Reste beim Fürwort und beim Eigenschaftswort. Das Litauische bewahrt drei Numeri, Singular, Plural und Dual noch heute, während im Lettischen vom letzteren kaum Spuren aufzufinden sind. Das Lettische hat wie das Litauische im Singular sieben Casus, nämlich: Nominativ, Vocativ, Accusativ, Locativ, Genitiv, Dativ und Instrumentalis. Der Plural hat nur sechs Casusendungen, da der Vocativ keine besondere Form hat, sondern der Nominativ zugleich als Vocativ gilt. Dativ und Instrumentalis sind im Lettischen vielfach mit einander verschmolzen und gelten heutzutage, doch nicht ganz mit Recht, als ein einziger Casus. Der Dual im Litauischen hat nur zwei Endungen, eine für Nominativ, Accusativ, Vocativ, die zweite für den Dativ und Instrumentalis. Als Genitiv des Duals wird die entsprechende Form des Plurals gebraucht. Im größten Theile Litauens, südlich vom Memelstrome, ist der Dual gar nicht mehr gebräuchlich, selbst nicht in Verbindung mit der stets im Dual stehenden Cardinalzahl du.

Die Zahlen, welche im Litauischen bis mit 10, im Lettischen nur bis mit 9 Adjectiva mit beiden Geschlechtern und vollständiger Flexion sind, heißen im Litauischen: Wënas, du, trys, keturi, penki, szeszi, septyni, asztůni, dewyni, deszimtis; und im Lettischen: Wins, diwi, trîs, tschetri, pisi, seschi, septîni, astůni, dewîni, desmit.

Im Litauischen gibt es auch beim Verbum Singular, Plural und Dual; im Singular werden die drei Personen, wie in anderen Sprachen, durch die Personalendungen geschieden, der Plural und Dual aber kennt nur die Endungen der ersten und zweiten Person, während die dritte Person des Singular auch als dritte Person Pluralis und Dualis gebraucht wird, eine Eigenthümlichkeit, die sich schon in den ältesten Drucken und im nahe verwandten Preußischen findet, demnach also sehr alt ist. Das Litauische kennt nur ein Aktiv und ein durch Zusammensetzung des Aktivs mit dem Reflexivpronomen si gebildetes Medium, denn das Passiv wird, wie in vielen anderen Sprachen, umschrieben; es hat ferner ein Präsens, ein Präteritum, ein Futurum und ein Imperfectum, sämmtlich nur im Indicativ. Der Optativ und der Imperativ gehören ihrer Beziehung, nicht aber aber ihrer Form nach zum Präsens. Die Conjugationsformen der lettischen Sprache haben verhältnißmäßig nicht mehr diejenige Vollständigkeit, die den Declinationsformen eigen ist. Wenn auch bei letzteren das Neutrum und der Dual fehlt, so haben Masculinum und Femininum, Singular und Plural jedoch ihren streng geschiedenen Charakter, und die Sprache reicht damit aus. Ja in den Casusformen zeigt sich sogar eine reichere Fülle und eine größere Ursprünglichkeit als in manchen verwandten Sprachen. Beim Verbum dagegen sind die Personalendungen nur für die erste und zweite Person gut erhalten. Ein eigentliches Passivum gibt es gar nicht, außer geringen, und noch dazu sehr zweifelhaften Spuren. Von Modis existirt außer dem Indicativ nur ein Conditional und dieser nur im Präsens. Der Imperativ ist eigentlich nicht zu rechnen, da er mit Formen des Indicativs zusammenfällt. Von Temporibus haben nur das Präsens, das Präteritum und das Futurum im Indicativ nicht umschriebene Formen; die beiden ersteren sind einfach, das dritte ist zusammengesetzt. Alle übrigen Tempora und Modi fehlen. — Betrachten wir noch in Vergleichung mit dem Litauischen und Preußischen das Präsens des Hilfszeitwortes „sein". Dasselbe lautet im Lettischen:

Sing.: esmu, ich bin; essi, du bist; ir, iraid, er ist.
Plur.: essam, wir sind; essat, ihr seid; ir, iraid, sie sind.

im Litauischen:

Sing.: esmi, ich bin; essi, du bist; esti, est, er ist.
Plur.: esme, essam, wir sind; aste, essat, ihr seid; esti, est, sie sind.
Dual: esva, wir beide sind; esta, ihr beide seid; esti, sie beide sind.

im Preußischen:

Sing.: asmai, asmu, ich bin; assai, assei, du bist; ast, er ist.
Plur.: asmai, wir sind; astai, astei, assei, ihr seid; ast, sie sind.

Von den drei Gliedern der litauischen Sprachengruppe ist das eine, die Sprache der alten Preußen, einst gesprochen in dem Küstenstrich zwischen Weichsel und Niemen, bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausgestorben und vom Deutschen verdrängt. Wenige literarische Denkmäler derselben, eine Uebersetzung des lutherischen Katechismus, sind uns erhalten und diese zeigen die Sprache in einer Gestalt, welche in ihrem grammatischen Bau eine eigenthümliche Mischung von neuen und alten Formen aufweist. Während das preußische Declinationssystem im Ganzen minder vollständig, als das des Litauischen und Lettischen ist, indem der Dual, der Instrumentalis und Locativ fehlen, so finden sich von den geretteten Casus jedoch Formen, die durch treuere Bewahrung des ursprünglichen Gepräges das Litauische und Lettische, sowie auch die sämmtlichen slavischen Sprachen übertreffen.

Bei den Zeitwörtern findet man eine regelmäßige Conjugation. In der Conjugation des Hilfszeitwortes „sein", die wir bereits oben mit anführten, kommt das Preußische der Vollkommenheit des Sanskrit nahe, ja es wird sogar, wenn man das Wegfallen des Duals abrechnet, der dem Preußischen überhaupt abgeht, wegen der

Beibehaltung des Wurzelvocals noch regelmäßiger conjugirt, als selbst das Indische, welches im Sanskrit mit Hinweglassung des Duals folgendermaßen lautet:

Sing.: asmi, ich bin; asi (statt assi), du bist; asti, er ist.
Plur.: smas (statt asmas), wir sind; stha (statt astha), ihr seid; santi (statt asanti), sie sind.

Das Indische ist ja überhaupt ein Maßstab der Vergleichung, der die Stelle nachweist, welche die verschiedenen Völker in der großen Wanderung des Menschengeschlechts eingenommen haben. Es ergänzt die Lücken der Geschichte, indem es die Fortschritte jedes Zeitraumes bezeichnet, weniger noch durch seine literarischen Ueberlieferungen, in welchen die Einbildungskraft in tausend Farben spielt, als durch die Gesammtheit seines Wörterbuchs, welches ein treuer Erklärer unserer europäischen Sprachen ist. Noch in unseren Tagen hat jedes Volk an ihm ebenso innig Antheil, als am Griechischen und Lateinischen; und wenn ein wichtiger und feierlicher Gedanke würdig dargestellt werden soll, kann die Muse des Ganges sich getrost zu der am Tiberstrom gesellen.

Was aber die Sprache betrifft, über welche wir einen kurzen Ueberblick gegeben haben, so bietet ihr Studium dem Sprachforscher einen höchst anziehenden Stoff zur Vergleichung mit anderen Idiomen deshalb, weil in ihnen sich Formen vorfinden, die auf eine nähere Verwandtschaft mit dem Indischen hindeuten, als es bei den anderen Familien des indoeuropäischen Sprachstammes der Fall ist.

Stadt Steyer.

Studie von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

I.

Am Dreieck, von der grauen Enns gezogen
Und von der Steyer grünem Wellenbande,
Im Thale tief, am laubgeschmückten Rande
Der Höhen, die niederschaun im engen Bogen:
So hab ich ganz dein Bild in mich gezogen,
Ein herrlich Bild im schönen Vaterlande.
Oft schaut ich dich in deinem Schmuckgewande
Und hoher fühlt' ich stets die Pulse wogen.
K. Kaltenbrunner.

Wer von Oberösterreich nur das Salzkammergut gesehen, und auf der großen breitgetretenen Heerstraße der Vergnügungsreisenden über Salzburg hinein- und über Linz wieder herausgereist ist, oder diesen Weg in umgekehrter Richtung gemacht hat, wird immer mit der Meinung das Land verlassen, daß Linz die schönste Stadt von ganz Oberösterreich sei, und es auch in dieser Beziehung verdiene die Hauptstadt des ganzen Landes zu sein. Es gibt jedoch in dem östlich von der Traun gelegenen, sehr wenig bereisten und wenig gekannten Lande, das mit dem Salzkammergut den Traunkreis Oberösterreichs ausmacht und mit diesem weder an Anmuth noch an Großartigkeit der Landschaften zu wetteifern vermag, ein Städtchen, das dem mit so vielen eigenthümlichen Reizen ausgestatteten Linz die Palme der Schönheit wenigstens streitig machen kann und von dem unbefangenen Beurtheiler, der beide Städte kennt, in der Regel den Vorzug erhalten wird. Diese halb verborgene Perle aller oberösterreichischen Städte ist der alte Fürstensitz der Ottokare, Stadt Steyer.

Was den Ort, wo Steyer erbaut ist, so auszeichnet und ihm selbst vor Linz den Vorrang gibt, ist theils die Lage am Vereinigungspunkte der Enns mit der Steyer, theils die beträchtlich größere Nähe der Alpen. Die Entfernung von hier nach Linz beträgt etwa sechs Meilen und um ebenso viel ist Steyer den Alpen näher gerückt. Die äußersten Ausläufer derselben erstrecken sich fast bis an die Thore der Stadt, ja der hügelige Landrücken, auf welchem diese liegt, kann noch als ein solcher Ausläufer der Alpen betrachtet werden. Er hat die Gestalt einer lang gestreckten Landzunge, in welche die Wasserscheide beider Flüsse endigt. An seiner östlichen Seite kommt graden Laufes, in imposanter Breite und vollem, raschem Strome die grauliche Enns aus den Bergen, die sie kaum verlassen, hervorgeflossen, an seiner westlichen nähert sich dieser in einem scharfen Winkel die vielgewundene, kleinere und friedlichere Steyer, und nachdem sie ihre vor der Stadt durch Kunst in zwei Arme getheilten grünlichen Gewässer wieder vereint hat, ergießt sie dieselben in die grauen der Enns, zwischen denen diese noch weithin als ein langer grüner Streifen sichtbar bleiben.

Rings um die auf dieser Halbinsel angesiedelte Stadt haben sich nun Vorstädte angebaut, im Ganzen neun (Ennsdorf, Schönau, Reichenschwall, Vogelsang, Ort, Steyerdorf, bei der Steyer, Wiesenfeld, Aichet), von denen das jenseits der Enns gelegene Ennsdorf und das jenseits der Steyer gelegene Steyerdorf am größten sind, dieses sogar soweit die Steyer hinauf sich erstreckt (fast eine halbe Stunde lang), daß es für sich allein größer ist als die Stadt selbst.

Um die Schönheit der Lage zu vollenden, wird dies reizend gegliederte lebensvolle Ganze von ansehnlichen Hügelketten auf allen Seiten umzogen, welche die Blicke überall wohlthuend abschließen, die Landschaft mit dem dahinter sich erhebenden Gebirge vermitteln und selbst wieder die besten Uebersichtspunkte gewähren, um das so originelle, aus so mannigfaltigen Elementen bestehende Bild von Stadt und Landschaft von allen Seiten zu genießen.

Unter diesen Orten der Umgegend ist keiner geeigneter, die ganze Pracht der Lage von Steyer in Einem Blicke erkennen zu lassen, als der sogen. Taborberg (oder, wie das Volk sagt, das Tabor), der sich gerade dem Vereinigungspunkte beider Flüsse gegenüber erhebt und das Ende der Hügelkette ist, welche das linke Ufer der Steyer begleitet. Die Aussicht von hier aus ist darum so überaus fesselnd, weil es nicht ein einzelner Punkt ist, der sie gewährt, und es nicht Ein Bild ist, daß uns immer beschäftigt, sondern die ganze Höhe in der vollen Breite, wie sie sich Steyer

gegenüber lagert, dem auf ihr von dem einen zum andern Ende wandernden Zuschauer eine ununterbrochene Reihe stetig wechselnder und in einander überfließender Bilder aufrollt, von denen nur der Hintergrund der Berge unverändert bleibt.

Fangen wir am östlichen, dem Zusammenflusse beider Ströme zunächst gelegenen Ende, wo ein alter Wachtthurm steht, unsere Wanderung an, so erblicken wir zu unsrer Linken im Vordergrunde jenseits der Enns das dicht zusammengebaute Ennsdorf, gerade vor uns die daran vorbeifließende, aus dem Mittelgrunde hervorkommende Enns, deren grauliches Gewässer in vollem und immer breiter werdendem Strom an uns vorbeiflutet und von hier aus besonders imposant sich ausnimmt. Darüber spannt sich eine Brücke, die Ennsdorf mit Steyer verbindet. Von diesem ist aber außer den Thürmen der Pfarrkirche und des Rathhauses nur wenig zu sehen. Denn die ganz im Vordergrunde tief zu unseren Füßen liegende, aber mit ihren beiden Kuppelthürmen hoch aufragende Michaelikirche verdeckt uns das Meiste von dem zu unsrer Rechten liegenden Steyer, ebenso wie von Steyerdorf, dessen Hauptkirche sie ist. Aus der Ferne schauen aber noch die Thürme des eine halbe Stunde entfernten Klosters Garsten herüber.

Das Alles denke man sich belebt durch die röthlichen Strahlen der zu unsrer Rechten untergehenden Sonne, durch den blauen aus den Häusern aufsteigenden Rauch der Abendfeuer, durch das sehr vernehmliche Rauschen der rasch dahin schießenden Enns, durch ein Pochen und Hämmern, das von allen Seiten, besonders von Steyerdorf her sich vernehmen läßt, und durch den Verkehr auf der Enns, wo mehre Flöße herabschwimmen und eine große Zahl von Zillen (eine eigene, landesübliche Art großer Kähne) festgebunden liegt, die Eisen aus den Bergen hieher gebracht haben. Den Hintergrund bilden die mannigfaltig über einander emporgethürmten Berge des Ennsthales, deren Linien sich malerisch verschlingen und deren dick bewaldete Abhänge durch das abendliche Licht ein reizend sich abstufendes Dunkel erhalten. Von der zwischen ihnen und der Stadt liegenden Landschaft tritt besonders der hinter Ennsdorf jenseits der Enns liegende Theil hervor, ein aus Wiesen, Feld und Baumgruppen bestehendes Gelände, das sich in allmäliger Erhebung gegen die Berge zieht und hie und da mit einem aus Buschwerk hervorschauenden Häuschen geschmückt ist.

Geht man nun mehr nach rechts gegen die ihrem Untergange nahende Sonne, so tritt Ennsdorf sehr rasch hinter die Michaelikirche zurück und nur ein kleiner Theil schimmert noch zu unsrer Linken herüber; in gleicher Weise die Enns. Dafür erscheint nun die freundliche, grüne Steyer und die große an ihrem linken Ufer erbaute Vorstadt Steyerdorf, eine lang hin gestreckte, fast unabsehbare Häusermasse, der wir auf die Dächer schauen. Von der gerade uns gegenüber liegenden Stadt selbst tritt uns hier aber besonders das alte, vielfenstrige Schloß entgegen. Es ist ein lang ausgedehnter, imposanter Bau, der sich in der Nähe des Vereinigungspunktes beider Flüsse, der Spitze der Landzunge, erhebt. Aus seiner Mitte ragt ein niedriger, aber breiter viereckiger Thurm hervor, der noch aus den Römerzeiten stammen soll, rings aber ist es von Bäumen und üppigem Buschwerk umquollen, das sich von der Höhe, worauf es steht, bis zum Ufer hinab- und weit den Fluß hinauszieht. Es bildet den Mittelpunkt des Bildes. Zur Rechten kann der Blick den Lauf der muntern Steyer, die hier ein so reiches Leben geweckt hat und immer nährt, weit verfolgen, wie sie sich schon in der Ferne durch Häusermassen schlängelt, unter zwei Brücken durchfließt, dann ihre beiden künstlich geschaffenen Arme wieder vereint und so gleichsam eine große Insel umschließt, dann brausend und schäumend sich über zwei Wehre stürzt und endlich an dem Schlosse vorüberfließt, um sich bald darauf mit der Enns zu verbinden. —

Je mehr wir unsern Weg gegen Westen fortsetzen, um so mehr entwickelt sich Steyerdorf vor unseren Blicken, während Ennsdorf jetzt ganz verschwindet, und um so mehr tritt das frische mannigfaltige Grün des Hügels zwischen der Enns und Steyer, worauf die eigentliche Stadt liegt, hervor, da diese zum bei weitem größten Theile an dem entgegengesetzten, von der Enns bespülten Abhange erbaut ist. Daher sieht man von dieser nichts mehr als das Schloß, den Thurm der Pfarrkirche mit den Spitzen einiger anderen Thürme und einige wenige Häuser, und darum macht das fast allein sichtbare Steyerdorf hier einen so imposanten Eindruck, daß der hieher geführte Fremde glauben muß, er sehe Steyer selbst. Das ganze jetzt vor uns liegende Bild athmet aber eine Frische und Anmuth, wie wir sie an keinem der früheren Punkte gefunden haben, da unter den mannigfaltigen Bestandtheilen, die sich hier in reizender Harmonie durchdringen und gegenseitig heben, doch das unendlich nuancirte Grün der Natur in dem Buschwerke, den Baumgruppen, den Waldmassen, den Feldern und Wiesen, den fernen Bergzügen und in dem nahen Flusse weit alles Andere überwiegt.

Am Ende dieses einzig schönen Spazierganges steht eine dicke Linde, und eine darunter angebrachte Bank ladet zu einer kurzen Ruhe ein, um noch einmal die Gegend zu überschauen und sich einzuprägen. Jetzt ist von der Stadt Alles verschwunden mit Ausnahme des Thurmes der Pfarrkirche. Wir erblicken nichts als das hämmernde und pochende Steyerdorf und ringsherum ergießt sich die liebliche grüne Landschaft. —

Stehen wir auf und wenden uns rückwärts, so fällt uns in geringer Entfernung ein Thorweg mit eisernem Gitterthore auf. Wir treten näher und lesen unter einem Wappen der Stadt eine lateinische und eine deutsche Inschrift, die uns mit der Anzeige überrascht, daß wir vor dem Kirchhofe von Steyer stehen.

Die lateinische lautet:

„Haec loca corporibus defunctis Styra paravit
Aeterni at domini est fertilis illa seges;
Somnum, non mortem spectas in morte piorum
Inque deo salvi, qui moriuntur, erunt."

Die deutsche:

„Tausend fünfhundert achtzig vier
Baut' die Steyerstadt das Schlafhaus hier."

Wir nehmen die Gelegenheit wahr und treten ein. Mir ist kein Kirchhof bekannt, der einen so wohlthuenden Eindruck auf das Gefühl machte wie dieser. Er ist in ähnlicher Weise angelegt wie der berühmte von St. Peter in Salzburg, aber bei weitem einfacher und anspruchsloser. Er zerfällt in zwei Theile, einen ältern und einen neuern, deren jeder ein Quadrat bildet. In dem ältern ziehen sich rings an den Seiten unter einem gedeckten und gemauerten Gange die Familienbegräbnisse umher. In der Mitte steht eine kleine Kapelle. Die meisten Gräber sind nur mit eisernen Kreuzen bezeichnet, viele aber auch mit einfachen Grabsteinen versehen. Unter den lateinischen Inschriften, die sich nicht selten auf diesen finden, fiel mir folgende auf als Zeugniß alten Geschmackes: „Nostros non amittimus sed praemittimus, non moriuntur sed oriuntur, praecedunt non recedunt, non obitus sed abitus est, et eorum migratio est vitae iteratio." Der ganze Friedhof ist aber über-

wachsen von Gras- und Feldblumen, aus denen sich eine Trauerweide und eine Akazie erheben.

Im schroffen Gegensatze zu dem Kirchhofe von St. Peter in Salzburg, wo sich ein ungeheuerer Prunk in Grabmonumenten und allem möglichen Schmucke breit macht, wo der Blick nur über ein großes Steinfeld schweift, und wenn er sich erhebt, auf nackte Felsenwände stößt, ist dieser Gottesacker bei aller Schönheit so einfach. er athmet einen so tiefen Frieden, und die große Natur, die wir da draußen bewundert haben, hat auch über dieses Todtenfeld ein so reizendes grünes Gewand geworfen, Alles ist so licht, so frei, so heiter und ruhig, daß Einen unwillkürlich der Wunsch beschleicht: Ja, hier möchte auch ich wohl ruhen. Und gleich, so wie wir aus dem Kirchhofe heraustreten, stehen wir wieder im Angesichte der herrlichen Natur und jetzt fühlen wir lebhaft, daß die Heiterkeit unsres Geistes, womit wir sie vorher genossen, durch den Besuch des Friedhofes eher vertieft als getrübt worden ist. —

Aehnliche günstige Punkte, um die Gegend zu überschauen, liegen auf den übrigen Hügelzügen, welche das Thal von Steyer einschließen. Besonders viele und abwechselnde bietet derjenige, welcher das rechte Ufer der Enns begleitet, der sog. Tamberg, in den verschiedensten Höhen, von der sog. niedern Ennsleiten*) an, d. h. dem untersten Saume bis zur obern Ennsleiten und weiter bis zur Höhe, in deren Nähe eine Kapelle, die Laurentiuskapelle, steht, die sich des Rufes erfreut, von allen Punkten um Steyer die umfassendste Aussicht zu gewähren.

Der besuchteste Ort der Umgegend ist aber das sog. „Christkindel", das gerade im Westen der Stadt am rechten Ufer der Steyer liegt und so mit den beiden vorhergenannten ein Dreieck um die Stadt bildet, das diese von allen Seiten sehen läßt. Die Aussicht von hier kann sich zwar an Pracht und Leben mit der vom Taborberge nicht messen, und namentlich fehlt hier der Blick auf die beiden Flüsse. Dagegen gewinnt das Bild der Gegend, wie es sich hier darstellt, eine größere Innigkeit und es heimelt uns mehr an, da die einzelnen Theile, die sich auf dem Taborberge alle getrennt neben einander vor unseren Augen entwickelten, daß wir nicht wußten, nach welcher Richtung wir besonders schauen sollten, hier sich zu einem eng geschlossenen Ganzen zusammendrängen, einem einzigen, grünen, mit großen Massen von Buschwerk geschmückten, von den Wasseradern der Steyer durchzogenen Thale, aus dessen Mitte sich die als Eine Masse erscheinende Stadt in sehr zierlicher Weise heraushebt. Es ist, als ob wir hier ein Miniaturbild von dieser erhielten.

Der Punkt, von dem man diese Aussicht genießt, ist eine hübsche, hoch über dem Thale gelegene Gartenwirthschaft, die man von Steyer aus bequem in einer Stunde erreicht. Er ist der beliebteste Vergnügungsort der Steyrer, und daher findet man an heiteren Nachmittagen und Abenden immer Gesellschaft hier. Sehr Viele indessen, die dorthin wandern, kommen nicht blos der schönen Aussicht und der Erholung wegen, sondern zum Besuche der kleinen, aber sehr berühmten Wallfahrtskirche, die dicht dabei liegt und von welcher der Ort den Namen „Christkindel" erhalten hat. Das Christkindel gehört aber so wesentlich zum Charakter von Steyer wie das Schloß und die Pfarrkirche, und darum können wir nicht umhin, die Sage, welche sich daran knüpft, hier kurz mitzutheilen.

In Steyer lebte gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Thürmermeister und Chorregent, Namens Seidel, der an der fallenden Sucht litt. Nachdem er lange alle möglichen Mittel gegen dieses Uebel vergebens gebraucht hatte, versuchte er auf den Rath der Aerzte, ob ihm nicht der anhaltende Aufenthalt in frischer Luft, besonders in Waldluft, helfen könne, und ging täglich in den Wald, der auf dem hohen rechten Ufer der Steyer gegen Westen sich erstreckt. Da er bei seiner frommen Gemüthsart auf diesen Spaziergängen das Bedürfniß zu beten fühlte, so ließ er sich von den Nonnen in Steyer, den Cölestinerinnen, eine Nachbildung eines Jesukindes, das im Rufe stand, Wunder zu wirken, in Wachs geben und stellte sie an einem seiner Lieblingsplätze im Walde, in einer hohlen Tanne auf. Vor diesem „Christkindel" pflegte er nun seine Andacht zu verrichten und nach einiger Zeit ereignete sich das Wunder, daß er, nachdem er vor demselben gekniet hatte, gesund aufstand. Es soll im Jahre 1695 geschehen sein. Als dies ruchbar wurde, kamen von allen Seiten Kranke her, und auch an ihnen bewährte sich die Wunderkraft des Christkindes.

So entstand denn bald in der Gegend der Wunsch, demselben an dieser Stelle eine Wallfahrtskirche zu erbauen, und wurde im Jahre 1709 erfüllt. Die kleine Kirche, in welcher man zu allen Zeiten trostbedürftige Menschen vor dem über dem Altare schwebenden Christkindlein knieen und beten sieht, ist eine Rotunde, die oben durch eine Kuppel abgeschlossen und, wie man sagt, nach dem Vorbilde der Maria rotonda in Rom erbaut ist. Inwendig ist sie reich ausgeschmückt, und an der Stelle, wo früher die alte Tanne empor ragte, steht der Altar mit dem alten, wunderthätigen Christkindlein. Ueber dem Eingange sind die Worte zu lesen: „Nolite peccare in puerum" (Wollet Euch nicht versündigen an dem Kinde).

Doch wie kommen solche von einer frommen Sage geweihte Orte mit dem Leben und Treiben der Gegenwart ins Gedränge! Selbst auf dem Christkindel werden die Glockentöne, die von der Kirche aufsteigen, fast übertäubt von dem Pochen der Hämmer und dem unaufhörlichen Geklapper der Schneide-, Papier- und Korn-Mühlen, die gerade hier sich recht zahlreich der Steyer entlang angesiedelt haben, die lebenvolle Staffage des Vordergrundes, auf den wir von der Wirthschaft zum Christkindel hinabschauen.

Zum Schlusse dieser Uebersicht über die Gegend sei hier noch des Klosters Garsten gedacht. Wie das Christkindel gegen Westen, der Taborberg gegen Norden, der Tamberg gegen Osten, so lockt dieses alte Kloster mit seinen anmuthigen Umgebungen gegen Süden die Steyrer zu einem Spaziergange hinaus. Es wurde 1082 gegründet, 1787 aufgehoben und wird jetzt als Strafanstalt benützt. Die Anhöhen, welche die sehr stattlichen Gebäude des Stiftes umgeben, sollen ebenfalls hübsche Blicke auf Steyer bieten.

*) Leiten, nicht selten in österreichischen Ortsnamen, bedeutet eine gegen einen Fluß sich abdachende Wiese, Weide oder Feldflur.

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Amerika, in dem Stillen, Indischen und Atlantischen Oceane, in Südasien und Afrika.

Von Dr. H. Birnbaum.

I.

Unmittelbar anknüpfend an den Schluß unsres zweiten Artikels (Globus X, S. 116) bemerken wir zunächst, daß an der wüsten Westküste Bolivia's der Boden überall mit Conchylienlagern und allerlei Salzinkrustirungen überdeckt ist, als wenn ihn das Meer erst vor kurzer Zeit verlassen hätte. Ueber Cobija und andere alte Küstenplätze dieser Gegend hinaus hat sich, ähnlich wie bei Coquimbo, eine neue Gestadecontour gebildet, da der Boden, welcher früher vom Ocean überdeckt war, jetzt daraus hervorgehoben ist. In einem Zeitraum von ungefähr vierzig Jahren hat sich das Meer von dem Hafenorte Arica um 430 Fuß entfernt, wodurch hier der Seeverkehr sehr erschwert worden ist.

Das interessanteste Beispiel der Erhebung findet man jedoch vor dem Hafen Callao von Lima, an einem Uferabhange der Insel San Lorenzo. In einer Höhe von 78 Fuß über dem Meere entdeckte Darwin hier ein Lager moderner Conchylien auf einem mit Algenwurzeln, Vogelknochen, Maisähren und Rohrgeflechten untermischten Boden, zwischen denen sogar das Ueberbleibsel eines aus Baumwolle gesponnenen Fadens sich befand, welches sehr schwer vor dem Zerfallen in Staub geschützt werden konnte. Diese Reste der menschlichen Thätigkeit gleichen genau denen, welche man in den Begräbnißplätzen der alten Peruaner aufgefunden hat. Es läßt sich daher kaum bezweifeln, daß seit der Zeit, als diese Gegend noch ausschließlich von den rothen Indianern bewohnt war, die Insel San Lorenzo sich um 78 Fuß emporgehoben habe. Aber eben so wahrscheinlich ist auch eine jetzt thätige Depression dieser Gegend, denn im Hafen Callao liegen schon mehre Punkte unter dem Wasserspiegel, welche sich früher darüber befanden. Jedoch scheint dies nur lokal und rasch vorübergehend zu sein, denn an vielen Küstenpunkten Columbiens ist seit der Ankunft der Europäer das ununterbrochene Heben des Bodens ganz außer Zweifel gestellt. Will man daher die Senkung von Callao mit in das Bereich des allgemeinen Phänomens ziehen, so wäre hier ein Grenzpunkt der großen Erhebung, welche in Chile ihre Culmination erreicht hat, und eine Länge von mehr denn 500 geogr. Meilen in sich schließt, eine Distanz, die ungefähr mit dem Abstande Paris von Tobolsk zu vergleichen ist.

Die Ostküste Südamerika's ist in Hinsicht der Erhebungsmerkmale viel weniger genau bekannt als die eben besprochene Westküste. Ob der Grund hiervon in der viel größern Contourlänge und dem verhältnißmäßig mehr abgeflachten Relief liege, wie von mehren Seiten behauptet wird, ist noch nicht entschieden. Die Untersuchungen der geologischen Thatsachen führen indeß zu der fast allgemein beglaubigten Annahme, daß sich hier die Erdrinde in einer Periode, die von der Herrschaft der Riesensäugethiere, des vorweltlichen Faulthiers Megatherium, des eben solchen Elephanten Mastodon u. s. w. reicht, wirklich erhoben habe. Die baumlosen Pampas der La Plataregion haben noch jetzt die einförmige Oberflächenform des Meers, unter dem sie früher begraben lagen, und alle ihre Seen, Bäche und Brunnen deuten durch ihren starken Salzgehalt auf maritimen Ursprung. Man kann in einer Landstrecke von 100 Meilen Länge kaum einen Hügel, kaum eine Höhendifferenz von 10 Fuß auffinden, und die Meeresgrenze bewahrt hier seit Jahrhunderten unabänderlich dieselbe Gestalt. Indem sich nun früher diese ganze Continentalmasse mit majestätischer Ruhe langsam erhoben hat, scheint eben jetzt eine entgegengesetzte Oscillation eingetreten zu sein, so daß sich dieselbe nach dem Atlantischen Oceane hin ebenso unmerklich wieder hinabsenkt.

Am Fuße des hohen Gestades von Patagonien ist das Meer jetzt unablässig thätig, sich auf Kosten des Continents zu vergrößern, und obgleich die Brandung nicht Kraft genug besitzt, das Felsufer höher als bis zu 12 bis 15 Fuß hinauf zu untergraben, so läßt sich dieser vieljährige beharrlich fortgesetzte Angriff doch weit ins Meer in allmäliger Senkung verfolgen, und in dem Maße wie man sich von dem jetzigen Ufer nach dem Meere hin entfernt, trifft man auch neue Spuren des alten Gestades an. Die Bodenfläche des Meeres hat sich also gesenkt und in demselben Maße auch die ganze Continentalmasse, welche in der Epoche der riesigen Mammiferen eine so großartige gemeinsame Erhebung erfahren hat. An der Küste von Brasilien, namentlich in der Provinz Bahia, scheinen mehre neue Depressionsmerkmale darauf hinzudeuten, daß sich die Oberfläche dieses Continentaltheils ebenfalls allmälig hinabsenke. Indeß ist hier die Zahl unbezweifelter Thatsachen noch nicht groß genug, daß wir eine so wichtige Hypothese zur Wahrheit stempeln könnten.

Für die Wissenschaft ist übrigens das mit Sicherheit gewonnene Resultat der Erhebung an der Westküste Südamerika's von der Insel Chiloë bis zum Hafen Callao, sowie das der Senkung in Patagonien von großer Bedeutung; und eben so viel Werth legt sie auf die Thatsache, daß Columbien in der einen Hälfte gerade so viel an Erhebung gewonnen, als in der andern durch Senkung verloren hat.

In Nordamerika hat man die Wahrzeichen einer Oscillation der Erdrinde nicht in dem Umfange wie bei dem Südcontinente auffinden können, aber durch die Resultate mancher Betrachtungen wird die Hypothese einer allgemeinen Erhebung, wonach die eine der parallelen Axen mit der Richtung der Rocky Mountains zusammenfällt, sehr wahrscheinlich. Die Gestade von Tamaulipas und Texas wachsen rasch in die Breite und dies nicht allein durch das Anschwemmen von Meeressand, welches der hier fast beständig herrschende Südwind sehr begünstigt, sondern hauptsächlich auch noch durch den Erhebungsprozeß der Erde. Während der 18 Jahre von 1845 bis 1863 sind die Ufer der Bai von Matagorda um 1 bis 2 Fuß höher gehoben, welches die weit vom Meere entfernt auf-

gefundenen reichen Conchylienlager bestätigen, auch hat man gerade aus diesem Grunde den Hafen von Indianola fast um eine ganze Meile südlicher nach Powderhorn vorrücken müssen.

Die Halbinsel Florida und der Archipel der Bahama's sind Erzeugnisse der Erhebungsthätigkeit, wie sich deutlich aus den zurückgebliebenen Spuren des frühern Meeresstrandes erkennen läßt. Jene mysteriösen Hügel, welche unter dem Namen Mud-Lumps die Mündung des Mississippi umgeben und deren Entstehen der französische Reisende Thomassy dem unterirdischen Wasserdrucke zuschreiben will, sind sicher auch nur Beweise für die allgemeine Erhebung der Erdrinde. Selbst die Richtung, welche der Mississippi verfolgt, macht es sehr wahrscheinlich, daß Nordamerika's Erhebungsaxe mit der des Felsengebirges zusammenfällt, denn statt seine Ufer auf der rechten Seite anzugreifen, wie dies nach der Einwirkung der Rotation der Erde geschehen sollte, untergräbt er vorzugsweise die Hügel der linken Seite seines Flußbettes; und in dem Flachlande seines Deltas schlägt er sogar einen nach Südost gerichteten Lauf ein, parallel mit der ebenfalls hier vorkommenden Beugung der Rocky Mountains und parallel mit den kleinen Flüssen in Texas. Man darf also annehmen, daß alles Flachland Nordamerika's in der Richtung nach Westen emporgehoben wird, weil alle Ströme, welche dasselbe gen Süden durchströmen, ein Streben nach östlicher Ablenkung an den Tag legen.

Der Osten Nordamerika's unterliegt keinem so einfachen Erhebungsprozesse wie der Westen. Labrador und Neufundland steigen empor, während die übrigen Küstenländer sich erniedrigen. Lyell hat in seiner zweiten Reise nach den Vereinigten Staaten bestätigt gefunden, daß die Küsten der Staaten Georgia und Südcarolina jetzt einer gemeinschaftlichen Depression unterworfen sind. Dasselbe gilt auch von dem Littoral, welches in der Bay von Neuyork das Centrum und in Cap Cod und Cap Hatteras die nördlichste und südlichste Grenze besitzt; diese ganze Uferstrecke ist in einem sehr langsamen aber ununterbrochenen Hinabsinken unter den Spiegel des Atlantischen Oceans begriffen, wenigstens ist dies bei den Küsten des Staates Neujersey durch wiederholte Messungen scharf bewahrheitet. Eine im Jahre 1649 noch zwei Quadeatmeilen Oberfläche enthaltende Insel ist gegenwärtig schon so weit in die Tiefe gesunken, daß sie kaum noch den zwanzigsten Theil ihrer frühern Größe über Wasser zeigt, ja bei Springflut liegt dieselbe zuweilen schon ganz unter See. Die Geometer, welche mit der Ausmessung der Küste beauftragt waren, haben berechnet, daß die Ufer der Delawarebay seit ihrer ersten Feststellung im Durchschnitt um 7 Fuß verringert worden sind. Seit der Colonisation dieser Länder beträgt ihre Depression für jedes Jahrhundert 1,8 Fuß.

In Grönland, welches wir als einen Theil Nordamerika's betrachten, scheint der Act der allmäligen Senkung noch rascher vor sich zu gehen. Die Eskimo's kennen dies Phänomen schon lange, und auf der Ostseite haben die Dänen dasselbe an einer Küstenstrecke von 125 geogr. Meilen seit Anfang des vorigen Jahrhunderts durch wirkliches Ausmessen bewahrheitet. Daraus folgt also im Allgemeinen die Wahrscheinlichkeit, daß sich Nordamerika in seiner polaren Zone eben so senke, wie Nordeuropa und Nordasien sich hebe.

Auf ähnliche Weise, wie man aus den Erhebungs- und Senkungsmerkmalen der Küsten mit großer Wahrscheinlichkeit auf diese Thätigkeit der zugehörigen Continente zurückschloß, suchte man auch aus der Oseillation der Inseln den Rückschluß auf die Erhebung und Senkung der submarinen Erdoberfläche zu machen, und es ist zu bekunden, wie man gerade in dieser Hinsicht zu sehr befriedigenden Resultaten gelangte. Die von dem veränderten Meeresstande bewirkten Ausböhlnngen, parallelen Terrassenformen, Conchylienablagerungen, welche sich fast ohne Ausnahme bei allen Inseln des Großen Oceans eben so deutlich zu erkennen geben, wie an den Gestaden der Alten und Neuen Welt, lassen es kaum bezweifeln, daß der Grund dieses Weltmeeres dem allgemeinen Wechsel der Höhe der Erdrinde mit unterworfen ist. Alle diese Thatsachen, welche größtentheils durch die Werke der Polypen erst in das Reich unsrer Erfahrung gelangt sind, besitzen eine hohe Bedeutung für das Studium der Geographie, und wir dürfen es nicht übersehen, daß wir dieselben ganz vorzugsweise dem Scharfsinne Darwins zu danken haben. Durch das sorgfältige Vergleichen seiner Beobachtungen mit denen seiner Vorgänger hat dieser berühmte Geolog Resultate erzielt, die uns die Erhebungs- und Senkungsprozesse dieser submarinen Erdrinde so klar vor Augen stellen, als ob wir sie direkt hätten beobachten können.

Alle Reisenden, welche den Großen Ocean durchstreiften, waren erstaunt über die Menge und die Größe der Korallenriffe, die mitten im Weltmeere an vielen Stellen über die Oberfläche hervorragen. Einige dieser Riffe umlagern die Inseln und selbst Inselgruppen wie Festungsmauern, welche den Zugang sehr erschweren oder gar unmöglich machen. Anderen fehlt jede Insel und Landesnähe, sie tragen aber selbst eine dünne Erdschichte auf den hervorragenden Spitzen, in welcher der Pflanzenwuchs vortrefflich gedeihet; diese führen den Namen Atolls, und sie ruhen unmittelbar auf dem Grunde des Meeres. Da wo die Gebäude der Polypen und Madreporen noch nicht bis zu der Oberfläche des Meeres emporgeführt worden sind, erkennt man doch in den darüber hinwegstreichenden Wogen eine schäumende Brandung, ein Waenungszeichen für den Seemann. Andere noch weniger herausragende Korallengebilde erfreuen das Auge oft sehr durch ihre blendend weißen und schönen rothen Farben. Einige dieser Korallenriffe ragen hoch aus dem Wasser hervor und sehen aus wie „Druidensteine", welche im offenen Meere von Riesen aufgebaut sind. Auf einigen Atolls wachsen schlanke Palmen einzeln oder auch in kleinen und größeren Hainen. Diese Atolls nehmen vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; ihre Gestalt gleicht meistens einem Ringe, der von oben gesehen sich zu einem auf dem Meere schwimmenden Riesenkranze aus Palmblättern gestalten würde.

Woher die meist ringförmige Gestalt der Atolls? Man konnte nur Hypothesen aufstellen und mußte sich einfach mit der Annahme begnügen, daß diese Form eine „Thatsache der Natur" sei, deren Ursache sich eben so wenig auffinden lasse, als der Grund, warum der Stamm eines Baumes rund ist und warum das Nest einer Schwalbe die charakteristische Form eines Schwalbennestes hat. Diese ganze Untersuchung hat nur so viel ergeben, daß die Korallenbänke überall eine felsige Hervorragung im Untergrunde des Meeres zur Grundlage haben, daß aber die Ringform, womit sie sich über das Meer erheben, ganz unabhängig sei von der jener submarinen Hervorragung.

Es ist nun leicht, den Erhebungsprozeß des Meeresgrundes an den über das Niveau hinausragenden Inseln zu constatiren, da die Zeichen des frühern Wasserstandes in den von den Polypen aufgebauten Kalksteinufern sichtbar

zurückbleiben. Sind solche Inseln der Erhebung nicht unterworfen gewesen, so werden sie gewöhnlich von den ringförmigen Korallenriffen umgeben, aus deren wachsender Entfernung von den Gestaden der Insel ein Rückschluß auf die Senkung des Untergrundes möglich ist; läßt sich dabei gar kein Wechsel auffinden, so nimmt man an, daß auch der Untergrund keiner Veränderung unterworfen gewesen sei. Bei dieser Art der Untersuchung hat man gefunden, daß die Korallenthiere in einer Meerestiefe von 100 bis 150 Fuß leben und bauen können. Zuweilen steigen die kalkhaltigen Sandsteinfelsen, welche die gewöhnliche Umhüllung der Korallenriffe bilden, zu noch viel größerer Tiefe hinab, woraus denn klar hervorgeht, daß sich hier der Meeresgrund gesenkt habe. Manchmal haben die Korallenthiere ihre Bauten nur wenige Fuß unter dem Niveau begonnen, und wenn dann der Meeresgrund dem Sinken unterworfen ist, so bauen sie in eben dem Maße empor, um in dem Bereiche des Lichtes zu bleiben, welches zu ihrem Leben nöthig ist. Man sieht, wie sehr verwickelt hier die Umstände sind, aus denen der Forscher seine Thatsachen für die Oscillation der Erdrinde zu holen hat; um so mehr ist es daher anzuerkennen, daß man in dem Streben nach befriedigendem Aufschlusse nie erkaltete, sondern muthig bis zum glücklichen Siege vorschritt.

Aus allen Erdtheilen.

Begrüßung eines Europäers in China. Dem Chinesen fällt es schwer, irgend eine europäische Sprache zu erlernen und noch schwerer, dieselbe zu sprechen. Er kann es nicht, ihm fehlen dafür die Organe. Er hat z. B. kein R, und muß statt dieses Konsonanten eine andere Liquida nehmen, das L; ans Ende vieler Wörter hängt dann der Chinese noch ein i. Das Bedürfniß des Handelsverkehrs hat aber auch im Blumenreiche der Mitte, oder genauer ausgedrückt, in den Hafenplätzen desselben eine Geschäftssprache geschaffen, die allerdings nur etwa ein halbes Tausend Wörter zählt und für den Umgang ausreicht; sie ist aus englischen und chinesischen Ausdrücken in wunderlichster Weise zusammengesetzt und wird gewöhnlich als Pitschen-Englisch bezeichnet. Das englische Wort für „Geschäft“ business, kann der Chinese nicht aussprechen, er hat dasselbe in Pitschen umgewandelt. Wenn er sprechen will: „Du sagst eine Unwahrheit,“ so drückt er das so aus: „Ju mekr lai pitschen (you make lie pidgen), d. h. Du machst ein Lügengeschäft. Er spricht auch von Liebesgeschäften, von Götterandetungsgeschäften &c. (love pidgen; tschin tschin joss pidgen). Wer in die Wohnung eines Europäers tritt, fragt den Diener: Herr So und So hab got? d. h. ist er zu Hause? Die Antwort wird lauten: Hab got topside, oder inside oder downside, der Herr ist oben, oder im Zimmer, oder unten.

Im Anfange des Jahres 1866 kam ein angesehener Mann, der seit Jahren in Canton wohnt, nach längerm Aufenthalt in Deutschland, nach China zurück. Er wurde von seinen weizengelben Freunden begrüßt und sie redeten mit ihm in der elegantesten Pitschensprache. Wir entnehmen einem Privatbriefe Folgendes:

Catchee little chilo? (Ein kleines Kind gekriegt?) Das war die erste Frage. Die Gemahlin des betreffenden Herrn ist nämlich aus klimatischen Rücksichten nach Europa zurückgekehrt.

Antwort des Europäers: No catchee. (Keins gekriegt.)

Weitere Frage: Whatfore no catchee he? (Weshalb keins gekriegt?)

Antwort: This belong joss pidgen, he no pay me. (Das ist Gottes Geschäft; er hat mir keins gezahlt, d. h. gegeben.)

Gegenfrage an einen Chinesen: Catchee how muchee chilo? (Wie viele Kinder haben Sie?)

Antwort: Four. (Vier.)

Frage: How muchee boys?

Antwort: Allo bull chilo; cow chilo no makee count of. (Nur Bullenkinder: Knaben; Kuhkinder, d. h. Mädchen, zähle ich gar nicht.)

Unsere Leser erinnern sich, was wir neulich in unseren Aufsätzen über das Haus- und Volksleben der Chinesen in Bezug auf die Geringschätzung gesagt haben, in welcher das weibliche Geschlecht bei den Männern des Blumenreiches der Mitte steht.

Ein Wirthshausschild in der Capcolonie. Bei Gelegenheit des Pitschen-Englisch fällt uns ein, daß wir einmal eine merkwürdige Wirthshausreklame gelesen haben. In Ländern, in welchen verschiedene Nationalitäten leben, sind die Aushängeschilder mehrsprachig, das ist bekannt; doch pflegen die Gastwirthe bei uns in Europa sich wenigstens nicht mit lateinischen Federn zu schmücken und von Poesie oder Versemachen ist ohnehin bei ihnen nichts zu verspüren; höchstens enthalten die schauderhaften Rechnungen Worte, die sich schlecht reimen, etwa: bougie und logis; oder dejeuner und diner; denn ein „vornehmer Hôtelier“, der nie ein Gastwirth sein will (was er ohnehin auch nicht ist, noch weniger ein Herbergsvater der guten alten Zeit) wird doch nicht so „ungebildet“ sein, dem Menschen, welcher bei ihm geschlafen und gegessen hat, das Fell deutsch über die Ohren zu ziehen; er thut es „vornehm“, französisch. Doch das beiläufig.

In der Capcolonie leben Holländer und Engländer, welche Wirthshäuser besuchen; Kaffern und Hottentoten besuchen noch kein „Hôtel“, werden es aber thun, wenn erst die „allgemeine Civilisation“ bis zu ihnen gedrungen sein wird, d. h. am St. Nimmermehrstage. Nun erzählt Consul Lyons McLeod in seinen „Travels in Eastern Africa“, London 1860. I. S. 95, er sei von Capstadt nach Simons Town gefahren. Etwa eine Stunde von diesem Ort entfernt, hielt er vor einem Gasthause. Dasselbe hieß:

Zum sanften Schäfer der Salisbury-Ebene.

An einer weit aus dem Giebel hervorragenden Stange hing ein großes Brett mit folgender Inschrift:

Multum in parvo! Pro bono publico!
Entertainment for man and beast all of a row.
Lekker kost as much as you please
Excellent beds without any fleas.

Nos patriam fugimus: now we are here,
Vivimus, let us live by selling beer.
On dit, à boire et à manger ici;
Come in and try it, whoever you be.

Also ein vierssprachiges Wirthshausschild.

Die Schuldenlast in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wir finden in der newyorker „Tribune“, einem Blatte, das zu den am meisten verbreiteten in der Union gehört und die Ansichten der extremsten Ultraradikalen vertritt, folgende amtliche und unerbittliche Ziffern.

Seit 1791, so schreibt die „Tribune“, ist die Nationalschuld nur zwei Mal bis unter 1 Mill. Doll. gesunken; das war 1835 und 1836.

Vor 1860 hatte sie den höchsten Stand nach dem Kriege von 1812. Damals betrug sie 127 Mill. Diese wurde in den nächstfolgenden 13 Jahren fast ganz abbezahlt. Im Jahre 1843 war sie wieder auf 64 Mill. gestiegen.

Vom Anbeginn des Krieges gegen den Süden ist sie nicht

in arithmetischer, sondern man kann sagen in geometrischer Progression gestiegen. Hier die Zahlen. Die Staatsschuld betrug:

1. März 1861	.	64,769,703	Doll.
1. Juli 1861	.	90,867,828	„
1. Juli 1862	.	514,211,371	„
1. Juli 1863	.	1,098,793,181	„
1. Juli 1864	.	1,740,690,489	„
1. Juli 1865	.	2,682,593,026	„

Also während des ersten Finanzjahres wurde, zur Kriegszeit, die Nationalschuld um 420 Mill. vermehrt, im zweiten um 584, im dritten um 642, und im vierten um 942 Mill. Doll.

In den vier Jahren: bis 1. Juli 1861 und bis dahin 1865 betrugen die Einnahmen der Bundesregierung — exclusive von Anleihen und Schatznoten — 762,964,386 Doll. und zwar so, daß auf das erste Jahr noch nicht 52 Mill., auf das letztere aber schon 33,714,605 entfallen. Das Volk mußte gegen früher das Achtfache an Zöllen, Steuern ꝛc. für die „Union“ aufbringen.

Zieht man von jenen 2,682,593,026 Doll. die Schuld ab, welche vor dem Ausbruche des Krieges vorhanden war und rechnet man die dafür erforderlichen Zinsen hinzu (zusammen etwa 80 Mill.), so bleiben 2,601,593,026 Doll.; hinzurechnen muß man die Einnahme aus allen Quellen, abgesehen von Schatznoten und Anleihen; also 762,964,386 Doll.

Somit kommen auf die vier Kriegsjahre 3,364,557,014 Doll. Doch ist nicht diese ganze Summe für Kriegskosten verausgabt worden; für die sämmtlichen Civilausgaben entfallen 146,011,575 Doll. Auch diese Ausgaben stiegen; während sie sich 1862 mit 24½ Mill. bezifferten, betrugen sie 1865 schon mehr als 59 Mill. Im Jahre 1862 zahlte die Union an Pensionen nur 879,583 Doll., aber drei Jahre später waren dieselben auf 9,291,610 Doll. gestiegen und von 1866 an betragen sie reichlich 13 Mill. Doll.

Bis zum 1. Juli 1865 sind unmittelbar für Kriegszwecke verausgabt worden 3,293,206,086 Doll. Rechnet man, was gering veranschlagt ist, noch 250 Mill. für Militärausgaben seit dem 1. Juli 1865 hinzu, so stellen sich die Summen, welche der Krieg erfordert hat, auf 3½ Milliarden Doll., demnach reichlich auf 6000 Mill. deutscher Thaler oder 21,000,000,000 Francs!

So viel betrugen lediglich die Ausgaben des Bundes.

Die einzelnen Unions-Staaten hatten ihrerseits kolossale Ausgaben, die man noch nicht genau beziffern kann; einem Bericht an den Congreß zufolge sind sie auf etwa 467,954,364 Mill. Doll. veranschlagt worden.

Ferner muß man in Anschlag bringen die sehr belangreichen Ausgaben der einzelnen Ortschaften, die insbesondere für den Ankauf von Rekruten und Soldknechten hohe Anwerbeprämien zahlten, die z. B. im Staate Rhode Island bis auf 1500 Doll. für jeden „Patrioten“ stieg, welcher die südlichen „Rebellen“ bekämpfen sollte.

Die „Tribune“ veranschlagt die Gesammtschulden des Bundes, der Einzelnstaaten und der Municipalitäten auf mehr als 4,500,000,000 Doll. Damit entfallen für jeden Tag der Kriegszeit, von dem Angriff auf Fort Sumter bis zum Fall von Petersburg, 3,100,000 Doll. —

Aus anderen Blättern ersehen wir, daß die Staats- und Countysteuern im Staate von Neuyork 1864 nur 7,057,266 Doll. betrugen, was auf jeden eingeschriebenen Wähler 35 Doll. 78 Cents betrug; im Jahre 1865 waren sie auf 13,710,465 Doll. gestiegen, also auf 70 Doll. 15 Cents für jeden Wähler. Die Steuern haben sich also allein für Staat und Countis verdoppelt.

Den Gesammtverlust, welchen die Südstaaten durch den Krieg, insbesondere durch die von den Nordarmeen angerichteten Verheerungen erlitten haben, schätzt Hauptmann Maury, der berühmte Hydrograph, auf 7000 Mill. Doll.

Die Bundesausgaben werden nicht beträchtlich sinken, weil die Geldvergeudung fortdauert. Der Rumpfcongreß hat für das Jahr 1865 für Neger, welche nicht arbeiten, 11,584,500 Doll. bewilligt. Darunter befinden sich als Ausgabeposten: Bekleidung für Neger 1,750,000 Doll., Rationen und Speise für Neger 4,106,450 Doll., Eisenbahnbeförderung für die Neger 1,980,000 Doll. Für arme Weiße im Süden ist kein Pfennig bewilligt worden, und das ist „Philanthropie“ der Puritaner.

Die Colonie Cananea in der brasilianischen Provinz San Paulo. Die zu Joinville erscheinende deutsche „Colonie-Zeitung“ (ein sehr verständig redigirtes Blatt) enthält Folgendes:

„Die seltsame Erscheinung, daß die Insel, auf welcher die Villa Cananea kurz nach der Entdeckung Brasiliens von den Portugiesen vor 325 Jahren erbaut wurde, seit jener Zeit nur zu demselben Zwecke, zum Reisanbau, benutzt wurde und damit einen Abschluß jeder weitern Entwicklung gefunden zu haben schien, hat das angrenzende Festland Jahrhunderte lang der Wildniß überlassen. Indianer und Thiere des Waldes hausten hier ungestört bis in die neueste Zeit. Erst seit die Dampfschifffahrt den Verkehr beschleunigt und die Villa Cananea mit berührt hat, kam der Gedanke auf, auch dieses vom Meer begrenzte unbewohnte Festland der Bevölkerung zugänglich zu machen. Die Entdeckung, daß Land und Klima gleich gut und zur Kultur empfehlenswerth seien, führte zu Vermessungen. Der Distrikt Cananea gehört zwar noch zur Provinz San Paulo, zeigt aber das Charakteristische der Provinz Parana, an deren Grenze er liegt, und hat ein Klima, wie es Aerzte ihren Reconvalescenten nicht besser empfehlen können.

Als nun der außerordentliche Gesandte der schweizer Eidgenossenschaft, Herr v. Tschudi, für eine Anzahl seiner, als Parcerie-Colonisten in der Provinz San Paulo lebenden Landsleute die Regierung um einen geeigneten Platz ersuchte, um diese letzteren selbstständig darauf anzusiedeln, wurde ein, 3¾ Legoas von der Villa belegenes Quadrat, 2 Legoas Länge und 2 Legoas Breite, vermessen und dazu angewiesen. So entstand vor ungefähr drei Jahren die Colonie Cananea. Wie in D. Francisca die meisten ersten Colonisten nicht die geeignetsten waren, ganz so ist es auch hier. Es war ein langsames Dahinvegetiren. Jetzt erscheint mit einem Male eine Wendung. Die Einwanderung der Nordamerikaner aus den Südstaaten, sowie die einiger Polen lenkte den Blick auf diese herrlichen, noch unbewohnten Landstriche und damit eröffnete sich zu gleicher Zeit die Aussicht auf Verwirklichung des längst beabsichtigten Planes, eine Eisenbahn von der Meeresküste an durch den Distrikt Cananea bis ins Innere, bis nach der Serra Araquara herzustellen. Der berühmte Afrikareisende Kapitän Burton, gegenwärtig englischer Consul in Santos, wurde von einer Gesellschaft Unternehmer zu dem Zwecke erkoren, um eine Prüfung des Terrains zu unternehmen, die bereits geschehen und im Urtheile äußerst günstig und befürwortend ausgefallen ist, so daß an dem Zustandekommen des Unternehmens nicht mehr zu zweifeln sein dürfte.

Fast gleichzeitig mit Kapitän Burton erschienen mehre Amerikaner. So der Pfarrer Ballard S. Dunn, Abgeordneter einer Gemeinde von 160 Familien, aus dem Süden von Nordamerika; deßgleichen zwei andere Abgeordnete einer Gemeinde von 100 Familien; der Eine, Bowen, war Oberst in der aufgelösten Südarmee, der Andere, Malton, war Major in derselben. — Drei andere Amerikaner wollen eine Schneidemühle anlegen. Die unleugbaren Vortheile der nahen Meeresküste bestimmten die Ersteren, besonders nachdem sie sich von der Fruchtbarkeit des Landes überzeugt hatten, die Regierung um geeignete Ländereien in unmittelbarem Anschlusse an die Colonie Cananea zu ersuchen. Die drei Unternehmer haben schon die Maschinentheile für zwei Schneidemühlen mit dem Dampfer der Intermediae-Linie, auf dem sie von Santos gekommen, nach der Villa mitgebracht. Bereits sind mit Hilfe des Directors, Herrn Schmidt, zwei Wasserfälle besichtigt, und es fand sich, daß dem Unternehmen kein Hinderniß mehr im Wege steht.

So wird denn mit einem Male ein bis jetzt unbenutzter Erdenwinkel, wo Tausende Platz finden können, in seinen Uranfängen bemerkbar, und wenn derselbe, vom Meere ab progressiv fortschreitend, in einem eigenen Hafen seinen Anfangspunkt, und in einer Bahn nach dem Innern seine Verkehrsader hat, so wird auch drüben in Deutschland die Ueberzeugung sich Bahn brechen, daß man hier, wohlfeil und gewiß, seinen Herd zu bauen Gelegenheit hat.

Einwohnerzahl Brasiliens. Nach den neuesten Berichten (1866) der Provinzpräsidenten beträgt die Einwohnerzahl von Brasilien gegenwärtig etwa 9,106,000.

Davon kommen auf die Provinz Amazonas 70,000, Para 250,000, Maranhon 400,000, Piauhy 175,000, Ceara 486,000, Rio Grande do Norte 210,000, Parahyba 260,000, Pernambuco 1,180,000, Alagoas 250,000, Sergipe 250,000, Bahia 1,200,000, Espirito Santo 55,000, Rio de Janeiro 850,000, Stadt Rio de Janeiro (Municipio neutro) 400,000, St. Paulo 800,000, Parana 100,000, St. Catharina 120,000, Rio Grande do Sul 420,000, Minas Geraes 1,350,000, Goyaz 200,000 und Matto Grosso 80,000.

---

v. K. **Export der brasilianischen Provinz Ceará.** Im Monat November hat die Provinz Ceará exportirt:

Kaffee	30,834	Arrobas (32 Pfd.)	im	Werthe	von	103,627	Milreis
Baumwolle	9,258	"	"	"	"	154,362	"
Zucker	16,165	"	"	"	"	29,077	"
Trockene Häute . .	3,815	"	"	"	"	16,075	"
Cautschouk . . .	396	"	"	"	"	3,564	"
Violete.	490	"	"	"	"	143	"
Carrapicho (Drogue)	84	"	"	"	"	56	"
Carnauba-Wachs	102	"	"	"	"	614	"
Talg	67	"	"	"	"	214	"
					Total	400,332	Milreis

Gibt es Pfahlbauten in Mecklenburg? Wir finden in den „Blättern von der Saale" (vom 1. Mai 1866) folgendes Schreiben aus Rostock vom 23. April, das wir ganz einfach mittheilen:

„Der Entdecker der Pfahlbauten in Mecklenburg, Sergeant Büsch aus Wismar, ist mit 28,000 Thlr. flüchtig geworden und auf dem Wege nach Amerika. Ein mecklenburgischer Polizeisergeant und ein hamburger Polizeischreiber sind dem Flüchtigen, der einen Vorsprung von drei Tagen hat, nachgesandt, um ihn von Newyork zurück zu bringen. Dieser Vorfall hat hier großes Aufsehen gemacht und in der Presse eine eifrige Diskussion der Frage angeregt, ob nicht die Entdeckung von Pfahlbauten in hiesigem Lande auf einem Schwindel beruhe und die Sache nicht vielmehr allein der ingeniösen Erfindungsgabe und Selbstfabrikation des Herrn Büsch zu verdanken sei. Gewiß ist, daß hier schon manche Zweifel rücksichtlich der Richtigkeit der Entdeckung lautbar geworden sind, und hat bereits der im vorigen Sommer hier anwesende Professor Morlot, ein bedeutender Kenner der Pfahlbauten, den ganzen schweriner Pfahlbau für unrichtig erklärt. Es wäre nicht das erste Mal, daß die Herren Alterthümler getäuscht sind. Ward doch vor Kurzem von einem französischen Gelehrten (dem Abbé Domenech) auf Kosten der französischen Akademie das angebliche Tagebuch eines Ur-Indianers im Facsimile herausgegeben und mit gelehrten Anmerkungen begleitet, welches sich später, wie durch einen deutschen Gelehrten dargethan, als das Exercitienheft eines deutschen hinterwäldlerischen Jungen herausgestellt hat. Hier passirte im vorigen Sommer der Fall, daß nicht weit vom Schweriner See in Gegenwart unseres gelehrten Archivrathes Dr. Lisch und verschiedener hochgestellter Personen ein angeblich neu entdecktes Hünengrab aufgegraben ward, in welchem man einen großen Stein fand mit der darauf eingegrabenen mysteriösen Inschrift: **Palum Snepus.** Man glaubte schon eine neue Ursprache entdeckt zu haben und war entzückt über den Fund, bis man schließlich erkannte, daß man in grausamer Weise mystificirt worden sei, denn die räthselhaften Worte, rückwärts gelesen, lauteten plattdeutsch: **Mulâp sûp ens,** d. h. Maulaffe, saufe mal."

Die Schulbildung in Mecklenburg. Wir sind in der erfreulichen Lage, aus diesem Lande etwas Angenehmes mittheilen zu können. Vor etwa drei Vierteljahren fanden wir (wenn wir uns nach so langer Zeit noch recht erinnern in einem hamburger Blatte) einen Aufsatz über die Vernachlässigung des Volksschulwesens in jenem Großherzogthume. Derselbe theilte, angeblich, amtliche Ziffern mit und da man gewohnt ist, aus jener Region der Ostsee manches Eigenthümliche zu vernehmen, so fanden wir keine Veranlassung, Zweifel in jene Mittheitungen zu setzen. Wir entlehnten ihr einige wenige Zeilen. In Bezug auf diese erhalten wir erst jetzt folgende Berichtigung, welche unbedingten Glauben verdient, da sie vom statistischen Bureau in Schwerin herrührt:

„Der Artikel über die Schulbildung in Mecklenburg, welcher sich in der 10. Lieferung des VIII. Bandes des „Globus" S. 320 befindet, enthält unter Bezugnahme auf eine Arbeit des großherzoglich mecklenburgischen statistischen Bureaus Zahlenangaben, die, wie der Einblick in die betreffende Arbeit sofort ergibt, ohne Ausnahme völlig unrichtig sind.

Es ist z. B. gesagt, daß in der Ritterschaft 39 Procent der eingestellten Rekruten weder lesen, noch schreiben, noch rechnen konnten. In der Arbeit des statistischen Bureaus findet sich für diese Zahl gar kein Anhalt. Wohl aber ist darin nachgewiesen, daß im Durchschnitt der Jahre 1858 bis 1862 in der Ritterschaft eine zureichende Fertigkeit hatten: im Lesen 81 Proc., im Schreiben 46 Proc., im Rechnen 68 Proc. Für das Land im Ganzen stellen sich die Verhältnißzahlen auf 87 Proc., 63 Proc. und 81 Proc.

Es ist weiter gesagt, daß Schulbildung hatten: im ganzen Lande 15, eine mangelhafte 59 und gar keine 26 Proc. Dieser grundlosen Angabe ist die vom statistischen Bureau nachgewiesene Thatsache gegenüberzustellen, daß von je 100 geprüften Rekruten 33 beim Lesen von Gedrucktem das Prädikat „gut" erhielten, und daß nach der normirenden Instruktion die Leistung nur dann mit dem Prädikate „gut" bezeichnet wird, „wenn der zu Prüfende einen längeren, mit deutschen oder lateinischen Schriftzeichen gedruckten Satz deutlich und fließend vorlesen kann, wie es von einem Gebildeten verlangt wird". Wie viele Rekruten gar keine Schulbildung haben, geht aus den vom statistischen Bureau mitgetheilten Zahlen überhaupt nicht hervor. Wohl aber ersieht man aus denselben, daß unter je 1000 Rekruten sich in dem Zeitraume von 1858 bis 1862 nur 2 fanden, die zur Zeit ihrer Einstellung in das Militär gar nicht lesen konnten; daß dagegen unter je 1000 sich 68 fanden, die gar nicht schreiben, und daß unter 1000 Rekruten 194 waren, die gar nicht mit geschriebenen Zahlen rechnen konnten, d. h. nach der Instruktion nicht wenigstens für einige von den vier Species in ganzen Zahlen die gestellten Aufgaben fehlerfrei zu lösen verstanden.

Um den Lesern eine wahrheitsgetreue Uebersicht des Bildungsstandes der Rekruten und zugleich des Einflusses zu geben, welchen die Ertheilung von Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen während der zweijährigen Militärdienstzeit hat, entnehmen wir der Arbeit des statistischen Bureaus folgende Resultate.

Von 1000 Geprüften konnten bei den Prüfungen

		der Rekruten von 1858 bis 1861	der Großbeurlaubten von 1860 bis 1863
1) Gedrucktes lesen:	gut	322	546
	etwas . . .	544	424
	buchstabiren .	131	34
	gar nicht . .	3	—
2) Geschriebenes lesen:	gut	171	335
	etwas . . .	393	471
	buchstabiren .	335	178
	gar nicht . .	101	16
3) Schreiben:	gut	131	253
	etwas . . .	491	606
	Buchstaben .	303	134
	gar nicht . .	75	7
4) Rechnen:	gut	58	100
	ziemlich gut	217	336
	etwas . . .	525	552
	gar nicht . .	200	12

W. H. **Mineralwässer in Siebenbürgen.** Wenige Länder der Erde sind an trinkbaren Mineralwässern so reich als Siebenbürgen. Die meisten und besten Quellen finden sich indeß hier nur im nordöstlichen und östlichen Theile des Landes, da hier allein die Trachytgebirge in massenhafter Entwicklung auftreten. In den rauhen Hochthälern des Hargittagebirges, umgeben von dunklen Tannenforsten, entspringen der geheimnißvollen Erdtiefe Mineralquellen von bedeutender Reichhaltigkeit und dem besten Geschmack. Trotz der Abgelegenheit und der wenig komfortablen Einrichtung sind solche Quellenfundorte als Bäder viel besucht. Namentlich aus der benachbarten Walachei und Moldau kommen alljährlich zahlreiche Bojarenfamilien in die siebenbürgischen Waldbäder, besonders nach Borzék, Elöpatak oder Tusnad, um Heilung für wirkliche oder eingebildete Krankheiten zu suchen. Uebrigens ist auch der Export von Mineralwässern schon sehr bedeutend. Nach amtlichen Ausweisen betrug im Jahre 1864 der Export dieser Mineralwässer 9598 Zollcentner. Freilich überragte Böhmen mit seiner Ausfuhr diese Masse noch bedeutend, da hier der Export die namhafte Ziffer von 24,016 Zentner erreichte. Dieses Uebergewicht hat jenes Kronland wohl zunächst nur seiner bessern geographischen Lage und den volkreicheren Nachbarländern zu verdanken; die vorzüglicheren siebenbürgischen Wässer dürften den böhmischen wohl nicht nachstehen an Qualität. Wenn einst die längst gewünschte Eisenbahn Siebenbürgen mit den entfernteren Ländern in billige Verbindung setzen wird, so ist unzweifelhaft, daß der Export von Mineralwässern selbst den Böhmens weit überragen wird. —

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Sevilla, die Königin von Andalusien.

Das alte Hispalis. — Herkules der Gründer. — Italica. — Jahrmarkt von Santi Ponce. — Alcala de Guadaira. — Wasserleitung und Mühlen. — Osuna. — Die Straßen von Sevilla. — Die Sevillanerinnen und ihre Tracht. — Spanisches Postwesen. — Frauennamen. — Wappen und Wahlspruch der Stadt. — Murillo, die Inquisition, Tenorio-Don Juan. — Das Stadtviertel Macarena. — Die öffentlichen Plätze und Spaziergänge. — Die Giralda und die Kathedrale.

„Die schöne Stadt des Weins und der Gesänge“ liegt im Herzen Niederandalusiens und bildet einen wahren Schmuck der iberischen Halbinsel; es ist südliches Kulturleben dort.

Die Sevillaner sind stolz auf das hohe Alterthum dieser „Perle Spaniens“; kein geringerer Heros als der gewaltige Herakles habe die Stadt in eigener Person gegründet, und die Lokalchronologen wissen, wie sie meinen, ganz genau, daß der Halbgott das erste Haus 2228 „nach Erschaffung der Welt“ gebaut habe. Andere freilich wollen einen phönicischen König Hispal kennen, nach welchem die Stadt Hispalis benannt worden sei; daraus hätten später die Araber Isbilia gemacht und aus diesem Namen sei allmälig Sevilla geworden. Gewiß ist, daß der Ort in die phönicischen Zeiten hinaufreicht.



Ruinen von Italica. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Auf der Puerta de la Carne steht eine Inschrift, der zufolge Herkules der Gründer, Julius Cäsar der Wiederhersteller war und König Ferdinand, der Held, das Christenthum wieder einführte.

Condidit Alcides, renovavit Julius urbem,
Restituit Christo Fernandus tertius heros.

Der alte Heros spielt überhaupt eine wichtige Rolle in der Fabelgeschichte Spaniens, und in Sevilla heißt einer der Spaziergänge Alameda de Hercules.

Wir haben die unseren Lesern so lieben und befreundeten Reisenden Doré und Davillier früher (Globus X, S. 129) von Cadiz nach Sevilla begleitet und wollen ihnen auf einigen Ausflügen folgen, welche sie in der Umgegend der letztern machten.

Als Julius Cäsar 45 Jahre vor unserer Zeitrechnung Hispalis einnahm, gab er ihr den Namen Jutia Romula. Im Jahre 411 wurden die Römer von den Vandalen vertrieben, diesen folgten die Westgothen und im Anfange des achten Jahrhunderts erschienen die Araber. Sevilla gehörte dann längere Zeit den Chalifen von Cordova, deren Reich im elften Jahrhundert in mehre Theile zerfiel. Länger als 100 Jahre hatte die Stadt ihre eigenen unabhängigen Fürsten, wurde dann den almoravidischen und almohadischen Herrschern unterthan und war seit 1236 eine Zeitlang maurische Republik. Diese mußte jedoch schon im November 1248 nach einer fünfzehnmonatlichen Belagerung dem castilianischen Könige Ferdinand III. die Thore öffnen. Sie war 536 Jahre im Besitze der Mohammedaner gewesen; aber den Christen sagte sie in so hohem Grade zu, daß Alfons der Gelehrte und Peter der Grausame sie zu ihrer Hauptstadt erhoben. Sie blühte unter Ferdinand und Isabella, besonders aber nach der Entdeckung Amerika's. Als die Bourbons in Spanien herrschten, erhielt von ihnen Cadiz den Vorzug und Sevilla's Handetsblüthe sank; aber seit einem halben Jahrhundert hat die Stadt sich wieder mächtig gehoben.

Unweit von Sevilla, an der Straße nach Badajoz, liegt das Dorf Santi Ponce auf der Stelle des atten berühmten Italica, oder Divi Trajani Civitas, denn Trajan war dort geboren; ebenso der Kaiser Hadrian, der Dichter Silius Italicus und der sogenannte große Theodosius. Gründer war Scipio Africanus, welcher Veteranen aus römischen Legionen dorthin verpflanzte. Die Stadt gedieh trotz der Nähe von Hispalis unter den Römern wie unter den Westgothen; die Araber indeß zogen Sevilla vor und nach und nach sank jenes in Ruinen. Unsere von Doré an Ort und Stelle aufgenommene Zeichnung gibt wieder, was von denselben noch übrig geblieben ist. Vor etwa 60 Jahren fand man unter denselben eine römische Mosaik, welche ein Wettrennen römischer Wagen darstellte; dann grub man auch einige Marmorsachen aus. Die römischen Skulpturen in Spanien haben im Allgemeinen einen geringen Kunstwerth.

Der Jahrmarkt in Santi Ponce wird stark besucht und bietet allerlei andalusische Ergötzlichkeiten dar. Wer von dort aus am Guadalquivir hingeht, kommt in der Nähe der Cartuja vorüber, eines alten Karthäuserklosters, in welchem jetzt ein Engländer in großartiger Weise die Fayencefabrikation betreibt.

In der Umgegend Sevilla's sind manche Ortschaften bemerkenswerth, z. B. Alcalá de Guadaira. Der Name Alcalá, welcher so häufig in Spanien vorkommt, bedentet im Arabischen ein befestigtes Schloß. Die hier erwähnte Stadt heißt auch Atcalá de los Panaderos, d. h. Schloß der Bäcker, weil von dort aus die Hogazas, Roscas und andere milchweiße Gebäcke kommen, welche in allen Straßen Sevilla's feilgeboten werden.

Die arabische Burg bietet einen großartigen und malerischen Anblick dar; sie muß mit ihren starken Mauern und vielen viereckigen Thürmen eine sehr feste Position gebildet haben und wurde von den Mauren nicht mit Unrecht als der Schlüssel" zu Sevilla betrachlet. Bei Alcalá beginnt auch die große Wasserleitung. Vielleicht ist keine andere Stadt so reich an Quellen als diese; sie dringen überall hervor und bilden einen Bach, der in ein großes gewölbtes Becken läuft; dieser ist in einen offenen Kanal geleitet, welcher viele Mühlen treibt, und dann in einen langen Aquäduct von mehr als 400 Bogen, die bis an die Thore Sevilla's reichen. Man bezeichnet diese Wasserleitung als Caños de Carmona, weil sie eine Strecke weit dem Weg entlang läuft, welcher nach Carmona führt. Das Wasser ist krystallklar und durch die ganze Stadt vertheilt.

Wir wollen hier bemerken, daß man die von Pferden oder Maulthieren getriebenen Mühlen als Tahonas oder Atahonas bezeichnet, als Molinas dagegen alle, welche durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt werden. Merkwürdig ist die Molina de la Mina, die Quellenmühle, welche aus mehren großen, aus den Felsen gehauenen Gemächern besteht; die Wölbung wird von gemauerten Pfeilern und aus dem Gestein übrig gebliebenen massiven Stützen getragen. In diesen großen Höhlen wohnen mehre Familien; das Licht fällt von oben herab durch enge Spalten und gibt dem ganzen Leben und Treiben in diesen unterirdischen Räumen etwas Phantastisches. Der Weg von Alcalá nach Moron ist mit Aloepflanzen eingefaßt, die hier bis zu einer mächtigen Größe wachsen und lange, sehr spitze Stacheln haben. Der Bauer bezeichnet diese als des Teufels Zahnstocher, Mundadientes dol Diablo; sie haben aber den großen Nutzen, daß sie undurchdringliche Hecken bilden und das Vieh von Gärten und Feldern abhalten. Moron war früher als Räubernest berüchtigt. In einem Volksliede heißt es sehr hübsch: „Gensdarmen zogen aus Moron um Räuber zu suchen; diese Räuber, liebe Kleine, sind deine Augen.“ Ursprung und Veranlassung eines in Spanien weit verbreiteten Sprüchworts kennen wir nicht; dasselbe lautet: „Der Hahn von Moron hat weder Schnabel noch Federn und kräht doch fortwährend.“

Einige Stunden von Moron liegt Osuna, von welchem eine berühmte spanische Grandenfamilie den Namen führt. Pedro Giron, Herzog von Osuna, spielte unter König Philipp III. eine wichtige politische Rolle; es fehlte nicht an geneatogischen Schmeichlern, welche ihm beweisen wollten, daß er von jenem alten Riesen Geryon abstamme, der seine Rinder mit Menschenfleisch fütterte, und welchen Hercules erschlug.

Utrera, das nach Westen hin liegt, ist eine der hübschesten Städte in Andalusien und berühmt, weil es treffliche Kampfstiere züchtet. Jetzt ist dort eine Station der Eisenbahn, welche von Sevilla nach Jerez und Cadiz führt. Dieselbe berührt Venta de las Alcantarillas und Venta de las Cabezas de San Juan und sodann Lebrija, eine hübsche Stadt, die auf einem Hüget, etwa eine Stunde vom Guadalquivir entfernt steht.

Die Reisenden waren zu Sevilla in der Fonda de Europa abgestiegen und hatten Zimmer im Erdgeschosse, deren Thüren auf einen großen Patio hinausgingen, einen Hofraum mit einem Porticus von Marmorsäulen mit maurischen Kapitälen. In der Mitte trieb ein Springbrunnen Wassergarben hoch empor und bewässerte einen Garten, dessen Pflanzenwuchs ein durchaus südliches Gepräge hatte. Da standen Bananen, Orangen und Citronenbäume gleichzeitig mit Blüthen und Früchten und die Dama de noche, eine hübsche Pflanze mit gelber Blume; diese bleibt den Tag über geschlossen, öffnet sich am Abend und verbreitet bei Nacht einen herrlichen Wohlgeruch.

Die Calle de las Sierpes liegt so recht im Herzen von Sevilla, unweit vom Constitutionsplatze, dem Stadt-

hause, der Kathedrale und den neuen Spaziergängen, welche man als Alameda del Duque bezeichnet. In jener Straße kann sich der Fremde das Leben und Treiben der Sevillaner in aller Muße betrachten. Wagen können dort nicht fahren, die Fußgänger sind also durchaus unbelästigt. Namentlich gegen Abend findet sich eine große Menschenmenge ein und das ganze Treiben gemahnt an jenes auf dem pariser Boulevard des Italiens. Die Männer kleiden sich nach französischer Mode, aber viele Frauen haben die alte nationale Tracht beibehalten; sie ziehen natürliche Blumen, welche das ganze Jahr hindurch nicht fehlen, den künstlichen vor und tragen die Spitzenmantille mit einer entzückenden Anmuth. Man sieht es ihnen an, daß sie stolz darauf sind, sich Sevillanerinnen nennen zu können. Die Sevillanerin, so sagt ein Sprüchwort, hat in ihrer Mantille zwei Worte und diese sagen: Es lebe Sevilla!

Tiene la Sevillana
En su mantilla
Un letrero que dice:
Viva Sevilla!

Die Mantilla de tira, welche in den spanischen Volksliedern so oft vorkommt, unterscheidet sich von der gewöhnlichen Mantilla, indem der seidene oder wollene Stoff einen breiten Streifen am Rande hat, eine tira, die ausgezackt ist. Zumeist wird sie von den Stutzerinnen (Majas) und den Cigarreras allemal mit einer unnachahmlichen Zwanglosigkeit, mit ächt andalusischer „soltura“ getragen. Im Volksliede sagt eine Maja: „Mit einem groben Stoffe aus Malaga mache ich in Sevilla größern Eindruck als eine vornehme Dame mit ihrem Hut. Wenn ich mit meiner Mantilla de tira durch die Straßen gehe, bewundert mich jedes Auge und kein Herz kann mir widerstehen; und wenn mir ein Franchute (Franzose), dessen Herz ich entflammt habe, nahe kommt, dann verdrehe ich ihm den Kopf und er muß Litaneien singen.“

In der Calle de las Sierpes sind die elegantesten Läden; in ihr treiben sich auch die „ambulanten Industriellen“ umher, und gerade diese bieten oft einen höchst malerischen Anblick dar. Der Florero, Blumenverkäufer, preist seine Dahlien, Nelken und Rosen an, und der von einem zerlumpten Knaben geleitete Blinde ruft das große Lotterieloos aus und bietet es Jedem an, der es haben will. El premio gordo! Quien se lo lleva?

An einer Ecke der Straße liegt der Correo, das heißt die Poste-restante Post. Das Postwesen Spaniens weicht in einigen Dingen von jenem im übrigen Europa ab. Jeder Brief muß frankirt werden, sonst befördert man ihn nicht und er bleibt im Bureau liegen. An den Wänden der großen Hausflur hängen die Listas del Correo, auf welcher die Adressen der abzuholenden Briefe stehen. Die Eintheilung ist zweckmäßig, denn Soldaten, Fremde, weibliche Personen ꝛc. haben besondere Tabellen; dergleichen gibt es auch für verspätete und unfrankirt aufgegebene Briefe. Jeder Name ist mit einer Nummer bezeichnet und die Auslieferung geht rasch von statten. Merkwürdig ist, daß diese Listen nicht nach alphabetischer Reihenfolge mit dem Familiennamen bezeichnet werden, sondern nach den Taufnamen.

Jene der Frauen sind überall in Spanien, ganz besonders aber in Andalusien, mystischen oder religiösen Dingen entlehnt. Wir wollen einige anführen: Carmen, vom Berge Carmel; Dolores, nach Unsrer Lieben Frau der sieben Schmerzen; Trinidad, Dreieinigkeit; Concepcion und Encarnacion, Empfängniß und Fleischwerdung; Rosario, nach Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz; Pilar, nach Unserer Lieben Frau vom Pfeiler in Saragossa; Belem, Bethlehem; Reyes, nach den drei Königen aus Mohrenland; Asuncion; Amparo, nach Unserer Lieben Frau von der guten Hilfe; Alegria ꝛc.

Andere Frauennamen sind dem Martyrologium entlehnt: Pepa, Pepita oder Pepiya, Josephine; Inês, Agnes; Rafaela; Ramona; Paca oder Paquita, Franziska; Angela; Hermenegilda; Rita, Margaretha.

Die Vornamen der Männer sind theilweise auch eigenthümlich, z. B. Vargas, Ramirez, Rodriguez, Macias, Machuca. Bei den Zigeunern ist Cristóbal, Christoph, sehr beliebt; dann auch Lazarus, Juan de Dios, Angel, Ignacio ꝛc., es soll aber nicht gesagt sein, daß sie trotz dieser Heiligennamen gute Christen wären. Taufen lassen sie sich allerdings, denn das ist Vorschrift. Manche Zigeunerinnen heißen: Rocio, nach der Virgen del Rocio, zu welcher in Sevilla viel gewallfahrtet wird; Soledad, Einöde; Salud, Gesundheit; Candelaria; Aurora; Milagres, Wunder; Geltrudis ꝛc.

Die eine Seite des Constitutionsplatzes nimmt das Ayuntamiento ein, das Stadthaus, welches in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gebaut wurde, aber nicht ganz vollendet ist. Doch steht es da als eines der schönsten Muster jenes Renaissancestyls, den man in Spanien als plateresco bezeichnet; der Ausdruck ist der Goldschmiedekunst entlehnt, und in der That haben die reichen Einzelnheiten der Ornamentirung fast die Feinheit von Ciselirungen an Gold oder Silber. Sie sind ganz im Geschmacke der italienischen Renaissance, und wir wissen, daß im 16. Jahrhundert manche italienische Künstler sich in Sevilla aufhielten, während Spanier nach Italien gingen, um sich dort in der Schule Michel Angelo's zu bilden.

Wappen und Wahlspruch von Sevilla sind an diesem Stadthause mit Geschmack und Verständniß restaurirt worden. Sie stammen aus dem Jahre 1311. Der heilige Ferdinand sitzt auf seinem Throne; in der rechten Hand hält er ein großes Schwert; neben ihm stehen die beiden Schutzpatrone der Stadt: die Heiligen Isidor und Leander. Die Inschrift lautet:

Sello de la muy noble ciudad de Sevilla,

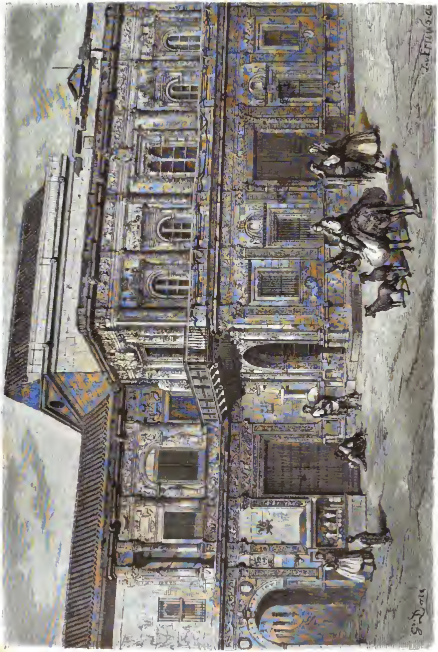
Darunter steht:

NO 8 DO.

Die Spanier bezeichnen eine solche Devise als Empresa, und die obige findet man in Sevilla an allen öffentlichen Gebäuden; sie bildet eine Art von Rebus und es verhält sich mit ihr in folgender Weise:

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde Alfons der Gelehrte durch seinen Sohn Don Sancho vom Throne gestoßen und viele Städte empörten sich gegen ihn. Sevilla aber blieb treu und erhielt zum Danke dafür vom Könige diese Empresa, welche man als den Knoten, nodo, bezeichnet. Zwischen den beiden Sylben dieses Wortes befindet sich eine 8, also die Gestalt eines Knotens, im Altspanischen madexa; wenn man dieses Wort in die Mitte denkt, so erhält man no madexa do, oder no m'ha dexado, was buchstäblich sagen will: sie hat mich nicht verlassen. Außerdem dient der Knoten, einzeln genommen, als Sinnbild und spielt an auf das Band der Treue, durch welches Sevilla an seinen König geknüpft war.

Auch die Devise von Ferdinand und Isabella kommt in Sevilla sehr oft vor. Diese Empresa oder Emblema findet man gewöhnlich in zwei Wappenschildern oder Feldern. Der eine Theil zeigt ein Bündel Pfeile, flechas, der andere ein Joch, yugo. Unter den Pfeilen steht ein gothisches F, zugleich Anfangsbuchstabe von



Das Stadthaus in Sevilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



In der Kathedrale zu Sevilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Fernando und flechas; im andern ein Y als Initiale von Yugo und Ysabel.

Zur Zeit der beiden katholischen Herrscher wurden die Buchstaben F und Y sehr häufig nicht nur bei der Ornamentirung von öffentlichen Bauwerken angebracht, sondern auch auf mancherlei Gegenständen des täglichen Gebrauches, z. B. auf Waffen und hispano-moresklischen Fayencen. Unter dem eben erwähnten Joche stehen die Worte: TANTO MONTA, und diese erklärt man auf verschiedene Weise; am wahrscheinlichsten ist, daß sie bedeuten: Tanto monta Fernando como Isabel, d. h. die beiden Fürsten stiegen einer so hoch als der andere und übten gleiche Gewalt, Autorität. Derartige Rebus waren einst in Spanien sehr beliebt. So brandmarkte man z. B. die Sklaven mit einem S und clavo, Nagel, und stellte so das Wort esclavo her! —

Sehr besuchte Straßen sind die Calle de Dados und die Calle de Francos; in ihnen sind die Läden, wo Kleiderstoffe, Hüte und fertige Anzüge feil geboten werden. Fast in jeder einzelnen Straße findet man die Gewerbtreibenden oder Handelsleute einer bestimmten Klasse beisammen; so wohnen die meisten Bücherhändler in der Calle de Genova, die Goldschmiede in der Calle de Chicarreros und die Verkäufer andalusischer Fußbekleidung in der Calle de Mar. Manche Straßen sind reich an geschichtlichen Erinnerungen oder Legenden, und an einige knüpft der Volksmund allerlei beißende Bemerkungen, z. B. daß in der Straße der Aebte Jeder nur Onkel und keinen Vater habe.

En la calle de los Abades
Todos han tios, ningunos padres.
Los Canonigos no tienen hijos:
Los que tienen in casa, son sobricinos.

In der Straße del Candilejo steht eine Büste König Peters des Grausamen in einer Mauernische. Dort erdolchte dieser Herrscher den Mann einer Frau, die ihm gefiel, und nachdem er dieses Verbrechen begangen, verurtheilte er sich selber, hingerichtet zu werden, — aber nur in effigie!

In der nach Murillo benannten Straße zeigt man das Haus, in welchem der große Maler wohnte; in der Calle de los Taveras hielt das „heilige Tribunal" seine Sitzungen, die scheußliche Glaubensinquisition. Sevilla's Geschichtsschreiber nehmen für ihre Stadt „die Ehre und den Ruhm in Anspruch, daß in ihr die Wiege dieser Einrichtung gestanden habe": esta Santa Inquisicion obo su comienzo en Sevilla. Der Quemadero, d. h. die Stätte, auf welcher man verbrennt, lag vor dem Thor auf der Wiese des heiligen Sebastian, und dort haben bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts noch Auto's da fe, Ketzerverbrennungen, stattgefunden. Die heilige Inquisition ist erst 1820 durch einen Beschluß der Cortes abgeschafft worden.

Sevilla ist auch die Vaterstadt des durch Mozarts herrliche Musik unsterblich gewordenen Don Juan. Sein Haus stand in der Calle de San Leandro; sein Familienname war Tenorio. Die Familie hatte im Franziskanerkloster eine eigene Kapelle, und in dieser ist, wie die Sage erzählt, der Komthur begraben worden, welchen der Wüstling Don Juan ermordete. — In der Marktstraße, Calle de la Feria, wurden manche Erstlingsarbeiten Murillo's feilgeboten; sie gingen zumeist nach Amerika und werden in der Kunstgeschichte als „Ferias" bezeichnet, eben weil sie auf dem Markte verkauft waren. Gegenwärtig treibt man in derselben Straße auch Handel mit allerlei alterthümlichen Sachen, und die Aufkäufer von Antiquitäten haben dort manchen guten Fund gethan, an welchem sie hundertfachen Profit machten. Am Donnerstage gewährt der Platz der Feria einen sehr malerischen Anblick und Doré hat dort prächtige Bauernfiguren gezeichnet. Die Landleute bringen Kaninchen und anderes Wild, auch Wurzeln von der Zwergpalme, die beim Volke beliebte Nahrungsmittel sind. Bei den Bücherhändlern fanden unsere Reisenden, welche vergeblich nach der 1603 gedruckten spanischen Ausgabe des Don Quixote suchten, weiter nichts als werthlose theologische Schriften und langweilige Andachtsbücher.

In dem Stadtviertel de la Macarena wohnen fast nur „Leute aus dem Volke", welche mit denen aus anderen Quartieren nicht in häufige Berührung kommen und altandalusische Trachten und Sitten beibehalten haben. Deshalb sagt man von einem jungen Mädchen der unteren Stände, das sich diese Eigenthümlichkeiten bewahrt hat, es sei una moza oder una jembra Macarena. Ein Gang durch die pittoresken Straßen dieses Quartiers ist lohnend; die Bewohner halten sich zumeist außerhalb der Thüren auf. Eines Tages, sagt Davillier, traten wir in eine Tahona, d. h. eine von Maulthieren in Bewegung gesetzte Mühle, deren ganze Einrichtung so arabisch war, wie der Name auch. Der Tahonero nahm uns freundlich auf und stellte, mit der in ganz Spanien allgemeinen Redensart, sein Haus zu unserer Verfügung. Um sein Haupt hatte er ein Tuch geschlungen, wie das andalusischer Brauch ist, und während wir zeichneten, rauchte er seine Cigarrette. Die Tahonera, ein junges Weib von etwa 20 Jahren, stand neben ihm und hielt einen zweijährigen Knaben im linken Arme. Sie war, wie wir sie dort sahen, ein prächtiger Vorwurf für den Künstler, ein ächter und rechter Typus einer hübschen Sevillanerin. —

Im Quartier der Macarena unweit von den alten, arabischen Mauern liegt das berühmte Spital del Sangre (des Blutes); man bezeichnet es auch als jenes de las cinco Llagas, wegen der fünf Wunden Jesu, welche an der Vorderseite in Stein ausgehauen sich präsentiren. Das schöne, sehr geräumige Gebäude stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, hat einen recht ansprechenden Styl und manche hübsche Skulpturen.

Unter den öffentlichen Plätzen ist jener der Magdalena am belebtesten. Dort stehen Puestos de agua, kleine mit blau und weiß gestreifter Leinwand überspannte Buden, welche an jene der Aequajuoli in Neapel erinnern; man findet in ihnen allerlei erfrischende, mit Schnee gekühlte Getränke: agraz, almibar, cidra, naranja, orchata de almendra, malvabisco und wie sie weiter heißen. Sie sind für jenes warme Klima ein wahres Labsal und geradezu unentbehrlich.

Auf dem Mercado kann man sich von der üppigen Fruchtbarkeit Andalusiens überzeugen. Dort liegen Melonen von riesenhafter Größe, alle möglichen Südfrüchte, Paradiesäpfel, gewaltige Zwiebeln, rother Pfeffer und mächtige Weintrauben; dort versteht man auch das Sprüchwort: Wen Gott lieb hat, den läßt er in Sevilla leben: a quien Dios quiere bien, en Sevilla le da de comer.

Auf der Alameda de Hercules befindet sich ein Standbild des alten Heros auf einer hohen Säule; dort sieht man auch eine Statue des Julius Cäsar; ein anderer Spaziergang, die Alameda de las Delicias, reicht bis an den Guadalquivir. Dieser Spaziergang heißt auch la Cristina und unweit von demselben ragt die weltberühmte Giralda empor.

Die Giralda, Sevilla's Stolz, verdient ihren hohen Ruf in vollem Maße. Dieser hohe gewaltige Thurm steht in seiner Art einzig da; höchstens könnte man den Campanile bei der Marcuskirche in Venedig mit ihm vergleichen. Die enthusiastischen Sevillaner stellen ihn den ägyptischen Pyramiden zur Seite und nennen ihn das achte Wunder der Welt:

Tu, maravilla octava, maravillas
A las pasadas siete maravillas.

Ein Schriftsteller sagt: „Das schönste Land in Spanien ist jenes, welches der Baetis (Guadalquivir) bespült, und von denen, welche er durchzieht, ist am schönsten dasjenige, auf welches die Giralda herabschaut."

La mejor tierra de España
Aquella que el Betis baña.
De la que el Betis rodea
La que la Giralda ojea.

Den Fremden erzählt man gern folgende Anekdote: Ein Engländer oder Franzose, welcher den Prachtbau zum ersten Male sah, konnte der Bewunderung und des Rühmens kein Ende finden. Da sagte ihm ein andalusischer Mann aus dem Volke in sevillanischer Mundart: „Puez zeno, no crea uzté que la han traido de Paris ni de Londrez, que tal cual uzté la vé, la hemoz hecho acá en Zeviga!" (Wohlan, Herr, glauben Sie ja nicht, daß man ihn aus Paris oder London hergebracht hat; wir haben ihn, so wie Sie ihn sehen, hier in Sevilla gemacht.)

Der Ueberlieferung zufolge wäre der Baumeister ein Araber, den man Dscheber oder Geber nennt; er soll derselbe sein, welchen man für den Erfinder der Algebra ausgeben möchte; andere bezeichnen als den Architekten einen Abu Yussuf Jakub, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts gelebt haben soll. Gewiß ist, daß die Giralda als ein zugleich gewaltiges, imponirendes und anmuthendes Monument dasteht. Die Backsteine des Thurmes spielen ins Rosa und haben bei Sonnenschein einen herrlichen Farbenton. Der Thurm ist viereckig; die Mauern sind ungemein stark; das Innere besteht gleichfalls aus mächtigem, viereckigem Mauerwerk von 23 Fuß Dicke, und dieser kolossale Mauerpfeiler reicht bis zur ganzen Höhe des alten arabischen Bauwerkes hinan, 250 Fuß! Zwischen dieser Masse und den vier äußeren Mauern befinden sich kleine Fensteröffnungen mit Doppelbögen in Hufeisenform, ajimeces, die in der Mitte kleine Säulchen haben. Innerhalb des leeren Raumes steigt eine Rampe oder vielmehr geneigte Ebene so sanft an, daß man bequem bis oben hinauf reiten könnte.

Der arabische Baumeister hatte die Giralda mit vier gewaltigen Metallkugeln gekrönt. Sie waren vergoldet und wenn sie im Sonnenglanze strahlten, konnte man sie aus einer Entfernung von acht spanischen Meilen sehen. Diese Kugeln stürzten 1395 bei einem Erdbeben herab. Im Jahr 1568 erhöhte Hernan Ruiz aus Burgos den Bau um etwa 100 Fuß und setzte, im Geschmack jener Zeit, einen Glockenthurm darauf. Das Ganze macht eine recht hübsche Wirkung. Da wo dieser zweite Bau anfängt, steht mit gewaltigen Lettern eine Stelle aus den Sprüchwörtern Salomonis:

Nomen Domini fortissima turris,

also: der Name des Herrn ist der stärkste Thurm. — Auf dem Glockenthurm steht ein Bild von Erz, welches den „Glauben" vorstellen soll; es ist 1570 von Bartolomé Morel gegossen worden. Die Statue hat ganz kolossale Verhältnisse, dreht sich aber bei dem geringsten Luftzuge; daher die Bezeichnung Giralda, von girar, sich im Kreise herum drehen. Man übertrug den Namen auf den Thurm selbst, und die Statue hieß dann Giraldilla oder Giraldillo, Wetterfahne. Eine wunderliche Bezeichnung für ein Standbild, welches den Glauben darstellen soll, welchen man doch als ein für allemal fest und unveränderlich hinstellen will.

Cervantes kannte Sevilla sehr wohl; er spricht im Don Quixote auch von der Giralda. Von dieser herab hat man einen Blick auf ein geradezu prachtvolles Panorama. Der Guadalquivir schlängelt sich durch üppige Fluren, im Hintergrunde blaue ausgezackte Gebirgszüge. Berühmt ist auch das Geläute dieses Thurmes, in welchem 24 Glocken hängen; sie führen allesammt Heiligennamen. In Spanien legt man auf die Kunst des Glockenläutens großen Werth, und die Campaneros in Sevilla bemühten sich, das Menschenmögliche in derselben zu leisten. Sie geben allerlei gymnastische Kraftstücke zum Besten, um die Glocke in Bewegung zu setzen; sie hängen sich an Seile und lassen sich hoch hinauf schleudern; sie schlagen an a badajadas oder auch a golpe de badajo, d. h. sie berühren die Glocke langsam oder rasch, leiser oder stärker, mit dem dicken Seile, um den gerade erforderlichen Klang herauszubringen.

Unter der Giralda liegt der Orangenhof, Patio de los Naranjos. Die Bäume sind ohne Zweifel mehre hundert Jahre alt, und in der Mitte sprudelt eine arabische Fontäne, welche gleichzeitig ist mit der Moschee, auf deren Stelle man die Kathedrale erbaut hat. Der Orangenhof ist von maurischen Bauwerken eingefaßt; mehre derselben haben zur Zeit der Renaissance Umänderungen erfahren, doch sind die Thüren noch mit broncenen Aldabones geschmückt, die aus dem 13. Jahrhundert stammen. In der Nähe steht die Lonja, Börse.

Auf den Stufen, grados, welche um die Kathedrale herum sich erheben, hat man die Säulen aus den Trümmern des alten Hispalis aufgestellt. Unter den verschiedenen Eingangsthüren wird eine als Puerta de Lagarto bezeichnet, d. h. der Eidechse, weil über dem Eingang ein großes hölzernes Krokodil hängt. Es ist dem Thiere nachgebildet worden, welches der Sultan von Aegypten, als er um die Hand der Tochter Alonzo des Gelehrten sich bewerben ließ, dem Könige schenkte.

Die Kathedrale macht einen geradezu überwältigenden Eindruck. Schwerlich gibt es eine zweite gothische Kirche, die so groß ist und sich so imposant ausnimmt. Der Annalist Zuñiga erzählt, daß man im Jahre 1401 den Plan faßte, die allerschönste Kirche zu bauen, welche die Christenheit aufzuweisen habe. Ein Canonicus rief: „Wir wollen eine Kirche herstellen, die so groß ist, daß die, welche sie vollendet sehen, uns für toll halten müssen." (Fagamos una Iglesea tan grande, que los que la vieren acabada nos tengan por locos!)

Die fünf Schiffe sind so geräumig und so hoch, daß Einen schwindelt, wenn man einige Zeit aufwärts blickt. Die Pfeiler, welche das Gewölbe stützen, sind in der Wirklichkeit kolossal und sehen doch nur dünn aus; das Chor inmitten des Hauptschiffes hat die Dimensionen einer gewöhnlichen Kirche. Das Monumento, ein hölzerner Tempel, den man in der heiligen Woche in der Kathedrale aufbaut und in welchem das heilige Sakrament ausgestellt wird, ist nicht weniger als 130 Fuß hoch. Bemerkenswerth erscheint auch die Custodia, vielleicht das größte Stück Silberarbeit in der Welt. Sie ist ein Werk des berühmten Goldschmiedes Juan de Arfe y Villafraffe, welcher dasselbe in einem 1589 zu Sevilla gedruckten Buch ausführlich beschrieben hat. Die Osterkerze, cirio passual, ist 20 Fuß hoch, wiegt 2000 Pfund und gleicht

nicht einer Wachskerze, sondern einer Säule. Alles in diesem Dom ist kolossal, auch der heilige Christoph, welchen ein italienischer Künstler, den die Spanier Mateo Perez de Alesio nennen, im 16. Jahrhundert an eine Wand gemalt hat. Der Heilige ist 32 Fuß hoch und hat einen gewaltigen Baum in der Hand, das Jesuskind, welches er auf der Schulter trägt, ist ein wahrer Riese. Dieses Bild ist 1584 vollendet worden. Ein spanischer Künstler hatte damals einen Adam und eine Eva gemalt; Perez de Alesio war über Adams Bein so entzückt, daß er ausrief: „Vale piu la tua gamba che tutto il mio Cristoforo!" „Dein Bein ist mehr werth als mein ganzer Christoph!" Dieser Maler war ohne Künstlerneid.

Wer das Bild des heiligen Christoph sieht, dem kann an demselben Tage keine Krankheit etwas anhaben. So glaubt das Volk, und schon im Mittelalter ging diese Meinung im Schwange, wie sich aus ein paar holperigen Versen ergibt:

Christophori sancti speciem quicunque tuetur,
Ista nempe die non morte mala morietur.

Sevilla's Eroberer, der heilige Ferdinand (wer und was wäre in Spanien nicht „heilig"?) ruhet in der großen Kapelle in einem silbernen Sarge; sein Sohn, der gelehrte Alphons, hat ihm in nicht weniger als vier Sprachen die Grabschrift verfertigt. In derselben Kapelle ruhet auch Maria Padilla, des grausamen Peters Geliebte. In der großen Sakristei und der Sala capitular hängen schöne Gemälde von Murillo. Unter den Werken dieses Meisters ist der heilige Antonius von Padua mit Recht berühmt. Die Glasmalereien der Kathedrale sind aus der Zeit des Verfalls und rühren zumeist von französischen und flämischen Arbeitern her.


Müller und Müllerin im Stadtviertel Macarena in Sevilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Amerika, in dem Stillen, Indischen und Atlantischen Oceane, in Südasien und Afrika.

Von Dr. H. Birnbaum.

II.

Wir wollen hier Andeutungen von den Hauptergebnissen dieser schwierigen Forschungen über die Koralleninseln geben. Während die Gruppe der Sandwich-Inseln sich beständig emporhebt, als stände sie unter demselben unterirdischen Einflusse, welcher die Westküste ganz Amerika's noch fortwährend höher hebt, zeigt sich mehr südlich in demselben Weltmeere ein starkes Sinken bei einer ganzen Reihe von Inselgruppen, nämlich bei den Niedrigen Inseln, Gesellschafts-Inseln, bei den nach Gilbert und Marschall benannten Inseln, bei den Carolinen, — mit einem Worte bei der ganzen sogenannten „Milchstraße der Inseln des Stillen Oceans", welche sich in einer Länge von mehr als 1600 geographischen Meilen und einer Breite von 250 geographischen Meilen wie eine große Diagonale quer durch diese Welt des Wassers zieht. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß dieses Heer von Inseln die Ueberbleibsel eines frühern Continents der Erde bildet, der unter dem schon Jahrtausende andauernden Act der Depression allmälig unter Wasser gesunken ist und all seine üppige Pflanzennatur, seine Fülle von Thieren und Menschen mit sich hinabriß in das Grab des Stillen Oceans. Seit der Zeit, wo dies Weltmeer zuerst von den Europäern befahren worden ist, sind schon manche Inseln unter das Niveau hinabgesunken, während andere, wie z. B. die Whitesunday, sehr stark an Umfang und Erhebung eingebüßt haben.

Parallel mit diesem großen Depressionsraume, der mehr als zwei und ein halb mal die Ausdehnung von ganz Europa in sich schließt, tritt im Südwesten des Stillen Oceans wieder eine bedeutende Erhebungswoge der Erdrinde auf, welche in Form eines von Vulkanen umgebenen Halbkreises sich daran legt. Neu-Seeland, die südlichste Grenze dieser gehobenen Strecke, bildet einen Heerd unterirdischen Feuers und ist so sehr dem Erhebungsprozesse unterworfen, daß die eingewanderten englischen Colonisten nicht blos das Vergrößern der Vorgebirge, sondern auch das Vernichten der Häfen durch Hervortreten der Klippen aus dem Meere haben erleben müssen. Die Berge dieser Inselgruppe erreichten ursprünglich nur eine Durchschnittshöhe von 4000 Fuß; dies kann man an der Ablagerung der erratischen Blöcke erkennen, welche von schwimmenden und an den Felsufern zertrümmerten Eisbergen herbeigeführt wurden. Seitdem sind sie aber beträchtlich gehoben worden, denn man zählt jetzt nicht weniger denn zehn übereinander liegende Stufen jener eingewanderten Felsenfremdlinge. Selbst in unseren Tagen setzt sich diese Erhebung noch stark wahrnehmbar fort. In einem Zeitraume von 10 Jahren haben sich die Gestade von Lyttleton um 3 Fuß gehoben. Die Neuen Hebriden, die Salomons-Inseln, die nördlichen und östlichen Küsten von Neu-Guinea, die Landstrecken, welche die Sunda-Inseln bilden, deren Thiere darauf hindeuten, daß sie einst mit Asien in continentaler Verbindung standen, sind jetzt alle wieder im Erhebungsprozesse begriffen, obgleich sie mit großer Wahrscheinlichkeit eine starke Depression durchgemacht haben.

An der südlichsten Continentalspitze Asiens zerlegt sich die eben betrachtete Erhebung in zwei Spalten, wovon der eine Arm das südliche Chinesische Meer durchläuft, dessen Küsten in Cochinchina und Tonkin aber einer allmäligen Depression unterworfen sind. Im Norden wendet sich dieser Zweig über die Philippinen, über Formosa, über die Inselgruppen Lien-Kieu, Japans, Sachalin, durch die Küstenstriche des Amur, Kamtschatka und dann hinüber nach Amerika; es ist dies die Außengrenze der Vulkane des Stillen Oceans. Der andere Arm geht längs der Nordostgrenze Sumatra's nördlich und durchläuft den ganzen Bengalischen Meerbusen. Die Archipele der Nicobaren und Andamanen haben vielfach Gelegenheit zum Ausmessen der allmäligen Erhebung gegeben. Eben so ist auch die Insel Ceylon dieser Oscillation der Erde unterworfen; sie bildet wahrscheinlich das submarine Band, welches dieselbe mit Hindostan verbindet, und woraus die Legende die Triumphbrücke für die Armee des Affen Hanuman gebildet hat; früher oder später wird diese Brücke zu einem wirklichen Isthmus werden. Es scheint auch, daß der untere Theil des Ganges mit in diesen Zweig der Erhebung zu zählen ist, und daß seine Grenzländer im Norden und Süden einer Art Schwingung unterworfen sind, denn die häufig eintretenden Ueberschwemmungen des unteren Ganges, — Cousy, Mahanaddy und Soane —, verändern fortwährend diese Mündungen. In dem kurzen Zeitraume von 24 Jahren beträgt diese der Erhebung der Erdrinde vorzugsweise zuzuschreibende Ablenkung des Ganges-Deltas schon eine englische Meile. Nach Ferguson liegt die westliche Grenze dieses großen Erhebungssystems, welches in Neu-Seeland seinen östlichen Anfang nimmt, genau an der Mündung des Gogra in den Ganges, so daß die Länge desselben ebenfalls 1600 geographische Meilen betrüge, wie das vorhin besprochene große Depressionssystem im Stillen Oceane.

Was nun Australien und den Indischen Ocean betrifft, so herrscht hier wieder eine allgemeine Depression vor, wie im Centralbassin des Großen Oceans. Während Neu-Guinea, Sumatra und die Philippinen fortwährend mehr an Land gewinnen durch den ununterbrochenen Act der Erhebung der Erdrinde, zeigt Australien, diese Welt einer ganz besonderen Pflanzen- und Thiernatur, sammt seinen Inseln ein beständiges tieferes Hinabsinken unter das Niveau des Meeres. Das sind ein paar dicht nebeneinander liegende Gegensätze der Erdoscillation. Bis auf den heutigen Tag kennt man hier nur einen einzigen Punkt, der einer allmäligen Hebung der Erdoberfläche unterworfen ist, nämlich in der Hobsons-Bay nahe bei Melbourne; hier hat Becker eine Erhebung von ungefähr 3 Zoll jährlich aufgefunden. Sollte dabei kein Irrthum obwalten, so bildet dies eine ganz

alleinstehende Ausnahme, denn daß der übrige Coutinent einer fortwährenden Senkung unterworfen ist, leidet keinen Zweifel, da alle ihn umgebenden Corallenbauten eine verjüngte obere Spitze zeigen, die nur durch das Hinabsinken des Meeresgrundes veranlaßt sein kann.

Westlich von Australien fehlen dem Indischen Oceane fast alle Inseln. Auf einer Strecke von 750 geographischen Meilen trifft man nur Atolls an, welche durch den ununterbrochenen Act der Depression auch schon längst von den Wogen des Meeres verschluckt worden wären, wenn die unermüdeten Arbeiten der Polypen diesen Untergang nicht durch beständiges Höherbauen verhütet hätten. Bei dem berühmten Atoll der Keelinginsel hat Darwin Studien ausgeführt, für welche ihm die Wissenschaft auf immer zu Danke verpflichtet sein wird; und eben so auch bei der Male-Diven Gruppe, dieser Doppelkette von submarinen Gebirgen, wovon jede Spitze mit einer Korallenkrone geschmückt sich aus dem Niveau des Meeres erhebt. Alles spricht hier für einen noch immer fortgesetzten Act der Depression.

Nach der soeben durchgeführten Betrachtung haben wir also in einer Strecke, welche von der Ostgrenze Amerika's bis zur Westgrenze des Indischen Meeres zwei Drittheil des ganzen Erdumfangs in sich schließt, zwei großartige Systeme der Erhebung und zwei ebensolche der Senkung kennen gelernt, die sich, successiv an einander schließend, von Ost nach West verfolgen lassen. Auf den sich langsam erhebenden Continent Amerika's folgen die niedrigen Inseln des Großen Oceans, welche durch den Act der Senkung dem Blicke schon längst verschwunden wären, wenn die emsigen Arbeiten der Polypen sie nicht fortwährend wieder über den Spiegel des Meeres gebracht hätten; daran schließt sich in Form eines großes Halbkreises das große Vulkanengebiet des Oceans, in welchem der Prozeß der Erhebung der Erdrinde thätig ist, und zuletzt herrscht im ganzen Indischen Oceane dieselbe Depression vor, wie in dem Centralgebiete des Stillen Meeres.

Was Afrika betrifft, so ist die Erforschung seiner Oberflächen-Oscillation kaum erst in Angriff genommen worden, wir wissen davon nur Einzelnes. Es fehlen jedoch glaubwürdige Beobachtungen nicht, die uns den Schluß gestatten, daß Ostafrika und die damit verbundenen Länder eine zu Amerika und den Sunda-Inseln passende dritte Erhebungswoge bilden. Die Korallenbänke, welche die Inseln Mauritius und Bourbon (der Maskarenengruppe), welche Madagaskar und das Festland im Canal von Mozambique umlagern, tragen alle die deutlichsten Spuren einer submarinen Erhebung der Erdoberfläche. Auch hat die Beobachtung ergeben, daß die Gestade des südlichen Rothen Meeres diesem Erhebungsprozesse noch fortwährend unterworfen sind; denn in verschiedenen Höhen wurden an den Felsufern die Merkzeichen des frühern Niveaustandes frisch eingegraben aufgefunden. Die meisten Reisenden, welche diese Gegend besucht haben, erstaunten über die jetzt sichtbar gewordenen Felsriffe und die mit Seesalz überdeckten weißen Gestade; sie berichten, daß mehre Buchten durch das Zurücktreten des Meeres ganz verschwunden und und manche Häfen seicht geworden sind. Davon erzählen uns namentlich Ferret und Gallinier in ihrer Reise in Abyssinien; sie bestätigen, was vor ihnen schon Rüppel, Salt und Valencia gefunden haben. Und Lejean hat in unseren Tagen diese Wahrzeichen als Beweise für den Erhebungsprozeß der Erdrinde erkannt, auch fand er, daß der Hafen von Dschidda, den in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Niebuhr noch für flachgehende Schiffe zugänglich gefunden hatte, jetzt ganz vom Meere abgeschlossen und in eine Meerlache umgewandelt sei. Die Bewohner dieser Küsten wissen auch aus Erfahrung, daß die Tiefe des Meeres und die Form der Gestade sich so rasch ändern, daß sie nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren kaum wieder zu erkennen seien.

Mehr gegen Norden hört diese allmälige Erhebung auf und verwandelt sich bei dem Isthmus von Suez in die schon früher besprochene Depression. Die Grenze zwischen beiden Thätigkeiten des Erdinnern ist noch nicht genau bestimmt. Im Westen hat Afrika wahrscheinlich einst eine starke Depression erlebt, durch welche die Canarischen Inseln und selbst St. Helena von dem Continente getrennt worden sind. Es fehlt den Forschern nicht an Andeutungszeichen, welche diese Vermuthung zulassen. Die Untersuchungen, welche Heer über die Flora der Inseln des Atlantischen Oceans angestellt hat, rechtfertigen seine Hypothese, daß einst noch ein Continent zwischen Europa und den Antillen bestanden haben müsse, der durch allmälige Depression des Atlantischen Meeresgrundes verschwunden sei.

Alle bis jetzt bekannten Thatsachen berechtigen uns daher zu der allgemeinen Annahme, daß in der Nähe des Aequators rund um die Erde herum drei große Erhebungs- und drei eben solche Depressionswogen in der sogenannten festen Erdrinde vorgekommen sind. Das Centrum einer jeden Depression fällt jedesmal gerade in die Mitte eines der drei großen Oceane; der Hauptsitz der drei Erhebungen liegt einmal in dem großen Archipel der Sundainseln, dann in den Continentalmassen von Amerika und Afrika. Man erkennt daraus, daß die Oscillationen der Erdrinde einem allgemeinen Gesetze unterworfen sind, welches allerdings noch nicht mit wissenschaftlicher Schärfe zu präcisiren ist, dessen Vorhandensein man aber kaum in Abrede stellen kann. Läßt man sich hierbei nicht durch lokale zufällige Aenderungen, dergleichen durch Erdbeben und Ausbrüche von Vulkanen hervorgebracht werden, irre machen, so gelangt man sicher zu der Ueberzeugung, daß dem ganzen Erdball eine Kraft inne wohnen müsse, wodurch seine gesammte Oberfläche beständig der Erhebung und Senkung unterworfen sei.

Damit wollen und können wir eine gewisse Aehnlichkeit, ja sogar eine wahrscheinliche Zusammengehörigkeit beider Phänomene durchaus nicht in Abrede stellen; es ist recht gut denkbar, daß bei der planetarischen Oscillation dieselben Ursachen, nur in einem viel vergrößerten Maßstabe und von einem viel tiefer gelegenen Punkte aus, thätig sind. Dagegen müssen wir die Annahme, daß dabei eine noch ganz unbekannte Kraft vorkomme, die ähnlich wie die Erdschwere, allgemeine Gravitation, oder der Erdmagnetismus auf den ganzen Planeten wirke und die Oberflächenoscillation hervorbrächte, ganz von der Hand weisen. Das würde sich weder im Allgemeinen mit dem Stande aller Wissenschaften, noch mit der Astronomie allein in Einklang bringen lassen. Doch lassen wir die Sachen ruhen, welche über die Grenzen der Thatsachen hinausliegen.

Ueber die Oscillationen der Erdrinde an den Polen wissen wir noch gar nichts, und das nicht blos, weil es dem Menschen bis jetzt noch nicht möglich gewesen ist, dahin zu gelangen, sondern hauptsachlich aus dem Grunde, daß die Thatsachen, welche die Schlüsse zur Wahrscheinlichkeit gestalten, in eben dem Maße seltener und unzuverlässiger werden, als sie sich auf höhere Breitengrade beziehen. Wir

dürfen indeß diese Lücke unseres Wissens bei weitem nicht so viel beklagen, als die vieler anderen Punkte, wobei die Ueberwindung der Hindernisse viel eher möglich gewesen wäre. Und genau genommen haben wir viel mehr Ursache über das bereits gewonnene Resultat uns zu freuen, als über das noch Fehlende zu jammern. Die Zeit der Erforschung der Erdoberflächenschwankungen durch Thatsachen zählt kaum erst ein halbes Jahrhundert, und damit verglichen ist das wirklich schon Erreichte bewundernswürdig groß. Es betrifft dies das Erforschen des ganzen Erdballs. Welche Mühe hat es den scharfsinnigsten Männern der Wissenschaft gekostet, über die Bewegungen der Erde, über ihre Gestalt und Größe, über ihre Schwere und Dichtigkeit, über die Vertheilung ihrer Wärme, über ihren Magnetismus, über die Störungen in ihrer Atmosphäre und ihren Gewässern, auf dem Wege der Erfahrung wirkliche Gewißheit zu erlangen! — Und wie viele Punkte dieser Eigenschaften der Erde, über welchen die Forschung manches Jahrhundert lang sich abmühte, sind noch nicht bis zu ihrem letzten Abschluß gelangt! —

Ganz ebenso steht es mit unserem Wissen über die Schwankungen der Erdrinde. Wir haben einen guten Anfang und die sichere Hoffnung zur allmäligen Weiterführung und Vervollkommnung. Vielleicht wird es einst möglich sein, über jeden Punkt der Oberfläche der Erde das Gesetz der Erhebung und Senkung so genau zu kennen, daß sie sich so scharf berechnen lassen, wie das Vorausbestimmen einer Mond- und Sonnenfinsterniß, oder auch nur einer Ebbe und Flut, obgleich die Wahrscheinlichkeit zu diesem Vielleicht vor der Hand noch sehr gering ist. Und wenn es auch nur möglich wäre, die Oscillationen der Erdrinde ebenso durch Linien darzustellen, wie den Durchschnittsgang der Wärme und des Magnetismus durch Isothermen, Isogonen und Isodinen, so würden wir mit einem solchen Ergebniß schon sehr zufrieden sein können. Das sind Zielpunkte, nach denen wir streben müssen, selbst wenn die Aussicht auf Erfolg noch in weiter Ferne liegt.

So viel dürfen wir aber, bei aller übrigen Ungewißheit, für eine unbestrittene Wahrheit annehmen, daß die sogenannte feste Erdrinde einer fortwährenden Undulation unterworfen ist. Die Continentmassen erheben sich in einer nach Jahrhunderten gemessenen Zeitepoche und sinken dann eben so langsam wieder herab. In dem Gange dieser großartigen Oscillation herrscht aber eine majestätische Ruhe, ein so allmälig und unmerklich durchgeführter Wechsel, daß derselbe unmittelbar gar nicht zu erkennen ist. Skandinavien steht jetzt unter dem Einflusse einer langsamen Erhebung, hat aber in der europäischen Gletscherperiode eine eben solche Depression durchgemacht, und seine Bewohner haben in dieser Zeit die Thäler verlassen müssen, weil sie durch den Act der Senkung in Fjords umgewandelt wurden. Ebenso haben die Alpen von Chile und die Berge von Neu-Seeland früher erst eine Depression von 7000 und 4000 Fuß erfahren müssen, ehe sie in den Zustand der allmäligen Erhebung gelangen konnten, worin sie sich jetzt befinden. Und von einer Menge anderer Punkte, in Peru, Aegypten und Nordamerika sollen ähnliche Umformungen sogar in unsere historische Zeit, ohne daß man dieselben einer plötzlich durchgeführten unterirdischen Revolution zuschreiben könnte.

Die Continente heben und senken sich wie der Brustkasten beim Athemholen, nur unendlich viel langsamer. Dieser von Elisée Reclus herrührende bildliche Ausdruck erinnert lebhaft an einen ganz ähnlichen von Kepler, als derselbe bemüht war, das Phänomen der Ebbe und Flut zu erklären.

Himmel und Erde sind also dem beständigen Wechsel der Bewegung unterworfen. Nirgends ist absolute Ruhe, und Darwin hat Recht, wenn er sagt: „Es wird die Zeit kommen, wo die Geologen die Ruhe der Erdrinde in jeder Epoche ihrer Geschichte für eben so unwahrscheinlich halten werden, wie die Unbeweglichkeit der Atmosphäre in irgend einem Zeitmomente."

Landschaftsbilder an der Bay von Rio de Janeiro.

Die wunderbaren Reize dieser herrlichen Meeresbucht, welche eines der schönsten Landschaftsbilder der Erde darbietet, sind hundertmal gepriesen worden. Wer sie erblickt, geräth in Entzücken über den stets wechselnden, immer anziehenden Charakter des Gestades; sein Blick schweift über die zahlreichen, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Eilande und weidet sich an der seltsamen Gestaltung der vielen aus dem Wasser hervorragenden Felsen.

Diese Bay ist sicher und bildet vortreffliche Häfen; nur selten und immer nur bei wild wüthenden Orkanen strandet ein Schiff. In ihr wehen die Flaggen aller seefahrenden Nationen, und die auswärtigen Schiffe vermitteln einen Handelsverkehr, welcher im Jahre wohl an 100 Millionen Thaler beträgt. Es kann nicht fehlen, daß Rio de Janeiro zu immer größerer Blüthe emporsteigt; schon jetzt zählt es zwischen zwei bis dreimalhundert tausend Einwohner.

Nichts ist lohnender als eine Fahrt durch diese Bay, zu welcher der Eingang vom Ocean her nur etwa drei Viertelstunden Weges breit ist. Aber sobald man in dieselbe gelangt, entfaltet sich ein geradezu wunderbares Panorama. Das innere Becken hat eine Breite von etwa drei, eine Länge von zehn deutschen Meilen und bietet eine große Auswahl vortrefflicher Ankerplätze dar. Von den Höhen herab fallen kleine Flüsse in Menge zur Bucht hinab, und sehr beträchtlich ist die Zahl der kleineren Bayen; sie geben den Umrissen des Gestades eine große Mannigfaltigkeit. Einzelne Berge dienen als Landmarken, so gleich am Eingange zur Bay der jäh aufsteigende Zuckerhut (Pao de Azucar), welcher nach Westen hin sich weniger jäh absenkt und die schöne Bay von Bota fogo überragt. Dieser Ort bildet eine der Vorstädte von Rio de Janeiro. Nicht minder anmuthend ist auch die Aussicht von Itaipu aus, von wo man einen Ueberblick des Orgelgebirges hat.

Durch die Provinz Rio de Janeiro zieht sich von Westen nach Osten die sogenannte Küstenkette (Serra do Mar), und diese erhebt sich im Norden der Hauptstadt bis zu



Die Bay von Botafogo und das Orgelgebirge bei Rio de Janeiro (Originalzeichnung von O. C. F. Grashof.)



Blick von Itaipu auf das Orgelgebirge bei Rio de Janeiro. (Originalzeichnung von O. F. B. Grashof.)

etwa 1270 Fuß in dem sogenannten Orgelgebirge, dessen eigenthümliche Gestaltung auf unserm Bilde sich deutlich zeigt.

Die schöne Bay von Rio wurde am 1. Januar 1531 von dem Portugiesen Alfons de Souza entdeckt. Er hielt sie für die Ausmündung eines Riesenstromes und nannte sie deshalb den Januarsfluß, Rio de Janeiro. Schon ihm fiel das zugleich Großartige und Elegante der Landschaft auf: die Eigenthümlichkeit der Umrisse des Zuckerhutes, der beiden Brüder, des Gavia, des Corcovado (d. h. der Buckelige) und anderer Berge, welche in ihrer phantastischen Zusammenstellung eine eigenthümliche Wirkung auf den Beschauer üben. Dazu kommt in diesem tropischen Klima die Tiefe und Schönheit der Luftfärbung; Purpurroth und Goldgelb, rosenfarbige Tinten und tiefer Azur wechseln mit einander ab, oder berühren sich und verschwimmen in einander. Man hat gesagt, daß kein Feenland diese Landschaft an Pracht und Schöne übertreffen könne; wer sie erblicke, werde von Staunen gefesselt. — Die Bay wird von Dampfern befahren und ist allezeit von Schiffen belebt. Unter den vielen Eilanden ist die hügelige Isla do Governador, die größte, überall am Strande mit einem wahren Kranze von Häusern und Hütten umgeben. Dergleichen stehen auch auf den kleineren Inseln; manchmal ist solch ein Fleck, der über das Wasser emporragt, nur wenige Morgen groß und auf ihm liegt nur ein einziges Wohnhaus. Ein solches ist dann allemal umgeben von einem Bananengarten, einem mit Mais und Mandioca bepflanzten Stückchen Feld, und wird beschattet von Orangenbäumen und von den luftigen Kronen schlanker Palmen, welche sich aus dem niedrigen Gestrüpp emporheben. Häufig ragt aber auch ein unbewohnbarer, seltsam gestalteter Felsen über die sanftgekräuselte Wellenfläche empor. In jedem Augenblicke weidet sich das Auge an neuen Bildern, deren eins anziehender ist als das andere.

Enthüllungen über die Schutzanstalten für die Neger in Nordamerika.

Nach Abschaffung der Sklaverei im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten setzte der washingtoner Congreß, welcher nur die nördlichen und westlichen Staaten vertritt, eine große Anzahl von „Freedmens Bureaus" ein; diese sollten für die Freigelassenen Sorge tragen, die Stellung derselben zu den Arbeitgebern regeln und darüber wachen, daß die abgeschlossenen Verträge von beiden Theilen richtig befolgt würden. Diese Negerversorgungsanstalten erhielten sehr ausgedehnte Befugnisse; sie übten zugleich eine richterliche und vollziehende Gewalt, die von den Vorstehern sehr häufig in einer rücksichtslosen Weise geltend gemacht wurde. Fast überall kamen sie in schwere Conflicte, nicht nur mit den Behörden der Einzelstaaten, deren Verordnungen und Gesetze von ihnen ganz unbeachtet blieben, sondern auch mit den Befehlshabern der Unionstruppen.

Die Erfahrung lehrte, daß diese Anstalten ihren Zweck nicht erfüllten; sie waren aber eine Lieblingsanstalt des ultra-abolitionistischen Congresses und dieser suchte ihnen eine noch größere Ausdehnung zu geben. Präsident Johnson beseitigte das darauf bezügliche Gesetz durch sein Veto, und es zeigt sich, daß er gute und vollwichtige Gründe dafür gehabt hat. Von allen Seiten waren Klagen laut geworden über das willkürliche und unverantwortliche Verfahren der Bureaubeamten, namentlich hatten auch die Neger selbst sich über arge Bedrückungen beschwert. Es ist für das ganze Verhältniß von entschiedener Wichtigkeit, hervorzuheben, daß diese Beamten, welche man nach dem Süden schickte, fast ohne Ausnahme politische Stellenjäger aus den eigentlichen Yankeestaaten, aus Neuengland und zumeist aus dem Staate Massachusetts kommen. Nicht wenige unter ihnen sind puritanische und methodistische Geistliche, die gerade keine Gemeinden hatten und ein Unterkommen bei jenen Bureaux fanden. Gerade gegen diese Pastoren wurden die lautesten Beschwerden erhoben; man klagte über ihre Herbigkeit, Härte, Habsucht und fanatische Unduldsamkeit. Die radikalen Blätter schwiegen darüber oder erklärten kurzweg, daß ein planmäßiges Complott von der demokratischen Partei geschmiedet worden sei, um „die wahren Väter und Vormünder unserer Mitbürger von afrikanischer Abkunft zu verleumden und die öffentliche Meinung gegen sie aufzureizen."

Aber die Klagen gegen die Schutzanstalten wurden nur immer lauter, und die Regierung konnte ihnen nicht länger das Ohr verschließen. Im April gingen, im Auftrage des Kriegsministeriums, die beiden Generale Fullerton und Stedman als Commissarien nach dem Süden, um den Stand der Dinge näher zu ermitteln. Sie besuchten zunächst die Staaten Virginien und Nordcarolina und über diese liegt ihr amtlicher Bericht vor. Aus demselben ergibt sich, daß Alles, was man von der Barbarei und Betrügerei mancher Beamten, namentlich der geistlichen, schon gehört hatte, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Wir unsrerseits haben mehrfach behauptet, daß die armen Neger unter der Fürsorge der Abolitionisten weit schlimmer daran sein würden als unter den Sklavenhaltern, und nun finden wir die thatsächlichen Beweise in dem Berichte der beiden Commissarien.

Es stellt sich heraus, daß manche Beamten sich Plantagen aneigneten, auf welchen sie hunderte von Negern arbeiten ließen; sie gaben denselben Bedarf an Speisen aus den Magazinen der Bundesregierung, welche jetzt 11 bis 15 Millionen Dollars jährlich für diese Bureaux verausgabt! Diese Betrügereien können aber Keinen überraschen; dergleichen sind so sehr an der Tagesordnung, daß sie von den amerikanischen Blättern zumeist nur kurz registrirt werden; Commentare hält man für überflüssig.

Aber es ist von philanthropischem Interesse, das Verfahren der puritanischen Derwische und Bonzen zu verfolgen, die wie ein Schwarm Heuschrecken von Massachusetts und Connecticut aus sich über den Süden verbreitet haben.

Die Commissarien berichten Folgendes: In Nordcarolina, NeuBern gegenüber, befindet sich ein „Settlement" von etwa 4000 „Freedmen" (also eine Oertlichkeit, wo diese freien Neger campiren) in wahrhaft jammervollen

Umständen. Die Leute wohnen in kleinen Hütten, welche sie sich selber zurecht gemacht haben; jede Hütte besteht aus einem einzigen Gemache, in welchem gewöhnlich mehre zahlreiche Familien leben. Vor kurzem hatten die Pocken unter den Bewohnern, die höchst kläglich daran sind, große Verheerungen angerichtet. Die Kranken, Schwachen und Hilflosen erhalten Unterstützung von der Bundesregierung, die Uebrigen suchen ihren ärmlichen Unterhalt durch allerlei kleine Nebenarbeiten zu gewinnen; Manche fangen Fische.

Aufseher und Leiter ist Hochehrwürden Fitz, früher Kaplan in der Armee. Er führt den Amtstitel eines „Assistant Superintendent des Bureaus für das Trent River Settlement".

„Dieser Agent hat die allerwillkürlichste, im höchsten Grade despotische Gewalt sich zu Schulden kommen lassen. Er hat gegen die seiner Obhut anvertrauten Neger unerhörte Grausamkeiten verübt. Das abscheuliche Verfahren dieses Mannes wurde unserer Aufmerksamkeit empfohlen durch eine Deputation von Freedmen; sie berichteten uns Thatsachen, die wir kaum glauben konnten. Wir besuchten dann das Settlement, zogen bei den Negern nähere Erkundigungen ein, untersuchten die Beschwerden und Anklagen und gelangten zu der Ueberzeugung, daß er sich noch weit ärgere Missethaten hat zu Schulden kommen lassen als jene, wegen welcher er anfangs verklagt wurde. Wir haben aber nicht blos die Freedmen abgehört, sondern auch vier intelligente Frauen aus dem Norden, welche Schullehrerinnen im Settlement sind."

„Unter vielen anderen Barbareien und Grausamkeiten, welcher der Superintendent Hochehrwürden Fitz verübt hat, wurde von uns ermittelt, daß er in zwei Fällen Negern Seile um die Handknöchel band und sie dann derart aufhängte, daß ihre Füße den Boden nicht berühren konnten. In solcher schwebenden Stellung ließ Hochehrwürden den einen Neger vier, den andern sechs Stunden."

„Es wurde ferner ermittelt, daß er einen Freedman auf drei Monate ins Gefängniß warf, weil derselbe mit seiner Frau einen Wortwechsel gehabt hatte."

„Reverend Fitz hielt einen andern Mann, der wegen Schulden verhaftet worden war, monatelang in einem Blockhause gefangen; während dieser Zeit blieben dessen Frau und Kinder in der allerkläglichsten Verlassenheit und starben an den Pocken. Hochehrwürden Fitz ließ dann den Gefangenen, unter Bedeckung, aus dem Kerker führen und zwang ihn, sein Kind in der Wiege zu begraben, in welcher es todt lag."

„Ein Wächter hinterbrachte dem Hochehrwürden Fitz, daß eine farbige Frau sich über ihn nicht hochachtungsvoll ausgedrückt habe. Ohne zu untersuchen, was die Frau etwa gesagt, ließ er sie bis zum andern Morgen 9 Uhr einsperren, dann solle sie vor ihn geführt werden, um sich wegen ihres Benehmens zu verantworten."

„Einst kerkerte Hochwürden Fitz sechs Kinder auf zehn Tage lang ein, weil sie am Sabbath auf der Straße gespielt hatten."

„Einen hochbetagten Neger belegte Hochwürden Fitz mit einer Geldbuße von 60 Dollars, weil derselbe einem andern Neger gesagt habe, Fitz werde diesen wohl einsperren. Dieser arme Mann wurde eingekerkert, weil er jene 60 Dollars nicht hatte. Sein Sohn bezahlte dieselben, mußte aber noch 3 Dollars Kerkergeld für eine Nacht erlegen."

Nachdem die Generale solche Proben von abolitionistischer Philanthropie berichtet haben, schildern sie den hochwürdigen Pfarrer in seiner Eigenschaft als „Finanzmann".

„Der Grund und Boden, auf welchem die Hütten stehen, gehört gewissen Erben in Nordcarolina, ist aber vom Bureau als sog. verlassenes Eigenthum in Besitz genommen worden. Jeder Inhaber einer Hütte muß einen Zins entrichten, welcher, der Behauptung des Superintendenten Fitz zufolge, zur Unterhaltung des Bureaus verwandt wird. Wer die Taxe nicht auf Tag und Stunde an ihn bezahlt, wird von ihm auf die Straße geworfen oder eingekerkert; in einigen Fällen hat er auch die Hütten niederreißen lassen. Von Allem, was die Leute arbeiten und verdienen, erhebt Reverend Fitz eine Abgabe, seiner Angabe zufolge, gleichfalls für das Bureau. Von jedem kleinen Laden treibt er allmonatlich 5 Dollars Licenzgelder ein, von jedem Fischerboote 2, von jedem Pferd und Karren 5 Dollars, u. s. f."

Jedem, der ihm diese Taxen nicht zur Stunde bezahlt, confiscirt er sofort das Eigenthum. Wir waren nicht in der Lage zu ermitteln, wie viel Geld Hochehrwürden Fitz auf diese Art erhoben hat oder wohin dasselbe gekommen ist. Da er seine Bücher in höchst unordentlicher Weise geführt, so wäre eine langwierige und in alle Einzelnheiten eingehende Prüfung nöthig gewesen, um auch nur annähernd zu ermitteln, wie viel Geld er eingenommen hat. Wir fragten ihn, wie er es rechtfertigen wolle, daß er den Negern so ungemein drückende Lasten aufgebürdet habe, und erhielten zur Antwort: Kapitän Seely (der Superintendent des östlichen Distrikts von Nordcarolina und gleichfalls der Gaunerei und des Betrugs schuldig) habe ihm gesagt: „Ich muß tausend Dollars in jedem Monat aus diesem Settlement herausschlagen."

Solche Dinge stehen nicht etwa als vereinzelte Ausnahmen da; der Bericht enthält, allein aus Nordcarolina, manche andere Enthüllungen. In Goldsborough ist ein anderer puritanischer Geistlicher, Hochehrwürden G. O. Glavis, Superintendent der Freedmen. Dieser sitzt tief in Plantagenspekulationen und mißbrauchte die Neger zu seinem und seiner Spekulationsgenossen Privatvortheil. Nachdem sie zwei Monate auf den Plantagen gearbeitet, gingen sie fort, weil Glavis und Genossen ihnen die contractliche Zusage nicht erfüllten. Sie erhielten fast gar kein Geld, und man gab ihnen einen Kittel, ein Beinkleid und ein paar Schuhe, welches Alles Hochehrwürden lieferte. Wir ermittelten bei den Auctionatoren Borham und Ballard in Goldsborough, daß sie für Kaplan Glavis 40 wollene Decken versteigerten, welche alle das Zeichen U. S. (Vereinigte Staaten) trugen; dann verkauften sie auch für seine Rechnung eine Quantität Kleidungsstücke, welche aus Rochester im Staate Newyork nach Goldsborough geschickt worden waren, damit das Bureau dieselben gratis an die hilfsbedürftigen Neger austheile. Der hochehrwürdige Kaplan konnte nicht in Abrede stellen, daß er aus solchen Fällen 260 Dollars gemacht habe, späterhin wollte er behaupten, es seien nur 126 Dollars 50 Cents gewesen. Dieser Beamte hat gar keine Bücher gehalten und nicht einmal Notizen über Einnahmen oder Ausgaben niedergeschrieben.

Der Bericht setzt dann auseinander, in welcher Weise die abolitionistischen Puritaner aus Massachusetts, in ihrer Eigenschaft als Nährväter und Obhüter der befreiten Neger, ein System barbarischer Sklaverei eingeführt haben, das alle Phantasien, die im „Onkel Tom" zum Besten gegeben werden, hinter sich zurückläßt. Fitz hing Neger an den Handgelenken auf, das ist schon oben gesagt worden.

Major Wickersham war als Spekulant bei einer Reisplantage betheiligt. Er bekam den vierten Theil des Ernteertrags dafür, daß er die Neger zwang, auf der Pflanzung zu arbeiten. Er gestand ohne Weiteres ein, daß er sie mit Ketten und Kugeln belastet und so zur Arbeit angehalten habe. Er war den Contract eingegangen, 40 Arbeiter für die Plantagen zu stellen. Der Bericht sagt, daß er sie wie überführte Verbrecher behandelt habe. Ein anderer Beamter des Bureaus, Colonel Whittlesey und noch andere Unteragenten betheiligten sich gleichfalls bei Spekulationen, indem sie die ihrer philanthropischen Obhut untergebenen Schwarzen zwangen, für den allerniedrigsten Lohnsatz zu arbeiten und sie höchst streng behandelten. „Die Agenten und Beamten des Bureaus verfuhren durchaus willkürlich. Sie dictirten Geldbußen und andere Strafen und kümmerten sich gar nicht um die Gesetze. Viele gestanden ein, daß sie vom Gesetz gar nichts wüßten oder verständen; es sei ihnen unbekannt, was ein Criminal- und was ein Civilfall sei." —

Wir fanden diesen Bericht in den „New York Weekly News" vom 19. Mai 1866. Es ist bezeichnend, daß die radikalen Abolitionistenblätter (so weit sie uns vorliegen), zwar des Berichtes erwähnen, der als ein „Angriff" gegen das Freedmens Bureau geschildert wird, aber das Dokument selbst nicht abdrucken. Die N. Y. Tribune, in der Nummer vom 17. Mai, gesteht aber ein: man habe gemeint, daß das Bureau ehrlich, pflichteifrig und wohlwollend geleitet worden sei; nun zeige sich freilich, daß pflichtvergessene Beamten Schweinefleisch, Kleider, Schuhe, Zucker ꝛc. gestohlen hätten, daß einer, der hochwürdige James, sogar der Ermordung eines Negers beschuldigt sei, und daß wenigstens in Nordcarolina die Leitung des Bureaus in den Händen von „Schwindlern und Dieben" sich befunden habe.

Seitdem die Neger Freedmen sind, hat der Tod in grauenhafter Weise unter diesen armen Leuten aufgeräumt. Darin stimmen die Berichte aus allen südlichen Staaten überein, aber am bedauerlichsten lauten jene aus dem Staate Mississippi. Der dortige Bundesrichter Sharkey und der Profoßmarschall haben amtliche Ziffern veröffentlicht. Seitdem man die Neger bewaffnet und in die Nordarmee eingestellt hatte, blieben 2997 farbige Soldaten in den Gefechten todt oder starben an den dort erhaltenen Wunden, während 26,031 schwarze Soldaten von Krankheiten in den Spitälern hinweggerafft wurden, ein Verhältniß wie 1 von 8 oder gar 7; denn im Ganzen hatte man etwa 180,000 Neger bewaffnet. Von den weißen Nordsoldaten starben an solchen Krankheiten durchschnittlich 1 von 15. Aber auf je 1 schwarzen Soldaten, der an Krankheiten starb, kommen im Durchschnitt nicht weniger als 5 schwer erkrankte.

Im Washington wurde dem Reconstructionsausschusse des Congresses dargethan, daß der Staat Mississippi 1860 etwa 436,000 Neger gezählt habe. Richter Sharkey sprach aus, daß von diesen seit jener Zeit mindestens 200,000 gestorben seien.

Die Sagen vom Nachtjäger in Schlesien.

Von Dr. Rudolf Drescher.*)

I.

Mit dem Ende des Oktobermonats, des eigentlichen**) Kirmesmonats der Schlesier, und wie das Volk gern bezüglich sagt: „Nöch d·r Kerms" beginnt zugleich die dunkelste Zeit, beginnen die längsten Nächte des Jahres. So anregend dieselben, wie überall unter den deutschen Bauern, auf die Geselligkeit der schlesischen Dorfbewohner einwirken, so ist doch ein großer Uebelstand mit ihnen verbunden, wenigstens nach der Meinung der Landleute. Die angegebene Zeit, welche bis zum Neujahr gerechnet wird, ist nämlich auch die unheimlichste des ganzen Jahres. Während derselben versieht sich das Landvolk in Schlesien des ärgsten Gespensterspuks, und nicht selten hört man jetzt unter ihm um Goldberg und Hainau zur Nachtzeit die Aeußerung: „Mach m·r och, daß m·r fortkumma.*) Siste ni? ·S kimmt a Unhêmlich."**) Alljährlich von Allerheiligen an bis Weihnachten treiben es „d· Unhêmliche" in den Nächten am tollsten und ist kein Mensch vor ihnen sicher. Am grausigsten aber toben sie in der Christnacht und das besonders an gewissen berüchtigten Stellen, z. B. im „Minnichswäld" (Mönchswald zwischen Goldberg und Hainau) und in dem Propsthainer Spitzberg

*) Der Herr Verfasser, welcher an einem ausführlichen Werk über Schlesiens Land und Leute arbeitet, hat uns diesen Aufsatz eingesandt, der auch deshalb von Interesse erscheint, weil er zeigt, wie sich in unserm deutschen Osten die Spuren des germanischen Heidenthums erhalten und gestaltet haben. Auch ist, so viel wir unsrerseits wissen, bisher keine zusammenhängende Arbeit über den wilden Jäger in Schlesien erschienen. (Wir erinnern an die Mittheilungen, welche wir früher aus der „Bavaria" über Wuotan und das wilde Heer in der Oberpfalz mitgetheilt haben.) Ein Anzahl von Verweisungen des Herrn Verfassers auf wissenschaftliche Autoritäten haben wir, als hier unerhebliche Citate, weggelassen. Daß die Arbeit gründlich sei, leuchtet ohnehin ein. A.

**) Die Kirmessen werden in neuerer Zeit in Folge einer Regierungsverordnung wenigstens im preußischen Schlesien an vielen Orten erst während des Novembers abgehalten.

*) Die mundartliche Schreibart ist hier, um falschen Lesungen vorzubeugen, so gewählt, daß nur geschrieben wird, was gehört wird. Jeder einfach geschriebene Vokal ist kurz zu lesen. Der Punkt über der Zeile bezeichnet das stumme e in den Fällen, wo es in der Mitte eines Wortes oder als Abkürzung auftritt z. B. Vuât·r, d· statt Vater, die. Bei dem Doppellaut uâ ist das u nur ein leichter Vorschlag und nur das â zu betonen.

**) So habe ich die Aeußerung wörtlich nach dem Volksmunde in jener Gegend niedergeschrieben (Leisersdorf, Gröditz, Pilgramsdorf, Neukirch). Das noch allgemein (in der gedachten Gegend) geläufige Wort würde hochdeutsch „Unheimling" lauten; es ist gebildet wie das glätzische Bechtlich. Vergl. Weinhold. W. 8. In demselben Sinne gebraucht man in Nordböhmen das Uhêmlich.

(bei Schönau). Natürlich steckt nach der Volksmeinung hinter all dem Spuk Niemand anders, denn der leibhaftige Teufel selber. Dem Volksglauben nach zeigt er sich aber um diese Zeit seltener in seiner wahren, sondern vorzugsweise in einer ganz bestimmten andern und besonders grausigen Gestalt in Begleitung noch vieler schaurigen Nebenumstände, nämlich als den sogen. Nachtjäger.

Der Nachtjäger, so heißt im deutschen Schlesien dieselbe Gespenstererscheinung, die man in anderen deutschen Ländern mit dem Namen: „Der wilde Jäger" oder „das wüthende Heer" u. s. w. bezeichnet. Man stellt sich ihn auf verschiedene Weise vor.

Schon Prätorius in seiner Daemonologia Rubinzalis Silesii 1662. II. 134 bis 136 erzählt u. A.: „Die Einwohner des Riesengebirges hören bei nächtlichen Zeiten oft Jägerruf, Hornblasen und Geräusch von wilden Thieren; dann sagen sie: „„Der Nachtjäger jagt."" Kleine Kinder fürchten sich davor und werden geschweiget, wenn man ihnen zuruft: „„Sei still, hörest du nicht den Nachtjäger."" Ganz so ist es noch heute wohl überall unter dem schlesischen deutschen Landvolke und darin herrscht kein Unterschied; an diesen hörbaren Merkmalen erkennt man noch überall das Nahen der gespenstischen Erscheinung. Nur in Bezug auf seine äußere Erscheinung herrschen verschiedene Meinungen. Im nordwestlichen Schlesien stellt man sich ihn nämlich als Reiter vor, in den übrigen Landestheilen anscheinend zum größten Theil als Fußgänger.

In den Dörfern um Goldberg, Schönau und Lähn (z. B. Pilgramsdorf, Leisersdorf, Gröditz, Neukirch, Süßenbach) denkt man sich ihn als „pferdefüßigen Reiter ohne Kopf auf einem schnaubenden Rosse mit drei Köpfen, und um ihn herum eine unaufhörlich klaffende Meute von zwölf Hunden mit feurigen Zungen" (so wörtlich). Besonders oft hat man ihn in dem finstern „Minnichswäld" (Mönchswald) erblickt, der auch durch anderweitigen Gespensterspuk berüchtigt ist. Um den gewaltigen Propsthainer Spitzberg sah man ihn um die oben angegebene Jahreszeit mit furchtbarem Getöse seine klaffende Meute hinter sich bei nächtlicher Weile ringsumreiten, früher alljährlich, jedoch seit der Franzosenzeit seltener (Süßenbach). Einst ging ein Mann zu später Nachtzeit von Armeruh nach Süßenbach. Da vernahm er plötzlich einen schrecklichen Lärm hinter sich von gellendem Pfeifen, Peitschenknallen, Tuten, Blasen und überlautem Hundegebell, daß ihm Hören und Sehen verging. Und so sehr er auch rannte, der Nachtjäger — denn der war es — holte ihn dennoch ein und er fühlte deutlich, daß ihm ein Pferd seinen Kopf über die eine Schulter legte, und das Schnauben der Nüstern. Doch kam er mit dem bloßen Schreck davon.

„Bei den drei Aspen" im sogen. „Schätzelloche" in den Bergen bei Peterswalde unweit Reichenbach befindet sich ein Grenzstein, der selbst diesen Namen führt und die Jahreszahl 1770 trägt. Unter diesem Stein liegen der Sage nach viele böse Geister verbannt, die um die Mitternachtsstunde hervorkommen und ein schauerliches Wesen treiben. „Geister mit klaffenden Wunden oder den Kopf unter dem Arm, nach Ruhe ächzend, durchjagen zu Roß und zu Fuß, umgeben von feuerspeiendem Gethier, den Berg." Das ist Niemand anders, denn der Nachtjäger mit seinem Gefolge und Hunden. Wir werden noch mancherlei ähnliche Züge von ihm berichten.

Eine Reisegesellschaft begegnete im Jahre 1835 spät in der Nacht im Steinbusche unweit Kaufungen bei Schönau einem herrenlos herumjagenden Pferde, vor dem die Kutschenpferde heftig scheuten. „Das ist das Pferd des Nachtjägers," sagte der entsetzte Kutscher. (Mündlich von meinem Freunde Th. Oelsner in Breslau, dem der Vorfall selbst mit begegnet ist.)

Im Eulengebirge und im eigentlichen Riesengebirge schildert man den Nachtjäger als Fußgänger. Er zieht als gespenstischer grüner Jägersmann ohne Kopf, hinter sich eine Koppel klaffender scheckiger Hunde (das bestätigt auch Weinhold in dem schles. Prov.-Bl. 1862. 194), entweder durch die Lüfte oder über Felder und Wälder, in der Regel zur Nachtzeit, zuweilen aber auch bei Tage. Genau so stellt sich auch (nach mündlichen Aussagen, die gleich mir auch von Hrn. Rector Dr. Luchs gemacht wurden) das Volk im Riesengebirge noch heute den berühmten Berggeist Rübezahl vor und erklärt ausdrücklich: „Der Nachtjäger ist der Rübezahl." Dazu stimmen denn auch die am besten beglaubigten älteren Ueberlieferungen, in denen der gedachte Geist mehrfach als grüner Jägersmann auftritt. Wie man dem Nachtjäger in anderen schlesischen Gegenden bestimmte Berge oder Gebirgszüge als Jagdrevier zuweist, z. B. den Mönchswald, den Probsthainer Spitzberg, das Eulengebirge und wohl noch andere, so weist man ihm in diesem Falle das Riesengebirge zu. Der Name Rübezahl thut hier Nichts zur Sache. Wie der Nachtjäger zu demselben gekommen, das ist freilich eine Frage für sich.

Schon aus weiter Ferne, so berichten zahlreiche Sagen aus dem Riesen- und Eulengebirge, vernimmt man das Kläffen, Winseln und Heulen der ihn begleitenden Hunde, und Mancher vernahm deren Schnauben schon dicht hinter seinen Fersen. „Diese Hunde sind manchmal nur ganz kleine sogen. „Pimm-rla", die leicht hinter dem voranziehenden Nachtjäger zurückbleiben, weil sie über einen Graben nicht hinwegkönnen. Dann winseln sie ganz erbärmlich, und wer sich ihrer erbarmte und ihnen darüber half, erhielt vom Nachtjäger zum Dank einen Thaler."

Auf die Menschen, die ihm nicht aus dem Wege gehen, schießt er und wohin er trifft, da entsteht bald eine schwere Entzündung. So ging es z. B. dem verstorbenen „äla Varwrigschaffer" (alten Vorwerksschaffer) zu Schlegel bei Neurode. Der hörte auf einmal in der Nacht auf freiem Felde das Bellen und Heulen der Meute und das Halloh und Knallen des Nachtjägers in nächster Nähe, und noch ehe er sich sammeln konnte, knallte es mit einem Male dicht hinter ihm und hörte er eine Kugel pfeifen (sic!). Gleich darauf fühlte er einen Schmerz im einen Beine. Da hatte ihn der Nachtjäger hingetroffen und es dauerte lange, bis die davon herrührende Wunde zugeheilt war.

Manch einsamer Wanderer im Eulengebirge hat auch schon den Nachtjäger mit grausiger Stimme rufen hören: „Hast du nicht einen Hasen gesehen?" Ein Bauer in der Gegend von Neurode war einst so keck, dem in der Luft vorüberziehenden Nachtjäger aus seinem offenen Fenster zuzurufen, er solle auch für ihn Wild schießen: „Nachtjäger känntst mer å wuås mite schißa!" Die Mitternacht darauf fiel ein ganzes Menschenviertel durch den Schornstein auf seinen Küchenheerd.*) Der Bauer vergrub das Viertheil augenblicklich in seinem Garten; aber in der darauf folgenden Mitternacht fiel es von Neuem durch den Schornstein. Er vergrub es nochmals, doch es kam zum dritten Mal wieder. Da endlich ging er zum Geistlichen des

*) Nach einer andern Mittheilung derselben Sage ein geschossener Hase.

Ortes und bat diesen, zugegen zu sein, wenn er das grausige Geschenk zum dritten Mal vergrübe. Das half denn auch endlich.

Durch diese letzte Sage erfahren wir, was der Nachtjäger eigentlich jagt. Nicht nur Hasen und sonstiges Jagdgethier, er jagt auch Menschen, aber nicht gewöhnliche Menschen, sondern gespenstische gleich ihm selbst, sogen. „elbische Wesen", deren Namen uns wieder aus anderen Sagen bekannt sind. Dem Volksglauben nach werden nämlich die Wälder des ganzen schlesischen Gebirges von den sogen. „Püschweiblan" bewohnt. Das sind nach ausdrücklicher Ueberlieferung kleine mit Moos bedeckte Weiblein, die außerdem noch „Holzweib·l" oder „Rütt·lweib·l" und in anderen deutschen Ländern „Moosweiblein, wilde Frauen" u. s. w. genannt werden. In einer verwandten Sage aus der Gegend von Saalfeld in Thüringen heißt es auch ausdrücklich, daß in dem oben erzählten Falle die Lende eines Moosweibleins auf den Heerd niedergefallen sei.

So muß man auch bei uns früher die Sache angesehen haben; denn Sagen des Riesen- und Rabengebirges berichten ausdrücklich, daß der Nachtjäger die „Püschweibla" ohn' Unterlaß verfolge und ängstige, und daß diese vor ihm nur auf dem Stamm eines Baumes Ruhe fänden, bei dessen Fall ein Holzhauer gesagt hätte: „Göt wäls", nicht aber: „Wäls Göt."*) Die Naturerscheinung, welche diesem Mythus zu Grunde liegt, ergibt sich klar aus nachfolgendem Brauch der Bewohner unsres Rabengebirges; diese sagen nämlich, wenn der Wind die Wolken am Gebirge zerreißt: „Nû zin de Püschweiblan hêm."

Vom Gefolge des Nachtjägers ist auch bei uns die Annahme verbreitet, daß es aus den armen Seelen unselig Gestorbener bestehe. Die Schilderung: Geister mit klaffenden Wunden oder den Kopf unter dem Arm, nach Ruhe ächzend, umgeben von Hunden mit feurigen Zungen u. s. w., entspricht völlig den oft haarsträubenden Erzählungen vom wüthenden Heere aus anderen mitteldeutschen Ländern.**) Die bei uns verbreitete Vorstellung jedoch, daß die Hunde des Nachtjägers diese armen Seelen feien, beruht auf einer Abschwächung der erst erwähnten Vorstellung. „Gelangt eine solche arme Seele bei den Umzügen des Nachtjägers über einen Baumstamm, in dessen Rinde ein Holzhauer, während er fiel, geschwind drei Kreuze eingehauen hat, so ist sie erlöst."***) In norddeutschen Sagen wiederholt sich vielfach die Erzählung, daß einer dieser Hunde in der Weihnachtszeit einmal durch die geöffnete Thür in ein Haus eingedrungen sei und dort ein ganzes Jahr ruhig unter dem Heerde gelegen habe u. s. w.†) Mit diesen Erzählungen stimmt auch folgende schlesische Sage dem Hauptinhalte nach überein, nur ist der Bezug auf den Nachtjäger verloren gegangen, der ihr ursprünglich gewiß ebenfalls eigen war.

Auf dem Kautburhofe zu Poditan bei Glaz erschien einst Abends um 9 Uhr ein schwarzer Pudel in der Gesindestube, legte sich lautlos auf die Bank am warmen Ofen und schlief dort ruhig die ganze Nacht. Doch am Morgen war er verschwunden. Am nächsten Abend aber kam er um dieselbe Stunde und legte sich wieder auf denselben Platz. Das trieb er längere Zeit täglich so fort, alle Hausbewohner gewöhnten sich an ihn und keiner wagte ihn zu belästigen. Da kam eines Abends spät ein Knecht betrunken in die Stube, stieß und schlug den Hund und jagte ihn von der Bank herunter. Doch nun fletschte der Pudel mit einem Male die Zähne und schnappte in so unheimlicher Weise nach dem Knechte, daß diesem Angst wurde und er schnell in den nahen Stall hinter die Pferde flüchtete, der Pudel hinter ihm her. Da hörte er den Pudel deutlich sagen:

Wärschte ne zwisch·r Stöl on Aisa,
Wöll ich d·r wuâs and·rsch b·waisa.

Die Hufeisen der Pferde und die Eisenbeschläge an den „Ständen" ließen den Pudel nicht zu ihm heran.*) Darauf verließ das Ungethüm den Stall, zerriß draußen noch den Kettenhund und fort war es.

In nicht schlesischen deutschen und außerdem in nordischen Sagen verlautet es, daß der wilde Jäger unter anderm Gethier auch gespenstische Rinder verfolge.**) Auf dieselbe, nur inzwischen bei uns verloren gegangene, Anschauung scheint denn auch folgende schlesische Sage Bezug zu haben: „Zu Mölten, unweit Glaz, saß einst spät an einem Winterabende das Gesinde in der herrschaftlichen Gesindestube gemüthlich plaudernd beisammen um den warmen Ofen und die Mägde spannen dazu fleißig. Da plötzlich ging ein Fenster auf und man sah einen Ochsen seinen Kopf in die Stube hereinstrecken, nach einer Weile aber wieder zurückziehen. Der Ochs sah einem sehr ähnlich, der im Stalle stand. Darum ging eine Magd hinaus, um ihn anzubinden; denn alle meinten, er habe sich losgerissen. Wie sie aber in den Stall trat, sah sie den gesuchten Ochsen ganz ruhig und wohl angekettet auf seinem Platze stehen, und kaum war sie mit ihrem Erstaunen wieder in die Gesindestube eingetreten, da stieß schon wieder ein Windstoß das Fenster auf und steckte derselbe geheimnißvolle Ochs seinen Kopf in die Stube herein. Nun merkten auch die Anderen, daß sie es mit einem Gespenst zu thun hatten."

In den meisten der bisher mitgetheilten Sagen war mit dem gespenstischen Jäger der Teufel gemeint, aber Nachtjäger genannt; in den nachfolgenden wird ganz dieselbe Persönlichkeit gemeint, diesmal aber Teufel genannt. In ihnen hat der Nachtjäger wieder die Eigenschaft des Reiters.

---

*) Grimm, Deutsche Sagen. Nr. 270. Noch heute sagen unsere Holzhauer und Feldarbeiter jeden Morgen, wenn sie an die Arbeit gehen: „Wäls Göt!"

**) Vergl. Grimm, Myth. 887.

***) Aus dem Glätzischen. Um Saalfeld in Thüringen gilt dasselbe ausdrücklich von den Moosweiblein, sobald sie sich auf einen solchen Stamm niedersetzen. Grimm, Deutsche Sagen, S. 59.

†) Simrock, 225. Aus dieser Vorstellung auf einen Ofen übertragen stammt wohl das allgemein verbreitete auch aus Schlesien von früherher bezeugte Sprüchwort: „Er hat nicht einen todten Hund aus dem Ofen zu locken." Siehe Slief, Schles. Histor. Labyrinth. 1737. 264.

*) Man vergleiche hierzu die oben geschilderte, auch außerhalb Schlesiens heimische Sitte, Hufeisen, „weil glückbringend", auf die Thürschwellen zu nageln. Der Aberglauben, daß Eisen vor bösen unheimlichen Gewalten schützt, ist noch heute unter der Stadt- und Landbevölkerung Schlesiens sehr verbreitet, und wir werden ihm weiter unten noch häufig begegnen. Man hegt ihn auch außerhalb Schlesiens (Grimm, Aberglauben, LXXXV. LXXXVIII. XCI. XCV. XCVIII. CV. CVII.) im Erzgebirge, um Saalfeld in Thüringen, um Pforzheim in Schwaben, um Osterode im Harz, im Ausbachischen in Franken, in Westphalen, in Schweden u. s. w. (Grimm, Myth. 952.)

**) Simrock, Myth. 224. In Unterfranken ward ein Mann zur Adventszeit Nachts durch die Erscheinung eines feurigen Kalbes ohne Kopf erschreckt, das ihn mit menschlicher Stimme anschrie. Es konnte ihm nichts anhaben, weil er Brot bei sich trug. Münchner Sonntagsblatt, 1865. S. 350. Von einem „gespenstischen Ochsen aus dem wüthenden Heere, der Nachts in die Häuser eindringt", erzählt auch eine bayrische Sage bei Panzer, Beitrag z. d. M. II. 67.

Zwar führt er diesen Namen nicht mehr. Trotzdem aber ist er es.

In einer stürmischen Nacht wurde einst der Schmied zu Eckersdorf plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Es war ein unheimlich aussehender fremder Mann da, der sein Pferd frisch beschlagen lassen wollte. Auch das Pferd kam dem Schmied ganz unheimlich vor, es sah gar nicht aus, wie andere Pferde und obendrein hörte er bei der Arbeit ein fortwährendes Wimmeen und Wehklagen, ohne daß er sich zu erklären vermochte, woher das kam. Als er fertig war, belohnte ihn der Fremde überreichlich mit vielem Gelde und kaum saß er auf dem Pferde, hui war er fort. Zugleich verstummte auch das grausenerregende Wimmern und Wehklagen. Erst am andern Morgen erfuhr der Schmied, daß dieselbe Nacht ein Nachbar von ihm unselig gestorben war, und nun wurde ihm mit Schrecken klar, daß er dem Teufel sein Roß beschlagen hatte. Das Roß aber war des Nachbars arme Seele gewesen, die der Teufel zur Hölle geritten hatte. Der Schmied war ein frommer Mann, er rührte das Teufelsgeld nicht an, sondern übergab es ungetheilt einem Steinmetzen, der ihm ein steinernes Kreuz dafür machte. Das stellte er vor seinem Hause auf, und da ist es heute noch zu sehen.

Aehnlich aber noch schlimmer erging es dem Schmiede zu Buchau bei Neurode. Zu dem kam auch einst mitten in der Nacht ein vermummter Reiter und ließ sein Pferd beschlagen, und auch er hörte dabei ein fortwährendes Wimmern. Da auf einmal beim dritten Eisen hört er das Pferd deutlich und mit bekannter Stimme sagen: „O wih G·votter!“ Es war die Seele seines Gevatters, des Müllers, den der Teufel in derselben Nacht geholt hatte. Der Schmied soll ihm wenige Tage darauf nachgefolgt sein.*)

Wie im ganzen übrigen Deutschland besitzen wir aber auch in Schlesien eine Reihe von Sagen mit einem historischen Hintergrunde, die mit den Sagen vom Nachtjäger scheinbar nichts zu thun haben, dennoch aber auf derselben mythischen Grundlage beruhen.

In Grunau bei Striegau lebte einst ein sehr böser gottloser Herr, gen. „d·r ále Schernhaus (Tschirnhaus)“, der kein größeres Vergnügen kannte als die Jagd und das Reiten. Außerdem war er hart und grausam gegen seine Unterthanen in Grunau. Diese hatten Jahraus, Jahrein keine Ruhe vor den harten Frohndiensten, fast unerschwinglichen Abgaben, endlosen Botengängen und ganz besonders wegen der Treiberdienste bei seinen fortwährenden Jagden in dem nahe gelegenen Eichenwalde gen. „der Huån“ d. i. der Hain. Wer sich nur den geringsten Einwand gegen seine Wünsche erlaubte, wurde stets auf das Grausamste körperlich gezüchtigt oder kam in den finstern Thurm, der noch heute gezeigt wird. So betete denn auch für ihn keine Lippe, als das Gerücht ging, er läge auf dem Todtenbette; und als er todt war, zweifelte kein Mensch daran, daß ihn der Teufel geholt habe. Er fand keine Ruhe im Grabe. Oft sah man ihn auf seinem schneeweißen Schimmel durch den „Huån“ jagen, wie bei seinen Lebzeiten, wenn er einen Hiesch oder einen Hasen verfolgte. Oft kam er auch bei Tage und bei Nacht aus dem „Huån“ in rasendem Galopp heraus in das Dorf und in den Herrenhof herein, ganz wie früher, als er noch lebte; und jeder Mann zog sich scheu vor ihm in sein Haus zurück, und, wer katholisch war, schlug ein Kreuz. Der hochbetagte Greis, von dem ich mir die Geschichte als Kind oftmals erzählen ließ, betheuerte jedesmal, daß seine Mutter, welche in ihrer Jugend auf dem Herrenhofe als Magd gedient hatte, ihn einst etwa um das Jahr 1760 am hellen lichten Tage mit allen übrigen Leuten des Hofes habe plötzlich erscheinen sehen. Sein Anblick scheuchte sofort jedes lebende Wesen aus dem Hofe in das alte Schloß, das Gesindehaus, die Ställe, die Scheunen, so daß Niemandem ein Leid widerfuhr. Meine Mutter aber stand auf dem „Simse“ am Gesindehause und beobachtete ihn durch ein Astloch. Er that aber Nichts, als daß er etwa drei Mal den Schimmel rings um den Hof herum trieb und dann plötzlich zum obern Hofthore hinausjagte in das Dorf. Das ging lange Zeit so fort, bis endlich ein kluger Mann*) herbeigeholt wurde, der Geister zu bannen verstand. Dieser machte sich mit seinen Künsten an das Gespenst, das ihm zu entgehen sich vergeblich in die verschiedensten Thiergestalten verwandelte. Endlich wie es gerade eine Hummel geworden war, fing es der Mann und sperrte es in einen Sack. In dem machte sich aber die Hummel schrecklich schwer. Doch wurde der Sack mit vieler Anstrengung in die herrschaftliche Karosse gehoben und der Geisterbanner setzte sich mit hinein neben ihn. Wie sehr aber auch die vorgespannten Pferde anzogen, die Kutsche bewegte sich nicht von der Stelle. Da spannte man sämmtliche 12 Pferde und eben so viel Ochsen aus den Hofställen vor und nun ging es mit vieler Mühe zum Hofe hinaus in den nahen Eichenwald und zwar in den Theil, welcher der „Ob·rhuån“ (Oberhain) genannt wird. Hier ward das Gespenst in eine große Dornhecke hinein gebannt, in deren Nähe es seitdem bis zum heutigen Tage „spukt“ und besonders gern Vorübergehenden aufhockt. Noch heute wird auf dem grunauer Herrenhofe ein steinernes Bildniß gezeigt, das aus den Ruinen des alten Schlosses der Tschirnhause stammt und in ganzer Figur und beinahe in Lebensgröße einen langbärtigen Greis in der ritterlichen Tracht, etwa des 15. Jahrhunderts, als Halbrelief erkennen läßt. Diese Figur stellt nach dem Volksglauben „da ála Schernhaus“ dar, von dem die Sage erzählt wird. Sie ist aber schon längst arg verstümmelt; denn wohl seit mehr als einem Jahrhundert schon, und noch bis zum heutigen Tage, werfen die Dorf- und Hofkinder zu Grunau im Angedenken an die Sage unermüdlich mit Steinen nach ihr, indem sie sagen: „Na wort ok du ål·r Schernhaus.“

Nachweislich gehörte Grunau in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zweien Brüdern aus der adeligen Familie v. Tschirnhaus. Das alte Schloß brannten erst die Preußen nieder in den schlesischen Kriegen. Aehnliches erzählt man sich in der Gegend von Schönau, wo die freiherrliche Familie v. Zedlitz-Neukirch seit fünf Jahrhunderten schon reich begütert und noch heute ansässig ist.

Zu Tief-Hartmannsdorf, so geht die Sage, lebte vor vielen vielen Jahren einmal ein Herr v. Z. von überaus böswilliger Gemüthsart, der seine armen Unterthanen über alle Begriffe plagte und bei den geringsten Vergehungen hart und unbarmherzig strafte. Am meisten aber hatten sie von seiner Jagdliebhaberei zu leiden, die schier unersättlich war. Er hatte in seinem Leben so viel Böses gethan, daß er auch keine Ruhe im Grabe fand, sondern verdammt war, nach dem Tode ruhelos zu reiten und zu jagen und in Feld und Wald umherzustreifen. Schon als er begraben werden sollte, konnte der Sarg nicht getragen werden, sondern Pferde mußten ihn mit großer Anstrengung nach dem Kirchhofe fahren, und als man vom Leichenbegängniß in der Dunkelheit zurückkehrte, fand man das Zimmer des

*) Fast wörtlich denselben Inhalt hat eine Sage aus Rastenburg in Ostpreußen in Grimms d. S. S. 284.

*) Ausdrücklich hier nur „ein kluger Mann“, kein Geistlicher!

Verstorbenen im Schlosse erleuchtet, obwohl Niemand darin war. Im nächsten Jahr an seinem Begräbnißtage Nachts um 12 Uhr entstand aber plötzlich in allen Ställen des Herrenhofes eine unerklärliche Unruhe. Die Rinder brüllten, Schafe, Schwarz- und Flügelvieh gaben ängstliche Töne von sich, die Hunde heulten, und vor Allem die Pferde schlugen in ihren Ständen aus und wollten sich losreißen. Zugleich entstand ein plötzlicher Sturmwind und „d·r ale Z.“ kam auf seinem „schneeweißen Schimmel“, den er auch bei Lebzeiten geritten hatte, zum Hofe hereingejagt, stieg ab, und bald wurde es in seinem Zimmer licht. Um 1 Uhr erschien er wieder unten, stieg auf und jagte davon. So geschah es alljährlich lange Zeit, bis man sich endlich an einen Geistlichen in Liegnitz wandte, der als Teufels- und Geisterbanner großen Ruf genoß. Dieser kam denn auch, auf seinen Rath wurde der Todte wieder ausgegraben und in eine nahegelegene finstere Waldschlucht, genannt „der tiefe Grund“ gefahren und dort von Neuem begraben. Nach der einen Erzählung trieb man einen eisernen Pfahl in das neue Grab hinein, nach der andern wurde dem Todten von dem Geistlichen aufgegeben, so lange den nächtlichen Spuk zu lassen, „bis er einen Teich im finsteren Grunde mit einer Kanne ausgeschöpft haben würde, die keinen Boden hatte“.

Nun geschah es aber lange Jahre nachher, daß in einem heißen Sommer der Teich von selbst austrocknete. Sogleich begann auch der Todte wieder seine nächtlichen Ritte, und das alte Unwesen mit ihm fing wieder von vorne an. Da berief man zum zweiten Male einen Geisterbanner. Auch dieser fing das Gespenst ein. Wieder mußte man es mit vieler Anstrengung nach dem tiefen Grunde fahren, und jetzt stellte ihm der Geisterbanner die Aufgabe, sich so lange ruhig zu verhalten, „bis es eine große alte Eiche mit einem hölzernen Messer durchschnitten haben würde“. Seitdem kam der Todte nicht mehr wieder. — Der alte Mann, welcher mir das unter Anderem erzählte, behauptete, als Knabe noch den Kutscher gekannt zu haben, der in dem Rufe gestanden hatte, den Todten das zweite Mal nach dem tiefen Grunde gefahren zu haben.*)

Von einem einstigen Burgherrn auf Burg Lähnhaus, Konrad, auch aus dem Geschlechte der Zedlitze, der selbst den geschichtlichen Nachrichten zufolge sich allerdings durch Härte und ein schonungsloses Verfahren gegen seine Untergebenen hervorgethan zu haben scheint, geht eine ähnliche Sage noch heute unter dem Landvolke in der lähner Gegend. „Er fand keine Ruhe im Grabe und muß zur Strafe für seine Grausamkeiten bis zum jüngsten Tage als Gespenst umherreiten.“ Viele wollen ihn gesehen haben, die Nachts von Mitternacht her aus Märzdorf gekommen und über den Hellaberg bis zur Hagenschenke gewandert, wie er den Kopf unter dem Arm auf feuerschnaubendem Rappen plötzlich vom Burgberge herabgesprengt und gegen das Städtlein zugeritten sei.**)

*) Theils nach selbst gesammelten mündlichen Berichten, theils nach einer aus Kaufungen stammenden Aufzeichnung meines Freundes Oelsner.

**) Knoblich, Lähn 1863. S. 156.

Stadt Steyer.

Studie von Dr. Friedrich Brinkmann.

II.

Nachdem wir uns so mit der Lage der Stadt und ihrer Umgebung bekannt gemacht haben, treten wir in sie ein und betrachten sie uns von innen. Die Bauart ist diejenige, welche man allgemein in den Städten und großen Marktflecken Oberösterreichs antrifft, und womit die große Masse der Reisenden vorzüglich in Linz bekannt wird. Das besonders Charakteristische derselben, das eigenthümlich flache Dach, in welches die hohen und breiten Façaden der Häuser auslaufen, findet man hier sogar noch häufiger als in Linz. Dazu kommt der sehr helle, meist weiße oder mattgelbe Anstrich, der sehr lang gestreckte viereckige Marktplatz mit zwei schönen Brunnen und zwei als Schmuck derselben angebrachten Standbildern des heiligen Leopold und der Maria, und der unvermeidliche Zopfstyl der Kirchen mit ihren doppeltgekuppelten Thürmen.

Was aber die Häuser von Steyer vor denen von Linz und aller anderen österreichischen Städte auszeichnet, das ist die Ausschmückung der Façaden mit Freskogemälden, die beim Durchwandern der Straßen uns so häufig vorkommt, daß wir dadurch lebhaft an Tyrol und das bayrische Hochland erinnert werden, und diese Eigenthümlichkeit möchte sich wohl dadurch erklären, daß Steyer die älteste Stadt des Landes, die alte Hauptstadt der Steyermark ist, und das alterthümliche Aeußere sich treuer bewahrt hat als die anderen Städte. Unter diesen Bildern fällt uns besonders die große Zahl von Nachbildungen der lieblichen Madonna Mariahilf von Kranach auf (siehe meine „Studien und Bilder“ II, S. 101 bis 114), dann aber eine merkwürdige Darstellung der Dreieinigkeit, eine der ältesten, welche die Kunstgeschichte kennt, dadurch charakterisirt, daß über dem am Kreuze hangenden Christus Gott Vater mit einer dreifachen Krone auf dem Haupte die Arme ausbreitet und so die Enden der Kreuzesarme festhält, unter dem Sohne aber, in der Gegend der Hüften, der heilige Geist in Gestalt einer Taube schwebt. (Die alten Meister haben häufig in dieser Weise die Dreieinigkeit dargestellt, z. B. Amberger, Schüler Hanns Holbein des Aeltern, siehe in der alten Pinakothek zu München, Kabinet VII, Nr. 121.)*)

Die Straßen sind trotz der vielen Feuersbrünste, welche die Stadt erlebt hat, so enge, wie man es in unseren

*) Ein Haus auf der Hauptstraße (in der Enge) ist durch eine goldene Inschrift als die Geburtsstätte des durch die Travestie der Aeneide berühmt gewordenen Dichters Blumauer ausgezeichnet, der hier 1755 geboren wurde und 1798 in Wien starb.

ältesten Städten nur antreffen kann. Man scheint eben bei allen Erneuerungen immer die alten Straßen beibehalten zu haben. Auf den meisten, selbst den lebhaftesten, können zwei sich begegnende Wagen nur mit Mühe einander ausweichen. Das Pflaster aber ist durchschnittlich so schauderhaft schlecht, daß man glauben möchte, es sei nur für das so zahlreich, weit und breit aus der Umgegend hieher zusammenströmende Landvolk berechnet, und der Fremde, der nach Steyer kommt, thut sehr wohl daran, seine doppelsohligen, nägelbeschlagenen Bergschuhe wieder hervorzusuchen.

Die schönsten Häuser stehen an dem langen Marktplatze zusammen, und unter ihnen erhebt sich in der Mitte einer Langseite das stattliche Rathhaus. In einer Ecke liegt die alte, im Jahre 1472 erbaute Dominikanerkirche, die an Wochentagen ebenso wohl wie an Sonntagen eines außerordentlichen Besuches sich erfreut und die Lieblingskirche der Steyrer ist, ein seltsamer, überall sich wiederfindender Zug des Volkes, daß es die kleinen Kirchen, besonders frühere oder noch als solche bestehende Klosterkirchen den großen Domen vorzieht.

Vom Markte ziehen sich die Häuser den Abhang hinan und oben auf dem Hügel steht die alte, ehrwürdige Pfarrkirche, die zwischen all den anderen, im Renaissancestyl gebauten Kirchen Oberösterreichs uns wie eine Oase in der Wüste erscheint, denn sie ist rein gothischen Styles. Das entgegengesetzte Ende der eigentlichen Stadt und zugleich der Mittelpunkt des aus dieser und den Vorstädten bestehenden Ganzen wird durch das Schloß markirt, das, wie wir schon sahen, ganz nahe am Vereinigungspunkte beider Flüsse liegt.

Wir wollen uns jetzt diese drei merkwürdigsten Gebäude Steyers, die zugleich hervorstechende Züge seiner Physiognomie ausmachen, das Rathhaus, die Pfarrkirche und das Schloß etwas genauer ansehen.

Das Rathhaus ist jüngern Ursprungs, als man von einer so alten Stadt erwarten sollte, entspricht aber darum um so besser dem Charakter der ganzen Stadt, da in Folge der vielen Feuersbrünste nur sehr wenige alte Häuser sich erhalten haben. Es wurde in den Jahren 1765 bis 78 erbaut. Es ist drei Stockwerke hoch, vom ersten springt ein Altan vor und oben zieht sich um das flache Dach ein steinernes, mit Statuen geschmücktes Geländer. Darüber erhebt sich aber ein sehr zierlicher, golden strahlender Kuppelthurm.

Im Innern werden noch manche Andenken an die alte Zeit aufbewahrt: die Bildnisse des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol und seiner Gemahlin Philippine Welser, der schönen Bürgerstochter von Augsburg; das Bild Kaiser Karls VI., in dessen Perrücke sich ein gewisser Philipp Pachter als der „Reiß- und Schreibekunst Liebhaber" verewigt hat, indem er das Lob der Weisheit aus der Bibel hineinschrieb; sechs zinnerne Krüge von alterthümlicher Form, aus denen man in früheren Zeiten, wo bei den Hochzeiten der wohlhabenden Bürger der erste Tanz auf dem Rathhause gemacht wurde, den Ehrentrunk zu nehmen pflegte, u. a. m. Am interessantesten möchten unter diesen Dingen aber wohl die im Archive aufbewahrten Symbole der richterlichen Gewalt sein, welche die Stadt vermöge eines besondern Privilegiums früher besaß: das große Schwert, welches dem jedesmaligen neugewählten Stadtrichter nach der Bestätigung durch den Landesherrn übergeben und bei der Verkündigung der Urtheile vor ihm hergetragen wurde, und der alte Blutrichterstab mit einem silbernen durchbrochenen Griffe, den dieser bei der Verkündigung der Bluturtheile in der Hand hielt. Es erinnern uns diese beiden Zeugen der alten Zeit an die sehr unabhängige, den freien Reichsstädten fast gleiche Stellung, welche Steyer in Bezug auf die Gerechtigkeitspflege den Landesherren gegenüber einnahm. Schon durch das große Privilegium Albrechts I. v. J. 1287 erhielten die Bürger das Recht, sich ihren Stadtrichter selbst zu wählen und die Exemption von dem Landrichter. Der Blutbann, d. h. die Criminaljustiz über todeswürdige Verbrechen wurde damals ausgenommen. Aber auch diesen bekam die Stadt im Jahre 1523, und damit war denn die Exemption vollständig und unterschied sich nur dadurch von derjenigen der Reichsstädte, daß der gewählte Stadtrichter der landesherrlichen Bestätigung bedurfte. Unter Joseph II. (1786) kam die Beschränkung hinzu, daß nur ein geprüfter Jurist wählbar war. —

Die Pfarrkirche wurde in den Jahren 1443 bis 1522 erbaut und zwar nach dem Vorbilde der Stephanskirche in Wien. Sie litt dann aber gleich nach ihrer Vollendung bedeutend durch eine Feuersbrunst und wurde erst 1630 ganz wiederhergestellt. Das Innere ist 120 Fuß lang, 70 Fuß hoch und durch acht Paare von Säulen, die oben an der Decke in ein Netzwerk von Aesten auslaufen, in drei Schiffe getheilt. Die sieben Altäre gehörten bis in die neueste Zeit dem Zopfstyle an. Man hat aber jetzt angefangen, sie nach und nach durch gothische zu ersetzen. Der neue Hauptaltar steht schon seit einer Reihe von Jahren da. Er ist von Guggenberger in München angefertigt und macht dem Meister alle Ehre. Es ist ein Aufbau von Thürmchen und Pfeilern mit Figuren. Doch sind jene mehr als zu Grunde gelegtes Schema, als Hintergrund und Abschluß des Ganzen verwandt, der Hauptraum ist von Figuren erfüllt. Ein gekreuzigter Christus mit Maria und Johannes steht in der mittlern, größten Nische, zu jeder Seite ein Heiliger in einer Nebennische; darunter zwei betende Engel, darüber Peter und Paul, und ganz zu oberst Gott Vater. Von besonders wohlthuender Wirkung sind die angewandten matten Farben, Braun, Mattblau, Mattroth mit Gold.

Zu diesem Hauptaltare sind im J. 1864 zwei gothische Nebenaltäre gekommen, die sich jedoch mit ihm an Kunstwerth nicht messen können und von einem steyrer Tischler herrühren. Sie stehen auf beiden Seiten des Hochaltars und wurden gerade an dem Tage, als ich die Kirche besichtigte, aufgestellt. Am folgenden Morgen sollten unter großen Ceremonien die reich aufgeputzten, mit Gold und Perlen ganz bedeckten Reliquien der Schutzheiligen Columba, die seit dem Jahre 1688 hier ruhen, in ihrem neu angefertigten, dem gothischen Style entsprechenden gläsernen Schreine an dem einen der Nebenaltäre aufgestellt werden.

Auch die Kanzel ist im gothischen Style. Von den Fenstern sind die sieben dem Hochaltare zunächst liegenden mit Glasmalereien bedeckt und fünf davon rühren noch aus alter Zeit her. Sehenswerth ist auch der in einer besondern, dem heiligen Sebastian geweihten Kapelle stehende Taufstein aus Gußeisen, 8 Fuß hoch, im Durchmesser 5 Fuß breit, und über 15 Centner schwer (im J. 1569 gegossen). Er hat die Gestalt einer Vase und ist reich mit Basreliefs geschmückt.

Der Thurm paßt leider nicht zur Kirche. Er hat eine Kuppel, wie sie alle Kirchthürme Oberösterreichs tragen.

Im J. 1545 wurde dieser Dom für den protestantischen Gottesdienst eingerichtet, also ungefähr um dieselbe Zeit, wo seine Brüder in Nürnberg, die Lorenzo-

und die Sebalduskirche, das gleiche Schicksal erfuhren. Die Neuerung dauerte aber hier nur bis zum Jahre 1621.*) Jetzt bringt wieder Tag für Tag der Priester in weißem Gewande das Meßopfer dar, der Weihrauch dampft, und das Volk beugt seine Knie vor den Gebeinen der heiligen Columba, als ob nie etwas Anderes hier bestanden hätte. Das Andenken an die protestantische Zeit ist bis auf die letzte Spur im Volke verschwunden. Vivat Ferdinandus! Du hast gesiegt, großer — „Reformator"!!

Dieser Gedanke mit all' den anderen, die sich daran ketten, ist es, der uns den Genuß dieses alten gothischen Baudenkmales verbittert. Verstimmt und verdüstert lehren wir ihm den Rücken.

Im Vorbeigehen werfen wir nur noch einen Blick auf die kleinere, dicht bei der Kirche stehende Margarethenkapelle, die in rein gothischem Style gebaut ist und auch ein zierliches gothisches Thürmchen trägt, indessen jetzt ungebraucht dasteht, und steigen dann wieder zur Stadt hinab, um das Schloß uns anzusehen. —

Wie das Schloß der Mittelpunkt der ganzen Stadt ist, so war es auch der Anfang derselben. Wenn es wahr ist, daß die Römer schon hier angesiedelt waren, wofür allerdings einige Thatsachen zu sprechen scheinen, so werden sie auch an der Stelle, wo jetzt das Schloß steht, als der strategisch wichtigsten ein Kastell gehabt haben, und Viele halten in der That den breiten, viereckigen Thurm, der über das Schloß hervorragt, für ein Werk der Römer. Gegründet wurde dieses von den Ottakaren und war immer ihre Residenz. Nach der Vereinigung von Steyer und der Steyermark mit Oesterreich wurde es der Sitz der von den österreichischen Herzogen als Vertreter hergeschickten Burggrafen. Die letzten waren die Grafen von Lamberg. Im J. 1666 erwarben sie durch Kauf das Schloß als Eigenthum und sind von da an im Besitze desselben geblieben bis zur Gegenwart. Im J. 1707 wurde das Haus in den Fürstenstand erhoben und gehört seitdem zu den ersten Fürstenhäusern Oesterreichs.

Im Uebrigen ist das Schloß historisch noch dadurch merkwürdig, daß Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der besonders durch seinen Antheil an den Grumbachschen Händeln bekannt ist, hier am 9. Mai 1595 starb, nachdem er 28 Jahre theils in Dresden, theils in Wien, theils in Wienerisch-Neustadt als Gefangener und Geächteter gelebt hatte. Der Grund, warum er nach Steyer gebracht wurde, war der Türkenkrieg. Er starb aber noch in demselben Jahre, in welchem das dortige Schloß sein Gefängniß geworden war.

Von jenem Schlosse des 16. Jahrhunderts ist aber mit Ausnahme des dicken Thurms kaum etwas übrig, da es zu verschiedenen Malen von Feuersbrünsten zerstört wurde, zuletzt im Jahre 1824.

Von außen betrachtet hat der vielfenstrige, ein langgestrecktes Dreieck bildende Bau wenig Ansprechendes. Das Innere verdient aber eine nähere Kenntnißnahme und möchte vielleicht Manchem das Interessanteste sein, was in Steyer zu sehen ist.

Es findet sich hier nämlich eine Hirsch-, Reh- und Gemsgeweihsammlung von einer solchen Größe und Vollständigkeit, daß man der Behauptung Glauben schenken darf, es sei die größte in ganz Europa. Der letzte, vor einigen Jahren verstorbene Fürst war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und hat über dreißig Jahre lang mit den bedeutenden Geldmitteln, die ihm zu Gebote standen, an dem Zustandebringen dieser Sammlung gearbeitet. Die Hirschgeweihe füllen nicht weniger als zehn große Säle und mehre Gänge. Sie sind theils auf Hirschköpfen an den Wänden in unzähligen Massen angeheftet, theils sind daraus allerlei Möbel, Stühle, Ruhebänke, Sessel, Tische und Kronleuchter verfertigt. Die größten, schönsten, prachtvollsten Geweihe, die je auf der Stirn eines Hirsches gewachsen, sind hier zu sehen, und daneben wieder die seltsamsten Anomalien und Mißbildungen, die allein einen ganzen Saal füllen. Dazu kommen dann noch die Säle mit Rehgeweihen, unter denen viele die Größe von Hirschgeweihen haben, und Gemshörnern, mit einzelnen Exemplaren von Steinbock-, Elennthier-, Antilopen- und Rennthierhörnern.

Mitten unter diesen Jagdtrophäen wird das schlichte Jagdgewand des Fürsten, eine graue Joppe, und das seines Freundes, des Fürsten von Schwarzenberg, in gläsernen Schreinen aufbewahrt.

Der Fürst war einer der reichsten und angesehensten Aristokraten des österreichischen Staates, und doch war er wohl kein glücklicher Mann. Dort hängt sein Bild in einem der Prunksäle, welche dem Fremden nach der Besichtigung der Geweihsammlung gezeigt werden. Es stellt ihn in Lebensgröße dar, im Jagdanzuge, mitten in einer Hochgebirgslandschaft. Es ist von einem der ersten Künstler der Hauptstadt angefertigt und von entschiedenem Kunstwerthe. Je länger man die Person anschaut, um so lebendiger wird sie, um so plastischer hebt sie sich aus dem Rahmen heraus und endlich ist es, als ob sie wirklich aus dem Rahmen herverträte, und lebte und athmete. Ueber was mag er sinnen? Schweift sein Geist in die Vergangenheit, denkt er vielleicht an seine Aeltern, deren Bild ihm gerade gegenüber hängt und wirklich ein Bild des Glückes ist, häuslichen Glückes? Oder denkt er an die Zukunft seines Geschlechtes? — Was mag der Grund des Leidens sein, das sich so deutlich in seinem Gesichte, seiner Haltung, und besonders in der so meisterhaft gemalten, über sein Knie herabhangenden Hand ausspricht?

Er starb früh in der Blüthe seiner Jahre, und kaum hatte er die Augen geschlossen, so brach zwischen seinen Söhnen und zwischen diesen und den Agnaten ein leidenschaftlicher Prozeß über die Erbfolge aus, der seinen Grund in den eigenthümlichen Familienverhältnissen des Fürsten hat und wegen der schwierigen Rechtsfragen, die dabei zu entscheiden sind, und des kolossalen fideikommissarischen Vermögens, welches das Streitobject bildet, ein langes Leben fristen wird. —

Zur Physiognomie unserer alten Städte gehören bekanntlich in der Regel auch mehr oder weniger gut erhaltene Stadtmauern mit Wall und Graben und Stadtthore, und so wollen wir denn nach Besprechung der öffentlichen Gebäude Steyers auch dieses Punktes kurz gedenken. Früher war die Stadt stark befestigt und mußte es sein, um alle die Belagerungen und Angriffe auszuhalten, die ihr böser Stern über sie brachte. Die erhaltenen Reste dieser Befestigungen sind jedoch unansehnlicher, als wir es erwarten dürfen. Nur einzelne wenige Spuren sind geblieben: ein Theil des alten Stadtgrabens, der uns auffällt, wenn wir vom Schlosse durch den ausgedehnten, im französischen Geschmacke angelegten Schloßgarten nach der Stadt zurückkehren, von hier bis zum Gilgenthore (wodurch man nach Garsten geht) sich zieht und zur Anlage von schönen Gärten benützt ist; der Name Tabor für den nördlich von der Stadt liegenden Berg, da er von den böhmischen Söldnern des Georg von Stein, zeitweiligen Besitzers von Steyer, herrührt, die hier oben Schanzen aufwarfen (im 15. Jahrh.), und Tabor im Böhmischen soviel

wie Schanze bedeutet; und dann besonders die Stadtthore, deren es jetzt noch fünf gibt, während früher, da Ennsdorf und Steyerdorf noch jedes besonders befestigt waren, ihre Zahl sich auf zehn bis zwölf belief. Auf ihnen findet sich noch immer das alte Wappen der Stadt abgebildet, dasselbe, welches früher die alten Herzoge von Steyer, die Ottokare, führten, ein weißer, aufrecht stehender Panther in grünem Felde, der aus dem Rachen und den Ohren Feuer sprüht, letzteres vielleicht eine Anspielung auf die Feueressen der mannigfaltigen Werke der Eisenindustrie, die seit den ältesten Zeiten in Steyer und der Steyermark blühten.

Ein Besuch auf der Eilandgruppe der Marianen.

Wir erhalten nur dann und wann spärliche Kunde über diese oceanischen Inseln, welche in langer Reihe sich zwischen dem 13. und 24. Grad nördl. Br. von Norden nach Süden hinziehen. Jetzt liegt der Bericht des spanischen Corvettenkapitäns Eugenio Sanchez y Zayas vor, welcher im Auftrage seiner Regierung die verschiedenen Inseln der Gruppe im Jahre 1864 besucht hat.

In unseren geographischen Handbüchern lesen wir: „Die Inseln bestehen hauptsächlich aus Korallenkalk; nur auf Guajan finden sich alte vulkanische Gesteine.“ Dagegen sagt Sanchez y Zayas, daß alle Inseln vulkanischen Ursprungs zu sein scheinen, und daß man auf der Mehrzahl derselben noch jetzt thätige Vulkane finde.

Er theilt die Eilande in drei Gruppen. Die südliche wird gebildet durch die Inseln: Guajan (man schrieb früher gewöhnlich Guam oder Guaham), Rota, Agulgan, Tinian und Saypan. Sie sind wohl sämmtlich von älterer geologischer Bildung, die größten unter allen, von mittlerer Höhe, am wenigsten gebirgig und gegenwärtig die allein bewohnten. Die mittlere Gruppe besteht aus: Farallon de Medinilla, Anatajan, Sariguan, Guguan, Alamaguan, Pagan und Agrigan; sie ist ein Durcheinander von Felsen und Vulkanen, die theils erloschen, theils noch in Thätigkeit sind. Früher haben sie Bewohner gehabt. Die nördliche Gruppe wird gebildet aus den Inseln: Asuncion, Uracas und Pajaros; alle drei haben vulkanische Kegel; der auf der erstern ist erloschen, der Krater auf der zweiten ist eingestürzt und jener auf der dritten in voller Thätigkeit.

Die Marianen sind am 6. März 1521 von Ferdinand Magellan entdeckt worden; er nannte sie Ladronen oder Diebsinseln; eigentlichen Besitz ergriffen die Spanier erst 1668.

Man erzählt so viel von den Grausamkeiten, welche von Seiten der christlichen Eroberer in Mexiko und Peru, überhaupt in Amerika verübt worden sind; aber so entsetzlich diese Gräuel auch gewesen sind, sie werden weit übertroffen von den auf den Marianen verübten. Die Inseln hatten eine zahlreiche Bevölkerung, die zwischen mindestens 40,000 und höchstens 100,000 Köpfe betrug. Der Pater Sanvitores, von welchem 1690 ein Werk über diese Eilande erschien, will in einem einzigen Jahre an 50,000 Seelen getauft haben; er bemerkt, daß allein auf Guajan 180 Dörfer vorhanden gewesen seien. Diese sind alle verschwunden, aber die Namen der Oertlichkeiten kennt man jetzt noch. „Ich selber habe viele Punkte besucht, an denen laut der Ueberlieferung einst Indianerhütten im Schatten von Kokospalmen standen; jetzt sind sie mit Gestrüpp überwuchert. Die Berichte der Missionäre sind vielleicht übertrieben, aber die vielen Ruinen von Gräbern, welche man auf Schritt und Tritt findet und zwar nicht bloß auf Guajan, sondern auf allen anderen Inseln, und die mit Menschenschädeln angefüllten Grotten, die sehr häufig sind und für die Eingebornen ein Gegenstand des Kultus waren, zeugen für eine einst zahlreiche Bevölkerung. Auch die Kokosbäume sprechen dafür, daß die Inseln bewohnt waren, denn diese Palme ist allemal ein Beweis für die Anwesenheit von Menschen; sie bezeichnet den Gang, welchen die Wanderungen einst genommen haben.“

Die Spanier gingen gleich nach der Besitznahme auf Bekehrung aus. Die Geistlichen wurden in freundlichster Weise von den Eingebornen empfangen, das gute Einvernehmen nahm aber sehr bald durch die Schuld der Mönche ein Ende. Pater Sanvitores erzählt den Hergang. Die Insulaner begriffen natürlicherweise nicht im entferntesten, was man ihnen von Himmel und Hölle, Dreieinigkeit, Teufel und Engeln u. dergl. mehr vorpredigte. Sie widersetzten sich, als der Pater ihre Kinder mit Gewalt taufen wollte, denn sie wähnten, das Taufwasser sei vergiftet und ihre Kinder würden davon sterben. Der Irrthum war erklärlich; von Seiten der Missionäre waren, aus christlichem Eifer, viele Menschen auf dem Sterbelager und auch Kinder getauft worden, welche schwächlich zur Welt kamen oder unheilbar krank waren. Die geistig unentwickelten „Wilden“ konnten sich durchaus keine Vorstellung davon machen, was ein Benetzen mit Wasser und das Hersprechen von Gebetformeln unter Anwendung von Salz und Oel bedeuten solle; sie hatten nur das, was bald nach der Vornahme einer solchen Handlung erfolgte, im Auge und glaubten, ihre Angehörigen würden dadurch dem Tode geweiht. Verständige Menschen hätten sich Mühe gegeben, diesen Insulanern erst einige nothwendige Begriffe beizubringen und sie vorzubereiten; die Mönche waren aber nicht verständig und wandten Gewalt an. Die Eingebornen wehrten sich, und Pater Sanvitores wurde todtgeschlagen, während er die Taufhandlung vornahm; man sah in ihm einen Vergifter; andere Mönche erlitten dasselbe Schicksal und die übrigen Spanier, deren allerdings nur eine geringe Anzahl auf den Inseln sich befand, geriethen in die äußerste Noth. Aus dieser wurden sie erlöst, als ein paar Schiffe, die aus Acapulco in Mexiko nach den Philippinen bestimmt waren, vor der Insel Umata ankerten, und als sie den Stand der Dinge erfuhren, eine Anzahl Soldaten ans Land setzten.

Die Marianen erhielten dann einen Gouverneur. Sanchez y Zayas schämt sich, den Namen dieses Wütherichs zu nennen, schildert aber die Art und Weise, in welcher derselbe „Ruhe und Ordnung“ wieder herstellte. „Er würgte die Indianer, plünderte ihre Hütten aus, verbrannte die Ernten. Statt den Wilden Zeit zu gönnen und sie durch Ueberredung zu leiten, wüthete er mit Eisen und Feuer, und den Aufstand, welcher durch den übertriebenen blinden Eifer der Geistlichen hervorgerufen worden

war, erstickte er mit dem Blute der Armen. Die, welche nicht ermordet wurden, flohen von Guajan, wurden aber durch den ganzen Archipelagus von einer Insel zur andern verfolgt. Nachdem, sehr begreiflich, eine entsetzliche Hungersnoth sich eingestellt hatte, brach eine verheerende Seuche aus. Die Ruhe war nun allerdings hergestellt, aber Menschen waren nicht mehr vorhanden!"

Man nahm 1710 eine Zählung der noch übrigen vor und fand, daß nur 3539 dem Eisen, dem Feuer, den Seuchen und dem Hunger entgangen waren. Im Jahre 1722 zählte man abermals und fand nur noch 1936 Seelen! Von da an ist die Bevölkerung wieder angewachsen, aber ungemein langsam; sie betrug 1800 erst 4060 Köpfe, 1818 schon 5406 und 1840 war sie auf 8609 gestiegen; 1856 auf etwa 9500; dann aber wurden Viele von den Blattern hinweggerafft, so daß auf dem ganzen Archipelagus nur 4556 übrig blieben. Doch hat man 1864 schon 5610 Köpfe gezählt.

Man bezeichnet die eingebornen Insulaner als Chamorros. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Tagalen und den Bisayos auf den Philippinen, sind aber von kräftigerem Körperbau, dagegen noch träger als jene, während die von den Karolineninseln stammenden von Natur arbeitsamer sind. Sie leben mäßig und haben friedliche Neigungen; ihre Bedürfnisse sind gering, die gütige Natur liefert ihnen Alles, worauf sie Werth legen; sie sind, gleich so vielen anderen Wilden, wie große Kinder.

Bemerkenswerth sind die Alterthümer auf den Marianen, namentlich jene auf Tinian. Als Lord Anson in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diese Inseln besuchte, fand er sie verlassen und auch jetzt ist die Bewohnerzahl gering. Er erwähnt der Denkmäler, welche unbekannten Ursprungs sind, und jetzt hat der spanische Corvettencapitän sie geschildert. Sie sind in ihrer Art einzig und lassen sich mit anderen nicht vergleichen.

Unweit von dem Ankerplatze Sunharon stehen in zwei Reihen zwölf viereckige Säulen einander gegenüber; sie haben die Gestalt von abgestumpften Pyramiden, die Basis ist aber nicht bei allen die gleiche. Die Höhe beträgt ungefähr 4 Meter 2 Centimeter, die größte Breite an der Basis 1 Meter 22 Centimeter an der größten und 1 Meter 1 Centimeter an der kleinsten Säule. Auf jeder ruhet eine massive Halbkugel von etwa 2 Meter Durchmesser und zwar so, daß die platte Oberfläche oben ist. Die Säulen bestehen aus einem aus Sand und Kalk verfertigten Mörtel, der aber so fest und hart ist, daß man ihn beim ersten Blicke für Gestein hält. Jede Säule besteht aus einem einzigen Stücke, während die Halbkugeln aus mehren Theilen desselben Mörtels gebildet und vermittelst derselben Masse an einander gefügt worden sind.

Auf jeder Seite stehen, wie schon bemerkt, sechs solcher Säulen und zwar so regelmäßig, daß sie eine Art von Straße bilden. Sieben stehen jetzt noch aufrecht, fünf dagegen sind umgefallen; es zeugt aber für die Festigkeit der Construktion, daß keine einzige zerbrochen ist, nur bei zweien hat sich die Halbkugel von der Säule abgelöst.

Freycinet hat auf seiner bekannten Fahrt auch Tinian besucht; er meinte, diese Säulen hätten als Träger für die Wohnungen angesehener Insulaner gedient. Darin irrt er ohne allen Zweifel. Die Eingebornen bezeichnen diese Ruinen als Haus der Alten. Sie meinen aber damit nicht die Wohnung, in welcher jene gelebt hätten, sondern die, in welcher sie begraben wurden. Einer Ueberlieferung der Insulaner zufolge befände sich in diesen Säulen von Sunharon das Grab der Tochter des Taga, der einst König von Tinian gewesen sei, aber lange, lange Zeit vor der Entdeckung der Inseln durch die Spanier gelebt habe. Die Leiche der Prinzessin sei in Reismehl gebettet und dann beigesetzt worden. Der jetzige Gouverneur der Marianen, Philipp de la Corte, untersuchte die Säulen; er fand alle Halbkugeln mit Mörtel ausgefüllt, bis auf eine. In dieser fand er eine Aushöhlung von 1 Meter 4 Centimeter Länge und 6 Centimeter Breite; sie war mit Erde gefüllt, aus welcher ein Baum heraus wuchs. Er ließ denselben fortschaffen und nachgraben. Zu Tage kamen ein Kinnbacken und zwei Fingerknochen; sie scheinen einer erwachsenen Person angehört zu haben.

Man findet Alterthümer auch auf den Inseln Rota, Guajan, Saypan und auch noch andere auf Tinian selbst; sie sind aber nicht so hoch und jene bei Sunharon die einzigen, welche aus Mörtel aufgeführt wurden. Alle anderen sind aus Stein und zumeist niedrig, nur bis zu 1 Meter und 1 bis 4 Centimeter hoch. Auf Agaña findet man deren bei Afan nicht weniger als sechs. Bei einigen hat man Menschengerippe in sitzender, zusammengekauerter Stellung gefunden. Diese Art, Todte zu bestatten, ist nicht blos in Japan und Peru, sondern auch in vielen anderen Ländern verschiedener Erdtheile gebräuchlich gewesen und sehr häufig vorgekommen. Man darf aus ihr nicht voreilige Schlüsse auf Völkerverwandtschaften ziehen wollen.

Die Monumente auf den Marianen sind höchst wahrscheinlich oder vielmehr ganz gewiß Grabdenkmäler eines Menschenschlages, welcher lange Zeit vor der Entdeckung auf diesen Inseln wohnte und bevor die Insulaner, welche Magellan auf denselben antraf, dort lebten.

Vor etwa 20 Jahren kamen nach der Insel Agaña einige Leute von den Carolinen. Sie erzählten, daß ihre Heimatinsel unter Wasserfluten begraben worden sei; ein großer Theil der Bewohner habe das Leben verloren, sie selber hätten sich flüchten können und bäten nun um Aufnahme. Die Karolinen sind alle, mit alleiniger Ausnahme von Ilap, niedrige Eilande. Man schickte jene Flüchtlinge nach Saypan, wo sie sich angesiedelt haben. Anfangs lebten sie in Höhlen, nachher baueten sie das Dorf Garapan, welches der spanische Corvettenkapitän besucht hat; der Gouverneur und der apostolische Vicar schlossen sich ihm an.

Die Insulaner, über so hohen Besuch erfreut, läuteten mit einer Glocke, welche einen Sprung hatte; aber das Läuten war doch gut gemeint. Garapan zählte 424 Leute von den Carolinen und 9 Chamorros; einer von diesen letzteren war Alcalde, also Dorfschulze, welchem die Verwaltung sehr leicht wurde, denn die Unterthanen sind sanften und friedfertigen Gemüths. Sie haben große Ehrfurcht vor dem Alter; alle Zwistigkeiten, welche etwa vorkommen, werden den bejahrten Männern zur Entscheidung vorgelegt und ihrem Ausspruche fügt sich ein Jeder. Menschenblut wird nicht vergossen; kein einziger Mensch hatte auch nur eine Wunde. Alle zeigen sich fügsam und gelehrig; ein Chamorro fungirt als Lehrer und wird sehr hoch gehalten. Sie haben eine beträchtliche Strecke Landes urbar gemacht, und in ganz Garapan herrscht Ordnung und Sauberkeit.

Die weißen Männer wurden glänzend empfangen und mußten sich die landesübliche Begrüßung, nämlich das bei den braunen Menschen Oceaniens übliche Aneinanderreiben der Nasen, gefallen lassen; in das Händegeben konnten sich die Insulaner nicht gut finden. Es war ein großer Tag; der Alcalde hatte sogar einen Rock und weiße Beinkleider angezogen, ja noch mehr, er trug Schuhe. Am andern Tage gestand er aber offenherzig, daß er sehr froh gewesen sei, als er sich dieses Anzugs habe entledigen können.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

III.

5. Die Juden früher.

Bisher habe ich die Juden immer zu den Deutschen gerechnet und werde das auch ferner thun. Es ist jedoch Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß sie mit denen von germanischer Abstammung keineswegs verwechselt werden dürfen.

Dieser Volksstamm, seit dem frühen Mittelalter überall verfolgt und ausgetrieben, war in Polen verhältnißmäßig wohlgelitten. Zwar die städtischen Bürger lebten mit ihnen immerwährend im Hader. Diese erwirkten sich von den Königen das Privilegium, sie von ihren Mauern auszuschließen oder wenigstens auf enge Judenviertel einzuschränken, während jene wieder durch ihr Geld Gegenprivilegien erwarben. Wuttke (Städtebuch des Landes Posen, Leipzig bei Herm. Fries) meint, daß die deutschen Bürger durch diese Zwistigkeiten wesentlich zur Schwächung und zum Untergange der alten Städte in Polen beigetragen hätten. Zwar war der Jude jeder Mißhandlung bis zur Beraubung des Lebens von Seiten des Edelmannes ausgesetzt; er wußte der Gefahr jedoch meistens durch Schlauheit zu entgehen, und die Mißhandlung geschah auch nicht aus Haß, sondern aus einem Hange zu Spaß. Derselbe Beweggrund lag auch überwiegend vor, als noch unter König Sobieski die wissenschaftbeflissene edle Jugend der Hochschule zu Krakau einmal das dortige Judenviertel plünderte, anzündete und ein Paar Hundert von dessen Bewohnern umbrachte. Es war ein zeitgemäßer Ulk, etwa wie ihn heidelberger Musensöhne vor einigen Jahren auch mit zeitgemäßen Abänderungen in Neckargemünd ausführten. Im Ganzen liebte der Edelmann den Juden. Derselbe war gegen ihn jederzeit unterwürfig, dienstwillig und zu Allem zu gebrauchen, wo es auf Verschlagenheit ankam, er schaffte ihm in seinen beständigen Geldnöthen immer Rath und konnte ihm durch Einforderung von Kapital und Wucherzinsen doch niemals gefährlich werden. War die Schuld gar zu groß, so machte der Edelmann einen Strich durch die Rechnung. Klagen konnte der Jude immerhin, aber Recht bekommen — gegen einen Edelmann, und den Rechtsspruch zur Vollstreckung bringen — ein Jude gegen einen Edelmann — nein, das war keine Möglichkeit; da wäre ja der Himmel über der freien Republik zusammengestürzt. Das wußte der Jude auch, und es fiel ihm niemals ein, den Rechtsweg zu beschreiten; er wußte sich auf Umwegen durch Vorsicht und Schlauheit zu helfen. Es fand zwischen den beiden Ständen ein fortwährender Kampf von List und Gewalt statt, welcher allerdings sogleich für den bisher schwächern Theil eine günstigere Wendung nahm, als nach den Theilungen durch die Fremden eine mehr oder weniger feste Rechtsordnung eingeführt wurde.

Dennoch dauert auch jetzt noch das Verhältniß der gegenseitigen Anziehung zwischen beiden fort; der polnische Gutsbesitzer braucht den Juden, und dieser zieht ihn dem deutschen bei Weitem vor, weil er an ihm viel mehr „verdienen" kann; er respektirt den letztern viel weniger, weil er sparsam ist, auf äußern Glanz nicht so viel Gewicht legt und viel mehr selbst, ohne Vermittlung eines Juden thut (z. B. Steuern abführt), als der polnische; das kommt ihm für einen „solchen Herrn" unanständig vor; die Anrede „gnädiger Herr" (jegomość oder wielmożny pan) wendet er deswegen auch nicht in derselben Ausdehnung bei diesem, wie bei jenem an.

Doch wir stehen noch in der Zeit der polnischen „Freiheit". Es ist noch die Frage, ob der Jude bei der Masse des Volkes, bei den Bauern, verhaßt war; und die muß ich mit „Nein" beantworten. Er that ihm ja nichts zu Leide, warum sollte er ihn hassen? Daß er ihn betrog, wußte er kaum; auch kam er bei ihm immer noch besser ab, als beim Edelmann (dem Schlachtzitzen). Der nahm ihm fort, was ihm beliebte, ohne alle Entschädigung; der Jude gab ihm dafür doch Etwas, wenn auch Wenig; und vor Allem erlangte er durch ihn jenes Feuerwasser, das Labsal des Sklaven, welches ihm in der Bewußtlosigkeit vorübergehendes Vergessen seines Elends verschafft. Ueberdies trugen beide an dem gemeinsamen großen Joch. Gleiches trübes Schicksal verbindet die einzelnen Menschen wie die Stände. Dieses gute Einvernehmen dauert auch jetzt im Wesentlichen fort. Nur bei dem besitzlosen ländlichen Arbeiter äußert sich in Zeiten der Aufregung manchmal Raubsucht im Verein mit Fanatismus in gefährlichen Wuthausbrüchen.

Unter solchen Umständen erklärt es sich, daß die Juden im alten Polen in größerer Menge wohnten und noch heute in den früheren Gebieten desselben in größerer Anzahl zu finden sind, als in jedem anderen Lande Europa's und der übrigen Erdtheile.

Als Friedrich der Große 1772 Westpreußen und den Netzdistrikt in Besitz nahm, fand er dort zwar sehr wenig Juden, weil ihnen da Landesprivilegien die Niederlassung verwehrten, aber desto mehr hier. Er glaubte sehr weise zu handeln, als er 4000 derselben, weil sie „bettelnd umherzogen oder die Bauern betrogen", über die neue polnische Grenze trieb! Und nach dem damaligen Standpunkte der Staatskunst konnte er auch nicht gut anders verfahren. Daß ein Mensch, ein Volksstamm, wenn wir von den durch die Natur auf eine sehr niedrige Geistesstufe gestellten Rassen absehen, nur das ist, wozu er durch seine Erziehung, durch seine Stellung in der Gesellschaft, durch das ihm ertheilte Recht gemacht wird, diese Einsicht ist erst eine Errungenschaft der französischen Revolution; und einen nicht unerheblichen Beleg dafür liefern eben die Juden in Posen seit der preußischen Besitznahme.

Die Juden sind in ihren natürlichen Anlagen nicht nur nicht niedrig gestellt, sondern sie sind in ihrer Art höher begabt, als irgend ein anderer Volksstamm; an Verstand, namentlich an Scharfsinn kommt ihnen keiner gleich. Wenn oder wo sie dabei nicht nützliche Staats- und Gesellschaftsglieder sind, so liegt das nicht an ihnen, sondern

an der Einrichtung des Staats, der Gesellschaft. Der Staat muß der menschlichen Natur, aber nicht die menschliche Natur dem Staate angepaßt werden. Daß die Juden ihre geistige Ueberlegenheit nicht dazu anwenden wollen, um rechtlos oder doch unter eingeschränkten Rechten die Knechte („Kammerknechte“) eines andern, von ihnen geistig übersehenen Stamms zu sein, nicht, damit dieser den Vortheil davon genieße, ist ihnen nicht zu verübeln. Volle Freiheit, volles Bürgerrecht heben ihre niederen Eigenschaften auf und machen sie zu sehr nützlichen und achtungswerthen Staatsbürgern, wenn auch nicht zu Idealen. Doch das sind für den Gebildeten schon längst Gemeinplätze, welche durch den Erfolg der bürgerlichen Gleichstellung der Juden in Frankreich, Nordamerika und anderwärts ihre thatsächliche Erhärtung finden.

Als Preußen das posener Land 1815 zum zweiten Mal in Besitz nahm, befand sich die jüdische Bevölkerung desselben sittlich und materiell noch in einem traurigen Zustande. Im Ganzen war sie trotz ihres Erwerbseifers noch immer sehr arm, der Schacher konnte so viele damit Beschäftigte nicht nähren, und andere Erwerbsquellen waren ihnen meistens verschlossen. Es war kein Wunder, daß sich seit dem Anfange des Jahrhunderts in den großen kriegerischen Bewegungen und Unruhen ein namhafter Theil derselben an eine umherstreichende Lebensweise gewöhnt hatte. Zahlreiche Juden zogen den verschiedenen Heeren nach, um von der Zerstörung der Habe der friedlichen Landesbewohner Vortheil zu ziehen, indem sie sich theils durch Kauf, theils unmittelbar in den Besitz der Trümmer setzten, auch gefallene Soldaten ausplünderten &c. Der Uebergang zu einem regelmäßigen Gaunerthum war leicht. Dasselbe wurde in einem ausgedehnten Maße durch ganz Nord- und einen Theil von Süddeutschland betrieben. Es waren Tausende dabei beschäftigt; alle standen unter einander im Zusammenhange; das jüdische Rothwälsch diente ihnen als Geheimsprache. Die Anschläge wurden mit einer Keckheit und Verschlagenheit ausgeführt, daß die Sicherheitsbehörden rath- und machtlos davor standen und keine Abhülfe schaffen konnten. Endlich im Jahre 1831 gelang es der Polizei bei einem gewaltsamen Einbruch in Berlin der Bande auf die Spur zu kommen und sich einer großen Anzahl derselben zu bemächtigen. Es zeigte sich, daß dieselbe ausschließlich aus Juden bestand, und daß sie zwar in ganz Norddeutschland ihre Helfershelfer, aber in den kleinen Städten von Posen ihren eigentlichen Sitz, ihre Schlupfwinkel hatte, daß daselbst theilweise sogar der Ortsvorstand mit ihr unter einer Decke steckte. Es entstand nun eine Verfolgung im größesten Maßstabe; 520 Verdächtige wurden gefänglich eingebracht, 197 zur Untersuchung gezogen und 190 davon im Jahre 1835 verurtheilt, zu Zuchthaus bis zu 30 Jahren und zu Stockschlägen, 7 freigesprochen, nachdem das Verfahren gegen 6 Jahre gedauert hatte. Das war der Riesenprozeß gegen Löwenthal und Genossen, welcher seiner Zeit ungeheueres Aufsehen erregte.

6. Die Juden jetzt.

Der Prozeß wider Löwenthal und Genossen war ein Schlag gegen das jüdische Gaunerwesen, welchem kein ähnlicher folgen durfte; denn es hat sich seitdem, in der bisherigen Ausdehnung wenigstens, ganz verloren. Die Erlernung und der Betrieb von Handwerken fanden bei den Juden der Provinz Posen immer mehr Eingang, während die Neigung zu jeder Art von Handelsgeschäften bei ihnen allerdings vorwiegend blieb.

Der Handel der Provinz ist daher auch zum größeren Theile in ihren Händen, während sie auch in anderen Gewerben, namentlich im Fabrikbetriebe neben den Deutschen, im großen Grundbesitz neben den Polen ihren Platz einnehmen. Da das Bank- und Wechselgeschäft fast ausschließlich von ihnen betrieben wird, so erwerben sie damit sehr viel Güterpfandscheine. Man kann annehmen, daß ein Viertel des größeren Grundbesitzes in Posen theils ihnen verpfändet ist, theils ihnen eigenthümlich gehört. Im letztern Falle haben sie die Güter meistentheils in der nothwendigen Versteigerung erstanden, um sich ihre darauf stehenden Kapitalien zu erhalten. Oft auch kaufen sie dieselben aus freier Hand von Polen, indem diese, wenn sie sich nicht mehr halten können, immer lieber an sie, als an Deutsche verkaufen. Sehr selten behalten die Juden die Güter, um sie selbst zu bewirthschaften; sie sind zu gute Rechner, um nicht zu wissen, daß ihnen das auf dieselben verwendete Kapital verhältnißmäßig nur geringe Zinsen abwirft; auch haben sie als Landwirthe nicht Glück oder vielmehr nicht Geschick; dieser Beruf sagt ihrer Eigenart nicht zu. So behalten sie denn die Güter in der Regel nur so lange, bis sie dieselben mit möglichstem Vortheil wieder verkaufen können, was meistens an Deutsche geschieht. Auf diese Weise werden sie dann die Vermittler zum Vorschreiten des deutschen Elements. Indeß gibt es auch nicht wenig jüdische Familien, welche schöne ländliche Besitzungen fest in ihren Händen bewahren.

Die jüdische Bevölkerung Posens ist in beständiger Bewegung, indem sie aus kleinen Ortschaften in immer größere und größere übersiedelt. Wenn der Jude durch Schank und Kram sich auf dem Dorfe tausend Thaler oder mehr erworben hat, dann zieht er nach einer kleinen Stadt. Aus dem Schank wird dort eine „Destillation“, aus dem Kram ein „Schnittwaarengeschäft“, oder er handelt mit „Produkten“, d. h. mit Getreide, Spiritus, Wolle und dergleichen ländlichen Roherzeugnissen. Daneben betreibt er noch Alles, „wobei Etwas zu verdienen ist“. Hat er sich zu 10,000 Thalern aufgeschwungen, dann zieht er nach Posen oder Bromberg und dehnt die Geschäfte noch weiter aus. Ueberschreitet sein Vermögen 100,000 Thaler, dann wird er in Berlin Großhändler, oder setzt sich dort zur Ruhe und treibt nur zu seiner Zerstreuung etwas Geldgeschäfte, die ihm natürlich viel mehr einbringen, als einem andern Sterblichen Unternehmungen, an die er seine ganze Kraft setzt.

Aber auch jüngere und unbemitteltere Juden suchen und finden in anderen Gegenden und Ländern, wo ihnen der Erwerb weniger durch die Mitbewerbung ihrer Stammgenossen erschwert wird, ein leichteres Fortkommen. Alljährlich wandert eine große Anzahl nach Amerika, unter ihnen auch nicht wenige Flüchtlinge vor ihren Gläubigern, noch mehr aber solche junge Männer, welche der Einziehung zum Militär aus dem Wege gehen. Unter den Hunderten von Aushebungsflüchtigen, welche durch die Amtsblätter alljährlich vor Gericht geladen werden, sind etwa ein Drittel Juden, ein zweites Deutsche und der Rest Polen. Jene sitzen dann schon längst jenseits des Weltmeers. Es ist nicht Feigheit, welche sie dorthin treibt, wie denn der preußische Soldat ein halbes Jahrhundert hindurch nicht größeren Gefahren ausgesetzt war, als jeder andere Stand. Es ist die straffe Zucht, in welche sich ihr bewegliches, unruhiges Temperament nicht finden kann, in noch viel höherem Maße aber der wirthschaftliche Nachtheil, welchen sie bei dem kargen Sold und bei dem Mangel an anderem

Verdienst tragen müssen. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß ein jüdischer Aushebungsflüchtling jenseits des Oceans, wo Soldaten gut bezahlt werden, gegen die Südstaaten die Waffen getragen hat.

Von den Auswanderern kehren viele, wenn sie sich Vermögen erworben haben, wieder nach Preußen zurück und zwar theilweise nach dem Posenschen, theilweise nach Berlin. Das ist jedenfalls ein hinlänglicher Beweis dafür, daß der Jude Anhänglichkeit an das Vaterland besitzt, welche ihm von der Rückschrittspartei abgesprochen wird. Es sind gewiß bedeutende Summen, welche dem Volksvermögen dadurch alljährlich zugeführt werden. Das nachweislich von den Auswanderern mitgenommene Vermögen wird zwar, wie im ganzen Staate, so auch in Posen, immer von demjenigen bedeutend überstiegen, welches Einwanderer mitbringen; in dem Jahre 1859 ist dieses Verhältniß aber ganz besonders auffallend. Damals nahmen 113 Auswanderer aus Posen nachgewiesen 44,473 Thaler mit; dagegen brachten 195 Einwanderer 2,047,300 Thaler herein. Ich vermuthe, daß sich unter diesen 195 Personen neben fremden Gutskäufern auch viele zurückgewanderte Juden befinden. Auch durch die Unterstützungen, welche ausgewanderte Juden in treuer Anhänglichkeit ihren Aeltern und anderen Verwandten über Land und Meer zuschicken, kommen dem gesammten Volke ansehnliche Summen zu.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß *die Zahl der Juden sich in der Provinz nicht bedeutend vermehrt*, daß sie sich in einzelnen Orten sogar vermindert hat. Nach Zedlitz, „die Staatskräfte Preußens", befanden sich im Posenschen im Jahre 1828 etwa 67,000. Die Volkszählung im Jahre 1826 hatte im Ganzen 1,039,930 Seelen ergeben. Nehmen wir darunter etwa 64,000 Juden an, so müßten im Jahre 1861 unter einer Gesammtbevölkerung von 1,485,550 Seelen, hier wie dort das Militär mitgerechnet, sich etwa 91,400 Juden befunden haben, wenn sie sich gleichmäßig wie die Christen vermehrt hätten. Es wurden deren aber nur 74,172 gezählt.

Auch im ganzen Staate hat die Vermehrung der Juden nicht gleichen Schritt gehalten mit derjenigen der übrigen Bevölkerung. Im Jahre 1826 wurden in demselben $12\frac{1}{4}$ Mill. Seelen und darunter etwa 170,000 Juden gezählt. Bei gleicher Vermehrung müßten sich 1861 unter einer Gesammteinwohnerzahl von $18\frac{1}{2}$ Mill. 256,700 Juden befunden haben; es gab aber deren nur 253,457. Die Besorgniß älterer Staatsmänner vor zu großer Vermehrung der mit Abneigung betrachteten Juden hat sich also nicht gerechtfertigt. Und sie würde sich noch weniger rechtfertigen bei voller politischer und religiöser Freiheit, an welcher dieselben gleichmäßig theilnähmen.

Was aber noch viel wichtiger und bedeutsamer ist: *es zeigt sich immer mehr und mehr, daß die Juden gute, nützliche, sehr werthvolle Staatsbürger sind*, obgleich ihnen noch heute manche Rechte vorenthalten werden und bis 1848 deren noch mehr vorenthalten worden sind. Ich beschränke mich zum Beweise dessen auf Posen und stelle sie *den Polen gegenüber*.

Was haben diese, in ihrem Adel und ihrer Priesterschaft so lange von der Regierung mit Zugeständnissen versehen und geliebkost, seit 1815 zum Wohle des Ganzen geleistet? Welche Nahrungsquellen haben sie neu eröffnet? Welche Zweige der Industrie haben sie gehoben? Auf welche Weise haben sie auf materiellem oder noch mehr auf geistigem Gebiet den Fortschritt, die Aufklärung, die Freiheit gefördert? Welches sind die Künstler, die Gelehrten, die aus ihrer Mitte hervorgingen? Welches sind die menschheitbeglückenden Ideen, die sich aus ihrem Geistesleben entwickelt haben?

Auf alle diese Fragen dürften die Antworten so ziemlich auf „*Nichts*" hinauslaufen. Einen *einzigen* Großfabrikanten gibt es unter ihnen; die Gründung der Bibliothek in der Hauptstadt durch den Grafen Raczinski ist meines Wissens die einzige Stiftung, welche der wissenschaftlichen Bildung zu Gute kommt. Von allgemeinen Ideen haben sie blos eine einzige aufgefaßt, diejenige der Nationalität, sie brüten und nagen daran unaufhörlich, aber sie können sie nicht verdauen. Unter dieser mißverstandenen Triebfeder hat ihre hervorstechendste Thätigkeit, ihr ewiges Beschwerdeführen, Krakehlen, Plänkeln, haben ihre Verschwörungen und Aufstände dem Wohlstande der Provinz unermeßlichen Schaden zugefügt, den Credit beeinträchtigt, den Zufluß der Kapitalien gestört, das Glück zahlloser Familien zerrüttet, Tausenden Leben und Gesundheit geraubt, dem Staate große Geldopfer verursacht, seine Macht und seinen Einfluß nach Außen geschwächt. Durch die Hemmung der deutschen Einwanderung haben sie zugleich das Vorschreiten der Kultur gehemmt; durch ihre enge Verbindung mit Jesuiten und Pfaffenthum haben sie die Finsterniß und den geistigen Stillstand befördert. Es versteht sich von selbst, daß sie bei Allem selbst am meisten gelitten haben und zurückgeblieben sind.

Und was haben die Juden indeß gethan? Auch sie besitzen eine „Nationalität" einschließlich Nationalreligion und halten an derselben mit noch mehr Zähigkeit fest, als selbst die Polen. Aber von Beeinträchtigung derselben durch Staat und Regierung ist nicht die Rede. Noch nie ist ein Nothschrei darüber durch die Lüfte gedrungen. Warum? Weil die „Nationalität" eigentlich ihnen so wenig wie jedem andern Volke genommen werden kann. Der Hauptbeschwerdepunkt der Polen, der nämlich, daß sie *Deutsch* lernen sollen, wird von den Juden mit klugem Bedacht als eine Gunst betrachtet, weil es, als eine Weltsprache, ihnen zu ihrem Fortkommen förderlich ist, und sie haben von derselben mit solchem Eifer Gebrauch gemacht, daß jetzt jeder Hochdeutsch spricht, während wenigstens der gemeine Jude daneben nach wie vor sich in seiner Familie der „nationalen Sprache", des jüdischen Rothwälsch bedient, woran er durch die Regierung nicht gehindert wird. Nur eines andern, von den Polen für sehr wichtig gehaltenen Bestandtheils ihrer Nationalität, der „Nationaltracht", des schwarzen Kaftans und der Pfropfenzieher-Locken, haben sie sich freiwillig ganz entledigt — mit ebenso klugem Bedacht: sie zog ihnen Spott und Neckereien zu und brachte ihnen also nur Nachtheil. Dagegen haben sie in neuerer Zeit entdeckt, daß sie nicht weniger als die Polen, Tschechen, Magyaren, Slovenen eine „glorreiche Vergangenheit" besitzen, und halten an deren Erinnerung fest, woran gleichfalls Niemand sie hindert. Warum auch?

Während sie also ihrer „Nationalität" und Religion treu blieben, waren sie weit davon entfernt, *ihre Thätigkeit* mit dieser Beschäftigung zu erschöpfen. Dieselbe war vielmehr *hauptsächlich auf ihr materielles Vorwärtskommen gerichtet*. Und dieses Ziel haben sie denn auch im Ganzen in einem hohen Grade erreicht; zugleich aber haben sie dadurch das materielle *Gemeinwohl bedeutend gefördert*. Wer so viel volkswirthschaftliche Einsicht besitzt, daß er weiß, wie die Erzeugnisse der Arbeit erst durch den Handel ihren Werth erhalten, der kann auch die Bedeutung der Juden für den Wohlstand der Provinz ermessen, denn sie haben denselben ganz überwiegend in ihren Händen. Daß sie dabei immer den meisten Vortheil für sich zu erringen suchen, daß sie auch

die Verlegenheiten der Verkäufer für denselben bestens ausbeuten, liegt in der Natur des Handels überhaupt, dessen Grundlage und Triebfeder ja eben darin besteht, möglichst billig einzukaufen und möglichst theuer zu verkaufen. Die Gehässigkeit, welche deswegen von „Christen" auf sie geworfen wird, beruht hauptsächlich auf der Empfindlichkeit darüber, daß sie klüger sind, als diese. Wer immerwährend schlechte Handelsgeschäfte macht, dadurch in seinen Vermögensverhältnissen zurückkommt und schließlich zu Grunde geht, ist daran selbst Schuld und nicht der Jude, der „Betrüger", der „Wucherer".

Ueberdies beschränkt sich die gewerbliche Thätigkeit der Juden keineswegs auf den Handel. Ein großer Theil der Industrie der Provinz ist ihr Verdienst. Ich erwähne hier die Einführung des Droschkenfuhrwerks in den beiden Bezirkshauptstädten und der Dampfschifffahrt auf der Weichsel und Brahe. Von Fabriken werden nicht wenige von ihnen betrieben.

Was aber hat der Staat dabei gethan? Haben ihm die Juden auch große Opfer gekostet, große Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereitet, ein immerwährendes großes Rüstzeug von Militär und Polizei erfordert?

Alles das nicht. Auch an eine Unterstützung aus der Staatskasse, wie die 200,000 Thaler zur Gründung der polnischen Landschaft, kein Gedanke — eben so wenig an eine Bevorzugung oder auch nur Förderung durch die Regierung. Die Juden zahlten ihre Abgaben und trugen durch die Gewerbesteuer erheblich zum Steuerertrag der Provinz bei. Im Uebrigen wurden sie durch die Staatsgewalt nur zurückgesetzt und gehemmt, theils aus religiösem und Stammesvorurtheil, theils durch die verkehrte Handels- und Gewerbegesetzgebung.

Den Juden allgemein eigenthümlich und durch ihren scharfen Verstand erklärlich ist der Werth, den sie auf den Schulunterricht legen. Der Aermste gibt seinen letzten Groschen, um seinen Sohn möglichst Viel lernen zu lassen; und auch der Knabe begreift schon früh den Werth desselben, er braucht vom Lehrer keineswegs angetrieben zu werden, sondern gehört regelmäßig zu den besten Schülern; besonders zeichnet er sich im Rechnen aus. Zwar erstreckt sich der Eifer des Lernens hauptsächlich auf Kenntnisse, welche sich im praktischen Leben verwerthen lassen, die anderen gehen aber doch mit, und alle bilden den Geist aus und legen in empfänglichen Naturen die Grundlage zu höherer wissenschaftlicher Bildung. So sind denn aus der Mitte der posener Juden eine große Menge von tüchtigen Aerzten, Juristen und Tagesschriftstellern hervorgegangen. Ueberall bewährt sich ihr eigenartiger Scharfsinn und macht sie zu ausgezeichneten Kritikern. Auffallend ist die große Reihe von Gelehrten, welche die posener Judenschaft hervorgebracht hat. Professor Wuttke zählt von ihnen in seinem Städtebuch (S. 236) folgende auf: „Das kleine, arme Scherkowo stellte zwei Gelehrte ersten Ranges: Fürst in Leipzig und Grätz in Breslau. Der Reformer Holdbeim ist aus Kurnik, Hitzig aus Lissa, der getaufte Bisenthal in Breslau aus Lobsens; Stern in Frankfurt a. M., Jolowitsch in Königsberg rc., vielleicht der größere Theil der jüdischen Gelehrten stammt aus dem Posenschen." Ich füge noch hinzu: Caro, den Fortsetzer der Röpellschen Geschichte Polens und Jaffé, den Herausgeber der „Regesta Pontificum".*)

Aber auch diejenigen Juden, welche keine wissenschaftliche Bedeutung erlangt haben, stehen, wenn sie in Wohlstand gekommen sind, besonders aber in dem Geschlecht, welches darin aufgewachsen ist, weder an Ehrenhaftigkeit, noch an Bildung oder Gemeinsinn den Christen nach. Und das Alles hat die Befreiung von dem Druck und der Rechtlosigkeit, die auf dem Volke in polnischer Zeit lastete, bewirkt. Beweis genug, wenn es daran anderweitig fehlte, daß eine vollständige Rechtsgleichheit und Freiheit noch viel förderlicher auf Geist und Sittlichkeit der Juden wirken würde.

*) Nicht zu vergessen unsern ausgezeichneten Philosophen und Völkerpsychologen M. Lazarus aus Filehne, jüngst noch Rector der Universität Bern, jetzt nach Berlin zurückgekehrt.
A.

Die mohammedanischen Rebellen und die Tung kia tse im westlichen China.

Ueber den Stand der Dinge in jenen Theilen des großen Reiches, welches noch immer einer allgemeinen Zerrüttung preisgegeben ist, erhalten wir dann und wann Nachrichten durch die katholischen Missionäre, z. B. durch Pater Faurie. Dieser ist apostolischer Vicar für die große Provinz Kui-Tschëu, und er hat es verstanden, sich bei den Mandarinen großes Ansehen zu verschaffen. Sie behandeln ihn mit Auszeichnung, und es ist ihm gelungen, ihnen manchen erheblichen Dienst zu leisten.

Die folgenden Mittheilungen, welche wir den Briefen dieses energischen Mannes entlehnen, gewähren einen Einblick in die Verhältnisse. Sie beziehen sich auf die Monate Juli bis September 1864; das letzte Schreiben ist vom 10. Oktober 1865.

Ueberall in der Provinz herrschte Unruhe, und die mohammedanischen Rebellen machten erhebliche Fortschritte. Der Missionär erhielt als Bedeckung 50 Mann kaiserliche Soldaten, welche er lieber heimgeschickt hätte. Er wollte nach der Stadt Yün nin, aber schon auf halbem Wege liefen die würdigen Krieger voraus und plünderten mehre Dörfer aus; nachher, als sie mit Beute beladen waren, fanden sie sich wieder ein. Der Missionär wollte aber nichts mehr von ihnen wissen, erklärte ihnen, sie seien strafbares Raubgesindel und zog ohne sie in Tung kua lin ein, wo eben Markt war. Das nahmen sie übel; sie fingen an zu meutern, stießen mit ihren Lanzen auf die Erde und schrieen: „Wir wollen den Markt plündern, wollen alles Gepäck wegnehmen!" Dabei vergriffen sie sich an den Dienstleuten Faurie's und versetzten denselben flache Säbelhiebe. Da ließ der Missionär die Meuterer vortreten, redete sie zornig an, drohte ihnen mit empfindlicher Strafe und sofort fielen sie auf die Knie. Nachdem sie um Verzeihung gebeten und Besserung angelobt hatten, gab Faurie ihnen ein Trinkgeld und dann zogen sie ab.

Er gelangte ohne Anfechtung nach Yün nin, 25° 45' nördl. Br., wo der Mandarin ihn feierlich empfing und

ihm offen mittheilte, daß er vom Vicekönige strengen Befehl habe, ihn äußerlich mit Auszeichnung zu behandeln, dagegen Alles aufzubieten, daß er mit seinem Bekehrungswerke scheitere.

Am 20. August gerieth die ganze Stadt in Aufregung. Es hieß, die Rebellen seien im Anzuge und schon ganz in der Nähe bei Mu tu se. Sofort wurde die Lärmkanone gelöst, das Volk versammelte sich und während der ganzen Nacht wurde hin und her berathen, was zu thun sei. Faurie gab den Rath, Kundschafter auszusenden, damit man wisse, wo eigenttich der Feind stehe; er selber schickte zwei Boten an den Insurgentenanführer und ließ demselben Friedensvorschläge machen.

Aber dieser Mann, *Ma ho tu*, wollte von denselben Nichts wissen. Er entgegnete: „Auf beiden Seiten ist der Haß zu tief eingewurzelt. Ich weiß übrigens recht wohl, daß Bischof Faurie es gut meint. Wenn er zu uns kommen und seine Lehre verkündigen will, so werde ich ihn an der Grenze begrüßen und er wird ganz sicher sein. Wir unsrerseits haben uns erhoben, um Gerechtigkeit zu üben und ich vollstrecke nur die Gebote der Vorsehung. Den Thron von China wollen wir nicht usurpiren, wohl aber das verfluchte Volk (er meinte wohl die Mandschu), durch welches das Land unglücklich geworden ist. Wer ihm den Gnadenstoß gibt, den wollen wir für unsern Herrn erkennen. Die Tage der Tsing-Dynastie sind gezählt." Damit spielte er auf den Volksglauben an, demgemäß der Herrscherstamm der Tsing, welcher 1644 ans Ruder kam, nicht viel über 200 Jahre die Obergewalt behalten werde.

Dieser Ma ho tu war früher Kaufmann und wurde Rebell, um sich den Erpressungen und Verfolgungen eines Mandarinen zu entziehen. Er führt den Titel Oberfeldherr, doch die höchste Gewalt bei den mohammedanischen Insurgenten übt der Oberpriester *Kin A'hung*, der gleichsam für den Patriarchen aller Muselmänner im Blumenreiche der Mitte gilt. Diesen Mann hatte die kaiserliche Regierung aus der Provinz Yün nan, seiner Heimat, nach Kui Tscheu gesandt, um seine Religionsgenossen zur Unterwerfung zu ermahnen, er that aber das Gegentheil und stellte sich an ihre Spitze. Nun wohnt er in Tsin tschen; auch dorthin hatte schon früher Faurie einen Boten mit einem Schreiben gesandt, aber eine ablehnende Antwort erhalten.

Die Zahl der Muselmänner in Kui Tscheu ist nicht beträchtlich, aber man zittert und bebt vor ihnen, weil sie kein Quartier geben. Es liegt in ihrem Plane, wo möglich alle angesehenen und einflußreichen Männer aus dem Wege zu schaffen. In den westlichen, namentlich südwestlichen Provinzen bilden die eigentlichen Chinesen nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung; sie sind dort bisher eigenttich nur der Herrscherstamm gewesen und im Lande sehr unbeliebt. So kommt es, daß die mohammedanischen Rebellen willige Hilfs- und Bundesgenossen an den *He Miao oder schwarzen Miao tse* finden, wilden, sehr tapferen Leuten, welche mit barbarischer Grausamkeit ohne Unterschied Kinder, Weiber und Männer nieder machen. —

Auf der Reise nach Tschen nin tscheu traf Faurie mit *nichtmohammedanischen* Rebellen zusammen, den *Tung kia tse*. Diese sind ein eingeborner, *nichtchinesischer* Stamm, und sie hatten sich dem Aufstand angeschlossen, weil sie von den Mandarinen arg mißhandelt und ausgesogen wurden. Niemand konnte in einem Prozeß, welchen er gegen einen Chinesen anstrengte, Recht bekommen. Nach und nach hatten sich in alle Dörfer Chinesen eingedrängt, die mit Nichts gekommen waren und doch allmälig allen Grund und Boden in ihre Hände zu spielen wußten. Das war möglich, weil die Mandarinen, welche Nichts umsonst thun, mit ihnen unter einer Decke spielten und ihnen Alles zusprachen. Daraus erklärt sich, daß sie bei der ersten günstigen Gelegenheit rebellirten. Die Chinesen boten ihnen den Frieden, welcher auch von ihnen angenommen und von den Mandarinen beschworen wurde; trotzdem ließen aber diese mehre Dörfer überfallen und die gesammte Einwohnerschaft ermorden. Natürtich griffen die Tung kia tse wieder zu den Waffen.

Faurie konnte mit ihnen in Unterhandlung treten, weil seit einiger Zeit in mehren Dörfern die eingebornen Christen gute Aufnahme gefunden hatten. Man wandte sich an ihn, damit er einen ehrlichen, dauerhaften Frieden vermitteln möge. So wandte er sich an den Mandarinen von Tschen nin tscheu und hielt diesem vor, daß es unklug sei, wenn er ferner darauf ausgehe, sich der eingebornen Häuptlinge zu bemächtigen und sie umzubringen. Er, Faurie, wolle sich für die Ruhe der Tung kia tse verbürgen, wenn der Vicekönig einen Generalpardon bewillige; ohne diesen sei der Friede gar nicht möglich.

Dann zog er ab, um sein Friedenswerk unter den „Barbaren", wie die Chinesen sich ausdrücken, zu beginnen. Die Fama eilte ihm voraus, und überall empfing man ihn mit Musik und Geschützsalven. Sobald er in ein Dorf einzog, schlachtete man ein Schwein; er aß allein an einem Tisch und die angesehensten Männer der Gemeinde bedienten ihn, während die Musikanten spielten. Die Unterhandlungen gingen gut von statten, und der Vicekönig bewilligte Generalpardon und verpflichtete sich, fernerhin Mißhandlungen nicht mehr zu dulden.

Wir erhalten durch Faurie über jene bisher noch von keinem Europäer geschilderte Gegend und über das Volk manche Nachrichten. Er sah während seiner Reise nach Tschen nin tscheu sehr viele steile Kegelberge. Auf manchen derselben waren verschanzte Lagerplätze gebaut worden, die einen sichern Zufluchtsort bildeten. Ter Bischof bestieg einen dieser Berge. Der enge Pfad schlängelte sich an den Felsen hinauf und war für Pferde nur mit Mühe zu begehen. In Zwischenräumen waren Schanzen in solcher Weise angelegt worden, daß wenige Männer einem ganzen Heer das weitere Vordringen streitig machen konnlen. Die kaiserlichen Truppen haben keine einzige von diesen Felsenburgen einnehmen können. Auf dem Gipfel liegen die Dörfer und die Getreidespeicher, und niemals fehlt ein Brunnen, der reichlich Wasser liefert.

Ueberhaupt sind die Dörfer der Tung kia tse an Hügeln oder Bergen gebaut. Das Erdgeschoß wird aus Steinen aufgeführt und dasselbe bildet den Viehstall für Pferde, Rindvieh, Ziegen, Schweine, Hühner, Enten ꝛc. Das obere Geschoß ist von Holz und bildet einen Saal ohne innere Abtheilungen. In der Mitte hat man einen Heerd angebracht; Rauchfänge sind unbekannt.

Alle Männer haben seit längerer Zeit chinesische Kleidung angenommen, die Frauen sind bei der alten landesüblichen Kleidung geblieben; sie tragen ein Schnürleibchen und einen weiten Rock mit vielen Falten. Verstümmelung der Füße kommt nicht vor.

Die Sprache der Tung kia tse hat Verwandtschaft mit der siamesischen, und es wäre von erheblichem Interesse, dieselbe näher zu ermitteln. Sie wird nicht geschrieben und die Ueberlieferungen des Volkes reichen nicht weit. Die Männer verstehen Chinesisch und können es auch sprechen, die Frauen reden nur die Landessprache.

Bei den Tung kia tse kommen weder Tempel noch Götzenbilder vor. Sie fürchten einen bösen Geist und ihr Kultus besteht darin, ihn zu besänftigen. In Krankheiten

nehmen sie wenig Arznei und halten Amulette für wirksamer. Auch wird wohl ein Zauberer herbeigerufen, der einen Hund opfert und denselben nachher, gemeinschaftlich mit der Familie des Kranken, verzehrt. Ein Hund gilt für den höchsten Leckerbissen; auch Bischof Faurie findet, daß er vortrefflich schmecke und das Fleisch sehr nahrhaft sei.

„Einige Stämme ehren das Kreuz; sie stellen ein solches am Eingange der Dörfer auf und bringen ihm zu gewissen Zeiten Opfer. Manche nähen auf ihre Kleider ein Kreuz von farbigem Zeuge. Ich kann diese Tradition nicht verfolgen und weiß nicht, wie alt der Gebrauch sein mag, kann aber versichern, daß er christlichen Ursprungs ist. Sie machen ihren Todten ein Aschenkreuz auf die Stirn und bezeichnen das Kreuz als den „großen Urältervater, Heiland oder Beschützer.““ *)

Faurie hatte nach einiger Zeit eine Unterredung mit dem Vicekönige, der ihn dafür lobte, daß er binnen ein paar Wochen eine Gegend beruhigt habe, an welcher sich die Mandarinen so schwer versündigt.

*) Wir müssen dahin gestellt sein lassen, ob die Behauptung Faurie's, das Zeichen des Kreuzes bei den Tung kia tse sei christlichen Ursprungs, richtig ist. Es möchte sich aber schwer nachweisen lassen, auf welchem Wege dasselbe durch christliche Einflüsse zu ihnen gekommen sein sollte. Wir unsererseits möchten hier vielmehr buddhistische Einflüsse aus Siam und Kambodscha annehmen, also von sprach- oder stammverwandten Völkern her. Das Kreuz ist in buddhistischen Tempeln häufig und in diesen zuverlässig nicht den Christen entlehnt; es hat in jenen eine ganz andere Bedeutung als bei diesen. Wir wollen eine Stelle anführen. Adolf Bastian fand es bei seiner Erforschung des mehrfach von uns im Globus besprochenen Nakhon Wat (Ongkor Wat) und anderer Denkmäler in Kambodscha. Er sagt: (A visit to the ruined Cities and buildings of Cambodia, London 1866, S. 7). A four faced deity is worked out in gigantic proportions on the large gate of Nakhon luang and there called Phrohm (Brama), signifying the protection given by the all seeing god, which was afterwards transferred by the Buddhists to the four Pala. As this direction to the four points of the horizon naturally forms a cross, the Siamese call a crossing „phrahm, and the Prasat, the distinguishing feature of these exotic stone monuments of Cambodia forms always a cross, with the corridors dissecting each other at right angles. The cross is the distinctive character for the doctors of reason in the pristine Buddhism of Kasyapa.“ A.

Aus allen Erdtheilen.

Vom Senegal. Mit der Post, welche am 16. Mai 1866 von St. Louis abging, ist die Nachricht angelangt, daß die von uns erstmals erwähnten Reisenden Mage und Quintin noch am Leben seien. Ein Schwarzer, der vom obern Niger her in Bakel eingetroffen war, hatte sie im Januar selber gesehen und sie befanden sich körperlich ganz wohl. Sie hätten, sagte er, früher einem Boten Briefe anvertraut gehabt; dieser sei jedoch unterwegs krank geworden und habe sich von den Briefschaften nicht trennen wollen. Die Reisenden sind in der That Gefangene bei einem Sohne des Hadsch Omar, werden aber gut behandelt. Es ist nicht gesagt, an welchem Orte der Schwarze sie gesehen hat. Sie sind am 12. Juli in Paris eingetroffen.

r. **Ein madagassischer Kalender.** Seit 1864 erscheint zu Tananarivo ein madagassischer Kalender, der die intelligente Bevölkerung der Insel über Auf- und Untergang der Sonne, die Mondphasen, die Finsternisse und andere Thatsachen und Entdeckungen aufklären soll, welche geeignet sind, Interesse zu erregen und die „Civilisation“ weiter zu führen.

Die Stadt Yarkend im chinesischen Turkestan. Die Lage derselben war bisher nicht genau bestimmt; jetzt ist sie ermittelt worden; nördliche Breite 38° 19′ 46″; östliche Länge von Greenwich 77° 30′. Kapitän Montgomerie, der bei der Triangulirung in Indien seit langer Zeit beschäftigt ist und einige Zeit auch in Kaschmir und Klein-Tibet verweilte, verfolgte den Plan, die nördlich des Mustag und des Karakorumgebirges liegenden Gegenden, in welche schon einer der Gebrüder Schlagintweit vorgedrungen war, näher erforschen zu lassen. Er trat mit einem Munschi, d. h. einem nach orientalischer Art wissenschaftlich gebildeten Schreiber, in Verbindung. Dieser Mohammed i Hamid verstand sich dazu, die mathematischen Instrumente nach Yarkend zu schaffen und dort Beobachtungen anzustellen, außerdem wollte er über die Straße zwischen jener Stadt und Ladakh genaue Erkundigung einziehen. Im Sommer 1863 machte er sich auf den Weg, gelangte unangefochten nach Yarkend, blieb den Winter über dort, benutzte die hellen Nächte, um seine Beobachtungen anzustellen und verließ im Frühjahr eilig die Stadt, weil die chinesischen Behörden ihn mit allerlei Unannehmlichkeiten behelligten. Unterwegs starb er unweit von einer der am weitesten vorgeschobenen trigonometrischen Stationen, aber alle seine Papiere sind in Montgomerie's Hände gelangt. Ihnen zufolge liegt Yarkend etwa 1200 Meter über der Meeresfläche. Die Reise durch das Gebirge bis zu der Wasserscheide zwischen Hindostan und Turkestan nahm 51 Tage in Anspruch; davon kommen 25 Tage auf eine Wanderung in Gegenden, die nirgends eine Höhe von weniger als 14,000 Fuß hatten. Der Winter war in Yarkend sehr streng, der Thermometer fiel bis auf 20°, vom 19. bis 26. Januar war Schneefall; im Allgemeinen war aber der Himmel klar. Die Umgegend ist fruchtbar. Ein chinesischer Gouverneur verwaltet die Provinz; in der Stadt liegt eine chinesische Besatzung, aber die überwiegende Mehrzahl der Bewohner besteht aus Mohammedanern, die ihr Stadtoberhaupt selber wählen.

Australien. Die Volkszählung in Südaustralien im Mai 1866 hat 161,165 Seelen ergeben; eine Zunahme von 37,335 seit 1861.

Im Nordterritorium hatte ein Colonist, Namens Auld, einen Eingebornen muthwillig erschossen. Er ist dafür vor das Kriminalgericht gestellt worden, man hat ihn aber bis zum Tage der Aburtheilung gegen 1000 Pfd. St. auf freiem Fuße gelassen. Es scheint also, als ob endlich die Ermordung schwarzer Menschen in Australien als Kapitalverbrechen behandelt werden solle. Es war auch hohe Zeit.

Auf der Känguruhinsel ist ein sehr ergiebiges Zinnlager entdeckt worden.

Eine Republik auf den Gesellschafts-Inseln. Der „Deutschen Abendpost“, welche zu San Francisco in Californien erscheint, wird unterm 2 Februar aus Tahiti gemeldet, daß auf jener Eilandgruppe große Verwirrung herrsche. „Auf den Leeward-Inseln haben mehre heftige Gefechte zwischen den Rebellen und den königlichen Truppen stattgefunden. Die königliche Armee wurde total geschlagen und sahen sich König Tomatan, Prinz Ariifaite, der Gemahl der Königin Pomare, der Staatsminister und die ganze europäische Einwohnerschaft genöthigt, sich unter den Schutz des Vereinigten Staaten-Konsuls zu stellen. Die Rebellen haben einstweilen die Republik proklamirt.“

Deutsches Element am La Plata. Daß in den La Platastaaten eine deutsche Zeitung (zu Buenos Ayres) erscheint, ist schon früher von uns mitgetheilt worden. Jüngst hat man einen weiteren „Fortschritt" gemacht, indem man in jener Hauptstadt eine Lagerbierbrauerei auf Aktien gründete. Das ist gewiß „erquickend"; wir gönnen unseren Landsleuten auf der südlichen Erdhälfte einen heimatlichen Labetrank; indessen interessirt uns doch eine andere Erscheinung weit mehr. Vom Herrn Hans von Frankenberg, dem Direktor des deutschen Collegiums (höhere Lehranstalt) in Montevideo ist nämlich das erste am La Plata gedruckte deutsche Buch erschienen, und aus der „deutschen Druckerei zu Buenos Ayres" hervorgegangen. Es führt den Titel: „Versuch einer Darstellung der politischen Verhältnisse der La Platastaaten, mit Rücksicht auf Colonisation." In dem Prospektus wird gesagt:

„Das deutsche Element am La Plata, stark schon in numerischer Hinsicht, hat sich, durch seine Intelligenz, durch seine Arbeitskraft und Thätigkeit, sowie durch das Kapital, welches es vertritt, eine so große Achtung erworben, wie kaum eine andere fremde Nation. Die Handelsbeziehungen, von unseren deutschen Häusern mit der Heimat unterhalten, dehnen sich von Tage zu Tage mehr aus, und mit vermehrtem Interesse beschäftigt man sich seit einiger Zeit in Deutschland mit den Verhältnissen dieser Länder. Dazu kommt, daß wenn auch jetzt noch die deutsche Einwanderung nach dem La Plata gegenüber der von Franzosen, Engländern, Italienern und Spaniern verhältnißmäßig schwach ist, dennoch unfehlbar über kurz oder lang sich ein Theil des Auswandererstroms nach hier wenden wird. Wie also für die deutschen Bewohner des La Plata, so ist namentlich auch für die Heimat eine Aufklärung über die politischen Verhältnisse dieser Länder von hoher Wichtigkeit, und an unseren hiesigen Landsleuten ist es, diese Aufklärung nach Kräften zu fördern und so das Interesse und den Kredit für dieselben zu erhöhen. Dazu soll das oben angezeigte Buch dienen.

Der Verfasser, seit längeren Jahren am La Plata ansässig, hat aus eigener Anschauung und gegründet auf das Studium vorhandener Quellen eine klare und vom Standpunkte des Fremden objective Darstellung der politischen Verhältnisse der La Platastaaten geschrieben, die hauptsächlich auch in Bezug auf Colonisation derselben von großem Werthe ist."

Zur Statistik der Unglücksfälle und Geldverluste in Nordamerika.

Amerikanische Blätter nehmen, gewiß nicht ohne einige Uebertreibung, als ausgemacht an, daß allein in den Vereinigten Staaten mehr Mordthaten und Unglücksfälle sich ereignen, als in ganz Europa. Die Zahl der letzteren ist allerdings ungemein beträchtlich; hier ist kein Zweifel gestattet, weil amtliche Nachrichten vorliegen.

In die drei Monate Oktober, November und Dezember 1865 fallen 110 große Feuersbrünste; Verlust 20 Mill. Dollars.

Auf den Staat Newyork kommen für 1865 nicht weniger als 75 Schadenfeuer; Verlust 8 Millionen. In der Stadt Lima (Staat Newyork) brannten 25 große Häuser auf einmal nieder, in Belfast über 100. Binnen 9 Jahren sind in solchen Feuersbrünsten, bei welchen der Verlust mehr als 20,000 Doll. betrug, reichlich 72 Mill. Doll. verloren gegangen.

In den vier ersten Monaten des Jahres 1866 sind 38 große Schadenfeuer angemeldet worden; Verlust 10,670,000 Doll.; die kleineren, bei welchen der Schaden unter 1 Mill. Doll. betrug, sind nicht gerechnet. Petroleum und Baumwolle bilden dabei ein nicht unerhebliches Item.

Auf den Eisenbahnen fanden vom September 1865 bis Januar 1866 nicht weniger als 76 „Accidents" statt, und im Durchschnitt gingen bei jedem dieser Unglücksfälle 2 Menschenleben verloren. In 8 Fällen ereignete sich Unglück durch unsinnig schnelles Fahren, in anderen 8 sprangen die Kessel, in 3 brachen Brücken zusammen, in 4 waren die Weichen falsch gestellt worden. Auf mehr als einer Eisenbahn sind 3 und auch 4 Lokomotiven binnen 24 Stunden zu Grunde gegangen. Auf die Bahnen im Staate Newyork entfallen allein 20 solcher „Accidents", und für sämmtliche Staaten im Jahr 1865 mehr als 200. In den acht Monaten vor dem 1. April betrug die Zahl der Unglücksfälle nahe an 200; davon kommen 11 auf Zusammenstöße und 10 auf Explosionen.

„Explosionen" spielen überhaupt eine große Rolle. In den Monaten September bis Januar zählte man deren 31; davon kamen 8 auf Eisenbahnen, 10 auf Dampfer, 8 in Fabriken und Magazinen, 4 durch Pulver, 1 durch Nitroglycerin. Auf die Zeit vom Januar bis März entfallen 28, zumeist durch Springen der Kessel auf Dampfschiffen. Bei jenen auf den Dampfern „Miami", „Missouri" und „Carter", welche auf dem Ohio und dem Mississippi in die Luft flogen, verloren mehr als 400 Menschen das Leben. Die durch Nitroglycerin verursachten Explosionen, bis jetzt 3 an der Zahl, haben nahe an 100 Leuten das Leben geraubt. Bei den 56 Explosionen, die binnen acht Monaten vorkamen, sind mehr als 1000 Menschen verloren gegangen.

Was die Dampfer betrifft, so sind in fünf Monaten 70 verloren gegangen, zumeist auf den westlichen Gewässern; davon 13 durch Zusammenstoßen, 10 durch Explosionen, 7 verbrannten, 9 gingen unter, weil sie leck waren, 12 wurden durch Eis zerdrückt etc. Im Ganzen betrug hier der Verlust mehr als 300 Köpfe. — In den folgenden drei Monaten gingen 42 Dampfer verloren; im Ganzen während einer Zeit von acht Monaten 112 oder specieller gerechnet, 117 Dampfer verloren. Dazu kommen im letzten Vierteljahr 1865 noch 75 Unglücksfälle auf See; Menschenverlust 259 Köpfe; — vom Januar bis 1. Mai 48 mit 170 Köpfen; überhaupt auf das Halbjahr 123 Unglücksfälle auf See.

Die „Tribune", gibt eine Recapitulation und sagt: „Wir hatten also binnen sechs Monaten 217 „Accidents" auf Eisenbahnen und Dampfern, dazu 56 Explosionen und 123 Schiffbrüche auf See."

Wettlauf eines Indianers in Nebraska auf Tod und Leben. Ein Herr Hardisty, der längere Zeit im Fort Benton und am obern Missouri gelebt hat und namentlich mit den Sitten der Schwarzfußindianer bekannt ist, erzählt als Augenzeuge Folgendes:

Eines Tages erschien ein einsamer und verwegener Cri zu Fuß im Fort. Kurz nach seiner Ankunft traf eine Schaar berittener Schwarzfüße ein, und da sie sahen, daß ein Mann des feindlichen Stammes anwesend war, forderten sie mit großem Geschrei die Auslieferung desselben. Der im Fort befehligende Handelsmann hätte dem Cri gerne das Leben gerettet, fürchtete sich indeß, die Auslieferung zu verweigern, denn die Schwarzfüße waren zahlreich und gut bewaffnet und überdies in die Pallisaden-Verschanzung zugelassen worden. Nach vielem Hin- und Herreden kam ein Compromiß zu Stande, welches den Weißen verpflichtete, den Cri einen Monat lang in sicherer Obhut zu behalten; nach Verlauf dieser Zeit sollten die Schwarzfüße ins Fort zurückkehren, und der Gefangene dann losgelassen werden mit einem Vorsprung von 100 Yards vor seinen Verfolgern, letztere nur zu Fuß und ohne alle anderen Waffen, als ihre Messer, Jagd auf denselben zu machen.

Die Schwarzfüße zogen ab und der Cri ward sogleich in harte Vorübung genommen. Er wurde mit frischem Büffelfleisch, so viel er essen konnte, genährt und mußte zweimal eine Stunde täglich im schnellsten Lauf um die Umfassungsmauer des Forts rennen.

Nach Verfluß des festgesetzten Monats kamen die Schwarzfüße, der Uebereinkunft gemäß, ans Fort. Ihre Pferde wurden innerhalb der Mauern angebunden, alle ihre Waffen, mit Ausnahme der Messer, ihnen abgenommen, und dann ward das Opfer vom gesammten Stab der Niederlassung an den Abgangsplatz geleitet. Sämmtliche Weiße begaben sich zu Pferd aus dem Fort, um darauf zu sehen, daß redlich Spiel gespielt werde. Der Cri wurde an seinen Posten gestellt, 100 Yards vor seinen blutdürstigen Feinden, welchen wie Wölfe nach ihrer Beute gelüstete. Das Schlagwort ward gegeben, und weg schoß der gejagte Indianer, und hinter ihm drein die Rotte seiner Verfolger.

Anfänglich kamen ihm die Schwarzfüße rasch näher, denn Schrecken schien die Glieder des unglücklichen Cri zu lähmen und sein Entkommen schien hoffnungslos. Als aber seine Feinde bis auf wenige Yards an ihn gelangt waren, gewann er seine Geistesgegenwart wieder, raffte sich zusammen, seine Abrichtung und seine schöne Körperbeschaffenheit fingen an, sich merkbar zu machen, und zu ihrem Erstaunen und Verdruß entfernte er sich mit jedem Schritt mehr von ihnen. In einer zweiten englischen Meile war er weit voraus, blieb einen Augenblick stehen, warf triumphirend den verblüfften Verfolgern seine Faust entgegen, rannte davon und kam ihnen rasch aus den Augen.

In der That gelang es ihm, wohlbehalten seine Stammesgenossen zu erreichen.

Gold in Siebenbürgen. Kronstadt im Mai 1866. Siebenbürgen ist als ein Goldland seit lange bekannt. Indeß ist die Gesammtmasse des erbeuteten Goldes keineswegs so groß, wie Mancher diesem Renommé nach glauben möchte. Die Gewinnung desselben durch regelmäßigen Bergbau aus dem Muttergestein, sowie die Auswaschung aus dem Flußsande und dem sogen. Goldseifengebirge ist mit großen Kosten verbunden, die an einigen Orten selbst den Werth des gewonnenen Goldes übertreffen. Nirgends findet sich das Gold hier mehr in sehr bedeutender Masse, oder noch mehr in den oberen Gesteinslagen. In den Bergwerksdistrikten bei Offenbanya, Verespatak u. s. w. sind die leichter abzubauenden Berge schon von den Römern so durchwühlt worden, daß den späten Nachkömmlingen eben nicht viel mehr übrig geblieben ist.

In der genannten Gegend wird jetzt das Meiste in bedeutender Tiefe aus einem harten Grünsteintrachyt gewonnen, welcher den vorherrschenden Glimmerschiefer durchbrochen hat. Hier findet man das Gold auch als sogen. Schrifttellure, eine Verbindung von meist 10 Proc. Tellursilber mit 30 Proc. Gold. Roth- und Schwarzgültigerz, Kupferkies und Bleiglanz finden sich nur in schmäleren, wenig mächtigen Gängen, Bändern und Schnüren im Gestein. Der häufig vorkommende Schwefelkies ist indeß in der Regel auch goldhaltig.

In früheren Jahren wurde an mehreren Orten aus dem Sande der Flüsse Gold gewaschen, so namentlich bei Oláhpian. Jetzt aber lohnt sich auch dies nicht mehr. Die so wenig bedürfenden Zigeuner, welche dieses Geschäft früher ausschließlich betrieben, wenden sich nach und nach anderen einträglicheren Arbeiten zu. Da sie jetzt nicht mehr leibeigen sind, so kann sie auch kein Fürst oder Grundherr mehr zwingen, diese Arbeit zu verrichten, wie es früher meist der Fall war. So war es namentlich in der benachbarten Moldau, wo das gewaschene Gold zum Nadelgelde der jeweiligen Fürstin gehörte und durch den sogen. Armaschmare für dieselbe eingesammelt und verrechnet wurde; dabei verfuhr der Armasch stets mit solcher Geschicklichkeit, daß der Nachtheil nie auf seiner Seite war.

Voraussichtlich ist in Siebenbürgen das schon seit Jahrhunderten ausgebeutete Waschterrain erschöpft, und die reicheren und besseren Lagen und Bänke sind alle geleert. Nun es kommt wohl nichts mehr nach, und so muß natürlich der Ertrag immer geringer werden und die Wäscherei auf ein Minimum zusammenschrumpfen. Proben im sogen. Goldseifengebirge ergaben ein sehr wenig aufmunterndes Resultat. Um hier großartig zu arbeiten ist der Gehalt zu gering, da in 1000 Centnern des Gesteins oft nur ½ bis 1½ Loth Gold enthalten sind. Auch hier würden die Aufbereitungskosten natürlich den Gewinn verschlingen, da man Pochwerke und Schlemmheerde erbauen müßte, um durch Amalgamation das Gold zu gewinnen.

Alle größeren Flüsse des Landes führen in ihren Sand- und Schotterlagen mehr oder weniger Goldpartikelchen mit; indeß wurde bis jetzt noch kein Terrain erkundet, welches reichhaltig genug wäre, um Gold mit Nutzen gewinnen zu können. Uebrigens ist das siebenbürgische Waschgold von sehr guter Beschaffenheit, findet sich aber auch hier niemals ganz rein, sondern enthält immer einige Procent Silber beigemischt. Bei Oláhpian gewonnenes sahen wir in sehr schönen Blättchen und abgerundeten Kügelchen. Aeußerst selten findet man es krystallisirt.

Nach authentischen Quellen erlauben wir uns schließlich, Folgendes über die Menge des in Siebenbürgen gewonnenen Goldes zu geben.

Die jährliche Goldproduktion schwankte innerhalb der Jahre 1823 bis 1861 zwischen einem Minimum von 2338 Mark im Jahre 1824 und einem Maximum von 4087 Mark im Jahre 1846. Sie betrug in runden Zahlen im Mittel für die Jahre:

1823	bis 1832	. . .	2650 Mark
1833	„ 1842	. . .	3500 „
1843	„ 1847	. . .	3650 „
1850	„ 1854	. . .	3500 „
1855	„ 1860	. . .	3250 „

In den letzten Jahren scheint sich die Goldproduktion wieder etwas gehoben zu haben; denn für das Jahr 1861 fanden wir die Erzeugung mit 2032 Münzpfund, gleich 3619 Mark angegeben.

Ein Glück, daß der Reichthum und Wohlstand eines Landes sich nicht nur nach seiner Goldproduktion berechnen läßt; indeß wäre bei unseren metallarmen (?) Zeiten wohl zu wünschen, daß auch hier neue und ergiebige Lagerstätten des edlen Goldes entdeckt werden möchten, was bei noch genauerer geognostischer Durchforschung des Landes nicht unmöglich sein dürfte.

W. Hausmann.

---

r. **Ein neues Steinsalzlager in Deutschland.** Die von dem preußischen Staate betriebene Tiefbohrung in der Gegend von Schönebeck bei Magdeburg hat nach Meldung des „Staats-Anzeigers" im Februar 1866 zum Aufschlusse eines Steinsalzlagers in der Tiefe von 1091 Fuß unter der Erdoberfläche geführt. Man wird das Bohrloch im Steinsalz zunächst bis zu einer Tiefe von 150 bis 200 Fuß fortsetzen, um sich von der Beschaffenheit des Salzes zu überzeugen und für die spätere Ausbeutung mittelst Zuführung süßen Wassers, welches nach der Sättigung mit Salz empor gepumpt wird, die genügenden Flächen zum Angriffe zu erhalten. Es ist angeordnet, in kurzen Entfernungen Kernstücke aus dem Steinsalze auszubohren und zu Tage zu bringen, um an den festen Stücken die Beschaffenheit sowie das Streichen und Fallen der Schichten zu beobachten. Ganz besonders wichtig ist hierbei, festzustellen, ob dieses Steinsalzlager eine ähnliche Zusammensetzung wie das von Staßfurt habe, dessen obere Schichten aus einer Reihenfolge von kalihaltigen Salzen bestehen, deren Ausbeutung für die Industrie und Landwirthschaft von sehr großer Bedeutung ist. Aber auch in dem Falle, wenn die kalihaltigen Salzschichten fehlen sollten, wird der neue Aufschluß des Steinsalzes in der Nähe der Elbe und der Siedehäuser der Saline zu Schönebeck große technische Vortheile bei der Salzfabrikation gewähren.

Die Kriegsmarine des Königreichs Italien. Dieselbe besteht, amtlichen Vorlagen zufolge, aus folgenden Schiffen:

Panzerschiffe. 6 Fregatten ersten Ranges; davon waren am 1. Januar 3 noch im Bau, sind aber der Vollendung nahe. 7 Fregatten zweiten Ranges; 2 Corvetten ersten Ranges; 6 Kanonenboote; 2 schwimmende Batterien, — zusammen 23 Panzerschiffe mit 8248 Pferdekraft und 448 Kanonen und 3738 Mann.

Schraubendampfer. 8 Fregatten ersten, 1 zweiten Ranges; 5 Corvetten, 5 Kanonenboote, — zusammen 19 von 6780 Pferdekraft, mit 544 Kanonen und 7155 Mann.

Raddampfer. 14 Corvetten und 11 Avisos, — zusammen 25 von 6050 Pferdekraft mit 118 Kanonen, 3381 Mann.

Segelschiffe. 4, mit 42 Kanonen und 632 Mann.

Schraubentransportschiffe. 12 von 2550 Pferdekraft, mit 24 Kanonen und 1092 Mann.

Dazu kommen noch 14 andere Transportschiffe.

Die italienische Kriegsflotte besteht aus 71 Fahrzeugen von 25,820 Pferdekraft, mit 1197 Kanonen und 20,627 Mann; das Transportgeschwader aus 26 Fahrzeugen mit 4390 Pferdekraft und 3320 Mann.

Das Gebiet der Jakuten in Sibirien. Nach amtlichen Berichten betrug die Einwohnerzahl desselben 1864 nur 226,652 Köpfe. Davon waren 9887 Russen, 200,149 Jakuten, 10,690 Tungusen, 1521 Jukaren (Jukagiren), 268 Tschuwaschen und 1990 Lawruten. Dazu kamen noch 3 „Fremde" und 2144 Individuen verschiedener anderer Nationalitäten. Unter den Russen befanden sich 50 Erbadelige und 461, welche den persönlichen Adel hatten; 510 Geistliche, 5102 Bauern. Am wenigsten dünn ist die Bevölkerung an den Ufern der Lena und des Aldan. Im ganzen Nordostsibirien sind nur 78 aus Stein aufgeführte Gebäude vorhanden und 773 Holzhäuser nach europäischer Art. Die Zählung des Viehstandes ergab 430,380 Häupter; davon Pferde 124,376, Rindvieh 276,027 und nur 615 Schweine und 349 Schafe; Rennthiere dagegen 26,439 und Hunde, welche als Zugthiere verwandt werden, 3126. Auf den Jahrmarkt der Stadt Jakutsk kamen 1864 für 841,999 Rubel Waaren, davon für 218,204 Rubel Pelzwerk; an Baumwollenwaaren wurde für 109,290 Rubel abgesetzt; an chinesischen Waaren für 63,569, und an Seidenwaaren für 15,933 Rubel.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Eine Wanderung im vordern Kleinasien; von Nicäa nach Ephesus.*)

Von Nicäa nach Brussa. — Die Hauptstadt von Bithynien. — Erdbeben. — Die ersten Sultane der Osmanen, Osman und Orchan. — Der Hafenplatz Mudania. — Eine Besteigung des Olympos. — Ulabad; Ruinen von Cyzicus; der Fluß Rhyndacus — Die nomadischen Yuruks. — Harmandschik. — Die Ruinen von Aizani. — Die Handelsstadt Uschack. — Kula im verbrannten Phrygien. — Räuber. — Die Brüderschaft der Zeibeks am Tmolusgebirge. — Die Ruinen von Sardes. — Ein Ausflug nach Ephesus.

Der Weg von Nicäa nach Brussa führt über Yeni scheher. Graf Moustier, welchen wir schon auf einem frühern Ausfluge begleitet haben, schildert diesen Ort als ein Durcheinander von Erdhütten, und selbst der große Einkehrstall, der Konak, ist in argem Verfalle. Der vornehme Europäer fand von Seiten der türkischen Behörden eine sehr freundliche Aufnahme und bemerkte unter den Notabeln einen mehr als hundertjährigen Greis. Das ganz Kleinasien nur noch in Smyrna ein „Hôtel"; alle übrigen Städte entbehren einer solchen Bequemlichkeit!

Brussa, die Hauptstadt Bithyniens, liegt nur 5 Wegstunden von dem kleinen Hafen Mudania, welcher durch Dampfer mit Konstantinopel in Verbindung steht, und jetzt hat man eine gute fahrbare Straße bis zum Meeresufer hergestellt. Meusier fand im „Hôtel de l'Olympe" Alles gut und sauber; er hatte sich eben behaglich aufs Lager



Die Mauern von Ulabad, dem alten Lopadium. (Nach A. von Moustier.)

Klima ist gesund, auch der Boden fruchtbar, die Vegetation bis nach Brussa hin sehr üppig, und an der Landstraße erheben sich prächtige Kastanienbäume. Bald kam der Berg Olympos in Sicht, an dessen unterem Abhang das schöne Brussa liegt, welches der Wanderer spät Abends erreichte. Es ist keine Kleinigkeit, bei Nacht in eine türkische Stadt einzureiten und sich zurecht zu finden. In den engen und krummen Gassen brennt kein Licht; die Läden sind geschlossen, aus den Häusermauern springen Ecken hervor, in der Straße liegen Steine umher, sind tiefe Gossen, und die aus ihrem Schlaf geweckten Hunde bellen. Man muß die abgemüdeten Pferde gewähren lassen und, gleich einem Schiffbrüchigen, seine Seele dem lieben Gott empfehlen.

Aber Brussa hat einen Gasthof nach europäischer Art, und das ist ein großer Vorzug. Außerdem findet man in geworfen und war eingeschlummert, als er durch Geschrei aufgeweckt wurde. Er sprang auf und sah, wie eine ganze Bande unheimlichen Gesindels Fackeln schwenkten und auf den Gasthof zu rannten. Die Sache schien bedenklich zu werden; vor ein paar Monaten war bei einem Volkstumult das Haus eines Christen in Brand gesteckt worden. Aber die Sache nahm einen guten Verlauf, die Fackelträger zogen vorüber, und es stellte sich heraus, daß es sich um eine Feierlichkeit bei einem jüdischen Begräbnisse handelte.

Brussa ist die „Perle von Anatolien". Gegen Süden ist es durch den bewaldeten Olymp beschützt, der Wasser in Fülle in das üppig fruchtbare Thal hinabsendet. Im Sommer wird die Hitze durch See- und Gebirgswinde gemäßigt, und der Baumwuchs kann an saftiger Pracht nicht übertroffen werden. Da stehen Cypressen, Platanen und Pappeln, Kastanien und Maulbeerbäume in ungezählter Menge und spenden erquickenden Schatten; die Moscheen

*) Vergl. Globus IX, S. 353.

und Minarets sind von Grün umgeben, und der Anblick hat etwas zugleich Anmuthendes und Fesselndes.

Aber Brussa steht auf verrätherischem Boden und hat oftmals unter verheerenden Erdbeben gelitten; auch von entsetzlich verwüstenden Feuersbrünsten wurde es nicht selten heimgesucht und ist namentlich in den Jahren 1490, 1804 und am 19. Sept. 1863 zum großen Theil in Asche gelegt worden.

Die Stadt hieß im Alterthum Prusa ad Olympum, nach ihrem Erbauer, dem Könige Prusias; Bithynien hat mehre Herrscher dieses Namens gehabt, und wir wissen nicht, welcher von ihnen der Gründer war, ob einer, der schon in den Tagen des Krösus lebte, oder ein anderer, bei welchem Hannibal gastliche Aufnahme fand. Im Alterthum spielte es keine Rolle; dagegen war es im Mittelalter von großer Bedeutung. Die vornehmen Byzantiner verweilten dort gern wegen der warmen Quellen. Als die Mohammedaner Kleinasien überflnteten, zeigte sich bald, wie wichtig die strategische Lage dieser Stadt war. Schon im Anfange des 10. Jahrhunderts waren die Saracenen bis an den Olymp vorgedrungen. Sie eroberten die Stadt, welche von den byzantinischen Kaisern wieder erobert und bald abermals verloren wurde. Dann kamen die Kreuzfahrer, und während die Franken in Konstantinopel ein Kaiserthum gründeten, thaten die aus Byzanz vertriebenen Herrscher ein Gleiches in Kleinasien. Theodor Laskaris umgab Brussa mit sehr starken Mauern, und sie war gegen alle Angriffe der Lateiner gesichert.

Kleinasien bot um jene Zeit einen merkwürdigen Anblick dar. Weder die christlichen Kaiser, noch die seldschuckischen Sultane hatten Kraft genug, die Provinzen Anatoliens in Unterwürfigkeit zu erhalten. Nach und nach waren eine Anzahl von Feudalfürstenthümern entstanden, welche im Besitz griechischer Despoten oder muselmännischer Begs waren. Die Grenzen dieser Besitzungen durchkreuzten sich vielfach, und die Fürsten verschiedenen Glaubens waren heute gute Freunde und morgen erbitterte Feinde.

Die Uebermacht der Mohammedaner wurde allmälig immer größer, namentlich unter Osman, Erthogruls Sohne, der als Bey, und nominell abhängig vom Sultan zu Iconium, einen Theil Bithyniens beherrschte. Nach dem Tode dieses Sultans wurde er selbst Gebieter, und sein Sohn Orchan belagerte Brussa, das erst nach einer zehnjährigen Belagerung in seine Hände fiel und nun eine vorzugsweise muselmännische Stadt wurde.

In den Wäldern und Höhlen des Olympos hauseten viele christliche Anachoreten. Einst waren die Heiden von den Christen bedrängt und verfolgt worden; jetzt kam eine Wiedervergeltung, indem sie ihrerseits den Druck der Mohammedaner empfanden. Die christlichen Einsiedler mußten



Altphrygisches Felsengrab zwischen Harmandschik und Tauschanli.
(Nach A. von Moustier.)

den *Santons* Platz machen, und einer dieser Heiligen, *Güökli Baba*, d. h. Vater der Hirsche, hat viele Wunder gethan. Die wilden Thiere, unter denen er lebte, folgten seinen Worten, und als einst, während der Belagerung, die Christen von Brussa aus einen Ausfall gegen die Türken unternahmen, erschien er plötzlich an der Seite Orchans, auf einem Hirsche reitend und einen gewaltigen Säbel schwingend. Man sieht, die Heiligen der verschiedenen Religionen verrichten ähnliche Thaten; die Legenden haben viel Uebereinstimmendes.

Die Türken nahmen endlich Brussa ein; Osman lag auf dem Sterbebette, als ihm die Uebergabe gemeldet wurde. Das war im Jahr 1326. Er hielt seinen Einzug im Sarge; der *erste Sultan der Osmanen* ließ sich in der Schloßkapelle begraben, die er in eine Moschee umwandelte. Aehnliches hatten einst die Christen mit den Tempeln der Heiden gethan. Orchan war seines Vaters Nachfolger. Brussa wurde die Hauptstadt des neuen Reiches und erhob sich zu großem Glanz. Aber gleich im Anfange des 15. Jahrhunderts brach ein schweres Verhängniß über dieselbe herein. Tamerlan hatte den Sultan Bajasid bei Angöra besiegt und plünderte die Stadt, von welcher ein großer Theil eine Beute der Flammen wurde, u. späterhin wirkten innerliche Kriege verderblich. Doch seit der Mitte jenes Jahrhunderts waren ihr ruhigere Tage beschieden. Konstantinopel wurde Hauptstadt der Osmanen, 1453, aber Brussa gilt bei ihnen bis auf diesen Tag für eine heilige Stadt. In ihr ruhen die irdischen Ueberreste ihrer ersten Sultane, ihrer tapfersten Krieger und vieler heiligen Männer; man zählt mehr als 600 Gräber berühmter Leute, und die Zahl der Moscheen, Leichenkapellen (Türbe's) und Klöster (Tekieh) soll mehr betragen, als das Jahr Tage hat. Sehr viele dieser Denkmäler stammen aus dem 15. Jahrhundert; die Mehrzahl derselben fällt in Trümmer, aber sie tragen wesentlich dazu bei, der Stadt einen eigenthümlichen Charakter zu geben. Diese erhebt sich in der Ausdehnung von mehr als einer Wegstunde auf Hügeln, die sich an den Olymp lehnen; auf dem höchsten derselben steht die Citadelle und die Altstadt, welche klein ist und von Türken alten Schlages bewohnt wird. Alles Uebrige ist Neustadt. Die Uludschami, große Moschee, ist eines der größten Gebäude im Orient; sie hat in dem heftigen Erdbeben von 1856 verhältnißmäßig wenig gelitten. Der Bäder haben wir schon erwähnt.

Von Brussa aus unternahm Moustier eine *Besteigung des Berges Olympos*, nachdem er zuvor über die Industrie der Bewohner Erkundigung eingezogen. Am bedeutendsten ist die *Seidenzucht*, welche von den Bauern der Umgegend betrieben wird. Die Spinnereien sind in den Händen von Ausländern, namentlich Deutschen,

Schweizern, Italieneen und Franzosen; sie liegen in der Stadt selbst und beschäftigen etwa 5000 Arbeiter beiderlei Geschlechts; die Gesammterzeugung soll sich auf 15 bis 20 Millionen Francs belaufen. Die leichten Seidengewebe von Brussa haben ihren alten Ruf verloren; es sind höchstens ein paar hundert Webstühle vorhanden.

Der Name Olympos wurde im Alterthum nicht weniger als 14 Bergen beigelegt; unter ihnen war der thessalische am berühmtesten, nach ihm jener in Kleinasien. Am galatischen Olympos schlug Consul Manlius die Galater aufs Haupt.

Wer den bithynischen Olymp ersteigen will (er wird wohl auch der mysische genannt), übernachtet gewöhnlich auf halber Höhe unter einem Zelte der Nomaden, welche auf den Hochebenen ihre Heerden weiden lassen. Mit guten Pferden kann man jedoch die ganze Partie in einem Tage machen; sie bietet keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten dar. Herr von Moustier brach, von zwei mohammedanischen Dienern begleitet, am 3. Okt. 1862 Morgens halb 7 Uhr auf und ritt den westlichen Abhang hinan. Der untere Saum des Berges war mit Kastanienwäldern bedeckt; weiter aufwärts folgten Buchen. Die Aussicht auf die Stadt und bis zum Golf von Mudania war ganz prächtig. Nach etwa anderthalb Stunden nimmt man die Richtung nach Osten hin; der Pfad ist mit allerlei Gestein überfäet und etwas schwierig zu passiren, auch führt er an einem tiefen Abgrund hin; Glimmerschiefer und Gneiß folgen auf den Sand- und den Kalkstein, welche auf der Seite nach Brussa hin die Unterlage bilden.



Ein türkisches Haus in Harmandschik. (Nach A. von Moustier.)

Dann folgt die Region der Fichten. Dort zog der Reisende durch eine niedergebrannte Waldstrecke. In der Türkei wirthschaftet man geradezu gottlos mit dem Feuer; der erste beste zündet den Wald an und macht sich damit einen Spaß; ja die Bauern sehen in einem Waldbrande das bequemste Mittel, sich Kohlen zu verschaffen. Für einen Europäer, welcher den Werth des Holzes zu würdigen weiß, ist ein solcher Anblick traurig und geradezu empörend. Mitten unter den Fichten lagen mächtige Granitblöcke, aber die Pferde kletterten darüber hinweg wie Ziegen. Dann folgt eine steinige Ebene, die wohl eine Stunde lang und mit Wachholdersträuchen bewachsen ist; die Granitblöcke werden weiter aufwärts immer zahlreicher und größer; von allen Seiten her kommen Bergwasser herab. Endlich gelangt man an eine gewaltige Mauer von weißem krystallinischen Marmor, durch welche mehre Granitbänke sich emporgehoben haben; sie liegt am Südabhange des Plateau's und bildet den Kamm des Olympos. Der Gipfel ist von der Nordostseite her zugänglich auf einem steilen Abhange, der mit Marmorfragmenten bedeckt ist.

Herr von Moustier befand sich schon halb 11 Uhr Morgens am Fuße desselben und erstieg ihn in einer guten halben Stunde. Dann war er oben und hatte einen weiten Rundblick über ein wildes Land; überall wellenförmiger Boden, Berghöhen und unendliche Wälder, in denen einige Seen als Lichtpunkte schimmerten. Von menschlicher Thätigkeit ist keine Spur zu erblicken, weil die angebauten Thäler durch die bewaldeten Höhen verdeckt werden. Nach Norden und Westen hin sieht man das Meer. Alte Denkmäler hat Moustier auf dem Gipfel des Olympos nicht gefunden, wohl aber einige Steinhaufen zu Ehren mohammedanischer Heiligen. Von ewigem Schnee kann keine Rede sein; er schmilzt im Juli und nur an einzelnen Stellen bleibt er länger liegen. Man hat sich durch den Glanz des weißen Marmors täuschen lassen. Der Gipfel liegt nur 2200 Meter über dem Meere, die untere Schneegrenze aber reicht unter dieser Breite bis 3300 Meter hinauf. In den Wäldern des obern Plateau's hausen Bären, weiter abwärts kommen Hirsche und auch wilde Schweine in großer Menge vor. Dann und wann wird ein Panther erlegt. Abends halb 7 Uhr war Herr von Moustier wieder in Brussa.

Von Brussa nach Ulabad sind es nur 10 Reisestunden. Unterwegs wurde ein Ausflug gemacht nach Abutiont, dem alten Apollonia ad Rhyndacum. Der Ort liegt auf einem von Wasser umgebenen Hügel und wird zumeist von Christen bewohnt. Der See ist fischreich; von seinen

malerisch eingezackten Ufern hat man einen Blick nicht blos auf den Olymp, sondern auch auf den Ida. Abends ein Waldbrand, dann über den Rhyndaeus nach Ulabad, wo Moustier bei einem Papas, christlichen Geistlichen, Unterkommen fand. Der Mann war zugleich Landwirth und Viehzüchter, und ging am andern Tage mit auf die Jagd. Die Bauern waren eben mit der Aussaat des Winterkornes beschäftigt und bedienten sich eines sehr einfachen Pfluges; statt der Egge hatten sie einen jungen Baum, an welchem sich noch die Aeste befanden; diesen schleiften sie über das Feld.

Die Mauern von Ulabad sind vom Kaiser Alexius Comnenus gebaut worden; überhaupt ist „Lupadium" keine alte Stadt; sie hat aber viele Gefechte und Angriffe erlebt; 1330 fiel sie in die Gewalt des Sultans Orchan. Die Dorfkirche war 1856 durch das große Erdbeben zertrümmert worden. Einen Theil der Aecker des Papas hatten Tscherkessen in Besitz genommen.

Weiterhin läßt man das alte Miletopolis zur Rechten und hat einen Blick auf die etwa 2 Stunden von der Straße entfernten Ruinen von Cyzicus. Auch diese Stadt ist schwer von Erdbeben heimgesucht, und die Säulen ihrer Tempel sind zum Bau der Sophienkirche in Konstantinopel benutzt worden.

Am Rhyndaeus entlang wächst in Menge die langblätterige Eiche, Quercus Aegylops; sie ist eine dem Orient eigene Varietät, und ihre große Frucht steckt in einem behaarten Kelche wie in einem Büschel Wolle. Sie liefert die von den Gerbern sehr gesuchte levantische Vallonea, welche eines der Hauptausfuhrerzeugnisse Kleinasiens bildet. Unter solchen Eichen hatten einige Yuruks, türkische Nomaden von der Horde des schwarzen Schöpses, ihren Lagerplatz. Manche türkische Stämme haben bekanntlich bis auf den heutigen Tag das seßhafte Leben verschmäht; so die Turkomanen, welche in Kleinasien vorzugsweise in den



Ein Türkenhaus in Uschack. (Nach A. von Moustier.)

südlichen Gegenden umherziehen, namentlich am Taurus. Aber sie sind nur Halbnomaden, haben Dörfer, bestellen den Acker und ziehen blos während der Sommermonate mit ihren Heerden umher. Die Yuruks dagegen leben nur unter Zelten und verweilen nie lange an derselben Stelle, sondern wandern zwischen dem Tmolusgebirge und dem Schwarzen Meere hin und her; der Olymp kann als ihr Hauptquartier und Centrum betrachtet werden. Im Sommer verweilen sie im Hochgebirge; während ihre

vertritt. Dieser hat es viel Mühe gekostet, bei jenen Nomaden mit patriarchalischen Sitten die Rekrutirung durchzusetzen; sie erhebt eine gewisse Jahresabgabe dafür, daß die Yuruks Staatsländereien benützen.

Moustier fand auf dem Wege nach Harmandschik im ganzen Thale des Rhyndacus eine Menge von Wachtfeuern der Yuruks; nach Einbruch der Dunkelheit war der Anblick in hohem Grade malerisch. Der Konack in dem eben genannten Orte war ein rechtes Musterbild eines



Säulen vom Tempel der Cybele in den Ruinen von Sardes. (Nach A. von Moustier.)

Kameele, Kühe, Schafe und Ziegen auf den Ebenen oder in den Wäldern weiden, sammeln sie Harz ein. Gegen den Winter ziehen sie ins Unterland und weben grobe Teppiche, die sogenannten Kilins.

Diese Yuruks zerfallen in Assirets, deren jede aus hundert und mehr, manchmal auch bis eintausend Familien besteht; es sollen im Ganzen 36 solcher Assirets vorhanden sein. An der Spitze jeder einzelnen steht ein Bey, welcher großes Ansehen hat und den Stamm gegenüber der Pforte

wohleingerichteten Türkenhauses. Es sah, wie unsere Abbildung zeigt, förmlich elegant aus und enthielt mehre reinliche, mit hübschen Teppichen belegte Säle.

Am andern Tage stieg Moustier wieder von dem Plateau zum Rhyndacus hinab; den Abhang des erstern bilden seltsam gestaltete Felsen, die von vulkanischer Wirkung zeugen. Ein schöner Tuffblock hat die Form eines Giebels; in dem untern Theil ist eine Vertiefung eingegraben worden, welche zu einer innern Kammer führt. Diese

Grabkammer stammt aus altphrygischen Zeiten; man hat dergleichen mehrfach in Kleinasien gefunden, namentlich in der Umgegend von Uschack und Kara hissar.

Das Thal von Tauschanly, d. h. Hasenfeld, war vortrefflich angebaut; weiterhin gelangt man zu den Ruinen von Aizani, die erst seit etwa 40 Jahren bekannt geworden sind. Man sieht noch das Theater, das Stadium, die Brücke über den Rhyndacus, die Uferbauten und sehr schöne jonische Säulen von einem Jupitertempel. Auf den Mauern liest man griechische und lateinische Inschriften aus den Zeiten des Kaisers Hadrian.

Das Landvolk in diesem Theil Anatoliens befindet sich in leidlichen Verhältnissen, weil der Boden fruchtbar und die Bevölkerung nur dünn ist; dazu kommt, daß diese Leute nur sehr geringe Bedürfnisse haben. Die Türken, als Masse genommen und abgesehen von denen, welche in den großen Städten sich dem Luxus ergeben, schöpfen aus ihrem Glauben eine große Seelenruhe und eine fatalistische Entsagung. Sie arbeiten mäßig, rauchen ihren Tschibuk, trinken Kaffee und sind in ihrer Weise glücklich. Von europäischer Ruhelosigkeit und von dem, was man als Civilisation oder Fortschritt rühmt, kann bei ihnen keine Rede sein. Aber sie sind gastfrei und auf ihr Wort kann man sich verlassen. Dazu kommt, daß ihre äußere Haltung etwas Würdiges hat und im Wesen der Türken viel Selbstachtung liegt. Selbst bei Leuten aus dem niedrigen Volke kommen Schimpfwörter selten vor; dagegen ist freilich der Andersgläubige „ein Hund“. Aber wo der Glaube ins Spiel kommt, hört ja überall nicht sellen die Humanität auf.

In diesem Theile des alten Phrygiens bäckt man das Mehl zu sehr dünnen Kuchen, die zugleich als Teller dienen und an denen der Orientale sich die Finger abwischt. Auch verspeist man den Weizen wie wir den Reis, und vor jedem Hause steht ein steinerner Mörser, in welchem die Körner, bevor sie in die Küche gelangen, halb zerstampft werden.

Ein von tiefen Rissen und Spalten durchzogenes Plateau verbindet die Bergketten des Dindymenes und des Temnus, die im Alterthum Hauptstätten für den Kultus der Cybele waren. Beide zweigen sich von dieser Hochebene ab; das eine Gebirge verlängert sich in der Richtung nach Cappadocien hin, das andre zieht nach dem Aegäischen Meere zu, und solchergestalt wird Kleinasien in zwei Abdachungen getheilt, in eine nordwestliche zum Pontus Euxinus und zur Propontis hin und in eine westliche zum Mittelländischen Meere. Auf jenem Plateau sah Herr von Moustier die Quellpunkte des Rhyndaeus und des Hermus, deren Gewässer nach verschiedenen Meeren hin abfließen. Das Thal des letzlgenannten Flusses ist recht gut angebaut. In demselben liegt Uschack, das nicht ohne commercielle Wichtigkeit ist, denn es vermittelt den Verkehr zwischen den Agrikulturgegenden Phrygiens und der Küste. Allwöchentlich ziehen Kameelkarawanen mit Getreide, Tabak, Opium und Knoppern nach Smyrna. Auch werden in dieser Stadt die sogenannten Smyrnateppiche verfertigt, und mit dieser Industrie sind wenigstens 800 Webstühle beschäftigt. Die Bevölkerung beträgt etwa 15,000 Seelen, wovon ungefähr ein Drittel Christen sind. Gewerbe und Handel befinden sich fast ganz in den Händen der letzteren. Es ist nicht ausgemacht, ob Uschack auf der Stelle des alten Akmonia oder des alten Eucarpia steht; gewiß ist, daß man viele Marmorskulpturen findet; sie scheinen alten Gräbern angehört zu haben und bilden nun eine Zierde der Springbrunnen. Unsere Abbildung (nach einer Photographie von Herrn von Moustier) zeigt ein Haus, das aus Trümmern alter Leichenmonumente aufgeführt worden ist. (S. 260.)

Von Uschack zog der Reisende über eine öde, mit Steinen übersäete Hochebene weiter nach Smyrna. Er übernachtete in dem armseligen Dorfe Takmak und fand unterwegs nur wenige Zeltlager der Yuruks. Aber von einigen Höhen herab hatte er bei Sonnenuntergang einen herrlichen Blick über einen großen Theil des westlichen Kleinasiens bis zum Ida. Durch ein wahres Felsenlabyrinth gelangte er nach Kula, welches in dem „verbrannten Phrygien“ (der Katakekaumena) eine Art von Centrum bildet. Der Ort liegt am Fuße des „schwarzen Tintenfasses“ (Kara Develit), d. h. eines großen, längst erloschenen Vulkanes, aus dessen Krater jedoch in geschichtlichen Zeiten lange Ströme von Lava abgeflossen sind, welche die ganze Umgegend von Kula bedecken und bis dicht an die Stadt reichen. Sie gleichen den plötzlich erstarrten Meereswogen. Kula ist nicht ganz so stark bevölkert wie Uschack, aber Gewerbsamkeit und Handel sind dort nicht minder beträchtlich.

In diesen Gebirgen, welche an und für sich einen unheimlichen Anblick darbieten, ist es auch sonst nicht geheuer. Dem Europäer schlossen sich zwei griechische Kaufleute an, die allerlei böse Dinge zu erzählen wußten. Es ist in jenen Gegenden heute wie bei uns im Mittelalter. Die Kaufleute müssen, wenn sie einigermaßen sicher sein wollen, in möglichst großer Anzahl reisen, gut bewaffnet sein und den Tag der Abreise sorgfältig verheimlichen. Gewöhnlich nehmen sie auch dann noch eine dem Reiseziel entgegengesetzte Richtung und allemal thun sie wohl daran, mit den Straßenräubeen ein gütliches Abkommen zu treffen. Die Türken halten, wie schon bemerkt, ihr Wort und wer sich mit ihnen verständigt hat, kann sicher reisen. An Mittelsleuten fehlt es nicht, und Herr von Moustier machte mit einem solchen Räubermäkler Bekanntschaft. Mitten in der Einöde steht eine alte Barracke, welche den stolzen Namen „Kaffeehaus“ führt. Dort langte der Reisende Nachts 11 Uhr an. Die griechischen Kaufleute sprangen sofort vom Pferde und wurden von einem hohen, vierschrötigen Manne begrüßt, der gut gekleidet und nicht minder gut bewaffnet war. Als dieser sich einen Augenblick entfernte, äußerten die Griechen leise, man müsse ihm die Tasse Kaffee recht gut bezahlen; er sei einst ein weit und breit gefürchteter Räuber gewesen, jetzt aber ein durchaus rechtschaffener Mann geworden, welcher den Handelsleuten nützliche Dienste erweise. Als Moustier bezahlte, nahm dieser rechtschaffene Wirth das Geld, ohne dasselbe eines Blickes zu würdigen und unterhielt sich ganz unbefangen weiter mit seinen Freunden. Man sah wohl, daß er sich seiner Wichtigkeit bewußt war.

Etwas weiter hin, im Tmolus, an dessen Fuß der Reisende am nächsten Abend sein Lager aufzuschlagen gedachte, hausen Leute, deren bloßer Name in der ganzen Gegend von Aidin nach Kula und bis nach Smyrna hin Schrecken erregt, — die Zeibecks, d. h. die Unabhängigen. Sie gehörten wohl ursprünglich zu einem Stamme, der lange Zeit seine Selbstständigkeit behauptete; gegenwärtig bestehen sie aus sehr gemischten Bestandtheilen und man findet sogar Neger unter ihnen. Alle verzweifelten Bursche und Leute, welche mit den Gerichten auf schlechtem Fuße leben, schließen sich dieser Brüderschaft an. Sie nimmt große Privilegien für sich in Anspruch, namentlich das Vorrecht, auf Kosten anderer Menschen zu leben. Im Allgemeinen sind sie indeß ziemlich bescheiden und weit weniger schlecht als z. B. die italienischen Briganten. Sie halten den Reisenden an und sind insgemein zufrieden, wenn sie ein Goldstück, Lebensmittel oder Tabak erhalten. Da sie von der

Ueberzeugung durchdrungen sind, daß sie ein Recht zu existiren haben, so verbergen sie sich auch nicht, sondern tragen Sorge dafür, daß man sie sofort an ihrer Kleidung erkenne.

Vor etwa 30 Jahren wollte ein Pascha den Zeibecks das Handwerk legen und verbot ihnen zunächst das Tragen ihrer eigenthümlichen Kleidung bei schwerer Strafe. Auch schickte er regelmäßige Truppen gegen sie ins Feld, und auf beiden Seiten ist damals viel Blut geflossen. Die Zeibecks blieben jedoch, wie sie immer gewesen waren. Im Jahr 1861 schlug die Pforte einen andern Weg ein. Damals führte der Sultan Krieg mit den Montenegrinern; der Pascha von Smyrna bekam Auftrag, unter den Zeibecks zu rekrutiren, und stellte ihnen reiche Beute in Aussicht. Etwa 3000 Mann ließen sich anwerben und kamen nach Smyrna, wo es gerade an Kohlen für die Dampfer fehlte. Drei Tage lang blieben sie in Smyrna, das einer mit Sturm eroberten Stadt glich. Ein Zeibeck war so unbesonnen, sich an einem Engländer zu vergreifen. Sofort traten die europäischen Consuln gemeinschaftlich mit großem Nachdruck auf, und noch an demselben Abend wurden die Zeibecks eingeschifft. In Montenegro schickte man sie immer zuerst ins Feuer, und von jenen dreitausend haben nur wenige den Tmolus wieder gesehen. Die Art selber ist aber darum doch nicht ausgegangen.

In den meisten Gegenden Anatoliens findet man Quellen, welche auf Kosten frommer Muselmänner zur Erquickung der Reisenden mit Mauerwerk eingefaßt worden sind und Ruhepunkte darbieten. Auf dem Plateau jenseits Kula sind aber keine Quellen vorhanden, jedoch barmherzige Mohammedaner sorgen dafür, daß dem Wanderer ein Labsal nicht fehle; sie hattrn große, mit frischem Wasser gefüllte Krüge in den Schatten der Bäume stellen lassen.

Bald kam die imposante Kette des Tmolus ganz und voll in Sicht, und am Abend bot das kleine Dorf Salikli einen willkommenen Ruhepunkt. Von dort aus unternahm Moustier einen Ausflug nach den nur anderthalb Wegstunden entfernten Ruinen von Sardes. Er war nun auf lydischem Boden, in dem Lande, welches der einst goldreiche Pactolus und der Mäander und der Hermus durchströmen, auf altberühmter Erde. Ueberall tauchen dort große Erinnerungen auf. Aber von der einst blühenden Hauptstadt Sardes sind nur noch Trümmer übrig; sie ist oftmals erstürmt und eingeäschert worden; sieben Mal hat sie Plünderung erlitten durch die Skythen, Perser, Griechen, Gothen und Saracenen. Dazu kamen die Verwüstungen, welche das große Erdbeben zur Zeit des Kaisers Tiberius in ganz Kleinasien anrichtete; aber das schwerste Schicksal erlitt sie, als 1402 die Soldaten Tamerlans Alles in Grund und Boden verheerten. Von diesem harten Schlage hat sie sich nie wieder erholt, und seitdem stehen Zelte der Yuruks auf den Trümmern der Stadt des Königs Krösus. Mit Ausnahme von zwei prächtigen Säulen, welche zu einem Tempel der Cybele gehörten, stammen alle anderen Ruinen, namentlich jene des Theaters, des Stadiums, des Gymnasiums und der Kirchen aus der nachchristlichen Zeit. Sie bieten in ihrer Gesammtheit einen imponirenden Anblick dar, weil sie einem breiten Thal entlang auf den letzten Abhängen des Tmolus sich erheben. Der Hügel, auf welchem die Königsburg stand, ist in Folge eines Erdschlipfes bis nahe an das Theater hinabgerutscht.



Die Ruinen von Ephesus, vom Berge Prion aus gesehen. (Nach R. von Moustier.)

Es träumt sich schön im Anblick dieser Ruinen von Sardes. Man denkt an Solon und Krösus, an König Midas, an Herkules, der zu den Füßen der Omphale saß, an Gyges und Kandaules und die reizenden Schilderungen im ersten Buch des Herodot. In Sardes zog Xerxes sein gewaltiges Heer zusammen, 480, bevor er seinen Zug nach Hellas antrat; hier organisirte der jüngere Cyrus den Zug, 401, welchen Xenophon verherrlicht hat; hier hielt, 334, der macedonische Alexander seinen Einzug nach der Schlacht am Granicus, und hier war, 190, Scipio nach der Schlacht von Magnesia. Auch Kaiser Friedrich Rothbart ist in Sardes gewesen, 1190; bald nachher fand er seinen Tod in den kalten Wellen des Cydnus.

So kann man träumen, wenn man unter dem Schatten riesiger Platanen in einem türkischen Kaffeehause sitzt, dessen Dach von alten Säulen getragen wird. Vor demselben fließt der Pactolus vorüber.

Sechs Stunden von Sardes entfernt, jenseit des Hermus liegen rasenbedeckte Hügel. Diese Tumuli erheben sich über den Gräbern der alten lydischen Könige, am Rande des Sees Gyges. Sie sind so zahlreich, daß sie bei den Türken Ben Tepe, die tausend Hügel, heißen. Den höchsten derselben hat schon Herodot als das Grabmal des Alyattes beschrieben, und sein Umfang beträgt mehr als 3000 Fuß. Man hat in demselben Nachgrabungen angestellt, die aber kein wichtiges Ergebniß lieferten.

In der Nähe liegt die kleine Handelsstadt Kassaba. Von dort zog Moustier durch das Gebirgsthal zwischen dem Tmolus und dem Sypilus; jenseit des letztern liegt Magnesia, wo Scipio Asiaticus den König Antiochus den Großen aufs Haupt schlug. Hier macht sich schon die Nähe der großen Hafenstadt Smyrna bemerkbar, die Gegend wird belebter und lange Züge beladener Kameele sieht man häufig.

Von Smyrna aus unternahm Herr von Moustier einen Ausflug nach den Ruinen von Ephesus. Früher waren zwei Tagereisen zu Pferde dafür erforderlich; jetzt kann man die bis Aidin führende Eisenbahn benützen. Die Provinz Aidin umfaßt das ganze Flußgebiet des Mäander und liefert Getreide, Rosinen, Feigen und Tabak. Die buntscheckige Menge der Fahrgäste gewährt Unterhaltung; sie reden in sehr verschiedenen Zungen und man glaubt sich beim Thurmbau von Babel zu befinden. Die Bahn führt über den Kaister, unweit der Station Aya Sluk. Diese Gegend ist ungesund, weil der Fluß und der alte Hafen von Ephesus durch Anschwemmungen verschlämmt worden sind; aus den Sümpfen steigt böse Luft auf, und deshalb ist die muselmännische Stadt Aya Sluk, welche die alte Stätte von Ephesus einnahm, verlassen worden. Man sieht von der Bahnstation aus die Ruinen: einen großen Aquäduct, eine mittelalterliche Burg auf dem Berge Yalessus, eine Moschee aus dem 16. Jahrhundert und vier Granitsäulen, welche einst zum Tempel der Diana gehörten. Dazu kommt noch mancherlei anderes Getrümmer.

Etwa eine halbe Stunde von Aya Sluk erhebt sich ein einzeln stehender Hügel, der Berg Prion; von ihm aus hat man einen guten Gesammtüberblick der Ruinen von Ephesus. Auch diese Stadt ist seit den Tagen der Amazonen nicht weniger als sieben Mal zerstört worden, der berühmte Tempel der Diana zwei Mal. Herostratus ist durch die Einäscherung desselben unsterblich geworden!

Psychische Seuchen und Tanzwuth bei verschiedenen Völkern.

Im Völkerleben treten seltsame Erscheinungen auf, für welche die Wissenschaft bis jetzt keine genügenden Erklärungen fand. Ein geheimnißvolles Etwas packt urplötzlich viele Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt; sie werden völlig aus dem Gleichgewichte geworfen und verlieren alle und jede Kraft zur Selbstbestimmung. Manchmal bemächtigt sich ihrer eine gewaltige Unruhe und sie müssen wandern; oder irgend ein religiöser oder politischer Fanatismus durchdringt die Massen und wirkt ansteckend wie eine körperliche Seuche, oder sie verfallen in Tanzwuth, Geißelwuth (Flagellanten) und Tarantismus.

Ueber derartige Vorgänge hat vor mehr als dreißig Jahren Professor Hecker in Berlin ein vortreffliches Werk geschrieben, das in der jüngst erschienenen neuen Auflage, welche Hirsch veranstaltete, noch wesentlich gewonnen hat. In Frankreich wendet ein sehr gediegener Gelehrter, Boudin, diesen krankhaften Lebensäußerungen seine Aufmerksamkeit zu. Wir unsererseits haben im Globus dieselben keineswegs vernachlässigt, und insbesondere jene, welche in unseren Tagen hervortreten, eingehend erörtert. Wir erinnern hier an unsere Aufsätze über die Ramenanzas auf Madagaskar und die Hauhau's mit dem Pai-Marireglauben auf Neuseeland.

Ueber die Krankheitserscheinungen auf Madagaskar, welche man dort als Ramanindschana oder auch als Ramina be bezeichnet, hat auch ein katholischer Missionär (Annales de la propagation de la foi, Bd. 26, S. 402) Beobachtungen angestellt. Er hätte beinahe sein Leben eingebüßt, weil er schwarze Kleider trug. Gegen Alles, was schwarz aussah, hatten die von der geistigen Seuche Ergriffenen eine Abneigung, die sich bis zur Wuth steigerte. Der Geistliche hielt die letztere anfangs für erkünstelt, weil er nicht wußte, daß bei ähnlichen krankhaften Erscheinungen der Widerwille gegen gewisse Farben gleichsam typisch ist. Die im 14. Jahrhundert in Deutschland und den Niederlanden von der Tanzwuth Ergriffenen bekamen Zuckungen, sobald sie etwas Rothes sahen, während diese Farbe bei den mit Tarantismus behafteten Italienern so beliebt war, daß sie am liebsten rothe Kleider trugen, oder während des Tanzes wenigstens ein Stück rothen Tuches zwischen den Zähnen hielten. Andere hatten Vorliebe für Grün, Schwarz oder Gelb. Es gab also sympathische und antipathische Farben; während jene den Ergriffenen in frohe Stimmung versetzten, brachten diese die heftigsten nervösen Zuckungen hervor.

Ueber den Ramanindschana können wir uns hier kurz fassen, weil wir schon früher den Gegenstand eingehend besprochen haben. Dem eben erwähnten Missionär zufolge kamen die ersten Kranken vom Süden her, um dem Könige Radama allerlei Botschaft von seiner verstorbenen Mutter zu bringen. Die einzelnen Banden machten nur kurze Tagereisen, übernachteten in Dörfern und unterwegs erhielten sie großen Zulauf. Einige Tage vor Palmsonntag 1863 traten sie zuerst in der Hauptstadt Antananarive auf; es mochten ihrer etwa 2000 sein. Als einige Tage später bei Sonnerana eine Heerschau abgehalten und die Trommel gerührt wurde, verließen urplötzlich mehr als tausend Soldaten das Glied und tanzten den Ramanindschana! Die Offiziere waren machtlos und die Heerschau hatte ein Ende. Die Kranken wurden wie durch Zauber von Kopfschmerz ergriffen, bald nachher that ihnen der Nacken weh, alsdann der Magen und nach Verlauf einer kurzen Zeit fingen die Zuckungen an. Während derselben „traten die Lebendigen in Verbindung mit den Abgeschiedenen"; sie sahen die verstorbene Königin Ranovalona, den König Radama I. und andere einst wichtige Personen, von welchen sie dann Aufträge für Lebende, zumeist an König Radama II. bekamen. Dieser wurde vor

allen Neuerungen gewarnt; er solle nicht mehr beten lassen, die Weißen von der Insel Madagaskar entfernen, keine Schweine in der heiligen Stadt dulden u. dergl. mehr. Wo nicht, solle großes Unheil über ihn kommen. Merkwürdig ist auch, daß alle Ergriffenen in dem Wahne standen, daß sie schwere Lasten auf dem Kopfe hätten und diese hinter den Todten hertrügen. Dabei gingen sie niemals im Schritte, sondern nachdem sie einmal ihre Aufträge von jenseit des Grabes erhalten hatten, fingen sie an zu trippeln, zu schreien und um Gnade zu flehen; sie bewegten unter Zuckungen Kopf und Arme und schüttelten das Ende des Mantels (der landesüblichen Lamba), oder überhaupt des Kleides, welches sie gerade trugen. Oftmals sprangen sie in die Höhe, tanzten und schrieen Ehata und Isakai mikia, das heißt: Wir sind gedrückt!

Zumeist wurden Sklaven von der Krankheit gepackt, aber die Heimsuchung erstreckte sich keineswegs auf diese allein, sondern ergriff Leute aus allen Ständen. Sie zogen dann aus der Stadt auf das Land hinaus, tanzten auf den Gräbern und opferten ein Stück Geld. Nach Verlauf einiger Tage kam eine neue Manie hinzu. Sie zogen in den untern Theil der Stadt, schnitten Zuckerrohr ab, trugen dasselbe wie im Triumph auf den Schultern und legten es dann auf den geweihten Opferstein von Mahasie zu Ehren der verstorbenen Königin Ranovalona. Dabei tanzten, liefen und sprangen sie ohne Unterbrechung. Manche trugen eine Flasche mit Wasser auf dem Kopfe, um gelegentlich zu trinken oder sich zu benetzen. Es ist zu bemerken, daß sie trotz aller Zuckungen und allen Tanzens die Flasche im Gleichgewicht zu halten wußten; es sah aus, als ob dieselbe auf dem Kopfe gleichsam angenagelt gewesen wäre.

Bald nachher wieder eine neue Form des Wahnwitzes! Die Besessenen verspürten einen unwiderstehlichen Drang, alle Vorübergehenden anzuhalten und von ihnen eine Begrüßung zu verlangen. Wer eine solche verweigerte, wurde mißhandelt. Einen katholischen Geistlichen wollten sie zwingen, den schwarzen Rock abzulegen, weil die Farbe desselben ihnen Anstoß gebe.

Die Zuckungen kamen ruck- und stoßweise. Mehre tanzten eine Weile vor dem geheiligten Stein (auf welchen der Thronerbe steigen muß, um vor allem Volke zu erscheinen), stürzten sich dann ins Wasser und waren nach dem Bade eine Zeitlang ganz ruhig und ordentlich, bis dann abermals eine Krisis eintrat. Andere fielen vor Erschöpfung auf den Straßen oder Plätzen nieder, schliefen lange und wachten geheilt auf. Manche waren aber noch ein paar Tage krank, ehe der normale Zustand wieder eintrat. Bei manchen hat die Krankheit ein paar Wochen gedauert. Während der Zuckungen erkennt der Besessene Niemand, antwortet auch auf keine Frage und erinnert sich hinterher kaum an Etwas, das mit ihm geschehen ist. So lange die Anfälle dauern, sind Hände und Füße eiskalt, während der übrige Körper von Schweiß bedeckt und der Kopf heiß wie Feuer ist.

Vielfach wurden Leute von ihnen mit Füßen getreten und mit Fäusten geschlagen; sie drangen in manche Häuser und zertrümmerten Alles, was sie fanden. —

Wir lassen nun einige Bemerkungen über den Taranteltanz in Italien folgen. Am Rhein und in den Niederlanden hatte 1374 der St. Veitstanz großes Unheil angerichtet. Er trat im 15. Jahrhundert auch in Italien auf, wo man wähnte, er werde durch die Stiche der Tarantel hervorgerufen. Diese, so sagte man, sei früher in Italien nicht vorgekommen, nun aber in Apulien vorhanden. Das Volk war der Meinung, daß ein Gebissener dem Tode verfallen sei, oder wenn er doch das Leben behalte, bis an sein Ende geistesschwach bleibe. Bei Manchen litten Gehör und Gesicht, Andere verloren die Sprache, Alle blieben gewöhnlichen Reizmitteln gegenüber unempfindlich. Zuweilen fühlten sie Erleichterung, wenn sie Flöten- und Guitarrenspiel hörten; dann öffneten sie, gleichsam als ob sie aus einem Zauberschlaf erwachten, die Augen, bewegten sich anfangs nur langsam und im Takte, dreheten sich aber bald rascher und tanzten leidenschaftlich. Es war auffallend, daß Landleute ohne alle Erziehung und ohne musikalische Kenntnisse bei diesen Tänzen eine außerordentliche Gewandtheit zeigten und sich fein oder anmuthig bewegten. Matthioli, der als Augenzeuge redet, war ganz erstaunt über die Wirkungen der Musik. Kranke, welche von Schmerzen geplagt und an ihrer Heilung verzweifelnd im Bette lagen, sprangen wie begeistert auf, sobald sie die ersten Töne vernahmen; sie tanzten stundenlang nach dem Takt, ohne sich ermüdet zu fühlen. Wenn sie dann völlig in Schweiß gebadet waren, stellte sich Mattigkeit ein, die ihnen auf einige Zeit, manchmal fast ein Jahr lang, Erleichterung gewährte. Kein Musikant konnte es mit den Tänzern aushalten; wenn er einmal eine Pause machen mußte, hielten jene inne, fielen auf die Erde nieder und erhoben sich erst wieder, wenn die Musik abermals aufgespielt wurde. Manche lachten, tanzten und sangen, Andere verfielen in eine Art von Erstarrung, die Meisten wurden von Anwandlungen des Ekels und von Erbrechen heimgesucht und Andere zitterten unaufhörlich, Manche bekamen Wuthanfälle, namentlich beim Anblicke von Farben, die ihnen antipathisch waren. Im 15. Jahrhundert sahen die St. Johannistänzer den ganzen Himmel offen und in demselben die Prozessionen aller Heiligen; in ähnlicher Weise waren die Taranteltänzer gleichsam auf das blaue Meer versessen und starrten dasselbe stundenlang sprachlos an. Sie wurden schon aufgeregt, wenn sie vom Meere nur sprechen hörten; Viele stürzten sich mit blinder Furie in die Wogen, ähnlich wie es die St. Veitstänzer am Rhein gemacht hatten, und Manche empfanden beim Anblick eines mit Wasser gefüllten Glases eine unaussprechliche Freude. Während des Tanzes trugen sie mit Wasser gefüllte Gläser in der Hand und zeigten allerlei wunderliche Bewegungen; es machte ihnen Freude, wenn auf dem Platze, wo sie tanzten, große Wassergefäße standen, und wenn diese mit Gesträuch oder Wasserpflanzen umgeben waren. Dann steckten sie Kopf und Arme in Wasser und Pflanzen und hatten dabei wollüstige Empfindungen. Andere wälzten sich auf der Erde und ließen sich bis an den Hals eingraben; dadurch bekamen sie Erleichterung.

Der Taranteltanz hat im 17. Jahrhundert in Italien seinen Höhepunkt erreicht. Die Kranken verspürten Eiseskälte, und nur langanhaltendes Tanzen konnte ihnen Erleichterung gewähren. Manche verloren die Stimme, Andere weinten unaufhörlich, noch Andere ließen sich die Fußsohlen peitschen, weil sie sonst das fürchterliche Jucken an denselben nicht hätten aushalten können.

Mit dem Taranteltanz hat der sogenannte Tigretier in Abyssinien eine große Aehnlichkeit. Er ist zu verschiedenen Zeiten in der Landschaft Tigre beobachtet worden, und Hecker meint, er sei ein und dieselbe Krankheit mit der sogenannten äthiopischen Astaragaza. Der Engländer Pearce, welcher 9 Jahre, von 1810 bis 1819, in Habesch verweilte, erzählt, daß die Frauen öfter ergriffen würden als die Männer. Zuerst zeigt sich ein heftiges Fieber, das in ein schleichendes Fieber übergeht; dabei magert der Körper

ungemein ab, und der Kranke stirbt, wenn nicht rechtzeitig Gegenmittel angewandt werden. Wer befallen ist, murmelt unverständliche Worte, welche nur von Unglücksgenossen gedeutet werden können. Der *Dofter*, eine Art Priester, liest dem Kranken aus dem Evangelium Johannis vor und besprengt ihn eine Woche lang mit kaltem Wasser. Das hilft aber nichts, denn insgemein erfolgt der Tod. Eine wirksamere Behandlung erfordert größere Kosten. Die Angehörigen miethen eine Musikbande, und alle jungen Leute des Dorfes finden sich vor dem Hause des Kranken ein, um ein Fest zu feiern. Ich wurde, sagt Pearce, von einem Nachbar gerufen, dessen junge Frau krank geworden war. Sie nahm die Arzneien, welche ich ihr gab, doch besserte sich ihr Zustand nicht. Von dem, was sie sprach, konnten wir nichts verstehen; sobald ein Priester sich blicken ließ, zeigte sie vor demselben einen großen Widerwillen und weinte Thränen mit Blut untermischt. In diesem Zustande befand sie sich drei Monate lang, und während dieser ganzen Zeit hatte sie so wenig Nahrung zu sich genommen, daß wir nicht begriffen, wie sie überhaupt das Leben hatte fristen können. Jetzt endlich entschloß sich der Mann, ein landesübliches Mittel anzuwenden; er borgte bei allen Nachbarn auf, was dieselben an Silberschmuck besaßen und putzte damit die Kranke heraus.

Am Abende des Festes stellte ich mich in die Nähe der Kranken, um Alles, was vorging, genau zu beobachten. Die Trompeten begannen zu schmettern und etwa zwei Minuten darauf bemerkte ich, daß sie die Schulter bewegte, bald nachher Kopf und Brust, und nach Verlauf einer Viertelstunde saß sie im Bett aufrecht. Dann und wann lächelte sie; dazwischen warf sie aber auch wilde Blicke um sich; deshalb trat ich einige Schritte zurück, war aber nicht wenig erstaunt, daß eine bis auf die Knochen abgemagerte Kranke sich mit so viel Kraft bewegen konnte. Kopf, Hals, Schultern, Hände und Füße, kurzum der ganze Leib bewegte sich im Takte nach der Musik und endlich stand sie aufrecht mitten unter uns da. Ein seltsamer Anblick fürwahr! Sie fing an zu tanzen, machte in Zwischenräumen allerlei Sprünge, hüpfte hin und her, und je lauter Musik und Gesang der Anwesenden wurde, um so höher sprang sie, manchmal bis über 3 Fuß empor. Sobald die Musik eine Weile aufhörte, wurde sie von peinigender Angst ergriffen, sobald jene wieder begann, fing sie an zu lächeln und schien zufrieden. Während des Tanzens war an ihr auch nicht eine Spur von Ermüdung zu bemerken, selbst dann nicht, wenn die Musikanten erschöpft waren und sich ausruhen mußten. Das Letztere war ihr allemal in hohem Grade mißfällig.

Am andern Tage wurde sie, dem landesüblichen Brauche gemäß, auf den Marktplatz geführt. Dort begann sofort die Musik und die Kranke tanzte; sie nahm dabei die wunderlichsten Stellungen an. *Dieser Tanz dauerte den ganzen Tag über.* Gegen Abend nahm sie nach einander von Hals, Armen und Beinen alle silbernen Schmuckstücke ab, und das geschah in einer Zeit von etwa drei Stunden; ein Verwandter nahm dieselben auf und gab sie den Eigenthümern zurück. *Bei Sonnenuntergang lief dann die Kranke mit einer so großen Schnelligkeit, daß auch der beste Läufer sie schwerlich eingeholt haben würde.* Plötzlich stürzte sie zu Boden. Ein junger Mann eilte hinzu, feuerte in ihrer Nähe eine Luntenflinte ab, schlug ihr mit der flachen Seite des Dolches auf den Rücken und fragte sie um ihren Namen. Sie nannte unverzüglich denselben, und das gilt für ein sichres Zeichen der Heilung, weil während der ganzen Dauer der Krankheit auf die Frage nach dem Taufnamen keine Antwort erfolgt. Jetzt wurde sie nach Hause gebracht, wo schon ein Priester bereit stand, um sie zu taufen; denn sie ist gleichsam neugeboren und muß erst wieder in die Kirche aufgenommen werden.

Bei manchen Kranken muß der Tanz auf dem Markte mehre Tage lang wiederholt werden; bei anderen bleibt er ohne alle Wirkung. Ich habe gesehen, daß sie die seltsamsten Körperverrenkungen anstellten, namentlich daß sie *eine Flasche mit Wasser auf dem Kopfe trugen und daß auch nicht ein Tropfen verschüttet wurde.* (Also wie auf Madagaskar und beim Taranteltanze!) Ich würde von dieser Krankheit nicht geredet und auch an das Verhandensein derselben nicht geglaubt haben, wäre ich nicht Augenzeuge und wäre meine eigene Frau nicht von derselben ergriffen gewesen. Ich glaubte (so erzählt Pearce weiter) daß die Karbatsche wohl das beste Heilmittel sein werde, und ich versetzte ihr täglich einige leichte Hiebe; meinte ich doch, daß das bekannte weibliche Naturell hier eine Rolle spiele. Aber wie groß war mein Erstaunen, als sie wie todt zu Boden stürzte! Alle Glieder, selbst die Finger wurden steif und unbeweglich; ich meinte, ihre letzte Stunde sei gekommen. Meinen Leuten sagte ich, sie habe das Bewußtsein verloren, verhehlte ihnen aber, wie die Sache eigentlich lag. Sie hatten jedoch das Richtige schon geahnt und Musiker bestellt, von denen ich bis dahin nichts hatte wissen wollen. Als diese zu spielen begannen, kam meine Frau sogleich wieder zum Bewußtsein. Von da an überließ ich ihren abyssinischen Verwandten das Weitere, und sie verfuhren mit ihr in landesüblicher Weise. Die Krankheit dauerte lange und verursachte viele Kosten. Einst als sie tanzte, näherte ich mich und mischte mich so unter die zuschauende Menge, daß sie mich nicht bemerken konnte. Als ich sah, daß sie sich mehr wie eine wilde Bestie benahm, denn als eine menschliche Creatur, sagte ich erstaunt zu meinem Begleiter: Das ist meine Frau nicht. Sie aber fing darüber dermaßen zu lachen an, daß sie noch nicht aufhören konnte, als man sie nach Hause gebracht hatte. —

Boudin giebt einen Bericht über die *Tanzwuth bei den Negern an der Westküste von Afrika.* Bekanntlich ist keine Menschengruppe so leidenschaftlich dem Tanz ergeben, als jene der Neger. Durch den Tanz wollen sie sich in innigere Verbindung mit den Naturgewalten bringen; sie machen eine lärmende Trauermusik, und diese religiösen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Tänze spielen eine große Rolle bei der *Schlangenverehrung*, namentlich auch bei den westindischen Negern in dem Kultus des Wodu.

Der Missionär *Gaume* hat 1864 seine Wahrnehmungen veröffentlicht, welche er 1850 persönlich gemacht hat, und zwar an der Westküste von Afrika: —

Das Zeichen wird gegeben mit Schlägen auf eine Art von Tamtam. Sofort beginnt ein wahrhaft infernalisches Geschrei; dieses ist die Einleitung zum Opfer. Es ist herkömmlicher Gebrauch, daß das zum Opfer auserkorene Geschöpf *lebendig und gliedweis geschunden und zerstückelt werden* muß. Zuerst schneidet man dem Menschen die einzelnen Glieder des Daumens und dann so weiter die Finger der Hand ab. Dann geschieht dasselbe mit dem linken, nachher mit dem rechten Fuße, mit dem Ellbogen, den Knien, den Schultern, den Schenkeln, hinüber und herüber, so daß am Ende nur der Rumpf mit dem Kopfe übrig bleibt. Die abgeschnittenen Glieder werden einzeln in einen Kessel gethan, in welchem das Wasser siedet. Zuletzt schneidet man den Kopf ab, der auf den Platz hin geworfen wird.

Und nun beginnt eine Scene, die sich gar nicht schildern

läßt. Die Anwesenden werden von einer wahrhaft diabolischen Wuth gepackt. Bei den Tönen eines scheußlichen Geschreis von Negerstimmen und einer gräßlichen Musik fangen Weiber und Männer zu tanzen an, d. h. sie winden sich in erschrecklichen Zuckungen. Jeder in der höllischen Runde versetzt dem Kopfe des Geopferten einen Fußtritt und schleudert ihn weit weg. Dann rennt er zum Kessel, fischt ein Stück Menschenfleisch heraus und frißt das Fleisch mit der Wuth eines Tigers. Damit, so wähnt der Schwarze, wird der Zorn der bösen Naturgewalten begütigt!

Die Sagen vom Nachtjäger in Schlesien.

Von Dr. Rudolf Drescher.

II.

Auch in der Grafschaft Glaz weiß man von einem gespenstischen Schimmelreiter, der aber gleich dem Nachtjäger auch ausdrücklich kopflos geschildert wird. Auch er hat in stürmischen Nächten schon manchen einsamen Wanderer durch sein Erscheinen erschreckt. Der Sage nach ist es ein ehemaliger Priester, der zur Zeit „der Schwedenkriege“ sich eines Abends betrunken hatte, bevor er zu einem Sterbenden gerufen ward, und auf dem Wege zu diesem den heiligen Leib verlor, so daß der Kranke ohne geistliche Tröstung sterben mußte. „Dafür wurde der Priester verwünscht, in Ewigkeit als ruheloses Gespenst zu reiten und umherzujagen, bis seine Schuld gebüßt sein wird.“*)

Auch zu Eckersdorf bei Glaz erzählt man von einem gespenstischen Reiter ohne Kopf, der zur Nachtzeit oftmals die Leute erschreckt hat.

Diese gespenstischen kopflosen Reiter, wie auch der Schimmelreiter der Festeszeiten und endlich der Nachtjäger sind, wie längst erwiesen ist, nur verschiedene Formen, in denen sich die Erinnerung an Wuotan, den göttlichen Schimmelreiter des Heidenthums, noch bis zum heutigen Tage im Gedächtniß des schlesischen Landvolkes erhalten hat. Den mitgetheilten Mythen liegt bald die eine Eigenschaft des Gottes als von Haus zu Haus ziehenden und Segen spendenden Wohlthäters des Menschengeschlechts, bald die andere als Beherrschers der Stürme und als Anführer der Schaaren von gefallenen Helden zu täglichen Jagd- und Kampfspielfreuden zu Grunde.

„Der Engel Urhel bliß in sey Hurn,
Ha pfiff, ha stürmte mit grußem Zurn,
Do zanten de Tannen, do zanten de Echen,
Swasser hette eme mügen de Knie errechen.“**)

Diesen schlesischen Zauberspruch, der offenbar gegen das Toben des im nächtlichen Sturmesbrausen einherfahrenden göttlichen Nachtjägers gerichtet ist und wider ihn Schutz gewähren soll, hat uns Andreas Gryphius aufbewahrt. Er bringt ihn zweimal, nämlich in seiner „Geliebten Dornrose“ und in dem „Horribiii scribrifax“ zur Anwendung und legt ihn beide Male einer alten abergläubischen Frau in den Mund. Für Wuotan ist, wie in fast allen erhalten gebliebenen Zaubersprüchen, ein christlicher Name gesetzt. Alles Uebrige ist der Hauptsache nach geblieben, was es ursprünglich war. Nur die für die Alliteration eingeführten Endreime liefern den Beweis, daß

*) Glazische Sagen. Kypselos, Breslau. 1838.
**) A. Gryphius. Geliebte Dornrose. Bresl. 1855. 591.

wir nicht mehr die anfängliche, sondern eine spätere Fassung des Spruches vor uns haben. Er harmonirt völlig mit den sonst bekannten und veröffentlichten Zaubersprüchen,*) und ich bin der Ansicht, daß Gryphius seinen Wortlaut wohl unverändert aus dem Volksmunde aufgenommen hat. Es werden auch aus anderen deutschen Ländern Beschwörungsformeln gegen das wüthende Heer erwähnt.

Die Vorstellung von den armen Seelen, welche eben sowohl in den schlesischen, wie in den verwandten Sagen der übrigen deutschen Länder als das Gefolge des Nachtjägers angegeben werden, entstand nachweislich aus der heidnischen, daß die Seelen der im Kampf gefallenen Helden unter Anführung Wuotans täglich zu Jagd- und Kampfspiel auszögen. Der Glaube an diesen Vorgang konnte auch nach der Bekehrung zum Christenthum nicht ausgerottet werden; doch hatte diese wenigstens zur Folge, daß man die alte Vorstellung auf die nach des Volkes Ansicht zur Unseligkeit Verdammten anwandte. So wurden die Seelen der vermeintlichen Unseligen nach dem schlesischen Volksglauben, in welchem, wie wir oben sahen, selbst diese christlich umgestaltete Vorstellung theilweise wieder abgeschwächt ward, schließlich in die Hunde des Nachtjägers und in die Pferde des Teufels hinein versetzt.

Zu diesen Unseligen gehörten aber auch nach einem alten und allgemeinen Volksglauben die Seelen der ungetauften Kinder, welche zufolge einer mildern ebenfalls neuern Anschauung in manchen außerschlesischen Sagen nicht hinter dem höllischen Jäger, sondern hinter einer holderen Persönlichkeit, nämlich der Göttin Holda (auch Berchta genannt) herziehend geschildert werden. Diese mildere Wendung findet sich auch bei uns in Schlesien. Folgendes Märchen hat sich in einem Volksliede zu Grabig bei Glogau erhalten.**)

Es kam von einer Neustadt her
Ein Wittfrau schwer betrübet
Ihr war gestorben ihr liebes Kind
Das sie von Herzen geliebet.

Sie ging einmal ins Feld hinaus
Ihr Traurigkeit zu lindern,
Da kam das liebe Jesulein
Mit so viel weißen Kindern.

Mit Himmelskleidern angethan
Mit Himmelsglanz verehret
Mit einer schönen Ehrenkron
Warn diese Kinder gezieret.

*) Vergl. Grimm. Myth. 1173 bis 1197. Desgl. 871.
**) Hoffmann und Richter. Schles. Volkslieder. Nr. 341.

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Vergesset euer Sehnen,
Hier hab ich einen sehr großen Krug
Muß sammeln eure Thränen,

Habt ihr zu weinen aufgehört,
Gemildert eure Schmerzen,
So fänd ich Ruhe in der Erd,
Und freute mich von Herzen.*)

Die Mischung heidnischer und christlicher Anschauungen hat in dieser Fassung den seltsamen Widerspruch zu Wege gebracht, daß der Heiland selbst zum gespenstischen Anführer einer offenbar als unselig gedachten, weil nach dem Tode ruhelosen, Seelenschaar geworden und durch die Nacht einherziehend geschildert wird, daß man den Christengott eine heidnische Gottheit direkt ersetzen ließ. Die Vorstellung, daß diese unseligen Kinder ungetaufte waren, ist hier zwar nicht erwähnt, aber unzweifelhaft vorausgesetzt.

In Süddeutschland will man in der Adventszeit hoch in den Lüften eine wunderbare tausendstimmige Musik vernehmen. Tausende von Geistern ziehen einher und lassen einen wunderbar schönen Gesang hören. Das ist vom Wuotesheere — so nennen sie es. Zu Ottobeuren vernahm man diese geheimnißvollen Töne aus einer Stube heraus in einem Hause auf der Frohngasse. Damit stimmt in der Hauptsache überein, was in Breslau von dem soeben abgebrochenen uralten Hause „zum grünen Rautenkranz"**) auf der Nicolaigasse bis jetzt erzählt wurde. Jedes Jahr um die Adventszeit vernahmen die Bewohner dieses Hauses einen wunderbaren tausendstimmigen Gesang, der aus der Tiefe heraustönte. Alsdann wagte sich Niemand in die Kellerräume hinab, die sich unter dem Hause in hohen Wölbungen hinzogen; denn es ging die Rede, das Haus sei vor vielen hundert Jahren einmal ein Kloster gewesen und „das waren die Stimmen von allen den längst gestorbenen Nonnen, die einst in dem Kloster gelebt hatten, welche jetzt aus dem Keller heraufdrangen; die Nonnen hielten dann ihren alljährlichen Umzug und sangen dazu die alten Lieder, die sie bei Lebzeiten zu solchen Veranlassungen gesungen hatten". Ein anderes uraltes Haus hinter der St. Maria Magdalenen-Kirche auf der Altbüßergasse zu Breslau hat von einer ähnlichen Sage seinen noch heutigen Namen: „Zur stillen Musik" empfangen. Auch hier vernahmen — aber nur in früheren Zeiten — die Bewohner alljährlich zu gewisser Zeit eine eigenthümliche geisterhafte Musik, die aus den Kellern zu kommen schien. Man forschte nach, indem man hinabstieg. Aber die Musik verstummte nicht, nur klang sie zum Keller aus noch größerer unergründlicher Tiefe herauf, bis sie später von selbst aufhörte. Ich zweifle nicht im Geringsten an der ursprünglichen Uebereinstimmung dieser beiden breslauer Sagen. Beide bilden nur ein Glied in der großen Kette von Sagen, welche sämmtlich ihren Ursprung haben in dem von unseren heidnischen Vorfahren gehegten Glauben an feierliche Umzüge der Götter während der finstersten Jahreszeit.

In all den mitgetheilten schlesischen Sagen zeigt sich die offenbarste Verwandtschaft mit solchen aus anderen deutschen Gegenden, nicht nur in den Hauptzügen, nein auch in nebensächlichen: „Wer des Nachtjägers spottet, den bestraft er durch einen zum Schornstein ins Haus hineingeworfenen Thier- oder Menschenschenkel; der von ihm zurückgelassene Hund wird erst gefährlich, wenn man seine Ruhe stört; Stahl und Eisen schützen vor seinem Hunde, wie sie in anderen deutschen Sagen vor ihm selbst schützen; ein freundliches graues Männlein endlich warnt und schützt vor ihm, wie das der getreue Eckhardt in anderen Sagen thut. Es begegnen dabei aber auch freundlichere, noch aus dem Heidenthum vererbte Züge: „Geringe Dienste werden vom Nachtjäger reichlich belohnt; wer sich ihm freundlich zeigte, dem schenkt er scheinbar geringe Sachen, die sich nachher in Gold verwandeln; wer seinen Hunden forthilft, erhält ein reichliches Geldgeschenk; Hufeisen wiegt er mit Gold auf u. s. w."

Auch von der Verwandlung des Nachtjägers in eine Schlange und in einen Kukuk erzählen Sagen des Eulengebirges, gleichwie dies nordische Sagen vom großen Wuotan berichten.*)

Noch bis zum heutigen Tage hat sich auch eine von Menschen veranstaltete Nachbildung der wilden Jagd des Nachtjägers bei uns erhalten gleich der von Jakob Grimm dafür ausgelegten sogenannten Posterlijagd im schweizerischen Entlibuch.**) Fast genau ebenso wie dort pflegen nämlich bei uns in deutschen Gegenden Oberschlesiens (z. B. Piltsch bei Troppau) die Hirten einen lärmenden Umzug folgender Art abzuhalten, nur nicht schon am Donnerstage vor Weihnachten, sondern erst am Weihnachtsabend selbst. Sie nehmen den Rindern und Schafen die Schellen ab und hängen sie sich selbst um. Wer keine Schelle hat, nimmt eine Kette, oder sonst einen klirrenden Gegenstand. Manche haben alte Trompeten, Kuhhörner oder Hirtenflöten. Alle erregen mit diesen originellen Instrumenten durch das ganze Dorf einen betäubenden Lärm, ähnlich dem einer modernen Katzenmusik. Sie gehen in jeden Hof, erhalten von der Bäuerin Kuchen und Bier, und erst mit dem Glockenschlage 10 hört das tolle Treiben auf.***) Dieser echt heidnische Lärm verdankt seine Erhaltung bis zur Gegenwart nur dem glücklichen Umstande, daß man ihn, wie zahlreiche andere heidnische Bräuche, christlich ausgelegt hat als eine Erinnerung an die laute Freude der Hirten, da ihnen auf dem Felde die Geburt des Heilandes verkündet wurde.

*) Vergl. Grimm. Hausmärchen, 109.

**) Diese meine Aufzeichnung geschah getreulichst nach der Aussage einer noch lebenden Frau, die mit den bisherigen Eigenthümern des „Rautenkranzes" nahe verwandt von Jugend auf in diesem Hause aus- und eingegangen.

*) Weinhold. Schles. Prov.-Bl. 1862, 191. Simrock. Myth. 485.

**) Grimm. Myth. 886. Simrock. Myth. 558.

***) Rößler in Schles. Prov.-Bl. 1864, 9.

Die indochinesischen oder hinterindischen Sprachen.*)

Von **Rudolf Rost.**

Die hier zu behandelnden Sprachen sind, nach Steinthal, die unentwickeltsten, formlosesten von allen. Sie bilden gleichsam die Grenzen der menschlichen Rede und nähern sich der Stummheit der Geberdensprache. Sie bestehen aus lauter einsilbigen Wurzeln, ihr Satzband ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, des Falles, denn ein Wort fällt auf das andere.

Bei dem Namen indochinesisch darf man nicht denken, daß sie etwa als ein verbindendes Mittelglied zwischen Chinesisch und Indisch zu betrachten seien, sondern nur daran, daß sie seit undenklicher Zeit in einem Lande geredet werden, das gewissermaßen zwischen Vorderindien und Südchina sich ausdehnt. Wie groß die Zahl dieser Sprachen sei, kann noch nicht genau bestimmt werden, ja es ist bis jetzt sogar noch ungewiß, wie viele unter sich verschiedene Familien sie bilden mögen, da wir von den meisten nur sehr dürftige, von mehren fast gar keine Kunde haben. Die bis jetzt bekannter gewordenen kommen allerdings ihrem Charakter nach dem Chinesischen nahe, viel näher, als irgend eine bekannte Sprache außerhalb Hinterindiens; daneben zeigen sie fast alle starke Beimischung sanskritischer Wörter, ohne daß jedoch dadurch der Selbstständigkeit ihres Wesens irgend Eintrag gethan würde.

Sprache, Schrift und Literatur der Chinesen haben namentlich auf drei Nachbarvölker einen starken und bleibenden Einfluß ausgeübt. Japanesen, Koreaner und Annamiten verdanken China ihre geistige Bildung, die jedoch nur den beiden ersten ein Antrieb zu eigenen literarischen Leistungen wurde, während die Annamiten jeder eigenen Literatur verlustig gehen sollen; die Schöpfungen der chinesischen Denker sind in Annam nur Gegenstände des ehrerbietigen Erlernens, nicht Muster zur Belebung eigener Thätigkeit. — Die Gelehrten in Japan und Korea schreiben manches umfangreiche Werk in rein chinesischer Sprache und Schrift; aber für ihre Landessprachen besitzen sie daneben eigene Schriftarten, die denselben viel angemessener sind. Japan gebraucht eine gewisse Anzahl von Zeichen der chinesischen Wort- oder Begriffschrift als Silbenzeichen, Korea aber bedient sich mehrer Buchstaben, die keineswegs den Charakter chinesischer Abkunft tragen.

Denken wir also bei dem Namen indochinesisch an die geographische Lage und vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte einerseits an geistige Verwandtschaft mit dem Chinesischen, andererseits an jene starke Versetzung mit sanskritischen Wörtern, so verbinden wir mit diesem Ausdrucke den allein richtigen Begriff und brauchen ihn für jetzt noch nicht abzuschaffen.

Von lexikalischem Einflusse aus Vorderindien frei geblieben ist vielleicht nur die Sprache der Annamiten, zu denen alle Gesittung aus China gekommen ist. Dagegen verkündet der Wörterschatz der annamitischen Sprache überall starke Einwirkung des Chinesischen. Die Annamiten unterscheiden sich außerdem von allen Völkern Hinterindiens noch darin, daß sie ihre Sprache mit einer Wortschrift schreiben, die der chinesischen im Wesentlichen gleich ist, während die übrigen Hinterindier, so weit sie überhaupt von der Schrift Kunde haben, wahre Alphabete von vorderindischer Abkunft besitzen.

Bei der nähern Betrachtung der indochinesischen Sprachen folgen wir dem auf diesem Gebiete berühmten Gelehrten Wilhelm Schott.

Unter allen Sprachen Hinterindiens sind uns bis jetzt nur drei näher bekannt: die barmanische (die Sprache der Birmanen oder richtiger nach W. v. Humboldt, Barmanen, die sich selbst „Mranma" oder „Mramma" nennen, was „Byamma" ausgesprochen wird), die bereits erwähnte annamitische und die siamische. Die beiden letzteren stehen ihrem Charakter nach sehr nahe; in etymologischer Hinsicht aber scheinen alle drei so weit auseinander zu gehen, daß sie bis jetzt drei verschiedene Familien darstellen.

Das Annamitische und Siamische können mit ganz gleichem Rechte wie das Chinesische einsilbige Sprachen heißen; nicht so das Barmanische. Bei den einsilbigen Sprachen gilt das Princip, daß durch den Laut blos die Bedeutung und zwar einheitlich ausgedrückt wird, die Beziehung aber der Stellung jener Laute, vorzüglich dem Accent überlassen bleibt. Dabei ist es durchaus nicht als eine Abweichung vom Princip anzusehen, daß sich Spuren von Zusammensetzung zweier solcher Laute finden, von denen dann einer die Beziehung ausdrückt. Denn bei einer solchen Verknüpfung zweier Worte ist der die Bezeichnung ausdrückende Laut als ein ursprünglicher Bedeutungslaut aufzufassen. Da nun die Bedeutungslaute wohl aller Sprachen einsilbig sind, so müssen deshalb auch Sprachen, welche nur die Bedeutung lautlich ausdrücken, einsilbig sein. Was die einsilbigen Sprachen vorzugsweise noch kennzeichnet, ist der Umstand, daß die angedeutete Zusammenstellung zweier Laute niemals, oder doch nur sehr ausnahmsweise grammatische Bedeutung hat, d. h. zu einer Art von Wortbildung sich erhebt. Bestimmte Wörterklassen entbehren jeder Bezeichnung; höchstens bemerkt man nur zerstreute Versuche zur Erreichung dieses Zweckes. Ganz anders ist es schon im Barmanischen, wenn man auch im Uebrigen gestehen muß, daß keine Sprache dem einsilbigen Charakter näher kommt, aber es unterscheidet gewisse Wörterklassen mittelst oft wiederkehrender, an sich bedeutungslos gewordener Zusätze.*)

Das Siamische wird im Reiche Siam gesprochen. Man kennt jetzt wenigstens vier in schwesterlichem Verhältniß zu einander stehende Siam-Sprachen: T'ai, Ahom (S'jan), Lao und K'am-ti, die auf einer sehr ansehnlichen Landstrecke, nordwärts bis zum Quellengebiete des Iravaddi, leben. Das T'ai wird im eigentlichen Siam gesprochen; gewöhnlich nennt man es p'âsâ t'ai, Sprache

*) Die Anmerkungen zu diesem Aufsatze sind von Herrn Georg von der Gabelentz, einem ausgezeichneten Linguisten und würdigen Nacheiferer seines berühmten Vaters Hans Conon von der Gabelentz. R.

*) Lexikalisch dürfte nach meinen Untersuchungen das Barmanische dem Tibetischen am nächsten stehen. Huckhang, die Sprache von Arracan oder Yakiain, ist ein scheinbar etwas älterer Dialekt des Barmanischen. G.

der Freien, oder Sajâma p'âsâ, Siam-Sprache. T'ai ist ein heimisches Wort für „frei"; p'âsâ ist ein Pali-Wort für „Sprache", aus der Sanskritwurzel b'âs (sprechen) stammend. Sajâma (woher Siam) soll s'jâma, niger, sein; ältere Namen kennt Niemand, und doch kann selbst dieser erst aus der Periode nach Einführung des Buddhismus (um die Mitte des 6. Jahrhunderts) stammen.

Ein kurzes Lehrbuch dieses Idioms (in der Reihe das zweite) erschien 1850 zu Bangkok, verfaßt von dem hochwürdigsten Bischof und apostolischen Vicare J. B. Pallegoix. Seine „Grammatica linguae T'ai" ist einigermaßen encyklopädisch, denn in ihr befindet sich nicht blos eine Anweisung zur Verskunst und eine Art Chrestomathie in Prosa und Versen, sondern auch ein Kapitel über Maße und Gewichte, eines über Geldsorten, eine chronologische Uebersicht der Schicksale des Volkes und seiner Fürsten, ein Verzeichniß der vornehmsten Städte, eines dergleichen der heiligen buddhistischen Bücher und endlich eine ausführliche Darstellung des Buddhismus. Ein Wörterbuch dieser Sprache von demselben Verfasser hat Napoleon III. im Jahre 1854 drucken lassen.*)

Das T'ai zerfällt in eine gemeine und eine höhere oder Hofsprache, besser, in einen niedern und höhern Styl. Gleiche Erscheinungen bieten namentlich die malayischen Sprachen; so zerfällt z. B. die javanische Sprache in drei Mundarten, die Volkssprache oder niedere Sprache (Ngoko), die höfliche ceremonielle Mundart, das Hochjavanische (Kromo) und endlich die alte mystische Sprache, (das Kawi). Der höhere Styl des T'ai hat viele besondere Redensarten, auch stärkere Beimischung von Wörtern aus der Camboja-Sprache und dem Malayischen, wie es auf Malakka gesprochen wird. Auch in der Volkssprache gibt es bis in die Partikeln hinein eine bedeutende Anzahl sanskritischer Wörter. Manches mehrsilbige Fremdwort erhält schon in der Schrift einsilbige Form und wird beim mündlichen Gebrauche am Ausgang so abgeschliffen, daß nicht blos mehre verschiedene Wörter gleichlauten, sondern obendrein mit irgend einem Stammworte der Landessprache zusammenklingen.

Viele von den Grundwörtern haben, wie bei den Annamiten, einen derbern, grobkörnigern Charakter als im Chinesischen. Sie können mit zwei Consonanten anlauten, doch muß alsdann der zweite, wie im Annamitischen, l oder r sein. (Im Chinesischen kann bekanntlich nur ein Konsonant ein Wort beginnen). Hinsichtlich der Grammatik ist zuvörderst zu bemerken, daß im Siamischen und auch im Annamitischen abweichend vom Chinesischen das Substantiv seinem Adjektive und im Genitivverhältnisse das regierende Wort dem regierten vorhergeht. Partikeln, welche zum Ausdruck grammatischer Verhältnisse dienen, gibt es im Siamischen, wie auch im Annamitischen weniger als im Chinesischen, auch zeugt der Satzbau von größerer Unfreiheit und der Kreis der Begriffe ist viel enger begrenzt. Diese drei letztgenannten Erscheinungen erklären sich wohl aus der unleugbar tiefern geistigen Stellung bei den Völkern, wenn man sie mit den Chinesen zusammenhält und aus dem Umstand, daß sie, wie die Hinterindier überhaupt, bis jetzt noch keine wahrhaft selbstständige Literatur besitzen. —

Eine nähere Verwandtschaft hinterindischer Sprachen unter einander und mit der chinesischen nachzuweisen, wird, wenn überhaupt, so doch dann erst möglich sein, wenn wir sie alle zu beherrschen vermögen. Höchst sonderbar ist dabei die Erscheinung, daß gerade die Sprache von Annam, welche doch so starke und anhaltende Einwirkung des Chinesischen erfahren, einer Vergleichung ihres eigenen Wörtervorrathes mit dem der Chinesen vorzugsweise hartnäckig widerstrebt. Dieser Umstand läßt sich wohl daraus erklären, daß es den eingewanderten Fremdwörtern aus China nirgends gelang, einheimische Ausdrücke zu verdrängen; es behauptet das nichtverwandte annamitische Wort immer seinen Platz neben dem gleichbedeutenden chinesischen, und wo es ja vermischt werden sollte, da darf man mit Sicherheit annehmen, daß die geistesarme Sprache niemals in seinem Besitze war.

Da für Vergleichungen die Zahlwörter die größte Bedeutung haben, so betrachten wir die Kardinalzahlwörter von 3 bis 10 im Siamischen und die entsprechenden chinesischen, und zwar die südchinesischen Formen und die aus dem Kuan-hoa, dem sogenannten Mandarinendialekt oder der gewöhnlichen Umgangssprache.

	Siam	Südchina	Kuan-hoa
3	sâm	sam	san
4	sî	shy, shi, su	shy, sh'
5	hà	ngu, ngou	ngù, ù, wù
6	hok	lok	lu
7	ket	čit, çät	çî
8	pèt	pat, bât	pâ
9	kào	kiu, gàu	kièu
10	sip	sip, sap	šĭ

So unverkennbare Verwandtschaft diese Zahlen zeigen, so unvergleichbar sind die Wörter für 1, 2, 100 und 1000.

	Siam	China
1	hnüng	yat, äk, it, ĭ
2	song	yi, ñi, ŝi, órl
100	rai	bäk, pek, pŏ
1000	pan	çin, č ien, ç ian

Zur Vergleichung in größerem Maßstabe sind sehr brauchbar die reichhaltigen Zusammenstellungen von Zahlwörtern und Fürwörtern aus vielen, großentheils sehr wenig erforschten Sprachen des Himalaya und Indiens, welche Max Müller seinem Werke „on turanian languages" beigegeben hat. Obgleich nun das Zahlwort der Annamiten nicht mit aufgenommen worden, so läßt sich aus jenen Tabellen doch der Schluß ziehen, daß die Sprache Annams im Fürworte wie im Zahlworte nicht blos von der chinesischen abweicht, sondern auch unter den Idiomen Hinterindiens fast einzig dasteht. Dagegen zeigt merkwürdiger Weise eine gute Hälfte ihrer Zahlwörter eine auffallende Uebereinstimmung mit entsprechenden des Volkes Munda in Vorderindien.

	Annam	Munda
1	môt	miad, mid
2	hai	nai
3	ba	pia
4	bôn	ponia
7	bai	aja

Auch die Sprachen der Kirantî's (am Fuße des Himalaya) und des Gebietes Arracan liefern Beiträge, jede aber nur einen. Sieben heißt in ersterer Sprache

*) Eine andere kurze Grammatik dieser Sprache ist von Low verfaßt. G.

b'ägja, wozu sich das bai der Annamer und aja der Mundasprache als starke Erweichungen verhalten. Sechs heißt in Arracan sauk, welche Form fast identisch ist mit dem sáu der Annamer.

Vergleichen wir noch das Fürwort von Annam mit dem der siamischen, der chinesischen und der Mundasprache.

	Annam	Munda	Siam	China
ich	tôi			
du	mâi	umma, um, am		
er	nó	uni, ini	nan, non (jener)	na, jener
dieser	nâi	ni, ini	ni	
	kō		k'ao (jener)	k'i, jener
jener	âi	ai, aja (er)		

Das Annamitische wird mit Charakteren geschrieben, die theils ohne Veränderung den Chinesen abgeborgt, theils selbst gemacht worden sind; in letzteren ist aber nur die eigenthümliche Verbindung das Werk der Annamiten; kein einfaches Bild oder symbolisches Zeichen hat in Annam Dasein erhalten, ihrer Bestimmung nach ist die Schrift hier wie bei den Chinesen immer eine Wortschrift, welche ganze Grundwörter, keine Lautelemente darstellt.

Die Sprache der Annamiten bedurfte aber auch einer Wortschrift, da sie ganz in demselben Grade wie die der Chinesen das Gepräge der Erstarrung und Unbildsamkeit trägt.

Das Lautsystem des Annamitischen ist sogar namentlich im Vokalismus reicher entwickelt, als das des Chinesischen, auch finden sich mehr Accente vor. Die Grundwörter enthalten zum großen Theil mehr Konsonanten, als die des Chinesischen im Norden, während die Häufigkeit der konsonantischen Auslaute das Annamitische den Mundarten des südlichen China's am ähnlichsten macht. Obgleich nun Annam das nächste Nachbarland im Südwesten China's ist, so findet dennoch durchaus keine Verwandtschaft zwischen beiden Sprachen statt. Denn bietet auch das Wörterbuch der Annamiten auf jeder Seite echt chinesische Wörter dar, deren oft sehr bedeutende Lautveränderung sie als annamitische könnte erscheinen lassen, so gibt es doch immer noch ganz verschiedene Wörter der Landessprache, mit denen jene oft um den Vorrang zu kämpfen scheinen. Vor allen aber sind die Grundzahlen, die Fürwörter, sowie die meisten Partikeln und Ausdrücke für die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens echt annamitisch und haben mit den entsprechenden der chinesischen Sprache nichts gemein, als die Einsilbigkeit.

Nach den dürftigen Hilfsmitteln, auf die wir beim Studium der annamitischen Sprache angewiesen sind, zu urtheilen, muß dieselbe an Zeichen zum Ausdrucke grammatischer Verhältnisse noch ärmer sein als die chinesische. Wenn wir Ostasien aus rein sprachlichem Gesichtspunkte betrachten, so offenbart sich uns vom Annamitischen und Chinesischen ab eine stufenweise Entwicklung des grammatischen Bewußtseins über Siam, das Reich der Barmanen und Tibet bis zum großen tatarischen Sprachstamm. —

Wie im Chinesischen, so kann auch im Annamitischen durch Vereinigung zweier Grundwörter ein neuer Begriff gebildet oder ein schon vorhandener verdeutlicht werden. Die verdeutlichenden Ausdrücke werden vorangestellt, was im Chinesischen umgekehrt ist. — Wir führen jetzt einige christliche Verse jedoch nur in alphabetischer Umschreibung der Wörter an, um einen ungefähren Begriff vom Annamitischen zu geben.

Dôi-ön ć uá-ca ba-ngôi,
gratias-ago domino supremo trino,
dyng nên mnôn vât ćo tôi hyöng düng.
creavit omnes res ad nostros usus,
Ć uá là vô t'ī vô ć ung,
dominus est sine principio, sine fine,
t'yöng siñ t'yöng vyöng k'ông cùng k'ông sai.
semper vivus semper rex omnipotens.

Noch etwas über den Namen Annam. Der chinesische Name An-nam oder Nyan-nan (ruhiger Süden), welcher in Canton On-nam, im Lande selbst An-nam ausgesprochen wird, umfaßt alle drei Provinzen eines schmalen aber sehr in die Länge sich ziehenden Staates, der ursprünglich drei besondere Staaten bildete. Das herrschende Volk, welches die annamitische Sprache redet, wohnt in der nördlichen und mittlern dieser Provinzen, von denen die erstere Tung-king (auch Tong-king), die andere aber C'en-ćing (Tschen-tsching) heißt. Diese beiden Namen sind ebenfalls chinesisch, und zwar bedeutet Tung-king „östliche Residenz" und im zweiten Worte ist ć ing so viel als „feste Stadt", während die Silbe ć en der Name eines Ortes war. Dem sinnlosen, von Europäern erfundenen Namen Cochinchina liegt jenes ć en-ćing nach nordchinesischer Aussprache zum Grunde. Die vorangestellte Silbe, welche aber im Chinesischen stets hinter dem Worte steht, bedeutet: Reich.

Eine noch hierhergehörige Sprache ist die des kleinen Bergvolkes der Kassia, welches ein auf 3500 englische Quadratmeilen abgeschätztes Gebiet bewohnt, das im Norden von Assam, im Westen von den Garrowbergen, im Osten von Cachar und im Süden von dem bengalischen Distrikte Sithet begrenzt wird. Von den früheren Schicksalen dieses Volkes ist wohl nichts bekannt, auch scheint es niemals eine Schrift besessen zu haben.

Die Kassia-Sprache bezeichnet Hans Conon von der Gabelentz, welcher eine sehr sorgfältige und vortreffliche grammatische Bearbeitung dieses Idioms geliefert hat, zwar als einsilbig und unveränderlich; doch ist sie beides nicht etwa in dem Sinne wie das Siamische, Annamitische oder Chinesische. Denn diese drei wissen nichts von lautlicher Anähnlichung, nichts von Verdrängung gewisser Laute durch einen oder den andern Nachbarn, auch haben sie, abgesehen von den sogenannten Accenten, keine Spur bedeutsamer Lautveränderung aufzuweisen. Die sogenannten zusammengesetzten Wörter sind es in jenen drei Sprachen nur scheinbar, da ja jeder Bestandtheil seinen Accent bewahrt. Zwar widersetzt sich auch das Kassia einer Veränderung der Grundwörter, mögen sie nun ihre selbstständige Bedeutung behaupten oder als bloße Zeichen grammatischer Beziehung Dienste thun, doch gibt es in diesem Idiom auch sehr bemerkenswerthe Ausnahmen.

Ohne auf die Eigenthümlichkeiten in der Lautlehre des Kassia näher einzugehen, wollen wir nur das Fürwort als den merkwürdigsten Redetheil dieser Sprache etwas näher betrachten. Das persönliche Fürwort ist beinahe alleiniges Merkzeichen des Geschlechts der Hauptwörter, da man in dieser Sprache die Geschlechtsbezeichnung durchaus nicht durch Endungen oder überhaupt durch Zusätze ausdrücken kann und nur ausnahmsweise ganz verschiedene Wörter zur Unterscheidung des Geschlechts hat, als pá, Vater; mi, Mutter; tei, Weib; s'in-rang, Mann. Für die Einheit des persönlichen Fürwortes zweiter und dritter Person jedoch gibt es für beide Geschlechter zwei besondere Wörter, die zu Hauptwörtern jeder Art passen. Daher ist dieses Fürwort in der zweiten und dritten Person das

wahre Geschlechtswort des Kassia, wozu noch kommt, daß die Formen der dritten Person als Artikel und zwar im weitesten Sinne dienen, z. B. kün, Kind; u kün, er Kind, d. h. der Sohn; ka kün, sie Kind, d. h. die Tochter. Wie anderwärts wird aber auch im Kassia ein Unterschied der Geschlechter da angenommen, wo Geschlechtsorgane ganz undenkbar sind. Daraus sieht man also, daß selbst vergleichsweise formlosen Sprachen die Neigung innewohnt, ihre getrennten Geschlechtswörter in demselben Umfange zu verwenden, wie formreiche Sprachen thun, sofern sie überhaupt durch Endungen oder am Artikel ein Geschlecht unterscheiden. In dieser einen Beziehung nur kommt das Kassia, freilich auf seiner eigenen Bahn, dem semitischen und dem indoeuropäischen Sprachstamme geistig näher als manche weit vollkommnere Sprache und würde sich demnach ein mit diesem Idiome Aufgewachsener in unserm grammatischen Geschlechte schneller zurecht finden, als ein unvorbereiteter Türke, Finne oder Ungar.

Eine andere Sprache des innern Asiens, welche jedem Ding sein Geschlecht anweist und die sonst nicht eben viel weiter als das Kassia über Formlosigkeit sich erhoben hat, ist die tibetanische. Hier werden die Geschlechter allerdings nicht durch das Fürwort unterschieden, sondern es werden zu diesem Zwecke zwei einfache Wörtchen für Vater und Mutter verwendet. Da sie dem betreffenden Substantiv gewöhnlich nachgeschickt werden, so konnten sie mit der Zeit Geschlechtsendungen werden. Diese Wörtchen sind im Tibetanischen po oder vo, zuweilen pa für das männliche und mo oder ma für das weibliche Geschlecht. Wenn daher rta Pferd bedeutet, so ist rta-po oder po-rta Hengst und rta-mo oder mo-rta Stute.

Diese tibetanischen Geschlechtswörter übernehmen nun ebenfalls das Amt von Artikeln, wie die persönlichen Fürwörter in der Kassia-Sprache. Dieselben finden im Kassia schon wegen der Verschiedenheit ihrer Aemter viel häufigere Anwendung als irgend sonst wo; dazu kommt aber noch, daß sie einmal alle übrigen Fürwörter begleiten und daß sie auf jedem Schritte daran erinnern müssen, welches Wort Subjekt oder Objekt dieses oder jenes Verbums ist, z. B. nga ruh ngan kylli ja pi ka wei ka ktin (ich auch ich werde fragen euch das eine das Wort).

Zu den heutigen Völkern Hinterindiens gehören endlich auch die im Barmanenreiche und in Siam zerstreut lebenden Karenen, die man als eingewandertes Volk zu betrachten hat. Sie haben ihre eigenthümlichen Sitten, ihren Glauben und ihre Sprache bewahrt. Ihre Sprache ist einsilbig und wird nicht geschrieben (?). Sie besitzt Accente wie das Chinesische, Annamitische und Siamische. Viele ihrer Wörter sollen mit barmanischen und siamischen übereinkommen. Ob aber Verwandtschaft mit irgend einer indochinesischen Sprache besteht, ist dadurch noch nicht ausgemacht, da ja die Verwandtschaft aller dieser Sprachen unter sich noch zu beweisen ist.*)

*) Das Karen ist in zweien seiner Dialekte Sgau und Pga, welche unter sich verschiedene, aber der barmanischen und der Laaschrift verwandte Alphabete haben, neuerdings vielfach und wie es scheint, sehr gründlich bearbeitet worden, wahrscheinlich, weil das Volk, das sie redet, dem Christenthum zugänglicher ist, als seine Nachbarn.

Zu den indochinesischen Sprachen darf man nach der geographischen Lage und nach dem, freilich dürftigen Material, das uns vorliegt, noch rechnen: das Peguanische (Môn, Talaing), die Noga-(Fluki-)Dialekte, ferner Lepscha, Gaero, Abor, Ahom, Midie, Mischmi, Dophla u. A. m.

Hält man die geringe Zahl der grammatisch und lexikalisch bearbeiteten monosylladischen Idiome mit den 40 bis 50 dorthin gehörigen Sprachen und Dialekten zusammen, die uns theilweise nur dem Namen nach und höchstens in mageren Wörtersammlungen bekannt sind, so mag man ahnen, welch weites Feld sich hier der linguistischen Forschung bietet. G.

Das posener Land jetzt und früher.

Von Edwart Kattner.

IV.

7. Barbarei und Kultur.

Herrn Jakob Venedey ist es unbekannt, daß Posen durch das deutsche Volk „der Barbarei entrissen", daß schon durch „unsere Vorfahren" im Mittelalter nicht nur das Christenthum, die Quelle jeder höhern Geistesentwicklung, sondern auch jeder andere Kulturzweig, welcher damals in Blüthe stand, dahin gebracht worden ist, daß ganz Polen nahe daran war, germanisirt zu werden, daß dort das Slaventhum am Anfang des 14. Jahrhunderts nur durch die widerstrebende Priesterschaft gerettet, mit ihm aber die Barbarei wiederhergestellt worden ist und da, wo nicht Deutsche Herren des Landes geworden sind, noch bis zum heutigen Tage herrscht. Wenn das ein Geschichtsschreiber des deutschen Volkes nicht weiß,*) so wird es dem großen Publikum noch sicher unbekannt sein. Es wird daher wohl von Interesse sein, wenn ich hier mit Uebergehung des Mittelalters zunächst zeitgenössische Zeugen über die gesellschaftlichen Zustände in Posen aus der Zeit der Theilungen vorführe und als Gegenbild zu den vorangehenden Darstellungen der Gegenwart in Posen noch einige andere hinzufüge. In einem amtlichen Berichte vom Jahre 1773, welcher sich in den Akten der Regierung zu Bromberg befindet, heißt es:

„Das von Preußen in Besitz genommene Land war wüst und leer. Die alten Schlösser lagen in Schutt und Trümmern, so nicht minder die meisten Städte und Dörfer; was an Wohnungen vorhanden war, schien kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen. Die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel hatten aus Lehm und Stroh elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden der vergangenen Jahrhunderte, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die

*) Herrn Jakob Venedey kann seine Unkunde nicht hoch angerechnet werden, er ist Dilettant und ein idealistischer. A.

mangelhafteste Verwaltung war das Land entvölkert und entsittlicht. Wald und Sumpf nahmen die Stätten ein, wo vordem, nach den noch jetzt vorhandenen umfangreichen altgermanischen Begräbnißstätten zu urtheilen, eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte. Jeder Verkehr fehlte."

Eine lebhafte Schilderung des damaligen Kulturzustandes von Polen gibt uns unser Georg Forster in einem Briefe an Lichtenberg vom 18. Juni 1786. Er sagt:

„Oft habe ich mir schon in vollem Ernste Ihren Blick und die vortreffliche Art die Sitten zu malen gewünscht. Sie würden an diesem Mischmasch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Rohheit und französischer Superfeinheit, an diesem ganz geschmacklosen, unwissenden und dennoch in Luxus, Spielsucht, Moden und äußeres Clinquant so versunkenen Volke reichlichen Stoff zum Lachen finden, — oder vielmehr auch nicht: denn man lacht nur über Menschen, deren Schuld es ist, daß sie lächerlich sind, nicht über solche, die durch Regierungsform, Aussütterung (so sollte hier die Erziehung heißen), Beispiel, Pfaffen, Despotismus der mächtigen Nachbarn und ein Heer französischer Vagabonden und italienischer Taugenichtse schon von Jugend auf verhunzt worden sind und keine Aussicht zur künftigen Besserung vor sich haben. Das eigentliche Volk, ich meine jene Millionen Lastvieh in Menschengestalt, die hier schlechterdings von allen Vorrechten der Menschheit ausgeschlossen sind und nicht zur Nation gerechnet werden, ohnerachtet sie den größten Haufen ausmachen, — das Volk ist nunmehr wirklich durch die langgewohnte Sklaverei zu einem Grad der Thierheit und Fühllosigkeit, der unbeschreiblichsten Faulheit und stockdummen Unwissenheit herabgesunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderem europäischen Pöbel hinaufsteigen würde, wenn man auch desfalls die weisesten Maßregeln ergriffe, wozu bis jetzt auch nicht der mindeste Anschein ist. Die niedrige Klasse des Adels, dessen äußerste Armuth ihn abhängig macht und zu den verächtlichsten Handarbeiten verdammt, ist fast in der nämlichen Lage, was Dummheit und Faulheit betrifft, und in Ansehung der kriechenden Niederträchtigkeit und des zertretenden Mißbrauchs seiner etwa bei Gelegenheit ihm zufallenden Macht ist er noch viel verworfener. Der reichere und höhere Adel bis hinauf zum Throne ist, im Ganzen genommen, nur eine Schattirung der vorhergehenden Klassen mit mehr Gewalt. Jeder Magnat ist ein Despot und läßt Alles um sich her fühlen, daß er es sei; denn nichts ist über ihm, und selbst die größten Verbrechen büßt er höchstens mit einer Geldstrafe oder einem Verhaft von etlichen Wochen, wobei er ein Palais zum Gefängniß hat und die ganze Zeit mit seinen Freunden in Schmausen und Lustbarkeiten aller Art zubringt."

„Eine tüchtige Magd in Deutschland arbeitet mehr, als drei polnische Kerle zu gleicher Zeit, sie trägt dreimal größere Last, sie geht dreimal geschwinder, und ich glaube gar, sie schlüge auch drei solche elende Wichte, die wie matte Fliegen herumkriechen, zu Boden. Zwischen den hiesigen Weibern der Volksklasse und den deutschen findet durchaus kein Vergleich statt; ich kenne nichts Elenderes und Häßlicheres in allen den Kupfern zu Cooks Reise, — daher hat hier auch fast jedes Geschäft seinen eigenen Bedienten, und wenn ich, wie meine Kollegen alle, Pferde hielte, so müßte ich, wie sie, fünf Dienstleute halten. Mein Ofenheizer und Holzhacker ist ein Adliger, der des Jahrs hindurch seine Kost und acht Thaler Lohn nebst einem Schafpelz und ein Paar Stiefeln bekommt und dem man bei jedem dritten Wort mit Prügeln droht oder Branntwein zum Lohne verspricht."

Zerboni, damals südpreußischer Beamter, gibt im Jahre 1800 in seinem Buche: „Einige Gedanken über das Bildungsgeschäft in Südpreußen", ebenfalls manchen Beitrag zur Beurtheilung der damaligen Polen. Er sagt von den Bauern, sie seien „zum Thiere herabgewürdigt", nennt die Edelleute ihre „Treiber und Peiniger", behauptet, daß die Geistlichkeit „an der Verewigung der Unmündigkeit beider arbeite". Bezeichnend ist folgendes Stückchen, das er, selbst Katholik, von dieser mittheilt: „An verschiedenen Orten gehört die Schankgerechtigkeit zu den Parochial-Einkünften, und Völlerei wird ein Glaubensartikel oder eine Bedingung der Absolution u. s. w."

Mit diesen zeitgenössischen Zeugnissen, welche noch beliebig vermehrt werden können, will ich mich begnügen; ich halte sie für hinreichend, um meine Behauptung zu begründen, daß in dem selbstständigen Polen Barbarei geherrscht habe. Sie zu heben, gingen unsere Vorfahren seit den Besitznahmen von 1772, 1793 und 1795 mit Eifer und Kraft an das Werk. Das Hauptverdienst für die von ihm besetzten Provinzen fällt natürlich auf Friedrich den Großen; er konnte schon 1773 an Voltaire schreiben:

„In Westpreußen habe ich die Sklaverei abgeschafft, barbarische Gesetze reformirt, vernünftigere in Gang gebracht, einen Kanal eröffnet, welcher die Weichsel und Oder verbindet, Städte wieder aufgebaut, welche seit der Pest von 1709 zerstört waren, 20 Meilen Morast trocken gelegt und eine Polizei eingeführt, welche diesem Lande, selbst dem Namen nach, unbekannt war."

Diese Angaben treffen eben so gut Posen, als Westpreußen; denn bekanntlich gehört der Netzedistrikt, welcher von Friedrich erworben wurde, jetzt zu der erstern Provinz.

Aber auch andere Mitglieder des deutschen Volks haben sich um das „Bildungsgeschäft" in den polnischen Provinzen Verdienste erworben. Bis auf die letzten Jahrzehnte müssen vorzugsweise die Beamten aus Friedrichs Schule genannt werden, welche jetzt freilich ausgestorben sind. Da wurde außer einer geordneten Verwaltung ein Rechtsbuch eingeführt, der früher ganz zersplitterte Rechtsweg vereinfacht, Jedermann Rechtsschutz gewährt. Mit Staunen und Schrecken vernahmen die polnischen Junker, daß einer von ihnen hingerichtet worden sei, blos weil er einen Bauern todt geschlagen hatte. Da hörte die alleinige Anwartschaft von katholischen Adligen auf Richterstellen auf; da verschwanden die „Geistlichen Gerichte"; da durfte kein Ketzer mehr gehetzt werden; sondern „Jeder konnte nach seiner Façon selig werden". Da wurden Schulen eingerichtet; da wurde die Gewerbthätigkeit, das Fabrikwesen, der Handel durch ausgesetzte Preise aufgemuntert. Auch der Angelpunkt aller Kultur der Neuzeit, Mannigfaltigkeit der Steuern, blieb nicht aus.

Es darf natürlich nicht mit Stillschweigen übergangen werden, was seit 1815 für das Land, nämlich Posen, geschehen ist.

Die Thätigkeit der Regierung war im Ganzen im Vergleich zu derjenigen während des frühern Besitzes merklich geringer, doch war sie keineswegs unerheblich. Die beiden ersten Könige ließen sich persönlich besonders die Gründung neuer protestantischer Kirchengemeinden und die Erbauung protestantischer Kirchen angelegen sein, wodurch sie zur Förderung des Deutschthums allerdings nicht unwesentlich beitrugen. Weniger von ihnen persönlich ging die Errichtung von Schulen aus. Darin wurde Bedeutendes geleistet. Im Jahre 1815

fanden sich in der ganzen Provinz im Ganzen 543 Elementarschulen vor, darunter 273 evangelische, 157 katholische. Die Zahl solcher Schulen ist gegenwärtig auf 2096 gestiegen, darunter 877 evangelische, 1207 katholische und 12 gemischte. Während die Provinz 1815 von höheren Schulen nur 2 Gymnasien besaß, sind gegenwärtig 17 höhere Schulen vorhanden, nämlich 6 vollständige, 5 unvollständige Gymnasien, 1 höhere Erziehungs- und Unterrichtsanstalt in Ostrau und 5 Realschulen. Von Schullehrer-Pflanzschulen hatte die Provinz 1815 nur 1, gegenwärtig 5, nämlich 3 katholische und 2 evangelische.

Es ist hauptsächlich das Verdienst der Regierung, daß die Provinz jetzt von vier Eisenbahnen durchschnitten wird, und daß sie an Kunststraßen einigen benachbarten kaum nachsteht, Preußen sogar übertrifft. Im Jahre 1862 hatte

			Fläche			Chaussee
Posen . .	279 M.,	ergibt bei	536	Q.-M	auf 1 Q.-M.	0,52 M.
Preußen .	452 „	„ „	1178	„	„ 1 „	0,38 „
Brandenb.	407 „	„ „	738	„	„ 1 „	0,55 „
Pommern .	310 „	„ „	576³/₄	„	„ 1 „	0,54 „
Dagegen Schlesien .	524 „	„ „	741³/₄	„	„ 1 „	0,70 „
und gar Rheinland	789 „	„ „	487	„	„ 1 „	1,62 „
der ganze Staat . .	3791 „	„ „	5104	„	„ 1 „	0,75 „

Im Jahre 1815 gab es in Posen nicht eine Meile Chaussee! Die Post, das Telegraphenwesen ist hier dasselbe, wie im ganzen Staate. Was von der erstern in der freien Republik vorhanden gewesen, kann man sich vorstellen. Die Telegraphie ist bekanntlich erst eine neue Erfindung und zwar durchaus keine polnische.

Für den Handel hat die preußische Regierung schlecht gesorgt, indem sie für alles herzliche Einvernehmen mit Rußland für das Land nicht einmal Aufhebung der Grenzsperre auswirkte. Nur die Gründung des Zollvereins kam auch Posen zu gut.

Neue Ansiedlungen hat sie wenige angelegt und bei denselben auf das Volksthum der Ansiedler keine Rücksicht genommen. Dagegen sind die sehr umfangreichen Meliorationsanlagen hauptsächlich ihr zum Verdienst anzurechnen. Sie gründete gewöhnlich Genossenschaften der betheiligten Grundbesitzer, welche nach Verhältniß die Kosten aufbrachten, während sie meistens ein mehr oder weniger bedeutendes, unverzinsliches Darlehn aus Staatsmitteln dazu gab; die Ausführung übernahm sie, die weitere Unterhaltung der Anlagen dagegen legte sie der Genossenschaft auf. Im Bezirk Bromberg wurden solche Arbeiten besonders an der obern Netze und deren Gebiete, im Regierungsbezirk Posen an der Obra, Warthe, Prosna und Bartsch vorgenommen. Im letztern Bezirk wurden dadurch allein gegen 250,000 magdeb. Morgen, d. i. beinahe 4 vom 100 der ganzen pflanzentragenden Fläche der Landwirthschaft gewonnen, wobei ungefähr eben so viel Thaler Staatsgelder verwendet wurden. Auch im Uebrigen wurde die Landschaft von der Regierung, wie im ganzen Staate, so auch hier vielfältig gefördert.

In immer steigendem Verhältniß ist jedoch die freie Betriebsamkeit, der Unternehmungsgeist und die Intelligenz der deutschen Bevölkerung selbstständig schaffend eingetreten. Allerdings steht die Provinz in der Großindustrie gegen die anderen z. Th. noch bedeutend zurück. Es fehlen zu größerm Umfang derselben auch noch zu viel Vorbedingungen, namentlich Ueberfülle an Kapitalien, welche einträgliche Anlage suchen, Reichthum an Rohstoffen, welche die Erdrinde liefert, namentlich aber fehlen Steinkohlen, ferner geübte Hände und Ueberfluß an Arbeitskräften. Immerhin jedoch ist der Fortschritt aus dem beinahe vollständigen Nichts ein sehr erheblicher. Im Jahre 1815 wurde zwar eine umfangreiche Tuchfabrikation in der Provinz vorgefunden, welche hauptsächlich durch die russische Grenzsperre zu Grunde ging; sie hatte aber auch erst seit dem ersten preußischen Besitz des Landes ihren Aufschwung genommen. Große Fabriken, welche über 50 Arbeiter beschäftigen, waren jedoch noch gar nicht vorhanden. Im Jahre 1858 gab es von ihnen doch schon 10, während Pommern 27, Preußen 31, Rheinland dagegen 635 besaß. Im Jahre 1861 hatte sich diese Zahl bereits auf 17 mit 1852 Arbeitern erhoben, während Preußen 38 mit 3679 Arbeitern und der ganze Staat 2069 mit 330,057 Arbeitern besaß.

Größere und kleinere Fabriken mit Einschluß der Mühlen und dergleichen besaß Posen 1861 5773 Anstalten mit 1962 Personen an Directions- und Aufsichts-Personal, 4064 Meistern (Weber und Müller), 9738 männlichen und weiblichen Arbeitern, dazu 3217 Gehülfen und Lehrlingen (Weber und Müller), zusammen 18,981 Personen. Ich erwähne von Fabriken: 3 Wollspinnereien mit 593 Arbeitern, 2 Fabriken von Baumwollenzeugen mit 286, 10 Maschinenfabriken mit 391, 6 Eisengießereien mit 165, 12 Glashütten mit 514, 1 Steingutfabrik mit 86, 3 Möbelfabriken mit 99 Arbeitern. Der ganze Staat besaß in demselben Jahre 82,290 Fabrikanstalten mit zusammen 766,180 dabei beschäftigten Personen. Von letzteren treffen auf

Preußen .	29,256	Personen	bei	2,866,866	Einwohnern
Posen . .	18,981	„	„	1,485,550	„
Brandenb. .	117,015	„	„	2,467,759	„
Pommern .	23,267	„	„	1,389,739	„
Schlesien .	152,216	„	„	3,390,605	„
Sachsen .	99,814	„	„	1,976,417	„
Westphal. .	94,801	„	„	1,619,015	„
Rheinland .	227,889 }	„	„	3,280,459	„
Hohenzoll. .	2,941 }				
Zusammen	766,180	„	„	18,476,410	„

Aus diesen Zahlen ist am besten der Rang zu bestimmen, den Posen in der Industrie unter den Provinzen Preußens einnimmt; es ist im Verhältniß zur Einwohnerzahl nicht der letzte.

Unter den 17 Großfabrikanten befindet sich ein Pole. Dasselbe Verhältniß des Volksthums der Eigenthümer dürfte auch ungefähr bei den 5756 kleineren Fabriken und gewerblichen Anlagen stattfinden. Polnische Handwerker gibt es zwar im Innern und im Osten der Provinz noch eine ziemlich bedeutende Anzahl; zu größerm Umfange des Geschäfts, zum Fabrikbetriebe erheben sie sich aber höchst selten. Jedenfalls sind alle die Gewerbszweige von Deutschen früher oder später eingeführt worden.

Wenn das Feuerversicherungskapital als ein Maßstab der Wohlhabenheit und der Intelligenz eines Landes betrachtet werden kann, so nimmt Posen unter den Nachbarprovinzen, wenigstens was unbewegliche Güter betrifft, den letzten Rang ein. Es betrug nämlich 1862:

in Posen . .	75,244,000	Rthlr.
„ Preußen .	118,384,000	„
„ Pommern .	98,591,000	„
„ Schlesien .	128,690,000	„

An Anstalten für den literarischen Verkehr steht die Provinz kaum einer andern nach mit Ausschluß von Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin. Sie besaß 1858: 36 Buchdruckereien, 19 lithographische Anstalten, 42 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 4 Antiquare, 49 Leihbibliotheken; es erscheinen jetzt in ihr 5 politische Tageblätter, darunter 1 polnisches, 2 landwirthschaft-

liche Zeitscheiften und eine bedeutende Anzahl anderer kleiner Blätter, darunter auch nur ein Bruchtheil polnische. Zur Zeit des Polenreiches wird hier wohl kaum eine einzige polnische Druckerei, vielleicht 1 oder 2 deutsche in Lissa oder anderen alten deutschen Städten im Südwesten vorhanden gewesen sein; ähnlich verhielt es sich wahrscheinlich mit den Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Wochenblätteeu, von Zeitungen zu geschweigen. Erwähnt mag hier noch werden, daß die Schaubühne, hauptsächlich durch zwei Schauspielergesellschaften vertreten, ausschließlich deutsch ist. Ebenso steht es mit den Personen, welche die Musik und andere Künste ausüben.

Wer verlangt noch mehr Beweise, daß Posen in die Reihe der Kulturländer eingetreten, daß dieses das Verdienst der deutschen Regierung, wie des deutschen Volkes, und daß das letztere im Bunde mit den Juden, welche mit Verstand zuerst und vorzugsweise davon den Vortheil zogen, noch immer der Träger der fortschreitenden Kultur ist?

Wenn ich noch mit wenig Worten meinen Ausspruch rechtfertigen soll, daß in denjenigen Theilen des alten Polenreiches, welche nicht in deutschen Besitz gekommen sind, noch heutzutage die Barbarei herrsche, so erinnere ich nur an das Jahr 1863, an die Schreckensherrschaft der unterirdischen Nationalregierung, an die von ihr ohne Zweifel genehmigten Mordanfälle nicht nur auf andere russische Gewalthaber, sondern auch auf den wohlwollenden und nachsichtigen Großfürsten Constantin, an die Scheußlichkeiten der Hängegensdarmen, an die Plünderung, Mißhandlung und Ermordung vieler friedlichen Deutschen, blos weil sie Deutsche waren; dann andrerseits an die Schreckensherrschaft Murawieffs, an die von russischen Soldaten an Polen begangenen Grausamkeiten, an den Mord, den Brand, die Plünderung, welche Baueen ungestraft, ja sogar aufgemuntert und belohnt, an polnischen Edelleuten nach ihrem stierköpfigen Gutdünken vollziehen konnten, an das Fortschleppen von Tausenden, alt und jung, voenehm und geeing, schuldig und unschuldig, nach Sibirien oder anderen angenehmen Landschaften des Czaren, an die gewaltsame Austreibung von polnischen Familien aus ihren angestammten Besitzungen jetzt noch, nachdem die Ruhe längst hergestellt ist, u. dgl. m. Das ist doch wohl die blanke ungeschminkte Barbarei auf beiden Seiten.

Aus der Serrania de Ronda in Andalusien.

Die alte Stadt Ronda und ihre Toreros. — Der Capitän der Bandoleros und seine Thaten. — Spanische Romanzen und Volksbücher. — Räubergeschichten.

Die unseren Lesern wohlbekannten Reisenden Doré und Davillier verweilten auf ihren Streifzügen durch Andalusien einige Zeit in Ronda, dem Arunda der Römer. Diese Stadt gilt für das rechte und echte Hauptquartier der Toreros, der Majos und der Contrabandistas. Scenen aus dem Leben und Treiben der letzteren haben wir schon früher geschildert.

Ronda liegt wie ein Adlernest auf dem Gipfel eines hohen Felsens. Altstadt und Neustadt sind durch eine tiefe Schlucht, el Tajo genannt, von einander getrennt. Unten fließt der Guadalvin, über welchen eine Brücke führt, die von den Römern gebaut worden ist. Die Stadt selbst aber trägt einen durchaus maurischen Charakter, und noch zeigt man das Haus des Königs Al Motahed, welcher die Schädel der von ihm Enthaupteten in Silber fassen ließ und als Trinkbecher benützte.

Der Platz für die Stiergefechte ist in ganz Andalusien berühmt und in der That einer Stadt würdig, welche stets für den klassischen Boden der Tauromachie gegolten hat. Die jungen Rondeños spielen Stier, wie bei uns die Kinder Soldaten spielen. Als die beiden Reisenden die Mina de Ronda, eine steile Felsentreppe, welche zu den arabischen Mühlen führt, hinabgestiegen waren, sahen sie eine Familienscene, über welche Doré entzückt war. Der Vater lag auf den Knien, mit gebücktem Kopfe, in der Stellung eines Stiers, der gegen seinen Feind einrennen will. Vor ihm stand ein achtjäheiger Knabe in der Haltung eines Matador, genau so, wie unser Bild zeigt; ein anderer Junge saß auf dem Nacken eines ältern Bruders rittlings und war stolz darauf, einen Picador zu spielen. Die Nachbaen sahen wohlgefällig und mit Kennerblick diesem Schauspiel zu, das als sehr charakteristisch für Land und Leute auch den beiden Fremden großes Vergnügen verursachte.

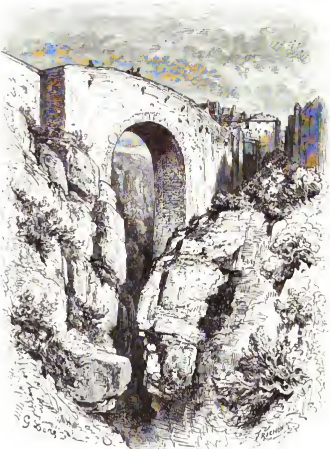
Die Unterhaltung der Leute in Ronda dreht sich entweder um Stiergefechte oder um Räubergeschichten. Ist doch die Serrania de Ronda ganz in der Nähe und gerade sie spielt eine große Rolle in der Historie der Banditen! In dem wilden Gebirge haben viele Banden Schlupfwinkel gefunden und allen Verfolgungen Trotz geboten, und erst in unseren Tagen ist das Räuberwesen mehr und mehr in Abgang gekommen.

Als Hauptmann einer Bande (einer Partida), figurirte nicht selten ein junger Mann, welcher etwa aus Eifersucht einen Mord begangen hatte und ins Gebirge geflüchtet war. Manchmal war er weiter nichts als ein Ratero, ein vereinzelt sich umhertreibender Räuber, der unbewaffnete Reisende überfiel und sich wohl hütete, mit Alguaciles, Migueletes und anderen Dieneen der Gerechtigkeit in nahe Berührung zu kommen. Auf die Dauer wird das Alleinsein langweilig; der Ratero fand einige Genossen unter anderen Leuten de vida airada, d. h. solchen, welche sich gleichfalls mit der Gesellschaft überworfen hatten. Dann ward er Capitan und sie wurden seine Bandoleros, seine Vasallen gleichsam, und nun konnte er sein Handwerk in größerem Maßstabe treiben.

Unter einem Capitan de Bandoleros hat man sich durchschnittlich einen von der Sonne gebräunten, flinken und rüstigen Mann vorzustellen. Er ist allemal bien empatillado, nämlich mit einem starken Backenbarte versehen; das sehr kurz geschorene Kopfhaar bedeckt er mit einem grellfarbigen bunten Seidentuche, oon dem zwei Zipfel auf den Nacken hinabfallen; darüber stülpt er den andalusischen Hut, den Sombrero calañes. Die Jacke war von gelbbraunem Leder (Marsille remendado), mit allerlei Stickereien geziert und mit Knöpfen von Silberfiligran (botanadura de plata) dicht besetzt; diese rasselten oder

klapperten bei jeder Bewegung. Ein eng anliegendes Beinkleid fiel bis über die Wade hinab; bis zu dieser reichten schwarze Lederstiefeln; um den Gürtel trug der Capitan eine seidene Schärpe und in dieser nicht nur geladene Pistolen, sondern auch ein Puñal und etliche Dolche, — das ganze eine Theaterfigur, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der berühmte Jose Maria pflegte auf seinen Stutzen zu klopfen und seinen Kameraden zu sagen: „Wer würde es wohl wagen, mir einen Paß abzufordern?"

Das Kraft- und Kernstück des Capitans bestand im Ueberfallen des Postwagens. Die Partida versperrte den Weg und spannte die Pferde aus; die Reisenden mußten aussteigen und sich mit dem Bauche platt auf die Erde



Römische Brücke zu Ronda in Andalusien. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

legen, boca abajo, dann wurden ihnen die Arme auf dem Rücken zusammengebunden. Man plünderte sie aus, durchsuchte das Gepäck, nahm mit, was brauchbar erschien, und die geknebelten Passagiere durften eine halbe Stunde nach dem Abzuge der Partida weiter ziehen, aber keine Minute früher.

Ein Bandolero von echtem Schrot und Korn war beritten. Sein Gaul war ein starkknochiger Potro von andalusischem Schlage, dessen lange Mähne mit seidenen Bändern durchflochten wurde; ein Gleiches geschah mit dem Schweif, und die Satteldecke mußte so buntfarbig sein, wie der Regenbogen. Es versteht sich von selbst, daß der unvermeidliche Trabuco Malagueño, jener Stutzen mit trompetenförmiger Mündung, am Sattelknopfe hing.

Die Beute wurde den Gewohnheitsrechten zufolge in drei Theile getheilt. Das erste Drittel gehörte dem Ca-



Die Kinder eines Torero zu Ronda in Andalusien. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

pitan, das zweite gehörte den Bandoleros, deren gewöhnlich acht, höchstens zehn waren, das dritte wurde dem Reservefond zugewiesen. Aus dem letztern wurden gefangene Kameraden unterstützt; man verwandte gern viel Geld dazu, sie aus dem Kerker zu befreien. Für solche, welche „ohne Castagnetten am Galgen tanzen" mußten, wurde aus dem Reservefonds das Geld für die Seelenmessen bestritten.

Zu den berühmtesten Banden gehört jene der Sieben Kleinen von Ecija (sprich Essicha). Die Großthaten dieser verwegenen Burschen leben noch jetzt ganz allgemein im Munde des Volkes. Es waren ihrer stets nur sieben; nie mehr oder weniger. Sobald einer fehlte, wurde die Zahl sofort ergänzt; es mangelte auch nie an Leuten, welche sich im Voraus zum Eintreten gemeldet hatten. Die Siete Niños wurden sehr reich; sie unterhielten einen ganzen Stab wohlbesoldeter Späher und waren von Allem, was weit und breit vorging, wohl unterrichtet. Auch standen sie mit den Landleuten auf gutem Fuße und unterhielten Einverständnisse selbst in den Städten. Wer zum Verräther an ihnen wurde, fiel, von Dolchstichen durchbohrt, durch eine unbekannte Hand.

Die Sieben Niños von Ecija hatten mehre Hauptleute nach einander. Am berühmtesten wurde Capitan Ojitos; er war aus einer guten Familie, galt für einen vollendeten Cavalier und verdrehte durch seine Schönheit und sein liebenswürdiges Benehmen allen Mädchen und Frauen die Köpfe. Dagegen war sein Adjutant, welchem man den Spitznamen Ketzergesicht gegeben, ein wilder, grimmig aussehender Bursch. Ojitos nahm ein tragisches Ende; als er mit einem seiner Bandoleros in Wortwechsel gerathen war, griffen beide zum Puñal und durchbohrten einander dermaßen mit Messerstichen, daß sie neben einander todt zu Boden sanken.

Die Bande trotzte Jahre lang allen Verfolgungen, und durch Gewalt konnte man ihr nichts anhaben. Man suchte ihr also durch List beizukommen. Ein falscher Bruder wurde bestochen und gewann als angeblicher Späher das Vertrauen der Banditen. Einst meldete er, daß ein Geldtransport zu einer gewissen Stunde einen Hohlweg passiren werde, und die Sieben von Ecija ermangelten nicht, sich auf die Lauer zu legen. Nun hatte man einen mit harten Thalern (Duros) gefüllten Sack auf die Straße hingelegt, und die Räuber meinten, daß irgend ein Reisender, welcher vorher durchgekommen sei, denselben verloren habe. Der, welcher ihn fand, und das war eben der vermeintliche Späher, schnitt mit seinem Dolche den Sack auf, und die blanken Thaler rollten heraus. Die übrigen kamen herbei, um dieselben aufzusammeln, als sie aber mitten in der Arbeit waren, flogen Kugeln aus einem Hinterhalte, und die Sieben von Ecija küßten allesammt den Staub; nicht einer kam davon.

Als Volksheld und „edler Räuber" lebt in Aller Munde „der große und ritterliche Jose Maria"; war er doch, wie das Volkslied sagt, „ein Beschützer der Armen, ein gefühlvoller Bandit, aber gegen die Reichen unerbittlich".

Del pobre protector, ladron sensible
Fue sempre con el rico inexorable.

Er stammte aus Ronda, und man bezeichnete ihn als den Trempanillo, weil er schon mit dem Grauen der Morgendämmerung auf den Beinen war. Nicht selten gab der „edle Mann" den armen Leuten Alles, was er den Reichen abgenommen, und deshalb war er beim gemeinen Volke sehr beliebt. Er beschloß seine Tage in Frieden, Ruhe und Wohlleben, er wurde ein rechtschaffener Rentier. In den Romanzen wird seine Geliebte gepriesen, „ein braunes Mägdlein aus der Serrania de Ronda", die er seine kleine Mairose nannte. Sie bewog ihn, bei der Regierung um Pardon einzukommen, und dieser Indullo wurde ihm auch gern bewilligt.

Statt der „Volksbücher", welche in Deutschland überall verbreitet sind, also statt des Eulenspiegels, der Sieben Schwaben, der schönen Magellone und des hürnenen Siegfried, hat Spanien seine Räubergeschichten und Romanzen über die Großthaten der Bandoleros, und in diesen lernen die Kinder lesen. Doré und Davillier haben eine Menge dieser Art von Volksbüchern gekauft. In einem derselben, welches sie in Carmona, wo viele solcher Romanzen gedruckt werden, in die Hände bekamen, rühmt sich ein Räuberhauptmann:

Soy gefe de Bandoleros,
Y al frente de mi partida
Nada mi pecho intimida,
Nada me puede arredrar.
Que vengan carabineros,
Que vengan guardias civiles!
Mis trabucos naranjeros
Los haran escarmentar,
Y no querrán mas ensayo.
A caballo!
Trabucazo, y a cargar!

„Ich bin Hauptmann der Bandoleros, und an der Spitze meiner Partida kann nichts mir Furcht einflößen, nichts kann mich zurückhalten. Mögen die Gensdarmen nur kommen, mögen die Nationalgarden nur kommen, meine Stutzen, mit Kugeln so groß wie Orangen, werden ihnen Lebensart zeigen, und sie werden ferner keine Versuche mehr machen. Zu Pferde! Den Stutzen abgefeuert und drauf los!"

Ueberall findet man die gedruckten Geschichten von Diego Corrientes, dem großmüthigen Räuber; von Orejito, vom Palillos oder vom Francesco Esteban, und dazu kommen noch die bunten Bilderbogen. Da sieht man den Bandido generoso in prächtiger andalusischer Tracht. Er plündert Reisende aus; diese liegen vor ihm auf den Knieen und flehen ihn um Gnade an. In manchen Büchern werden aber auch die Thaten der Räuber mißbilligt, namentlich solcher, die kaltblütig arge Grausamkeiten verübten und den armen Leuten nichts gaben. Dahin gehören die sieben Brüder, deren ältester Anton Vasquez war. Sie alle wurden auf einmal eingefangen und bekannten, daß sie nicht weniger als einhundert und zwei Mordthaten verübt hätten.

Auch Räuberinnen spielen eine Rolle. Ein buntes Bild zeigt ein Mädchen zu Pferde; es hat einen Säbel an der Seite und einen Stutzen in der Hand. Der Text erzählt dann die Geschichte der Marie Cisneros, welche 1852 garrotirt wurde. Sie hatte erst ihren Mann und bald nachher ihren Geliebten ermordet, fiel noch jung in die Hände der Justiz und bekannte nicht weniger als vierzehn Mordthaten.

Bis vor wenigen Jahren wurde allemal der Kopf eines hingerichteten Bandolero in einen eisernen Käfig gethan und auf einem Pfahle befestigt, damit das Haupt des Missethäters, la cabeza del malvado, als abschreckendes Beispiel wirke. Die Abschreckungstheorie hat aber in der Praxis nicht viel geholfen. Der spanische Brigant hat sein Handwerk aufgegeben, seitdem die Bürgerkriege im Lande aufgehört haben, und heute ist die Serrania de Ronda so sicher, wie irgend eine friedliche Landstraße; ihre Schrecken und ihre Räuber gehören nur noch der Vergangenheit an.

Wilhelm Lejean in Mesopotamien.

Dieser unermüdliche, unseren Lesern wohlbekannte Reisende hat im Spätjahr 1865 eine Wanderung nach Innerasien angetreten, welche eine ergiebige Ausbeute für die Wissenschaft verspricht. Es ist seine Absicht, das Land der im Norden von Afghanistan wohnenden Kafirs zu besuchen, auf welche wir seit einiger Zeit durch die Missionäre der englischen Hochkirche wiederholt aufmerksam gemacht worden sind. Wir unsrerseits haben im vorigen Jahre einige Berichte über das noch so wenig bekannte Kafiristan mitgetheilt.

Lejean durchzog einen Theil Kleinasiens und war im Februar zu Mosul in Assyrien; von dort liegt (im Junihefte des Bulletins der pariser geographischen Gesellschaft) ein Brief vor, der einige interessante Notizen enthält. Ueber die assyrischen Alterthümer haben wir bekanntlich durch Botta, Layard, Badges ꝛc. ausführliche Werke; Lejean war aber erfreut, auch für das griechische Alterthum und das byzantinische Mittelalter reichhaltigen Stoff zu finden und er hat eine Anzahl topographischer Aufnahmen und Pläne an das Ministerium des öffentlichen Unterrichts nach Paris eingeschickt. Bisher war das berühmte Schlachtfeld von Arbela noch nicht genau ermittelt worden. Er durchzog zwanzig Tage lang das obere Mesopotamien und bezeichnet dasselbe als ein „glänzendes Alterthümermuseum“. Zu Derik, unweit Mardin, öffnete er ein Grab, in welchem er, außer Thier- und Menschenknochen, auch viele barbarische Alterthümer fand, welche genau denen entsprechen, die man in den Kurganen auf der Halbinsel Krimm angetroffen hat. Er ist der Ansicht, daß sie aus der Zeit der kimmerischen Invasion 631 v. Chr. herrühren. In der Nähe befanden sich noch vier andere Gräber, der Reisende hatte aber keine Zeit, dieselben näher zu untersuchen. Ein chaldäischer Priester versicherte, daß bei Kesari Rum, etwa drei Tagereisen von Mosul entfernt, eine sehr große Ruinenstadt liege, welche siebenfache Ringmauern habe; dort befinde sich auch eime Kolossalstatue, und diese sei mit Inschriften bedeckt. Von besonderem Werthe für Lejean war die ethnographische Ausbeute, namentlich in Bezug auf die iranischen Völker in der Tigrisregion, wo er die Kurden, Jesidis, Tscheback ꝛc. beobachten konnte. Die letztgenannten haben 38 Dörfer inne und reden einen „sehr wilden“ iranischen Dialekt; in religiöser Beziehung stehen sie den Ansarieh und den Jesidis nahe.

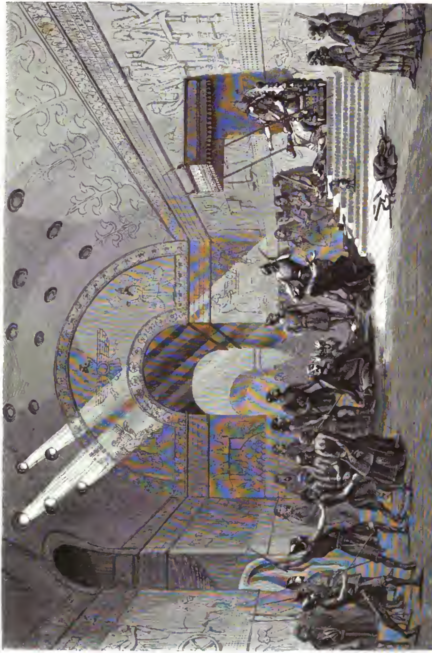
Lejean wollte von Mosul aus die obenerwähnte Ruinenstadt besuchen und dann nach Bagdad gehen. Dort gedachte er auf einem englischen Dampfer nach Karratschi zu fahren und sich weiter nach Peschawer zu begeben, wo dann seine eigentliche Reiseeampagne beginnen sollte, wie er meinte, in der Mitte des Maimonats. Wenn es ihm gelingt, in das Land der Kafirs, dieser ethnologisch interessanten Siahposch (über welche wir im Globus mehrmals Nachrichten gegeben), einzudringen, dann dürfen wir werthvolle Mittheilungen erwarten.

In der Umgegend von Nisibis fand er das Volk weit und breit in Aufregung, weil der Sultan am großen Chabur mehre Tausend vom Kaukasus ausgewanderter Tscherkessen, vom Volksstamme der Tschetschenzen, dort ansässig machen wollte. Sie sollten bei Ras et Aïn eine eigene Stadt haben, die Resaïna colonia, an welcher gerade damals gebaut wurde; man hatte für diese „faulen, zur Arbeit durchaus unlustigen Aristokraten des Kaukasus“ sogar die Felder mit Getreide bestellen lassen; das Volk besorgte, daß sie sich dem Raubgewerbe zuwenden würden. Willkommen und nützlich könnten diese kriegerischen Leute sein, wenn sie ein Bollwerk gegen die arabischen Stämme der Schamar und Taï bildeten, von deren Raubzügen jene Gegend viel zu leiden hat.

Mesopotamien, in soweit es damals von Lejean bereist worden war, ist ihm zufolge eines der schönsten Länder der Welt; die Kartographen, welche südlich von Orfa und Harran Wüsten verzeichnen, seien völlig im Unrecht, denn dort gerade liege eine prächtige Alluvialebene, die wohlbewässert und mit Dörfern übersäet sei, freilich aber auch streckenweit von Arabern ausgeplündert werde. Aus dieser Ebene steigen viele Hügel (arabisch Tell, Mehrzahl: Tlul) empor; sie bilden theils abgestumpfte Kegel, theils mehr oder weniger regelmäßige Kuppen. Lejean hat auf seiner Kartenskizze mehr als 200 solcher „Erdpusteln“ verzeichnet; es seien aber mehr als zehnmal so viele vorhanden, namentlich nach Sindschar und nach dem Chabur hin, wo sie mit alten Ruinen bedeckt sind. Fast an jedem Tell springt eine Quelle fließenden Wassers hervor, manchmal auch zwei. Die von Nimrod und Assur erbaueten Städte, Ninive ausgenommen, seien befestigte Tell gewesen und manche derselben haben ihren alten Namen bis heute sich erhalten, so: Schala, Erasch, Schalan und noch andere. —

Der französische Reisende hat wohl daran gethan, daß er in der Umgegend von Mosul sich nach solchen Alterthümern umsah, die bislang weniger Aufmerksamkeit erregt haben, als die aus der ältern assyrischen Zeit. Schon 1811 hatte Rich darauf hingewiesen, daß bei Babylon und Ninive für die Alterthumswissenschaft und die Kunstgeschichte eine Ausbeute vom höchstem Belang zu gewinnen sei. Dann verfloß ein Menschenalter, bevor die Forschungen begannen, deren großartige Ergebnisse nun längst vorliegen. Die Arbeiten von Felix Jones, Layard, Botta, Rawlinson, Oppert und Anderen haben das alte Assyrien gleichsam bloßgelegt; das alte Ninive ist wieder ans Sonnenlicht gebracht worden, gleich dem von der Asche des Vesuvs verschütteten Pompeji, und die assyrischen Inschriften werden jetzt mit nicht größeren Schwierigkeiten entziffert, wie die ägyptischen Hieroglyphen. Der Horizont der archäologischen Studien ist in unseren Tagen mächtig erweitert worden.

Wir haben einen vollen Einblick in das Leben und Treiben des Volkes und seiner Könige, deren Namen aus den Büchern der alten Hebräer allgemein bekannt sind. Jetzt sind die alten Prachtpaläste, deren Glanz in jenen Büchern wahrheitsgetreu geschildert wird, vor uns bloßgelegt, und es ist für einen gewandten und archäologisch gebildeten Maler, wie Eugen Flandin, eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe gewesen, an Ort und Stelle sehr genaue Darstellungen der Paläste und ihrer inneren Einrichtungen zu entwerfen, denn der Stoff lag und liegt noch in reichlicher Fülle vor, und namentlich die Skulpturen geben die wichtigsten Fingerzeige.



Gefangene Hebräer vor dem assyrischen Könige Tiglath Pilesar. (Nach einer Composition von E. Flandin.)

Sie beziehen sich fast durchgängig auf das Leben und die Thaten der Könige. Die Assyrer unterschieden sich in manchen Lebensgewohnheiten von anderen Orientalen. So z. B. saßen sie auf Stühlen und Tabourets, gleich uns Europäern, und speisten an Tischen. Beide Hausgeräthe waren, in den Palästen wenigstens, reich und geschmackvoll verziert und haben Ornamente, die auch heute bei uns vorkommen, als da sind Thierköpfe, Löwenfüße und was dergleichen mehr ist. Auch der Kleiderluxus war groß; man sieht es an den langen Röcken, den weiten Mänteln, den gestickten Gürteln und befranzten Schärpen.

Nur selten finden wir weibliche Gestalten abgebildet; sie kommen nur bei Auszügen von Kriegsgefangenen vor und als Sängerinnen im Gefolge von Musikanten.

Die Paläste standen auf Erderhöhungen; zu Mauern und Wänden verwandte man Luftziegel, die außen mit Basaltplatten, innen mit Gyps bekleidet wurden. Der letztere erhielt ein marmorgleiches Ansehen und auf ihm finden wir Skulpturen und Inschriften. An den Eingangsthüren standen aus Granit oder Alabaster gehauene Steine oder Löwen mit Menschenköpfen, und das Ganze machte den Eindruck des Monumentalen. Auch das Innere war großartig. In der Reihenfolge großer Säle, von denen einige von allem Schutte gereinigt worden sind, haben manche 100 Fuß Länge und die Breite ist nicht geringer. Neben denselben befanden sich viele kleinere Gemächer. Die Mehrzahl der Skulpturen an den Wänden war farbig, und in jedem Saale finden wir in diesen farbigen Skulpturen verschiedene Gegenstände dargestellt, aber allemal bildet der König die Hauptfigur. Er sitzt z. B. auf seinem Thronsessel und man führt ihm Kriegsgefangene vor, oder er fährt in seinem Wagen, der von schmucken Pferden gezogen wird, oder er empfängt fremde Gesandte, welche ihm Tribut darbringen; dabei fehlen die Erzeugnisse des Landes nicht, aus dem sie kamen. Das Getäfel der Decken war von kostbaren Hölzern.

Auf unserm, von Flandin componirten Bilde hat der Künstler den König Tiglath Pileser dargestellt, der um 740 eine Anzahl jüdischer Gefangener nach Assyrien führte. Ein anderer König desselben Namens hat dritthalbhundert Jahre früher geherrscht, und von ihm sind mehre Inschriften vorhanden, welche Oppert hat entziffern können. Die eine ist durch ihren Inhalt nicht minder wichtig wie jene des persischen Königs Darius auf dem Felsen von Bisutun.

Zunächst ruft der König die Götter des Landes Assur an, und dann werden seine Titel aufgeführt; wir lernen den Kanzleistyl eines asiatischen Hofes vor 2800 Jahren kennen: „Tiglath Pileser, der mächtige König, der höchste König über die Völker aller Zungen; König der vier Weltgegenden, König über alle Könige, Herr über alle Herren, oberster Gewalthaber, König der Könige, der erlauchte Herrscher, welchen der Sonnengott beschützt, der bewaffnet ist mit dem Scepter, angethan mit dem Gürtel der Gewalt über alle Menschen, der da herrschet über das gesammte Volk des Bel; der mächtige Fürst, dessen Lob weithin verbreitet ist, wie bei allen Königen, der hochgeehrte Gebieter, dessen Ruhm auf die Nachwelt kommt, der viele Ebenen und Berge im Oberland und im Unterland erobert hat; der siegreiche Held, dessen Name alle Völker mit Schrecken erfüllt; der glänzende Stern, welcher den Krieg in fremde Länder getragen hat und unter dem Schutze Bels, des Gottes, der seines Gleichen nicht hat, die Feinde Assurs unter das Joch brachte."

Nach dieser Einleitung zählt dann Tiglath Pileser seine Kriegszüge, Jahr für Jahr, Feldzug nach Feldzug auf und nennt viele Länder und Völker; er habe deren nicht weniger als 42 bezwungen; auch werden die Tempel und Paläste aufgeführt, die er gebauet oder ausgebessert, die Bewässerungskanäle, welche er angelegt, die nützlichen Thiere, welche er nach Assyrien eingeführt und die neuen Baumarten, welche er angepflanzt habe. Er ist offenbar ein gewaltiger Krieger und ein fürsorglicher Regent gewesen.

Die brasilianische Provinz Alto-Amazonas.

Von **Karl von Koseritz.**

Porto Alegre, Südbrasilien, im Herbst 1865.

Im äußersten Nordwesten des großen südamerikanischen Kaiserreiches erstreckt sich, am mächtigen Amazonenstrom entlang und durchschnitten von vielen seiner bedeutendsten Nebenflüsse, die Provinz Alto-Amazonas, die im Norden von den columbischen Republiken und dem englischen Guyana, im Osten von der Provinz Gran-Para, im Süden von Matto Grosso, und im Westen von der Republik Ecuador begrenzt wird. Auf vielen Tausenden von Geviert-Meilen noch ungemessenen Landes zählt die große Provinz nur 62,000 Einwohner, von denen mehr denn 40,000 den wilden Indianerstämmen angehören.

Die Provinz Alto-Amazonas bildete zur Zeit der portugiesischen Oberherrschaft die Capitania di S. José do Javari und erst 1821 wurde sie zu ihrem jetzigen Range erhoben, der ihr nach der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens wieder entzogen, dann aber im Jahr 1850 durch ein Gesetz der Assemblea zurückgegeben wurde. Unter den vielen reichen und für die Zukunft vielversprechenden Regionen Brasiliens nimmt diese Provinz, sowohl durch ihre Lage an der mächtigen Lebensader des Amazonenstromes, als auch durch ihre Fruchtbarkeit und ihren Produktenreichthum, einen hervorragenden Platz ein. Unter den jetzigen Verhältnissen hat sie allerdings noch keine erhebliche Bedeutung; sind doch manche Gegenden derselben noch nicht einmal näher bekannt!

Das Klima ist im Thale des Amazonenstromes feucht und heiß, wird aber durch häufige Regengüsse gemildert, und trotz demselben ist der Gesundheitszustand der Provinz besser, als der vieler anderer tropischer Länder. Ihr Produktenreichthum ist endlos; Kautschuk (Seringa), Uarará, Cacao, Arzneipflanzen in großer Menge, Färbehölzer und Nutzhölzer können dort in ungeheuerer Menge gewonnen und ohne große Anstrengung von der nomadischen Bevölkerung in den Handel gebracht werden. Die äußerst geringe Einwohnerzahl ist schuld, daß der Alto-Amazonas

bis heute noch keine erhebliche Bedeutung für den Handel gewinnen konnte; eine glänzende Zukunft wäre ihm aber sicher, wenn es gelänge, ihm hinreichende Arbeitskräfte zu verschaffen. Von weißen Arbeitern kann freilich dort keine Rede sein.

Die Bevölkerung des Amazonenthales ist noch rein nomadisch; das Innere wird nur von wilden Indianern bewohnt, und die meisten Einwohner europäischer Abkunft, die man dort findet, theilen die wandernde Lebensweise der Eingebornen. Sie haben keine festen Wohnplätze, sie säen und ernten nicht, sie betreiben auch weder Handwerke noch Handel; während der Sommermonate dringen sie in den Urwald, ziehen Kautschuk aus und suchen Uarará, Färbehölzer rc., was Alles sie dann an die Zwischenhändler (meist portugiesischer Abkunft) verkaufen, um ihre geringen Bedürfnisse zu decken. Ohne Arbeit, ohne Vorsorge, ohne irgend welche Anstrengung bietet ihnen die üppige Natur Alles, was sie brauchen, und begünstigt sie in ihrer nomadischen Lebensart. „Ihre Industrie ist nicht produktiver, sondern extraktiver Art; dadurch wird eine gesunde Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse verhindert.

Das civilisirte Leben beschränkt sich also auf die wenigen Städte der Provinz, die übrigens unbedeutend genug sind. Die wichtigste derselben ist Manáos, die Hauptstadt, welche seit 1848 zum Range einer Stadt erhoben ist und früher Barra do Rio Negro genannt wurde, weil sie an der Mündung dieses riesigen Nebenflusses des Amazonas liegt. Den Namen Manáos erhielt sie von einem Indianerstamme, der früher auf der Stelle, welche die heutige Stadt einnimmt, Hütten besaß. Die frühere Hauptstadt, Barcellos, bildet den Mittelpunkt der Provinz, hat jedoch viel von ihrer früheren Bedeutung verloren; dagegen nimmt Tabatinga, die Grenzfestung gegen Peru, am Ufer des Amazonas, da wo derselbe aus dem peruanischen Gebiet heraustritt, an Wichtigkeit zu, weil eine regelmäßige, niemals unterbrochene Dampfschifffahrt zwischen Tabatinga und Belém (d. i. Pará) rege Handelsverbindungen anbahnt, die von äußerster Wichtigkeit werden müssen, sobald Brasilien den Amazonas den Flaggen aller Völker öffnet. Noch ein Ort der Provinz, welcher auf den Namen „Stadt", wenn auch unberechtigter Weise, Anspruch macht, ist S. José de Marabitanas, eine kleine Grenzfestung am Rio Negro. Keine dieser Städte ist bedeutend; ihre gewöhnliche Bevölkerung besteht aus einigen Beamten und solchen Handelsleuten, die den Indianern des Innern die Früchte ihrer geringen Arbeit abnehmen und ihnen die nöthigsten Bedürfnisse an Kleidung, Waffen, Angeln rc. dafür austauschen.

So wenig also diese Provinz der Industrie und der Civilisation im Allgemeinen zu danken hat, so unbedeutend sie auch an Bevölkerung, Einkommen und Produktion augenblicklich dastehen möge, so unendlich wichtig wird sie künftig einmal durch ihren natürlichen Reichthum, durch ihr mächtiges Flußgebiet, welches einen Theil des Amazonas, den Rio Negro, den Hyupura, den Yavary, den Jutahy, den Purus, den Madeira rc. umfaßt, für den Welthandel werden, dem sich im reichen und üppigen Thale des südamerikanischen Stromriesen unendlich großartige Horizonte erschließen. Da wir nun die künftige Wichtigkeit des Alto-Amazonas vollständig erkennen, glauben wir, daß einige genauere Angaben, die wir den amtlichen Berichten des Präsidenten der Provinz entnehmen, für die Leser des Globus von Interesse sein werden.

Bei der nomadischen Lebensweise der Bevölkerung der Provinz und bei dem Mangel an öffentlichem Unterricht und an Bildung nimmt es Wunder, daß verhältnißmäßig wenig Verbrechen vorkommen und daß die öffentliche Ruhe und Ordnung mit Leichtigkeit aufrecht erhalten werden. Das ist vorzugsweise dem friedlichen Geiste der Bevölkerung zu danken. Im Berichte wird gesagt: „Dieses Faktum ist ein Beweis der friedlichen Gesinnung der Bewohner des Amazonas, und ich habe solches Zutrauen zu denselben, trotz der allgemeinen Unwissenheit des Volkes, trotz der Trägheit, in der es lebt, trotz seiner nomadischen Lebensweise, trotz der geringen Liebe, die es zu dem Boden hat, den es nicht kultivirt, oder zu der Wohnung, welche ja keinen festen Platz hat, zum häuslichen Heerde, dessen wohlthuenden Reiz es fast nicht kennt, — daß ich glaube, daß die öffentliche Ruhe, welcher die Provinz bis jetzt sich erfreute, nur sehr schwer gestört werden kann. In der ganzen Provinz fanden im Jahre 1864 bis 1865 (von Juli zu Juli) nur ein Todtschlag, 7 leichte Verwundungen, ein Raub, ein Ungehorsam gegen Behörden, ein Diebstahl und 2 Beleidigungen statt, was gegen die übrigen Provinzen des Reiches vortheilhaft kontrasirt.

Die militärische Besatzung ist verhältnißmäßig gering; es liegen dort nur 559 Mann Linientruppen, und die Nationalgarde wird auf 5494 Mann angegeben. — Die Provinzial-Regierung besitzt einen Dampfer, den Pirajá, der zur Erforschung der Flüsse verwendet wird. — Der Zustand des öffentlichen Unterrichts ist traurig genug; man hat im Ganzen nur 19 öffentliche Elementarschulen, von denen 16 für Knaben und 3 für Mädchen bestimmt sind; jene wurden von 409 Knaben, diese von 49 Mädchen besucht; Privatschulen existiren in der ganzen Provinz nur 3, mit 64 Schülern. Die schulfähigen Kinder werden auf etwa 6000 veranschlagt, von denen also nur 522 Unterricht empfangen. Es kommen 95 Einwohner auf einen Schüler, während z. B. in Preußen auf je 6 Einwohner ein Schüler kommt. In Manáos wird das öffentliche Gymnasium von 54 Schülern besucht.

Die Regierung der Provinz wendet der Erforschung des Amazonas und seiner Nebenflüsse ganz specielle Aufmerksamkeit zu. Nach jener Exploration des Rio Purus durch den Kapitän Silva Coutinho, über die wir bereits in dem Globus berichtet haben, wurde derselbe Ingenieur mit der Untersuchung der Flüsse Manés und Tapajoz beauftragt, um ausfindig zu machen, ob eine Fahrbahn zwischen Amazonas und Matto Grosso vorhanden sei, und später mit der Erforschung der Flüsse Hyupurá, Iturý und Madeira. Coutinho begann seine Reise am 14. März 1864 und kehrte am 24. Mai zurück, nachdem er bis zur Mündung des Apoporis in den Hyupurá (mit dem kleinen Kriegsdampfer Ibicuhy) vorgedrungen war. Die früher nicht menschenleeren Ufergegenden sind jetzt fast ganz verlassen. Vom Solimoens (Amazonas) bis zum Apoporis fand Coutinho nur 12 elende Indianerhütten. Der bedeutende Stamm der Miranhas bewohnt die Wildniß von der Mündung des Caynany bis zu der des Cuemany; die Stämme Pacé und Homaua, die früher am Hyupurá hausten, existiren nicht mehr, und nur einige Reste der Hyury- und Coratuindianer erscheinen noch von Zeit zu Zeit am Hyupurá, um Cacao zu suchen; diese Stämme leben am Mocó-Mirim und handeln vorzugsweise mit den Schiffern des Tokantins.

Zwischen dem Rio Negro und dem Hyupurá leben noch nomadische Stämme der großen Familie der Maeus. Um jene äußerst reichen Gegenden dem Handel zugänglich zu machen, gedenkt man auf einem Berge in der Nähe der Mündung des Apoporis ein Fort zu errichten und die Indianerstämme der Umgegend in Missionen zu vertheilen,

wovon man viele Vortheile erwarten kann, weil besagte Stämme friedfertiger Natur sein sollen.

Die Aufgabe, eine Verbindung zwischen dem Purus und dem Madeira, oberhalb der Hindernisse, welche die Schifffahrt dieses letzteren stören, aufzufinden, und somit eine direkte Verbindung zu Wasser zwischen Amazonas, Matto Grosso und Bolivia zu erreichen, beschäftigt noch immer die Aufmerksamkeit der Regierung. Neuerdings ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Verbindung nur durch den Rio Iturý, den bedeutendsten Nebenfluß des Purus, auf dessen rechtem Ufer er mündet, vermittelt werden kann.

Diese wichtige Erforschung ist dem Lootsen Manuel Urbano anvertraut worden, der am 24. Mai 1864 abreiste und an dem Tage, an welchem der Präsident seinen Bericht schloß, noch nicht zurückgekehrt war. Er hatte Befehl, den Iturý so weit hinauf zu gehen, als derselbe überhaupt schiffbar wäre, und zu sehen, ob derselbe durch irgend einen Nebenfluß oder Kanal mit dem Madeira in Verbindung stehe.

Der Purus ist noch von keinem Brasilianer in seiner ganzen Ausdehnung erforscht worden (wohl aber durch den Engländer Chandless); der Dampfer Pirajá drang bis zu den Stromschnellen von Hyulanahan vor, während der Lootse Manuel Urbano vor einiger Zeit mit Kähnen bis zu dem peruanischen Dorfe Saraiacu kam. Aller Wahrscheinlichkeit nach geht der Purus bis in das Herz von Peru und wird eine der wichtigsten Wasserstraßen der Zukunft sein, wenn die Hindernisse (Stromschnellen) im Ucayale erst einmal beseitigt sind. Im Mai 1864 ging von Manáos aus der englische Reisende George Chandless den Purus hinauf mit dem Vorsatz, bis zu den Quellen desselben vorzudringen (das ist ihm, wie bemerkt, gelungen). Was den Madeira betrifft, so ist 1861 bis zu den großen Riffen untersucht worden und man gedenkt jetzt eine größere Expedition zu einer eingehenden Erforschung desselben auszurüsten, die um so wichtiger sein wird, als der Madeira sowohl für den Handel wie für die Politik von größter Wichtigkeit ist, denn sein ganzes rechtes, sowie ein großer Theil des linken Ufers gehören dem Kaiserreiche, und die Schifffahrt ist auf der ganzen Ausdehnung desselben durch alte Verträge garantirt. In dem Zeitabschnitte von 1749 bis 1780 war die Schifffahrt auf dem Madeira äußerst rege. Die Reisenden fanden in der Ortschaft Crato und in einer andern in der Nähe des zweiten Riffes Alles, was sie zu ihrer Ausrüstung gebrauchten, so daß sie Wenig oder Nichts von den Verfolgungen der wilden Stämme Mura und Munducurus, welche die Ufer unsicher machten, zu fürchten hatten. Für die Provinz Matto Grosso ist die Schifffahrt des Madeira eine wahre Lebensfrage, denn dieselbe liegt 600 Leguas (18 auf den Grad) von der brasilianischen Küste, so daß sie nur mit der größten Schwierigkeit erreicht werden kann. Die beiden einzigen Wasserstraßen sind der Paraguay und der Madeira; jener kann der Schifffahrt leicht verschlossen werden, da er theilweise fremden Staaten angehört, wie es jetzt von Seiten Paraguay's geschehen ist, so daß Matto Grosso fünf und sechs Monate lang ohne Verbindung mit der Hauptstadt bleibt. Deshalb nun ist die Schifffahrt des Madeira von höchster Wichtigkeit, und wenngleich die Verlegung der Hauptstadt von der Ortschaft Matto Grosso am linken Ufer des Uaporé nach Cuyabá, sowie der Verfall der oben bezeichneten Ortschaften den Verkehr fast gänzlich abgeschnitten hat, so ist es doch durch den gegenwärtigen Krieg der Regierung nahe gelegt, auf eingehende Weise für die Wiederherstellung der Verbindungen auf jener Wasserstraße zu sorgen, um so mehr als die Indianer fast als gezähmt zu betrachten sind und die Eröffnung des Amazonenstroms für alle Flaggen, sowie die Eröffnung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt auf dem Madeira jene Gegenden dem Welthandel erschließen werden. In Folge dessen unternahm Silva Coutinho eine Untersuchung des Flusses (in seiner ganzen Ausdehnung) bis Bolivia und war angewiesen, geeignete Punkte zur Erbauung von Forts und zur Anlage von Städten zu bezeichnen. Etwa 180 Leguas weit ist der Madeira für große Dampfer schiffbar; dann folgen in einer Ausdehnung von 70 Leguas große Wasserfälle, deren Umgehung durch Kanäle Coutinho skizziren sollte. Fernerhin sollte er untersuchen, ob der Beni wirklich in den Madeira mündet, wie alte Ueberlieferungen behaupten, und er sollte ferner den geheimnißvollen See Rogaguallo zu erreichen suchen; er sollte die Stämme der Caripunas, der Turás und Urupás besuchen und sehen, ob sie einiger Civilisation zugeführt werden können; er sollte ferner die Holzarten und Arzneipflanzen untersuchen, geognostische Studien anstellen, die Thiere jener Gegend klassificiren, Specimina von Mineralien &c. sammeln und durch astronomische Beobachtungen die geographische Lage der Hauptpunkte des Flusses bestimmen. Der Präsident der Provinz begleitete ihn bis zu der ehemaligen Ortschaft Crato, von der heute keine Ueberreste mehr existiren. Der Ingenieur war den letzten Nachrichten zufolge bereits über die äußersten Wasserfälle hinaus und setzte seine Forschungen fort.

Der Rio Branco, eine nicht minder wichtige Wasserstraße, ist gegenwärtig fast von jedem Hindernisse frei, denn ein Gutsbesitzer jener Gegenden hat die auf einer Strecke von 2 Leguas vorhandenen Steine und Felsen mit Hülfe der Regierung gesprengt und das Bett des Flusses der Schifffahrt zugänglich gemacht.

In dem Stromgebiete des Amazonas, in welchem so viele Tausende von wilden Indianern leben, giebt es nur sehr wenige Missionen. Mehr als 300 Jahre sind verflossen seit der Entdeckung, aber wenige Schritte von den Städten leben in ihren Sertoes Tausende und aber Tausende von Indianern, die keine Idee von Religion und Civilisation haben. Seit den Zeiten, in denen die Jesuiten in jene Wildniß drangen und sich die Indianer unterwarfen, ist in Brasilien nichts mehr zu Gunsten der Eingebornen geschehen. Heute sucht die Indianer in ihren Urwäldern Niemand auf, außer den Handelsleuten, die überall hinbringen, um die Produkte der Wälder einzuhandeln. Diese sogenannten Regatáos (Schacherer), meist portugiesischer Abkunft, gehen in die Wildniß, nehmen den armen Wilden die Erzeugnisse ihres Fleißes mit grausamer Uebervortheilung ab, bringen ihnen mit dem Branntwein (Caraça) das Laster und das physische Verderben, entehren ihre Frauen und Töchter und machen die weiße Race täglich verhaßter unter diesen Söhnen des brasilianischen Urwaldes. Wie die Schacherer mit den armen Indianern verfahren, geht aus folgenden Beispielen hervor: Im vergangenen Jahre kam der Häuptling oder Tuchána der Maués mit einigen Begleitern nach Manáos, und der Präsident erfuhr von ihm, daß er für ein Hemd von gestreifter Baumwolle, welches er trug und von einem Händler gekauft hatte, nicht weniger als 32 Pfund Uararú gegeben habe, d. h. den Werth von 15 bis 16 Dollars. Ein anderes Mal lag der große Kahn eines portugiesischen Regatáo's an einer Stelle des Purus vor Anker; ein Indianer fährt mit seinem Kahne vorbei, in dem er einige Centner Seringa (Kautschuk) transportirt, die Frucht der Arbeit eines ganzen Jahres, deren Betrag er zur Zahlung einer Schuld bestimmt hatte. Der Regatáo schlägt ihm ein Geschäft vor, aber weil dem

Indianer der angebotene Preis nicht paßt, bietet er ihm zu trinken an, betäubt ihn mit Branntwein und legt den völlig Trunkenen in seinen Kahn, setzt eine Flasche Caraça (Branntwein) neben ihn, schneidet das Tau durch, und läßt den Unglücklichen stromab treiben. Dieser Fall kam zur Kenntniß des Präsidenten und derselbe bestrafte den Portugiesen. So flieht der Indianer vor der „Civilisation" und der Berührung der weißen Race, die er nur durch Verfolgung und Leiden kennen lernt. Die sogenannten Indianer-Direktoren, denen die Beaufsichtigung der Wilden-Distrikte anvertraut ist, sind gewöhnlich die schlimmsten Feinde der Indianer, denn sie beuten dieselben unbarmherzig aus und tyrannisiren sie. In Folge dessen flieht der Indianer immer tiefer in die Wälder, wird immer mißtrauischer und den Weißen feindlicher gesinnt, und viele, die bereits in Niederlassungen (*Aldeamentos*) wohnten und zum Christenthume übergetreten waren, sind nach und nach wieder in die Wälder gegangen, um der Berührung mit den Direktoren und den Schacherern zu entfliehen; sie leben nun wieder in ihrem ursprünglichen, wilden Zustande. Auf diese Weise verliert Brasilien nach und nach eine Menge von Leuten, die äußerst nützlich verwendet werden könnten. Es ist Pflicht der Regierung, diesem Uebelstande abzuhelfen; sie muß Mittel finden, diese Bevölkerung an sich zu fesseln; sie muß diesen Wilden und Halbwilden, welche sich in fortwährend dauernden, blutigen Kämpfen gegenseitig aufreiben, die Freundeshand darbieten. Das einzige Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist die Einrichtung von *Missionen*, und deshalb auch hat die Provinzialregierung beschlossen, einen berühmten Missionär, Don José Antonio Maria *Ibiagina*, für dieses segensvolle Werk zu gewinnen und ihn mit einer Gesellschaft von Missionspriestern *an den Purus* zu schicken, wo er vor einigen Monaten angelangt ist und seine segensreiche Mission begonnen hat.

In der Provinz Alto-Amazonas hat man gegenwärtig 39 Indianer-Direktoren, unter deren Verwaltung 17,480 halbzahme Indianer leben, während die in den Wäldern zerstreut lebenden Wilden auf das Doppelte dieser Zahl steigen. Von diesen 17,480 *Halbwilden* gehören 8255 dem männlichen, 9225 dem weiblichen Geschlechte an; sie bewohnen 755 Hütten und haben 21 Kapellen. Die *wilden Indianer* des Amazonas sind friedliebender Natur, und wenn sie nicht so viel von den Weißen zu leiden hätten, würden sie leicht gezähmt werden können. Sie beschäftigen sich mit Fischfang, Jagd und Einsammeln von Uarará, Kautschuk, Kakao und Arzneipflanzen, sind gewandte Jäger und tapfere Krieger. Keiner von diesen Stämmen frißt Menschen. Sie skalpiren ihre todten Feinde nicht, *schneiden ihnen aber die Ohren ab*, die sie trocknen und am Gürtel tragen. Nur manche Stämme bedienen sich der Feuerwaffen, fast alle handhaben Pfeil und Bogen mit großer Geschicklichkeit. *Die Männer arbeiten gar nicht, während die Frauen fast übermenschlich arbeiten müssen.* Von Kleidung ist nicht die Rede; eben so wenig von festen Wohnungen; die Stämme durchziehen die Wälder, bauen Waldhütten, die sie beim Weiterziehen verlassen, und beten noch immer ihren alten Gott Tuchá an, der im Donner zu ihnen spricht.

Ueber die Sprache der Völkerstämme des Amazonas ist nichts Specielles festgestellt; sie sprechen Abarten der Tupi-Sprache, die wenig oder keine Aehnlichkeit mit dem in Paraguay und den südlichen Provinzen Brasiliens gesprochenen Guarani hat, für welches Grammatiken und Lexika schon aus den Zeiten der Jesuiten existiren.

Die finanziellen Verhältnisse der Provinz sind kläglich. Dieselbe hat noch keine produktive Industrie; Landbau und Manufakturei kennt man nicht. Man verkauft die Erzeugnisse, welche der Wald bietet. Wir haben die Hauptartikel schon namhaft gemacht; außerdem sind zu erwähnen: Getrocknete Fische, Jalapa, Pfeilgift, Sassaparille und Ipecacuanha; ob und welche Metalle der Boden birgt, weiß man nicht. Die Indianer verfertigen Hängematten aus Bast, Federblumen, bunte Thonwaaren, rohgearbeitete Tabakspfeifen und grobe Strohhüte. Diese Produkte werden gegen europäische Waaren vertauscht. Die weißen Bewohner der Provinz haben keinerlei Manufaktur, und die Ausfuhren sind demnach sehr unbedeutend. Daher kommt es auch, daß die Einnahme für die Central-Reichskasse im letzten Jahre nur etwa 11,000 Dollars betrug, während sich die Ausgaben beinahe auf 200,000 Dollars stellten. Das Einkommen der Provinz übersteigt nicht 50 bis 60,000 Dollars und auch hier muß die Nachbarprovinz Pará oft aushelfen. Wenn jedoch die gegenwärtigen Verhältnisse ein wenig beneidenswerthes Bild bieten, so ist nicht minder wahr, daß eine bessere Zukunft in Aussicht steht, sobald der Amazonenstrom allen Flaggen geöffnet sein wird, sobald der Madeira und der Purus von Dampfschiffen befahren, der Iturý und der Rio Branco nicht ferner verödet bleiben, und sobald die Verbindung zu Wasser mit Matto Grosso hergestellt sein wird. (Freilich bleibt unter allen Umständen die allerwichtigste Frage zu beantworten: — *Woher will man Arbeiter nehmen?* Denn daß die wilden Jagdnomaden im Gebiete des Amazonas durchaus unfähig für das sind, was wir Civilisation nennen, das kann Niemand bezweifeln. Sie werden bleiben was sie sind, oder wenn man sie ihrem umherschweifenden Leben entnimmt und zwangsweise seßhaft machen will, dann müssen sie zu Grunde gehen. Weiße Menschen können in jenen tropischen Ebenen nicht arbeiten, und der freie Neger arbeitet nicht, weil er in jenen heißen Regionen seine Bedürfnisse mit größter Leichtigkeit befriedigen kann. Man wird deshalb die Erwartungen von einem hohen Aufschwunge jener von der Natur allzuüppig ausgestatteten Gegenden auf ein sehr bescheidenes Maß zurückführen müssen, so lange man nicht weiß, woher man die Kräfte zum regelmäßigen Arbeiten nehmen will. Und wo wären diese? A.)

Aus allen Erdtheilen.

Quentin und Mage vom obern Niger zurückgekehrt. Beide Reisende sind am 19. Juli wohlbehalten in Paris eingetroffen. Unsere Leser wissen, daß sie im November 1863 vom Senegal aus nach dem obern Niger gingen; seit dem April 1864 waren in St. Louis keine Nachrichten von ihnen eingetroffen; dann erschienen sie plötzlich am 28. Mai 1866 im Fort Medine am obern Senegal und waren am 19. Juni in St. Louis. Die Augustnummer der „Revue maritime et coloniale" erklärt nun, wie es gekommen sei, daß man so lange Zeit Nichts von ihnen erfahren habe. Mage schrieb von Segu am Niger, wo er sich schon seit 7 Monaten befand, im Dezember 1864 an den Gouverneur des Senegal, aber seine Briefe wurden dem schwarzen Boten unterwegs entwendet. Er sagte in dem Schreiben, daß er damals seine Reise zum Hadsch Omar nicht fortsetzen konnte, weil dieser im Kriege mit dem Fulbesultan von Massina sich befand. Der König von Segu wollte die Reisenden nicht weiter ziehen lassen, bevor sie nicht ihres Auftrages bei seinem Vater Omar sich entledigt haben würden, doch wollte er gegen ihre Rückwanderung Nichts einwenden, falls diese vom Gouverneur zu St. Louis verlangt werde. Die Antwort auf Mage's Brief war 13 Monate unterwegs, weil während des Kriegs alle Verbindung zwischen Segu und dem Senegal gehemmt war. Im Anfange des Jahres 1866 kamen die Boten vom Gouverneur an, und nun konnten die Reisenden abziehen. Der König gab ihnen eine Bedeckung von 400 Mann, und von dieser wurden sie bis Nioro in Kaarta geleitet. Jedenfalls werden ihre Berichte helles Licht auf die bisher dunkeln Verhältnisse am obern Niger werfen.

Zustände im Nigerdelta.

Wir vernehmen aus der Region des Palmölhandels selten etwas Erbauliches; die Barbarei tritt dort in ihrer schauderhaftesten Gestalt auf. Es muß abgewartet werden, ob die Missionen in jener Gegend einen bessern Erfolg haben, als in den übrigen Negerländern der Fall ist.

Im Anfange des Jahres 1865 gründete der bekannte Bischof Samuel Crowther eine Mission zu Bonny, einer Stadt an dem gleichnamigen Nigerarme, in welcher der vielgenannte König Pepple gebietet. Crowther ist selber ein schwarzer Mann, wiewohl kein Vollblutneger und steht als eine seltene Ausnahme da; auch Richard Burton, der Afrika besser kennt als irgend ein Anderer, läßt ihm volle Gerechtigkeit widerfahren.

Es ist ihm gelungen, in Bonny eine Kapelle und eine Schule zu eröffnen; beide wurden am 26. April 1866 feierlich eingeweiht, und König Pepple, obwohl ein wunderlicher Kauz und echter Barbar, war dabei zugegen. Er hatte den Bischof gebeten, in der Einweihungsrede recht viel von den Königen Nebukadnezar und Salomo zu erzählen und auch Belsazars nicht zu vergessen. Nicht weniger als 53 Schulkinder waren anwesend; auch wurden Bibeln und Neue Testamente verkauft. Die Kinder erhielten als Prämie Bücherranzen, und der Häuptling Oko Jumbo bat sich gleichfalls einen solchen aus. König Pepple schenkte dem Missionär eine große Ziege.

Bischof Crowther gibt in seinem Briefe vom 5. Mai (Church Missionary Intelligencer, Juli 1866. S. 223) eine Schilderung der Zustände, die offenbar wahrheitsgetreu ist. Er schreibt Folgendes:

„Wenige Schritte von unserer zeitweiligen Schulhütte entfernt, steht hier in Bonny Town das große Jujuhaus. Auf den Pfosten der Eingangsthüren, an den Wänden und dann auch im Innern sieht man als Schmuck und Verzierung des Götzenhauses Hunderte von Menschenschädeln aufgestellt. Man sagt, sie seien von Kriegsgefangenen, welche dem Juju geopfert wurden; das Fleisch wurde verzehrt, weil man dadurch Rache an den Feinden zu nehmen gedachte. Draußen, der Vorderseite des Jujuhauses gegenüber, befand sich ein etwa 6 Fuß hohes Gerüst, auf welchem die Knochen der Geopferten lagen. In der neuesten Zeit haben die Dinge noch eine Wendung zum Schlimmern genommen.

Das heilige Haus ist jetzt sehr in Verfall gerathen und bedürfte der Ausbesserung in hohem Grade; die Wände sind aus dem Loth gewichen und drohen den Einsturz; auch die Bambusmatten, welche als Bedachung dienten, sind nicht mehr wasserdicht. Ein Theil der Schädel ist abhanden gekommen, das Gerüst mit den Knochen eingestürzt und die letzteren liegen nun zerstreut im Gras umher. So viel ich abnehmen kann, denkt Niemand ans Ausbessern. Die jüngeren Leute sagen, man könne diese Dinge nicht mehr gebrauchen; es werde hier anders.

Es gibt auch manche Privat-Jujuhäuser und Priester und Priesterinnen, bei denen man viele Schädel sieht; man kann sie recht eigentlich als Schädelhäuser bezeichnen. Die abscheulich häßlichen Holzfiguren, welche Götzen darstellen, sind genau so wie in anderen Theilen Afrika's, und ich will sie deshalb nicht näher beschreiben.

Man verehrt hier die Iguanas, große Eidechsen, welche den Götzen geheiligt sind, und man sieht sie überall in und vor den Häusern. Sie gewähren einen häßlichen Anblick, besonders wenn sie mit Schlamm bedeckt sind, welchen sie sehr gern haben. Sie sind sehr zahm und gehen dem Menschen nicht aus dem Wege. Ich saß eines Tages in der Veranda und beobachtete solch eine Creatur. Ganz in der Nähe war ein Faß in die Erde getrieben worden, das als Brunnen diente; dieser hatte etwa 2 Fuß hoch Wasser. Ich sah, wie eine Iguana an den Wänden des Fasses emporkroch; sie hatte sich eine große Krabbe herausgeholt und verzehrte dann dieselbe mit großer Schnelligkeit. Als sie ins Wasser tauchte, verlor sich der Schlamm und ich sah nun das Thier in seiner wahren Gestalt; die Haut ist schön gelb und grün gewürfelt. Manchmal springt man aber unsanft mit den göttlichen Thieren um, weil sie den Leuten die Küchlein auffressen.

Auch die Haifische werden verehrt. Man bezeichnet den Hai als Kalabar-Juju; in Braß-Town wird nebenher auch die Boa Constrictor-Schlange vergöttert.

Ueberall an der Bucht von Benin ist es während der letztverflossenen Monate sehr unruhig hergegangen. Braß, Bonny und Okrika führten Krieg gegen Neu-Kalabar. Auf einem Zuge gegen den Feind machten die Leute von Neu-Kalabar 45 Gefangene. Diese alle wurden getödtet und gefressen. Die einzelnen Glieder sind unter das Volk, Alt und Jung, Weiber und Männer vertheilt worden. Jeder trug seinen Antheil ganz offen nach Hause; mehre Supercargos, welche von den Schiffen zur Stadt kamen, sind Augenzeugen gewesen. Man macht auch gar keinen Hehl aus der Sache.

Bei einer andern Gelegenheit nahmen die Krieger der Okrikas den Neu-Kalabaresen 103 Gefangene ab, und zur Wiedervergeltung wurden diese allesammt todtgeschlagen und dann aufgefressen."

Auch an der Spitze des Nigerdelta's, wo der verstorbene Dr. Baikie sich so viele Mühe gegeben hatte, die schwarzen Potentaten friedlich zu stimmen, sah es zu Anfang des Jahres 1866 sehr wild aus. Der eingeborne Katechist der Mission zu Gbebe (Igbebe) schreibt aus Lokoja (am Zusammenflusse des Benue und Niger), wohin er sich geflüchtet hatte, unterm 27. Februar, daß Gbebe am 20. Februar von den Bassas erstürmt worden sei. Die Fehde war schon im November ausgebrochen; König und Häuptlinge waren der Mission sehr gram, weil diese sich nicht am Kriege betheiligen wollte. Deshalb wurde sie mißhandelt, bestohlen und am 19. Februar von den Odekebo-Leuten völlig ausgeplündert. Der Katechist entrann nur mit genauer Noth ihren Pfeilen. Nachher wurde die Stadt von den Bassas in Brand gesteckt, und jetzt steht nicht eine einzige Hütte mehr.

Der Krieg zwischen den holländischen Bauern und den Basutos, dessen wir oftmals erwähnten, hat endlich aufgehört. Das amtliche Blatt des Oranjefluß-Freistaates meldet, daß am 3. April 1866 bei der Basutofestung Thaba Bossiu ein Friedensvertrag abgeschlossen sei zwischen dem Präsidenten der Republik einerseits und den beiden Bevollmächtigten des Basutokönigs Moschesch andrerseits; diese heißen Nehemiah und Moperi. Der König verzichtet auf alles Land, worauf er Anspruch erhoben hatte und erkennt als Grenze die vom Volksrath der Boers festgestellte Linie an. Diese zieht von Cornet Spruit

aus am Kraal Buchuli vorbei über einen Spitzberg 3 Miles von Letsea und durch Catheart's Drift. Der Freistaat hat damit ein Gebiet erworben, auf welchem etwa 4000 Landgüter, jedes mit 2000 Morgen Bodenfläche, angelegt werden können. Außerdem gibt Moschesch den Bauern 3000 Häupter Rindvieh und verpflichtet sich, alle Basutos aus dem bisher streitigen Landstriche zu entfernen. Die von ihm tapfer vertheidigte Festung Theba Bossiu darf er behalten. — Wir ersehen aus dem Journal des „Missions evangeliques", daß die französischen Missionäre durch den Krieg viel Ungemach zu erdulden hatten

Ostindien. Die Hauptstadt Calcutta besteht aus drei verschiedenen Municipalitäten: dem eigentlichen Calcutta, der „Stadt"; den vielen Vorstädten, welche mit ihr auf derselben Seite des Flusses Hughly liegen und in denen die Europäer und die Mehrzahl der Mohammedaner wohnen, und drittens dem Stadttheil Haurah. Die Gesammtzahl der Bewohner kann man, der „Homeward Mail" zufolge, auf mindestens 1 Million Seelen veranschlagen, doch darf man das Ergebniß der Zählungen nur als ein unvollständiges, mehr oder weniger annäherndes betrachten. Die Bevölkerung ist im höchsten Grade buntscheckig. Auf Tschauringhi (Chowringhee wie die Engländer schreiben), wo die meisten eingebornen Kaufleute leben, entfallen 378,066 Seelen; davon sind 11,067 Europäer und Amerikaner, 10,950 Eurasier, d. h. Ostindier von europäischen Vätern und indischen Müttern, 33 Griechen, 722 Armenianer, 1443 Asiaten aus nicht indischen Gegenden, 548 Juden, 113 Parsis, 33 Afrikaner, 408 Chinesen, 113,365 Muselmänner und 219,300 Hindu's. Diese Volksmenge wohnt in 15,976 Häusern und 42,917 Hütten. In ganz Calcutta starben 1865 etwa 23,000 Personen; davon 22 Procent an der Cholera und eben so viele an den Blattern.

Schifffahrt auf dem Irawaddy. Seit einer Reihe von Jahren sind die Engländer eifrig bestrebt, den Verkehr auf diesem Strome zu beleben und vermittelst desselben einen bequemen Handelsweg nach dem südwestlichen China, namentlich nach der Provinz Yünnan zu eröffnen. Das Mündungsgebiet des Irawaddy (das Land Pegu) haben sie dem Kaiser von Birma bekanntlich abgenommen und ihn dadurch vom Meer ausgeschlossen. In dem jüngsten Vertrage mit diesem Monarchen erzwangen sie auch die Bestimmung, daß es jedem englischen Unterthan erlaubt sein solle, in Birma zu Land und zu Wasser, namentlich auch auf dem Irawaddy zu reisen, ohne daß ihm irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt werden dürfe. Bis jetzt ist aber noch keinem europäischen Kaufmanne gelungen, auf dem Strom über Mandelay, die Residenz des Kaisers, hinauszukommen. Wir wissen aus Adolph Bastians sehr inhaltreichem Werk über Birma, daß er nicht einmal wissenschaftlichen Reisenden gestattet, nach Nordosten hin ins Innere vorzudringen. Nur ein englischer Consul und ein paar Missionäre haben bis Bhamo gelangen können, also bis in die Nähe der chinesischen Grenze. Jetzt wollen nun die englischen Kaufleute, nöthigenfalls mit Gewalt, sich den Irawaddy eröffnen. Indischen Berichten zufolge ist auf Veranlassung der Handelskammern von London und Liverpool ein Dampfer zu diesem Zweck ausgerüstet worden. Er ist mit europäischem Schiffsvolke bemannt, hat eine volle Ladung englischer Fabrikate und soll direkt bis Bhamo hinaufsteuern. Die ganze Mannschaft ist wohl bewaffnet und wird sich im Nothfalle wehren. Wenn der Dampfer unübersteigliche Hindernisse findet und zur Umkehr gezwungen wird, dann will man die birmanische Regierung für allen Verlust verantwortlich machen und vollen Schadenersatz verlangen.

Die Japaner dürfen ins Ausland reisen. Diese Befugniß ist allen Einwohnern des „Inselreiches im Sonnenaufgange" von Seiten des obersten Staatsrathes, des „Gorogio", ertheilt worden durch ein am 23. Mai 1866 erlassenes Dekret. Keine Volksklasse, nicht einmal jene der Bauern, ist davon ausgenommen. Es ist Vorschrift, daß jeder Japaner, der sich ins Ausland begeben will, bei der Regierung seine Absicht kund gebe und Mittheilung mache, zu welchem Zweck er reisen werde; dann erhält er einen kaiserlichen Paß. „Personen, welche nach verschiedenen Ländern über See reisen wollen, um dort Wissenschaften und Künste zu erlernen oder auch des Handels wegen, werden dazu Erlaubniß bekommen." Damit ist ein schwerer Bann gebrochen, der seit nun dritthalbhundert Jahren auf Japan lastete. Früher wurde den Bewohnern des Inselreiches keinerlei Hinderniß beim Verkehr mit dem Ausland in den Weg gelegt, sie durften sich frei bewegen, und japanische Dschonken schifften bis nach Bengalen. Als aber die christlichen Völker die Zuvorkommenheit, mit welcher sie in Japan aufgenommen worden, damit vergalten, daß sie Rebellionen anzettelten und das Land in blutige Unruhen stürzten, wurde aller Verkehr mit dem Ausland abgebrochen und das Reisen außer Landes streng verboten. Diese Schranke ist nun gefallen. Wir wiederholen, was wir schon oftmals gesagt haben; die Japaner sind in der That ein Kulturvolk, das weit höher steht als alle übrigen Asiaten ohne Ausnahme.

Die Goldgruben im Ural. Vier derselben gehören dem russischen Staate; es sind die von Katharinenburg, Bogoslowsk, Slatoust und Gorodlagodat; die erste, 1754 eröffnet, ist die älteste; sie hat seit jener Zeit 1974 Pud 21 Pfund und 27 Solotnik Gold geliefert, also etwa 64,000 Pfund; Bogoslowsk, bearbeitet seit 1823, lieferte 1421 Pud 14 Pfund Gold, also 46,560 Pfund; Gorodlagodat, in demselben Jahr eröffnet, 386 Pud 39 Pfund: 10,000 Pfund Gold; Slatoust, die ergiebigste Grube, ist auch die jüngste, 1823 eröffnet, 1906 Pud 19 Pfund 63 Solotniks Gold, also 63,960 Pfund. — Die Ausbeutung der Goldgruben, welche Privatleuten gehören, geht nicht über das Jahr 1825 hinauf. Man hat von da ab bis Ende des Jahres 1764 aus ihnen 13,546 Pud, oder 392,000 Pfund Gold zu Tage gefördert.

Petroleum in Russisch-Asien und Südrußland. Die Naphthaquellen bei Baku sind allbekannt; jetzt hat man auch auf einem andern Punkt am Kaspischen Meere, „im Distrikt Naluschaitsk", Erdöl gefunden. Als der Bohrer im harten Gestein eine Tiefe von etwa 120 Fuß erreicht hatte, drang ein wahrer Strom von Oel hervor und floß etwa 20 Minuten lang. Dann wurde plötzlich ein sehr starkes unterirdisches Geräusch vernommen; es schien, als ob die Erde bebe, und die Arbeiter flüchteten. Als sie wieder kamen, drang aus dem Bohrloch klares, stark salzhaltiges Wasser hervor; nach Verlauf einer halben Stunde folgten Schaum, Rauch und Steine. Zuletzt fand sich dann Oel ein, das seitdem fortwährend zu Tage quillt.

Auch in Südrußland hat man Naphthaquellen entdeckt. Ein Herr Nowosiltzew bohrte bei „Jemrioux" (so finden wir den Namen im „Le Tour du Monde" geschrieben) und traf auf eine Naphthaquelle, welche täglich 73,000 Litres ausgibt, obwohl das Bohrloch sehr eng ist. Etwa 30 Werst entfernt hat er dann noch eine zweite Naphthaquelle im Osten der Straße von Jenikaleh gefunden. Es scheint, als ob die ganze Krim reich an Erdöl sei.

Petroleum im britischen Nordamerika. Fast allwöchentlich werden in Obercanada Steinölquellen aufgefunden und es scheint, als ob dieses Land daran eben so reich sei wie Pennsylvanien. Das gilt namentlich auch von der großen Insel Manitulin im Huron-See. Dort ist das Petroleum den Indianern längst bekannt gewesen; im Frühjahr 1866 entdeckte, durch den Geruch geleitet, ein französischer Canadier die Stelle, wo dasselbe aus der Erde hervorquillt.

Kanalprojekte zur Verbindung des St. Lorenzostromes mit dem Mississippi. In Nordamerika beschäftigt man sich mit denselben sehr eifrig und hat drei praktikable Linien in Aussicht genommen. Die eine würde vom Michigansee bei Chicago ausgehen bis zu den Quellen des Illinois, diesen Fluß abwärts bis zu dessen Vereinigung mit dem Mississippi bei Alton. Sie würde fast ganz im Gebiete des Staates Illinois liegen, sehr lang und sehr kostspielig sein und wird vorzugsweise nur in Chicago befürwortet. Die zweite Linie liegt weiter nördlich, ganz im Staate Wisconsin; sie bildet den Fox-Kanal und ist um die Hälfte kürzer als jene in Illinois. Der Foxfluß entspringt mittewegs zwischen dem Mississippi und dem Michigansee, zieht nach Nordost durch den Winnebagosee und mündet in die Greenbay. Der Wisconsinfluß seinerseits läuft in südwestlicher Richtung zum Mississippi. Er soll sein Quellgebiet in derselben Seen- und Sumpfregion haben, aus welcher auch der Fox kommt, und wenn das wirklich der Fall ist, dann hat die Natur selber die Richtung gezeigt, welche der Kanal nehmen müßte. Es scheint aber, als ob der nordamerikanische Congreß keine Bundesgelder zur Herstellung desselben bewilligen werde.

— Die dritte Linie, welche gleichfalls für leicht ausführbar gilt, ist jene des Rock River und sie würde den in Betreff der beiden oben erwähnten Linien rivalisirenden Staaten Wisconsin und Illinois gleichmäßig zu Gute kommen. Der Rock River entspringt nicht sehr weit vom Winnebagosee, fließt durch vier Counties von Wisconsin, durch sechs Counties von Illinois und mündet der in Iowa liegenden Stadt Davenport gegenüber in den Mississippi. Ueber kurz oder lang wird sicherlich diese Kanallinie in Angriff genommen werden.

v. K. **Der Handel zwischen Brasilien und Peru.** Erst seit 1855 besteht die Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrom und dennoch sind die Handelsverbindungen zwischen der brasilianischen und peruanischen Grenzprovinz von großer Wichtigkeit. Von Jahr zu Jahr steigt der Austausch von Produkten, wie man aus folgender Statistik ersehen kann.

Ueber Tabatinga wurden von Peru Waaren importirt:

Im	Jahre	1855	im	Werthe	von	62,097½	Dollars
„	„	1856	„	„	„	165,967	„
„	„	1857	„	„	„	245,275½	„
„	„	1858	„	„	„	246,275	„
„	„	1859	„	„	„	237,055½	„
„	„	1860	„	„	„	150,838½	„
„	„	1861	„	„	„	156,260	„
„	„	1862	„	„	„	170,366	„
„	„	1863	„	„	„	242,830	„
„	„	1864	„	„	„	274,749	„

In 10 Jahren ist also in Tabatinga von Peru die Summe von 1,959,231 Dollars in Waaren importirt worden. Der brasilianische Export steigt ungefähr auf die gleiche Summe. Die benachbarte peruanische Provinz Loreto exportirt nach Tabatinga hauptsächlich Strohhüte (sogen. Chilehüte) und zwar in folgendem Maßstabe.

In Tabatinga wurden importirt:

Im	Jahre	1855	20,250	Hüte	im	Werthe	von	60,700	Dollars
„	„	1856	58,480	„	„	„	„	160,440	„
„	„	1857	80,716	„	„	„	„	242,148	„
„	„	1858	66,370	„	„	„	„	232,295	„
„	„	1859	66,098	„	„	„	„	231,308	„
„	„	1860	39,761	„	„	„	„	139,263½	„
„	„	1861	32,793	„	„	„	„	114,725½	„
„	„	1862	47,114	„	„	„	„	164,899	„
„	„	1863	66,774	„	„	„	„	233,704	„
„	„	1864	120,112	„	„	„	„	264,633	„

In 10 Jahren sind also in Tabatinga 593,488 peruanische Hüte im Werthe von 1,844,146 Dollars importirt worden. Die Nachfrage ist noch immer im Steigen begriffen, kann aber nicht befriedigt werden, da die produzirenden Distrikte von Loreto nicht mehr als 25,000 Einwohner haben. Der Rest des peruanischen Exports an dieser Grenze besteht in gesalzenen Fischen, doch übersteigt er jährlich nicht die Höhe von 10,000 Arroben (2909 Centner), da die Nachfrage gering ist. Der Ackerbau ist in der Uferprovinz Loreto gleich Null und selbst die Droguen der Wälder wurden wegen Mangel an Arbeitskräften nicht exportirt. Im Jahre 1865 hat sich der Handel noch mehr animirt, denn nur in den beiden Monaten Juli und August wurde in Tabatinga die Summe von 60,833 Dollars importirt und zwar folgendermaßen:

	im Werthe von	
17,589 Strohhüte	35,178	Doll.
140 Arroben gesalzene Fische	329½	„
Mandiocamehl	106	„
5 Arroben Salsaparrilha	25	„
1 Arroben Tucum-Bast	6	„
14 Hängematten von Tucum	7	„
2 Fischernetze	26½	„
58 Pfd. Kautschuk	9	„
23 Pfd. Pernambu	1¾	„
30 Pfd. Pech	1½	„
280 Päckchen Taback	140	„
Naturgeschichtliche Gegenstände, die einer spanischen wissenschaftlichen Commission angehörten	25,000	„
Kleinigkeiten	6	„

In denselben beiden Monaten exportirten die Brasilianer über Tabatinga nach Peru (Loreto) 81,502 Dollars, wobei 15,100 Dollars gemünztes Gold und Silber sich befanden.

Die Silberbergwerke in Nevada. Im Jahr 1862 war kaum ein weißer Mensch in diesem Lande; 1866 sind bei Virginia City und Austin nicht weniger als 130 Silberbergwerke in Betrieb, von denen manche täglich einen Werth von 1000 Dollars liefern. An mehren Stellen ist das Erz so reich, daß die Tonne von 20 Centnern ungefähr für 200 Dollars Silber ausgibt; 80 Dollars auf die Tonne ist etwas Gewöhnliches. Die Compagnie Gould u. Comp. hat bereits 14 Millionen Silber gewonnen und davon 2 Millionen an ihre Aktionäre gezahlt. Die ergiebigsten Erze gehen nach San Francisco in Californien, werden von dort nach England verschifft und in Swansea ausgeschmolzen.

Begräbniß einer indianischen Jungfrau in Dacotah. Fort Laramie, 8. März. Oberst Maynadier, welcher den westlichen Distrikt von Nebraska commandirt, hat sich alle mögliche Mühe gegeben, um den Abschluß eines dauernden Friedens mit den großen Sioux-Stämmen in Dacotah zu erlangen. Vor einigen Tagen erhielt derselbe eine Botschaft von Pegaleshka, dem Häuptling der Brulés, eines Stammes der Sioux, welcher darum bat, mit seinem todten Kinde nach Fort Laramie kommen zu dürfen, um es in der Nähe des Platzes zu begraben, wo es geboren und erzogen wurde.

Taschungazizinwie oder Monica war ein zartes, interessantes Mädchen von achtzehn Jahren. Geboren in der Nähe von Fort Laramie und aufgewachsen unter den Töchtern der alten Händler und Jäger, bekam sie eine starke Sympathie für die Weißen und ihre schönen kleinen Ponies, wovon ihr sonderbarer indianischer Name stammt. Sie hielt sich von den roheren Indianern zurück und wies die Anerbietungen der Sioux-Krieger mit Verachtung zurück, während es der Traum des Häuptlings Pegaleshka war, daß seine Tochter die Gattin eines bleichen Kriegers werden sollte.

Während der letzten schrecklichen Kämpfe zwischen den Weißen und den Indianern blieb sie ihren alten Neigungen treu, aber an die Stelle ihrer frühern Fröhlichkeit trat eine bittere Melancholie. Sie dachte nur an ihre alten Freunde von Laramie und fragte nur nach ihnen und, so seltsam es auch klingen mag, sie starb vor Kummer, indem sie ihrem Vater noch auf dem Todtenbette das Versprechen abnahm, daß er ihre Leiche 150 Meilen weit über die schneeigen Gipfel der Black Hills nach Laramie zu ihrer letzten Ruhestätte bringen wolle.

Pegaleshka erhielt Erlaubniß, Monica hierher zu bringen und gestern kam die Nachricht, daß der Leichenzug sich nähere. Der Oberst und sein persönlicher Stab, sowie noch andere Offiziere des Forts ritten dem Indianerhäuptling und seinen Kriegern entgegen und geleiteten sie nach dem Councilsaale, der mit Flaggen verziert war.

Monica's Lieblingsponies wurden unmittelbar nach ihrem Tode getödtet worden und die Köpfe derselben wurden nunmehr an dem obern Ende des Sarges auf die Plattform, auf welcher derselbe stand, genagelt, sowie die Schwänze am Fußende des Sarges befestigt wurden.

Gegen Sonnenuntergang war die Feierlichkeit vorüber, die in ihrer Mischung von christlichen und indianischen Gebräuchen auf alle Anwesenden einen eigenthümlichen Eindruck machte.

Volksmenge in den australischen Colonien. Man stellt in denselben nach Ablauf fast jeden Halbjahres Zählungen an. Am 31. Dezember 1865 ergab jene in der Colonie Victoria 626,530 Seelen, was eine Zunahme von 21,029 Köpfen gegen das Vorjahr ergibt. Auf 357,496 männliche Bewohner kommen nur 269,034 weibliche. — In Südaustralien ist der Zuwachs langsamer, aber sehr stetig und sicher; diese Colonie hatte 147,341 im Jahr 1864; sie zählte 156,704 im Jahre 1865 (Dezember); also Zuwachs 9363 Seelen. Davon kamen auf Einwanderung 4865, auf Geburten 6672; die Sterbefälle betrugen nur 2174. — In Queensland ist die Einwanderung fortwährend beträchtlich. Vom 30. April 1864 bis dahin 1865 waren 8949 Köpfe angekommen, von da bis 30. April 1866 schon 10,377; seit 1861 überhaupt 33,483 direkt aus Europa.

Neuseelands Reichthum an Mineralien ist auf der Industrieausstellung zu Dunedin recht augenfällig geworden. Besondere Aufmerksamkeit erregten die Steinkohlen, an denen beide große Inseln unermeßlich reich sind. Auch in dieser Beziehung ist Neuseeland das „Großbritannien der Südsee". Bearbeitet werden in der Provinz Auckland die Gruben bei Drury, an der Inselbay und am Waikato; in der Provinz Nelson bei Buller, Pakawau, an der Goldbay, am Grehflusse und bei Mohikinui; in der Provinz Canterbury bei Kowai; in der Provinz Otago an vielen Punkten. Die allerbesten sind jene in den Kakannibergen, an der Mündung der Clutha und an der Westküste.

Praktische Winke für das Reisen in tropischen Ländern.

Herr F. Jagor aus Berlin hat soeben ein ganz vortreffliches, ungemein lehrreiches Werk über Singapore, Malakka und Java (Berlin 1866, bei J. Springer) veröffentlicht. Er bezeichnet dasselbe sehr bescheiden als „Reiseskizzen"; es ist aber viel mehr und enthält eine Fülle von Belehrungen über die westlichen Regionen des indischen Archipelagus. Wir werden gelegentlich das sehr werthvolle Buch näher besprechen; heute entlehnen wir demselben die nachstehenden Bemerkungen, die von praktischer Bedeutung sind:

— Der Grund, warum tropische Länder, die jetzt so leicht zu erreichen sind, so selten besucht werden, liegt, wie ich glaube, besonders in der Furcht vor dem Klima, den Giftschlangen und dem Ungeziefer. Die ungesundesten Gegenden sind aber immer den in der Nähe Wohnenden bekannt und können gewöhnlich von dem, der zum Vergnügen reist, vermieden werden. Uebrigens ist eine gewisse Mäßigkeit in allen Genüssen, ohne strenge Enthaltung, bei gehöriger Bewegung und angenehmer Beschäftigung ein anerkanntes Mittel, Krankheiten fern zu halten; gegen die gefürchtetsten, Fieber und Dyssenterie, pflegen Chinin und Opium, zeitig angewandt, zu helfen. Das Leben in den Hafenplätzen ist den Europäern freilich weniger zuträglich. Sie arbeiten dort lange und oft angestrengt in Komtoren, halten dort reichliche Mahlzeiten, genießen stark gewürzte, den Durst reizende Speisen und geben sich wohl noch anderen Excessen hin. Auch die europäische Kleidung, welche schon bei uns weder schön, noch besonders zweckmäßig ist, wird zu einer wahren Plage und der Gesundheit nachtheilig. Im Walde kleidet man sich, wie man will. Nach mehren Versuchen nahm ich einen Anzug an, den ich als besonders zweckmäßig empfehlen kann: — Hose und lange Jacke von blauem Kattun (weiß würde alle Thiere verscheuchen), Schuhe aus Segeltuch und einen chinesischen Hut in Form eines Helms. Die Jacke vertritt zugleich die Stelle des Hemdes, ist ungefüttert, enthält aber mehre Taschen. Strümpfe sind sehr unbequem, barfuß gehen ist schwer zu lernen, Segeltuchschuhe sind am zweckmäßigsten. Wenn man durch einen Fluß reitet, zieht man sie aus und hat dann gleich wieder trockene Füße; so lange man geht, schaden nasse Füße nicht. Abends im Quartier wechselt man den ganzen Anzug, wäscht denselben, und am andern Morgen ist er wieder trocken. In einer so dünnen Hülle belästigt die Hitze fast gar nicht. Es verschwinden zugleich fast alle Terrainschwierigkeiten, denn es ist ziemlich gleichgiltig, ob man auf dem Trocknen, im Sumpf oder im Wasser geht. Der Hut besteht aus dem Mark eines Baumes, angeblich Aeschynomene aspera, so porös, leicht, die Wärme schlecht leitend wie Holundermark. Er ist von größerem Umfang als der Kopf; man trägt ihn vermittelst eines zollbreiten, geflochtenen Ringes, der innerhalb des Hutes an dessen unterem Rand angebracht und nur an drei oder vier Stellen so mit ihm verbunden ist, daß die Luft ringsum zwischen Hut und Kopf cirkuliren kann. An der hintern Seite hängt eine kurze Gardine, um den Nacken gegen die Sonne zu schützen. Der Ueberzug besteht aus hellem Seidenbast, jener des breiten, unteren Randes aus blauem oder grünem Stoff, um die Augen zu schützen.

Die große Furcht vor Schlangen und reißenden Thieren ist ganz ungerechtfertigt. Alle Thiere fürchten sich vor dem Menschen; auch sind die meisten Schlangen giftlos und ziehen sich gewöhnlich bei Zeiten zurück, wenn sie Menschen kommen hören. Wie schwer sie anzutreffen sind, das erfährt man am besten, wenn man ihnen eifrig nachstellt. Wir suchten immer; ich zahlte für das Stück 6 Pence oder einen Schilling und dennoch habe ich in vier Jahren kaum einige Hundert zusammengebracht. Nachdem die erste Furcht, die man empfindet, sobald man als Neuling den tropischen Wald betritt, überwunden, dann sind sie leicht zu fangen, wenn man sie mit einem Stocke gegen den Boden drückt und sie dann unmittelbar hinter dem Kopfe fest anpackt. Die Diener, welche bei mir waren, hatten anfangs die größte Furcht vor allen Schlangen, auch vor den ganz harmlosen; besonders gefürchtet war die Zunge, welche für sehr giftig gilt. Nachdem sie aber einmal gelernt hatten, wo die Giftzähne sitzen und nachdem sie sich überzeugt, daß das Thier im Uebrigen ganz wehrlos ist, trat an die Stelle der frühern Furcht eine solche Dummdreistigkeit, daß ich oft Unglück besorgte. Eine im Kraut verborgene Schlange, auf welche man unversehens tritt, beißt wohl aus Nothwehr, das ist aber fast die einzige Gefahr, welcher man ausgesetzt ist, und sie ist namentlich für Europäer gering; diese haben gewöhnlich mehre Personen im Gefolge, deren Lärmen die Thiere früh genug warnt.

Von Insekten wird man in Indien viel weniger geplagt, als im Süden Europa's. Flöhe gibt es nicht, die Läuse der Eingebornen suchen den Europäer nicht heim. Dies letztere ist besonders auffallend auf den Philippinen, wo die Eingebornen sehr viel reinlicher sind, als die Spanier. Jene baden täglich und pflegen ihr schönes Haar, während diese in beidem nachlässiger sind, und doch haben die Tagalen, namentlich die Frauen, fast immer Ungeziefer im Haar, die Spanier wohl nie.

Gegen alle lästigen Insekten aber, und namentlich auch gegen die Moskitos schützt vollkommen das Insektenpulver, das auch die Ameisen von den Sammlungen fern hält. Eine Tinktur aus einem Theil Insektenpulver (Pyrethrum roseum), zwei Theilen Alkohol und zwei Theilen Wasser schützt, selbst noch zehnfach mit Wasser verdünnt, alle Körpertheile, welche damit benetzt werden, absolut gegen jeden Angriff.

Auf den wegen der Moskitos so sehr verrufenen Flüssen von Siam schlief ich oft ohne Mückennetz ganz nackt in meinem Boot, ohne im Geringsten belästigt zu werden; das Summen, welches sonst jeden Schlaf verscheucht, weil es die Nähe des zum Angriff bereiten Feindes verräth, wird zu einer harmlosen Musik, die Einen, im Bewußtsein der Sicherheit, um so leichter einschläfert. So schützt Benetzung des Bartes und der Hände den Jäger auf der Wasserjagd gegen Mücken, selbst bei der starken Transpiration in jenen Gegenden, wenigstens auf zwölf Stunden.

Besonders interessant ist auch die Wirkung auf die in tropischen Ländern so sehr zahlreichen Ameisen. Vor den Fenstern meiner Wohnung in Albay auf Luzon lief ein 6 Zoll breites Bret rings um das ganze Haus. Auf demselben bewegten sich zwei dichtgedrängte Züge einer schwarzen Ameise in entgegengesetzter Richtung ununterbrochen dicht neben einander hin, so daß die Oberfläche gleichmäßig schwarz erschien. Aber ein handbreiter Streifen dünn gestreuten Pulvers oder verdünnter Tinktur genügte, um sie alle zu vertreiben. Zuerst stauten sich die Züge am Rande des Streifens; dann überschritten ihn die vordersten, von den nachfolgenden gedrängt; aber schon wenige Zoll weiter zeigten sich die Merkmale der Vergiftung; sie taumelten, setzten sich auf die Hinterbeine, bewegten ängstlich die Vorderbeine und starben nach ein paar Minuten. Bald darauf verließen alle das Haus. Auch die in den Philippinen so verbreitete Krätze wird durch Waschen mit der concentrirten Tinktur schnell beseitigt; das Jucken hört augenblicklich auf. Die fast magische Wirkung des für Menschen ganz unschädlichen Mittels scheint noch völlig unaufgeklärt.

---

r. **Zur Statistik der Juden.** Unter den 1300 Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, sind etwa 800 Millionen „Heiden", 337 Millionen Christen, 156 Millionen Mohammedaner und nur 7 Millionen Juden, von welchen 3½ Millionen sich in Europa aufhalten. Die Mehrzahl derselben wohnt in Rußland, welches deren 1,220,000 zählt, Oesterreich hat 853,300; Preußen 284,500; das übrige Deutschland 192,000; der Rest ist über Europa zerstreut. In Frankfurt am Main kommt ein Jude auf 16 Christen, in Preußen ein Jude auf 73 Christen. In Sachsen gibt es nur sehr wenige Juden; in Schweden und Norwegen ist das Verhältniß ein sehr unbedeutendes, ein Jude auf 6000 Christen. Merkwürdigerweise scheint die Anzahl der Juden in Frankreich, England und Belgien, wo sie emancipirt und im Vollgenusse aller bürgerlichen und politischen Rechte sind, abzunehmen, während sie in Ländern zunimmt, wo dieses Volk weniger frei ist, oder gar verfolgt wird. — Nach einem Berichte des Missionärs Krüger bestehen 33 Missionsgesellschaften, die sich allein mit der Bekehrung des Volkes Israel beschäftigen. Sie zählen 200 Missionäre, von welchen die Hälfte vom Judenthume übergetretene Proselyten sind. Seit Beginn dieses Jahrhunderts sind ungefähr 20,000 Israeliten getauft worden.

Eiereinfuhr in England. In den ersten 5 Monaten des Jahres 1866 sind in England mehr als 196 Millionen Stück Hühnereier eingeführt worden. Im Jahr 1865 betrug der Import im Durchschnitt täglich 1 Million Stück; im Mai 1866 aber mehr als 56 Millionen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Besuch beim Könige von Dahome.

I.

Whydah, die Hafenstadt von Dahome und die französische Faktorei — Die Barre und ihre Gefahren. — Handel und Wandel. — Der Tempel der Fetischschlangen. — Die Priester. — Marktleben und Zahlungsmittel. — Der Vicekönig und der Abgesandte mit dem königlichen Stabe. — Die Ortschaften zwischen Whydah und Abomeh. — Königshäuser. — Ein Tornado — Verschiedene Arten von Fetischbildern. — Opferhütten. — In Canna.

Wer hätte nicht von diesem schwarzen Herrscher gehört, in dessen Hauptstadt Abomeh Menschenblut in Strömen vergossen wird? Man sträubte sich lange Zeit, den Berichten über die geradezu schauderhaften Auftritte, welche in Dahome an der Tagesordnung sind, Glauben beizumessen, aber seitdem wir die amtlichen Berichte von Forbes, Euschart, Burton, Repin und jene mehrer Missionäre haben, ist kein Zweifel mehr gestattet; glaubwürdige Augenzeugen haben geredet.



Die Meeresbrandung bei Whydah an der Küste von Dahome. (Nach Repin)

Wir wollen erzählen, was ein französischer Marinearzt, Dr. Repin, mittheilt. Seine Regierung hatte in Brest einen kleinen Schraubendampfer, den Dialmath, bauen lassen; er war mit 4 zwölfpfündigen Mörsern bewaffnet und hatte nur geringen Tiefgang, um die Ströme an der westafrikanischen Küste befahren zu können. Insbesondere sollte er Whydah anlaufen, jenen bekannten Seehafen von Dahome. Von dort aus wollte man den König besuchen, demselben im Namen der französischen Regierung werthvolle Geschenke überreichen und bei ihm anfragen, ob er nicht einige seiner Söhne zur Erziehung nach Paris zu schicken geneigt sei. Befehlshaber war Kapitän Vallon, welcher die afrikanischen Gewässer und Küsten sehr genau kannte. Wir haben vor längerer Zeit seine Berichte über die Gestade von Congo mitgetheilt.

Der Dampfer legte vor Whydah an. Von dort aus sollte ein Bote dem Könige melden, daß ein Besuch ihm bevorstehe; unter den drei Männern, welche ihn begleiten sollten, befand sich auch Dr. Repin.

Die Franzosen haben in Whydah eine Faktorei. Von dieser kam eine große, schöne Pirogue sofort an Bord des Dampfers. Die Uniformen und Alles, was sonst von Gepäck ans Land gebracht werden sollte, wurden in große Fässer, sogenannte Ponchons, verpackt. Ein Gleiches geschieht allemal mit sämmtlichen Handelswaaren; ohne diese Vorkehrung würde man sie nicht trocken an die Küste bringen können. Die drei Europäer waren jeder nur mit einem Hemd und einer kurzen Leinwandhose bekleidet und stiegen wohlgemuth in die Pirogue. Aber das Landen ist hier allemal mit Lebensgefahr verbunden. Der Dampfer lag eine gute Wegstunde weit von der Küste entfernt, denn ein Ankerwerfen in größerer Nähe ist nicht thunlich. Das Boot steuerte dem Lande zu, und bald wurde der eintönige Gesang der schwarzen Ruderer von dem Brausen und Brüllen der Wogen übertäubt. Das Fahrzeug befand sich auf der

Barre, und nirgends auf dem weiten Ocean ist das Meer so gefährlich als auf den Barren an der Guineaküste.

Neun Monate im Jahre herrschen im Golfe von Guinea Südwestwinde vor. Durch ihre Einwirkung wird im Meer ein langgezogener Wellenschlag hervorgebracht, der sich an der sandigen Flachküste bricht. Die Wogen, welche manchmal zu mehr als 30 Fuß Höhe sich aufthürmen, laufen mit ihrer Basis auf den seichten Strand, während der obere Theil seinen, man kann sagen wüthenden Lauf ungehindert fortsetzt und in ungeheueren Voluten und mit gewaltigem Tosen sich auf den Strand wälzt. Diese Wogen bilden drei in ziemlich gleichem Abstande von einander entfernt laufende Wellenberge, deren erster etwa 1000 Fuß vom Ufer entfernt ist. Wer jemals eine solche Barre gesehen hat, vergißt das großartige Schauspiel nicht wieder; er denkt zeitlebens daran, daß er inmitten dieses Wellengetümmels in einem schwachen Fahrzeuge wild hin und her geschleudert wurde und dem Tode nahe war.

Jede europäische Faktorei in den westafrikanischen Küstenstädten besitzt eine Anzahl von Landungsfahrzeugen, zumeist Pirogen, die aus einem einzigen Baumstamme verfertigt werden, manchmal 30 Fuß Länge haben und so breit sind, daß zwei Männer neben einander Platz finden. Die 12 schwarzen Ruderer sind unbekleidet und führen kurze Ruder mit großer Kraft und Gewandtheit. Die Ruder sind Pagayen, d. h. keine Einlegeruder, sondern solche, die frei mit den Händen bewegt werden. Der Obmann steht am Hintertheile und handhabt ein sogenanntes Schwanzruder; ein eigentliches Steuerruder ist nicht vorhanden, und das Boot an beiden Enden gleich. Beim Passiren der Barre kommt Alles darauf an, daß die Pirogue oben auf der Welle bleibe; dabei wird sie allerdings zum Theil mit Wasser angefüllt, aber dieses schöpft man aus, während man sich in den tieferen Zwischenräumen befindet. Der dritte Wellenberg ist allemal der gefährlichste.

Manchmal läuft die Welle so schnell, daß die Ruderer ihr nicht mit der Arbeit folgen können. Wenn in einem solchen Falle das Boot gut gesteuert oder vielmehr geleitet wird, und zwar so, daß die Welle keine Seite packen kann, dann wird es mitten durch die Schaumwirbel mit einer Schwindel erregenden Raschheit ans Land getrieben. Sobald es aber von der Seite gepackt wird, dann kentert es unfehlbar und wird rundum gewälzt. Die Neger jedoch schwimmen so vortrefflich, daß sie ihr Boot inmitten des grausigen Wellengewirrs wieder aufrichten, vom Wasser entleeren und sich wieder allesammt auf die Bänke setzen, es sei denn, daß ein Haifisch sich einen zum leckern Fraße geholt habe. Das geschah wenige Monate vor Repins Ankunft einem englischen Schiffskapitän auf der Barre bei Lagos. Von Seiten dieser gierigen Bewohner des Meeres drohet größere Gefahr als von der Welle. Der Europäer thut am Besten, sich ganz und gar auf die Neger zu verlassen. Repin und Mage (derselbe, welcher jetzt vom obern Niger glücklich heimgekehrt ist), wurden auf der sehr gefährlichen Barre von Assinie schon auf der ersten Welle ins Wasser geschleudert und waren wohl 800 Fuß vom Lande entfernt. Aber die Neger sprangen wie Frösche hinter ihnen her und schoben sie, die beide nicht schwimmen konnten, durch die beiden übrigen Wellenberge wohlbehalten ans Ufer.



Das Opferhaus in Canna. (Nach Repin.)

Vor Whydah ging es ihnen besser. Zwar füllte sich die Pirogue einige Mal mit Wasser, aber die Neger schöpften dasselbe sofort wieder aus, und das Fahrzeug lief ungefährdet auf den Strand. Von dort aus geht der Weg etwa eine halbe Stunde weit über eine sumpfige Ebene nach Whydah.

Dahome ist, nächst Aschanti, das mächtigste Königreich an der afrikanischen Westküste, doch hat es nicht einmal eine Million Einwohner. Im Westen bildet Aschanti die Grenze, im Osten liegt Yarriba, im Süden die Bucht von Benin und im Norden die Kette des sogenannten Konggebirges. Es ist hier nicht der Ort, auf die blutige und barbarische Geschichte dieses Landes näher einzugehen; wir wollen nur bemerken, daß vor etwa 140 Jahren ein König von Dahome den Herrscher von Whydah befehdete und bezwang und dadurch festen Fuß an der Küste gewann. Auch die Häuptlinge von Ardrah und Jaquin wurden bezwungen, und die europäischen Faktoreien zerstört. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts erhielten dann die Franzosen Erlaubniß, in Whydah eine Handelsniederlassung anzulegen, welche allmählig in ein Fort verwandelt wurde. Während der Kriege in den Zeiten der Revolution und des Kaiserreiches gerieth dasselbe in Verfall, ist aber seit 1842 durch das vielgenannte marseiller Handelshaus Regis wieder ausgebaut worden. Palmöl und Elfenbein sind die wichtigsten Ausfuhrartikel.

Die Stadt Whydah liegt unter 6° 20′ nördl. Br. auf

einer sanft abfallenden Hochebene, von welcher man das etwa 3 Miles entfernte Meer sehen kann. Gleich allen Negerstädten nimmt sie einen sehr ausgedehnten Raum ein, weil die Hütten von Gärten umgeben sind und offene Plätze nicht fehlen. Die Angabe, daß sie 20 bis 25,000 Einwohner zähle, ist nach Repin vielleicht um ein Drittel zu hoch. Als er dort war, 1856, befanden sich nur sehr wenige Weiße in der Stadt; außer denen in der französischen Faktorei fand er nur drei oder vier Familien portugiesischen Ursprungs, die einst durch Sklavenhandel reich geworden, nun aber verarmt waren. Die zahlreichen Mulatten bewohnen ein besonderes Stadtviertel und sprechen eine Art von portugiesischem Jargon; im Uebrigen unterscheiden sie sich von den Negern nur durch ihre Farbe. Pfähle sind manchmal mit Farbe angestrichen, oder auch mit rohem Schnitzwerke verziert. Hier empfängt der Mann Besuche; ins Innere läßt er selten Jemand; dasselbe ist übrigens sehr einfach, denn der gesammte Hausrath besteht aus einer niedrigen, langen und breiten Bank von Palmholz, einigen Kalebassen und irdenen Krügen, und ein paar Stühlen, die aus vollem Holze gehauen worden sind. Je nachdem der Besitzer mehr oder weniger reich ist, hat er sie mit Schnitzwerk verziert; wenn er ausgeht, läßt er sich einen solchen Stuhl nachtragen.

Das französische Fort liegt im westlichen Theile der Stadt, bildet ein längliches Viereck, hat 4 Bastionen, welche durch Courtinen mit einander in Verbindung stehen, und ist mit einem tiefen, sehr breiten Graben umgeben.

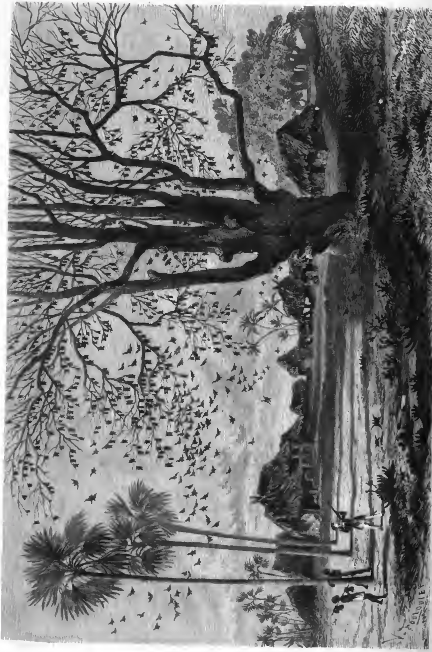


Das französische Fort in Whydah an der Küste von Dahome. (Nach Repin.)

(Seit jener Zeit haben sich auch einige Engländer in Whydah niedergelassen und katholische Missionäre eine Station gegründet).

Die Hütten sind aus gestampftem gelben Thon aufgeführt, welcher an der Sonne sehr hart wird. Der Neger gibt sich nicht die Mühe, Backsteine aus demselben zu formen. Die Größe der Hütten ist je nach dem Wohlstande des Besitzers verschieden, aber die Bauart allemal dieselbe und zwar so, daß eine Anzahl kleiner Häuser von einer Ringmauer umschlossen sind. In jedem derselben wohnt eine Frau, welche ihrem Herrn und Gebieter, falls derselbe sie besucht, Obdach gibt. Die Hütte hat keinen andern Eingang als die Thür und ist mit getrocknetem Grase derart gedeckt, daß das Dach weit überspringt, von Pfählen gestützt wird und eine Art von Verandah bildet. Diese Die Bastionen verfallen, eiserne Kanonen liegen im Grase zwischen zerbrochenen, halbverfaulten Lafleten, aber die Gebäude sind in leidlichem Zustande, und ein Theil derselben wird zum Oelpressen und zur Bereitung der Fässer benützt. Zeitweilig herrscht im Fort eine große Regsamkeit; viele Neger kommen aus dem Innern und bringen Palmöl in großen irdenen Gefäßen, oder Elfenbein, auch wohl Goldstaub in kleinen Lederbeuteln, welche sie um den Hals gehängt haben.

Wer keinen Negermarkt gesehen hat, macht sich nur mit Mühe eine Vorstellung von den Schlichen und Listen, welche von diesen äußerst primitiven Handelsleuten aufgeboten werden, um einen möglichst hohen Verkaufspreis herauszupressen. Wohl zehn oder zwanzig Mal gehen sie fort, weil das Angebot sie zu niedrig dünkt, aber der Europäer



Der Baum mit Fledermäusen in Allada. (Nach Repin.)



Tanz der Fetischpriesterinnen. (Nach Repin.)

kennt ihr Verfahren und läßt sie laufen, denn er weiß wohl, daß sie von selbst wieder kommen. Sie betrügen, wann und wo sie irgend können, mischen Kupferstaub unter das Gold und leugnen die Verfälschung auch dann noch, wenn sie überwiesen worden sind. Auch sind sie alle Diebe, und Diebstahl wird nur dann getadelt, wenn er ungeschickt ausgeführt worden ist. Sie sind allezeit auf der Lauer, um sich anzueignen, was irgend zu greifen ist. Wer ertappt wird, ist der Verhöhnung von Seiten seiner schwarzen Landsleute sicher; die Beamten der Faktorei verfahren summarisch mit ihm und werfen ihn, nachdem er eine tüchtige Tracht Schläge bekommen hat, aus der Faktorei. Aber an Ehre, deren Begriff überhaupt dem Neger fremd ist, verliert er durch ein solches Mißgeschick nicht. Um fünf Uhr Abends hat der Markt ein Ende, die Thüren des Forts werden geschlossen und erst am andern Morgen um sieben Uhr wieder geöffnet.

Repin besuchte den berühmten **Tempel der Fetischschlangen**; er liegt unter einer Gruppe prächtiger Bäume unweit vom Fort und besteht einfach aus einer Art von Rotunde, die etwa 36 Fuß im Durchmesser und 24 Fuß Höhe hat. Die Wände sind von gestampftem Lehm, wie bei den gewöhnlichen Hütten, und haben zwei einander gegenüber liegende Thüren, durch welche die Götter, d. h. die Schlangen, nach Belieben aus- und eingehen. Die Decke besteht aus Baumzweigen, die durcheinander geflochten sind und solchergestalt viel leeren Raum zwischen sich lassen. Ueber denselben befindet sich das aufgestülpte Strohdach, oder richtiger gesagt, dieser Dachaufsatz besteht aus getrocknetem Grase.



Fetische der Dahome-Neger. (Nach Repin.)

„Die innere Seite des Daches, die Baumzweige, die Balken, die Wände, — Alles das wimmelt von Schlangen verschiedener Art, die jedoch sämmtlich zu den nichtgiftigen gehören. Sie sind von 3 bis 9 Fuß lang, in der Mitte etwas stärker als am übrigen Leibe, und das Schwanzende, welches etwa den dritten Theil des Körpers einnimmt, läuft verjüngt zu; der Kopf ist breit, platt und dreieckig, doch so, daß die Winkel abgerundet sind. Die Farbe ist verschieden, zwischen hellgelb bis gelbgrün, und dieser Wechsel in der Farbe wird vielleicht durch das respektive Alter bedingt. Ich bemerkte bei den meisten auf dem ganzen Rücken zwei braune Längsstreifen, während andere unregelmäßig gefleckt waren. Ich möchte aus alle dem schließen, daß sie verschiedenen Arten aus Linné's Familien der Pythonen und von Coluber gehören; der längliche Greifschwanz und die große Leichtigkeit, mit welcher manche von ihnen klettern, lassen mich vermuthen, daß einige zum Geschlechte Leptophis, Familie der Syncranterier (nach Dumeril und Bibron) gehören."

„Die Zahl der Schlangen, welche ich im Tempel sah, belief sich auf mehr als einhundert. Einige krochen aus der innern Wölbung des Daches herab, andere hatten sich um die an den Wänden befindlichen Baumstämme geschlungen, noch andere hatten den Schwanz um Zweige gewunden und schaukelten sich harmlos über meinem Kopfe hin und her; sie züngelten lebhaft und schauten mich mit ihren blitzenden Augen an. Manche hatten sich zusammengerollt, schliefen in dem Grase des Daches und verdaueten die reichlich gespendeten Opfergaben. Der ganze Anblick hatte etwas seltsam Fremdartiges, und von irgend welcher Gefahr konnte gar keine Rede sein; aber ich fühlte mich doch sehr unbehaglich unter diesen schlüpferigen und schleimigen Gottheiten, und als ich wieder draußen in freier Luft war, kam mir das Ganze wie ein schwerer Traum vor und ich athmete wieder frei auf."

Gar nicht selten kriechen manche dieser geheiligten Schlangen in den Straßen der Stadt spazieren. Jeder Neger, der ihnen begegnet, wirft sich auf die Knie; er nimmt das Thier vorsichtig in die Arme, bittet um Verzeihung, daß er es angreife, und trägt es nach dem Tempel zurück. Dieser Schlangenfetisch ist heilig und wer ihm ein Leid zufügt, wird mit dem Tode bestraft. Repin erzählt, daß ein Europäer, der erst vor Kurzem in Whydah angelangt war, im Fort eine Schlange sah, deren heiligen Charakter er nicht ahnte; er schoß sie todt. Man gab sich alle Mühe, diesen Vorgang zu verheimlichen, er wurde aber doch ruchbar und man hatte große Mühe, den Zorn der Priester durch reiche Gaben zu besänftigen. Das Volk hätte, wenn die Schlange in den Straßen getödtet worden wäre, sich nicht so leicht zufrieden gegeben, sondern der Fanatismus desselben würde ein Opfer verlangt haben.

Die Priester wohnen unweit vom Schlangentempel in einer großen Hüttengruppe und mästen sich von den Opfern der Gläubigen; auch sind sie Aerzte u. Zauberer. Ihr Einfluß auf das Volk ist groß, obwohl sie scheinbar sich um Alles, was die Gemeinde anlangt, gar nicht kümmern und an öffentlichen Berathungen keinen Antheil nehmen. Sie wollen einen Nimbus des Geheimnißvollen um sich verbreiten und ziemlich isolirt bleiben. Repin suchte mit ihnen in nähere Verbindung zu treten, weil er gehört hatte, daß sie verschiedene wirksame Arzneimittel, z. B. gegen den Guineawurm und gegen den Biß giftiger Schlangen besitzen, auch verstehen sie aus verschiedenen Kräutern sehr wirksame Gifte zu bereiten. Aber es gelang ihm durchaus nicht, mit ihnen in irgend welche Berührung zu kommen.

Das **Marktleben in Whydah** bietet einem Europäer, welcher zum ersten Mal eine afrikanische Stadt betritt, viel Interessantes dar. Es erinnert ihn auf den ersten Blick an das Treiben in den Bazaren der kleinen türkischen Städte. Er sieht eine Doppelreihe armseliger, aus Bambus verfertigter Buden, in welchen Frauen, — denn nur diese, nicht die Männer verkaufen Waaren —, umgeben von großen und kleinen Kalebassen sitzen. Diese sind mit allerlei Waaren angefüllt, deren ein Neger zum täglichen Unterhalte bedarf,

also mit Reis, Palmöl und Salz; dazu kommen Glas- und Porzellanperlen, Baumwollenzeuge und was dergleichen mehr ist. Auch Garküchen fehlen nicht, und unter den Leckerbissen, welche in ihnen zu haben sind, nimmt Hundefleisch den ersten Rang ein. Dasselbe wird auf mehrfache Weise zubereitet. Die Liebhaberei für Hundefleisch beschränkt sich nicht auf die Sklavenküste, sondern ist auch bei manchen anderen Völkern Afrika's vorhanden, namentlich an der Congoküste. Mit Wasser gekneteter Maniokmehl in der Gestalt faustdicker Kugeln dient als Brot. Zu den Hauptspeisen gehört auch Ochsenfleisch, das man in lange, schmale Streifen zerschneidet, an der Sonne trocknet und ohne jede weitere Zubereitung oder Zuthat verzehrt; es gehören aber Kinnbacken und Zähne eines Kannibalen dazu, solch eine zähe Masse zu zermalmen. Rum oder Palmwein wurde auf dem Markte nicht verkauft; der Neger trinkt beim Essen nicht, sondern löscht nach vollendeter Mahlzeit den Durst mit Wasser. Starke Getränke genießt er zu anderen Zeiten, er ist dem Branntwein leidenschaftlich ergeben und berauscht sich, sobald er irgend Gelegenheit dazu hat.

Inzwischen war der Herrscher Ghezo, Vater des jetzt regierenden Königs, von der Ankunft der Europäer in Kunde gesetzt worden. Er sandte nach Whydah einen seiner Adjutanten, einen Raeadehr, welcher sie begrüßen und ihnen „den Weg geben sollte". Ohne ausdrückliche Erlaubniß darf kein Ausländer ins Innere gehen. Der Raeadehr überreichte dem Kapitän Vallon den königlichen Stab. Dieser gilt als Zeichen dafür, daß der Ueberbringer ein bevollmächtigter Mann sei; er nimmt den Stab wieder zurück, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, weil er dieses Symbols auch ferner bedarf. Dasselbe ist eine Art von Paß, und der Träger hat, sobald er den Stab vorzeigt, auf Gehorsam zu rechnen.

Das Gefolge des Raeadehr bestand aus etwa 300 Leuten; ein Drittel war mit ordinären Flinten oder auch mit alten portugiesischen Trabucos bewaffnet und bildete die Ehrenwache der Fremden, die übrigen wurden als Träger verwandt. Lastvieh ist in Dahome sehr selten; Pferde können das Klima nicht vertragen und Ochsen kommen nur spärlich vor. Die Reisenden werden in Hangmatten getragen, welche an einer langen Bambusstange befestigt sind. Es liegt sich sehr gemächlich darin und durch ein ausgespanntes Stück Baumwollenzeug ist man gegen die Sonnenstrahlen geschützt.



Fetischhütte bei Toffoa. (Nach Repin.)

Als Münze dient die bekannte Kaurimuschel, Cypraea moneta, welche in großer Menge aus den Küstengegenden am Indischen Ocean, namentlich von Sansibar, nach Westafrika gelangt. (Im Durchschnitte haben etwa 2400 solcher Porzellanmuscheln den Werth eines Maria-Theresia Thalers.) Dieses Zahlmittel ist in jeder Bude massenweis aufgehäuft, und in der französischen Faktorei sind allzeit mehre Beamten mit dem Zählen solcher Muscheln beschäftigt.

Repin machte dem Gouverneur von Whydah seine Aufwartung. Dieser wenig intelligente Neger, ein Mann von etwa 50 Jahren, war einer der angesehensten Häuptlinge in Dahome und hatte den Titel eines Javogan, d. h. Vicekönigs. Er empfing die Franzosen unter einer Veranda, umgeben von einer Dienerschaft, die sich in Beweisen hündischer Sklavenservilität förmlich überbot, und schien die Anwesenheit der Fremden keineswegs gern zu sehen.

Am 13. Oktober war Alles reisefertig, nachdem der Raeadehr eine erkleckliche Menge von Prügeln auf die Schultern seiner Leute hatte regnen lassen. Der Weg schlängelt sich anfangs durch Felder, die mit Mais, Maniok, Jgnamen und Baumwolle bepflanzt sind; dann und wann sieht man Gruppen von Oelpalmen, welche bei dem Dorfe Xavi häufiger werden. Dort machten die Reisenden einen Augenblick Halt vor dem Tempel der Fetischpriesterinnen. Es waren ihrer sechs, allesammt über und über mit Bernstein- und Korallenschnüren behängt; um die Hüften trugen sie einen seidenen Schurz. Diese Priesterinnen sind Gemahlinnen der Fetischschlange. Mehrmals im Jahre laufen die alten Priesterinnen im Dorfe umher,

nehmen acht- bis zehnjährige Mädchen weg und bringen sie in den Tempel, wo sie ein Noviziat durchmachen und späterhin der Schlange vermählt werden. Nachher verheiratet sich wohl die eine oder andere mit sterblichen Menschen, verlangt aber, kraft ihres heiligen Charakters, von ihrem Manne unbedingten Gehorsam. Die jüngeren Priesterinnen führten einen höchst üppigen Tanz auf und brachen am Schlusse desselben in ein geradezu infernalisches Kreischen und Schreien aus. (S. 293.)

Im Dorfe Tauti wurde Nachtruhe gehalten; der Kabosir (eigentlich Cabeçoir, vom portugiesischen cabeçaira, Oberhaupt einer Familie oder Gemeinde) hielt saubere Hütten in Bereitschaft. Von nun an führte der Weg durch dichte Waldungen; auch das Dorf Hasuch liegt inmitten derselben. Weiterhin gelangt man nach der Stadt Allada, wo der stattlich aufgeputzte Kabosir die Fremden am Thore begrüßte. Nachdem er den Willkommen gesprochen, führte er sie auf einen großen Platz, wo sie unter hohen Bäumen ausruhten, während eine Musikbande mit Tamtams, Rohrflöten und Zithern einen disharmonischen Lärm zum Besten gab und Frauen und Krieger allerlei Tänze aufführten. Allada hat einen vielbesuchten Markt und etwa 8000 bis 10,000 Einwohner.

In den Straßen von Allada gewahrte Repin einen großen Baum, dessen schwarzes, unbewegliches Blätterwerk einen ganz eigenthümlichen Anblick darbot. Als er näher trat, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die vermeintlichen Blätter nichts anders waren als eine ganz ungeheure Menge großer Fledermäuse, welche sich mit ihren scharfen Krallen an Aesten und Zweigen festhielten. Er feuerte ein mit Hagel geladenes Gewehr ab und eine Anzahl fiel zu Boden, während alle anderen aufflogen und in der Luft eine gewaltige schwarze Wolke bildeten. Diese häßlichen Thiere haben röthliches Haar, 8 bis 10 Centimeter Länge und bei ausgespannten Flügeln 25 bis 30 Centimeter Breite; sie sehen mit den vorstehenden Zähnen und den langen steifen Ohren höchst widerwärtig aus. Es scheint, als ob sie eine Varietät des Genus Vespertilio maximus seien, wahrscheinlich Vespertilio nygliceus; sie sind sehr häufig in jenen Gegenden Afrika's.

Von Allada aus führt der Weg etwa eine Stunde weit durch bebaute Felder; dann beginnt abermals dichter Wald. Man hat in demselben eine Stelle gelichtet und dort eines jener Königshäuser gebaut, deren im Lande mehre vorhanden sind. Solch ein Haus bildet eine Art von Karawanserai, in welchem der König mit seinem Gefolge Unterkommen findet; es unterscheidet sich von den übrigen Negerhütten nur dadurch, daß es immer reinlich gehalten wird. Jeder Neger, welcher an der Thür desselben vorüber kommt, muß sich zu Boden werfen und den Kopf mit Erde bestreuen.



Das Opferhaus in Canna. (Nach Repin.)

Am Himmel zog sich das Gewölk dicht und dick zusammen, die Luft wurde unerträglich schwül und bald nachher brach ein Donnersturm, ein echt afrikanischer Tornado herein, welcher binnen einer Viertelstunde den Boden überall in einen See oder in tiefen Morast verwandelte. Völlig durchnäßt erreichten die Europäer spät am Abend das Dorf Tossoa, das auf einem Hügel steht, während die Umgegend weit und breit eine sumpfige Ebene, die sogenannte Lama bildet; sie reicht bis an den Fuß der fruchtbaren Hochebene von Canna und Abomeh. Während der Regenzeit und noch einige Wochen später ist sie gar nicht zu passiren, und man muß den Umweg über Agrimeh nehmen.

In Tossoa wohnten die Europäer in einem Tempel, der mit Fetischbildern gleichsam überfüllt war. Manche waren von Holz, andere von Thon oder Elfenbein; klein und groß, Menschen- oder Thiergestalten u. viele hatten ganz phantastische Formen. Da waren Schlangen, Tiger und Affen, Hunde mit einem Krokodilkopfe und Menschen mit einem Hundekopfe. Besonders auffallend war eine Doppelgestalt von natürlicher Größe; sie stellte Mann und Weib dar, in sitzender Stellung, so wie unsere Abbildung zeigt. Beide Figuren waren aus einem und demselben Blocke geschnitzt, hingen aber an der einen Seite zusammen. Die Frau sollte wohl ein Symbol der Fruchtbarkeit darstellen; darauf deutete eine dreifache Reihe von Brüsten hin. Beide Gottheiten waren mit Arm- u. Halsbändern von Glasperlen und Korallen geschmückt; vor und neben ihnen standen kleine Gefäße von rothem Thon, die noch halb mit Palmöl gefüllt waren; der in denselben liegende Docht war verkohlt. Repin hätte gern einige der kleineren Fetischgötzen mitgenommen; das hätte aber vielleicht üble Folgen nach sich gezogen, und er mußte sich damit begnügen, einige Skizzen zu zeichnen.

Am andern Morgen war die Luft klar und die Aussicht hübsch. Nach Norden hin sah man die ersten Stufen des Plateaus von Abomeh, zur Rechten und Linken dehnte sich die Lama mit ihrem Gestrüpp, ihren Zwergpalmen, Wasserpflanzen, Lagunen und Flußläufen aus. Vier Stunden von Tossoa liegt das Dorf Epueh, ein vielbesuchter Marktort, wo die aus dem Innern nach Whydah ziehenden Trägerkarawanen Rast halten. Weiter landein, im Dorfe Ackisabam liegt eine Finanzwache (Decimero, wie solch eine Zollstation von den Portugiesen in Whydah

genannt wird); hier erhebt der König von allen Ein- oder Ausfuhrwaaren eine Abgabe. Der Weg nach Cana führt eine Strecke weit durch mannshohes Guineagras; alle Gewässer müssen durchwatet werden; der Neger bauet keine Brücke und legt nicht einmal Baumstämme über einen Bach.

In Cana, das auch Calmina oder Camina genannt wird, empfing der Bürgermeister (Kabosir) die Fremden sehr höflich; auf des Königs Wunsch sollten sie den ganzen nächsten Tag dort verweilen. Die Stadt liegt auf derselben Hochebene wie Abomeh und gilt für die zweitwichtigste Stadt im Lande, obwohl sie viel weniger Einwohner als Whydah zählt. Aber sie ist die heilige Stadt und Residenz der höchsten Fetischpriester. Der König besitzt dort zwei sehr geräumige Wohnungen, welche einigen hundert Mann Soldaten als Kaserne dienen; er kommt in jedem Jahr zu festbestimmten Tagen dorthin, um bei den Menschenopfern zugegen zu sein. Die Opferhütte liegt einer der Königswohnungen gegenüber und besteht aus gestampften Lehmwänden; diese sind mit Kalk beworfen und auf dem weißen Grunde sieht man rohe und plumpe Fresken, die mit rother Farbe aufgetragen worden sind, z. B. eine Schlange, welche einen ganzen Menschen verschlingt, Kaimans, ein europäisches Schiff und einen Priester, der ein großes Messer schwingt, während er einen vor ihm knieenden Mann am Schopfe gepackt hat, um den Kopf abzusäbeln.

Am folgenden Tage erschienen Abgesandte vom König Ghezo und brachten Branntwein. Die Fremden tranken auf die Gesundheit des schwarzen Potentaten, während aus allen eisernen Kanonen 21 Schüsse abgefeuert wurden. Bevor die Weiterreise angetreten wurde, mußten die Europäer aus ihren Hangmatten steigen, um vor dem Tempel der bösen Fetische vorüber zu gehen. Dieser Formalität kann sich der König selber nicht entziehen. Diese Hütte liegt in einem dichten, dunkeln Haine. Auf der Schwelle saß ein Priester, der unablässig eine Klapper bewegte und dabei Beschwörungen murmelte, um die Reisenden gegen den Einfluß böser, übelwollender Götter zu schützen. Von Cana nach Abomeh führt ein sehr breiter, guter Weg.

Abomeh hat einen Umfang von 12 bis 15 Miles, ist mit einem sehr breiten und tiefen Graben umzogen und die Umfassungsmauer von gestampftem Lehm etwa 20 Fuß hoch. Die Brücken an den vier Eingangsthüren sind leicht und können im Nothfalle rasch entfernt werden. Mehr als 30,000 Einwohner wird diese Hauptstadt von Dahome schwerlich aufweisen können. Die Straßen sind breit und leidlich sauber, aber wenig belebt; die Häuser sind alle von großen Hofräumen umgeben und diese von der Straße durch Lehmmauern abgeschlossen. Auf den großen Plätzen stehen prächtige, hohe Bäume. In der Mitte des geräumigsten Platzes sieht man ein kleines, unscheinbares Haus, dessen rundes Dach von hölzernen Säulen getragen wird. Das ist der Tempel für die Menschenopfer, in welchem namentlich Kriegsgefangene abgeschlachtet werden. An jenem Platze liegt auch des Königs Palast, wenn man diese Bezeichnung anwenden kann auf ein wirres Durcheinander von Hütten, zwischen welchen Hofräume und Gärten liegen. Dort wohnen die Frauen, die Kriegerinnen und die Sklaven, welche den König bedienen. Alle Wände bestehen aus Lehm, die Dächer aus Bambusstäben, und nur eine einzige Hütte kann ein Stockwerk über dem Erdgeschoß aufweisen. Dort verwahrt der König seine Schätze; alle Wände sind mit Kaurimuscheln, die auf Stränge gezogen werden, behängt. Besondere Gemächer hat der König nicht; er wohnt bald in dieser, bald in jener Hütte bei einer seiner Frauen. Das Ganze dieses Hüttenpalastes ist mit einer 15 bis 20 Fuß hohen Lehmmauer umzogen; in dieser befinden sich viele eiserne Haken und an denselben hängen Menschenköpfe; manche sind schon gebleicht, an anderen hängen noch Stücke verfaulten Fleisches, noch andere sind frisch, weil erst vor Kurzem vom Rumpf abgeschnitten. Neben den Eingangsthüren sah Repin mächtige Haufen von Elephantenknochen, wahrscheinlich Jagdtrophäen, die aber von den Eingebornen mit einer gewissen abergläubigen Furcht betrachtet werden.

Aus einer chinesischen Geographie.

Wir dürfen den Chinesen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie von Europa und dessen Zuständen nicht viel Genaues wissen. Wie weit sind denn bei uns die Massen, der Mittelstand, und selbst ein großer Theil der sogenannten höher gebildeten Klassen in der Geographie und Völkerkunde, selbst in Betreff von Ländern unseres eigenen Erdtheils?

Der lebhaftere Verkehr mit Ostasien hat erst in unseren Tagen begonnen, und beide Theile lernen einander sehr allmälig näher kennen. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß es verschiedene große Civilisationskreise gibt, deren jeder seine volle Berechtigung hat, weil er aus den Eigenartigkeiten des Rassenelementes heraus entstanden ist. Eben deshalb wird man eine solche, in sich selber originale, dem Volkswesen durchaus angemessene, aus demselben hervorgearbeite Civilisation nicht durch eine beliebige andere ersetzen können. Die Chinesen lassen sich durchaus nicht in europäischer Weise ummodeln, sie werden Chinesen bleiben bis ans Ende aller Tage, und unser europäischer Hochmuthsdünkel, der unsere Anschauungen und Lebensformeln aller Welt aufbürden möchte, wird ihnen gegenüber nur sehr geringe Erfolge haben.

Wir finden an den weizengelben Bewohnern des Blumenreiches, welche reichlich ein Drittel der gesammten Erdbewohner ausmachen, sehr Vieles sonderbar und abstoßend. Aber auch das Umgekehrte ist der Fall; dem Chinesen kommt manches Europäische „ungeschickt und albern“ vor.

Bei uns Europäern ist es hergebracht, daß man einem Gast zur Rechten einen Platz anweist; der Chinese sieht darin eine Barbarei, weil bei ihm die Ehrenseite zur Linken ist.

Ein weibliches Wesen mit unverkrüppelten Füßen galt für gemein und ohne Erziehung. Nach und nach haben jedoch einzelne Familien diese Verstümmelung in Ab-

gang kommen lassen, sie werden aber dafür von den „guten" Familien mit scheelen Augen betrachtet, etwa so wie bei uns solche, welche sich eine sogenannte Mißheirat zu schulden kommen lassen.

Der Chinese hat seine eigene Schrift, deren Zeichen auch die Nachbarvölker anwenden, um ihre Sprache zu schreiben. Daß nun in Europa civilisirte Völker sich derselben Buchstaben bedienen und doch nicht gleich auf den ersten Blick verstehen können, was mit denselben geschrieben worden ist, das kommt jedem chinesischen Gelehrten höchst wunderbar vor!

China hat viele Fabrikanten, welche falsche Nasen verfertigen, aber künstliche Zähne waren bis auf die jüngste Zeit unbekannt. Man versteht dagegen, alle Arten von Zahnschmerz augenblicklich zu entfernen. Der bekannte englische Unterhändler J. Bowring speiste einst bei einem vornehmen Mandarinen, und dieser zeigte ihm einen ganzen Kasten voll falscher Nasen, die sehr künstlich gearbeitet waren. Der Mann wechselte dieselben täglich einigemal; er setzte eine vor Tisch auf, eine andere nachdem er gespeist hatte, und Abends legte er eine dritte an.

Bisher haben, ganz im Gegensatze zu den geistig viel regsameren und gewandteren Japanern, die Chinesen noch wenige von unseren mechanischen Verbesserungen angenommen. Nur allein die Feuerspritze ist, in den großen Seestädten wenigstens, ziemlich allgemein in Gebrauch gekommen. Aber mit der Uhrmacherei haben sie sich noch nicht befreunden können, obwohl reiche Leute gewöhnlich zwei Uhren bei sich tragen. Unsere vervollkommneten Ackergeräthe werden noch immer von ihnen verschmäht, und bis jetzt haben sie kein Dampfschiff fertig gebracht, während die Japaner ihre Dampferflotte sich selber bauen.

Sie prägen auch heute noch keine Gold- und Silbermünzen, und die Webstühle, auf welchen sie ihre wunderbar schönen Zeuge herstellen, sind von ganz primitiver Art.

Dagegen geben sie uns in manchen Dingen etwas aufzurathen; sie verstehen z. B., das Kupfer stahlhart zu machen; sie stellen die herrlichsten Farben her, namentlich ein haltbares Grün aus Pflanzenstoffen. Den Buchdruck, die Holzschneidekunst, den Gebrauch des Kompasses, die Artillerie und noch manches Andere haben sie viel eher gehabt, als Europa. Lange, bevor es ein Christenthum gab, bereiteten sie schon Lumpenpapier; Geldanweisungen und Wechsel kannten sie, ehe man im Abendlande nur eine Ahnung von dergleichen hatte. Sie sind stolz auf eine Schriftsprache und eine Literatur, die weit über dreißig Jahrhunderte zählt; dagegen haben wir Europäer keine Literatursprache, die in ihrer jetzigen Gestalt über unser Mittelalter hinausreichte.

Ein Kulturvolk, natürlich ein eigenartiges, von uns europäisch-civilisirten Menschen grundverschieden, sind und bleiben die Chinesen. Wir nennen sie sonderbar; sie thun uns gegenüber ein Gleiches, und beide Theile haben recht. Es ist uns aber nicht zu verdenken, wenn manche chinesische Wunderlichkeiten unser Lächeln erregen. Als z. B. die Taiping-Rebellen mächtig waren und den Yang tse-kiang fast in dessen ganzer Länge beherrschten, begaben sich in der altberühmten Hauptstadt Nanking seltsame Dinge. Ein Theil der älteren jüdischen Bücher ist ins Chinesische übersetzt worden, und durch dieselben waren allerlei verwirrte Vorstellungen in die Köpfe der weizengelben Menschen gekommen. Auch was sie in den Büchern des Neuen Testamentes gelesen, hatte dazu beigetragen, manche seltsame Begriffe bei ihnen hervorzurufen. (Siehe „Globus" Bd. II, S. 105.) Einer von den Rebellenkönigen bezeichnete sich in seinem Amtstitel ganz bescheiden als: „Der heilige Geist, der da tröstet". Er verlangte Anerkennung dieses Titels von den Engländern; diese müßten ja in ihren heiligen Büchern gelesen haben, daß in denselben die künftige Erscheinung dieses heiligen Geistes verkündet werde; er sei nun dieser Tröster! Ein anderer der Rebellenkönige bezeichnete sich eben so bescheiden als den „jüngern Zwillingsbruder Jesu Christi". Er wußte ausführlich zu erzählen, daß er und Jesus einander häufig zu gegenseitigem Besuch einlüden; er, seinerseits, begebe sich gar nicht selten ins Paradies, in welchem sein „älterer himmlischer Zwillingsbruder" ihm seine Frauen und Kinder vorgestellt habe! Einst sei Jesus bei ihm in Nanking ausdrücklich zu dem Zweck erschienen, um ihm mitzutheilen, wie viele Bambushiebe eine der Frauen des Harems erhalten solle; sie hatte sich eine Unregelmäßigkeit zu schulden kommen lassen. Die Europäer wurden in Nanking als Koko, d. h. Brüder, bezeichnet, aber auch gefragt, ob sie Tribut mitgebracht hätten und die Herrschaft des Oberkönigs der Taiping über den ganzen Erdball anerkennen wollten!

Man sieht, wie roh und unverdauet solche halbeuropäische unverstandene Begriffe sind.

Der bekannte Sinologe Medhurst hat 1849 zu Schanghai die Uebersetzung einer chinesischen Geographie drucken lassen, die uns recht deutlich zeigen kann, welche Vorstellungen die Bewohner des Blumenreiches von ausländischen Völkern haben, oder erhalten. Verfasser des klassischen Buches ist ein Herr Wang tas lai, der längere Zeit im hinterindischen Archipelagus verweilt hatte. Nachstehend geben wir einige wörtliche Mittheilungen dieses chinesischen Strabo oder Karl Ritter: —

„Die europäischen Länder liegen außerhalb der Grenzmarken höherer Gesittung. Wenn sie jetzt sich einigermaßen dem Zustande nähern, in welchem sich bei uns die Dörfer des tiefen Binnenlandes befinden, so verdanken sie das lediglich dem wirksamen und kräftigen Einflusse, welcher von unserer (der chinesischen) erhabenen Regierung ausgeübt wird. Sie wandelt jene entlegenen und unbekannten Länder vermöge der ihr innewohnenden Kraft und Majestät zum Bessern um."

„Die Herrschaft über Europa ist getheilt zwischen den Holländern, der rothhaarigen Nation (Engländern) und den Franzosen."

„Die englische Nation ist sehr arm, aber mächtig; ihr Land hat eine günstige Lage; deshalb machen die Engländer häufig Angriffe auf andere Völker."

„Die Holländer sind einem Menschen vergleichbar, der sich die Ohren verstopft hat, während er eine Glocke stiehlt. Wenn man zu ihrer Beurtheilung den Maßstab der Vernunft anlegt, dann ergibt sich, daß sie kaum eine einzige der fünf Cardinaltugenden besitzen, also: des Wohlwollens, der Rechtschaffenheit, Weisheit, Wahrheitsliebe und des Rechtsinns. Bei ihnen unterdrückt der Große den Kleinen, er ist hochmüthig und habgierig. Wohlwollen ist bei ihnen gar nicht anzutreffen. Männer und Frauen trennen sich, haben aber Erlaubniß, einander wieder zu heiraten. Rechtschaffenheit fehlt ihnen ganz und gar; auch leben sie höchst ausschweifend und sinken ins Grab, ohne ihren Kindern etwas zu hinterlassen. Sie haben keine Weisheit und von Aufrichtigkeit nur ein ganz klein wenig."

„Die Franzosen sind lärmend und gewaltthätig. In ihrem sehr armen Lande wohnen nur wenige Kaufleute; deshalb kommen sie selten nach Batavia. Die Holländer müssen sich, wenn sie von den Engländern beleidigt werden, an die Franzosen um Hülfe wenden. Das Königreich

Frankreich ist sehr groß und stark bevölkert; deshalb fürchten die Engländer sich manchmal vor demselben."

„Die abhängigen Länder Europa's sind endlos durcheinander gemischt. Einige können, wenn sie näher bekannt sind, von Schiffen besucht werden; manche werden von den Holländern beherrscht. Dort leben die meisten Menschen in hohlen Bäumen und Erdlöchern; sie kennen den Gebrauch des Feuers nicht und gehen nackt umher oder doch nur dürftig bekleidet. Wer vermöchte sie alle genau zu kennen oder nähere Erkundigung über sie zu erlangen?"

Von Mekka sagt dieser wohlunterrichtete Geograph: „Die Mauern sind sehr hoch und der ganze Erdboden glitzert von Silber, Gold und köstlichen Edelsteinen. Diese Schätze werden von einhundert Geistern bewacht und können deshalb nicht geraubt werden. Die wahren Verehrer der Tugend dürfen nach Mekka gehen und dort den wirklichen Buddha verehren. Wenn sie dort einige Jahre lang fasten und nachher zurückkehren, haben sie Anspruch auf den Titel Lau Köun, Doktor. Dann besitzen sie die Gewalt, Geister auf die Erde herabzubringen, Ungeheuer zu bändigen, schädliche Einflüsse zu entfernen und Teufel zu besiegen."

Der Erdbeschreiber Wang tao lai weiß auch von dem Magnetmeere, Tze schi yang. In demselben sind so viele Magnete, daß ein Schiff, an welchem sich eiserne Nägel befinden, schon aus weiter Ferne angezogen wird und untergehen muß. Deshalb bedient man sich in jener Gegend statt der Nägel stets nur der Pflöcke aus Bambus.

„Bei Malakka gibt es ein Hai ma, einen Seehengst, der aus den Fluthen des Oceans emporsteigt, um eine Seestute zu verfolgen. Er hat eine glänzende, schwarze Haut, sehr langen Schweif und kann an einem Tage mehre hundert Meilen zurücklegen. Man sieht ihn aber nur selten und der Mensch hat keine Gewalt über ihn. Die Seestute ist unten im Meer an einem Felsen befestigt und zwar vermittelst eines Nabelstranges, der eine ungemeine Länge hat. Männchen und Weibchen sieht man oft beisammen; dieses ist gewißlich wahr. Die Holländer zahlen den Fischern eine große Summe für eine Seestute; diese kann aber nicht mehr lang leben, sobald sie von dem Nabelstrang entfernt ist. Von den Holländern wird sie in Spiritus gesetzt."

„Den fliegenden Kopf habe ich selber nicht gesehen, aber viel von ihm erzählen hören. Er ist bei Amboina sehr häufig und gleicht dem Kopf einer eingebornen Frau. Das Auge hat keine Pupille und kann im Dunkeln nicht sehen. Der Kopf fliegt umher, in die Häuser hinein und frißt dort menschliche Eingeweide. Wenn er aber etwas Saueres genießt, kann er die Augen nicht aufmachen. Er wird kein Unheil anrichten, wenn man ihn mit kleinen Leinwandstücken bewirft."

„Auch gibt es ein Thier, das einigermaßen einem Menschen ähnlich sieht; sein Mund reicht von einem Ohre bis zum andern. Allemal wenn es laut auflacht, erhebt sich ein fürchterlicher Sturm. Es wird Hai ki schang, d. h. Seepriester, genannt. Sobald es sich blicken läßt, ereignet sich bald nachher großes Unglück."

„Die Wei tan sind ein Schlag von Menschen, welche ein Hügelland bewohnen. Sie haben ein sehr häßliches Gesicht und tättowiren sich; ihre Schwänze sind 5 bis 6 Zoll lang; am Ende des Schwanzes sind immer einige starke Borsten. Diese Wilden verdingen sich manchmal als Matrosen und kommen nach Batavia; sobald man sie aber dort entdeckt, laufen sie weg oder verbergen sich. Wenn man sie trotzdem fängt, verändern sie ihr Aussehen und leisten heftigen Widerstand."

„Es gibt Fische, die so groß sind, daß sie ganze Schiffe verschlingen können. Ich selber habe einen Mörser gesehen, der zehn Scheffel Korn halten konnte und der aus dem Rückenwirbel eines solchen Fisches verfertigt worden war."

Einblicke in den osmanischen Orient.

Mesopotamien und Bagdad.

III.*)

Das feinere nordische Obst, der dem rheinischen Gewächs auffallend ähnelnde Wein von Hamadan und der dem spanischen verwandtere von Schiras werden, wie auch die Kartoffeln, von Persien eingeführt. Der bagdader Wein ist entweder syrupartig süß oder wird aus gekochten Rosinen spottschlecht bereitet.

Von den Hausthieren steht unstreitig das Pferd obenan. Ein kleiner Kopf mit gerader Stirn und Nase, weiten Nüstern, kleinen Ohren und feurigen großen Augen, ein glänzendes weiches Fell, seidenartige Mähne, ein hochgetragener voller Schweif, feine unbehaarte Fesseln, ein zierlicher Huf und ein eleganter Bau mit zartem schön gekrümmtem Halse kennzeichnen namentlich die Stute von edlem Blut. Große Thiere sind selten und werden ungemein geschätzt. Ein wirklich werthvolles Pferd ist nicht leicht aufzutreiben, und man muß oft monatelang mehre Roßkämme in Bewegung setzen, ehe man zu Kauf bekömmt, was man an Schönheit und Ebenmaß wünscht. Die höchsten Preise stellen sich für einen Hengst zu 10,000, für eine Stute zu 30,000 Piaster, doch gibt es auch ausnahmsweise berühmte Rosse, für welche selbst ein Beduinenschech dem andern 1000 Kameele, 10,000 Schafe und 100 Sklaven bietet. Die in der Stadt und nicht in der Wüste auferzogenen Pferde taugen nichts, weil sie in einem frühen Alter von lümmelhaften türkischen Seis buglahm geritten werden. Der Handel mit Pferden ist nur gering. Es beruht auf einem auch unter den Türken allgemein verbreiteten Irrthum, daß in Bagdad die besten und billigsten Pferde anzutreffen seien. Im Gegentheil sind Thiere von derselben mittlern Güte in Anatolien, namentlich bei den

*) Vergl. Bd. X, S. 46 u. 110.

Türkmen, um zwei Dritttheile wohlfeiler als in Irak. Die Perser aber ziehen das kräftige turanische Streitroß dem arabischen, und nicht mit Unrecht, vor. Was man sonst von der Ausdauer und der eisernen Constitution eines arabischen Pferdes sagt, ist hier eine Fabel. Es verlangt, empfindlich wie es ist, eine außerordentliche Sorgfalt in Wartung und Pflege, oder es geht zu Grunde. Im Winter spaziert es auf der Weide ganz und gar bis auf den Boden in warme Teppiche gehüllt einher, Nachts und bei schlechter Witterung ruht es am besten Platze des Familienzeltes auf warmer Spreu. Bei einigen Stämmen erhält es gar kein Körnerfutter, sondern nebst dem Grase, das es abweidet, Datteln und Kameelmilch; endlich wird es nur zum Prunke und im Gefecht geritten. Gewöhnliche Gäule, wenn sie arbeiten oder marschiren müssen, werden zweimal täglich, am Morgen vor dem Aufbruch und am Abend nach der Ankunft zuerst getränkt und dann gefüttert und geputzt. Ihre Ration für 24 Stunden beträgt 7½ Pfund Gerste, und Häcksel nach Bedarf; Heu erhalten sie nicht, dafür läßt man sie zur Blutreinigung im Frühjahr einen bis zwei Monate grasen. Luxuspferde oder solche, die keine besonderen Anstrengungen auszustehen haben, müssen sich mit einer Ration täglich, die ihnen am Abend verabreicht wird, begnügen. Ein gut behandeltes Pferd, vorausgesetzt daß es allmälig eingewöhnt wird, legt Tag für Tag mit einem Reiter und zwei Sattelsäcken voll Gepäck zehn deutsche Meilen zurück.

Auch der arabische Esel ist ein nobles Thier. Schlichte Langohren mit grauem Fell und schwarzem Kreuz und kräftigere braune und schwarze aus Kurdistan bilden zwar die große Masse, aber dies Proletariat von 100 Piastern das Stück darf sich nicht mit dem weißen, leichtfüßigen Aristokraten aus dem Nedsched in eine Linie stellen. Der edle weiße Esel — denn es fehlt nicht an gemeinen — trägt wie das Pferd seinen Rassenamen. Er ist hoch von Gestalt, hat starke nervige Beine, einen großen Kopf, einen fetten Halskamm und eine feine empfindsame Haut mit glatten feinen Haaren von blendender Weiße. Beim Lauf, der dem des Pferdes wenig nachgibt, muß er seine langen Ohren nach vorne aufgerichtet tragen. Vorzügliche Thiere sind gleichfalls sehr selten und kosten wohl bis über 5000 Piaster. Sie dienen insbesondere den Damen als Zelter. Ein echter weißer Esel mit Sattel von karmoisinrothem Sammt und befranztem seidenem Zaumzeug von derselben Farbe ist der Stolz und die Freude einer bagdader Chattun. Der Paßgang mit seiner sanften Bewegung ist ihm eigen. Die untergeordneteren Thiere dienen dem Volk zu Ausflügen in die Umgegend als Droschken. Mit Trotteln und rasselnden Schellen behängt, zotteln sie, von einem barfüßigen magern Burschen angetrieben, an den Feiertagen nach allen Richtungen dahin und nehmen am Abend mit einer sehr frugalen Kost vorlieb. Nebenbei ist es der höchste Ehrgeiz eines Wasserträgers (Sakka), sich einen weißen Esel anzuzuschaffen; hat er dies Ziel erreicht, so blickt er mit hochmüthiger Geringschätzung auf seine minder glücklichen Kollegen hinab.

Die Maulthiere, obschon sie an Größe weder mit dem persischen noch mit dem spanischen verglichen werden können, sind, was Ausdauer, Schnelligkeit und Tragfähigkeit anbelangt, von vorzüglicher Güte. Mit einer Last von drei Centner, den sehr schweren Packsattel nicht mit eingerechnet, legen diese unermüdlichen, mäßig genährten Bastarde im Nothfall 20 türkische Wegstunden zurück. Kein Reitpferd, und wäre es noch so gut, kann es mit ihnen aushalten. Ihnen fällt hauptsächlich der Waarentransport zu, und nur gröbere Artikel, bei denen es keine Eile hat, werden durch Kameele befördert. Das klügste, mit mehren Glocken und Schellen behangene Thier schreitet gewöhnlich, schneller als ein Mensch auf der Reise geht, der Karawane voran und verliert auch in stockfinstrer Nacht in den weiten Ebenen, durch die Flüsse und Gebirge niemals den bekannten Pfad. Der mittlere Preis eines guten Maulthieres beträgt 100 bis 150 Thaler.

Von den Kameelen hegen die Nordländer im Durchschnitte eine viel zu gute Meinung. Das Schiff der Wüste ist ein Transportmittel, das der Kaufmann lieber vermeidet und nur dann benutzt, wenn er massenhafte Sendungen von Rohstoffen zu machen hat, wozu er die nöthigen Maulthiere nicht ohne eine bedeutende Erhöhung der Fracht auftreiben könnte. Der Einhöcker ist ein saumseliges, nur in der Ebene verwendbares Thier, das auch keine viel bedeutendere Last als jenes zu tragen vermag, dagegen täglich nicht einmal die halbe Distanz zurücklegt. Auf feuchtem schlüpferigen Boden kommen sie gar nicht vorwärts und unterliegen überdies, besonders durch Stiche giftiger Mücken, vielen tödtlichen Krankheiten. Seine Enthaltsamkeit ist in einem Lande, wo es weder an Wasser gebricht, noch die Gerste theuer ist, nicht hoch in Anschlag zu bringen. Mit ihm darf aber das zweihöckerige turkomanische Kameel nicht verwechselt werden. Das letztere ist ein kräftiges Thier, das die höchsten Gebirge ohne zu wanken übersteigt und in der heftigsten Kälte ausdauert. Nur die leidige Langsamkeit theilt es mit seinem Stammverwandten. Doch nicht alle Kameele sind langsam. Das Dromedar, ein lebhafter Einhöcker von schlanken Formen, mehr kleiner Gestalt und klugem Sinn, findet an ausdauernder Flüchtigkeit unter den Vierfüßlern seines Gleichen nicht. Im langgestreckten Trabe eilt es mit seinem Reiter durch die Steppe, und ehe man Zeit hat, die Schnelligkeit seines Ganges zu bewundern, ist es, wie ein Eisenbahnzug, am Horizonte verschwunden. Auf ihm beruht die Unangreifbarkeit des Beduinen. Die Strecke von Bagdad nach Damaskus durchmißt es, und noch dazu auf einem weiten Umwege, in sieben bis neun Tagen. Man benutzt es zur Beförderung der Briefpost zwischen den genannten Städten. Auch der Personenverkehr ist hier möglich, aber keineswegs rathsam, denn erstens ist die Tour, da es keine Stationen gibt, mit ungemeinen durch den eigenthümlichen Gang des Dromedars erhöhten Anstrengungen verbunden, zweitens kann man, wenn man nicht riskiren will von den Annesi-Beduinen nackt ausgeplündert zu werden, nur einen schäbigen Anzug und weniges unscheinbares Gepäck mitnehmen; endlich ist die Fahrt viel kostspieliger als auf jedem andern Wege. — Die geschätztesten Dromedare, wie alle Hausthiere erster Qualität, stammen aus Nedsched, der bekannten arabischen Plateaulandschaft. — Zur Winterzeit, wenn die Wege schlüpferig sind und das karge Gras der mesopotamischen Steppe keine hinlängliche Nahrung mehr bietet, feiern gewöhnlich die Lastkameele und müssen sich kümmerlich von den vereinzelten Sodapflanzen der bagdader Wüste ernähren. Spekulanten kaufen sie dann auf und setzen sie, wenn es an Fleisch mangelt, zu guten Preisen an die Kameelschlächtereien wieder ab. Der Araber findet die Kost ganz nach seinem Geschmack und vielleicht übertrifft sie in jeder Beziehung die in Deutschland bereits eingebürgerten Leckerbissen aus Pferdefleisch. Das letztere würde der Mohammedaner durchaus wie eine Kannibalenmahlzeit betrachten.

Büffel sind nicht sehr zahlreich. Die vorhandenen werden weniger zum Feldbau als zur Gewinnung der Milch benutzt, ein Nahrungsmittel, das sich vorzüglich im sauern Zustande eines großen Verbrauchs erfreut. Die

Büffelkuh gibt eine reichliche fette Milch von gutem Geschmack. Hörner und Häute bilden einen lucrativen Ausfuhrartikel nach Persien und Anatolien.

Die *Rinder*, meist *Zebus*, gehören zu einem kümmerlichen Schlag, noch unansehnlicher als man sie in Deutschland im Hessischen und Nassauischen antrifft. Man verwendet sie als Zug-, doch zuweilen auch als Lastthiere. Ein Ochs trägt indeß nicht mehr als ein Esel. Die Rinder sind sehr mager und ihr Fleisch ist zähe und unschmackhaft. Ueberhaupt muß der Europäer bei seinem Eintritt in die Türkei dem Rind- und Kalbfleisch, auch oft dem Schweinefleisch gänzlich entsagen. Des Hammels ewige Gestalt schwebt seiner Tafel vor, und die einzige Abwechselung, die er sich erlauben kann, wäre etwa, was oft rathsam ist, ein feister Ziegenbock. Die Tödtung eines zugkräftigen Rindes däucht dem ackerbauenden Orientalen eine Sünde, weshalb er nur kranke, abgelebte und halbverhungerte Thiere schlachtet. Findet man doch selbst in Konstantinopel nur schlechtes Kuhfleisch. Eine arabische Kuh liefert kaum halb so viel Milch wie eine gute Schweizerziege.

Das den Westasiaten, vor allen aber den Nomaden, wichtigste Geschöpf ist unstreitig das *Schaf*. Nach dem Koran, glaub ich, wird es als die erste vierfüßige Creatur Gottes bezeichnet. Weite ebene Länderstrecken, wie Irak und Mesopotamiens grasreiche Flächen eignen sich besonders für seine Zucht, während die Ziege besser in den Wildnissen der Gebirge gedeiht. Für solche dem Ackerbau doch einmal, infolge des Mangels an Bevölkerung oder einer menschlichen Regierung verlorenen Länder kann man sich nichts Besseres denken, um den Boden nur einigermaßen zu verwerthen. Das arabische Schaf ist ein Fettschwänzer eigener Rasse, die von den Türken die karamanische genannt wird. Sein Fleisch hat einen widerwärtigen Beigeschmack, an den man sich aber wohl oder übel gewöhnen muß, weshalb Leute, die sich nicht an die Hörner stoßen, ihm die *Mufflonziege*, die gewöhnliche Asiens, vorziehen. Sein Fließ hinwieder ist vortrefflich und liefert eine reichliche Wolle von mittlerer Qualität, den *Hauptexport der Euphratebenen*. Sie könnte, wenn man ihr die Aufmerksamkeit, wie in England und namentlich in Deutschland widmen wollte, zweifelsohne die beste der Welt sein. Das Schaf würde, wie das Kameel, das Pferd und der Esel, seine höchste Veredlung in Arabien erreichen. Mir sind Wollenproben, den Merino- wie anderen Arten ähnliche, zu Gesicht gekommen, von denen Kenner behaupteten, daß sie an Feinheit und Seidenglanz alle ihnen bekannte Sorten bei weitem überträfen. Dies sind leider vereinzelte Beispiele. Statt die edleren Schafe abzusondern und besonders zu pflegen, und die roheren Rassen durch Kreuzung mit auserlesenen Zuchtwiddern zu verbessern, läßt man die Heerden durcheinander laufen und thut nicht das Geringste, um sie im Winter vor Hunger aus Mangel an Kräutern und vor den Einflüssen der rauhen Witterung zu schützen. Beide werden den Heerden ebenso verderblich wie ansteckende Krankheiten, gegen welche die Fatalitätslehre den Eigenthümern keine wirksamen Maßregeln zu treffen erlaubt. So sterben die Schafe in manchen Jahren massenhaft aus.

Die erwähnten Uebelstände sind indeß nur gering in Anschlag zu bringen im Vergleich mit den Verheerungen, welche das *Steuersystem* der Regierung anrichtet. Die den Heerden zufallenden Auflagen werden, wie alle sonstigen Einkünfte der Pforte, an habgierige, höchstbietende Spekulanten verpachtet, welche natürlich nur das eine Interesse haben: in Jahresfrist einen möglichst hohen Gewinn aus ihrem Pacht herauszuschlagen. Zu dem Ende bezahlen sie eine jener faulen, brutalen und gefräßigen, unter dem Namen *Awniieh* bekannten Horden von türkischen Baschibosuks und fallen mit diesem berittenen, prahlerisch bewaffneten Gesindel über ihre legitime Beute her. Nun geht es an ein Erpressen, Rauben, Verwüsten. Der Pächter stellt Forderungen für das Lamm im Mutterleibe, verlangt auf der Stelle, was, wie er weiß, unter dem Landvolk nicht immer zu finden ist, baares Geld, und nimmt in Ermanglung desselben die Schafe zu seinen Preisen in Beschlag. Unterdessen schwelgen seine Söldner und begehen außer der Vernichtung des Eigenthums noch andere abscheuliche Excesse. Kurz, wenn die Bande abzieht, ist der arme Schäfer so gut wie vollkommen ruinirt. Klagt er in Bagdad, so lachen ihn die bestochenen Richter entweder aus oder, *was noch weit türkischer ist*, sie bestellen ihn ein paar Jahr hindurch so lang auf morgen wieder, bis er die Geduld verliert und nicht mehr wiederkommt.

Dabei bleibt es nicht. Die *freien Beduinen* glauben die der Pforte zwangsweise unterworfenen Stämme als Feinde behandeln zu dürfen und plündern sie bis vor die Thore von Bagdad oft buchstäblich nackt aus, oder, wenn ihre Streifparteien dazu keine Zeit haben, entführen sie ihnen wenigstens ihre hauptsächlichste Erwerbsquelle: die Heerden. Dieselben Baschibosuks nun, welche so tapfer unter den gedrückten Fellahs bramarbasiren und aufräumen, möchten, offiziell zu ihrem Schutze ausgesendet, vor Angst in ein Mausloch kriechen, wenn sie auch nur auf Meilenferne den Schatten eines Beduinen erblicken. Gleichwohl stecken jene voll Flinten und Pistolen, und diese führen nichts als ihre lange Lanze mit dem Bambusschaft und vielleicht zum Ueberfluß eine Streitaxt oder Keule. Es gibt Beispiele, wo nahe an hundert zum Schutz einer Karawane bestimmte Awniieh vor einem Dutzend friedlich reisender Araber davongelaufen sind. Diejenigen ansässigen Stämme hingegen, welche den Türken nur einen Tribut entrichten, lassen sich nicht so geduldig wie die Fellah schinden, sondern greifen, wozu man sie oft, um sie zu unterwerfen, reizt, zu den Waffen. Zum Glück bieten ihnen die großen Sümpfe des Euphrat und Tigris eine uneinnehmbare Deckung, sonst wäre es mit ihrem Reisbau und ihrer Viehzucht bald für immer vorbei.

Der *Wollhandel*, welcher meist seinen Weg über *Aleppo* nach *Marseille* nimmt, wird durch arabische, oder chaldäische des Landes kundige Zwischenhändler betrieben. Diesen Leuten vertrauen die Kaufleute — *Schweizer* und *Griechen* vornehmlich — oft bedeutende Summen an; sie reisen in das Innere zu den verschiedenen Stämmen und strecken den Eigenthümern schon vor der Schur nach einem Ueberschlag, ohne Rücksicht auf Sorte und Farbe, die bedungene Geldsumme vor; natürlich in der Absicht, um von vorne herein eine etwaige Konkurrenz auszuschließen. Wie man sieht, beruht selbst in diesen Wildnissen der Handel lediglich auf dem *Credit*. Vieler Verlust ist jedoch mit diesen Transactionen verbunden, indem oft schlechte Waare einläuft und die Commissionäre zuweilen der ihnen anvertrauten Baarsummen beraubt werden. Man vertheilt daher wo möglich das Geld. Im Ganzen lohnt sich das Geschäft trotz aller Schwierigkeiten und Kosten! Wie ganz anders, wenn einmal *die projektirte Bahn durch das Euphratthal* zu Stande kommen sollte! An Dampfschiffe ist aus tausend Gründen nicht zu denken. Bis die Gesammtmasse der Wolle eingelaufen ist, wird sie in der Eile etwas sortirt und in den Chans von Bagdad untergebracht; sind dann die nöthigen Kameele gefunden, so bringt man die Säcke auf Eseln, je eine halbe Ladung, vor das Thor der Stadt. Nachdem man alle Vorbereitungen

gehörig getroffen, tritt die Karawane, oft zwei bis dreitausend Lastthiere stark, im Frühjahr ihren Marsch durch die von Gras und Kräutern üppig strotzende mesopotamische Prairie, Mossul sechs Stunden rechts liegen lassend, nach Aleppo an. — Der Maulthierweg führt über Kyssri und Kerkuk auf der linken Seite des Tigris durch Chaldäa. Die arabische Wolle ist auf dem Platz von Marseille aus eigensinniger Namensverwechslung als persische bekannt. Im Durchschnitt darf man wohl behaupten, daß der Wollhandel aus den oben angeführten, der Regierung allein zur Last zu legenden Ursachen, wodurch steigende Vertheuerung des Artikels hervorgerufen wird, immer mehr abnimmt.

Für den Eingebornen (was für alle Völkerschaften des türkischen Asiens gilt) hat die Mufflonziege mindestens denselben Werth wie das Schaf, indem nicht nur ihr Fleisch von dem gemeinen Mann dem des letztern vorgezogen, sondern auch ihre meist dunkelbraune Wolle allgemeiner zu Bekleidungsstoffen verarbeitet wird; dahin gehören vornehmlich: die Tunika der Fellahs, Mäntel, Teppiche und Zelte. Endlich ist die Ziege ausdauernder als das Schaf. Von beiden benutzt man die Milch zu Käse, einem weißen, salzharten, geschmacklosen Produkt, und zur Kochbutter, die, mit Dattelsyrup vermischt, in Schläuchen zu ziemlich hohen Preisen nach Bagdad gebracht wird. Frische Butter ist eine Seltenheit und allemal schlecht. Man bereitet sie, indem Weiber den Rahm der vorher gekochten Milch in einem halbgefüllten Ziegenschlauch kneten und schütteln, wodurch die Scheidung von den Molken, aber nicht so vollständig wie bei unserm Butterfaß, bewirkt wird. Gar mancher Händler verfälscht überdies sein Produkt mit dem unangenehmen Schwanzfett der Schafe. Lämmer und Zicklein gelten im Frühjahr als das Höchste der arabischen Feinschmeckerei.

Von dem Hausgeflügel verdienen nur die von den unserigen nicht unterschiedenen Hühner Erwähnung. Sie legen, gut gefüttert, fast das ganze Jahr hindurch Eier und brüten sehr fleißig. Eine hochbeinige weit weniger produktive Rasse ist seltener. Truthühner sind nicht immer zu haben und stehen im Vergleich mit anderen Ländern der Türkei hoch im Preis. Gänse und Enten gehören vollends zu den Ausnahmen, obschon sie ebenso gut wie wo anders gedeihen, aber ihr Fleisch ist wenig beliebt.

Zu anderen minder Nutzen gewährenden Thieren zählen die im Orient überall einheimischen, hier dem Schakal ähnlichen Straßenhunde, eckelhafte Schmarotzer, die sich, im Sommer ihrerseits mit zahllosen Zecken behangen, von Abfall und Aas nähren. Der Hund liebt den haut goût und greift seine Beute vorzugsweise am dritten Tage an; zuweilen scharrt er Leichen aus. Diese Bestien vertheilen eine Stadt unter sich in Distrikte und halten scharfe Wache, daß kein Marodeur sich auf fremdes Gebiet wage. Jeder Genossenschaft steht ein besonders kräftiger Köter als Häuptling vor, dem sein Stamm bei allen irdischen Genüssen den Vorrang läßt. Wehe dem Rebellen, der ohne seine Erlaubniß einen noch ungegohrenen Esel antastet! Auch beansprucht er das jus primae noctis. Seine Würde ist indeß nicht erblich und vertiert sich mit der Kraft und dem Gebiß. Jagdhunde können die Hitze nicht vertragen und bleiben, wenn überhaupt, selten drei Sommer hindurch am Leben. Windhunde von der vortrefflichen kurdischen Rasse gibt es viele, und der Jagdliebhaber stellt sie an Werth mit den Pferden auf eine Linie. Mit ihnen hetzt man die Antilopen, doch es gelingt gewöhnlich nur die jüngeren dieser außerordentlich flüchtigen Thiere zu greifen. Oftmals kommt es zum Kampfe, wo dann die spitzen gemsenartigen Hörner der Böcke den Hund übel zurichten oder gar tödten.

Die Katzen stehen mit den Straßenhunden in einer Kategorie; während diese den Boden als ihre Domäne ansehen, hausen jene massenhaft auf den flachen Dächern als überlästiges Raubgesindel ohne Eigenthümer. Sie ernähren sich von Tauben, Sperlingen und von den guten Dingen, welche sie in Folge ihrer Klettergewandtheit in unbewachten oder schlecht verschlossenen Küchen und Vorrathskammern ergattern können. Eine heilige Scheu, hervorgegangen aus der Erzählung der Sunny, wonach der Prophet den Zipfel seines Mantels abgeschnitten habe, um seine Lieblingskatze nicht zu wecken, verhindert die Mohammedaner, Mittel gegen die Stadtplage zu ergreifen. Unterdessen ist das gut im Stand gehaltene Kloakensystem von Legionen von Ratten und Mäusen bevölkert, die glücklicherweise das Tageslicht scheuen. — Tauben werden fast nie gegessen, sondern dienen zur Belustigung junger Taugenichtse, die sie von der Terrasse, wo sie brüten, aufjagen und mit einem Wedel vom Rückfluge abscheuchen, um den Glanz ihrer Fittige und die schillernden Halsfedern im Sonnenlicht bei ihren Flugkreisen zu bewundern. Namentlich erfreuen sie sich an den Purzelbäumen, die eine Abart in der Luft schlägt. Die Noahtaube, ein größerer Vogel mit langem Schnabel, soll sich vorzüglich zur Briefträgerin eignen, wiewohl ich nie von einer praktischen Anwendung derselben etwas in Erfahrung bringen konnte. Fast in jedem Hause, wo sich ein Loch in dem untern Holzwerk des Daches findet, nisten Wildtauben, während die Turteltauben mehr die Vorsprünge am Hause und die im Hof stehenden Bäume lieben. Dieser Umstand erklärt die im alten Testament den Armen vorgeschriebenen Opfer von zwei jungen Tauben oder Turteltauben. Dem Orientalen sind beide so ziemlich heilig (haram), der Europäer aber thut wohl daran, wenigstens die eben flügge gewordene Brut in den Bereich seiner sonst so kärglich bestellten Tafel zu ziehen. Ihr unaufhörliches Gurren ist dem Einen eine idyllische, dem Andern eine unausstehliche Musik.

Einen charakteristischen Zug in dem Bilde Bagdads bilden unstreitig die ja auch in Norddeutschland so bekannten Störche. Dort wie hier, nur in noch weit bedeutenderer Anzahl, halten die hochbeinigen Langschnäbler im Frühjahr ihren Einzug und nisten auf der Bedachung der Windfänge, indem sie das Material zu ihrem Bau vorzugsweise aus dem Dorngesträuch zupfen, welches man oft auf den Scheidemauern der Häuser anbringt, um den Katzen den Uebergang zu erschweren. Ende Juli, wenn den Jungen die Schwingen erstarkt, entfliehen die Störche der grausamen Temperatur und ziehen in kühlere Gegenden. Während ihrer Anwesenheit hört man ein fortwährendes Klappern, Zischen und Flügelrauschen Tag und Nacht. Der Araber zollt dem ernsten Vogel denselben Respekt wie der niederdeutsche Bauer. Den Winter über hält sich der Storch wahrscheinlich in den großen Sümpfen des Landes auf; ich bin wenigstens im Februar einigen Exemplaren an den Wassergräben zwischen Kyssri und Kerkük begegnet.

Zu dem Gethier der Stadt, an dem alle Welt grade kein besonderes Gefallen findet, zählen die Schlangen. Es gibt deren in allen Häusern und eine Menge Abarten. Obschon einige eine Länge von 10 Fuß erreichen, so ist doch keine derselben giftig, gleichwohl werden sie von den Eingebornen überaus, doch mehr als böse Geister, wie als Schlangen gefürchtet. In Wahrheit stiften sie den größten Nutzen, indem sie der von den Katzen fast ungestörten Vermehrung der Ratten und Mäuse kräftig Einhalt thun; sehr

selten wird ein Küchlein oder eine junge Taube von ihnen mehr aus Mordlust wie aus Gefräßigkeit erwürgt. Die erstere Eigenschaft ist ja dem Ungeziefer gegenüber nur schätzenswerth. Die Harmlosigkeit der Schlangen in der Stadt schreiben die Bewohner dem Zaubersprache eines heiligen Imams zu, der gerührt von den vielen Unfällen, die früher vorgekommen, ihnen die Giftkraft genommen habe. Noch heute prahlen Derwische und andere Kerle, die als gefeit und mit geheimen Mächten im Bunde gelten wollen, vor dem Volk mit einer unglücklichen Schlange, die gar keine böse Absicht hat noch haben kann. Angesichts dieses Aberglaubens hält es schwer, sich eine Sammlung dieser interessanten Reptilien anzulegen.

Ein weit gefährlicherer und durchaus häufiger Bösewicht ist der meist flaschengrüne bis zu 4 Zoll heranwachsende, am Schweif mit krummem Giftstachel bewaffnete Skorpion. Am Tage versteckt er sich, bei Nacht aber bricht er mit zahlreichen Genossen, den Schweif auf den Rücken gelegt, mit rasselndem Panzer aus seinem Schlupfloch hervor und jagt nach Insekten. In der Dunkelheit ist es daher nicht rathsam im Hause herumzugehen und die Hand an die Mauern zu legen; selbst auf den Straßen schwärmen die giftigen Abenteurer. Sehr viele Personen werden von ihnen gestochen, doch sind die schlimmsten Folgen höchstens ein Fieberschauer; sofortige Anwendung von Ammoniakgeist verhütet weitere Beschwerden. In ganz Irak dagegen verrufen ist der gelbe Skorpion von Mendali, einer kleinen türkischen Grenzstadt auf dem Wege von Bagdad nach Kermanschah. Bei dem Ort befindet sich ein Platz, wo die Karawanen gewöhnlich lagern und auf demselben viel Spreu und schnell trocknenden Mist zurücklassen. In diesem Kehricht haust das gefürchtete Insekt und sticht, wenn es zufällig gedrückt wird, den einen oder andern sorglos schlafenden Knecht oder Pilger. Das Schlimmste ist, daß der Verletzte anfangs die Wunde gar nicht bemerkt; erklärt sich aber das Gift, so ist es gewöhnlich zu spät und er muß ohne Rettung sterben. Selbst größere Thiere fallen dem kleinen Mörder zum Opfer. Trotz einer so grausamen sich jährlich mehrmals wiederholenden Erfahrung fällt es keinem Menschen ein, den erwähnten Schutt zusammenzuschaufeln und zu verbrennen; nein — wo gestern Einer ums Leben gekommen, legt sich morgen ein Anderer mit dem unerschütterlichen Glauben an sein Verhängniß schlafen. Hierbei ist wahrlich nichts zu bewundern; denn hinter der Fatalität versteckt sich ein anderer Götze, dem man eigentlich huldigt: die Faulheit.

Hornissen überschwärmen in manchen Jahren die Stadt, doch trägt ein schöner grüner Vogel mit langem gelben Schnabel viel zu ihrer Vertilgung bei. In ungeheuerer höchst lästiger Menge finden sich im Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch die Stubenfliegen ein und wachsen oft zu einer wahren Landplage an; jeder Bissen im Munde wird Einem von dem leidigen Geschmeiß bestritten. Um vor ihm Ruhe zu haben und gleichzeitig Kühlung zu geben, müssen während der Mahlzeit Diener beständig fächeln. Leider sind ihre natürlichen Gegner, die Spinnen, Schlupfwespen und großen Bremsen, allzu sehr in der Minderzahl; auch kein Vogel hält sie für besonders lecker. Nicht minder lästig bewähren sich die Schnacken und Mücken, worunter auch die fast unsichtbare Sandfliege, und wiewohl sie nicht in so enormer Anzahl wie etwa in den Niederungen der Guyana auftreten, sind sie immerhin ein Schlaf und Ruhe verscheuchendes Ungeziefer. Zu einer gewissen Jahreszeit hat man nur zwischen ihnen und einer erstickenden Hitze unter dem noch so feinen Mosquitonetze die Wahl; nach einigen qualvollen Nächten flüchtet man sich dann gewöhnlich auf die Terrasse. Ihre Feinde sind am Tage die Schwalben, in der Nacht die sehr zahlreich schwärmenden Fledermäuse. Kakerlaken gibt es, Wanzen fehlen ganz, um so vielfältiger sind dagegen die Flöhe vertreten, und den haarreichen Häuptern der wohlhabendsten eingebornen Damen fehlen bekannte stille Einsiedler ebensowenig wie den Kleidern ihres Gatten. — Ein harmloses Hausreptil darf ich nicht vergessen, nämlich den Gcko, eine hellgelbe bis weiße kleine Eidechse, die den Tag über unbeweglich an den Stubenwänden sitzt und Nachts auf den Insektenfang ausgeht. Charakteristisch ist der eigenthümliche schwache nicht unmelodische Ton, den sie bisweilen von sich gibt und die Geschicklichkeit, mit der sie, wie eine Fliege, an glatten Plafonds hinläuft.

Stadt Steyer.

Studie von Dr. Friedrich Brinkmann.

III.

Das Gewerbsleben der Stadt und seine geschichtliche Entwicklung.

Es wurde schon oben gesagt, daß der Anfang der Stadt in der Erbauung der Burg durch das Geschlecht der Ottokare zu suchen ist. Es war dies aber mehr die äußere Veranlassung ihres Entstehens, als der innere Grund. Wenngleich jene Burg und die Hofhaltung der Markgrafen gewiß viele Handwerker und Kaufleute herbeizog und die Ansiedelung manches adeligen Hauses in der unmittelbaren Nähe veranlaßte, so läßt sich doch mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn auch die Burg nicht hier gestanden hätte, dennoch genau an dieser Stelle ein städtisches Gemeinwesen entstanden wäre. Steyer ist mit innerer Nothwendigkeit aus der Natur seiner näheren und ferneren Umgebung hervorgewachsen.

Die unzerstörbare Wurzel, woraus alle seine Gewerbe und sein Handel hervorgewachsen sind, und die nach allen herben Verlusten ihm rasch wieder neue Lebenskräfte zuführte, liegt tief in den Bergen des nach ihm benannten Landes, dessen Hauptstadt es einst war, der Steyermark, versteckt. Es ist das Eisen der Steyermark.

So weit die Geschichte dieses Landes in das Alterthum hinauf verfolgt werden kann, finden sich auch Spuren der

Eisenindustrie. Schon bei den Römern war das steyermärkische Eisen, das norische, wie sie es nannten (ensis Noricus), als das beste berühmt, noch ehe sie das Land besaßen, als noch die Kelten es inne hatten, die bekanntlich in der Gewinnung und Bearbeitung der Metalle sehr geschickt waren. So lange die Römer die Herren des Landes waren (seit dem J. 15 n. Chr.) wurde die Eisenindustrie eifrig fortbetrieben. Die Wirren der Völkerwanderung aber, insbesondere die verheerenden Streifzüge der Avaren, brachten eine so völlige Unterbrechung aller friedlichen Gewerbthätigkeit mit sich, daß das Andenken dieser alten berühmten Eisenbergwerke völlig verloren ging, und sie später von Neuem wieder entdeckt werden mußten. Dies Verdienst gebührt den Slaven (Winden), welche nach den Avaren lange Zeit im Besitze des Landes waren (daher der alte Name die „Windische Mark") und in manchem noch geltenden Ortsnamen (z. B. Windisch-Garsten) ihr Andenken erhalten haben.

Vor allen metallhaltigen Bergen Steyermarks zeichnet sich aber durch die Menge und Gediegenheit, in der das Eisen vorkommt, der im nördlichen Theile des Landes, etwa in der Mitte zwischen Hieslau und Leoben liegende Erzberg aus. Er besteht durch und durch aus Eisenstein, und dazu ist er größtentheils so rein und liegt so offen zu Tage, daß er ohne eigentlichen Bergbau weggebrochen werden kann. Der Segen, welcher sich an die Verarbeitung dieses Eisensteins und den Vertrieb der so mannigfaltigen daraus gewonnenen Gegenstände knüpfte, mußte aber naturgemäß denjenigen Gegenden besonders zu Theil werden, welche an den beiden Flüssen liegen, die in geringer Entfernung vom Erzberge vorbeifließen, der Muhr im Süden, der Enns im Norden. Es waren dies die beiden großen nach Norden und Süden weisenden Straßen, auf denen das Erz abgeführt werden mußte, um durch viele tausend geschäftiger Hände hindurchzugehn und zu Werkzeugen der Kultur verarbeitet zu werden. Das nördliche Steyermark und Oberösterreich waren die natürlichen Verarbeitungsgebiete des Eisens des Erzberges.

Was aber Oberösterreich insbesondere betrifft, so war es wieder ebenso nothwendig, daß gerade in der Gegend von Steyer die Eisenindustrie ihren Höhepunkt und Mittelpunkt fand. Denn wegen seiner Lage am Vereinigungspunkte der Steyer mit der Enns konnte es aus den großen Waldungen, die beide durchfließen, besonders reichlich mit Flößholz versorgt werden, und was noch wichtiger ist, während die Enns zu groß ist und einen zu heftigen Strom hat, als daß sie zur Anlage von Eisenhämmern und sonstigen Eisenwerken benutzt werden könnte, eignet sich die kleinere und ruhigere Steyer vortrefflich dazu. Die Entfernung der Stadt von der Einmündung der Enns in die Donau beträgt aber kaum drei Meilen. Die hier gewonnenen und aus der Umgegend zusammenströmenden Eisenwaaren können daher mit Leichtigkeit von hier nach der Donau und in den Welthandel gebracht werden, und so war Steyer durch seine Lage ebensowohl zum Mittelpunkte des Eisenhandels als der Eisenindustrie Oberösterreichs berufen.

In echt mittelalterlicher Weise suchten nun aber die Landesherren noch durch allerlei künstliche Mittel, durch Ertheilung von Privilegien an die Stadt und durch willkürliche Beschränkung anderer Städte das Wachsthum und den Wohlstand Steyers zu fördern. So hatte dieses schon seit alten Zeiten das Privilegium, daß alles Eisen, welches aus Steyermark nach Oesterreich ausgeführt wurde, nach Steyer gebracht und dort den Bürgern drei Tage lang zu einem von zwei unbescholtenen Männern festgesetzten Preise feilgeboten werden mußte. Nur das, was in dieser Weise nicht verkauft werden konnte, durfte weiter gebracht und anderswo verkauft werden. Dasselbe Recht hatten die Bürger in Bezug auf das Holz, welches durch die Stadt kam, und das Eine wie das Andere wurde in dem sogenannten großen Privilegium, welches Albrecht I. im Jahre 1287 ihnen gab, bestätigt. Durch dieses Vorkaufsrecht hatten sie die ganze Eisenindustrie und den Holzhandel auf der Enns und der Steyer in ihrer Hand. Um ferner ihren aus dem Eisenhandel hervorgegangenen Handel mit anderen Waaren, namentlich mit sogenannten venetianischen Waaren recht emporzubringen, bestand seit alten Zeiten das Verbot, daß außer den Steyrern Niemanden als den Bürgern von Linz, Enns, Gmunden und Freistatt erlaubt sein sollte, auf dem nächsten Wege über Klaus und den Pyrrhnpaß nach Venedig zu fahren. Besonders scharfe Verordnungen waren aber gegen die Bürger des nur wenige Meilen von Steyer entfernten Waidhofen erlassen, um ihnen alle Konkurrenz mit Steyer unmöglich zu machen. — Bei dieser großen Gunst der Lage und der Gewalthaber ist es nicht zu verwundern, daß Steyer sehr früh eine der bedeutendsten Industrie- und Handelsstädte Oesterreichs wurde, und seine auf so festem und altem Grunde ruhende Thätigkeit kann allen noch so harten Geschicken sich immer rasch aufzuraffen und den verlornen Wohlstand wieder zu schaffen vermochte. Die weiteren mannigfaltigen Wechselfälle können wir hier nicht genauer verfolgen und wollen nur noch bemerken, daß gleich nach den Religionskriegen, etwa in den Jahren 1630 bis 1670, und nach den Kriegen mit Frankreich zu Anfang dieses Jahrhunderts, ums Jahr 1820, der Wohlstand der Stadt am meisten darniederlag. Auch jetzt hört man wieder mancherlei Klagen. Namentlich sollen die Sensenschmiede seit mehren Jahren bedeutend weniger als sonst absetzen und die Ausfuhr nach Rußland, Polen, Amerika und Frankreich sehr ins Stocken gerathen sein. Indessen treffen diese Uebelstände bis jetzt mehr die kleineren Orte Oberösterreichs (z. B. Scharnstein im Almthale) als Steyer selbst. Dieses ist noch immer die lebhafteste Stadt Oberösterreichs, es übertrifft in dieser Beziehung sogar die Landeshauptstadt Linz, und seine schmucken Häuser tragen durchschnittlich das Gepräge von Wohlhabenheit.

Folgendes ist eine kleine Uebersicht über den jetzigen Bestand der hiesigen Eisenindustrie. Am zahlreichsten sind und waren von jeher die Messerschmiede (60 im Jahre 1840), dann kommen die Ahlschmiede (19), die Nagel- und Zweckschmiede (20), die Feilenhauer (14), die Klingenschmiede (10), die Scheermesserer (12), die Schleifer (9), die Zirkelschmiede (4), die Zeugschmiede (4) u. s. w. Von den 23 Handlungen beschäftigen sich 9 blos mit dem Vertrieb der Eisenwaaren. Die meisten Schmiede wohnen in dem lang an der Steyer sich hinstreckenden Steyerdorf. Gar keine sind in der eigentlichen Stadt. Hier sind nur die Handlungen. Die Seelenzahl der Stadt mit den Vorstädten beläuft sich auf ungefähr 11,000.

Hervorgehoben muß noch werden, daß neben der Eisenindustrie und dem Eisenhandel noch eine Menge anderer kleiner Gewerbe hier blühen, die einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Erzeugnisse an die überaus zahlreich hierher kommenden Landleute absetzen, da Steyer der Markt für einen sehr großen Bezirk ist, an Markttagen alle Straßen der Stadt von Landvolk wimmeln und selbst der außerordentlich große Marktplatz für das Gedränge von Wagen und Menschen zu klein zu sein scheint. —

Aus Samuel White Bakers Reise in die Region der Nilquellen.

I.

Samuel Baker als Reisender. — Schilderung von Chartum. — Traurige Zustände im ägyptischen Sudan. — Der Handel auf dem Weißen Nil und dessen Betrieb. — Die Razzias beim Elfenbeinhandel. — Methode beim Sklavenraube. — Die öde Uferlandschaft am Weißen Nil. — Verkehr mit den Nuehrnegern; die eiserne Leopardenkralle. — Delikatesse aus Hippopotamusfleisch — Die Kytschneger und ihr trauriger Zustand. — Die österreichische Mission zum heiligen Kreuz und ihre Erfolglosigkeit. — Ankunft in Gondokoro. — Die Sklavenhändler und die Barineger. — Speke's und Grants Ankunft. — Instruktionen für Bakers Reise nach der Seeregion. — Abreise von Gondokoro.

Männer von Bakers Schlage sind selten. Wir finden bei ihm einen ausdauernden Muth, der auch vor dem Schwierigsten nicht zurückbebt, und in Verhältnissen, welche sich als geradezu hoffnungslos darstellen, bewahrt er sich seine Zuversicht auf günstigen Erfolg. Er hat sich ein großes Ziel gesteckt und das will er um jeden Preis erreichen; es ist sein Vorsatz, den Luta Nzige-See zu erforschen und ausfindig zu machen, in welchem Verhältnisse der aus Speke's Victoria Nyanza-See abfließende Strom zu jenem steht, welcher aus jenem Luta Nzige abfließt; er setzt Alles daran, diesen Punkt festzustellen. Keine von den vielen Gefahren, welche in dem urwilden und ganz barbarischen Lande der Schwarzen ihm entgegenstarren, hat er sich verhehlt, er weiß, was ihm bevorsteht, aber er schreckt davor nicht zurück. Wir finden in ihm einen vollendeten Mann mit klugem Kopf und klarem Blicke, mit einer geradezu preiswürdigen Begeisterung für die Wissenschaft, mit dem nicht zu beugenden Willen, ein großes Problem zu lösen. Und bei aller Energie tritt stets das Reinmenschliche in ihm hervor. Ein erhöhtes Interesse gewinnt seine Reise noch dadurch, daß seine jugendliche Gemahlin ihn begleitete und alle Beschwerden und Entbehrungen mit wahrhaft tapferm Geist ertrug.

Wir möchten Baker unter die gesunden Reisenden rechnen und ihn neben den vortrefflichen Richard Burton stellen, den Entdecker des Tanganyika-Sees. Welch ein Gegensatz zwischen dem körnigen Baker, der innerlich durch und durch frei ist und einfach und klar schildert, was er beobachtete, und Livingstone, der zwar an Muth und Ausdauer hinter ihm nicht zurücksteht, aber wenig gebildet, unwissenschaftlich und dogmatisch voreingenommen, stets nach dem englischen Missionspublikum der Exeterhalle hinblickt und sich für eine unbefangene, wissenschaftliche Auffassung der Dinge geradezu unfähig zeigt. Der Missionär Livingstone idealisirt die wilden Barbaren, der Forschungsreisende schildert einfach, was er gesehen und erlebt; jener gefällt sich in pseudophilanthropischen Gemeinplätzen und oftmals in sinnlosen Reflexionen; dieser gibt der Prosa des gesunden Menschenverstandes die Ehre, sucht die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, liebängelt nach keiner Seite hin und schreibt einfach, aber vortrefflich und im hohen Grad anziehend.*)

Am 15. April 1861 verließ er mit seiner Frau Kairo und ging zunächst auf ein Jahr nach dem nördlichen Abyssinien und dessen Grenzländern, um sich in der arabischen Sprache zu vervollkommnen und nicht ferner von einem Dolmetscher abhängig zu sein. Am 11. Juni 1862 war er in Chartum. Dort gewann er einen tiefen Einblick in die türkisch-ägyptische Mißwirthschaft.

Die „Hauptstadt des ägyptischen Sudân“, 15° 29' nördl. Br., liegt bekanntlich auf der Landspitze zwischen dem Blauen und dem Weißen Nil. Armseliger, schmutziger und ungesunder kann keine Stadt sein; so weit das Auge reicht, erblickt man nur Sandwüste. Die Häuser bestehen zumeist aus ungebrannten Backsteinen, und bei Hochwasser werden die Straßen manchmal unter Wasser gesetzt. Obwohl 30,000 Menschen dichtgedrängt beisammen wohnen, fehlen doch Gossen und Abzugskanäle, der üble Geruch ist pestilenzialisch; gefallene Thiere bleiben liegen; Alles ist abscheulich. Einige wenige rechtschaffene Handelshäuser sind vorhanden, Deutsche, Franzosen und Italiener; die Gesammtzahl der Europäer betrug nur etwa 30 Köpfe. Abgesehen von den Schwarzen, welche die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, wohnen in Chartum auch Griechen, Syrer, Kopten, Türken, Armenier, Araber und Aegypter.

Baker schildert die schlechte Regierung des Generalgouverneurs Musa Pascha; wir wollen aber nicht näher darauf eingehen. Alles faßt sich zusammen in den Worten: „Elende Verwaltung, Monopol, Erpressung, Druck; the Turk never improves“.

„Der ägyptische Sudân bietet den Anblick eines allgemeinen Elendes dar; er hat auch nicht einen einzigen Anziehungspunkt, welcher den Europäer entschädigen könnte für das pestilenzialische Klima und die brutale Barbarei. Ein Fremder wird es für die größte Thorheit erklären, daß die ägyptische Regierung ein Land behält, das ihr keinen Nutzen und keinen Vortheil bringt; die Einnahmen sind, trotz des Steuerdrucks, viel geringer als die Ausgaben. Dieser Sudân ist weit von der Seeküste entfernt und von Wüsteneien umschlossen; der Transport der Waaren ist so schwierig und theuer, daß ein ausgedehnter und beträchtlicher Handelsverkehr gar nicht stattfinden kann. Den wichtigsten Artikel bildet das Gummi, und von diesem kommt die beste Art aus Kordofan; andere Exportwaaren sind Senna, Häute und Elfenbein. Sie müssen sämmtlich auf Kameelen transportirt werden, denn durch die Nilkatarakten zwischen Assuan und Chartum ist die Stromschifffahrt sehr lästig. Häufig leidet das Land unter anhaltender Dürre; dann sterben Rindvieh und Kameele aus Mangel an Weide in großer Menge hinweg, es fehlt an Transportthieren, und aller Handel stockt. Unter so bewandten Umständen ist der Sudân ganz werthlos und er hat nicht einmal politische Wichtigkeit. Aber die Aegypter halten ihn fest, weil er Sklaven liefert.“

„Ohne den Handel auf dem Weißen Nil würde Chartum sofort in völligen Verfall gerathen, und dieser ganze Handel besteht in Raub und Mord. Der Charakter der Chartumer ist weltberüchtigt. Das Elfenbein,

*) The Albert Nyanza, the great basin of the Nile and explorations of the Nile sources; by Samuel White Baker, gold medallist of the royal geographical society. London 1866, 2 Bände mit Illustrationen und 2 Karten.

welches sie vom Weißen Nil her erhalten, beträgt im Jahre den Werth von höchstens 300,000 Thalern."

Dieser schnöde Handel wird betrieben von Syrern, Kopten, Türken, Cirkassiern und auch einigen Europäern.

Geld ist im ganzen Sudân selten und der Zinsfuß so exorbitant, daß er von 66 bis 80 Procent beträgt. Somit ist er ein Hinderniß für jedes rechtschaffene Handelsunternehmen; aber der gewissenlose Spekulant borgt dazu Geld, und eine erfolgreiche Expedition auf dem Weißen Nil hält ihn schadlos. Es gibt zwei Klassen solcher „Nilhandelsleute"; die eine besitzt Kapital, die andere ist ohne alle Habe, beide befolgen jedoch dasselbe System.

Ein Spekulant borgt Geld auf und verpflichtet sich, dem Darleiher die Summe in der Art zu bezahlen, daß er ihm für den Betrag eine Quantität Elfenbein für die Hälfte des Marktpreises überläßt. Dann miethet er einige Schiffe und 100 bis 300 Leute, zumeist Araber und Taugenichtse, die aus entfernten Gegenden nach Chartum geflohen sind. Er kauft Gewehre, Schiffsbedarf und einige Centner Glasperlen; seinen Leuten zahlt er den Lohn für fünf Monate im Voraus und zwar so, daß sie für den Monat 45 Piaster, das sind 3 deutsche Thaler, erhalten. Für jeden Monat mehr bekommt der Mann 80 Piaster. Die Vorschüsse bezieht er theils baar, theils in Baumwollenzeug zu hohem Preise. Jeder hat ein Blatt Papier, auf welchem der Schreiber der Expedition vermerkt, was jener an Geld oder Waare bekommen hat. Die Schiffe fahren im Dezember ab, landen dann an einer geeigneten Stelle, und die Mannschaft begibt sich ins Innere nach dem Dorf eines Negerhäuptlings, mit dem sie in Verbindung treten. Er verbündet sich mit demselben gegen einen Nachbar, mit welchem er in Fehde liegt, und man verabredet einen Ueberfall, der gewöhnlich eine halbe Stunde vor Tagesanbruch ausgeführt wird, wenn die Leute im Dorfe noch schlafen. Man steckt die Grashütten in Brand und feuert nach allen Richtungen in dieselben hinein. Die Unglücklichen suchen sich aus den Flammen zu retten und wollen entfliehen, aber die Männer werden, wie das Wild auf einer Treibjagd, niedergeschossen, während man Weiber und Kinder gefangen nimmt. Man bindet sie vermittelst der Scheba, einer Stange mit einer Gabel, aneinander, in welche der Kopf hineinpaßt; die Arme werden vorne an die Stange gebunden und die Kinder mit Stricken an den Müttern befestigt. So bilden sie eine lange, lebendige Kette und werden, mitsammt dem geraubten Rindvieh, nach den Schiffen getrieben.

Auf solche Weise nimmt das Geschäft seinen Anfang. Es versteht sich von selbst, daß das ganze Dorf ausgeplündert wird. Man wühlt den Fußboden in den Hütten auf, um nach Elfenbein zu suchen und nach eisernen Hacken, welche einen Hauptreichthum der Neger bilden; die Getreidespeicher werden zerstört und die Arm- und Beinknochen der Erschlagenen abgehauen, damit man die Eisen- und Kupferringe, welche als Zierrath dienen, bequem ablösen kann. Dergestalt mit Beute beladen, ziehen die „Kaufleute" in das Dorf des verbündeten Häuptlings ein, und dieser ist ganz entzückt, daß sein Feind gezüchtigt worden ist. Ohnehin bekommt er vielleicht 30 bis 40 Stück Vieh und ein junges Mädchen für seinen Harem.

Dann nimmt die Sache ihren weitern Fortgang. Der Negerhäuptling möchte gern noch mehr Vieh haben, und die Kaufleute haben wohl an 1500 Stück oder mehr erbeutet. Wer nun Elfenbein bringt, kann Vieh bekommen, etwa so, daß man ihm eine Kuh für einen Zahn gibt. Da dieselbe Nichts gekostet hat, so bringt das Geschäft natürlich Profit. Der Handel wird lebhaft, es müssen aber einige Bräuche beobachtet werden, die am Weißen Nil herkömmlich geworden sind. Die Sklaven und zwei Drittel des geraubten Viehes gehören dem Unternehmer, auf dessen Risico die Expedition unternommen wurde; ein Drittel kommt seinen Leuten zu gute. Die Sklaven werden demnach unter diese vertheilt und dann öffentlich versteigert, so daß jeder nach Belieben kaufen mag. Der Betrag wird auf dem oben erwähnten Papiere (Serki) angemerkt und gegen Lohn gutgeschrieben. Dabei bedient sich jedoch der Schreiber einer Fälschung, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, die ja folgen könnten, wenn das Papier in die Hände eines europäischen Consuls gelangte. Man rechnet z. B. den Sklaven zu 1000 Piaster, sagt aber davon kein Wort in der Rechnung, sondern notirt statt dessen einen fingirten Empfang von: Seife 50 Piaster, Tarbusch 100, Branntwein 500, Schuhe 200, Baumwollenzeug 150. Die Leute treiben dann mit ihren Sklaven einen Handel unter sich hin und her; Einige werden wohl von ihren Verwandten gegen Elfenbein ausgelöst; wer zu entrinnen versucht, wird unbarmherzig gepeitscht oder auch wohl, damit ein Exempel statuirt werde, erschossen oder aufgehängt.

Solch eine Razzia hat im weitern Verlaufe gewöhnlich eine Fehde mit dem verbündeten Häuptling im Gefolge, der dann seinerseits ausgeplündert, auch wohl ermordet wird. Man nimmt dann sein Vieh, seine Weiber und Kinder als gute Beute mit.

Eine Partie von 150 Leuten hat eine gute Saison, wenn sie etwa 20,000 Pfund Elfenbein nach Chartum bringt. Dort ist die Waare etwa 28,000 Thaler werth. Die Leute werden in Sklaven bezahlt, die nichts gekostet haben, und der Unternehmer behält seinerseits gewöhnlich 400 bis 500 Sklaven, die einen Marktpreis von 5 bis 6 Pfund Sterling, also 35 bis 40 Thalern haben.

Man packt die geraubten Menschen in Boote, und ein Theil der Leute des Unternehmers bringt dieselben nilabwärts, während der andere Theil oben bleibt und ein Lager bildet. Von demselben aus wird weit und breit umher geplündert und massakrirt und der Sklavenfang betrieben, bis im nächsten Jahre der Unternehmer mit Schiffen wieder von Chartum herauskommt, um auch diese Beute in Empfang zu nehmen. Die Sklaven landet er an einer Stelle, die allemal einige Tagereisen von Chartum entfernt liegt; dort finden sich Agenten und Käufer ein, zumeist Araber, und bezahlen die Waare mit baarem Gelde. Diese treiben die Sklaven nach verschiedenen Gegenden, z. B. nach Sennâr, wo Zwischenhändler sind, welche den Weiterverkauf an die Araber und Türken besorgen. Manche werden nach Häfen am Rothen Meer, namentlich Suakim und Massawah gebracht und dort nach Arabien oder Persien verschifft. Auch geht ein Theil bis nach Kairo.

Man sieht, in welcher Weise der biedere Elfenbeinhändler ein profitables Geschäft macht, und daß er wohl im Stande ist, die aufgeborgte Summe zurückzuzahlen.

Seit 1864 sind zeitweilig diesem abscheulichen Handel am obern Nil einige Schranken gesetzt worden, weil die europäischen Mächte ein ernstes Wort darein geredet haben, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß der alte Unfug wieder einreißen werde.

Baker wollte zunächst nach Gondokoro, dem Punkt also, bis wohin der Weiße Nil schiffbar ist, und das 45 bis 50 Tagereisen von Chartum entfernt liegt. Er hatte als Bedeckung 45 Bewaffnete nöthig, sodann 40 Bootsleute, mehre Diener, im Ganzen 96 Leute, miethete 3 Schiffe und

versorgte sich mit dem erforderlichen Proviant. Als Transportthiere hatte er 21 Esel, 4 Kameele und 4 Pferde, und bei der gesammten Ausrüstung überwachte er mit großer, praktischer Umsicht alle Einzelnheiten. Dabei unterstützte ihn ein vortrefflicher Mann, Johann Schmidt aus Deutschland, der, seines Zeichens ein Zimmermann, einst als Jäger am Takazze, im Lande der Basen, dem Engländer begegnet war. Schmidt kaufte dort Thiere für europäische Menageriebesitzer, und Baker trat mit diesem „muthigen und energischen Manne" in Verbindung. Er begleitete ihn nach dem Weißen Nil, erlag aber dort bald einem Lungenübel.

Am 18. Dezember 1862 trat Baker die Fahrt von Chartum aus an. Acht Tage nachher segelte er an bewaldeten Ufern hin; der Strom war theilweise ausgetreten und bildete Sümpfe; in dem stagnierenden Wasser lagen mächtige Bäume, und zwischen denselben bildeten Wasserpflanzen, die dort in Menge zusammengetrieben waren, schwimmende Inseln. Das Ganze war eine Fieber ausdünstende Wildniß, die Strömung fast unmerklich, das Wasser schlammig und braun, in der Luft schwärmten Myriaden Moskitos, in Summa „eine feuchte Hölle für den Menschen".

Am 28. Dezember erreichte er die Region, in welcher keine Araber mehr wohnen; nun beginnen die Negervölker, am östlichen Ufer die Dinka, am westlichen die Schilluks. Manche Dörfer der letzteren waren verlassen, weil ein in jener Gegend hausender Sklavenjäger, Mohamed Her, sich des Landes bemächtigt hatte und dasselbe ausplünderte. Die Schilluks besitzen zahlreiche Rinderheerden. Am 3. Januar 1863 wurde die Mündung des Sobat erreicht; sie war nur 120 Yards breit; Breite 9° 21′ 14″. —

Der Bahr Giraffe ist ein kleiner Fluß, welcher am Südufer zwischen dem Sobat und dem Gazellenfluß in den Nil fällt; Baker erfuhr von seinem Reis (Schiffsführer), er sei kein selbstständiges Gewässer, sondern ein Arm des Weißen Nils, welcher sich im Lande der Aliab vom Hauptstrom abzweige. — Die Mündung des Gazellenflusses gleicht einem etwa 3 Miles langen See, ist eine Mile breit, doch wechselt das je nach den Jahreszeiten. Er hatte volles Wasser, aber gar keine Strömung, und es schien, als sei er lediglich ein vom Nil gebildetes Hinterwasser. Er reicht aber weit nach Westen hin und bildet ein ausgedehntes System von Sümpfen und Morästen, von stagnirenden Gewässern, die mit Binsen, Schilf und Ambatsch bewachsen sind; durch diese haben sich die Schiffe mit Mühe einen engen Kanal gebahnt.

Weiter aufwärts war das ganze Uferland ein weiter Morast. Bei Nacht spielten die Hippopotamen ihre Musik auf, indem sie im Röhricht laute Töne aus den Nüstern bliesen; dazu kam das Pfeifen, Zischen und Gesumm der Moskitos, dieser „Nachtigallen des Weißen Nil". „Meinen schwarzen Burschen Richarn hatte ich zum Korporal ernannt, werde ihn aber bald zum Gemeinen degradiren müssen. In Chartum war er alle Tage betrunken; jetzt, da er nicht vollauf Branntwein haben kann, ist er in tiefe Schwermuth versunken. Er spielt auf der Zither und raucht den ganzen Tag, wenn er nicht etwa schläft; er seufzt auch nach den Merissa- (Bier) Töpfen Aegyptens. Er ist seinerseits wieder ein lebendiger Beweis, wie wenig die Missionäre ausrichten; er wurde in der österreichischen Mission erzogen und kann für ein Durchschnittsprodukt gelten. Vor wenigen Tagen sagte er mir, daß er nicht länger Lust habe, Christ zu sein."

Der Weiße Nil ist unbeschreiblich monoton, Baker sagt, der Strom sei ein wahrer Styx, und bei schwachem Wind ist die Fahrt der vielen Krümmungen halber höchst beschwerlich. Oberhalb der Mündung des Gazellenstroms ist die Strömung beträchtlich, aber an verschiedenen Stellen sehr verschieden.

Am 13. Januar kamen Eingeborne vom Volke der Nuehr an Bord, „superlative Wilde; die Männer so nackt, wie sie auf die Welt gekommen sind. Sie reiben sich den ganzen Körper mit Asche ein und beschmieren sich ihr Wollhaar mit einem Teig, der aus Asche und Kuhurin besteht. „Ich kann diese Burschen nicht anders charakterisiren, als wenn ich sage, daß sie aussehen, wie Teufel aus der Hölle. Unverheiratete Frauenzimmer gehen gleichfalls völlig unbekleidet, die verheirateten haben eine aus Gras geflochtene Binde um die Hüften geschlungen; die Männer sind mit schweren Strängen Glasperlen behängt, die sie am Halse tragen; am Oberarme haben sie zwei Elfenbeinringe, über den Knöcheln Kupferringe und dazu ein Armband von massivem Eisen, das mit Nägeln von der Länge eines Zolls bespickt ist, einer Leopardenkralle gleicht und ähnlich wie diese gebraucht wird. Der Häuptling eines Nuehrdorfes kam zu mir und bettelte um Alles, was er sah; als ich ihm ein Messer anbot, lehnte er dasselbe als unbrauchbar ab. Die Weiber durchbohren die Oberlippe und tragen in dem Loch einen Schmuck von allerlei Glasperlen, die auf einen 4 Zoll langen Eisendraht gezogen sind. Man kann nicht anders, als sie sehr häßlich nennen. Die Männer, alle von kräftigem Wuchs, haben Lanzen und tragen Pfeifen, die wohl ein Viertelpfund Tabak fassen können; wenn dieser mangelt, rauchen sie Holzkohle, welche etwas berauscht, und das ist es eben, was sie wollen. So sehen die Nuehr im Dorf Eliab aus."

„Der Häuptling, von dem ich ein Porträt zeichnete, hatte seine Frau mitgebracht; er wies auf Arme und Rücken derselben, die über und über mit hohen und tiefen Narben bedeckt waren. Dabei bemerkte er, daß er sie dem Weibe mit der oben erwähnten Leopardenkralle beigebracht habe. In der That, diese armen Schwarzen, wie sie von den Negerfreunden in England sentimental genug bezeichnet werden, sind ganz charmante Leute! Der Nuehrhäuptling war nicht wenig stolz darauf, daß er seine Frau gekrallt hatte, wie ein wildes Thier. Ich spreche in vollem Ernste, wenn ich versichere, daß mein Affe Wallady diesen wilden Nuehrnegern gegenüber wie ein civilisirtes Wesen erscheint."

In der Mitte Januars hatten sich die Boote des Nilhändlers Kurschid Aga den Schiffen Bakers angeschlossen, so daß nun sieben Fahrzeuge beisammen waren. Als Delikatesse kam ein in Europa unbekanntes Gericht auf den Tisch. „Wirkliche Schildkrötensuppe ist im besten Falle nur Mock-Hippopotamus. Ein Ragout vom Flußpferde ist jenem von Schildkröten bei Weitem vorzuziehen. Ein Stück vom Kopfe, gut gedünstet mit Essig, Zwiebeln, Cayennepfeffer und Salz ist geradezu unvergleichlich. Meine Leute schwelgen in Hippopotamussuppe, und gegen Sonnenuntergang vertheile ich Grog. Allgemeine Zufriedenheit!"

„Etwa unter 7° nördl. Br. war das Uferland weit und breit ein unabsehbarer Morast, und in dieser nassen Jahreszeit befanden sich die Eingebornen in einem jammervollen Zustande. Sie wollen kein Stück Vieh schlachten, arbeiten wollen sie noch weniger und so verkümmern sie vor Hunger; Ratten, Eidechsen und Schlangen, dann und wann ein Fisch, welchen sie speeren, sind Leckerbissen. Der Häuptling dieser Kytsch-Neger trug ein Leopardenfell über der Schulter und auf dem Kopf eine aus Glas- und Porzellan-

perlen verfertigte Kappe, auf welcher sich eine Art Kamm von Straußfedern befand. Alle Mädchen haben nur einen dünnen Strang um die Hüften geschlungen, der kaum etwas verdeckt; die Kinder sahen wie Gerippe aus, und der ganze Stamm war in hohem Grad abgehungert."

„Diese Kytsch reden die Dinkasprache; sie sind reine Affen und verlassen sich in Betreff ihrer Nahrungsmittel lediglich auf das, was die Natur ihnen bietet; sie liegen stundenlang am Boden und warten, ob sie eine Feldmaus erhaschen können. Bei Nacht lagern sie sich um ein Feuer, um nicht durch Wolken von Stechmücken gepeinigt zu werden. In dieser nassen Jahreszeit gibt es hier keinen trockenen Platz außer den Ameisenhügeln, und auf diesen kauern die Kytsch-Neger zusammen wie wilde Thiere, von welchen sie sich aber dadurch unterscheiden, daß sie ihren Körper mit Asche beschmieren. So armselig und erbärmlich sind sie, daß sie auch Häute und Knochen aller gefallenen Thiere fressen; die letzteren werden zwischen Steinen zermalmt und dann als eine Art von Brei genossen. Ich habe nie so entsetzlich niedrig stehende Wilde gesehen, als diese. Ihre Art, sich für eine Gabe zu bedanken, bestand darin, daß sie meine Hand ergriffen und thaten, als ob sie auf dieselbe speien wollten; sie begnügen sich jedoch mit der bloßen Andeutung. Vielweiberei ist natürlich im Schwange, wie in allen heißen Klimaten und bei allen wilden Völkern; wenn ein Vater so alt wird, daß er seinen zahlreichen jungen Weibern keine Aufmerksamkeiten mehr erweisen kann, dann wird sein Sohn Stellvertreter! In jeder Viehheerde ist ein heiliger Bulle, welcher angeblich einen großen Einfluß auf das Gedeihen derselben übt; man schmückt seine Hörner mit einem Federbüschel und wohl auch mit Glöckchen."

„Die ganze Nilgegend von Chartum bis ins Land der Kytsch ist geradezu abschreckend; ich habe keine abscheulichere Region gesehen; der Strom ist mit schwimmenden Pflanzen bedeckt; Fieberluft, Sümpfe, Moräste, Moskitos, Elend überall. Wir hören die Hippopotamen bei Tag und Nacht laut schnarchen, sie lassen sich aber nur selten blicken. Die schwarzen Weiber, welche wir an Bord haben, zanken den ganzen Tag und prügeln sich wie Bullenbeißer; es ist eine abscheuliche Reise."

„Am 23. Januar war ich bei Abukuka, wo sich ein französischer Händler niedergelassen hat, und zwar auf einem höchstens 60 Ellen im Quadrat haltenden trockenen Flecke, auf welchem etwa ein Dutzend Strohhütten stehen. Die Leute hatten das Fieber und baten um etwas Getreide. Ich blieb etwa 10 Minuten dort. Dieser Nil ist ein wahrhaft herzbrechender Fluß, nirgends ist auch nur ein tröstlicher Punkt, und ich wundere mich gar nicht, daß in dieser erbärmlichen Gegend alle Expeditionen gescheitert sind. Das Wasser ist sehr schlecht, jenes des Bahr Gasal freilich noch schlechter."

„Am 23. Januar kam ich bei der österreichischen Mission zum heiligen Kreuz an (6° 39' nördl. Br.), und gab einen Brief an Herrn Moorlang ab. Sie besteht aus etwa 20 Grashütten, welche auf einer trockenen Stelle unweit vom Ufer errichtet worden sind. Die Kirche ist eine kleine Hütte, aber nett eingerichtet. Herr Moorlang gestand offen, daß die Mission unter solchen Wilden durchaus unnütz sei; er habe sich manches liebe Jahr unverdrossen die größte Mühe mit ihnen gegeben, wisse aber auch gar nichts mit ihnen anzufangen. Sie ständen tiefer, als das Vieh; dieses letztere beweise doch denen, von welchen es gut behandelt werde, eine gewisse Zuneigung, während hier den Negern all und jeder Begriff und jedes Gefühl von Dankbarkeit fehle. Sie sind Lügner und Meister in der Kunst der Verstellung; je mehr man ihnen gibt, um so mehr verlangen sie, aber ohne irgend welche Gegenleistung."

„Zwanzig oder dreißig dieser ekelhaften, mit Asche beschmierten, im Uebrigen nackten Viehmenschen hatten Keulen und spitze hölzerne Lanzen; sie lagen träg neben der Station. Die Mission wurde als eine durchaus überflüssige Anstalt, die in jeder Hinsicht gescheitert war, aufgegeben, und Missionär Moorlang verkaufte heute das Ganze, d. h. Dorf und Station, für 210 Thaler an Kurschid Aga. Ich kaufte ein Pferd, das ich dann Priester nannte, weil es von den Missionären kam; es war früher vom Herrn von Harnier geritten worden. Dieser Reisende liegt hier begraben neben einigen Missionären, welche ihre Knochen in diesem abscheulichen Lande lassen mußten, ohne auch nur einen einzigen Schwarzen bekehrt zu haben."

Weiter aufwärts wohnen am östlichen Ufer die Bohr, am westlichen die Aliab, welche zahlreiche Heerden besitzen. Die Völker am Weißen Nil melken nicht nur die Kühe, sondern lassen ihnen auch von Zeit zu Zeit, gewöhnlich in jedem Monat einmal, Blut ab, das sie kochen und als Speise genießen. Die Moskitoplage ist in diesen Gegenden so arg, daß die Schwarzen hohe Hügel aus Dünger aufwerfen, dieselben in Brand stecken und fortwährend Brennstoff hinzufügen. Um diese Hügel herum lagert sich das Vieh, um gleichfalls von dem Qualm etwas zu profitiren und gleich den Menschen vor den Mücken gesichert zu sein. Diese Haufen werden nach und nach bis acht Fuß hoch und dienen dann als Schlafstätten und Warten. Die Eingebornen schmieren sich mit dieser Düngerasche ein und sehen unbeschreiblich teuflisch aus; die Frauen gehen aber nicht völlig nackt, sondern tragen handbreite Lappen gegerbten Leders; die Hinterseite des Gürtels, an welchem solch eine Schürze hängt, besteht aus einem Schwanze, welcher bis auf die unteren Theile der Schenkel herabhängt. So erklärt sich die Angabe der Araber, daß ein Stamm in Centralafrika Schwänze trage, die den Roßschweifen glichen; jene an der Schärpe bestehen nämlich aus feingeschnittenen Lederstreifen. Die Hütten sind bei allen Stämmen rund, und der Eingang ist so niedrig, daß man auf Händen und Füßen kriechen muß.

Am 31. Januar kam endlich ein hochgelegener Punkt in Sicht, der Berg Cardo, der nach Südwesten hin lag. Nun gewann die Landschaft ein anderes Aussehen; die Moräste verschwanden, und das mit Bäumen bestandene Ufer war etwa 4 Fuß hoch. Die Gegend schien gut bevölkert zu sein, und die Eingebornen staunten die Kameele und die Esel an. Am 2. Februar wurde Gondokoro erreicht; 4° 55' nördl. Br., 31° 46' östl. Länge. Hier hatte der Reisende endlich wieder einmal festen Boden unter den Füßen, weil die Hütten 20 Fuß über dem Wasserspiegel liegen. Man sieht noch die Ruinen der ehemaligen Mission, die aufgegeben werden mußte, weil sie unter den Barbaren gar nichts ausrichten konnte. Gondokoro ist keine Ortschaft, sondern lediglich eine Station für die Elfenbeinhändler, welche etwa zwei Monate im Jahre dort verweilen. Während der übrigen Zeit ist es verödet, denn die mit Waaren beladenen Boote fahren nach Chartum zurück, und die Handelspartien ziehen ins Innere. Das Klima ist heiß und ungesund.

Es war von vorne herein Bakers Absicht gewesen, Speke und Grant, welche auf ihrer Heimreise vom Nyanza-See Gondokoro berühren mußten, zu unterstützen, so viel in seinen Kräften stand. Er brachte alle seine Vor-

räthe ans Land, miethete von Kurschid Aga einige Getreidespeicher und beauftragte diesen Mann, die Hälfte aller Vorräthe an die beiden Reisenden zu verabfolgen, sobald dieselben eintreffen würden.

Die vielen in Gondokoro versammelten Handelsleute betrachteten den Engländer mit argem Mißtrauen; sie begriffen nicht, daß er lediglich als Reisender nach Gondokoro gekommen sei, und meinten, es sei seine Absicht, ihnen in die Karten zu sehen. In der That hatten sie alle Ursache, ihr schnödes Treiben zu verbergen, so gut sich das thun ließ. Aber trotzdem gewann Baker einen tiefen Einblick. Er hörte, sobald er sich den Lagerplätzen der verschiedenen Handelsleute näherte, das Gerassel der Ketten und erfuhr, daß man kurz vor seiner Ankunft, die schon im Voraus nach Gondokoro gemeldet worden war, den größten Theil der geraubten Sklaven ins Innere getrieben hatte, um sie vor ihm zu verbergen. Einer von diesen „White Nile Traders" war ein Kopte, Vater des amerikanischen Consuls in Chartum, und Baker sah ein mit „Briganten" bemanntes Schiff unter nordamerikanischer Flagge in Gondokoro ankommen! Er schildert dasselbe als eine „vollkommene Hölle". An Ort und Stelle waren die Lagerplätze der Handelsleute mit Sklaven angefüllt, und von den Barinegern erfuhr der Reisende, daß landeinwärts eine beträchtliche Anzahl Sklavendepots seien; man werde die dort Eingesperrten sogleich nilabwärts schaffen, sobald er abgereist sei. Die Zahl der Räuber, welche im Solde der Handelsleute standen, betrug damals nicht weniger als 600; sie waren fast immer betrunken, zankten unter einander und mißhandelten die Sklaven; das war ihr Zeitvertreib. Während des Rausches feuerten sie wie toll und blind ihre Gewehre nach allen Richtungen hin ab; das Knallen nahm Tag und Nacht kein Ende, und die Kugeln pfiffen in der Luft umher; mehr als eine flog zu Bakers Füßen nieder, und gewiß hatten die Räuber nicht geringe Lust, ihm das Lebenslicht auszublasen. Sie wiegelten planmäßig die Leute des Reisenden auf; wenn diese ihn verließen, war der ganze Plan desselben vereitelt! Sie fingen auch an zu meutern, und Baker bedurfte seiner ganzen Geistesgegenwart und Energie, um das Schlimmste abzuwenden. Aber die Leute waren nun einmal demoralisirt, und er verhehlte sich keinen Augenblick, daß ihm von nun an eine unübersehbare Menge von Ungelegenheiten bevorstehe. Diese sind denn auch nicht ausgeblieben.

Gondokoro liegt im Gebiete der Bari, eines Negervolkes, doch ohne die dickwulstigen Lippen und platten Nasen; sie tättowiren sich den ganzen Bauch, reiben die Haut mit Okerfarbe ein und entfernen all und jeden Haarwuchs bis auf einen Büschel auf dem Kopf, in welchen sie als Schmuck einige Vogelfedern stecken. Sie gelten für kriegerisch und feindselig und für die schlimmsten Schwarzen am ganzen Nil; die zunächst dem Strom wohnenden haben aber durch das Feuergewehr der Handelsleute so schwere Verluste erlitten, daß sie nun friedlich sind. Diese Art von Unterwürfigkeit wurde auch durch folgende Mittel erzielt: Man fing Barineger ein, band ihnen Hände und Füße zusammen, schleppte sie an eine Stelle, wo das Ufer etwa 30 Fuß hoch ist, und wo der Strom einen starken Wirbel macht, und warf die Opfer ins Wasser als Futter für die Krokodile! Die Wohnungen werden reinlich gehalten; jede einzelne ist mit einer undurchdringlichen Euphorbienhecke umgeben und der Hof mit einer Mischung aus Asche, Kuhdünger und Sand so zu sagen gepflastert. Die Eingangsöffnung der Hütten ist etwa eine Elle hoch.

In diesem Gondokoro lag nun Baker. Man erzählte ihm, durch Eingeborne weit aus dem Innern her sei vor einiger Zeit die Nachricht gekommen, daß dort irgendwo **zwei weiße Männer** seien, die längere Zeit von einem Sultan gefangen gehalten worden wären; sie hätten wunderbare „Feuerwerke"; Beide seien sehr krank gewesen, und der eine wäre gestorben.

In Chartum hatte Baker gehört, daß die am weitesten nach Süden gelegene Handelsstation etwa 15 Tagereisen von Gondokoro entfernt sei. Es war nun seine Absicht, alles schwere Gepäck zurückzulassen, bis zu dieser Station vorzudringen und sie als Ausgangspunkt für seine Weiterreise nach Süden zu wählen. Er erfuhr außerdem, daß in den nächsten Tagen eine mit Elfenbein beladene Partie des Händlers **Debono** von jener Station in Gondokoro eintreffen werde; er beschloß, dieselbe abzuwarten und dann mit ihr nach dem Süden zurückzukehren.

Er war nun schon zwölf Tage in Gondokoro, da vernahm er am 15. Februar ein lebhaftes Musketengeknatter; Debono's Partie zog heran. Bakers Leute rannten vom Land her in sein Boot und riefen, **es seien zwei weiße Männer mitgekommen, weit vom See her!**

Diese waren Speke und Grant. Man kann sich die Ueberraschung beider Theile denken. Baker erkannte sofort seinen alten Freund Speke, der seinerseits ihn nicht gleich erkannte und keine Ahnung davon hatte, daß jener ihm in Centralafrika begegnen werde! Um so größer war die Freude, als nun alle drei Reisende in Bakers Boote beisammen saßen, und die beiden vom See Nyanza glücklich Angelangten sich der Ruhe und Pflege erfreuten. Speke war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, äußerst abgetrieben, außerordentlich mager, aber doch zäh; er war die ganze weite Strecke von Sansibar bis Gondokoro zu Fuße gegangen, ohne ein einziges Mal ein Reitthier zwischen den Schenkeln gehabt zu haben. Grant war mit ehrenvollen Lumpen bedeckt; seine Kniee guckten durch ein Etwas, das einst eine Hose gewesen; an dieser hatte er mehr als einmal seine Schneiderkunst versucht, um sie vor völligem Auseinanderfallen zu bewahren. Der Mann selber sah abgemüdet und fieberisch aus, aber Beide hatten Feuer im Blick.

Man begreift, daß sie Gondokoro so bald als möglich zu verlassen wünschten, um rasch nach Europa zu gelangen, und Baker stellte ihnen seine Schiffe zur Verfügung. Sie gaben ihm eine Karte ihrer Reiserouten und alle möglichen Notizen. Es ergab sich, daß in Bezug auf die Auffindung der Nilquellen und des Stromlaufes in der Seenregion noch viel zu thun übrig bleibe. Sie hatten den Fluß 2° 17' n. bei den Karumafällen überschritten, nachdem sie denselben von seinem Ausfluß aus dem Nyanza-See an verfolgt; bei seinem Austritt aus dem See nahm er seine Richtung nach Norden, machte dann von den Karumafällen ab plötzlich eine Biegung nach Süden, und sie sahen ihn erst wieder unter 3° 32', wo er aus Südsüdwesten herströmte. Die Eingebornen und Kamrasi, König von Unyoro, hatten versichert, daß der aus dem Nyanza kommende Nil, eben der, welchen die Reisenden bei Karuma überschritten, einige Tagereisen weit westlich fließe und dann in einen großen See falle, welchen sie **Luta Nzige** nannten; dieser See reiche weit nach Süden hin, der Strom aber, welcher an dessen nördlichem Ende hineinfalle, fließe fast unmittelbar wieder aus demselben ab und habe dann einen nördlichen Lauf durch die Landschaften Koschi und Madi. Beide Reisende legten großen Werth auf diesen Luta Nzige und bedauerten, daß es ihnen unmöglich gewesen sei, denselben näher zu erforschen, denn es war Krieg in jenen Gegenden, durch welche kein Fremder passiren konnte, weil manche Stämme gegen Kamrasi im Felde standen.

Speke sprach die Ueberzeugung aus, daß der Luta Nzige als die „zweite Quelle des Nils“ betrachtet werden könne. Baker seinerseits war hoch erfreut, daß für ihn noch etwas zu entdecken und zu erforschen übrig geblieben sei, daß auch er ein Blatt von dem Lorbeer gewinnen könne.

Dann gab Speke ihm manche werthvolle Winke. Er solle zwei Leute annehmen, von welchen der eine die Bari- oder die Madi-Sprache rede, und der andere das Kinyoro, denn auf der ganzen Strecke finde man nur zwei Sprachfamilien, allerdings mit einigen mundartlichen Abweichungen. Baker solle sich zu Kamrasi M'Kamma, König von Unyoro, begeben und dann versuchen, so viel als möglich von den westlichen Gegenden zu sehen, welche an den kleinen Luta Nzige, den See der todten Heuschrecken, grenzen; er solle mit Elfenbeinjägern über den Fluß Asua, acht Tagereisen weit, nach Apuddo gehen, und werde in ferneren zwei Tagereisen nach Panyoro gelangen, wo es viele Heuschrecken gebe. Dann werde er in einer Tagereise den äußersten Handelsposten der Türken, Faloro, erreichen, von wo aus er, nach Errichtung eines Depots, einen Ausflug über den Weißen Nil nach Koschi machen könne, um zu erforschen, in welcher Weise der Strom von Süden her komme und wo er mit dem kleinen Luta Nzige zusammenhänge; auch möge er Erkundigungen über das Land Tschopi einziehen. Dazu kamen noch manche Winke über die Art, in welcher Baker mit König Kamrasi umzugehen habe; vor allen Dingen solle er sich bemühen, dessen fette Gemahlinnen und Brüder zu sehen &c.

Nun stand der Aufbruch bevor. Am 20. Februar kam ganz unerwartet Petherick mit seiner Frau aus dem Lande Niambara in Gondokoro an; er war in großer Noth um Getreide, aber Baker außer Stande, ihm dergleichen zu verabfolgen; doch kam ein Vorrath aus dem Lande der Schir an.

Am 26. Februar segelten Speke und Grant nilabwärts, und am 26. März 1863 brach Baker von Gondokoro nach Centralafrika auf.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

V.

8. Die Landwirthschaft.

Um das Bild von dem Aufschwung, den Posen unter der preußischen Regierung genommen hat, zu vervollständigen, will ich einen Kulturzweig, dessen ich bisher nur nebenbei Erwähnung that, hier noch ausführlicher behandeln; es ist die Landwirthschaft.

Herr Venedey fragt in seiner Vertheidigungsschrift des Polenthums unter Andern auch, ob denn „die Felder von Posen vom deutschen Volke urbar gemacht“ seien, und erwartet von den Gegnern eine beschämende Verneinung. Allein ich setze ihm hiermit eine entschiedene Bejahung entgegen.

Seit Einführung des Christenthums, seit Stiftung und Landausstattung von Bischofssitzen und Klöstern wurden auch von den Geistlichen, Mönchen und von anderen Grundbesitzern deutsche Bauern in das Polenland berufen, um einen geordneten Ackerbau einzuführen. Der Herzog Wladislaw Spertalos gestattete unter Anderm in einer Urkunde vom Jahre 1234, „ut gentes extraneos invitet et in villis ecclesiae locet, quae exempta sint.“ (Ausländer einzuladen und in den der Kirche angehörigen Dörfern anzusiedeln, damit sie zum Muster dienen.) Siehe Krebs „Die Landeskultur-Gesetzgebung im Großherzogthum Posen“, Berlin, Springersche Buchhandlung. Es heißt dort weiter:

„So finden wir schon in jener frühen Periode nicht blos an den Grenzen, wenn auch hier häufiger, sondern bis tief in das Land hinein, wie Oasen in der Wüste zerstreut, eine Menge deutscher Gemeinden, die, mitten unter den vielfach gedrückten und geknechteten rechtlosen polnischen Landleuten ansässig, sich persönlicher Freiheit, eines vollen Eigenthums, eines geordneten Rechtszustandes und einer freien Gemeindeverfassung erfreuten. Es bedurfte so großer Vergünstigungen, um die Deutschen zur Einwanderung und Ansiedelung in einem von inneren und äußeren Kämpfen heimgesuchten Lande, dessen Sitten und Sprache ihnen fremd waren, geneigt zu machen.“

Seit dem 14. Jahrhundert nahm die Einwanderung ab und stockte gegen das 16. ganz, als mit der steigenden Macht des Adels die Bedrückung aller unteren Volksklassen auch auf die fremden Ansiedler ausgedehnt und ihr „deutsches Recht“ nicht mehr geachtet wurde. Im Innern des Landes verschwanden diese alten Ansiedelungen auch bis auf die letzte Spur; nicht so an den Grenzen.

Einen neuen Aufschwung nahm die Einwanderung von deutschen Bauern, als ein großer Theil des polnischen Adels die gereinigte Kirchenlehre annahm und mit den Glaubensverwandten aus Deutschland durch ein gemeinsames Band verbunden wurde. Dasselbe wirkte wenigstens so weit, daß er für den Vortheil, den diese „rechtschaffenen, ehrbaren und arbeitsamen Leute“, wie sie in zahlreichen Gründungs-Urkunden bezeichnet werden, ihm durch Leistung von Grundzins brachten, ein offnes Auge behielt. Auch manche katholische Grundbesitzer suchten durch Herbeiziehung derselben ihre Güter zu verbessern, wobei sie allerdings sich wohl mehr um Katholiken bemühten, wie denn z. B. die durch die Pest verödeten Kämmereidörfer der Stadt Posen von 1709 bis 1711 durch Bamberger besetzt wurden.

Eine eigenthümliche Gattung dieser Ansiedelungen waren die sogenannten „Hauländereien“, welche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden und, wie der Name andeutet, auf ausgehauenen und ausgerodeten Waldflächen angesetzt wurden. Wenn du, deutscher Landsmann, auf der Karte nicht blos in Posen, sondern tief in Russisch-Polen hinein zahlreiche Ortschaften mit der Bezeichnung „Hau-

land" findest, so denke dir dort stets deutsche Arbeiter, welche polnisches „Land urbar gemacht" und dadurch, wie selbst Venedey einräumt, in deutsches umgewandelt haben. Die Bezeichnung „Hauland" hat dieselbe Bedeutung, wie das sächsische „Rode" z. B. in Wernigerode, Elbingerode, Bleicherode, das niederrheinische „Rath" z. B. in Benrath, Honrath, Osterrath, und das nassauische „Roth" z. B. in Weroth, Walmeroth, Rückeroth.

Bei alledem bildeten die deutschen Dörfer in Großpolen nur eine schwache Minderheit, und wie es mit den polnischen Dörfern und Bauern bestellt war, kann man aus den im Artikel 7 angeführten Aussprüchen von Zerboni und G. Forster entnehmen. Daß die letzteren bei so viel Elend und Verkommenheit dem Boden, selbst dem allerreichsten, viel mehr als ihren eigenen dürftigen Lebensunterhalt abgewannen, darf man im Voraus als sehr unwahrscheinlich annehmen. In der That sank die Ausfuhr von Danzig, dem natürlichen Haupthafenplatz Polens, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, anstatt zu wachsen. Nach Cellarius, descriptio provinciarum Polon., sollen in einem Jahre ungewöhnlicher Fruchtbarkeit im 16. Jahrhundert 365,000 Lasten Getreide über Danzig aus Polen ausgeführt worden sein, während die gewöhnliche Ausfuhr damals doch 100,000 Lasten betragen habe. Am Ende des 18. Jahrhunderts war sie auf 45 bis 50,000 Lasten gefallen. Jetzt beträgt sie durchschnittlich etwa 120,000 Lasten, z. B. im Jahre 1863:

64,501	Lasten	Weizen,
49,401	„	Roggen,
6,471	„	Gerste,

zusammen 120,373 Lasten Getreide.

Wie sollte das auch anders kommen? Die Edelleute kümmerten sich um die Landwirthschaft nicht, sondern überließen sie den Bauern, und diese kannten nicht einmal die erste Grundlage jedes nachhaltigen Ackerbaus, die Düngung, und standen somit hierin thatsächlich den wilden Neuseeländern nach, mit welchen G. Forster, der beide Völker aus eigener Anschauung kannte, sie zu vergleichen geneigt war. Sie glaubten dem Acker durch bloße Ruhe neue Kraft zu geben; besonders brannten sie in manchen Landstrichen von Zeit zu Zeit die Wälder nieder, um sie zu Ackerland zu machen, während das alte zum Holzanwuchs liegen blieb. „Das Vieh ging beständig in den Wiesen, Weiden, Brüchen und Feldern herum, und man gewann daher keinen Dünger;" auch befand sich dieses ohne Kraftfutter in einem kümmerlichen Zustande. Von edlen Rassen konnte natürlich keine Rede sein.

Es ist nun die Frage: was ist seit der preußischen Besitznahme aus dieser stümperhaften Landwirthschaft geworden? Ich kann sie am besten durch eine kurze Darstellung des gegenwärtigen Zustandes derselben beantworten, indem ich die polnischen Güter nicht von den deutschen trenne. Die unleugbaren großen Fortschritte, welche die Polen, Edelleute wie Bauern, namentlich in Preußisch-Polen, seit 50 bis 80 Jahren in der Landwirthschaft gemacht haben, sind doch unzweifelhaft dem Einfluß des Deutschthums anzurechnen, abgesehen davon, daß Musterwirthschaften im Allgemeinen auch jetzt nur von Deutschen geführt werden.

Zunächst sind die Wälder der frühern planlosen Verwüstung entzogen und namentlich als Staatsforsten einem geordneten Betriebe übergeben, der auch in den großen Waldungen von deutschen Privatbesitzern eingeführt ist.

Von der Gewinnung großer, werthvoller Flächen durch Trockenlegung ist schon im vorigen Artikel gesprochen worden.

Nach Klebs „nahmen im Jahre 1852 die Gärten 1,48, der Acker 50,15, die Wiesen 7,08, die Räume, Hütungen 6,97, die Waldungen 18,53 und das Unland 15,73 Proc. der Gesammtfläche der Provinz ein. Vergleicht man diese Procentsätze mit den Durchschnittssätzen, welche für den ganzen preußischen Staat ermittelt sind und für Gärten 1,25, für Acker 42,86, für Wiesen 7,53, für Räume, Hütungen 7,75, für Wald 18,95 und für das Unland 21,67 Proc. betragen, so ergibt sich, daß die Provinz Posen nur bei den Wiesen, Hütungen und Waldungen hinter den Durchschnittssätzen und zwar nur wenig zurückbleibt; daß sie dagegen an Gartenland etwas mehr, bedeutend mehr aber, nämlich 7,56 Proc. als Acker benutzt und daß sie an unkultivirtem Lande beinahe 6 Proc. weniger aufzuweisen hat, als der gesammte Staat im Durchschnitt."

Im Jahr 1858 hatte sich dieses Verhältniß etwas zu Ungunsten von Posen geändert. Nicht daß es zurückgegangen wäre; vielmehr hatte sich das Unland von 15,73 auf 10,87 Proc. verringert, dasjenige des gesammten Staates aber noch mehr, nämlich von 21,67 auf 14,69 Proc. Sonach übertraf Posen den ganzen Staat immer noch um beinahe 4 Proc. in der Ausdehnung der landwirthschaftlich nutzbaren Fläche.

Diese Zahlen dürften wohl so manchen Westdeutschen, auch sogar manchen Ostdeutschen überraschen.

Nicht ungünstiger als die Statistik der Benutzung der Bodenfläche stellt sich diejenige des Viehstandes der Provinz. Es wurden in derselben gezählt:

	Schafe	Stück Rindvieh	Pferde u. Füllen	Schweine
im Jahre 1858	2,222,891	517,566	162,883	232,913
1816 resp. 1819	796,114	312,011	85,964	1825: 180,412

Im Durchschnitt kamen 1858

auf	1 Schaf	1 Rindvieh	1 Pferd	1 Schwein
im ganzen Staat	1,15 Menschen,	3,21 M.,	10,91 M.,	6,85 M.,
in d. Prov. Posen	0,63 „	2,73 „	8,70 „	6,08 „

Sonach steht Posen nur im Rindviehstande dem Durchschnitte des Staates nach und zwar nur etwa um ein Siebentel. In der Zahl der Schafe nimmt es nach Pommern den ersten Rang ein. Der Fortschritt seit 1816 zeigt sich am meisten in der Feinheit der Wolle. Damals gab es in Posen 32,146 Merino's und ganz veredelte Schafe, 1858: 738,026, 1861 sogar 1,068,221; damals gab es hier 127,219 halbveredelte Schafe, 1858: 1,193,405, 1861: 1,176,899. Auch in dieser Beziehung wird Posen nur von Pommern übertroffen, welches 1861: 2,542,297 ganz- und halbveredelte Schafe besaß, während Preußen deren 2,450,665 zählte, Brandenburg 2,210,018, Schlesien 2,419,837, Sachsen 1,545,446, Westphalen 154,302, Rheinland mit Hohenzollern 174,704. Sonach stehen diese anderen Provinzen mit ihren veredelten Schafen im Verhältniß zur Gesammtzahl aller Schafe, wie zur Seelenzahl alle mehr oder weniger hinter Posen zurück.

Unzweifelhaft fand sich vor der preußischen Besitznahme des Landes im vorigen Jahrhundert hier nicht ein einziges ganz- oder halbveredeltes Schaf; es müßte gerade in dem deutschen Grenzstrich der Fall gewesen sein.

Es sei hier noch erwähnt, daß die Landwirthschaft der Provinz den 6 Runkelrüben- und den etwa 20 Tabaksfabriken, welche sich innerhalb ihrer Grenzen befinden, den Rohstoff liefert. Der Hopfenbau, der allerdings schon einst unter polnischer Herrschaft in etwas ruhigerer Zeit geblüht hat, dann aber untergegangen war, ist seit 1815 wieder aus dem Grabe erstanden und wird hauptsächlich von deutschen Bauern im Südwesten betrieben. Er liefert

jährlich durchschnittlich gegen 40,000 Centner zum Markt, das macht bei gewöhnlichen Preisen etwa 1 Mill. Thaler, welche der Provinz zum Theil vom Auslande zufließen.

Ein anderer unter preußischer Herrschaft und vorzugsweise von der Regierung durch die Lehrer neu eingeführter Kulturzweig ist der Seidenbau. Posen lieferte 1861 1056 Metzen Cocons, während der ganze Staat deren etwa 30,000 erzeugte. Seitdem hat die Krankheit der Seidenwürmer mehr um sich gegriffen und wird die Erträge gestörl haben.

Einen Augenscheinsbeweis von der Blüthe der Landwirlhschaft Posens gab die nur von deutschen Landwirthen veranstaltete provinzliche Ausstellung des Jahres 1864, welche nach dem Urtheil von Sachverständigen hinter derjenigen keiner andern zurückstand.

Es scheinl mir sonach genügender Grund zu der Annahme vorzuliegen, daß selbst die Landwirthschaft, dieses einzige von den Polen jederzeit betriebene Gewerbe, seit der Herrschaft des deutschen Volkes in dem Lande einen solchen Aufschwung genommen hal, daß dasjenige, was bei Uebernahme desselben dort vorgefunden wurde, dagegen keinen Vergleich aushält, und also die Behauptung, „das deutsche Volk habe hier die Felder urbar gemacht“, nichl blos für das Mittelalter, sondern nach dem inzwischen wieder eingetretenen Verfall auch für die neueste Zeil erwiesen zu sein.

Zwei „Naturwunder“ an der Küste von Ecuador.

Singende Fische. — Die Manta als Seeungeheuer.

Vor einigen Monaten ist in Paris von Don Henrique, Vicomte Onffroy de Thoron, ein Werk über die Republik Ecuador erschienen. Der Verfasser hat länger als neun Jahre in diesem Lande verweilt und dasselbe nach allen Richtungen erforscht; er schildert die geographischen Verhältnisse, den Produktenreichthum, die verschiedenen Volksstämme und deren Mischlinge, entrollt auch ein historisches Bild, und das Ganze ist belehrend. Das Buch enthält zugleich Miltheilungen, welche der Vicomte an die Akademie der pariser Wissenschaften geschickt hat.

In der ersten Eingabe schildert er die singenden Fische. Als ich, so schreibt er, die Bay von Pailon untersuchte, welche im Norden der Provinz Esmeraldas liegt, steuerte ich einst gegen Abend am Strande hin. Da drangen plötzlich befremdliche, andauernde Töne in mein Ohr. Ich glaubte anfangs das Summen einer ungewöhnlich großen Hummel zu vernehmen, bemerkte aber nichts. Ich fragte den Ruderer meiner Pirogue, ob er nichts höre, und erhielt zur Antwort: „Das sind Fische, die singen; man nennl sie Sirenen oder Musicos.“ Bald nachher hörte ich eine Menge verschiedener Stimmen, die zusammen ein harmonisches Ganze bildeten und vollkommen so klangen, als vernehme man aus einiger Entfernung Orgeltöne. Ich ließ die Pirogue anhalten, um ungestört zu horchen.

Mein Ruderer schüttelte den Kopf und sprach: „Herr, ich meinerseits glaube nichl, daß Fische so singen können. Das sind las animas de los antiguos (die Geister der Alten, Abgeschiedenen).“ Die Indianer glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren auf die Erde zurückkommen, und wenn sie das geringste Krachen, Geräusch oder einen klagenden Ton in ihren Wohnungen oder auch sonst vernehmen, dann meinen sie, die kämen von den animas, namentlich auch von solchen, die sich im Fegefeuer befinden. Hier aber hörte ich keine klagenden, sondern sehr harmonische Töne.

Man bemerkt dieselbe Erscheinung auch an anderen Punkten der ecuadorischen Südseeküste, zum Beispiel und noch stärker als in der Bucht von Pailon im Flusse Matajé, besonders an dem kleinen Vorgebirge Campana, d. h. Glocke. Dieser Strom mündet mit zwei Armen in den Stillen Ocean und hat noch eine dritte Mündung, diese in der Pailonbay. Etwas weiler aufwärts bei Campanilla hört man abermals die singenden Fische und ein Gleiches soll im Flusse del Molico, der sich in den Mataje ergießt, der Fall sein. Die Paitonbay hat Salzwasser, während der Fluß nur während der Flutzeit Brakwasser führt, im übrigen aber süß isl. Die Fische singen mehre Stunden hintereinander, ohne an die Oberfläche des Wassers zu kommen; durch das fortwährende Vibriren des Tons in der Luft entstehen geheimnißvolle Klänge. Der Fisch ist höchstens 10 Zoll lang, von weißer Farbe und mit bläulichen Flecken in der Rückengegend. So sieht wenigstens der Fisch aus, welchen man während des Gesanges an der Angel fängt. Der Gesang beginnt gegen Sonnenuntergang und dauert während der Nacht forl; er ist, wie schon bemerkt so, als käme er von einer Orgel.

Vicomte Onffroy de Thoron begnügt sich die Thatsache festzustellen; er hat keine Kenntnisse in der vergleichenden Anatomie, will aber die Zoologen auf jene merkwürdige Erscheinung hinweisen und zu weiteren Forschungen veranlassen.

In Bezug auf die Manta erzählt er Folgendes: Er schiffte in der Gegend des Cabo de Manglares und von da nach der Mündung des oben erwähnten Mataje.

„Plötzlich stieg aus dem Ocean ein seltsam gestaltetes Ungeheuer empor und kam unserm Boote so nahe, daß ich ihm einen Schlag mil dem Ruder hätle versetzen können. Von Entweichen war für uns keine Rede, ohnehin waren meine Ruderer durch Ueberanstrengung erschöpft. Ich konnte nicht wissen, ob das Monstrum uns angreifen werde, Vorsicht war dringend nöthig, und ich befahl, die Ruder ins Boot zu legen. Der Pilot sagte: „Das ist die Manta; nehmen Sie Ihr Machete (das bekannte große Haumesser, welches im spanischen Amerika Jeder bei sich führt), und wenn sie das Boot packen will, hauen Sie ihr die Hand ab.“

Das Thier schien ein Amphibium zu sein. Ich hielt mein Machete in Bereitschaft, wollle aber nicht angreifen, sondern begnügte mich mit einer sorgfältigen Beobachtung des in hohem Grade seltsamen Geschöpfes.

Die Manta halte Arme wie ein Mensch; sie waren weiß und elwa $1\frac{1}{2}$ Meter lang, also ungefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß, und im Vergleich zur Länge und zum Umfange des Körpers sehr dünn, im Uebrigen gegliedert wie unsere Arme, nämlich am Handknöchel, am Mittelarme, wo sie aber mehr abgerundel waren als unser Ellbogen, und oben an der

Schulter. Die kleinen und etwas nach innen gekrümmten Hände waren nicht weiß, sondern schmutzig, wie altes, vertrocknetes Pergament; die Finger sind wahrscheinlich durch eine Floßhaut mit einander verbunden, doch kann ich darüber nichts Gewisses sagen. Der Kopf der Manta ist horizontal abgeplattet, dreieckig und nach den Schultern hin wird er immer breiter, an der Basis bis zu 2 Fuß, und der Rachen, welchen sie geschlossen hielt, war so breit wie der Kopf. Der Leib war nur wenige Centimeter dick, aber in der Horizontale 4 Fuß breit, der Rücken flach, von gleichmäßiger Breite, und der für mich sichtbare Theil des Körpers an der Oberfläche des Wassers war ungefähr 3 Meter, also zwischen 9 und 10 Fuß, lang und ohne Schwimmflossen. Der übrige Theil, welcher unter einem Winkel von 20 Grad im Wasser hing, blieb für mich unsichtbar. Die Haut war weiß und oben auf dem Rücken gefleckt, etwa wie beim Seekalb oder beim Leoparden. Ich weiß nicht, ob diese Haut etwa so war wie bei der Seekuh oder wie bei einem Frosche; aber so viel ist gewiß, daß ich von Haar oder Schuppen keine Spur bemerkte, weder auf dem Kopfe, noch an den Armen oder auf dem Leibe. Mein Pilot versicherte mich, daß er schon ganz weiße Mantas ohne Flecken auf dem Rücken gesehen habe; ich wollte aber jetzt gar keine Fragen an ihn richten, um Alles selber zu beobachten. Ich weiß nicht, ob die Manta ein Vierhänder ist, wie der Frosch, oder ob sie am untern Theile des Leibes Schwimmflossen hat.

Sollte diese Manta, welche ich in den Gewässern von Ecuador beobachtete, ein lebendiges Chirotherium gewesen sein, jener 15 Fuß lange Frosch, welchen die Geologen im fossilen Zustande gefunden haben? Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß beide als Varietäten derselben Batrachierfamilie zu betrachten seien. D'Orbigny sagt in seinen Vorträgen über Paläontologie, daß die Batrachier einen platten Kopf haben; die Zähne, wo dergleichen überhaupt vorhanden, sind klein, spitz und gleichmäßig. Die den Süßwasserthieren analogen Seethiere sind größer als jene; wenn man also fossile Frösche von 12 bis 15 Fuß Länge gefunden hat, so darf es nicht Wunder nehmen, daß dergleichen im Meere von weit größerer Länge vorkommen.

Neben meinem Boote hielt die Manta ihren Kopf ein wenig über das Wasser empor; ihr Blick war klar, ausdrucksvoll, forschend aber sehr sanft, etwa so als ob sie uns zu sich anlocken wolle; sie betrachtete mich wohl volle drei Minuten lang sehr aufmerksam, gleichsam als überlege sie, was sie thun wolle. Während der ganzen Zeit hielt ich mit erhobenem Arme mein Haumesser bereit, um nöthigenfalls einen Hieb zu führen. Der eine Arm lag ausgestreckt auf dem Wasser, der andere ragte über dasselbe hervor, war am Ellbogen etwas eingebogen, und die etwas eingekrümmte Faust stand so, daß sie sofort zupacken konnte. Nachdem wir uns solchergestalt aufmerksam beobachtet hatten, sank die Manta ganz langsam und ohne jede Bewegung unter, indem sie dabei ihren Blick unverwandt auf mich gerichtet hielt.

Es scheint mir, als ob dieses Amphibium nach allen Gegenständen, welche auf dem Meere schwimmen, seine Hände ausstrecke; so versicherte mich wenigstens mein Pilot, der auch wissen wollte, daß es auf solche Weise zuweilen ein Boot umreiße und deshalb den Fischernachen im Golfe gefährlich sei. Zur Familie der Lamantins (Seekühe) kann sie nicht gerechnet werden; bis jetzt ist sie noch nicht klassifizirt worden. Ich nehme deshalb die Priorität der Entdeckung für mich in Anspruch; ich habe die Manta in derselben Meeresgegend gesehen, wo ich im Jahre 1861 die singenden Fische hörte, über welche ich der Akademie der Wissenschaften Bericht abgestattet habe. Jene Region des äquatorialen Amerika ist noch nicht naturwissenschaftlich durchforscht worden.

Die Spanier bezeichnen als Peces mantas, Mantasfische, verschiedene Arten von Haien und Cephalopteren, und nennen auch manche Amphibien Fische. Aber meine Manta, welche ich im Golfe von Ancon de Sardinas fand, ist von ihnen nicht beschrieben worden; sie hat am Vorderkörper keine Schwimmflossen und kann deshalb mit anderen Mantas nicht verwechselt werden. Allem Anschein nach ist sie ein herbivores Thier."

Der Vicomte spricht die Hoffnung aus, daß ein Zoologe sich die Mühe geben werde, den Golf von Ancon de Sardinas zu untersuchen und daß ihm dort gelingen werde, Mantas und singende Fische zu fangen. „Dann würden sie zu benennen sein: Marinum Manta, amphibium Ouffroy Thoronis und Canorus piscis Ouffroy Thoronis." —

Der nordische Krake und die weltberühmte Seeschlange haben nun an dem Seefrosche, der Manta, einen Genossen erhalten. Doch ist es nicht unmöglich, daß an den Küsten von Ecuador ein großes Froschthier im Meere lebe. Der Vicomte sagt: „Die Zukunft wird mir, früh oder spät, Recht geben."

Neun Monate auf der Osterinsel im Großen Ocean.

In den weiten Räumen der Südsee schwärmen die Walfischfahrer nach allen Richtungen hin, die Missionäre haben sich auf einer Eilandflur nach der andern niedergelassen, die Kaufleute sind ihnen gefolgt und die europäischen Einflüsse machen sich mehr und mehr geltend. Viel Neues wird in diesem gewaltigen Wasserbecken nicht mehr zu entdecken sein.

Aber es ist für die Wissenschaft von hohem Belang, das Leben und Wesen der Südseeinsulaner näher zu erforschen. Die Sache hat Eile, denn der Vernichtungsprozeß nimmt einen raschen Fortgang. Die braunen Menschen in der Südsee, die Polynesier, sind dem Untergange geweiht, seitdem sie mit der Civilisation in Berührung kamen, und es hat den Anschein, als ob keine menschliche Macht das drohende Geschick abwenden könne. Wir haben diesen Gegenstand im „Globus" oftmals berührt und heute sind wir im Stande, nachzuweisen, wie selbst weit abgelegene, außerhalb der großen Fahrbahnen liegende Eilande in verderblicher Weise berührt werden.

Ganz einsam, mehr als 300 deutsche Meilen von der nächsten Inselgruppe (dem Pomotu-Archipel, der Haselung der gefährlichen Inseln) entfernt, erhebt sich aus den Wogen der Südsee die Osterinsel. Dort ist einst vulkanische Kraft thätig gewesen, aber die Krater der etwa 1000 Fuß hohen Kegelberge sind längst erloschen. Salas y Gomez, das unser Adalbert von Chamisso im Gedichte besungen hat, liegt etwa 60 Meilen weiter östlich. Sonst ist weit und breit nur Wasserwüste.

Der kühne holländische Seefahrer **Roggeween** fand auf seinen Streifzügen in der Südsee am Ostertage des Jahres 1622 unter 27° südl. Br. und 92° westl. L. von Greenwich eine bis dahin unbekannte Insel, welche er auf seiner Karte verzeichnete. Lange Zeit nahete sich kein Europäer ihrem schwer zugänglichen Gestade, bis 1687 der Freibeuter **Davis** das Eiland besuchte. Dann vergingen mehr als 80 Jahre, ohne daß man in Europa etwas von jenem fernen Eiland vernommen hätte. **Cook** besuchte und durchforschte dasselbe im März 1774, später, im April 1786, warf **La Pérouse** Anker bei demselben, dann erschienen hin und wieder Wallfischfahrer. Sie verübten gewaltthätige Handlungen gegen die Eingebornen und erbitterten das braunhäutige Volk so sehr, daß **Kotzebue** 1816 und zehn Jahre später **Beechey** eine durchaus feindliche Begegnung bei demselben fanden.

So ist es gekommen, daß wir über jenen Fleck Erde keine eingehende Kunde erhalten haben, bis in unseren Tagen der katholische Missionär **Eugen Eyraud** Gelegenheit fand, diese ethnographische Lücke auszufüllen.

Im Sommer des Jahres 1862 kam ein Franzose, **Lejeune**, Kapitän des Schiffes „Cassini", an die Osterinsel. Er setzte zwei Boote aus, deren Mannschaft ans Land ging und von den **Kanacks** (so bezeichnet man bekanntlich die braunen Insulaner der Südsee, wenn man ihnen eine Gesammtbenennung beilegt) gut empfangen wurde. Mehre kamen an Bord und brachten süße Kartoffeln, Taro und ein Huhn. Die Insel schien fruchtbar zu sein, war aber ohne allen Baumwuchs; die Leute waren sehr diebisch.

Lejeune brachte diese Nachricht nach Valparaiso in Chile, wo sich gerade der Missionär **Albert Montiton** befand. Dieser hatte 13 Jahre auf den Pomotuinseln gearbeitet und faßte nun den Plan, eine Station auf der Osterinsel zu gründen. Zwei andere Patres, **Rigal** und **Eyraud**, schlossen sich ihm an und gingen zunächst nach Tahiti, wo sie am 11. Mai 1863 landeten.

Zu jener Zeit herrschte in der Südsee große Bewegung. In den südamerikanischen Republiken war großer Mangel an Arbeitskräften, namentlich in Peru; die eingebornen Indianer wollten nicht arbeiten und die freien Neger noch viel weniger. Deshalb hatte man **Kulis** zu Tausenden aus **China** geholt, diese aber sehr schlecht behandelt. Die Kuliauswanderung stieß in Asien selber auf Hindernisse; in der That war sie damals weiter nichts als eine neue Form des Sklavenhandels. Mehre Spekulanten kamen dann auf den Gedanken, Arbeiter von den Südseeinseln zu holen, und nachdem die ersten Ladungen guten Profit abgeworfen hatten, rüstete man sofort eine Anzahl von Schiffen aus, welche Kanacks nach Peru holten. Dabei verfuhren sie ärger als jemals die Sklavenhändler in Afrika; hier wurde wenigstens der Neger gekauft und bezahlt, aber in der Südsee wurde **der Menschenraub in ein förmliches System gebracht.** Man lockte die Insulaner durch kleine Geschenke an Bord, gab ihnen Branntwein, und wenn sie berauscht waren, segelte das Schiff mit den in Ketten gelegten Kanacks fort. Es kam häufig vor, daß man Streifzüge bis ins Innere der Eilande unternahm und Menschen in Masse raubte. So wurden Tausende als „freie Arbeiter" nach Peru gebracht und dort, unter den Augen der Regierung, an den Meistbietenden verkauft! Auch die Osterinsel wurde einigemal heimgesucht, und es sollen etwa 900 Menschen von ihr fortgeschleppt worden sein. Als dieses schmachvolle Treiben bekannt wurde, nahm der französische Gouverneur von Tahiti ein Einsehen und ließ mehre Schiffe, welche den Menschenraub bei den Markesas- und den Pomotuinseln betrieben hatten, aufbringen. Auch die Bewohner der Gambier- (Mangarewa-) Inseln bemächtigten sich eines solchen Piratenfahrzeuges und segelten mit demselben nach Tahiti, um es der Behörde zu überliefern; am Bord desselben waren auch einige Leute von der Osterinsel.

Damals befanden sich die obengenannten Missionäre auf Tahiti. Auf Andringen des französischen Geschäftsträgers zu Lima hatte die peruanische Regierung sich dazu verstanden, die geraubten Kanacks in ihre Heimat zurückzusenden. Freilich war die Mehrzahl derselben in Peru gestorben; die, welche man heimschickte, **trugen den Keim zu den Blattern in sich; diese brachen dann auch bald an Bord der Schiffe aus und rafften den größten Theil hinweg. Durch die, welche ihre Heimat erreichten, wurde dann die Krankheit auf den Inseln selbst verbreitet, und auf den Markesas erlag derselben fast die Hälfte der Gesammtbevölkerung.**

Auf Tahiti befanden sich zu jener Zeit vier Eingeborne der Osterinsel, die nun wieder dorthin geschafft werden sollten. Es lag eine kleine Goelette vor Anker, welche zunächst auf den Gambierinseln eine Anzahl von Kanacks ans Land setzen sollte. Aus mancherlei Gründen schiffte sich von den Missionären nur allein Eyraud ein; er nahm etwas Baumwollenzeug, allerlei Handwerksgeräth, einiges Zimmerwerk zum Aufschlagen einer Hütte auf der holzarmen Insel und etwas Mehl mit. Dazu kamen einige Katechismen und Gebetbücher in tahitischer Sprache, welche, gleich jener der Gambierinseln, mit jener auf der Osterinsel nahe verwandt ist. Ein Eingeborner der letztern, Namens **Pana**, war von der Anakenabay, und dort sollte das Schiff landen.

Die Osterinsel, welche auf unseren Karten auch als **Waihiu** bezeichnet wird, heißt bei den Eingebornen **Rapanue.** Sie kam am 2. Januar 1864 in Sicht. Eyraud bemerkt, daß sie einen recht angenehmen Anblick darbiete, 25 Kilometer lang und 17 breit sei. Die Küste zeigt nur selten einen Einschnitt, der Boden erhebt sich allmälig bis zu den Berghügeln. Alles ist grün und fruchtbar; aber Bäume und Wasserläufe fehlen durchaus. Nur 3 Buchten sind vorhanden, wo gelandet werden kann: Anarova im Nordwesten, Anakena im Norden und Wahui im Süden, aber keine von ihnen gewährt Schutz.

Ein Mann von den Gambierinseln wurde in der Anarovabay ans Land gesetzt, um Kundschaft einzuziehen und die befreiten Insulaner abzuliefern. Er schilderte die Eingebornen als sehr feindselig und völlig unbekleidet; fast überall richteten die **Blattern** Verheerung an. Das war richtig. Von 100 Kanacks, welche vor einiger Zeit aus Callao in Peru nach Rapanue zurückgebracht waren, kamen nur 15 an und diese brachten den Keim zu der verheerenden Krankheit mit. Bald nachher erschienen etwa 1200 Eingeborne drohend am Strande; die Männer waren mit sehr primitiven Lanzen bewaffnet; sie hatten nämlich einen scharfen Stein an einen Stock befestigt. Ihre Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Markesas war auffallend, die Haut hellkupfergelb. Wenn aber Eyraud behauptet, daß viele **völlig weiß** seien, so glauben wir ihm das durchaus **nicht**, weil **kein Polynesier weiß sein kann.** Der ganze Leib war bemalt; als Bekleidung diente ein Hüftenschurz, der aus einer Art von Papyrus verfertigt wird.

Unter diesen Leuten lebte Eyraud neun Monate. Er fand die Hütten unsauber und voll von Ungeziefer; man mußte auf dem Bauch hineinkriechen. Das Wandern auf der Insel war beschwerlich wegen der vielen spitzen Steine und Felsen; der ganze Boden zeugt von früherer vulkanischer Thätigkeit. Endlich fand der Europäer ein Unterkom-

men bei einem gewissen Temanu, welcher ihm einige Hühner überließ, die ihm sofort ein anderer Insulaner, Torometi, stahl. Dieser Mann war ein rechter Plagegeist für den Europäer; er betrachtete denselben sammt aller Habe als sein Eigenthum und gab ihm jeden Tag eine Portion gekochter Bataten. Auch hatte er nichts dagegen, daß der Fremde die Kinder lesen lehrte, „aber freilich hatten diese armen Leute auch nicht den allergeringsten Begriff von den Dingen, welche ich Ihnen begreiflich machen wollte, und es fehlte ihrer Sprache durchaus an allen Ausdrücken, um dieselben zu bezeichnen. Bei Wilden darf man keine Frage stellen oder Auskunft verlangen. Sie sagen Einem den Namen des Gegenstandes, welcher gerade vor Augen ist, aber weiter gehen sie nicht; nach dem Sinn und der Bedeutung, welche sie nicht begreifen, darf man nicht fragen; irgendwelche Definition würde weit über ihre Intelligenz hinausgehen. Statt zu antworten, wiederholen sie die Frage. Alle, gleichviel ob groß oder klein, sind Kinder."

Zwölf Monate lang im Jahr haben die Insulaner gar nichts zu thun, denn wenn sie ein paar Tage Arbeit auf den Kartoffelacker verwenden, ist ihnen ein reicher Ernteertrag sicher, der für das ganze Jahr ausreicht. So können sie faullenzen, Besuche machen und schlafen nach Herzenslust, und die Festlichkeiten nehmen das ganze Jahr hindurch kein Ende. Im Sommer werden beim Païnafest süße Kartoffeln in ungeheuerer Menge verschlungen; im Herbst und Winter, also in der Regenzeit, bauet man hohe Hütten und feiert das Areautifest. Dabei wird viel gesungen; man verzehrte aber auch die Schafe, welche er mitgebracht hatte, um eine Zucht anzulegen! Im Frühling wird zwei volle Monate hindurch das Mataverifest gefeiert und unmittelbar an dasselbe schließt sich das Païna- oder Sommerfest. Es geht dabei hoch her und man bemalt den Körper mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich. Die Frauen hängen allerlei Schmuck ins Ohr; schon in früher Jugend wird dem Mädchen der Ohrlappen durchstochen und das Loch allmälig durch ein Stück Holz immer mehr vergrößert; nachher stecken sie eine aus zusammengerollter Rinde bestehende Walze in dasselbe, welche während der festlichen Zeit so groß als irgend möglich ist. Die Männer legen Werth auf den Kopfputz, der in mancherlei wunderlichen Dingen besteht; einige stülpen einen halben Kürbis auf das Haupt, andere irgend einen Vogel mit buntem Gefieder, oder einen alten europäischen Hut, ja Eyraud sah, daß ein Kanack sich einen Wassereimer auf den Kopf stülpte. Ein Anderer hatte ein Paar von den peruanischen Sklavenräubern zurückgelassene Stiefeln auseinander geschnitten, in einer besondern Art wieder zusammengenäht und sich daraus eine Kopfbedeckung gemacht, welche allgemein bewundert wurde. Wer irgend eines Kleidungsstückes hat habhaft werden können, legt es nun an, und hat er deren zwei, dann zieht er sie übereinander. Und über alle Maßen glücklich fühlt sich ein Kanack, der etwas Klingendes oder Klapperndes besitzt, etwa ein Stück Eisen, eine Schelle oder gar ein Glöckchen. Leib und Bekleidung, so weit von einer solchen die Rede sein kann, wurden mit einem übelriechenden Kraut eingerieben. Eyraud bemerkt ausdrücklich, daß die Eingebornen der Osterinsel Ungeziefer mit großem Appetit verzehren!

Das religiöse Element ist in ihnen sehr schwach. Sie haben kleine Figuren von Menschen, Fischen und Vögeln, die als eine Art von Idolen betrachtet werden können, doch erzeigen sie denselben keine Ehrfurcht; auch Todtengebräuche fehlen. Man umwickelt die Leiche mit einer Strohmatte und legt sie der Wohnung gegenüber an den Strand auf einen Steinhaufen oder ein Gerüst, allemal so, daß der Kopf nach dem Meere zu gerichtet ist. Solcher getrockneter Leichen bemerkt man sehr viele; es bekümmert sich Niemand weiter um dieselben. Vor dem Tode haben die Kanacks große Furcht. Torometi stahl eines Tages dem Missionär allerlei Sachen. Als dieser ihm das Unrecht vorhielt und ihm sagte, daß er sterben müsse, fing er zu zittern an und man sah deutlich, daß Zorn und Schrecken in ihm kämpften. Es war, als ob der fremde „Papa" ein magisches Wort ausgesprochen habe; Alle riefen: e pohe on! und ein paar Wochen lang dauerte die Bestürzung. Der Papa hatte offenbar, ohne es zu wissen, ein großes Verbrechen begangen.

In allen Hütten findet man Holztäfelchen oder kleine Stäbe mit einer Art von hieroglyphischen Zeichen, z. B. Gestalten von Thieren, welche auf der Insel nicht vorkommen; die Kanacks verfertigen dergleichen mit scharfen Steinen. Jede Figur hat ihren besondern Namen, doch macht man sich aus diesen Hieroglyphen nicht viel und weiß wohl auch nicht mehr, was sie etwa ursprünglich bedeutet haben. Lesen und Schreiben sind, wie sich von selbst versteht, durchaus unbekannt, aber die Osterinsulaner zählen mit großer Leichtigkeit und haben für jede Zahl eine besondere Bezeichnung. Ihr Jahr ist ein Mondjahr und sie zeigen reges Interesse für Alles, was sich auf die Himmelskörper bezieht. Beachtenswerth ist ihre große Fingerfertigkeit; sie flechten Stroh, verfertigten aus den Fasern der Pflanze Püraü Fäden und stellen vermittelst derselben hübsche Gürtel und Netze her; sie bereiten aus der Rinde des Maute eine Art Zeug, mit welchem sie sich die Schultern bedecken. Zu alle dem benutzen sie nichts als ihre Finger und den ersten besten Stein; mit europäischen Werkzeugen wissen sie durchaus nichts anzufangen. Mit denselben scharfen Steine scheeren sie sich den Bart, (der allerdings sehr wenig bedeuten will) und schneiden den Faden ab, wenngleich eine Scheere zur Hand ist. Sie nähen leidenschaftlich gern.

Es ist schon gesagt worden, daß der Boden der Insel felsig sei, aber fruchtbar ist er trotzdem; doch von Zeit zu Zeit fällt Regen und die Wärme ist gemäßigt. Die Sämereien, welche Eyraud anpflanzte, gediehen vortrefflich, aber die Insulaner vernichteten Alles. Ihnen genügen die Bataten und die Ignamen, deren Anpflanzen nicht die geringste Mühe erfordert. Dann und wann werden Fische und Hühner gegessen, doch hütet man sich sehr, das Blut der Thiere zu vergießen; den Hühnern dreht man den Hals um, Hunde und Ziegen schlachtet man derart, daß man den Kopf in die Erde vergräbt und der Tod durch Ersticken erfolgt; nachher sengt man die Haare ab. Es scheint, als ob sie auch vor menschlichem Blute Scheu haben. Seitdem die Peruaner auf der Insel waren, gibt es dort Messer, aber diese bleiben bei Zank und Streit unbenutzt; sie lieben das Steinigen.

Alle Bewohner der Osterinsel ohne jegliche Ausnahme sind Diebe. Torometi betrachtete sich als Herrn und Eigenthümer aller Gegenstände, welche Eyraud mitgebracht hatte. Ihre dreiste Zudringlichkeit kennt keine Grenzen. Nachdem sie den Missionär gezwungen hatten, ihnen beim Bau eines Bootes behülflich zu sein, stahlen sie ihm obendrein seine Beinkleider; sie wollten es den Europäern nachthun, denn die Matrosen gehen nicht nackt! Späterhin stahlen sie ihm Rock, Schuhe und Hut und zuletzt blieb ihm gar nichts. Er war seelenfroh, als endlich das Schiff „Teresa Ramos" erschien und ihn erlöste, am 10. Oktober 1865. Das Missionswerk war gescheitert.

Zerstörung der Mission Bonga in Tibet und Vertreibung der Missionäre.

Die Bemühungen französischer Sendboten, von den westlichen Provinzen China's her nach Tibet vorzudringen und ihre Lehre im Lande des Talai Lama zu verkündigen, haben auch in der wissenschaftlichen Welt mit Recht große Aufmerksamkeit erregt. Unsere Leser wissen, daß wir oftmals auf diese Bestrebungen hingewiesen, und erst vor wenigen Monaten hat Herr Emil Schlagintweit (Globus IX, S. 171) die Wichtigkeit derselben hervorgehoben.

Es hätte ein großer Gewinn für Völker- und Sprachkunde in Aussicht gestanden, wenn die Lazaristen in Tibet festen Fuß gefaßt hätten. Sie entwarfen sogar den Plan, in der Hauptstadt H'lassa selber, unter den Augen des Dalai Lama, das Kreuz aufzurichten und ihren Glauben zu predigen. Aber die römischen Geistlichen geriethen dabei ganz von selber in feindselige Berührung mit buddhistischen Geistlichen. In China gelten die Mandarinen Alles und die Bonzen gar nichts; dort fanden die Missionäre keinen geistlichen Widerstand; in Tibet dagegen ist die Geistlichkeit Alles in Allem; die Hierarchie der Lamas bestimmt das ganze Leben, der höchste Gebieter ist ein fleischgewordener Gott, das geistliche Oberhaupt für viele Millionen Menschen, und H'lassa ist ein asiatisches Rom, in welchem sich der buddhistische Vatikan erhebt.

Es gibt in der Geschichte kein Beispiel, daß eine Hierarchie sich von jener eines andern Glaubens, einer andern Kirche friedlich hätte verdrängen lassen. Auch Priester wehren sich und nun gar Mönche! Die christlichen Sendlinge kamen nach Tibet, um zu verkündigen, daß das ganze System des Buddhismus irrig sei und nichts tauge, daß der Dalai Lama kein fleischgewordener Gott sei und daß an die Stelle desselben der heilige Vater in Rom als Haupt aller wahren Gläubigen treten müsse. Es begreift sich, daß die tibetanische Hierarchie der Verkündigung solcher Lehren, überhaupt der Verbreitung des Christenglaubens und was damit zusammenhängt, durchaus abhold ist. Sie will keine Concurrenz dulden. Die Christen ihrerseits drangen in Tibet ein, gründeten die Mission Bonga, machten eine Anzahl Proselyten und schickten sich an, nach der Hauptstadt H'lassa vorzudringen. Nun traten die Lamas ihnen rücksichtslos entgegen und erklärten, daß man solche Ruhestörer nicht am Sitze Seiner Heiligkeit des Dalai Lama dulden werde. Wir haben früher eingehend mitgetheilt, welche Hindernisse man ihnen in den Weg gelegt hat. Die Missionäre beriefen sich darauf, daß in Folge der Verträge China's mit den europäischen Mächten ihnen das Recht zustehe, im ganzen Reiche sich frei zu bewegen und zu predigen; dagegen wendete man von Seiten der tibetanischen Geistlichkeit ein, daß der pekinger Hof gar kein Recht habe, eine derartige Verfügung über Tibet zu erlassen.

Die Verfolgung wurde mit geistlichem Eifer betrieben, und die Mission, ein Werk, an welchem die Lazaristen anderthalb Jahrzehnte gearbeitet hatten, völlig zerstört. Im Laufe des Jahres 1865 flüchteten sich die zum Christenthum bekehrten Tibetaner nach den drei Missionsstationen Bonga, Kiang ka und Kio na tong, wo sie bis auf Weiteres persönlich sicher waren. Aber die Lamas, diese tibetanischen Geistlichen, verboten ihren Landsleuten, Lebensmittel nach jenen Stationen zu bringen; sie wollten dieselben aushungern. Im Juni begann der offene Krieg. Der tibetanische Mandarin Aton hatte eine Anzahl Christen gefangen genommen; diese trieb er nach Konguier, wo sie enthauptet wurden. Die Missionäre Fage und Dubernard mußten aus Kiang ka flüchten, Durand und Alexander Biet erlitten in Kio na tong allerlei Ungemach, und gegen die Station Bonga rückte eine bewaffnete Macht an. Am 29. Juni kam Rodong Tsenang, „der Henker der Christen", an; die Leute der Station flüchteten sich ins Gebirge; nur die Missionäre Desgodins und Felix Biet blieben, nebst den Kranken und den Kindern, dort. Sie litten große Noth, aber diesmal wurde Bonga noch nicht eingeäschert.

Der weitere Verlauf der Dinge wird in einem Briefe des Missionärs Chauveau, datirt Ta tsien lu 8. Jan. 1866, geschildert (Annales de la propagation de la foi, Juli 1866, S. 284 ff.). Am 29. September 1865 wurde Bonga von etwa 600 bewaffneten Leuten überfallen; sie zerschlugen Alles, mißhandelten die Bewohner, jagten sie dann fort und äscherten alle Gebäude ein; Alles wurde dem Boden gleich gemacht.

Durand und Alexander Biet befanden sich in dem kleinen Dorfe Kio na tong, das etwa 13 Wegstunden von Bonga entfernt liegt. Dorthin kamen sie am 28. September. Die Missionäre entflohen; Biet rettete sich auf chinesisches Gebiet, Durand hat sein Leben eingebüßt. Er kam an die Seilbrücke, welche über den Lan tsau kiang führt (dieser ist der Mekong, der Strom von Kambodscha, welcher in Tibet entspringt, durch die chinesische Provinz Yünnan und durch Annam fließt und dann in den Busen von Siam mündet), und faßte das Bambusseil an. Als er etwa in der Mitte des Stromes an demselben hing, feuerten die ihn verfolgenden Tibetaner; er erhielt einen Schuß in den Hals, einen andern in die Brust und stürzte ins Wasser. So fand er den Tod; einige eingeborne Christen, welche ihn begleitet hatten, wurden gleichfalls erschossen und in den Fluß geworfen. Nach 22 Tagen fand Biet Durands Leichnam bei Uly, bekleidete denselben mit einem roth und weißen Gewande, den Symbole des Märtyrerthums, und begrub ihn in chinesischer Erde.

Auch die eingebornen Christen, sowohl Chinesen wie Tibetaner, hatten viel zu leiden. Der „Christenwürger" Aton prügelte sie mit eigener Hand, ließ sie dann an Pfähle binden und einen Tibetaner mit zusammengebundenen Händen an einem Dach aufhängen. Anderen hing er ein Messer um den Hals, um anzudeuten, daß sie ihr Leben verwirkt hätten, noch Andere wurden mit Ketten belastet, und was dergleichen mehr ist.

Die tibetanischen Geistlichen triumphirten. Desgodins und F. Biet wurden nebst einer Anzahl von Neubekehrten nach Tschrana gebracht, wohin die Aebte der 3 großen Lamaklöster Hlassa's (sie heißen Gaden, Sera und Dschrepond) gekommen waren, um Gericht zu halten. Wir erfahren, daß der gegenwärtige Dalai Lama ein Knabe von 8 Jahren ist, und daß die Gewalt sich in den Händen jener Klostervorsteher befindet. Sie hatten einen Civilmandarinen mitgebracht; die beiden Missionäre wurden, sammt den von ihnen Bekehrten, durch bewaffnete Mönche

escortirt; diese hatten auch zuerst Feuer in Bonga angelegt. Man erklärte, die Missionäre dürften in Tibet bleiben, wenn sie sich zum Buddhismus bekehren wollten; man würde auch nicht die geringste Spur von Christenthum dulden, die zu demselben verleiteten Tibetaner müßten diesen falschen und verderblichen Glauben abschwören, sonst werde man sie ersäufen. Um zu beweisen, daß Bonga nie wieder christlich sein solle, wurde auf der Stelle, wo die Kirche gestanden hatte, sofort ein buddhistischer Tempel gebaut.

Am 16. Oktober wurde den Missionären mitgetheilt, daß alle bekehrten Tibetaner, selbst die kleinen Kinder, ersäuft werden sollten; man werde an jedem Tag Einen ins Wasser werfen, und die Uebrigen müßten dabei Augenzeugen sein. „Auch ihr, Franzosen und Meister der Religion, sollt zugegen sein.“ Das war keine bloße Drohung. Der Civilmandarin bezeichnete sofort das erste Opfer, einen gewissen Lu tse; man führte ihn auf einen Felsen, warf ihn von dort herab ins Wasser und schleuderte ihm Steine nach.

Am andern Tage verlangten die Mönche von dem Civilmandarinen, er solle die gesammte Habe der beiden Franzosen und sämmtliche Bekehrte, sogar die Kinder an der Brust, ins Wasser werfen. Diesem Befehl widersetzte er sich: „Ihr befahlt mir, Bonga zu verbrennen, und das habe ich gethan; gestern verlangtet ihr, daß ich einen Menschen ins Wasser werfen sollte, und das ist geschehen. Was ihr heute befehlt, das empört mich und ich will mit euch nichts mehr zu schaffen haben.“

Nun zogen die 3 Aebte andere Saiten auf, und das Ende war folgendes: Die Missionäre mußten einen Geldwerth von 800 Francs bezahlen; die den tibetanischen Christen zuerkannte Todesstrafe wurde in Verbannung umgewandelt, und die Missionäre, denen man ihre Sachen wieder gab, sollten mit ihnen abziehen. Am 21. Oktober verließen sie dann Tschrana und zogen über die chinesische Grenze. Am 31. Oktober waren sie in Kiata, das von Tibet unabhängig ist und schon zur Provinz Su tschuen gerechnet wird.

Kio na tong und Kiang ka sind gleichfalls zerstört worden und nun gar keine Christen mehr auf tibetanischem Boden.

Aus allen Erdtheilen.

Die Mohammedaner im chinesischen Turkestan.

Wir brachten jüngst einige Nachrichten über die Rebellion der Muselmänner in den westlichen Provinzen des eigentlichen China und folgten dabei den Berichten des französischen Missionärs Faurie. Wir finden nun, daß in der geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg Herr Heinz ausführliche Nachrichten über die Stellung gegeben hat, in welcher sich die Mohammedaner im chinesischen Turkestan befinden.

Man bezeichnet in ganz China die Anhänger des Islam als Dungans, und Heinz nimmt ihre Anzahl im Reiche auf etwa 30 Millionen Köpfe an; dabei sind aber jene in Turkestan nicht mitgerechnet. Jene Ziffer ist vielleicht um 10 Millionen zu hoch gegriffen. Sie sind im ganzen Lande zerstreut, und am zahlreichsten in den Provinzen Kansu, Schensi, Sse tschuen, Yünnan und dann im Norden des Thian schan- (Himmels-) Gebirges

Der Regierung gegenüber haben sie eine Ausnahmestellung. Von Seiten des Herrschervolkes der Mandschu werden die verschiedenen Nationalitäten im Reiche eifersüchtig überwacht, aber den Mohammedanern haben sie doch einige Vorrechte zugestanden, z. B. der zahlreichen Gemeinde Salar. Diese wird von einem Imam verwaltet, der zugleich geistliches Oberhaupt der Dungans ist. Sie hat mehrmals gegen die Mandschudynastie rebellirt und dann allemal viele andere Mohammedaner in den Aufstand hineingezogen; indessen blieben die Chinesen stets Sieger. Aber die Wirksamkeit einer, den letzteren feindseligen Propaganda, die zugleich religiöser und politischer Art ist, hat niemals aufgehört. In der letztverflossenen Zeit stand an der Spitze derselben ein gewisser Sawun, welcher sich den Titel Wan, d. h. Fürst, beigelegt hatte und am pekinger Hof in Ansehen stand. Er ist vor einigen Jahren gestorben.

Ueber die gegenwärtige Rebellion der Muselmänner hat Herr Heinz Folgendes erfahren:

In der Stadt Si ngan fu, in der Provinz Schen si, standen zwei reiche Kaufleute, ein Mohammedaner und ein Mandschu, in häufigem Verkehr. Der erstere kaufte von dem letztern Vieh, wollte aber die seiner Ansicht nach übertrieben hohe Summe für dasselbe nicht zahlen; er glaubte sich übervortheilt. Als der Mandschu ihn im Beisein anderer Leute mit Scheltworten überhäufte, rannte er ihm seinen Säbel in den Leib. Die darüber erbitterten Mandschu machten ihn auf der Stelle nieder und plünderten sein Haus. In Folge davon entstand ein Gemetzel zwischen den Dungans und den Mandschu; die ersteren blieben Sieger, waren dann bald Herren der Stadt, und der Aufstand verbreitete sich nach Nordwesten hin, wo die Muselmänner sehr zahlreich sind. Sie schlossen eine Art von Bund, steuerten in eine gemeinschaftliche Kasse, speisten auch gemeinschaftlich und errichteten Spitäler für die Verwundeten.

Die Insurrektion hat ihre schwache Seite darin, daß sie über ein sehr großes Gebiet verbreitet ist und in manchen Gegenden über verhältnißmäßig geringe Kräfte verfügt. Aber im chinesischen Turkestan, d. h. Ili, dem Westlande, der kleinen oder hohen Bucharei, dem Thian schan nan lu, d. h. Land im Süden des Himmelsgebirges, oder auch Sin kiang, d. h. Land der neuen Grenze, — denn alle diese Namen beziehen sich auf dieselbe Provinz, und in der Dsungarei (die auch als Ili, und als Thian schan pe lu, d. h. Nordland, weil im Norden des Himmelsgebirges, bezeichnet wird) sind sie bisher siegreich geblieben; und haben nur in Tschugutschak (in Tarbagatai, d. h. Murmelthiergebirg) einige Niederlagen erlitten, weil dort die Chinesen von den Kalmücken unterstützt wurden. Herr Heinz meint aber, daß die Mandschuregierung ohne auswärtige Hülfe nicht stark genug sei, Turkestan und die Dsungarei wieder zu unterwerfen oder dauernd zu behaupten; sie ist ohnehin erst seit 1759 im Besitze derselben.

Ausschließlich religiöse Beweggründe liegen dem Aufstande nicht zu Grunde; die Mißverwaltung der Mandarinen ist in nicht geringem Maße schuld an demselben. Dazu kommt der ethnische Gegensatz zwischen Chinesen und den türkisch-tatarischen Völkern. Diese Gegensätze liegen schon im Blut, in der Race und deshalb werden sie bleiben; die tiefe Abneigung ist gegenseitig.

Weitere Fortschritte in Japan. Zwischen dem Minister des Auswärtigen, Midzu no Idzumi no Kami und den Gesandten von England, Frankreich, Nordamerika und der Niederlande ist am 25. Juni 1866 ein Vertrag abgeschlossen worden, welcher den seit 1858 gültigen Zolltarif in der Weise abänderte, daß fortan alle ein- und ausgehenden Waaren 5 Procent vom Werthe zahlen; er ist seit dem 1. August für die Häfen Nagasaki und Hakodade, und schon vier Wochen früher für den von Kanagawa-Jokohama in Kraft getreten. — Japan will künftighin in den obengenannten Ländern und auch in Rußland Consuln halten. — Wichtig ist auch in jenem Vertrage die Bestimmung, daß die japanische Regierung ihr Münzamt erweitern werde, damit alle fremden Gold- und Silbermünzen in Landesmünzen von gleichem Werth umgeprägt werden können; dafür sind dann nur die Prägekosten zu bezahlen. Die japanischen Unterthanen können von nun an Dampfer und andere Handelsschiffe von Auslän-

dern ankaufen. Die Regierung wird in den geöffneten Häfen Leuchtthürme oder Leuchtfeuer unterhalten. —

Wir wollen noch bemerken, daß in dem Jahre vom 30. Juni 1865 bis dahin 1866 die Ausfuhr von Thee 8,200,000 Pfd., gegen 3,870,000 im Jahr vorher belief. China exportirte in derselben Zeit 124,884,000 Pfd. schwarzen und 23,719,000 Pfd. grünen Thee.

Duldsamkeit der Japanesen. Das ganze Benehmen der Europäer und Nordamerikaner in Japan ist nicht von der Art gewesen, daß es bei dem japanischen Kulturvolke irgendwelche Sympathien hätte erwecken können. Wer will es der japanischen Regierung verdenken, daß sie die fremden, ohnehin ungebetenen und unwillkommenen Gäste sorgfältig überwachte? Schon vor dritthalbhundert Jahren hatte sie alle Ursache, die Europäer weit weg zu wünschen, und trieb sie aus dem Lande, als die eingebornen Christen zu einer politischen Partei geworden waren, welche Rebellionen anstiftete. Sie hat auch in unseren Tagen die Missionäre, welche im Inselreiche des Sonnenaufgangs ihr Heil versuchen wollen, sehr ungern gesehen. Fortweisen konnte sie diese Leute nicht, sie wurden aber genau überwacht. Seitdem man sich aber überzeugt hatte, daß sie keinen Schaden anrichten würden, behandelte man sie sehr freundlich und zuvorkommend. Der amerikanische Missionär R. S Brown schildert im londoner „Church Missionary Intelligencer" Juni 1866, wie die Dinge gegenwärtig stehen. Die Regierung schickte zuerst 12 junge Edelleute nach Kanagawa, wo sie bei einem Missionär Englisch lernten. In Nagasaki und in Yokohama gründeten die Behörden Schulen zu demselben Zwecke und übertrugen die Leitung den protestantischen Missionären. Sie haben nichts dagegen, daß diese Schulbücher christlichen Inhalts beim Unterrichte gebrauchen und daß die Schüler Fragen an die Lehrer über Gegenstände des Glaubens richten. Auch die Frauen der Missionäre haben Schulen eröffnet, und es ist nur zu wünschen, daß sie den braven Japanern keine ihrer puritanischen Yankeetrichinen einpflanzen, sondern ein tolerantes Christenthum lehren möchten.

Der hohe Staatsrath in Yeddo läßt jetzt eine große Schule in Yokohama bauen, in welcher einige Hundert Jünglinge aus den angesehensten Familien im Englischen und Französischen unterrichtet werden sollen. Die Missionäre erhalten bei ihrem Studium der japanischen Sprache und Literatur allen möglichen Vorschub, sie haben ein japanisch-englisches Wörterbuch vollendet, das 40,000 Wörter enthält und demnächst in die Presse gegeben werden soll. Sie sind auch mit einer Uebersetzung der Bibel beschäftigt. „Es hat sich gezeigt, daß die Japaner im Allgemeinen keineswegs feindlich gegen die Ausländer gesinnt sind; eben so wenig zeigen sie sich bigot in religiösen Dingen. Vielmehr rühmen sie von sich, daß sie viel unbefangener und liberaler als die Chinesen seien. Viele zeigen den lebhaftesten Eifer, sich mit den Sprachen, Wissenschaften und Künsten des Abendlandes genau vertraut zu machen"

Die Menagerie eines indischen Fürsten. Im Gebiete der Präsidentschaft Bombay liegt die Halbinsel Gudscherat oder Guzerat. Sie wird beherrscht von einem Maharattenfürsten, dem Guikowar, welcher in Subsidienallianz mit den Engländern steht, ein Heer von etwa 10,000 Mann unterhält und ein Einkommen von ungefähr 5 Millionen Thalern hat. Seine Hauptstadt liegt in einer hübschen Gegend und zählt 140,000 Einwohner. Dort hat der Monarch eine Menagerie von wilden Thieren, die wohl einzig in ihrer Art dasteht; Seiner Hoheit machen nämlich Thierkämpfe das größte Vergnügen. In der „Bombay-Gazette" entwirft ein Engländer, welcher sich die Thiersammlung zu Baroda angesehen hat, folgende Schilderung:

Schon von weitem drang ein wunderliches Durcheinander von Gebrüll und Geheul aller Art zu uns; unsere Führer sagten uns, wir brauchten gar keine Furcht zu haben. Es macht aber doch einen seltsamen Eindruck, wenn man sich einem ganzen Bataillon von Tigern gegenüber sieht, alten und jungen, mehr oder weniger wilden; grimmig sehen sie alle aus. Alle sind an eingerammte Pfähle gebunden; die eisernen Halsketten sind allerdings stark genug, aber das lederne Halsband beruhigte uns nicht, denn das indische Leder ist bekanntlich schwach und schlecht. Die Hüter mögen sich wohl damit trösten, daß die Bestien einmal an die Gefangenschaft gewöhnt sind und nicht daran denken, sich loszureißen. Wenn man diese Tiger in solcher Menge und in sehr verschiedenen Lagen und Stellungen beisammen sieht, erinnern sie lebhaft an unsere gewöhnlichen Katzen; die Aehnlichkeit ist wirklich überraschend. Wir wagten uns bis auf etwa drei Schritte an einen, der leidlich zahm schien, heran; er benahm sich ruhig, aber sein nächster Nachbar zeigte große Lust, über uns herzufallen. Er heulte und fletschte die Zähne; dafür bekam er vom Wärter einige Hiebe über den Kopf und war dann so artig, wie der gestiefelte Kater. Die meisten Tiger sahen uns gleichgültig an, zwinkerten mit den Augen in der Sonne und ließen sich von den Wärtern streicheln, oder mit dünnen Stöckchen schlagen. Mitten unter ihnen befand sich eine Löwin, welche durch eine majestätische Ruhe imponirte. Dagegen waren die 8 oder 10 Panther um so lebhafter; einer davon war ganz schwarz und sah aus wie ein Hund. Einen melancholischen Eindruck machten die Nashörner, deren der Guikowar 3 Stück besitzt, darunter einen Veteran, dessen abgenütztes Horn Zeugniß von manchem harten Kampf ablegt. Er war sehr lang, doch nicht über 5 Fuß hoch; ein junges war erst seit einigen Monaten in der Menagerie und benahm sich doch schon ganz zahm. Alle wilden Thiere Indiens sind repräsentirt; aus Afrika hat man eine schöne Giraffe geholt, die volle 15 Fuß mißt.

Eis im ägyptischen Sudan. Ein Blatt in Konstantinopel, „la Turquie" enthält ein Schreiben aus Kassala, in der Provinz Takka, vom 20. Mai 1866, mit der Angabe, daß etwa 20 Wegstunden von Kassala, im Gebiete der Beni Amer, ein gewaltiger Hagelschlag stattgefunden habe; dann sei die Kälte so heftig geworden, daß das Wasser sich mit einer Eisdecke überzogen habe. Elephanten und Hausthiere seien vor Kälte umgekommen. Das wäre, die Richtigkeit der Angabe vorausgesetzt, für jene tropische Gegend eine merkwürdige Erscheinung.

r. **Humanität der alten Aegypter.** Die alten Grabschriften legen rühmliches Zeugniß ab von der Bildung und milden Gesittung der alten Aegypter. So liest man auf den Steinwänden der Königsgräber die schönen, an christliche Parabeln erinnernden Worte: „Ich habe gelebt von der Wahrheit und mich genährt mit Gerechtigkeit. Was ich den Menschen gethan, war voll Versöhnung, und wie ich Gott geliebt, weiß Gott und mein Herz. Ich habe Brod dem Hungrigen, Wasser dem Durstigen, Kleider dem Nackten gespendet und dem Wanderer gewährte ich ein Obdach"

Abnahme der Sklaverei in Brasilien. Alle intelligenten Leute in jenem Kaiserreiche sind überzeugt, daß die Negersklaverei auch dort ihrem Ende entgegengeführt und sobald als möglich abgeschafft werden müsse. Die Vorschläge zur Freilassung häufen sich, alle aber kommen dahin überein, daß man schon im Interesse der Neger selbst das in hohem Grade unverständige Verfahren der radikalen Partei Nordamerika's vermeiden müsse. Man wird die Neger nicht hülflos aufs Pflaster werfen, sondern Uebergänge stattfinden lassen. Das empfiehlt sich auch aus wirthschaftlichen Rücksichten. Erfreulich ist, daß ein Theil der Geistlichkeit sich für die Sache der Emancipation in wirklich menschenfreundlicher Weise interessirt. So hat z. B. das Kapitel der Benedictiner in Bahia die Maßregel getroffen, daß, vom 3. Juni 1866 an, alle Kinder, welche von Sklavinnen geboren werden, die dem Orden gehören, frei sein und in den Klöstern unterrichtet werden sollen. Einen unangenehmen Gegensatz bildet das Verfahren der Carmelitermönche zu Santos in der Provinz San Paulo. Dort wurden am 7. April nicht weniger als 47 Prozesse zur Freilassung von Sklaven vor Gericht gebracht. Der Sachverhalt war, daß mehr als 70 Sklaven des Carmeliterklosters freigekauft werden sollten, aber die Mönche widersetzten sich, weil die Sklaven ihnen Geld einbrachten. Darauf hin traten mehre Menschenfreunde zusammen und verklagten den Orden, welcher nun auf gerichtlichem Wege zur Annahme des Freikaufs veranlaßt werden wird.

Ehrengeschenk für den Hydrographen Kapitän Maury. Der berühmte Verfasser der „Physischen Geographie des Meeres" und der „Sailing Directions" war Jahre lang Vorstand des Observatoriums in Washington. Beim Ausbruche des Unabhängigkeitskampfes der nordamerikanischen Südstaaten hielt er zu den letzteren, ging späterhin einige Zeit nach Mexico und nun befindet er sich seit dem Frühjahr 1866 in England. Dort zeichnet man den hochverdienten Mann nach Gebühr aus; man veranstaltete ihm zu Ehren ein Gastmahl, an welchem 140 Männer Theil nahmen, und überreichte ihm ein Ehrengeschenk

von 3000 Guineen. Sir John Pakington, gegenwärtig Marineminister, führte den Vorsitz; unter den Anwesenden befanden sich manche Admiräle, z. B. Back, Halstead, Anson und Codrington, Physiker wie Wheatstone und Glaisher, der Reisende du Chaillu und manche auswärtige Diplomaten. Pakington hob den Nutzen hervor, welchen Maury's „wundervolle Karte" der Winde und oceanischen Strömungen für die Schifffahrt und den Handel gebracht haben. Auf Maury's Antrieb versammelte sich 1853 zu Brüssel der Marinecongreß; seitdem erhielt das britische Handelsamt eine meteorologische Abtheilung. Man hat es den Forschungen und Weisungen Maury's zu danken, daß die Ausgaben für ein Schiff von 1000 Tons, das von einem Nordseehafen, z. B. nach Rio de Janeiro, Indien oder China fährt, sich um 250 Pfd. St. geringer stellen als früher, und für eine Fahrt von und nach China oder Australien beträgt die Geldersparniß 1200 bis 1300 Pfd. St. Mit Recht sagte Alexander von Humboldt, Maury habe einen ganz neuen Zweig der Wissenschaft begründet, die physische Geographie des Oceans. Die Verdienste des gefeierten Mannes wurden auch in Deutschland, Rußland, Oesterreich, Frankreich, Norwegen, Dänemark, Schweden, Holland, Belgien, Sardinien und von dem Papst anerkannt; Großfürst Constantin habe ihm nach Beendigung des amerikanischen Krieges ein Asyl in Rußland angeboten; ein Gleiches sei von Seiten der französischen Regierung geschehen. Zu dem Ehrengeschenke, welches ihm feierlich überreicht wurde, kamen aus Holland 1000 Pfd. St. und aus Rußland kam eben so viel; der Rest wurde in England unterzeichnet. Maury bemerkte in seiner Dankrede, daß heute jedes Kauffahrteischiff in einen schwimmenden Tempel der Wissenschaft und ein Observatorium verwandelt werden könne, ohne daß man dafür auch nur einen Thaler zu verausgaben brauche; aber der Weg sei kaum beschritten worden, man befinde sich erst in den Anfängen und es bleibe noch viel zu thun übrig. — Es ist in hohem Grad erfreulich, daß man die Verdienste Maury's nicht blos mit Worten ehrt; man hat ausgerechnet, daß allein in Folge seiner Segelweisungen der Seehandel jährlich einen Profit von mehr als 1 Million Dollars hat und zwar durch die Ersparnisse, welche durch die gegen früher bedeutend abgekürzte Reisedauer gewonnen werden.

Geographische Expeditionen in Rußland. Die geographische Gesellschaft in St. Petersburg erwirbt sich um die Erforschung des großen Reiches, insbesondere auch um jene der asiatischen Provinzen, viele Verdienste. Auf die großen sibirischen Expeditionen haben wir im „Globus" oftmals hingewiesen; jetzt lesen wir, daß abermals einige neue Forschungsreisen durch sie veranlaßt und von ihr unterstützt werden. Es handelt sich zunächst um eine Untersuchung des nördlichen Jenissei; sie soll von Turuchansk aus unternommen werden und den Strom bis zu seiner Mündung ins Eismeer verfolgen. Die Goldgräber an jenem Flusse haben eine Summe beigesteuert, um das Unternehmen zu fördern, und die Dampfschifffahrtsgesellschaft des Jenissei stellt ein Boot zur Verfügung. Leiter des Unternehmens ist der Bergingenieur Lopatin; ihm zur Seite stehen ein Naturforscher, ein Ethnograph und ein Topograph.

Eine andere Expedition ist beauftragt, einen fahrbaren Weg aufzusuchen, welcher die Kreise von Olekminsk und Nertschinsk mit einander in nähere Verbindung bringen würde. An der Spitze steht Fürst Krapotkin.

Die Mineralquellen in Transbaikalien sollen von Lomonossow untersucht werden.

Die Urwälder in Böhmen.

Geheimerath Göppert hat in der naturwissenschaftlichen Abtheilung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur interessante Nachweise über die Urwälder in Böhmen gegeben. Schon 1858 wies er auch in Schlesien einen Urwald nach, der sich in der Herrschaft Seitenberg, Grafschaft Glatz, befindet. Dem von Herrn Göppert uns freundlich übermittelten Vortrag entlehnen wir im Auszug das Folgende. —

Die Urwälder befinden sich im Böhmerwalde, welcher sich in fast 30 Meilen Länge von den Grenzen des Voigtlandes bis nach Oberösterreich hinzieht und die natürliche Grenze zwischen Böhmen und Bayern bildet, und zwar vorzugsweise im Ursprungsgebiet der Moldau auf den Herrschaftsgütern des Fürsten Adolph von Schwarzenberg, Herzog von Krummau, auf den Herrschaften Krummau, Winterberg, Stubenbach, sowie auch auf der gräflich Thun'schen Herrschaft Groß-Zdikau. Nach Hochstetter (welcher schon 1855 über die Urwälder einen größeren Aufsatz veröffentlichte) wird das Gesammtareal dieser Urwälder etwa auf 33,000 Joch (1 Joch = $2^1/_4$ preuß Morgen) geschätzt, während der gesammte Waldbestand jener eben genannten vier Herrschaften mit dem regenerirten oder kultivirten Walde zusammen ungefähr 100,000 Joch beträgt. In völlig primitivem Zustande ist vorzugsweise ein auf dem sich bis zu 4298 Fuß erhebenden Kubany befindlicher Urwald von 7200 Morgen preuß. erhalten, von welchem auch ein höchst wesentlicher Theil nach einer Verordnung des Fürsten möglichst conservirt werden soll.

Der Charakter europäischer Urwälder kann bei der geringen Mannichfaltigkeit unserer Baumvegetation im Vergleich zu denen der Tropen nur ein einförmiger sein; es steigert sich diese Einförmigkeit noch auf größerer Höhe und beschränkt sich zuletzt auf Nadelhölzer, weil eben nur dort sich bei dem Zustande unserer socialen Verhältnisse dergleichen zu erhalten vermochten. So besteht denn auch in der That die etwa 700 Morgen große, im Glazergebirge in 3500 Fuß Höhe gelegene Urwaldstrecke nur aus Rothtannen (*Pinus Abies L.*), im Böhmerwalde die untere Region auf unserem Hauptbeobachtungspunkte, dem Kubany, von 2000 bis 3500 Fuß aus Weiß- und Rothtannen mit beigemischten Buchen und einzelnen Bergahorn, die obere Region von 3400 bis 4000 Fuß nur aus Rothtannen oder Fichten (*Pinus Abies L.*).

Als Hauptcharakter tritt uns in der Buchen- und Weißtannen-Region die erst in der bedeutenden Höhe von durchschnittlich 60 bis 100 Fuß vorhandene Kronenbelaubung entgegen. Daher die Helligkeit und auch die Möglichkeit der Entwickelung des jungen Aufschlages, welche freilich erst bei Bildung irgend einer Lücke erhebliche Fortschritte macht, dann aber rasch, selbst nach hundertjähriger Unterdrückung, das unfreiwillig Versäumte nachholt, wie das Studium der Querschnitte solcher Stämme zeigt. Die Regeneration oder Verjüngung dieser Wälder erfolgt also fortwährend, und man hat daher nicht nöthig, wie von Einigen angenommen wird, an einen in großen, etwa 4 bis 500jährigen Zeiträumen eintretenden sogenannten säkularen Wechsel der gesammten Baumvegetation zu denken.

Die größten Dimensionen erreicht die Weißtanne. Stämme von 120 bis 150 Fuß Höhe bei 4 bis 6 Fuß Umfang sind gewöhnlich, von 200 Fuß Höhe, im Durchmesser von 6 bis 8 Fuß nicht selten, mehre maß ich zu 8 Fuß, daher denn auch pro Joch 142 bis 200 Kl. im Urwalde häufig vorhanden erscheint. Die stärkste bis jetzt beobachtete, noch in ihren Ruinen von Hochstetter gesehene Weißtanne maß 30 Fuß Umfang und 200 Fuß Länge. Auf 30 Klaftern 30zölligen Brennholzes schätzte man die Holzmenge des jetzt leider nicht mehr vorhandenen Riesen. Buchen, Rothbuchen (*Fagus sylvatica*), obschon von geringerer Stärke, doch in einzelnen Exemplaren von 14 Fuß Umfang, wetteifern im Höhenwachsthum und erreichen nicht selten die bedeutende Höhe von 100 bis 130 Fuß bei 80 bis 90 Fuß Kronenbelaubung. Fichten, auch in dieser Region häufig, erreichen zwar nicht die Höhe und Stärke der Weißtanne, aber doch eine so imposante Größe in Tausenden von Stämmen, wie sie nur als Seltenheiten in unseren Wäldern angetroffen werden. Ihre Entwickelungs- und Wachsthumsweise auf abgebrochenen stehenden und liegenden Stämmen und dazu noch die Verwachsung der Wurzeln neuer und alter Stöcke untereinander liefern die charakteristischen Merkmale des deutschen Urwaldes, welche nach vielfach eingezogenen Erkundigungen von Reisenden der Tropen keine dortige Baumart zeigt. Entwickelung auf abgebrochen stehenden Stöcken oder Stämmen bedingt zuletzt bei allmäliger Zersetzung und Schwinden des Mutterstammes das zuerst von Ratzeburg (1831) beschriebene stelzenartige oder pandanenartige Wachsthum, wo die Bäume wie von Säulen getragen erscheinen, und Entwickelung auf liegenden Stämmen die reihenweise Stellung der Bäume im Urwalde, die hier auf die ausgezeichnetste Weise hervortritt. Oft stehen 5 bis 6 an 150 Fuß hohe und 3 bis 4 Fuß dicke Fichten in geraden, oft sich kreuzenden Linien und tausend und abermals tausend jüngeren Anflugs verschiedener Größe wuchern auf den überall wild durcheinander liegenden, in allen Stadien der Zersetzung befindlichen Zeugen vergangener Jahrhunderte. Nur die kräftigeren erhalten sich und bleiben zuletzt in fast gleichen Entfernungen und in geraden Linien zurück, welche der Richtung des Stammes entsprechen, auf dem sie einst entsprossen. Nach den genauen, von Forstmeister John, dem verdienten Pfleger des Kubany, angestellten, mir mitgetheilten Messungen befinden sich in etwa 2 bis 3200 Fuß Seehöhe hier auf einem preußischen Morgen an 160 Klaftern Holzmasse, wovon etwa $^4/_5$ auf lebenden und die übrigen $^1/_5$ auf todten

stehenden und lagernden Stämmen, hier *Ronen* genannt, kommen. Von 3400 Fuß ab mindert sich das gewaltige Höhenwachsthum, vermehrt sich aber die Festigkeit, und in dieser Region von 3500 bis 4000 Fuß finden sich *Stämme von 6 bis 700jährigem Alter* bei nur 2 bis 3 Fuß Dicke, deren Holz unter Anderem zu *Resonanzböden* verwendet wird, welches besonders im Stubenbacher Revier in unübertrefflicher Güte gefunden und durch die hier befindliche Fabrik des Herrn *Bienert*, als des Gründers dieser Industrie, in allen Gegenden der Erde verbreitet wird.

Von anderweitigen Bäumen finden sich hier noch Ulmen, Bergahorn, doch im Ganzen von keinem bemerkenswerthen Umfange, so wie die in allen nordischen Wäldern als Baum und Strauch einheimische Eberesche; dann als Unterholz fast nur Salix caprea, Lonicera, Sambucus racemosa &c.; von krautartigen Gewächsen in besonderen, auf feuchten, von fließendem Wasser berieselten, nicht eigentlich sumpfigen Lagen, auf welchen auch die Bäume vorzugsweise zur massenhaftesten Entwickelung gelangen, die gewöhnlichen Pflanzen unserer höheren Vorgebirge. Im Ganzen aber ist die *Phanerogamen-Flora* des ganzen Böhmerwaldes, der trotz der Höhe von 4 bis 4600 Fuß seiner Berggipfel durchaus keinen alpinen Charakter wie etwa das Riesengebirge besitzt, arm zu nennen, aber dennoch eben wegen ihrer Dürftigkeit mit Hinsicht auf Verbreitung der Gewächse von größtem Interesse. Auf dem höchsten Punkt, dem *Arber*, in 4600 Fuß Seehöhe, meint man die Flora eines Wiesen- oder Waldrandes der Ebene vor sich zu sehen, wenn nicht zwischen den die Rasenflächen begrenzenden Felsengruppen Juncus trifidus und Agrostis rupestris hervorsproßten und mit den Gyrophoeen und Andreaeen auf dem Gestein die hohe Lage verriethen.

Wenn wir nach den *Ursachen der Erhaltung* dieser wunderbaren Wälder forschen, so haben wir wohl als ein Hauptmoment ihre geographisch schwer zugängliche Lage, die erst sehr spät und nur durch Anlegung von kostbaren Kanälen ihre allgemeinere technische Benutzung gestattete, und die beschränkte Zahl von Holz konsumirenden Fabriken zu nennen. Denn nur Glashütten sind vorhanden, Eisenwerke fehlen wegen Mangel an Eisenerzen. Zu ihrer außerordentlichen Entwickelung trägt die durch Beobachtung nachgewiesene, überaus feuchte Atmosphäre wesentlich bei, welche durch die mit Krummholzkiefern bewachsenen das Moldauthal und dessen Seitenthäler bis hoch herauf erfüllenden Moore*) veranlaßt wird, wie denn endlich auch die Entfernung jeder Einwirkung des Menschen nicht hoch genug anzuschlagen ist. Man überließ die *Lichtung* der Natur, vielleicht die *Hauptursache der so merkwürdig hohen Kronenbelaubung*; alle *Abfälle der Vegetation*, sowohl der baum- als krautartigen, kamen ihr hier wieder zu gute, daher auch die im Allgemeinen sehr *gesunde* Beschaffenheit dieser Wälder und ihre so *massenhafte Holzproduktion*, wie sie in vielen unserer meist vielfach regenerirten, durch Entfernung der Abfälle und Untervegetation in ihrem natürlichen Wechselverhältnisse von Nahrung und Consumtion gestörten, also wie man wohl in Wahrheit sagen kann, durch Raubbau geschwächten Wäldern so leicht niemals wieder zum Vorschein kommen kann und auch dort sich vermindern wird, wenn mit der Zeit die Verhältnisse zur Benutzung der sämmtlichen Erzeugnisse des Waldes drängen sollten. Ich verwahre mich hier im Voraus gegen alle Einwürfe und Vorwürfe, die man mir wegen dieser Ansicht machen dürfte, lasse alle Nothwendigkeits- und Nützlichkeitsrücksichten bei Verwaltungen gelten, mir liegt nur daran, auf eines der großartigsten naturhistorischen, bis jetzt nichtsdestoweniger außer Böhmen nur wenig berücksichtigten *wahren Phänomene* die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken.

Denn die Wälder interessiren uns nicht mehr allein wegen ihrer Holzproduktion, sondern auch wegen ihrer hohen klimatischen Bedeutung, wegen ihrer Wichtigkeit für die Regelung der Gewässer zur Verhütung der Gefahren von Ueberschwemmungen, womit so viele Länder eben in Folge der Vernachlässigung ihrer Pflege auf das Empfindlichste heimgesucht werden.

*) Diese *Bedeutung* dieser viele tausend Morgen großen und oft 20 bis 30 Fuß mächtigen *Moore* ist für die Erhaltung des *Wasserreichthums der Moldau*, somit für das ganze Land gewiß nicht hoch genug anzuschlagen, worin mir Jeder beistimmen wird, der auf Gebirgen Gelegenheit hatte, den *Einfluß von Mooren und Sumpf- oder Knieholzkiefern auf Bildung und Unterhaltung von Quellen zu beobachten*. Sphagna scheinen die Entstehung jener Moore vorzugsweise vermittelt zu haben, die an vielen Orten eben durch den Einfluß jener winzigen, im Haushalt der Natur aber so *bedeutungsvollen* Moose noch in weiterer Bildung begriffen sind.

Nur auf solchem *primitiven* Boden kann die bis jetzt freilich kaum noch gegründete *Forstchemie*, die *alleinige Basis einer rationellen Forstbewirthschaftung*, wer wollte dies leugnen, *entscheidende Erfahrungen* über *Nahrung* und *Produktion* sammeln und so vielen kostspieligen, physiologischen Einsichten widersprechenden, Versuchen entgegentreten, welche oft so schwere Opfer ohne Erfolg und Nutzen kosten. Dem bei allen solchen Untersuchungen ebenso betheiligten Botaniker bietet sich dort ein unerschöpfliches Material für morphologische und physiologische Studien dar, und der *Oekonom* kann sich wie so leicht nirgends überzeugen, was ein Boden, den man nicht seiner natürlichen Hilfsmittel beraubt, zu leisten vermag. Dem *Paläontologen* zeigt die trotz viel tausendjähriger ungestörter Vegetation in so geringer Menge vorhandene Dammerde, daß die *Steinkohlenlager* nicht direkt aus Urwäldern und ihrem Abfalle einst entstanden sein können.

Fossile Menschenknochen auch in Mittelitalien aufgefunden. Ein Arzt bei der französischen Armee in Rom, Dr. *Bleicher*, hat den „Nouvelles Annales des Voyages" (August 1866) eine geognostische Abhandlung über den Mons sacer eingeschickt, der nur zwei italienische Meilen von der Stadt entfernt liegt. Aus den Kiesgruben des heiligen Berges sind schon seit langer Zeit viele fossile Knochen zu Tage gefördert worden. Hr. Bleicher beschreibt die einzelnen Fundstätten und die Knochen, welche zumeist so wohl erhalten sind, daß man ganze Köpfe mit ihren Hörnern oder Geweihen hat zusammensetzen können. Die Farbe ist bald dunkelbraun, bald hellgrau, die Härte beträchtlich stark, der Bruch glatt und die Versteinerung manchmal so vollständig, daß auch die Markhöhle der größeren Knochen ausgefüllt ist. Am häufigsten sind Knochen von Rindvieh, das weit größer gewesen ist als die stärksten Exemplare des gegenwärtig lebenden grauen Ochsen der römischen Campagna. Deutlich zu erkennen und zu unterscheiden sind Bos primigenius und Bos bubalus; vielleicht kommt auch Bos priscus hinzu, doch sind darüber noch nähere Untersuchungen anzustellen. Sehr häufig sind auch die Knochen vom Hirsch; Geweihe und Zähne deuten auf mehre Arten desselben hin; vortrefflich erhalten ist ein Geweih von Dama romana, das sich jetzt im Museum der Sapienza befindet. Schaf und Ziege hat Bleicher im Herbst 1865 aufgefunden; das Wildschwein ist, gleich dem Hippopotamus und dem Rhinoceros, nicht häufig im heiligen Berge. Von dem kolossalen Elephas meridionalis sind sehr viele untere Kinnladen mit den Zähnen vorhanden, und Knochen vom fossilen Pferde sehr häufig. Von Carnivoren kommt nur Ursus spelaeus vor, von Nagethieren nur der Biber.

An den bisher gefundenen Knochen sind nirgends Spuren von schneidenden Werkzeugen gefunden worden; manche sind in der Mitte oder auch sonst zerbrochen, doch rechtfertigt nichts die Annahme, daß die Brüche zum Zwecke der Herausnahme des Markes bewerkstelligt worden seien. Aber es sind *plumpe Steinmesser* und *Pfeilspitzen* in jenen Kiesablagerungen gefunden worden von der allerrohesten Form und sehr verschieden von den weit vollkommener gearbeiteten, welche man, Professor Ponzi zufolge, in den oberen Schichten des Sabinerlandes und im Saccothal ausgegraben hat.

Im Jahre 1859 fand Abbate Rusconi zu Monticelli bei Tivoli *drei Menschenzähne* in der obern Lage des Travertins, welcher den quaternären tiburtinischen See füllt. Sie befinden sich in seiner Sammlung. Das Vorkommen bearbeiteter Steine in den unteren Lagen der alten Schwemmgebilde gibt uns den ersten Nachweis über die Existenz der Menschen in Mittelitalien. Er war schon vorhanden, als der Travertin sich ablagerte, also vor aller geschichtlichen Zeit. Dazu kommen dann die steinernen Pfeilspitzen und Menschenknochen unter einer thonigen und kieseligen Alluvion von $2^{1}/_{2}$ Metres Dicke, welche Bleicher im März 1865 in Gegenwart des französischen Geologen de *Verneuil* constatirt hat und zwar am Ufer des Almone, 4 Kilometer von Rom am Rande der Via Appia nuova. Dort wurden gefunden: ein vollkommen erhaltener Menschenschädel mit der untern Kinnlade, zwei zerbrochene Schulterblätter, ein Schulterbein, Rippen und Rückenwirbel. Die sorgfältige Beobachtung der Fundstätte ergab, daß die Schicht, in welcher diese stark versteinerten Knochen lagen, in einer alten Zeit gebildet wurden, als der Bach, welcher jetzt selbst im Winter nur ein dünner Wasserfaden ist, stark genug war, mächtige Anschwemmungen an beiden Ufern zu bilden.

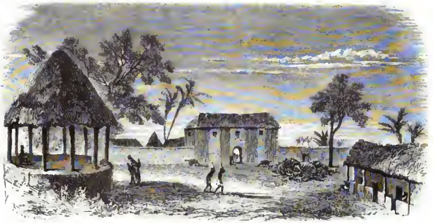
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Besuch beim Könige von Dahome.

II.

Einzug in Abomeh — Schilderung des Königs Ghezo und seiner Minister. — Empfang der Gesandtschaft. — Ueberreichung der Geschenke; Fetischbilder der Weißen — Ein kriegerisches Fest; das männliche und das weibliche Heer; Elephantenjägerinnen. — Die Blutopfer und was damit zusammenhängt — Fetischdienst und Tempel der bösen Geister. — Die Sklaverei und Herabwürdigung der Frauen. — Einkünfte und Königskaufleute. — Das Grabmal der Herrschers und das große Herkommen. — Schilderungen von Augenzeugen über die Menschenopfer.

Der Einzug in die Hauptstadt Abomeh fand unter großem Gepränge statt. Man geleitete die Fremden unter eine Baumgruppe, wo Sessel bereit standen, und sie mußten vor allen Dingen auf die Gesundheit des Königs trinken. Bald nachher erschienen nach und nach mehre Generale, jeder mit einem bewaffneten Gefolge von einigen Hundert Mann. Sobald sie vor den Europäern aufmarschirt waren, machten sie Halt und führten groteske Tänze auf. Nach etwa einer Stunde wurden die Weißen in ihren Hangmatten weiter getragen, nach dem Palastplatze hin, und das zahlreich versammelte Volk schrie gewaltig. Als sie ausstiegen, wurden Kanonenschüsse abgefeuert, und alle Neger warfen sich in den Staub, denn König Ghezo erschien, umgeben von seinen Frauen und einer Amazonengarde. Er saß auf seinem Thron unter einem gewaltig großen Seidenschirme. Die Fremden traten, den Hut in der Hand, zu ihm hinan; er stand auf, kam ihnen einige Schritte entgegen, schüttelte Allen die Hand und deutete an, daß sie auf den für sie bereit gehaltenen Sesseln Platz nehmen möchten. Nun erhoben sich auch alle Würdenträger, welche bisher platt im Staube gelegen hatten, aber so, daß sie eine knieende Stellung einnahmen.



Eingang zum Palaste des Königs von Dahome. (Nach Repin und Boulangé.)

Der König war ein Mann von mehr als 60 Jahren, groß, stark beleibt; sein Gesicht hatte einen für einen Neger ziemlich intelligenten Ausdruck und dasselbe gilt auch von seiner Stirn; aus dem Auge sprühete Katzenlist. Die Kleidung bestand aus einem Stück Seide, das er über die Schultern geworfen und um den Leib geschlungen hatte; auf dem Kopfe trug er einen Filzhut und um den Nacken ein goldenes Halsband, an welchem eine Amuletkapsel hing. Zur Rechten des Königs kauerten etwa 600 Kriegerinnen; jede hatte ihre Flinte zwischen den Schenkeln. Hinter diesen standen die braungekleideten Elephantenjägerinnen; auf der linken Seite befanden sich ein paar Hundert Frauen aus dem Harem, alle in Seide gekleidet und mit Gold und Silber geschmückt. Hinter dem Throne standen drei Favoritinnen und die Generalin der weiblichen Garde. Sie trug sehr schöne glänzende Waffen, war schwer mit allerlei Kriegsamuleten behängt, hatte eine durchaus martialische Haltung, und an ihrem Gürtel hingen mehre Roßschweife.

Vor dem Throne lagen der älteste Sohn des Königs und die Staatsminister auf den Knieen; jener, welcher jetzt regiert, war damals etwa 40 Jahre alt, von etwas düsterm Wesen, weniger intelligent als sein Vater und gehörte zur altkonservativen Partei.

Der Mingau ist zugleich Justizminister und Vollstrecker der vom Könige gesprochenen Urtheile. Er trägt stets ein großes, nach unten hin sehr breites Schwert. Der Kambodeh, Oberstkammerherr, Hofmarschall und Ceremonienmeister, gebietet Schweigen, indem er eine platte Glocke in Bewegung setzt; auch führt er die Fremden ein und hat als Zeichen seiner Würde einen Stab mit silbernem Schlüssel. Der Tolonu überwacht die Amazonen und das Serail, und genießt das volle Vertrauen des Königs, der nur an ihn unmittelbar das Wort richtet, wenn er Befehle ertheilt. Er ist auch Mundschenk und kostet aus jedem Glase, bevor der König dasselbe an die Lippen bringt; dann hält er ihm ein seidenes Tuch vor, denn in Dahome darf Niemand sehen, daß Seine Majestät trinkt. Ferner trägt der Tolonu ein silbernes Speibecken und einen Fliegenwedel.

Kapitän Vallon erklärte nun vermittelst des Dolmetschers, weshalb er von seinem Monarchen nach Dahome geschickt worden sei. Der Ruf dieses Landes wäre über die ganze Welt verbreitet, und der französische Kaiser wünsche mit dem König in Freundschaft zu leben und ihm Geschenke zu machen. Nachdem dieser eine sehr verbindliche Antwort gegeben, wurden Gesundheiten getrunken und Kanonen abgefeuert. Die Volksmenge rief in einer eigenthümlichen Weise Beifall, indem sie mit den Fingern auf die Lippen schlug und solchergestalt den Ton dämpfte. Dann hatte Vallon eine gemüthliche Unterredung mit Ghezo, der sich nach vielerlei Dingen erkundigte, welche einen Barbaren zu interessiren pflegen. Erst gegen Abend wurden die Europäer entlassen und konnten sich ausruhen.

Man hatte ihnen ihre Wohnung beim Mehu angewiesen, dem Minister des Innern. Dieser war ein hochbejahrter, sehr verschmitzter Diplomat, der noch an demselben Abend seine Aufwartung machte, um die Fremden auszufragen; indeß erfuhr er nur wenig. Am andern Tage schickte der König eine Menge Speisen, die aber mit ranzigem Palmöl zubereitet waren und deshalb an die Neger verschenkt wurden; die Kalebassen waren indeß sehr reinlich.

Repin benützte den nächsten Tag, um sich die Stadt näher zu betrachten. Er war sehr erstaunt, als er auf dem großen Marktplatz in einer Bude ein paar maurische Kaufleute sah; sie trugen arabische Turbane und Burnus von weißer Wolle und beteten als gute Mohammedaner den Rosenkranz ab. Sie waren aus Tripolis oder Aegypten gekommen und hatten die weite Reise nicht zum ersten Mal gemacht.

Am Abend wurden die für den König bestimmten Geschenke ausgepackt. Sie bestanden in Seidenzeugen, Damasten, allerlei feinen Möbeln, Spiegeln, Krystallwaaren, Parfümerien, eingemachten Leckerbissen, lithographirten und illuminirten Schlachtenbildern aus dem Krimkriege, Porträts der napoleonischen Familie, Fahnen u. dergl. Dingen mehr. „Außerdem brachten wir, auf besondern Wunsch des Königs, der vor Begierde brannte, die Fetischbilder der Weißen zu sehen, 8 Statuen christlicher Heiligen mit; sie waren von halber Mannsgröße, aus Papiermasse, bemalt und vergoldet und fanden beim Könige großen Beifall."

In einer Privataudienz bemerkte der schwarze Potentat die Ordenszeichen, welche Kapitän Vallon auf der Brust trug und fragte, was diese Grigri's, d. h. Amulete, bedeuten sollten. Das wurde ihm deutlich gemacht und er sagte: „Auch ich gebe meinen tüchtigsten Kriegsleuten Auszeichnungen." Einige der Anwesenden mußten die mehr oder weniger mit rohen Ciselirungen und Ausschnitten versehenen Silberplatten, welche an silbernen Ketten um den Hals hingen, abnehmen und vorzeigen. Kapitän Vallon zeichnete sofort einen Orden mit dem Elephanten von Dahome in der Mitte; dieser gefiel dem Könige und er bemerkte, daß er nach dem Muster einen besondern Orden verfertigen lassen und damit auch die Europäer decoriren wolle. Wie schade, daß er sein Versprechen nicht gehalten hat! Alles, was man ihm von den Wunderwerken unseres Erdtheils erzählte, befriedigte ihn; nur an die Eisenbahnen und die Bewegung von Fuhrwerken durch Dampf wollte er durchaus nicht glauben. Gewiß hielt er es für schnöde Großprahlerei, als man ihm sagte, daß vermittelst Dampfwagen auf Schienenwegen 10,000 Krieger binnen drei Stunden von Abomeh nach Whydah geschafft werden könnten. Als man ihm erzählte, daß jeder europäische Monarch nur eine einzige Frau habe, gerieth er in große Heiterkeit, welche von allen Anwesenden getheilt wurde.

Ghezo rühmte den Muth und die Tapferkeit seines weiblichen Heeres und erzählte, daß dasselbe vor einiger Zeit im Kriege gegen die Nages eine Ortschaft erstürmt habe, nachdem die männlichen Soldaten zurückgewichen seien. Der General sei bei dieser Gelegenheit geblieben. Als Vallon äußerte, daß der König gewiß den Verlust desselben bedauere, antwortete Ghezo: „Ja wohl, ich bedauere ihn, weil ich ihm nun seiner Feigheit wegen den Kopf nicht abschlagen lassen konnte."

Ein Theil des Heeres besteht aus Elephantenjägerinnen, und während einer Audienz brachte ein Bote drei Schwänze von Elephanten, welche am Tage vorher geschossen worden waren. Nun wurde die Gesandtschaft mit Champagnerwein bewirthet und erhielt am andern Tage vom Kronprinzen einen Besuch, der bald nachher erwiedert wurde.

König Ghezo veranstaltete ein großes kriegerisches Fest, um den Fremden zu zeigen, wie mächtig er sei. Er hatte viele Kabosirs nach seiner Hauptstadt entboten, und am 22. Oktober zogen sie an der Spitze der ihrem Befehl untergebenen Kriegerschaaren ein. Nach Verlauf einiger Stunden wurden die Europäer in feierlichem Zug abgeholt und in ihren Hangmatten durch eine unübersehbare Menschenmenge getragen.

An der Mauer des Palastes war ein großes Gerüst aufgeschlagen und durch eine Menge kolossaler Schirme gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Dort thronte der Herrscher; neben ihm befand sich eine Anzahl seiner Frauen und eine Abtheilung der weiblichen Garde; in einem Halbkreise lagen der Kronprinz und die Großwürdenträger auf den Knieen. Die dem König verehrten Geschenke hatte man auf einer langen Tafel zur Schau ausgestellt, und den Fremden wurde auf der Estrade ein Platz zur Linken des Königs angewiesen. Dann wurden etwa 30 Kanonen abgefeuert.

Die Zahl der versammelten Kriegsleute aller Art belief sich auf etwa 6000 Köpfe; alle waren mit gewöhnlichen Flinten oder Trabucosgewehren bewaffnet und keineswegs gleichmäßig gekleidet. Unter den 30 Musikanten waren einige, welche auf Elephantenzähnen bliesen; andere schlugen auf Rehfelle, die man über einen hohlen Klotz gespannt hatte, andere schlugen mit Eisenstäben auf Kuhglocken oder bliesen auf Bambusflöten. Wir wollen nicht alle Einzeln-

heiten dieses barbarischen Festes schildern, sondern nur Einzelnes hervorheben.

Nachdem die ganze Armee am Throne des Königs vorübergezogen war, theilte sie sich in verschiedene Rotten und führte ein Scheingefecht auf. Das Feuer wurde sehr lebhaft; die verschiedenen Parteien stürmten gegen einander ein und heulten dabei ganz infernalisch. Viele schwangen ein großes Messer; sie zeigten, wie man im ernsten Kampfe dem Feinde den Kopf abhauet und denselben triumphirend heimbringt. Dann wurde ein Massengefecht ausgeführt, der Gegner hitzig verfolgt, und die Sieger stellten sich zuletzt in Reihe und Glied vor dem König hin, um einen Triumphgesang anzustimmen.

Als dieser beendigt war, herrschte ein paar Minuten lang lautlose Stille. Dann rückten die Artillerie-Amazonen vor und gaben Feuer, zum Zeichen, daß nun die Infanterie-Amazonen erscheinen sollten. Sie waren, einige Tausend an der Zahl, besser bewaffnet und gleichmäßiger gekleidet, als die männlichen Krieger und bildeten verschiedene Corps. Das stärkste trug einen blauen Kittel mit rother Gürtelschärpe und weiße, blaugestreifte Hosen, die bis auf das Knie hinabfielen. Auf der weißen Mütze war als Abzeichen die Figur eines Kaiman angebracht, und am Halse hingen allerlei Grigri's (Amulete). Das zweite Corps bestand aus den Elephantenjägerinnen, mochte etwa 400 Köpfe zählen, bestand aus Elitetruppen und trug an einem rings um den Kopf gelegten eisernen Reifen zwei Antilopenhörner. Die dritte Abtheilung war nur 200 Amazonen stark, trug halb blau und halb rothe Kittel und schien eine besondere Abtheilung der Artillerie zu bilden. Die Hinterhut endlich bestand aus einem Bataillone der hübschesten Mädchen, die nur Pfeil und Bogen führten. Sie waren mit hübschen blauen Röcken bekleidet und hatten an der weißen Kopfbedeckung einen blauen Kaiman. Dieses Corps enthält die Rekruten für die Amazonenarmee.

Alle vier Abtheilungen defilirten gemeinschaftlich in recht guter Ordnung und führten dann Kriegsübungen in ähnlicher Weise auf, wie die männlichen Soldaten, aber mit viel größerer Lebendigkeit und Furie. Die Elephantenjägerinnen stellten ungemein anschaulich die Methode dar, nach welcher sie auf ihren Expeditionen zu Werke gehen, und die mit Bogen bewaffneten Amazonen führten Tänze mit so viel Anmuth und Gemessenheit auf, daß die Europäer ganz entzückt waren.

Nun gebot der Kambodeh Schweigen und rührte die Glocke; der König wollte Lebensmittel und Erfrischungen vertheilen, und das ganze Volk brach darüber in Jubel aus. Nachdem die Speisen mit Gier verschlungen waren, schaffte man aus dem Palaste vier Orhoft Branntwein herbei, deren Inhalt auch bald verschwand. Den Franzosen setzte man amerikanisches Biscuit, Zucker, Liqueur und Rum vor. Der Mehu hielt eine Anrede an die Krieger, in welcher er ihnen kund gab, daß große Krieger aus fernem Lande herbeigekommen seien, um den berühmten König zu begrüßen, ihm Geschenke zu bringen und seine Freundschaft zu erbitten. —

„Das Fest galt indeß noch lange nicht für vollständig; bisher war ja kein Blut geflossen. Welche traurige Gedanken drängten sich uns auf! Da ist ein Volk, das von Natur nicht grausam zu sein scheint; es mißhandelt weder Frauen, noch Kinder oder Thiere, aber ein öffentliches Freudenfest kann nicht ohne Menschenopfer gedacht werden. In jedem Jahre fallen Hunderte von Köpfen, wenn die sogenannten Gebräuche (Customs) auf dem kleinen Belvedere gefeiert werden, welches nur wenige Schritte von uns entfernt lag."

„König Ghezo bat den Kapitän Vallon um Vergebung, daß er in diesem Augenblicke nur etwa ein Dutzend Kriegsgefangene zum Abschlachten bereit habe, — viel zu wenig, um so angesehene Gäste zu ehren. Vallon forderte sofort dringend, daß man die Unglücklichen verschonen möge; es würde für ihn und uns keine Ehre, sondern eine Beschimpfung sein, wenn Blut zu unseren Füßen vergossen würde, und wir könnten bei einem solchen Schauspiel durchaus nicht zugegen sein. Es bedurfte von Seiten Vallons entschiedener Festigkeit, den König umzustimmen und diesmal die „Gebräuche" außer Acht zu lassen."

„Vor Sr. Majestät stand ein großes blankes Kupfergefäß. Dasselbe darf bei keiner Feierlichkeit fehlen und wird auch der Armee nachgetragen, denn in ihm fängt man das Blut und die abgehauenen Köpfe der Schlachtopfer auf." „Auch heute stellte man dasselbe vor dem Thron hin, denn Blut mußte fließen, diesmal aber nicht von Menschen, sondern von einer Hyäne. Als das geknebelte Thier an Ort und Stelle war, nahmen die Würdenträger um dasselbe im Kreise Platz und pflogen Berathung, wahrscheinlich in ähnlicher Art, wie bei einem Menschenopfer. Die Hyäne wurde zum Tode verurtheilt und der Mingham, Justizminister, hieb ihr den Hals mit einem Schlage seines gewaltigen Schwertes ab. Wir vier Europäer dachten unwillkürlich daran, daß wir uns inmitten von 30,000 Barbaren befanden, welche durch Kriegsspiele, Lärm, Pulver und Branntwein in die höchste Aufregung versetzt waren, und daß ihnen sicherlich das Vergießen unseres Blutes mehr Vergnügen machen würde, als jenes der Hyäne."

„Nach diesem Blutopfer wurden die zwölf Abgesandten der von Ghezo besiegten, schon weiter oben erwähnten Nagos vorgeführt; sie waren nach Abomeh gekommen, um Frieden zu erbitten. Der Kronprinz und die hohen Würdenträger stellten sich im Halbkreise vor dem König auf, die Gesandten warfen sich platt auf die Erde nieder und harrten so der Entscheidung. Nach langem Hin- und Herverhandeln, bei welchem der Mehu den Fürsprecher der Nagos zu machen schien, murmelten die Räthe wiederholt das Wort uhn, welches in Dahome ein Zeichen der Zustimmung und des Einverständnisses ist. Der Kronprinz stand auf, füllte ein Glas mit Wasser, trank und gab es seinem Nachbarn, der ein Gleiches that; so machte das Glas die Runde und es gelangte zuletzt an die Nagos. Ihr Wunsch war erfüllt, der Friede war ihnen bewilligt. Sie warfen sich wieder zu Boden, überschütteten das Haupt mit Erde, vernahmen wohlwollende und mahnende Worte von Seiten des Königs und entfernten sich. Als das geschehen war, winkte der König einer schon bejahrten Favorite, welche nebst einigen anderen Frauen neben den Europäern niederkniete und begann einen sehr eintönigen Gesang. Der Inhalt war: Ihr großen Krieger seid aus fernen Gegenden hergekommen, habt den Gefahren des Meeres Trotz geboten und euch vor den Sümpfen der Lama nicht gefürchtet. Ghezo hat Freude an Männern, die so tapfer sind, wie ihr; wir mögen euch leiden, weil ihr Ghezo's Freunde seid und wünschen, daß ihr in eurem Lande Macht und Ehre haben mögt."

„Damit war für uns das Fest vorüber, und Ghezo geleitete uns bis zu unseren Hangmatten. Er hatte die schon erwähnten Heiligenstatuen aufstellen lassen und fragte uns nun nach dem Namen jeder einzelnen. Als wir ihm Auskunft gegeben, sprach er die Besorgniß aus, daß er sie wieder vergessen könne. Dagegen wußte der alte Mehu guten Rath. Er ließ acht Neger vortreten, stellte je einen derselben vor jeden Heiligen und that ihm kund, daß er

künftig den Namen des ihm zugewiesenen Fetisches führen solle; er möge ihn ja gut merken, sonst koste es den Kopf. Am andern Morgen traf es sich, daß der arme Teufel, welcher den Namen des heiligen Laurentius führen sollte, denselben vergessen hatte; wir halfen aber seinem schwachen Gedächtnisse nach, und so behielt er den Kopf auf dem Rumpfe.

Die Franzosen waren nach Abomeh gekommen, um Erlaubniß zur Gründung einer Faktorei in dieser Stadt



König Ghezo von Dahome. (Nach Repin)

auszuwirken. Von Seiten Englands hatte man früher schon nach demselben Ziele getrachtet, aber Kapitän Forbes scheiterte 1850 mit seinen Versuchen. Indessen drangen doch englische Missionäre bis Abomeh vor und verhandelten dort englische Baumwollenwaaren gegen Oel, Elfenbein und Goldstaub; sie hatten durch reiche Spenden den Mehu für sich gewonnen, mußten aber nach einiger Zeit wieder abreisen. Auch die Franzosen wurden mit ihrer Forderung abgewiesen, doch war der Abschied freundlich, und als Gegengeschenke gab man ihnen Baumwollenzeuge, die im Lande verfertigt werden, Säbel und Dolche. Auch vertrauete Ghezo ihnen zwei Knaben im Alter von 12 bis 14 Jahren an, die in Marseille erzogen werden sollten. Am 25. Oktober verließen die Europäer Abomeh und waren hoch erfreut, als sie einige Tage später sich wieder an Bord ihres Dampfers befanden.

Der Schlangenkultus ist in Dahome nur auf die Küstenlandschaft beschränkt; im Innern hat der Fetischdienst eine andere Form. Der Neger will den Zorn der schädlichen und übelwollenden Naturkräfte und Mächte durch Opfergaben abwenden und die wohlwollenden sich geneigt machen. Die Tempelhütten, runde sowohl als viereckige, liegen gewöhnlich unter dicht belaubten Baumgruppen und dienen manchmal auch dem Priester zur Wohnung. Die Leute bringen Palmöl, Bananen, Geflügel,

Schafe u. dgl. m. als Opfer dorthin, und so kommt es, daß die Priester wohl genährt sind. In und an jeder Tempelhütte befinden sich allemal viele Fetischbilder in Menschen- oder Thiergestalt; manchmal besteht auch der Negergötze nur aus einem Stocke mit drei Zacken, der mit allerlei Zeug und Band behängt ist, oder in einem Backenzahn vom Elephanten, einem Hippopotamuszahn, einem Horn der gehörnten Schlange u. dgl. m. Jeder beliebige Gegenstand kann durch Einweihung des Priesters, welcher magische Worte hermurmelt, in einen Fetisch umgewandelt werden. Im Tempel zu Tafu sah Repin eine große Menge ex voto-Sachen aufgehängt, z. B. Stücke von Beinen und Armen, Hände und Füße, Alles plump aus Holz geschnitzt. Die Gläubigen wollten dadurch der wohlwollenden Macht, welcher sie Heilung von Krankheiten zuschrieben, ihren Dank abstatten. Aehnliche Sachen findet man auch in Europa vielfach und zwar aus derselben Veranlassung in katholischen Kirchen aufgehängt. — In die Tempel der bösen Geister darf kein Uneingeweihter eindringen, ihn würde Todesstrafe treffen.



Ein Krieger des Königs von Dahome. (Nach Repin.)

Verheiratung, Geburten und Begräbnisse geben keinen Anlaß zu Feierlichkeiten. Der Neger kauft seine Frau und nimmt so viele Weiber, als er bezahlen oder ernähren kann; er übt in seiner Familie eine durchaus willkürliche Gewalt und kann nach Belieben jedes Mitglied in die Sklaverei verkaufen; doch behandelt er insgemein alle seine Angehörigen mit Wohlwollen. Freilich bürdet er alle Arbeit den Frauen auf. Während der Herr und Gebieter trinkt, raucht oder schläft, muß die Frau Palmöl pressen und kochen, Holz und Wasser holen und Speisen bereiten; diese letzteren muß sie ihm allemal knieend darreichen; niemals darf sie gemeinschaftlich mit ihm essen. Der Mann kümmert sich nur um Jagd und Fischfang. Die

Sklaven werden gut gehalten und gelten gleichsam für Mitglieder der Familie; die Unkultur ist ja bei allen Negern dieselbe. Diebstahl, der sehr häufig vorkommt, wird mit Prügeln bestraft. Todte begräbt man in der Hütte, in welcher sie gestorben sind.

Im Allgemeinen sind die Neger von Dahome zwar nicht von großer Gestalt, aber sehr kräftig gebaut; sie klettern wie Affen an den hohen Oelpalmen hinauf, trinken Palmwein sehr mäßig, sind aber um so mehr auf Branntwein erpicht. Ihre Gemüthsart ist heiter, man kann mit ihnen bequem verkehren, sie haben jedoch einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen. Alles im Lande, Leib, Leben und Habe sämmtlicher Bewohner gehört eigentlich dem Könige. Der Thron vererbt sich auf den ältesten Sohn; der wichtigste Würdenträger ist der **Mehu**, Premierminister, und jede Provinz hat einen Vicekönig, den **Avoghau**. Dieser stellt die nöthige Anzahl von Soldaten, welche von Kabosirs befehligt und von denselben nach der Hauptstadt geführt werden. Der König ernennt sie und gibt ihnen als Zeichen der Amtswürde silberne Armringe, einen Sonnenschirm und einen Stuhl.

Früher bestanden die wichtigsten Einkünfte, welche der König bezog, in den Abgaben vom Sklavenhandel; diese Quelle ist jetzt versiecht, indeß bringen ihm die Zölle und die Gelder, welche der Kaufmann für die Erlaubniß, Handel zu treiben, zahlen muß, immerhin eine hübsche Summe ein. Dazu kommt noch der Ertrag von den Ländereien, welche er durch seine zahlreichen Sklaven bearbeiten läßt; den Verkauf der Ernte besorgen die sogenannten **Königskaufleute**. Auch das Elfenbein bildet eine ergiebige Einnahmequelle. Eisen und Kupfer werden in nur geringer Menge gewonnen; die Verfertigung von Säbeln, Messern und Lanzen ist ein Monopol des Königs. Silber soll im Konggebirge vorhanden sein.

In Abomeh befindet sich das **Grabmal der Herrscher** in einem großen Höhlengewölbe. Man errichtet einem verstorbenen Könige inmitten desselben ein mit Eisenstangen umgebenes Gerüst und stellt auf dasselbe den Sarg. Dieser besteht aus Thon, in welchen das Blut von 100 hingeschlachteten Kriegsgefangenen geknetet worden ist. Die letzteren sollen dem Verstorbenen in der andern Welt als Ehrenwache dienen. In dem Sarge ruht das Haupt auf den Schädeln besiegter Könige und Häuptlinge, und um das niedrige Gerüst legt man eine Menge von anderen Schädeln.

Nach diesen Vorkehrungen werden die Thüren des Gewölbes geöffnet und hinein treten acht **Abaias**, d. h. Hoftänzerinnen nebst 50 Kriegern. Beide sind für einige Tage mit Lebensmitteln versehen und haben den Auftrag, ihrem König in das Schattenreich zu folgen, mit anderen Worten: sie werden lebendig begraben. Es ist kennzeichnend für den Wahnglauben des Volkes, daß sich allezeit Freiwillige genug finden, welche nach der Ehre eines solchen Begräbnisses geizen. Drei Tage bleibt die Gruft geöffnet; dann bedeckt der Premierminister den Sarg mit einem schwarzen Tuche und theilt mit den Würdenträgern des Hofes und



In einer Frauenhütte des Königs von Dahome. Nach Repin und Boulangé.)

den Tänzerinnen allen Schmuck und die Kleider, welche der Thronfolger als Geschenke für den Schatten des Verstorbenen niedergelegt hat.

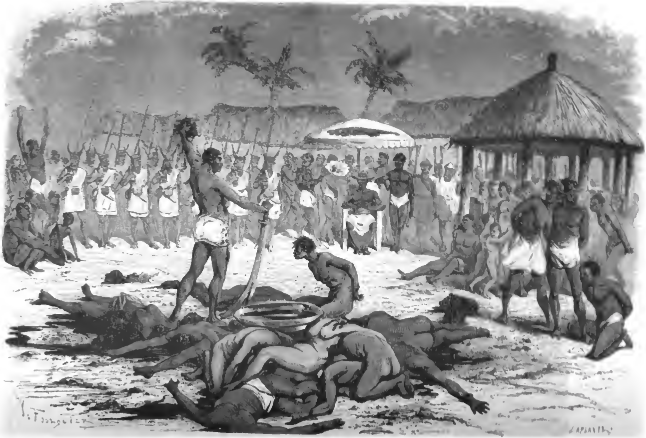
Achtzehn Monate lang steht der Kronprinz noch als Regent im Namen des verstorbenen Königs an der Spitze dann erklärt er öffentlich, daß der König gestorben sei und er selber nun die Regierung angetreten habe. Die ganze Volksmasse wirft sich sofort zu Boden und bestreuet den Kopf mit Staub, aber diese Bezeigungen des Schmerzes dauern nicht lange. Der König legt Schädel und Beil bei



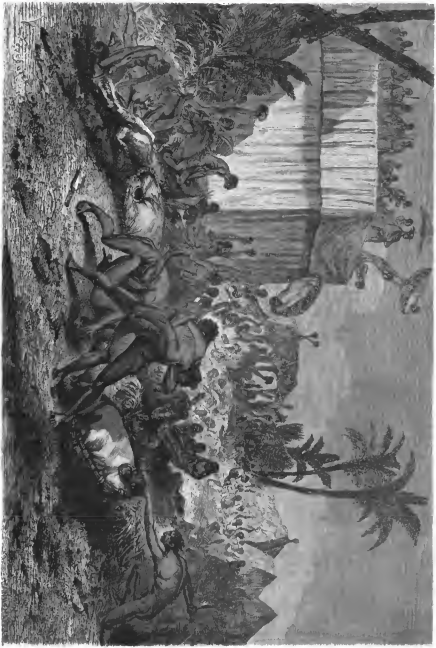
Grabgewölbe des Königs von Dahome. (Nach G. T. Baldey.)

des Staates und hat zwei Minister zur Seite. Nach Ablauf dieser Frist wird im Palast eine große Versammlung abgehalten und dann ein Zug nach dem Leichengewölbe veranstaltet. Man öffnet den Sarg und nimmt den Schädel des Verstorbenen heraus; der Regent nimmt denselben in seine linke Hand, in der rechten hat er ein kleines Beil und Seite, zieht den Säbel aus der Scheide und verkündet, daß er Herr und Gebieter sei, und sofort erhebt sich allgemeiner Jubel. Alles singt und tanzt zu einer fürchterlichen Musik.

Es ist hergebracht, daß bei solchen Gelegenheiten alle Vornehmen des Landes und auch die Europäer, welche



Menschenopfer in Dahome. (Nach Repin und Boulangé.)



Das Volk in Abomeh reißt sich um Menschenopfer. 11. Juli 1856. (Nach Repin.)

Faktoreien (Sarames) in Whydah besitzen, mit Geschenken an den Hof kommen. Die Ceremonien werden als „der große Brauch, das große Herkommen", bezeichnet, um sie von anderen Jahresfesten zu unterscheiden. Eine unzählige Menge von Menschen wird dabei abgeschlachtet und sie alle sollen dem verstorbenen Könige ins Jenseits die Kunde bringen, daß sein Nachfolger die Regierung angetreten habe. Man fängt das Blut der Hingemordeten auf und knetet mit demselben den Thon zu einem seltsam gestalteten Gefäße; in dieses legt man Schädel und Knochen des Königs, und dann wird dieser thönerne Sarg verschlossen. Am festbestimmten Tage erscheint der Herrscher vor dieser Urne und bringt ihr seine Verehrung dar, indem er in die zu diesem Zweck in dem Thon angebrachten Löcher Branntwein gießt; auch wirft er Kaurimuscheln hinein. Denn der Verstorbene muß ja doch in jener Welt Geld zum Ausgeben haben, um nicht in der Lage zu sein, zum Schimpf für seinen Nachfolger Schulden zu machen!

Ein Augenzeuge, der Portugiese Travassoz Valdez (von welchem 1861 in London ein Werk in englischer Sprache „Six years of a travellers life in Western Africa" erschien), berichtet, daß alle die angedeuteten Gebräuche nach dem Tode des Königs Ghezo, der gegen Ende des Jahres 1858 starb, genau beobachtet wurden. Wir haben auch eine Schilderung vom katholischen Missionär, Pater Borghero (in den „Annales de la propagation de la foi", Mai 1862); dieser schreibt:

„Nach Ghezo's Ableben traten unter der Aristokratie von Dahome zwei Parteien hervor; die eine wollte mit aller Strenge an den hergebrachten, blutigen Bräuchen festhalten, während die andere sich für eine mildere Praxis erklärte. Jene Altconservativen behielten die Oberhand, das Herkommen triumphirte, und als König Bahadung (Badu, auch Bahadu) den Antritt seiner Herrschaft verkündete, floß so viel Blut in Strömen wie je zuvor. Das Menschenmorden beschränkt sich aber nicht allein auf jene Feste, sondern der Fanatismus oder die Verblendung fordert an jedem Tage Opfer."

Ein protestantischer Missionär (im „Journal des Missions évangeliques" 1861) erzählt Folgendes:

„Am 11. Juli 1860 erhielt ich die Einladung, von Whydah nach Abomeh zu kommen. Unterwegs begegnete mir ein Mann, der in einer Hangmatte lag und durch einen gewaltigen Schirm vor den Sonnenstrahlen geschützt war. Er trug die Kleidung der Matrosen und wurde von einem zahlreichen Gefolge begleitet. Seine Bestimmung war, in Whydah in die See geworfen zu werden, und zwei Hafenwärter sollten mit ihm ihren Tod in den Wellen finden. Weshalb? Um dem verstorbenen Könige gewärtig zu sein, falls es diesem einfalle, ein Seebad zu nehmen!"

„In Canna trafen wir den neuen König, welcher uns aufforderte, am 16. Juli in seiner Hauptstadt vor ihm zu erscheinen. Dort hieß er uns Platz nehmen und wies dann nach einem Menschen, der mit gebundenen Händen und geknebeltem Munde da stand. Dieser war ein Bote, welchen er ins Jenseits befördern wollte, um seinem Vater Nachrichten zu bringen. Er wurde bald nachher auf dem Grabe des Verstorbenen hingeschlachtet."

„Bald darauf führte man in unsrer Gegenwart dem Könige vier andere Männer und dazu einen Hirsch, einen Affen und einen Vogel vor. Alle wurden enthauptet, mit alleiniger Ausnahme des letztern; sie hatten Auftrag, dem König im Schattenreiche zu melden, daß sein Sohn Anstalten getroffen habe, große Feste zum Andenken an den Vater zu veranstalten. Insbesondere sollte der eine Mann das allen Geistern verkünden, welche die Märkte im Lande besuchen, der zweite sollte es allen Thieren sagen, die im Wasser leben, der dritte den Geistern, welche auf den großen Straßen reisen, und der vierte war beauftragt, sämmtlichen Bewohnern am Firmamente Mittheilungen zu machen. Der Hirsch hatte es den Thieren des Waldes, der Affe den Thieren seiner Art es auf den Bäumen zu sagen. Den Vogel ließ man fliegen, sein Auftrag lautete an alle Bewohner der Luft."

„Nun erhob sich Bahadu auf seinem Thron, zog den Säbel und verkündete: „Nun, da ich Herrscher dieses Landes bin, will ich alle Feinde des verstorbenen Königs unter meine Füße treten und an der Stadt Abbeokuta die Niederlage rächen, welche dort mein Vater erlitten hat." Bekanntlich hat auch er gegen Abbeokuta nichts ausrichten können; wir haben früher erzählt, wie schlimm es ihm dabei ergangen ist.

„Am 17. Juli ließ er die Kesselpauken rühren und dem Volke verkünden, daß nun bald das große Herkommen stattfinden werde. Die in Abomeh verweilenden Europäer hätten sich dem gräßlichen Schauspiele gern entzogen, der König ließ sie aber nicht fort. Dasselbe begann am 22. Juli 1860. Bald nach Tagesanbruch wurden etwa 100 Männer und eben so viele Frauen geschlachtet, alle im Innern des Palastes. Dann trat der König heraus und die Krieger und Amazonen feuerten ihre Musketen ab. 90 Offiziere und 120 Prinzen und Prinzessinnen begrüßten den Herrscher, und jeder bot demselben zwei bis vier Sklaven, welche zu Ehren des Verstorbenen geopfert werden sollten. Auch einige portugiesische Residenten boten ihm 20 menschliche Schlachtopfer dar; dazu dann noch Ochsen, Schafe, Ziegen, Geflügel, Kauris, Silber und Rum. Die übrigen Europäer hüteten sich natürlich, ein Gleiches zu thun."

„Als der König am 1. August persönlich bei den Trauerfestlichkeiten zugegen war, begrub man 60 Menschen, 50 Schafe, eben so viel Ziegen und 40 Hähne; auch warf man eine Menge Kauris in das Gewölbe. Während der König um seinen Palast herumging, wurde unaufhörlich geschossen, und als er seinen Rundgang vollendet, wurden abermals 50 Sklaven geopfert. Indeß war der Herrscher gnädig gewesen, denn er hatte 10 Anderen Gnade angedeihen lassen. Am 2. August ließ er Kauris und Baumwollenzeug auswerfen und sah mit Vergnügen zu, wie das Volk sich darum riß und balgte."

„Volle drei Wochen lang dauerte die Festlichkeit, und wir konnten keine Erlaubniß zur Abreise erhalten. Mir wurde endlich am 1. September gestattet, nach Whydah zu gehen, aber erst nachdem ich versprochen hatte, am 12. Oktober wieder in Abomeh einzutreffen. Ich hielt mein Wort, kam zur verabredeten Zeit und wurde sogleich zum Könige beschieden. Vor dem Palastthor zählten wir 90 Menschenköpfe, die erst an demselben Morgen abgeschnitten worden waren; das Blut floß noch in Menge herab. Badahung zeigte uns dann die Geschenke, welche er seinem verstorbenen Vater zusenden wollte: zwei Wagen, einige Räder, drei Schüsseln, zwei Theekannen, eine Zuckerdose und einen Topf mit Butter. Das Alles war von Silber. Ein Prachtkissen lag auf einer Art von Rollwagen, der von sechs Amazonen gezogen werden sollte. Dazu kamen dann noch drei seidene Hangmatten mit Vorhängen und manche andere Gegenstände."

„Drei Tage nachher wurden wir wieder in den Palast entboten, um anzusehen, daß abermals 60 frisch abgeschnittene Köpfe zu beiden Seiten des Thores aufgehängt

waren, und wieder drei Tage später betrug die Zahl der Opfer 36.

Der König hatte auf dem größten Marktplatz vier große Gerüste aufschlagen lassen, von welchen herab er Muscheln unter das Volk werfen ließ. Auf diesen Gerüsten wurden 60 Menschen abgeschlachtet. In Folge aller dieser Abscheulichkeiten wurde ich krank und war damit sehr zufrieden, denn nun konnte ich ungehindert die Stadt verlassen, in welcher das Morden noch fortwährte."

Wir wollen nicht näher auf die blutigen Gräuel eingehen, welche Bahadung im Juli 1862 verübte und deren Zeuge der holländische Kaufmann Euschart wider seinen Willen sein mußte. Er stattete darüber einen eidlich bestätigten Bericht an den englischen Schiffscommandeur Perry ab, und wir haben seiner Zeit Auszüge aus demselben mitgetheilt. Wie es damals in Abomeh zuging und auf welche Weise sich das schwarze Volk belustigte, das wird durch die Abbildung erläutert. Die Zeichnung ist nach Euscharts und Forbes' Beschreibung der „großen Customs" entworfen worden.

Das posener Land jetzt und früher.

Von Edwart Kattner.

VI.

9. Bereits vollzogene Germanisirung der Polen.

Der wichtigste Beweis für den deutschen Charakter der Provinz ist eigentlich die Thatsache, daß die Polen selbst bereits ganz wesentlich germanisirt sind. Ich will sie damit nicht etwa für Deutsche, wenn auch mit polnischer Sprache erklären; aber sie haben durch den deutschen Einfluß seit 70 bis 90 Jahren doch eine so bedeutende Umwandlung erfahren, daß sie gegen ihre Vorfahren vor kaum 100 Jahren viel mehr abstechen, als gegen ihre zeitgenössischen deutschen Nebenwohner, und daß ich mich zu dem anderweitig geäußerten Ausspruch berechtigt halte, die polnische Nationalität bestehe außer der Sehnsucht nach Wiederherstellung unmöglicher, verrotteter Zustände nur noch aus der Muttersprache, der Nationaltracht und einigen nicht sehr erheblichen Sitten und Gebräuchen. (— Aber Charakter und Blut? —) Diese Umwandlung erstreckt sich auf alle Stände.

Der Edelmann ist aus einem fahrenden Abenteurer ein mehr oder minder betriebsamer Landwirth geworden. Dazu hat ihn die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Eigenthumsverleihung an die Bauern, die nicht geringe Besteuerung („Steuern sind für den Menschen sehr nützlich!") und die Beschränkung der junkerlichen Gelüste durch die Gesetze gemacht. Er wohnt nicht mehr in einer Strohhütte, sondern in einem stattlichen Landhaus, oft in einem Schloß, lieber freilich in einer vierspännigen Kutsche, in einem Badeort oder in Paris. Er geht nicht mehr bewaffnet einher, denn blutige Handtierungen werden strenge bestraft; er führt nicht einmal den Kantschu in der Hand; er nährt sich viel besser; er ist viel sauberer geworden; die Tische werden nach Tisch abgewaschen, nicht mehr mit dem Pferdeschwanz abgewischt;*) er trägt die feinsten Oberhemden, deren Stelle vor 100 Jahren wohl unbeschreibliche Dinge einnahmen, wenn sie nicht ganz unbesetzt blieb; anstatt des mongolisch kahlgeschornen Kopfes mit dem „Schup" auf dem Scheitel prangt das volle Haupthaar eines civilisirten Europäers; auch andere Stücke der alten Nationaltracht, z. B. rothe Stiefel, werden nicht mehr getragen. Daß er neben der Muttersprache fast immer auch Deutsch spricht, darin liegt keine so bedeutende Veränderung, als man gewöhnlich annimmt, denn in Großpolen, von welchem Posen den bei weitem größten Theil ausmacht, sprach der Edelmann seit 600 Jahren schon immer größtentheils diese Sprache wegen des vielen inneren und auswärtigen Verkehrs mit Deutschen nebenbei.

Nun der Priester — einst ein roher Gesell, der sich mit den armen Bauern um den Garbenzehnten schlug, dessen Schulkenntnisse sich kaum auf etwas Lesen, Schreiben und Mönchslatein erstreckten, dessen Wohnung sich von derjenigen des Leibeigenen kaum unterschied. Was ist er jetzt geworden? Die Ehelosigkeit lastet zwar noch immer auf ihm und hat viel Böses im Gefolge. Sonst steht er ziemlich ebenbürtig neben dem deutschen Priester. Durch Erlernung der deutschen Sprache ist ihm das Mittel geboten, die höchste Geistesentwicklung zu erreichen und die Rückstände finstrer Jahrhunderte von sich abzuwerfen, wenn er will; er hat ein klassisches Latein erlernt; der Geist der Alten hat aus seiner Quelle zu ihm gesprochen; sein Verstand ist durch Mathematik geweckt und geschärft. Freilich macht die Drillung im Seminar diese Vorschule größtentheils wieder unwirksam; es bleibt ihm aber doch immer ein Schatz von formaler Bildung, von der seine alten Vorgänger keine Ahnung besaßen. Seine Einkünfte sind durch die Fürsorge der preußischen Regierung wohlgeordnet, gehen regelmäßig ein und sind sehr erheblich; er wohnt meistens in einem recht stattlichen Hause und ist im Stande, sich für große andere Entbehrungen mit einem vollen Weinkeller zu trösten.

Und der Bauer! — Mit ihm ist freilich die größte Veränderung vorgegangen; er ist aus einem Sklaven ein freier Mensch geworden; er besitzt gleiches Recht mit seinem einstigen Herrn und Bedränger und ist darin vollkommen gesichert; er ist ebenso gut Grundeigenthümer wie jener; er verdient sich mit seiner Hände Arbeit sein gutes Brod und ist z. Th. wohlhabend; er geht des Sonntags mit dem Gebetbuche zur Kirche; kurz er unterscheidet sich von einem deutschen katholischen Bauern durch wenig mehr als die Sprache.

Noch geringer ist der Unterschied desjenigen Zweiges der einstigen Leibeigenen, welchem es nicht geglückt ist,

*) Siehe „Vertraute Briefe" vom Jahre 1806.

Eigenthum zu erlangen, der ländlichen Arbeiterklasse, von ihren Standesgenossen deutscher Zunge; er besteht durchschnittlich in etwas geringerer Arbeitslust und Betriebsamkeit, aber größerer Anstelligkeit, Genügsamkeit und Liebe zum Schnaps.

Ein vormals sehr zahlreicher Stand ist im preußischen Polen zwar leider noch nicht ganz verschwunden, aber doch nur auf wenige Anstalten beschränkt, es ist derjenige der Mönche und Nonnen.

Dagegen haben sich auch unter den Polen einige andern neu gebildet, die eben ihrem Wesen nach ganz deutsch sind, nämlich die allerdings nicht sehr zahlreichen Stände der Gewerbtreibenden, der Beamten und der Schullehrer.

Wenn die Polen diese mit ihnen vorgegangene Umwandlung, welche sie nicht ableugnen können, mit etwas ruhigem Blute beurtheilen, so mögen sie sich selbst fragen, ob ihnen dadurch denn wirklich ein so großes Unglück und Unrecht widerfahren sei? Und wenn sie die Frage verneinen müssen, so mögen sie daraus schließen, daß auch die ferneren unabwendbaren Umwandlungen, welche die vordringende Kultur mit ihnen vornehmen wird, für sie kein so schreckliches Unheil sein werde. Mögen sie die Deutschen, welche nur die keineswegs böswilligen Diener und Träger derselben sind, dann nur ein klein wenig minder hassen, vielmehr lieber bereitwillig deren Sprache sich aneignen, denn nur durch deren Vermittlung und durch den Geist, welcher ihnen durch sie und ihr Schriftthum zuströmt, können sie die materiellen Nachtheile, welche für sie und ihre Familien persönlich aus der Umwandlung entspringen, vermeiden. Ich meine hauptsächlich den Verlust des Grundbesitzes. Wenn sie ihre Kinder lieben, so mögen sie dieselben nicht als Stockpolen aufwachsen lassen und sie zum Fortkommen im Leben mit Haß und Neid gegen die Deutschen ausrüsten, sondern mögen sie ihnen vielmehr eine deutsche Erziehung geben lassen. Es liegt auf der Hand, daß sie alsdann den „Kampf um das Dasein", den jeder Mensch durchfechten muß, ganz anders bestehen, daß die Gutsbesitzerssöhne ganz anders befähigt sein werden, die Güter der Familie zu erhalten. Mögen sie sich ein Muster an den amerikanischen Spaniern nehmen. Auch sie gehören einer Rasse an, welche sich im Zusammenstoß mit den nördlichen Germanen als zu schwach erweist. Seitdem sie das durch schmerzliche Erfahrungen erkannt haben, schicken manche ihre Kinder zur Erziehung in die Vereinigten Staaten; diese kehren dann als ganz andere Leute zurück. Von der Nationalität ist damit freilich Einiges verloren, aber die Güter sind gerettet. Den Polen bleibt die Wahl, was von beiden sie retten wollen; oder vielmehr sie haben keine Wahl: entweder sie opfern die ersteren freiwillig und behalten dann die letzteren — oder sie verlieren beides.

Einblicke in den osmanischen Orient.

Mesopotamien und Bagdad.

IV.

Die Leute nun, verdammt in dem flüchtig beschriebenen Backofen, Bagdad, sieben Monate des Jahres sich schmoren zu lassen und die anderweitig damit verbundenen, ebenfalls berührten mehr oder minder problematischen Annehmlichkeiten zu genießen, sind auf dem platten Lande durchweg Araber, seien sie nun taglöhnernde Fellahs, freie schweifende Beduinen oder tributpflichtige ackerbauende Halbnomaden. Sie gehören, wie fast alle Bewohner der Ebenen zwischen den Randgebirgen Irans und dem Antilibanon, zu den echten Ismaeliten, während auf der eigentlichen Halbinsel, besonders im Süden und Osten, die abyssinische Rasse stark vorwaltet. Es sind dies Mischlinge aus Hindus und Negern, denen da und dort etwas semitisches Blut zugesetzt sein mag. Der Quarantainedirektor von Bagdad, Herr Padovani, der Gelegenheit hatte die Stadt Quén an der Küste des Persischen Golfs zu besuchen, versicherte mir, daß er dort auch nicht einen Ismaeliten zu Gesicht bekommen habe; alle seien noch negerartiger als die eigentlichen Habesch.

Die Einwohner Bagdads selbst, mit denen wir uns für den Augenblick vorzugsweise zu beschäftigen wünschen, sind nicht so reiner Abkunft wie die Leute des Landes, sondern bilden vielmehr ein buntes Durcheinander von Stämmen und Nationalitäten, doch auch mit bei weitem überwiegenden arabischen Element. Dies indeß ist keineswegs rein, sondern in mannigfachen Nüancen dergestalt durch die billigen schwarzen Sklavinnen mit abyssinischem Typus amalgamirt, daß es schwer hält, unter den Einheimischen einen unverfälschten Descendenten der wackern Dirne Hagar auszumitteln. Ihnen darf man ungefähr zwei Drittheile der gesammten Bevölkerung zurechnen. Sie beschäftigen sich vorzugsweise mit Tagelohn und schweren Handarbeiten und namentlich finden sie ihren Erwerb als Last- und Wasserträger, Gärtner, Maulthiertreiber, Fleischer, Gerber, Färber, Seiler, Töpfer, Maurer, Zimmerleute und Grobschmiede. Diejenigen unter ihnen, welche mehr Kunstsinn besitzen, widmen sich der Seidenweberei, den Posamentirarbeiten und der Verfertigung einheimischer Kleidungsstoffe; andere, welche Anstrengung und Nachdenken scheuen, treten als Barbiere, Roßkämme, Bereiter und Garköche auf. Ihre Weiber sind ebenfalls nicht müßig; sie spinnen und weben und bereiten und verkaufen die Milchspeisen: den kühlenden Yogjurt, den süßen Kaimack; ihre hauptsächlichste Verdienstquelle aber ist die Bäckerei und der Brothandel.

Arabisches Brot gleicht ebensowenig dem unsrigen wie der dazu nöthige Ofen und die dabei innegehaltene Procedur. Es besteht nicht aus Laiben, sondern aus flachen, im Durchschnitt etwa einen Viertelzoll starken Weizen- oder Gerstenfladen von einem Fuß Durchmesser, die natürlich sehr schnell backen. Der Teig wird nur wenig gesäuert. Der Ofen besteht aus einem kleinen Gewölbe, das man mit Kuhmist tüchtig ausheizt, dann die Feuerung

entfeent und nun den Teig nicht nur auf der untern Platte einschießt, sondern auch an die Wände klebt. Größere, den unseren ähnlich eingerichtete Backöfen gibt es, doch nicht zur Darstellung des Brotes, vielmehr zum gelegentlichen Dienste des Publikums für gewisse der Backoperation benöthigende Gerichte. Nach fränkischer Methode arbeiten einige Individuen, doch Christen. Die *Müller* sind ebenfalls Araber. Die ärmeren Leute bedienen sich für ihren Bedarf der *Handmühlen*, welche mit den altrömischen eine ungemeine Aehnlichkeit haben; auch die größeren durch ein Maulthier in Bewegung gesetzten Steine, der untere ruhende trichter-, der obere Läufer kegelförmig bearbeitet, erinnern mich an eine Mühle, die ich aus demselben Tuffstein in Pompeji gesehen. Das Thier wirkt, einfach im Kreise gehend, an einem an dem Läufer befestigten Wellbaum. Dies ist die *uralte* auch in den Märchen der Tausend und Einen Nacht erwähnte *Mahlmethode*. Versuche, den Wind oder die Strömung des Flusses als treibende Kraft zu benutzen, sollen, versicherte man mir, an der Unbeständigkeit und Lauheit des erstern und der großen Trägheit des letzteen im Sommer sich als unzulänglich erwiesen haben; ich aber bin der Ansicht, daß noch Niemand in dieser Beziehung Kenntnisse und Verstand gehörig gebraucht hat. Eine Dampfmühle dürfte gute Geschäfte machen, namentlich wenn es gelingen sollte, die Naphta zur Heizung anzuwenden. Man hat sich darüber den Kopf zerbrochen, doch sollte ich meinen, daß eine mit zahlreichen Röhrchen durchsetzte über dem Oel angebrachte Eisenplatte, wodurch gleichsam ebensoviel ihre Flammen vereinigenden Lampen entständen, in Verbindung mit anderen Vorrichtungen dem Zweck entsprechen würde. — Das *Schiffer-* und *Fuhrmannsgewerbe*, welches mindestens in demselben Maße wie die Karawanen zu der Bewegung des Platzes in merkantiler Hinsicht beiträgt, ist gleichfalls in den Händen der Araber, zu denen sich einige noch brauchbarere *Chaldäer* gesellen.

Die dominirende Rasse, wenn auch nicht an Zahl, sind die *Türken*. Aus ihnen rekrutiren sich die Beamten und die Offiziere der Truppen, doch die wenigsten stammen aus der Stadt, sondern sind von Anatolien gekommen oder geschickt worden. Die eingeboenen Osmanli, wie überall unverschämt, indolent und träge, verschmähen jegliche Arbeit, und wenn sie nicht ein Aemtchen ausfindig machen können, thun sie einen Kramladen auf und handeln mit Materialwaaren als sogenannte *Bakel*; auch Früchte verkaufen sie. Die ganz armen Taugenichtse lassen sich unter die Baschibosuks, offiziell *Awniieh*, populär *Heiter* genannt, einreihen und plündern als solche im Dienst der Steuerpächter und der Effendis das Land aus. Auch den Reisenden und Karawanen bieten sich diese Helden als Beschützer an, sind aber dermaßen im Davonlaufen geübt, daß es weit räthlicher ist sich, schon um das ansteckende Beispiel zu vermeiden, ihrer nicht zu bedienen. Die *Aegel* genannten, aus dem Innern der Halbinsel stammenden arabischen irregulären Söldner dagegen sind tapfere aber nur in geringer Anzahl ausschließlich in Mesopotamien verwendete Leute. Der Türke hält auch gern ein Kaffeehaus oder ein Bad; besitzt er Vermögen, so vermiethet er Gebäude, hat er Einfluß obendrein, so setzt er sich mit der Regierung in Verbindung und wird *Finanzpächter*. Das ist ein lucratives Gewerbe, welches so ganz zu seiner grausamen, habgierigen Natur paßt, doch auch eine Thätigkeit erfordert, die weit weniger ihm selbst als der ihm verwandten *Mischrasse* zusagt. Die Zahl der Türken beträgt einige Tausende, die in dem Müdanviertel wohnen und theilweis ihre eigene, sehr corrumpirte Sprache bewahren. Sie ist auch sehr vielen Einwohnern andern Stammes geläufig. Die *Perser* sind meist Fremdlinge in Bagdad, obschon damit keineswegs gesagt sein soll, es gebe dort wenige Ansässige; sie sind im Gegentheil sehr zahlreich, dennoch streben die meisten von ihnen darnach, sich etwas Vermögen zu erwerben, um damit in ihre Heimat zurückzukehren. Der Perser betrachtet *Irak* in Grunde genommen als zu seinem Lande gehörig und tröstet sich mit der Hoffnung, es gelegentlich den andersgläubigen Türken wieder zu entreißen. Es ist die *heilige Erde*, auf welcher sich die theuersten Erinnerungen seiner Religion zugetragen, in welcher überdies die Gebeine seiner voenehmsten Märtyrer und Imams ruhn. Jährlich begeben sich zu allen Jahreszeiten, voenehmlich aber im Frühjahr und Herbst, große Pilgerkarawanen, Männer, Weiber und Kinder, nach *Mesched Aali* (*Nedschef*) und *Mesched Hussein* (*Kerbela*), welche alle ihren Weg über Bagdad nehmen und auch hier einige Tage zuzudringen pflegen, um die Heiligthümer in der Nähe der Stadt zu besuchen. Hierzu kommt der ebenfalls nicht unbedeutende Handel, so daß immer in der Stadt ein reger Ab- und Zufluß der rothbärtigen mit der hohen eigenthümlichen Lammfellmütze bedeckten Adschemiten namentlich am Meidan und in der Tscharschi vorherrscht. Die Eingewanderten wohnen gern an der andeen Seite des Flusses, um jede unreine Berührung zu vermeiden. Die Wohlhabenderen treiben Wechselgeschäfte und trachten ihre eigenen unbewanderten Landsleute über den Löffel zu barbiren; einige sind auch Kaufleute, doch mit minderem Erfolge, die meisten aber üben irgend ein nicht zu sehr anstrengendes Handwerk aus. Man findet sie als Schuster, die annäheend nach europäischer Manier arbeiten, als Drechsler, Klempner und *Siegelstecher*. Die Geschicklichkeit in der letztgenannten Kunst mißbrauchen viele von ihnen, indem sie falsch Geld anfertigen und unter die Leute bringen. Höchst merkwürdig erscheint es, daß sich die Regierung und, das versteht sich von selbst, die Polizei nicht im Geringsten um diese gefährliche Industrie kümmert. Wer sich betrügen läßt, hat den Schaden, und es fällt keinem Menschen ein, deswegen Beschwerde zu führen; nein — die einzige Aussicht, die er gesetzlich hat, nicht zu kurz zu kommen, ist, daß er seinerseits Andere zu hintergehen sucht. Es wimmelt von *falschen Münzen*, sie werden sogar massenhaft *importirt*, Jedermann ist im Besitz von solchen und trotzdem geschieht nicht nur nichts zur Beseitigung des Uebels, sondern die würdigen Organe der Regierung selbst reichen ihm hilfreiche Hand, indem sie absichtlich falsches Geld aufkaufen oder gar anfertigen und dasselbe unter die Zahlungen an die Beamten, Truppen und Lieferanten einzuschmuggeln wissen.

Weniger verbrecherisch, aber für die Betreffenden noch ärgerlicher sind die *Fälschungen der Antiken*. Bekanntlich ist Irak eine Fundgrube von *persischen*, *römischen* und *griechischen Gemmen*, von *babylonischen* und *assyrischen Cylindern* und Raritäten, von Medaillen aller Art, vorzüglich aus der Zeit der Arsaciden, Sassaniden und Saraeenen. Nun, alle diese für den Liebhaber so interessanten und oft sehr theueren Gegenstände werden von gewissen Perseen und einigen Juden mit mehr oder minderer Genauigkeit *nachgeahmt*, so daß es schwer hält, wenn man nicht bedeutende Fachkenntniß und ein geübtes Auge besitzt, nicht betrogen zu werden. Wer daher für seine Sammlung von dort her echte Stücke zu beziehen wünscht, thut wohl daran, sich an bewährte Kenner und an keine Zwischenhändler oder Dilettanten zu wenden. Herren, welche sich jedem Auf-

trag mit Vergnügen unterziehen und das vollständigste Vertrauen verdienen, sind der Quarantäneinspektor Padovani nnd der Quarantänearzt Dr. Duthieul, die beide recht schöne vollständige Sammlungen mit vielen werthvollen Duplikaten besitzen und sich stets als untrügliche Fachmänner erwiesen baben. Eine sichere Verbindung mit Bagdad läßt sich indeß nur mit Hülfe eines Correspondenten in Konstantinopel oder Beirut erzielen, und zwar ist die anatolische Landpost der syrischen vorzuziehen.

Nach dieser vielleicht irgend einem Leser dienlichen Abschweifung kann ich von den Persern nur nochmals behaupten, daß sie verschmitzte und gewissenlose Lügner und Betrüger im Handel und Wandel sind, sonst aber bei weitem mehr Anstelligkeit, Fleiß und Bildungsfähigkeit verrathen als die Türken; auch zeichnen sie sich, fanatisch wie sie sein mögen, vor den letzteren durch mehr Höflichkeit und Takt vortheilhaft aus. Ihrer Verwilderung ungeachtet darf man, wenn sie einmal die ihuen unzukömmlichen Fesseln des Islam abgestreift, annehmen, daß ihnen eine gesittetere Zukunft vorbehalten ist, während das mene tekel an der brutalen Stiene jedes Türken deutlich geschrieben steht. Die Perser reden nicht alle ihre eigene Sprache, sondern die aus Täbris stammenden bedienen sich des turkomanischen Idioms. Im Allgemeinen ist es mir aufgefallen, daß der eigentliche Türkmen weit mehr Familienähnlichkeit mit dem Perser als mit seinem Stammverwandten, dem Osmanli, verräth. Ganz anders und sehr charakteristisch zeigt sich der Typns der Kurden mit ihreu raubvogelartigen Nasen und rollenden schwarzen Augen. Nur wenige von ihnen halten sich in Bagdad auf, weil das Klima der Ebene ihnen nicht zusagt; darunter befinden sich einige Häuptlinge unterworfener Stämme, die von der Pforte nunmehr eine variirende Pension beziehen. Alte Räuberchefs, die sich nach manchem Abenteuer endlich zur Ruhe zu begeben wünschen, stellen ihre Bedingungen und werden alsdann, nach einigen Unterhandlungen, so gut wie jeder emeritirte Beamte und besser mit einem Gnadengehalt bedacht und dafür in einer größern Stadt internirt. Die ärmeren Kurden aus Luristan verrichten schwere Arbeiten und ernähren sich hauptsächlich vom Stampfen des Reis oder anderer dieser Operation benöthigenden Feldfrüchte, da es zu dem Zweck keine Mühlen gibt. Sie sind als kleine gelegentliche Diebe verrufen.

Die Araber und Perser sind der Religion nach fast durchweg Schii'a, d. h. Ketzer, sie selbst dagegen nennen sich natürlich echte Müsilman. In Bagdad ist für ihre Selte der ziemlich verächtliche Name Raffesi gebräuchlich, der von der Stadt Ravendis in Persien, die in der Geschichte des Islams bekanntermaßen eine Rolle spielt, herrühren mag. Ich will hier im Allgemeinen nur daran erinnern, daß sich die Schii'a von den Sunniten insbesondere darin unterscheiden, daß sie die Rechtmäßigkeit der drei ersten Chalifen Abubekr, Osman und Omar bestreiten, dagegen den später ermordeten Chalifen Ali und seine Söhne nicht nur als die wahren Nachfolger des Propheten, sondern auch als überaus heilige Märtyrer betrachten. Die meisten von ihnen stellen Ali über Mohammed selbst; einige machen sogar aus ihm einen incarnirten Gott, oder einen Buddha, der in immer neuen Körpern anf der Erde bis zum jüngsten Gericht unerkannt fortlebt; endlich betet ihn eine besonders fanatische Sekte unter dem Bilde der Sonne als höchstes Wesen an, wodurch also der Islam zu dem uralten Kultus jener Gegenden zurückgekehrt ist. Der Schii'a murmelt bei jedem Anlaß, bei dem Beginn jedes Geschäftes und jeder Verrichtung mehre Male den Namen Ali's. Er ist ein arger Fanatiker, tritt aber nicht, wie der Türke, intolerant und angreifend auf, sondern sucht sich vielmehr, ohne Anderen nahe treten zu wollen, von ihrer Berührung abzuschließen. Ein abscheuliches Dogma der Raffesi ist, daß sie Jeden, der nicht ihres Glaubens, für so unrein, wie dem Juden und Türken das Schwein ist, erkären. Redsched heißt die Bezeichnung für eine der Religion nach unlautere Sache. Sie zerstören z. B. das Gefäß, aus dem ein Fremder gegessen oder getrunken und werfen jede Speise weg, die er zufällig berührt hat. Es ist daher eine mit viel Scheerereien und Widerwärtigkeiten verknüpfte Sache, in Persien oder anderen von den Schii'a bewohnten Ländern zu reisen; man muß seinen ganzen Bedarf bis in die größten Einzelnheiten mit sich führen und geräth, ohne es zu wollen, mit den Bewohneen in unangenehme Konflikte. Solch ein unsinniger Glaubensschwärmer nimmt selbst eine Bezahlung nur in einem mit Wasser gefüllten Geschirr entgegen. In Irak gefallen sich übrigens nur die Stadtbewohner und einige Baueen in dergleichen Uebertreibnngen; der Beduine weiß von den Satzungen nichts und befolgt, indem er Mohammed höchstens als einen Propheten anerkennt, die unvordenklichen Gebräuche der Wüste. —

Die Türken und mit ihnen einige Araber sind Sunniten, d. h. Leute, welche die Sunny und die anderen äußerst compendiösen Vorscheiften, Satzungen und Gesetze, welche seit der Hedschra von einer Reihe von hervorragenden Imams und anderer im Geruch der Gelehrsamkeit und Heiligkeit gestandener Persönlichkeiten oder Versammlungen verfaßt wurden, als mehr oder minder maßgebend anerkennen. Auch sie zerfallen in Sekten; der selige Imam Schaafi zählt die meisten Anhänger, weil er, wie ich höre, gestatlet, daß der Mann seine Weiber korrektionell im Zaum halten darf. Beide, die Schii'a und Sunniten, nähren gegeneinander einen Haß und eine Verachtung, die kaum von ihrer gemeinsamen Animosität gegen die Christen übertroffen wird. Einer beeifert sich dem Andern die schändlichsten und lächerlichsten Gebräuche und Aberglauben nachzusagen, obschon sie sich hierin gerade am allerwenigsten unterscheiden. In früheren Zeiten waren blutige Konflikte zwischen ihuen nicht selten, und es ist sogar vor wenig Jahrzehnten vorgekommen, daß die durch den Fluß getrennten beiden ungleichen Hälften der Stadt oft Monate lang gegeneinander in Waffen standen. In dem östlichen Theile würde es auch heutzutage nicht an Reibungen fehlen, wenn nicht das Viertel, wo sich meist Raffesi aufhalten, von dem Meidan, wo die Sunniten wohnen, durch die Quartiere der Christen und Juden getrennt wäre.

Diese unter den beiden mohammedanischen Hauptsekten bestehende Feindschaft gereicht den Christen zum Schutz und Vortheil. Metzeleien, wie sie entweder auf Anstiften oder mit der Zustimmung der türkischen Regierungsmitglieder in Aleppo, Dschedda, Damaslus und Marasch stattgefunden, werden sich voraussichtlich in mehr oder minderer Ausdehnung da und dort im Lauf der Zeit wieder ereignen, ja, es ist zu vermuthen, daß unter der Herrschaft des Derwisch-Sultans Abdülasis sich so etwas selbst in Konstantinopel zuträgt, Bagdad dagegen darf sich in dieser Hinsicht einigermaßen in Sicherheit wiegen. Während der Blutseenen in Syrien versuchte der damalige Satrap von Irak, Serliatib Mustafa Nuri Pascha, ein alter zur heutigen Derwischpartei gehöriger Janitschar, durch einige zu dem Zweck in den Kaffeehäusern und den Bazars vertheilte schlechte Subjekte den Pöbel aufzureizen; eine Rotte machte sogar einen Aufang mit dem Plündern einiger Kaufläden, allein der wilde Aufruf fand den gehofften Anklang nicht.

weil die Schii'a sich nicht bemüssigt fanden, den Plänen der ihnen aus Herzensgrund verhaßten ottomanischen Regierung Rechnung zu tragen. Gegen die Türken würden sie eher einen Streich wagen, doch auf dem Lande sind sie dazu nicht einig, in der Stadt nicht kriegerisch genug. Die Bagdadli sind eine weiche, schwachherzige Rasse, die sich leicht unterjochen und im Zaum halten läßt, eine Thatsache, die den Engländern nicht entgangen ist, weshalb sie ihre indochinesische Politik auch in den Euphratländern gar zu gern in Anwendung bringen möchten.

An extravaganten religiösen Erscheinungen fehlt es nicht. Vor Allem ist der Heiligenkultus in Arabien so vollständig wie in Spanien ausgebildet und neben ihm ist die eigentliche Religion zur Nebensache herabgesunken. Jeder Bagdader ruft irgend einen alten Scheich oder Imam, der in der Stadt oder Umgegend sein Grab hat, als seinen Fürsprecher bei Allah und dem Propheten an und verfehlt nicht, dem Sijaret wenigstens wöchentlich einmal einen Gebetsbesuch abzustatten. Der Hauptheilige der Stadt und des Landes ist der Scheich Abdülkadehr, der auch in Syrien große Geltung hat. Oberflächliche Beobachter haben daraufhin das Gerücht ausgestreut, daß der aus Algerien wohlbekannte Emir gleichen Namens unter seinen Glaubensgenossen diese Vergötterung genieße, was auf einem argen Irrthum beruht. Der heilige Abdülkadehr ist zur Chalifenzeit gestorben und liegt in Bagdad begraben. Neben ihm erfreut sich auch der Scheich Omer des Antheils der Gläubigen; beiden sind eigene Tempel gewidmet. Heulende Derwische, welche sich durch ein dumpfes mit cadenzirten Bewegungen verbundenes aus der Brust ausgestoßenes Geschrei in eine überirdische Extase zu versetzen trachten, haben einige Tekki (Art Kloster), wo sie gemeinsam mehr einem bösen Geist als dem Princip des Guten zu huldigen scheinen. Die ehrenwerthe gewöhnlich durch den aus Hanfblättern und Kalkwasser bereiteten narkotischen Haschisch schwer berauschte Congregation stößt vorzüglich ein eintöniges, etwa „wau! wau!" klingendes wüthendes Gebell aus. Die gesitteteren, welche mit den Benediktinern verglichen werden können, tragen eine an den Rändern eingekrempelte Filzmütze von der Gestalt eines abgestumpften Kegels, einen grünen Kaftan und rothe Pantoffeln; die wilderen hingegen sehen ein Verdienst darin, mit langen zottigen Haaren und Bärten barfuß herumzulaufen; auch besteht ihr Gewand, eine Harka genannte Tunika, aus möglichst zahlreichen, bunt durcheinander gewürfelten alten Lappen. In der Hand tragen sie eine hölzerne Schale und empfangen darin die Almosen der Frommen; andere haben Säcke und Körbe, worin sie auch, was man ihnen nicht freiwillig schenkt, oft heimlich mitgehen heißen. Es ist dies ein unverschämtes Stadt und Land durchschweifendes Gesindel, das keinen Vergleich mit den verdorbensten christlichen Mönchen aushält. Die größte Verehrung genießen die ganz nackten, halb- oder vollkommen verrückten mit Ungeziefer ꝛc. bedeckten menschlichen Ausartungen. Würdigt sich solch ein Scheusal herab, einen Pascha zu besuchen, so erhebt sich der letztere, küßt seinem unsaubern Gast demüthig die Hand und ladet ihn ein, neben ihm auf der mit Seidensammt überzogenen Ottomane Platz zu nehmen. Den Tag über treibt sich der heilige Wicht ohne eine Spur von Bekleidung, allerhand obscöne Geberden improvisirend, auch vor den Frauen auf den Märkten, wo es am lebhaftesten zugeht, umher und lebt wie die Hunde von den Abfällen, die man ihm zuwirft. Während der Nacht haust er in irgend einem verlassenen Kellergewölbe oder in Gräbern. Narren, auch solche, die nicht gerade als Heilige gelten wollen, gibt es in diesen Gegenden in nicht geringer Zahl, sie sind aber im Allgemeinen ungefährlich.

Eine sehr verrufene Fakirsekte sind die Mumsenderen, d. h. Lichtauslöscher. Sie haben ihren Namen von dem Gebrauche, einen beleuchteten Raum, in welchem sie sich versammeln, plötzlich zu verdunkeln. Man sagt, daß sie dann allerlei abscheuliche Orgien veranstalten; das Volk behauptet sogar, sie seien gelegentlich Menschenfresser; doch mag das wohl eine türkische Verleumdung sein. Gewiß wäre es interessant, den Heimlichkeiten und Mysterien der verschiedenen Sekten des Islam nachzuspüren und namentlich zu ermitteln, wie viel davon vom Feuer- und Sonnenkultus vorhanden ist. Allerdings wären derartige Nachforschungen für einen Europäer nicht ohne Gefahr.

Streifzüge durch die Herzegowina nach Montenegro.

Von A. Leist.

Ein Streifzug durch Bosnien, die Herzegowina und wohl durch die meisten Gegenden des sogenannten illyrischen Dreiecks gehört in die Kategorie derjenigen Reisen, welche bei dem Mangel an europäischer Bequemlichkeit gewöhnlich in der Erinnerung viel schöner, als in der Wirklichkeit erscheinen. In einer Region, wo keine Wagen und keine Fahrstraßen vorhanden sind und der Waarentransport zu Lande nur durch Tragpferde mit Samars (Packsätteln) vermittelt wird, ist der Reisende lediglich auf kostspielige Miethspferde, oder auf seine eigenen Füße angewiesen; dazu kommt der rauhe Charakter der Bewohner, und der Wanderer bedarf eines festen Entschlusses und einer auch Entbehrungen nicht verschmähenden Ausdauer.

Die Slaven auf der Haemushalbinsel haben nie eine hohe Stufe der Kultur eingenommen, und von einem bedeutenden Einflusse, welchen sie auf die geistige Entwicklung der Menschheit ausgeübt hätten, weiß die Geschichte Nichts. Die Bewohner von Macedonien und Thracien wurden von den Griechen für rohe Barbaren gehalten, und den Glanz der Städte, besonders an den Küsten, hatten diese Barbaren nur der Bildung und dem Reichthum griechischer Colonisten zu verdanken. Selbst auf die kurze Blüthe des spätern serbischen Kaiserreichs war der bildende Einfluß des griechischen Kaiserthums nicht zu verkennen, wie dies die Denkmäler byzantinischer Baukunst in den Städten des ehemaligen Serbenreichs heute noch bekunden, während nur geringe Monumente der altslavischen Literatur und Kunst vorhanden sind.

Reich aber an historischen Erinnerungen sind diese auch in ihrer Verwahrlosung noch schönen und interessanten Länder mit ihren gegenwärtig meist verfallenen Städten, zu deren Hebung einst der Verkehr mit den mächtigen Republiken Venedig und Ragusa viel beigetragen hat. Als im Jahre 1680 die siegreichen Oesterreicher unter Piccolomini durch Serbien bis Uskup (Scopia) vordrangen, zählte diese Stadt noch 40,000 Einwohner und wurde von den Böhmen der kaiserlichen Armee in Hinsicht ihrer Lage, Größe, ihrer vielen Kirchen, Klöster und anderer Prachtgebäude mit der Hauptstadt Prag verglichen, und die schönen Gärten und Pflanzstätten in der Umgegend dieser schon damals im Sinken begriffenen Stadt entzückten noch die nordischen Sieger. Jetzt zählt Uskup nur noch 10,000 Einwohner, meist macedonische Walachen. Die 400 reichen jüdischen Familien, welche General Piccolomini dort antraf, sind längst dem unerträglichen türkischen Drucke gewichen. In gleicher Weise sind Prischtina, Perserin, Mostar und viele andere Städte in Verfall gerathen. Und doch ist es die Wehmuth, welche über diesen verwilderten Naturgarten ausgegossen ist, welche hier den Wanderer mit einem eigenthümlichen Reize fesselt, denn er ist ja von der Hoffnung belebt, daß so viel verlorner Segen nach Beseitigung des osmanischen Druckes wiederkehren werde. Ein Beitrag zur Kenntniß dieser Länder wird wohl gerade jetzt hier am Orte sein.

Wir hatten die bosnische Stadt Fojnitza (nicht Foniza, wie manche Karten und Bücher sagen) mit ihrem alten Franziskanerkloster verlassen und wanderten im Anschlusse einer kleinen meist berittenen Karawane der „Kerwawa Kraina", wie der Südslave sagt, der blutigen Grenze der Herzegowina zu. Vor uns lag jene große Gebirgskette, welche im Nordosten hinter dem schneeigen Vitorgo einen Schlußrücken hat, unter verschiedenen Benennungen Bosnien in südöstlicher Richtung durchschneidet und mit dem Vitovnia- und Iwangebirge die Grenze der Herzegowina bildet. Die genannten Theile jenes großen Gebirgszuges bestimmen mit der Gruppe des Lipetagebirges den Lauf der Narenta, die hier ein großes, an wildromantischen Schönheiten reiches Thal in nordwestlicher Richtung mühsam durchspült, bis dieselbe, am Radussagebirge abprallend, wieder einen südwestlichen Lauf nimmt, nachdem sie einen eigenthümlichen Bogen gebildet hat.

Da uns der Weg bergauf in die alte Gebirgsstraße führte, welche den unpassirbaren zerklüfteten Gebirgsrücken umgeht und auf weitem Umwege die große Stadt Serajewo mit Mostar verbindet, so konnten wir den keuchenden Tragpferden ohne Anstrengung zu Fuße folgen. Unweit des schlechtgebauten, aber malerisch im Thale liegenden Städtchens Narenta passirten wir die hier nicht scharf bezeichnete Grenze der Herzegowina oder Ersek; mit diesem Namen bezeichnen die Bosniaken und Türken gewöhnlich den südwestlichen Theil von Bosnien.

Im 9. Jahrhundert, als Serbien, Kroatien und Dalmatien von Fürsten, welche man als Schupane (Xupane) bezeichnete, regiert wurden, bildete (ebenso wie Raszien) auch die heutige Herzegowina unter dem Namen Tribunia oder Terbunia ein eigenes Fürstenthum. Später wurde diese Provinz ein Bestandtheil des großen Serbenreichs und von der orientalischen Kirche daher mehr als Bosnien beeinflußt. Im Jahre 1390 führte diese Provinz den Namen Chulmia und gehörte dem Könige von Bosnien, Twartko I. Nach dessen Tode wurden Bosnien und Chulmien mit dem ungarischen Reiche vereinigt. Als aber der König von Ungarn, Sigismund, in der Schlacht bei Nicopolis in Bulgarien, 1396, von den Türken geschlagen wurde und sich als Flüchtling nur mit Mühe nach Ungarn durchschlug, benützten die Bosnier diese Gelegenheit; sie versagten die Anerkennung und proklamirten den Wojwoden Ostoja als ihren König, während Sigismund wegen seiner Härte in der Festung Siklos in Ungarn gefangen gehalten wurde. Mit Ostoja herrschte in Bosnien und Chulmien zugleich der Wojwode Hervoja. Doch im Jahre 1409 unterwarf Sigismund den größten Theil dieser Länder wieder den Magyaren und nahm in der Schlacht bei Doboi selbst den König Twartko II. gefangen. Als 1433 die Venetianer einen siegreichen Krieg mit Sigismund führten und ganz Dalmatien eroberten, hatte auch die Provinz Chulmia viel von den Drangsalen des Kriegs zu leiden. Doch schon 1440 ist Chulmia wieder eine selbstständige Provinz, denn Stephan, der Beherrscher derselben, nannte sich Herzog der Provinz Chulmia, und da dieser Titel von den Slawen und Magyaren Herzeg ausgesprochen wird, so bezeichnete man dieses Herzogthum kurzweg mit der slawischen Benennung Herzegowina, ebenso, wie man heut zu Tage die serbische Wojwodschaft in Ungarn „Wojwodowina" nennt. Auf Stephan, welcher in der Geschichte „der Herzeg" genannt wird, folgte 1444 sein Sohn Wladislaus in der Regierung der Herzegowina. Jetzt kamen die Osmanen, eroberten 1463 das Königreich Bosnien und tödteten den letzten König Stephan Thomasevitsch nach dessen Niederlage bei Klintsch. Die siegreichen Schaaren Mohammeds II. fielen in der Herzegowina ein und zerstörten in demselben Jahre die feste Burg Popowo. Der Herzog überlieferte 1475 die auf einem Felsen gelegene Burg Wisoko den mächtigen Venetianern, damit der wichtige Platz nicht in die Hände der Türken falle, welche Trebinje und fast die ganze Herzegowina erobert hatten. Im Frieden zu Karlowitz wurde 1699 die Herzegowina den Türken förmlich zugesprochen, mit Ausnahme jenes kleinen Gebietes, welches die Venetianer 1682 besetzt hatten und das auch jetzt zum Königreich Dalmatien gehört.

Nur langsam bewegten wir uns am rechten Ufer der obern Narenta vorwärts; die Straße war schlecht, obgleich sie weit und breit die einzige ist, welche durch diese hohe Gebirgskette führt und oft von türkischen Soldaten und Saumthieren passirt wird. Dieser Paß spielte im letzten Kriege mit Montenegro eine große Rolle, denn der Divisionsgeneral und Chef der türkischen Truppen in Bosnien, Hussein Pascha, hat seine in Serajewo concentrirten Truppen auf dieser Straße nach der montenegrinischen Grenze befördert. Uns entschädigten für die Beschwerden der Reise die malerischen Gebirgsansichten und die gesunde, duftende Gebirgsluft, welche für mich und meinen ungarischen Reisegefährten um so wohlthuender war, als wir eben aus der ungesunden slavonischen Savegegend kamen und dort wiederholt Fieberanfälle auszustehen hatten. Die nackten, meist von einer dürftigen Vegetation bekleideten Bergabhänge, welche sonst viele Gegenden der Herzegowina insbesondere an der kalksteinreichen dalmatischen Grenze charakterisiren, sind hier nicht zu sehen, und wir freuten uns über die alten Eichen, deren nicht wenige gewiß schon zu den Zeiten des auch hier sehr gefeierten Kraljewitsch Marko grünten, und über die majestätischen Buchen. Große, mit Früchten beladene wilde Birn- und Aepfelbäume, welche zur Blüthezeit in unvergleichlicher Pracht prangen, auch Kastanienbäume sind häufig.

Das an der Narenta liegende Dorf Jablaniza hat seinen Namen von den in dieser Gegend häufig vorkommenden Abornbäumen erhalten, welche serbisch Jablan

genannt werden. Im Han dieses Dorfes fand ich mich veranlaßt, meine angegriffenen, brennenden Füße mit Rakija (Branntwein) einzureiben, was bei den neugierig mich umgebenden Herzegowatzen allgemeines Erstaunen erregte, indem dieselben durchaus nicht begreifen konnten, warum ich nicht die innerliche Verwendung dieses Productes dem äußerlichen Gebrauche vorgezogen habe! Doch beruhigte Einer dieselben mit der Versicherung, daß wir Aerzte seien, die nur gekommen wären, um die heilkräftigen Pflanzen der glücklichen Herzegowina zum Wohle der leidenden Menschheit zu sammeln.

Die Herzegowatzen stellten an uns mehre Fragen, welche fast sämmtlich einen niedrigen Bildungsgrad andeuteten, und es schien sie zu betrüben, als sie vernahmen, daß sie keine Bekenner der morgenländischen Kirche vor sich hätten, zumal wir ein Idiom ihrer Sprache sprachen. Als wir ihnen aber sagten, daß es im Magyarenlande sehr viele griechische Christen gebe, waren sie zufrieden, meinten aber doch, daß ihr Glaube — vera — der beste sei, wogegen wir natürlich gar nichts einzuwenden hatten.

Ein Ziegenbraten, hier Pertschewina genannt, war unsere Abendmahlzeit und mundete vortrefflich, besonders auch unseren bosnischen Reisegefährten, welche den ganzen Tag über sich mit Kukuruzbrot (Proja) und Zwiebeln begnügt hatten. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß in diesen Gegenden selbst der Wohlhabende sich keiner großen Abwechslung in den Speisen erfreut, denn wenn auch kein Mangel an Vieh, Geflügel, Wild u. s. w. ist, so versteht man doch nicht die Braten und Fleischgerichte auf verschiedene Arten zu bereiten und bei dem Mangel der meisten Gemüsearten verzichtet man auf Abwechslung.

Unbekümmert um die Boschnyaken, welche sich auf den ungedielten Fußboden hingeworfen hatten, bereitete uns der Haudschia (Hanwirth) mit gutmüthiger Vorsorglichkeit ein Nachtlager, auf dem wir zwar Schlaf fanden, aber auch froh waren, als der Morgen graute, und wir in der milden hochsommerlichen Morgenluft unsere Reise fortsetzen konnten. Aber die Sohlen meiner Zischmen (Stiefel nach ungarischer Art) waren schadhaft und für die steinigen herzegowinischen Wege unbrauchbar geworden. Was war zu machen? Einem Schuhmacher ist es noch nie eingefallen, sich in diesen Dörfern unnütztlich zu machen, da hier die Männer Opanken tragen, die Frauenzimmer aber barfuß einhergehen oder wenn dies nicht der Fall ist, ihre Fußbekleidung auf dem Jahrmarkte holen. Der Wirth half mir mit den landesüblichen Opanken aus, welche sammt dem Zubehör ganz neu waren, und in denen ich bis Mostar mit der größten Bequemlichkeit gehen konnte. Sonst sieht man in der Herzegowina allerdings auch wohl Schuhe und Strümpfe und die türkischen Papuschen. —

Als wir Jabianiza verließen, zogen unsere Boschnyaken ihre Pistolen aus dem Pojas (Gürtel) und feuerten dieselben wiederholt ab. Es waren dies sogenannte Freudenschüsse, welche man in diesen Ländern oft zu hören bekommt. Der Morgen war entzückend schön. Auf den schöngeformten Bergen lag ein zauberischer violetter Duft und die Gebirgsluft erquickte uns. Wir erinnern uns die Aussage eines Touristen, welcher die Sutorina besucht hat, gelesen zu haben, daß man kaum ein Verlangen tragen würde, die Herzegowina zu besuchen, wenn die übrigen Theile dem Thale der Sutorina glichen, welches in seiner Verödung einen grellen Contrast mit der Bocca im Süden und mit Ragusa im Norden bilde. Glücklicherweise trifft diese Voraussetzung bei der schönen östlichen Herzegowina nicht zu, und jener Reisende gesteht selbst, daß auf der türkischen Seite Alles grüne und blühe, was aber wieder nicht überall der Wirklichkeit entspricht. Während die langgestreckten dalmatischen Gebirgsrücken meist ungefällig einförmige Linien bilden und dabei kahl, baumlos und öde sind, haben die Ausläufer der Dinarischen Alpen in der Türkei meist schöne Contouren und gewähren auch da, wo sie in wilder Zerrissenheit Zacken, Spitzen, Kuppen und Massen auf Massen häufen, ein malerisches Panorama. Jedenfalls sind die Bergabhänge grün von Wäldern, Gebüschen und Wiesen, und sie werden daher mit Recht in den Volksliedern: „zelene planine" (grüne Berge) genannt.

Diese Waldungen sind auch von sehr vielen Vögeln belebt, und es war mir interessant, auf den Triften noch jetzt, zu Anfang Septembers, Wiedehopfe in ungemeiner Menge anzutreffen. Der Wiedehopf wird von den Herzegowatzen und wohl von allen Serben onomatopöisch mit dem Namen Kokotisch bezeichnet, während der Kukuk auch dort, wie unter vielen anderen Völkern, seinen eigenen Namen „Kukao" ausruft. Diesen Vogel sah ich dort noch häufig, und der Gesang der Sylvien ertönte reizend und nachtigallähnlich aus den Gebüschen, aber unsere türkischen Gefährten kannten nur sehr wenige Vögel und deren Namen. Den Bienenfresser, der hier sehr häufig ist, wußten sie nicht zu benennen und antworteten nur immer „tiza" (Vogel). Das befremdete mich auch gar nicht, denn ich wußte aus Erfahrung, daß selbst ein italienischer Kanonikus mir nicht einmal den Namen Käfer italienisch zu geben vermochte, denn er sagte nur: „Sono piccoli animali" und als ich meinte, ob diese kleinen Thiere etwa scarabei heißen? sagte er: „o possibile! vedrò in Buffone" (es ist möglich, ich werde im Büffon nachsehen). Doch haben diese Südslaven einige recht hübsche Namen für einzelne Vögel; so z. B. heißt der Rothschwanz Tschervenperka, der Stieglitz Gerdelak, die Schwalbe Lastawiza, die Bachstelze, welche in den warmen Thälern der Herzegowina auch überwintert, wird Gowedarka genannt. Die Nachtigall, welche hier sehr häufig vorkommt und schon Mitte März die grünen Gebüsche belebt, heißt Slavuj, an alle anderen slavischen Namen dieses herrlichen Schlägers erinnernd.

Wir sahen auf unsrer Reise im Narentathale auch viele Obstbaumpflanzungen, an denen aber keine Kultur und Pflege sichtbar ist. Sehr häufig findet man hier eine Art Mispel, die Oskoruſa genannt wird und deren Früchte einen angenehmen säuerlichen Geschmack haben, ferner sehr große Kornelkirschbäume. Dieser Baum (Cornus mascula) ist ein Lieblingsbaum der Serben und wird Dernje genannt. Im Aberglauben der türkischen Slaven spielt das Holz der Kornelkirsche eine bekannte Rolle; es wird zu Weissagungen benützt. Als Kraljewitsch Marko gegen den starken Räuber Massa ziehen wollte, hat derselbe zuerst dieses Holzes sich bedient: „Bringt mir trocknes Korneliusholz", läßt ihn die Sage sprechen, „welches schon neun Jahre aufgeschichtet ist, und ich will sehen, welchen Rath ich mir erhole." Man bringt ihm das Holz, Marko drückt es heftig in der Rechten, zweimal berstet dann das Holz und dreimal, doch kein Wasser träufelt aus demselben, denn die Zeit des Kampfes ist noch nicht gekommen. Nach Verlauf eines Monates wiederholt Marko den Versuch, und es springen zwei Tropfen Wasser heraus. „Jetzt bin ich tüchtig!" ruft der Königssohn und schickt sich an, den gefährlichen Weg gegen den Räuber zu gehen. —

Auch die Quitte ist hier eine beliebte Frucht. Die Obstbäume werden nur durch Kerne fortgepflanzt, von einer Veredlung oder auch von Beschneidung ist keine Rede. Alles wird der lieben Natur überlassen, welche auch reich-

lich das Ihrige thut, obgleich viele Obstarten in dieser Unkultur bedeutend verwildern und ausarten. So gibt es außer einer großen Aprikose (von den Türken Kaïssia genannt), welche süße, einer Mandel ähnliche Kerne hat, eine ganz verwilderte, oder noch in ihrer Ursprünglichkeit sich befindende Aprikosenart, die kaum so groß ist, wie eine starke Kirsche. Auch würde man in diesem paradiesischen Klima vergeblich nach den schönen Pfirsichen von 13 bis 14 Loth Schwere suchen, wie solche das viel kultivirtere südliche Ungarn (die Bätschka) aufzuweisen hat. Ohne in pomologische Weiterungen hier einzugehen, bemerken wir nur noch, daß der sogenannte Sertschika-Apfel der köstlichste in der Türkei ist. —

Wir hatten, bald reitend, bald zu Fuße, und viel von der heiß scheinenden Sonne leidend, aber doch immer von der schönen Gegend dieses Längethals erheitert, Urde erreicht; dieser von der Narenta etwas rechts abliegende Flecken schien ziemlich bevölkert zu sein. Von Urde abwärts war schon ein regeres Leben auf der Straße bemerkbar, welches die Nähe der Hauptstadt des Sandschiaks Herseg, Mostar, andeutete. Je mehr wir uns dieser ansehnlichen, in reizender Gegend gelegenen Stadt näherten, desto mehr vergrößerte sich unsere nunmehr schon aus verschiedenen Elementen bestehende Karawane. Theils singend, theils den Tschibuk rauchend, zog dieselbe endlich in die alte Stadt ein und löste sich nach allen Richtungen auf, während ich und mein Freund in einem Mehan (einer Locanda) ein den Umständen gemäß gutes Unterkommen fanden.

Der Namen Mostar ist echt slavisch und zusammengesetzt aus den Wörtern: most, Brücke, und stari, alt, weshalb auch diese Stadt von den hier lebenden wenigen Deutschen Altbrück genannt wird. Mostar wird von der Narenta durchflossen, über welche eine kühngewölbte aus einem einzigen Bogen bestehende Marmorbrücke führt. Der Bogen hat im Durmesser nur 50 Fuß. Mostar wird gewöhnlich als eine „starke Festung" angegeben, ist aber nur von einer crenelirten Mauer umschlossen und als Festung ohne alle Bedeutung, obgleich es in den montenegrinischen Kriegen einen wichtigen Concentrationsplatz der Türken bildet. Ueberhaupt hat die Herzegowina viel weniger feste Plätze als Bosnien, welches mit Festungen, Citadellen, Burgen, Palanken, Schanzen und Thürmen (Kula) überdeckt ist und mit seiner tapfern, stets in Waffen einhergehenden Bevölkerung im Kriege ein wichtiges Waffenlager der Türken bildet. Mostar zählt 2000 Häuser, darunter viele sehr schlecht gebaute, und 12,000 Einwohner, welche sich zum größten Theile zur griechischen Kirche bekennen. Unter den Einwohnern befinden sich auch Italiener, Deutsche und einige spanische Juden.

Die Handelswege von Mostar sind alt und es ist die Nähe des Meeres und der italienische Einfluß, der zur Blüthezeit der Republiken Venedig und Ragusa noch größer war, auf die Betriebsamkeit dieser Stadt unverkennbar. Berühmt sind die Waffenfabriken, insbesondere die Damascenerklingen. Mostar ist der Sitz eines Kaimakans. Wir sahen reguläres türkisches Militär und Baschi-Bozuks, mit welch letzteren wir in serbischer Sprache uns unterhalten konnten.

In einem Lande, wo weibliche Erziehung sowohl unter Christen als Moslemin beinahe ganz unbekannt ist, muß als eine Merkwürdigkeit angeführt werden, daß sich zu Mostar eine ziemlich blühende Mädchenschule befindet. Zwischen Mostar und Metkowitsch ist auch eine Telegraphenlinie errichtet worden, was für die Türkei immerhin bemerkenswerth erscheint.

Von Mostar aus verließen wir das schöne und fruchtbare Narenlathal und zogen in südwestlicher Richtung nach der Stadt Glubinje, welche in einem schauerlichen Felsenkessel liegt und von keiner Bedeutung ist. Glubinje liegt beinahe in der Mitte zwischen Mostar und Trebinje, hat aber mit beiden Städten wenig Verkehr. Sechs Meilen östlich von Glubinje hinter den Gebirgen liegt Gazko an der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere. Dort war während des letzten Aufstandes der Rajah oftmals das Hauptquartier des Anführers Luka Wukalowitsch.

Das Klima Australiens.

Ein europäischer Arzt, welcher länger als 12 Jahre in verschiedenen Theilen Australiens über das Klima und dessen Einwirkungen auf den Menschen eingehende Beobachtungen angestellt hat, entwirft in der Zeitschrift „Australasian" die nachstehende Schilderung. Dieselbe paßt aber nur auf die drei Colonien Neusüdwales, Victoria und Südaustralien, nicht auf Queensland und den nördlichen Theil des Continentes.

— — Alte Ansiedler, welche seit langen Jahren in derUmgegend von Städten und Flecken wohnen, behaupten allen Ernstes, daß das Klima in den kultivirten Bezirken Australiens sich verschlechtert habe und nicht mehr so gesund sei wie zu der Zeit, da sie ins Land kamen. Es liegt etwas Wahres in dieser Behauptung; denn dort, wo man die Bäume niedergehauen und folglich den Oxygengehalt der Luft vermindert hat, sind die atmosphärischen Verhältnisse minder günstig geworden. Aber in den mit Pflanzenwuchs und insbesondere mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen Gegenden, im sogenannten Busch, sind die klimatischen Verhältnisse noch so günstig wie früher und der Oxygengehalt ist in Fülle vorhanden. Möge doch Jeder, wo es auch sei, so viel als irgend möglich, die Bäume schonen und recht viele junge anpflanzen, nicht blos des Schattens halber, sondern des Oxygens wegen; denn dieses ist das große Lebensprincip, ist recht eigentlich ein Lebenselixir.

Besonders charakteristisch ist die Trockenheit des australischen Klimas, die Dürre und die merkwürdige Reinheit des Sonnenlichtes; dagegen mangeln Feuchtigkeit und schädliche Gase, durch welche Krankheiten erzeugt werden; die Zersetzung thierischer und vegetabilischer Stoffe ist äußerst gering. Man braucht nur die Wirkung der atmosphärischen Einflüsse auf die Metalle zu beobachten, um sich von der Trockenheit der Luft zu überzeugen. Man kann sie wochenlang Tag und Nacht im Freien liegen lassen und es setzt sich doch kein Rost an, falls nicht etwa Regen gefallen ist.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieses Klimas zeigt sich auch darin, daß die Wäsche ungemein rasch bleicht

und sehr weiß wird. Alle animalischen und überhaupt organischen Substanzen verflüchtigen sich schnell, und Knochen werden in kurzer Zeit so weiß wie Schnee. Ich habe beobachtet, daß im Sommer Pferde- und Ochsengerippe binnen 10 bis 14 Tagen so vortrefflich gebleicht waren, daß man sie sofort in einem Museum hätte aufstellen können. Diese bleichende Eigenschaft des australischen Lichtes wird aber unangenehm, denn sie wirkt auf das Kopf- und Barthaar auch junger Leute. **Das Haar wird nicht nur grau, sondern völlig weiß**, und zwar so häufig, daß die Sache im Lande selbst gar nichts Auffallendes hat. Im Busch trifft man sehr oft junge, in Australien geborne Leute zwischen 25 bis 30 Jahren, deren Haar weiß geworden ist wie das der Patriarchen. Im Allgemeinen müssen Personen beiderlei Geschlechts, gleichviel ob sie in Australien geboren oder dort naturalisirt sind, darauf gefaßt sein, daß sie spätestens zwischen 38 und 50 Jahren grau oder auch völlig weiß auf dem Kopf und am Barte werden, besonders wenn sie viel im Freien und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind.

Aber die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Australier werden durch diese Einwirkung der Luft und des Lichtes nicht im Mindesten nachtheilig berührt. Doch Folgendes ist wohl in Obacht zu nehmen: Ein Mensch, der in Australien eine durchaus sitzende Lebensweise befolgt und sich nicht viel Bewegung macht, wird selten zu höheren Jahren kommen, es sei denn, daß er eine ausnahmsweise gute Leibesconstitution habe und sich im Essen und Trinken außerordentlich mäßig hatte. Wer dagegen sein Brot im Schweiße des Angesichts erwirbt, stets in Bewegung ist, den größten Theil seiner Zeit im Freien verbringt, der wird dadurch seinen Körper kräftigen, besonders wenn er einfach lebt. Solche Leute erreichen ein hohes Alter. Für das australische Klima, in welchem die Gährung und chemische Zersetzung der Nahrungsstoffe so rasch vor sich geht, ist reine und gesunde Nahrung eben so dringend erforderlich wie freie Luft und Bewegung. Speisen, die nicht in jeder Beziehung untadelhaft sind, haben meist gefährliche Folgen. Zwischen guter und schlechter Gesundheit haben wir hier keine vermittelnden Zwischenstufen, und chronische Krankheiten kommen nur als Ausnahmefälle vor. Ein Kranker wird rasch gesund oder stirbt, und dieses Gesetz regiert die gesammte Physiologie in Australien, sowohl des Thier- wie des Pflanzenlebens. Hier athmet Alles Energie und Thätigkeit, vom Thiere der höchsten Ordnung an bis zu den winzigsten Organismen.

Dieses in so vieler Beziehung paradore Australien ist mit einem wahren Strome von Licht und reiner Luft überflutet; ein Mensch, der hier mäßig und angemessen lebt, wird nur selten von einer Krankheit heimgesucht werden und ein hohes Alter erreichen. Australien ist gesund; auch viele schwarze Eingeborne, Pferde, Hunde, Vögel ꝛc. leben sehr lange. Das Klima begünstigt hier die Entwicklung der physischen Kräfte, und an Leibesnahrung ist kein Mangel. Im Winter geht die Temperatur nur höchst selten unter den Gefrierpunkt hinab und im Sommer steigt sie nicht über 30 bis 36° C. (— was freilich schon eine recht unangenehme Hitze ist, besonders wenn die glühenden Luftströme bei Nordwest aus den inneren Wüsteneien kommen —). Menschen und Thiere ertragen auch angestrengte Arbeit mit weniger Mühsal als in den meisten anderen Ländern. Die große Trockenheit des Bodens, die völlige Abwesenheit schädlicher Ausdünstungen, die geringe Menge nachtheiliger Ausdünstungen der stehenden Gewässer, die rasche Zersetzung der thierischen und Pflanzenstoffe und die ausgedehnten Wälder, — alle diese Umstände wirken so günstig, wie kaum in irgend einem andern Lande. Daher finden wir bei den Menschen eine so große Elasticität des Körpers bei strotzender Gesundheit und großer Kraft. Die Hitze ist allerdings oft sehr beträchtlich, aber sie erzeugt nicht allzu starken Schweiß und der Mensch empfindet nur selten jene Schlaffheit und Abspannung, welcher man an heißen Sommertagen in Europa sich nicht erwehren kann. In Australien kann man, mitten im Sommer auch bei der größten Hitze, 20 bis 30 Miles machen, ohne große Ermüdung zu verspüren. Ich bin eine ganze Woche lang in einem einzigen Zuge gewandert, habe täglich 30 bis 40 Miles zurückgelegt und fühlte mich am andern Morgen nach einem erquickenden Schlafe vollkommen frisch. Wenn wir kein Unterkommen unter Dach und Fach haben konnten, nahm Jeder sein Beil, hieb vom ersten besten Gumbaum ein 8 Fuß langes, 3 Fuß breites Stück Rinde ab, legte dieselbe als Matratze auf die Erde, kehrte die Füße dem Feuer zu, hüllte sich in seine Decke, bereitete sich aus seinem Ranzen ein Kopfkissen und schlief so prächtig, als läge er auf einem Pfühl von Eiderdunen. So übernachtet man im Busche ganz behaglich; ich weiß das aus Erfahrung.

Sämmtliche Goldgräber bei Bendigo (in der Colonie Victoria) deren Zahl im Jahr 1855 sich auf mehr als 20,000 Köpfe belief, hatten nur leichte Leinwand- oder Kattunzelte. Diese boten hinlänglichen Schutz, auch gegen Regen und leichte Nachtfröste. Zum Ueberfluß spannte man dann wohl noch einen sogenannten Pavillon über das Zelt.

Im Busch und in den Küstengegenden kommen Auszehrungen, Lungenkrankheiten und asthmatische Leiden so gut wie gar nicht vor. Als einheimische Krankheiten treten **Dysenterie** und **Augenleiden** auf. Die erstere entsteht gewöhnlich durch den Genuß von schlechtem Trinkwasser, wenn dasselbe während der heißen Sommertage im Uebermaße getrunken wird, oder auch durch Unmäßigkeit im Essen. Das Wasser ist vielfach mit mineralischen oder vegetabilischen Alkalien geschwängert, mit Kalk und anderen erdigen Niederschlägen, und besonders neue Ankömmlinge erfahren sehr nachtheilige Folgen, wenn sie im Genusse solchen Wassers unvorsichtig sind. Dysenterie entsteht auch in Folge übermäßigen Genusses geistiger Getränke, und deshalb ist sie leider die am häufigsten vorkommende Krankheit. Doch ist sie ohne Schwierigkeit zu heilen und nur dann gefährlich, wenn sie chronisch geworden.

Ophthalmie entsteht in Folge der **heißen Winde**, welche periodisch aus allen Himmelsgegenden, am meisten aber aus Nordwest wehen. Sie halten indeß niemals lange an und man kann die Augen durch sehr einfache Vorkehrungen schützen. Auch das, was wir als blight in the eye bezeichnen, ist im Sommer häufig. Diese Plage entsteht durch den Stich einer kleinen Fliege, welche manchmal sogar die Hornhaut angreift und zerstört. Man empfindet einen Stich wie von einer feinen Nadel und weiß dann, daß das Insekt sein Gift eingelegt hat. Sofort schwillt das Auge stark an. Man darf diese kleine Fliege, wenn sie eben sticht, nicht tödten, weil daraus die gefährlichsten Folgen sich entwickeln. Diese Fliegenstiche müssen sehr sorgfältig behandelt werden; wer sich dabei der Luft oder Sonne aussetzt, dem schwillt auch bald das andere Auge an und dann auch das ganze Gesicht bis zu einer enormen Dicke. Als Gegenmittel wendet man gewöhnlich Eiweiß an, das auf ein Stück geölter Leinwand gestrichen wird, oder falls man das Beides nicht zur Hand hat, eine rohe Kartoffelschale, auch wohl Tabacksblätter.

Die Fruchtbarkeit der australischen Colonisten steht als eine allbekannte Thatsache da. Ich selber habe in Neusüdwales bei Schäfern und Goldgräbern Mütter von 50 und

auch von etwas über 13 Jahren gefunden. Alles in Allem genommen: Australien ist sehr gesund. Europäer, deren Gesundheit in Indien gelitten hat, stellen dieselbe in Australien bald wieder her. — So weit der englische Arzt, der im Allgemeinen Recht hat, was die Gesundheit des australischen Klimas anbelangt. Doch ist, anderen Gewährsmännern zufolge, dasselbe oftmals wegen der allzu großen Trockenheit, der langanhaltenden Dürre und der starken Hitze halber nicht gerade angenehm.

Da wir gerade vom Klima sprechen, so wollen wir einige Notizen aus dem nördlichen Indien beifügen, welche von der „Homeward Mail" mitgetheilt wurden:

Im Pendschab herrschte während des Sommers 1865 eine Hitze, wie man sie sogar dort nie zuvor erlebt hatte, namentlich nicht im obern Theile. In einem Briefe aus Multan vom 8. Juli heißt es: Sand und Sonne, Sonne und Sand, — das sind die Elemente, in denen wir leben. Alle Energie ist von uns gewichen, wir sind wie niedergeschmettert und jede geistige Thätigkeit ist verschwunden. Die Regengüsse, deren wir uns sonst in dieser Jahreszeit täglich zu erfreuen haben, sind ausgeblieben. Sonnenstiche und Apoplexie an der Tagesordnung; von den ersteren sind allein im 35. Regiment 15 Fälle vorgekommen. Und wie viele Europäer liegen in Folge dieser unerträglichen, ganz abscheulichen Hitze halb oder völlig krank darnieder! Kapitän Fisher, welcher einem Sonnenstich erlag, wurde gestern Abends begraben; die Leute des genannten Regiments, welche ihn zu Grabe geleiteten, waren alle schwach und wankten hin und her; einer stürzte nieder, und manche andere schienen ihrem eigenen Grabe entgegen zu gehen. Multan ist überhaupt für Europäer ein schrecklicher Aufenthaltsort, und selbst die Eingebornen leiden viel. Auch in Lahore und Mian Mir kamen Sonnenstiche in Menge vor.

Aus Samuel White Bakers Reise in die Region der Nilquellen.

II.

Zustände in Gondokoro. — Meuterei und Verlegenheiten. — Zwei getreue Schwarze. — Barbarei der Türken. — Aufbruch nach Ellyria. — Verständigung mit Ibrahim. — Der Fluß Kanieti, die Wasserscheide und der Berg Lafit. — Tarrangolle und das Land Latuka. — Schilderung des Latukavolkes.

Wir haben erzählt, daß Speke und Grant am 26. Februar 1863 von Gondokoro nach Chartum nilabwärts segelten. Baker glaubte nun, seine Reise gen Süden fortsetzen zu können, er stieß aber auf eine Menge von Hindernissen, die geradezu unbesiegbar erschienen. Und doch gelang es dem muthigen, festen Manne, allerdings unter Lebensgefahr, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Die Vorgänge in Gondokoro sind so kennzeichnend für das wilde Leben und Treiben in jenen Gegenden Innerafrika's und stellen den Reisenden, der auch solche Zustände beherrschen konnte, in ein so vortheilhaftes Licht, daß wir sie näher schildern müssen.

Sehr viel litten Esel und Kameele durch einen Vogel von der Größe einer Drossel und braungrünlichem Gefieder, der seine sehr scharfen Krallen in die Haut der Thiere schlug und mit seinem rothen Schnabel Löcher ins Fleisch hackte. Die Thiere litten dadurch entsetzlich, magerten ab und verloren die Lust zum Fressen; nur die Pferde blieben verschont, weil sie mit ihrem langen Schweife den Feind abzuwehren vermochten. Baker hatte 54 Centner Gepäck verschiedener Art, zumeist Glasperlen, Kupfer und Schießbedarf, und mußte Träger haben. Zu diesem Zwecke wandte er sich an Mohammed, den Obmann (Wakil) der Leute des Maltesen Andrea Debono, welche, mit Elfenbein beladen, Speke und Grant nach Gondokoro begleitet hatten. Sie wollten demnächst nach Debono's Station Faloro, welche 12 Tagereisen von Gondokoro entfernt liegt, zurückgehen; von Faloro gedachte dann Baker unverweilt nach Unyoro zu König Kamrasi weiter zu ziehen. Mohammed versprach Alles und verpflichtete sich sogar, den Reisenden überall hin zu begleiten, vorausgesetzt, daß derselbe ihm ein ansehnliches Geschenk gebe und obendrein die Zähne aller Elephanten, welche er, Baker, schießen werde. Das gewährte man ihm, aber trotzdem zettelte der doppelzüngige Araber ein Complot an; der Europäer sollte um jeden Preis verhindert werden, weiter ins Innere zu dringen. Man wollte nicht, daß er den Elfenbeinhändlern dort oben in die Karten sehe; er hätte ja die Abscheulichkeiten der Sklavenjagden und der Raubzüge in Aegypten und Europa bekannt machen können, und deshalb war das gesammte Volk der in Gondokoro verweilenden Nilhändler entschlossen, sein weiteres Vordringen zu vereiteln.

Zunächst wurden die Leute, welche er in Chartum gemiethet, gegen ihn aufgehetzt; es sei für sie eine Schande, einem Christenhunde zu dienen; er werde ihnen nicht erlauben, den Schwarzen Vieh wegzunehmen, und sie würden hungern müssen; er würde sie in unbekannte Gegenden zu feindlichen Völkern führen und sie zuletzt im Stiche lassen. Diese Einflüsterungen wurden geglaubt und von nun an benahmen sich die Leute nachlässig und widerborstig; von Allen blieben nur zwei ordentlich und getreu, und diese waren nicht Araber, sondern Schwarze, welche jetzt und auch späterhin wichtige Dienste thaten. Der eine war ein zwölfjähriger Knabe, Namens Saat, aus dem Lande Fertit gebürtig, wo ihn Baggara-Araber geraubt und durch Kordofan nach Dongola am Nil geschleppt und als Sklaven verkauft hatten. Er entfloh und kam endlich in die Hände der österreichischen Missionäre, die ihn nach einer ihrer Stationen im Lande der Schilluks brachten. Aber dort erlagen binnen sechs Monaten nicht weniger als 13 Missionäre dem Klima, und Saat wurde nach Chartum in die Mission gebracht. Dort unterhielt man eine ganze Schaar Negerknaben aus verschiedenen Stämmen; sie belohnten

die freundliche Milde der Missianäre dadurch, daß sie ihnen Alles stahlen, was nur fortzubringen war. Am Ende schickte man sie alle fort, nachdem man sich überzeugt hatte „von ihrer absaluten Nichtsnutzigkeit, von ihrem moralischen Stumpfsinn und der handgreiflichen Unmöglichkeit, sie zu bessern und irgend etwas mit ihnen anzufangen".

In diesen Bemerkungen Bakers und der Missionäre liegt ein Fingerzeig für jene „Pädagogen", welche, der Eigenartigkeiten und specifischen Anlagen der verschiedenen Rassen unkundig, sich dreist vermessen, „jeden Menschen durch Unterricht und Erziehung auf die Höhe der Bildung und Civilisation des Europäers zu erheben".

Saat war eine Ausnahme, „ein Goldkorn unter Schmutzklumpen"; er war aber auch nicht vom Weißen Nil, sondern, wie schon bemerkt, aus Fertit. Mohammed kam zu Baker und setzte die gemeinschaftliche Abreise auf den nächsten Montag an; es zeigte sich aber, daß er alle Vorkehrungen getroffen hatte, um schan am Sonnabend allein aufzubrechen. Bakers Leute hatten während der Nacht beschlassen, allesammt zu desertiren, Waffen und Schießbedarf mitzunehmen und im Nathfalle den Europäer zu erschießen. Saat und der zweite getreue Schwarze, Richarn, hatten Alles gehört.

Baker begriff vallkommen den Ernst der Lage. Er legte fünf mit Rehposten getadene Doppelflinten, einen Revalver und einen scharfen Säbel neben sich, hielt eine sechste Doppelflinte in der Hand, und die beiden, gleichfalls mit einer solchen bewaffneten Schwarzen standen hinter ihm. Dann ließ er die Trommel rühren, seine Leute auffordern, in eine Reihe zu treten und zwar so, daß das Flintenschloß eines jeden mit einem Futteral von wasserdichtem Mac Intosh umgeben sei. Frau Baker stand hinter ihrem Mann, um diesem zu sagen, ob etwa der eine ader andere den Versuch wage, diesen Ueberzug zu entfernen und dadurch zeige, daß er Böses beabsichtige. Baker war fest entschlossen, jeden Ungehorsamen auf der Stelle niederzuschießen. Nur 15 Mann erschienen; sie weigerten sich, die Waffen niederzulegen, als aber Baker auf sie anschlug, wichen etliche etwas zurück, andere setzten sich nieder und lieferten nun die Waffen aus. Dabei verlangten sie einen schriftlichen Abschied, welchen der Wakil sofort in arabischer Sprache ausfertigte; Baker aber schrieb auf jedes Blatt mit lateinischen Lettern nach das Wart M e u t e r e r hinzu.

Die Entwaffneten begaben sich nun zu den Leuten der Händler; der Rest von Bakers Dienern bestand aus Dongolawis, welche sich gar nicht hatten blicken lassen. Der Wakil war ihr Landsmann, und ihn machte er für die Einlieferung sämmtlicher Flinten verantwortlich; wer die Herausgabe verweigere, solle auf der Stelle niedergeschossen werden. Unter diesen Umständen verkündigte ein vom Cirkassier Kurschid Aga abgefertigter Bote, daß Mohammed allein abgereist sei; dieser ließ dem Europäer sagen, daß er keine Spione im Lande dulden wolle und eintretenden Falls auf ihn feuern werde.

So war der Reisende auf sich, seine Frau und zwei Negerburschen angewiesen! Kurschid war geneigt, ihm zehn seiner Elephantenjäger zu leihen, dazu wollten aber diese letzteren sich nicht verstehen, weil der Europäer ein Spion sei. Was nun beginnen? Umkehren wollte er durchaus nicht. „Ich hatte Vorräthe aller Art in Menge und Getreide, das für ein ganzes Jahr ausreichte, dazu allerlei Sämereien, welche ich aus Vorbedacht für den Fall mitgenommen hatte, daß man mich in Gefangenschaft behalten werde. Ich war entschlossen, in Gondokoro eine Seriba, d. h. einen Lagerplatz herzurichten und dort zu bleiben, bis ich im nächsten Jahre von Chartum aus eine neue Sendung von Lebensmitteln und Dienern bekommen würde. Meine Expedition, auf deren Einrichtung ich die äußerste Sorgfalt verwandt hatte, war ruinirt; meine Leute waren ausgerissen, nachdem sie einen Mordanschlag gegen mich angezettelt hatten. In jenen wilden Gegenden gibt es kein anderes Gesetz als die rohe Gewalt, das Menschenleben wird für nichts geachtet, Mord ist ein Zeitvertreib und wer will einen Mörder zur Verantwortung ziehen? Für meine Person hatte ich keine Angst, aber mit Schaudern dachte ich daran, wie es meiner Frau ergehen werde, falls ich mein Leben lassen mußte."

Es war eine trübe Zeit. Da erschien eines Nachmittags der Wakil mit der Meldung, daß 17 Leute sich bereit finden ließen, Baker zu begleiten, aber nicht nach Süden, sondern nach Osten hin, weil sie in jener Richtung Feinde zu finden vorgaben. Sie müßten aber darauf bestehen, daß Baler alle seine Transportthiere und sämmtliches Gepäck in Gondokaro zurücklasse! Auch hier war wieder ein Camplot geschmiedet worden und Saat auch diesmal auf der Hut gewesen. Sie wollten nach Osten hin bis zu der sieben Tagereisen entfernten Station des Handelsmannes Tschennda im Latukalande gehen, dort mit Waffen und Schießbedarf zu den Sklavenjägern flüchten und Baker sollte, falls er ihnen die Waffen wegnehmen wollte, ermordet werden.

„Ich lag Nachts im Zelte und vernahm ein lautes Winseln und Schreien, das mich aus dem Schlafe weckte. Aber ich hörte auch im Zelte selbst ein tiefes, stöhnendes Athemholen, und gleichzeitig zupfte meine Frau mich am Hemdärmel, zum Zeichen, daß wir wachsam sein und aufpassen müßten. Ich nahm sofort meinen Revolver unter dem Kopfkissen hervor und legte auf einen dunkeln Gegenstand an, der nicht ins Zelt gehörte. Auf meine Frage, wer da sei, erfolgte keine Antwort, und ich wollte eben abdrücken, als eine Stimme das Wort F a d i l a aussprach. So hieß eine unserer schwarzen Dienerinnen, welche in unser Zelt gekrochen war. Ich zündete sofort eine Kerze an und fand, daß ihr das Blut in Strömen vom Rücken herablief; sie war durch Hiebe mit dem Kurbatsch, d. h. einer Peitsche aus Hippopatamushaut, entsetzlich zugerichtet worden. Das Schreien draußen dauerte fort; ich ging hinaus und sah, wie meine Dongowalis zwei Weiber unbarmherzig auspeitschten; jede Frau wurde von zwei Männern, deren einer auf den Beinen, der andere auf den Armen saß, am Boden gehalten, während zwei andere Männer ununterbrochen peitschten. Die armen Geschöpfe schwammen buchstäblich in Blut; Fadila war geflohen. Ich riß einem der Bösewichter den Kurbatsch aus der Hand und gab den Barbaren derbe Denkzettel. Sie begriffen nicht, weshalb ich mich einmischte, da es sich ja nur darum handle, Sklavinnen zu strafen, die eine Weile ausgeblieben seien, ohne Urlaub erbeten zu haben." Jede Expedition hat einige Weiber bei sich, welche Getreide reiben, Brod backen und die Speisen für die Leute zubereiten; Baker hatte einige derselben in Chartum gemiethet.

In der Mitte des März kam eine Partie Kurschids mit Elfenbein aus Latuka an und hatte eine Anzahl Latukaleute als Träger bei sich, kräftig gewachsene, hübsche Männer, welche seltsame, aus Glasperlen verfertigte Helme trugen. Ihr Obmann hieß Adda; er verabscheuete die Türken, mußte aber bei ihnen sein, weil sein großer Häuptling Commoro es ihm befohlen habe. Baker schenkte ihm kupferne Armringe, Glasperlen und ein rothes Baumwollentuch, über das er in ein förmliches Entzücken gerieth. Er legte es in ein Dreieck zusammen und knüpfte es um die Lenden, aber so, daß der breite Zipfel nach hinten hing.

Baker wandte sich an Kurschids Leute, aber auch diese wollten sich auf nichts einlassen, und falls er ihrer Route folge, ihn mit Gewalt zurücktreiben. Das benutzten Bakers Dongolawis, um zu beweisen, daß sie in die größte Gefahr geriethen, falls sie mit ihm gingen. Als er aber wiederholt in den Wakil drang, erklärten sie sich bereit zu folgen unter der Bedingung, daß auch Bellaal mitgehe. Von diesem Erzmeuterer, der schon viel Unheil angestiftet hatte, wollte Baker nichts wissen, weil er wußte, daß er die erste beste Gelegenheit abermals zum Meutern benützen würde. Indessen mußte er sich ihn doch gefallen lassen. Der Wakil des Tschenuda war ein gewisser Mohammed Her; dieser stand fortwährend in geheimer Verbindung mit Bakers Leuten und wollte demnächst nach Latuka gehen, zwei Tage bevor Kurschids Leute dorthin aufbrachen. Beide waren feindliche Rivale, deren jeder das Elfenbein in Latuka zu monopolisiren gedachte; aber beide waren auch gleich feindseitig gegen den Europäer. Dieser wollte indeß aus ihrer gegenseitigen Eifersucht Vortheil ziehen.

Sein Plan war folgender. Alles nicht unbedingt nöthige Gepäck sollte unter Kurschids Obhut nach Chartum geschafft werden. Baker wollte zuwarten, bis Kurschids Leute abzogen und ihnen dann folgen; er meinte, sie würden nicht gewaltthätig verfahren, da ihr Herr ihm freundlich gesinnt war. Bedenklich war folgender Umstand. Zwischen Gondokoro und Latuka lebt in den Gebirgen von Ellyria ein mächtiger Stamm, jener der Legge; der Häuptling derselben hatte vor einiger Zeit 120 Leute von einer Partie der Handelsleute niedergemacht. Er war ein Verbündeter von Kurschids Leuten und diese erklärten, sie wollten den Häuptling gegen Baker aufhetzen und durch ihn sein ganzes Gefolge massacriren lassen. Durch das Gebirge von Ellyria führt ein Engpaß, der sehr leicht zu verlegen ist.

Aber Baker verlor den Muth nicht; er rechnete darauf, daß alle Araber käuflich sind. Kurschids Leute zogen ab, nachdem sie ihm noch Drohungen gesagt hatten. Er aber ließ sofort seine Thiere beladen und folgte ihnen. „Wir hatten weder Führer noch Dolmetscher; kein einziger Eingeborener wollte sich mit uns einlassen; sie waren eingeschüchtert worden. Die Leute sagten: Wohin sollen wir gehen? Niemand kennt den Weg. Der Mond war aufgegangen und der 9 Miles entfernte Berg Belignan (Bellenia) war deutlich sichtbar. Ich wußte, daß der Weg östlich von demselben liegt. Ich ritt voran, meine Frau ritt neben mir; hinter uns flatterte, der Karavane voran, die britische Flagge. So brachen wir ins Innere von Centralafrika auf, am 26. März 1863.“

Baker erhielt in einem Dorfe am Fuße des Belignanberges einen Führer bis nach dem etwa 30 Miles entfernten Ellyria. Ihm lag Alles daran, dort eher als seine Feinde, die Türken, einzutreffen. Unterwegs schlossen sich ihm zwei Männer aus Latuka an, welche von den Türken mißhandelt worden und deshalb weggelaufen waren; sie erboten sich auch ihrerseits als Führer zu dienen. Nun wurde in Eilmärschen das Thal von Tollogo erreicht, wo die Einwohner nie zuvor Pferde und Kameele gesehen hatten. Bakers abyssinischer Affe Wallady konnte diese Schwarzen nicht leiden; „er war viel civilisirter, als diese nackten Wilden, vor welchen er großen Abscheu hatte und die er so sehr verachtete, daß er bei den Negromanen der Exeter-Hall auf keinen Beifall hätte rechnen dürfen. Affe Wallady hatte keinen Begriff davon, daß solch ein splitternackter Wilder ein „Mensch und ein Bruder sei“. Die Leute von Tollogo und Ellyria sind in Wesen und Sprache den Bari ähnlich und sehr roh und brutal; indessen kam Baker unangefochten durch ihr Land und überschritt auch den ungemein schwierigen Bergpaß von Ellyria, in welchem zuletzt eine mit gewaltigen Felsenmassen überstreuete Schlucht den schwerbeladenen Thieren die größten Hindernisse in den Weg legte.

Der Reisende ritt mit seiner Frau voraus ins Thal, das einen lieblichen Anblick bot. Auf allen Hügeln am Abhange des Gebirges, das sich weit nach Süden hin zieht, lagen verschanzte Dörfer. Für Baker war es im hohen Grade peinlich, daß trotz aller seiner Bemühungen dennoch die Türken den Vorsprung gewannen. Sie waren 140 Mann stark, hatten an 300 Träger aus dem Latukalande und gingen an dem Europäer, dem sie wilde Blicke zuwarfen, ohne Gruß vorüber. Ibrahim, ihr Hauptmann, schloß den Zug, in welchem die rothe Flagge mit dem Halbmond wehete.

Alles schien verloren, aber Frau Baker brachte eine Umwandlung in die Dinge. Ibrahim war ein Mischling von einem türkischen Vater und einer arabischen Mutter, hatte leiblich die hübschen Formen, aber moralisch nur die schlechten Eigenschaften beider Stämme. Sie rief ihn an, und er stieg von seinem Esel und setzte sich. Es ist von Interesse zu sehen, wie Baker diesen Mann zu nehmen wußte; nur dadurch, daß er diesen erbitterten Feind für sich gewann, wurde es ihm möglich, den Zweck seiner Wanderung zu erreichen.

„Höre, Ibrahim. Weshalb sollen wir Feinde sein in diesem feindlichen Lande? Wir glauben an denselben Gott; weshalb sollen wir Streit haben in diesem Lande der Heiden, die an keinen Gott glauben? Du willst Elfenbein einhandeln, ich bin lediglich ein Reisender; weshalb sollten wir zusammenprallen? Wenn mir Jemand alles Elfenbein anböte, ich würde nicht einen einzigen Zahn nehmen und Dir sicherlich kein Hinderniß in den Weg legen. Mein Plan ist, bis an den großen See, die Quelle des Nils, zu gelangen, und ich will dorthin kommen, wenns Gott gefällt; keine Macht soll mich davon zurückhalten. Legst Du mir Hindernisse in den Weg, so lasse ich Dich in Chartum einsperren; gehst Du mir hilfreich zur Hand, dann werde ich Dich glänzend belohnen. Werde ich in diesen Ländern hier getödtet, so fällt der Verdacht auf Dich, und Du weißt, was die Folge sein wird. Schon auf den bloßen Verdacht hin läßt die Regierung Dich hängen. Andererseits werde ich in den Ländern, welche ich entdecke, allen Einfluß aufbieten, Dir dort alles Elfenbein zu verschaffen, weil Du Diener Kurschids bist, der gegen Speke, Grant und mich freundlich war. Behandelst Du mich feindselig, so wird auch Dein Gebieter Kurschid für Deine Handlungen verantwortlich gemacht werden. Jetzt hast Du die Wahl, Du bist ein Mann; ich frage: Freund oder Feind?“ In gleichem Sinne redete auch Frau Baker. Gleichzeitig wurden dem Türken einige Goldstücke und eine neue doppelläufige Flinte als Abschlagszahlung für größere Geschenke in der Zukunft in Aussicht gestellt.

Ibrahim entgegnete, er selber sei nicht feindlich gesinnt, aber alle Handelsleute ohne Ausnahme seien gegen den Europäer, den sie für einen verkappten Consul hielten, der an die Behörden in Chartum Alles, was er sehe, berichten werde. „Ich glaube Dir, aber meine Leute werden Dir nicht glauben, weil hier zu Lande Jeder lügt. Ich rathe Dir, Dich mit meinen Leuten gar nicht einzulassen. Geh dorthin, unter jenen großen Baum, ich werde bald kommen und mit Dir reden; jetzt dürfen meine Leute nicht wissen, daß ich mit Dir gesprochen habe.“

Ibrahim war gewonnen, und Baker lagerte sich unter dem bezeichneten Baume. Nun kamen auch die Eingebornen herbeigeströmt, Alle durchaus unbekleidet. Der Häuptling Legge erhielt ein langes, rothbaumwollenes Hemd von Ibrahim zum Geschenk und forderte auch von Baker Tribut ein. „Ich habe viele abscheuliche Galgenphysiognomien gesehen, aber jener dieses Legge kam keine gleich. Wilde Brutalität, Geiz und roheste Sinnlichkeit waren diesem Gesicht aufgeprägt, und ich zeichnete das Porträt dieses nichtsnutzigen Schurken, der selbst in Centralafrika seinesgleichen nicht hat!“ Er erklärte, daß sein „Bauchmagen“ sehr groß sei und daß er noch mehr Geschenke haben müsse; er goß eine Flasche Weingeist, welcher er den Hals abschlug, von oben herab in die Kehle, wollte aber weder Vieh noch Hühner verkaufen, sondern nur Honig und fraß Bakers Leuten den gekochten Reis aus der Schüssel weg. Zum Werthmesser dient in Ellyria die *Molote*, eine eiserne Hacke, die im Lande selbst verfertigt wird. Legge verschickt Molotes bis ins Land der Berri und Gallas nach Osten hin und handelt dafür Elfenbein ein. In Ellyria selber sind die Elephanten selten, doch kommen viele Zähne dorthin, welche Legge an die Türken gegen Rindvieh verhandelt; er ist aber theuer und verlangt für einen Zahn 20 Kühe; man gibt sie ihm, weil der Verschiffungsplatz Gondokoro in der Nähe ist und der Transport dorthin keine großen Kosten verursacht.

Baker war nun in einer Gegend, welche vor ihm kein Europäer betreten hatte; es sah in derselben wunderlich genug aus, und seine Erlebnisse waren seltsamer Art. Am 30. März verließ er das Thal von Ellyria, indem er hinter der Karawane der türkischen Handelsleute herzog. Ibrahim war fortan sein Verbündeter und ihm von um so größerm Nutzen, da bald nachher die Meuterei ausbrach.

Zwischen Ellyria und Latuka bildet der *Kanieti* die Grenze. Er war an der Stelle, wo der Reisende ihn überschritt, 40 bis 50 Yards breit; die Gewässer dieser Gegend haben ihren Abzug nach Osten hin zum *Sobat*, und der Gebirgszug, welcher von Ellyria aus gen Süden läuft, bildet die Wasserscheide zwischen den Gewässern, welche einerseits zum Weißen Nil, andererseits zum Sobat strömen; dieser letztere vereinigt sich mit dem erstern unter 9° 22′ nördl. Br.

Auf der rechten Seite des Kanieta liegt das Dorf *Wakkala*, welches etwa 700 Häuser zählt. Es ist sehr stark befestigt, denn ein Pfahlwerk von Eisenholz umschließt das Ganze; dazu kommt noch eine Hecke von undurchdringlichem, etwa 20 Fuß hohem Dornengebüsch, und der Eingang führt durch ein im Zickzack angelegtes enges Thor. Ringsum ist Wald und die ganze Gegend reich an Elephanten, Büffeln, Giraffen, Rhinoceronten und Antilopen.

Von Wakkala aus konnte Baker den im Osten sich bis zu 3000 Fuß erhebenden Berg Lafit deutlich sehen. Bald nachher rastete er in *Latome*, einer der größten Ortschaften im Latukalande; sie ist in ähnlicher Weise wie Wakkala befestigt. Dort lagen Tschenuda's Handelsleute, deren Wakil, ein gewisser Mohammed Her, sofort in Streit mit Ibrahim gerieth. Hier brach die Meuterei aus, und der schon erwähnte Bellaal erklärte offen, daß die Leute nicht weiter gehen würden. „Wir folgen Dir nicht mehr; wir wollen Deine Kameele nicht mehr beladen; laß die Niggers für Dich arbeiten.“ Dabei nahm er eine drohende Stellung an und hatte sein Gewehr in der Hand. „Die Meuterei war also ausgebrochen. Ich sah ihn scharf an und donnerte ihm zu: Leg Deine Flinte nieder und belade die Kameele! Als er sich dessen weigerte, gab ich ihm blitzschnell einen mächtigen Faustschlag auf seine Kinnbacken, und sofort lag er ohnmächtig am Boden, während seine Flinte weit weg flog. Dann sprang ich mitten zwischen die Leute, packte mehre kräftig bei der Kehle, schleppte sie zu den Kameelen hin, und nun waren Alle, mit Ausnahme von dreien, gehorsam. In jenen wilden Gegenden hängt der Erfolg gewöhnlich davon ab, daß man im rechten Augenblicke mit der äußersten Entschiedenheit auftritt.“

Der *Lafit* bildet den höchsten Gipfel der östlichen Kette des Latukathales. Die Richtung des letztern war von Südost zu Nordwest; es war 40 Miles lang und etwa 18 Miles breit. Die Südseite des Thales ist von einer hohen Gebirgskette eingeschlossen, welche 6000 bis 7000 Fuß über der allgemeinen Bodenerhebung liegt; am Ende derselben erhob sich ein schöner, einzeln stehender Berg von etwa 5000 Fuß Höhe.

Unweit der Ortschaft *Kattaga* warf ein Träger der Türken seine Last ab und entfloh; Baker setzte ihm zu Pferde nach, holte ihn ein, schützte ihn gegen die Türken, welche ihn erschießen oder ihm mindestens 500 Kurbatschhiebe geben wollten; er brachte ihn zu Ibrahim und rieth, daß man ihn nicht bestrafe. So geschah es, und seit diesem Vorfalle betrachteten die Türken den Europäer als einen Verbündeten und die Schwarzen als ihren Freund, weil er einen der Ihrigen vom Tode gerettet hatte.

Bei Kattaga war Bellaal mit einigen anderen Trägern entlaufen und hatte sich der Partie des Mohammed Her angeschlossen; sie hatten Gewehre und Munition mitgenommen. Baker erklärte vor seinen übrigen Leuten, welche steif und fest an den bösen Blick glaubten, *daß jene von den Geiern gefressen werden sollten*. Das ging auch bald nachher in Erfüllung.

Der Zug gelangte nun nach *Tarrangolle*, der Hauptortschaft im Lande Latuka. Dort hatte Ibrahim seine Station, jene des Mohammed Her war 19 Miles entfernt in *Latome*, das 101 Miles von Gondokoro entfernt ist. Die *Latukas* waren höchlich erstaunt über die Kameele und die weiße Frau; dergleichen hatten sie nie zuvor gesehen. Sie sind die hübschesten Wilden, welche Baker in Afrika gefunden hat und beinahe 6 Fuß englisch hoch, schlank und kräftig gewachsen, mit starker Muskelentwicklung und schönem Ebenmaße der Glieder. Ihre Kopfbildung sowohl wie ihr Gesichtsausdruck ist verschieden von denen aller übrigen Stämme, welche der Reisende am Weißen Nil beobachtete. Vorderkopf hoch, Augen groß, Backenknochen hoch, Mund nicht sehr groß und wohlgeschnitten, Lippen sehr voll. Ihre Physiognomie spricht an, und auch durch ihre höflichen Manieren bilden sie einen scharfen Gegensatz zu den anderen Stämmen. Ueberhaupt deutet ihre ganze Erscheinung auf einen Ursprung von den *Gallas* hin, die wahrscheinlich früher einmal im Latukalande aufgetreten sind.

Ein Hauptzufluß des *Sobat* (wenn er nicht etwa selber der Hauptstrom ist) strömte nur 4 Tagereisen (50 Miles) östlich von Latuka; er wird von den Eingebornen als *Tschol* bezeichnet, und an seinem östlichen Ufer wohnen Gallas. Es ist bemerkenswerth, daß diese stets Maulthiere ritten; die Stämme am Weißen Nil haben weder Pferd oder Kameel, noch irgend ein anderes Lastthier; es ist also auffallend, daß am Ostufer des Tschol Maulthiere vorhanden sind. Indeß haben Abyssinien und die Gallaregionen eine Zucht sehr schöner Maulthiere und deshalb muß man annehmen, daß der *Stamm der Akkara* am Tschol ein Gallavolk ist. Dasselbe hat oftmals Züge ins Latukaland unternommen, und so erklärt sich die Physiognomie der Bewohner.

Unter den schwarzen Völkern vom 12. Grade nördlicher

Breite bis nach Ellyria aufwärts hat Baker keinen specifischen Unterschied bemerken können. Nun überraschten ihn die heiteren, offenen und hübschen Latukas. Tarrangolle hat ungefähr 3000 Häuser, und nicht nur die ganze Stadt war mit Pfahlwerk befestigt, sondern jedes einzelne Haus mit einem befestigten Hofraum umgeben. Das Vieh wird in verschiedenen Theilen der Stadt in großen Gehöften untergebracht, sehr sorgfältig abgewartet und Nachts durch Rauch vor Stechfliegen geschützt. Auf vielen hohen Gerüsten sind Schildwachen ausgestellt, um nöthigenfalls das Lärmzeichen zu geben. Der Viehreichthum ist groß; manche Stadt im Latukalande besitzt mehr als 10,000 Häupter Hornvieh.

Die Häuser haben entweder die Gestalt von Glocken oder von Lichtdämpfern und eine Höhe von etwa 25 Fuß; der Eingang ist nicht viel über 2 Fuß hoch, und man muß auf allen Vieren hineinkriechen. Das Innere ist reinlich aber dunkel, denn von Fensteröffnungen hat der schwarze Mensch keinen Begriff. Es steht als interessante Thatsache fest, daß alle Stämme Centralafrika's, und außerdem noch die Araber in Oberägypten für den Hüttenbau nur die kreisrunde Gestalt und keine andere kennen. Die Form des Daches ist mehr oder weniger verschieden, aber der Gedanke, die Wohnung mit Fensteröffnungen zu versehen, blieb, wie eben bemerkt, diesen Menschen völlig fremd.

Tarrangolle hat mehre niedrige verpallisadirte Eingänge, welche Nachts durch dornige Mimosenzweige geschlossen oder versperrt werden. Die Hauptstraße ist breit, alle übrigen aber sind derart angelegt, daß zwischen hohem Pfahlwerk immer nur eine einzige Kuh und zwar im Gänsemarsch hindurchgehen kann. Diese Gassen können im Fall eines Angriffes leicht vertheidigt werden und die großen Heerden könnte man dann nur vermittelst der breiten Hauptstraße wegtreiben. Deswegen sind die großen Viehkraals in verschiedenen Theilen der Stadt und zwar derart angelegt worden, daß sie mit jener großen Gasse in Verbindung stehen. Zu jedem Kraal führt ein enger Eingang, gerade so breit, daß eine einzige Kuh hindurch kann. In demselben hängt eine Art von Glocke, welche man aus der Schale einer Palmnuß verfertigt, und jedes Thier muß beim Eingange diese Glocke mit den Hörnern oder mit dem Rücken bewegen. So weiß am Abend der Wächter genau, wie viele Stück Vieh von der Weide zurückgekommen sind.

Es fiel dem Reisenden auf, daß er, seitdem er Latome verlassen, bei jeder Ortschaft ganze Haufen von Menschenknochen fand. Manche lagen in zumeist zerbrochenen irdenen Töpfen, andere waren nach allen Richtungen hin zerstreut, während ein größerer Haufe in der Mitte den Beweis lieferte, daß ursprünglich ein gewisser Plan beobachtet worden war. Das Alles hängt mit einem eigenthümlichen Brauche zusammen, welchen die Latukas streng beobachten. Die Leiche eines im Kampfe erschlagenen Mannes bleibt auf der Wahlstatt als Beute für Geier und Hyänen liegen; wer dagegen eines natürlichen Todes stirbt, wird ein paar Schritte von seiner Wohnung in einem flachen Grabe beigescharrt, und man veranstaltet zu seiner Ehre ein paar Wochen hindurch Leichentänze. Nachher wird die Leiche ausgegraben, und man reinigt die Knochen, legt diese in einen großen Topf und bringt sie nach jener Beinstätte, die aber keinen geweihten Charakter hat, denn Baker fand dieselbe in der widerwärtigsten Weise verunreinigt.

Die Latukas kennen keinerlei Art von Kleidung, dagegen wenden alle diese wilden Stämme eine fast unglaubliche Sorgfalt auf ihren Kopfputz, der bei den verschiedenen Stämmen eigenthümlich und bleibend ist. Es sind acht bis zehn Jahr erforderlich, um den Kopfputz eines Mannes vollkommen herzustellen! Dann freilich lobt das Werk den Meister. Der Latuka trägt einen Helm, welchen er aus seinen eigenen Haaren verfertigt. Er durchwebt die dicke krause Wolle seines Kopfes mit einem feinen Baumbaste, bis sie ein Netzwerk oder vielmehr einen dicken Filz bildet. Alles Haar, das durch dieses Gewebe hindurchwächst, wird demselben Verfahren unterworfen, und so bildet sich im Laufe der Jahre eine dicke haarfilzige Masse, welcher man die Gestalt eines Helmes gibt. Am Rande wird sie, in einer Breite von etwa 2 Zoll, zusammengenäht und vorne über der Stirn eine Platte polirten Kupfers angebracht; dazu kommt noch ein anderes Stück blanken Kupfers von etwa 1 Fuß Länge, welches der Länge nach einer durchgeschnittenen Bischofsmütze gleicht und den Helmkamm bildet. Der Haarfilz wird dann mit rothen und blauen Porzellankugeln besetzt, etwa von der Größe kleiner Perlen, und so sieht der ganze Helm aus, als bestehe er nur aus Porzellan und Kupfer. Zu weiterm Schmucke dienen einige Straußfedern und ein Randbesatz von Kaurimuscheln.

Als Waffen hat man nicht Bogen und Pfeil, sondern Lanzen, eine Keule mit eisernem Kopfe, ein langes Schwert und einen dicken eisernen Ring über den Handknöcheln, der mit mehren, 4 Zoll langen, $\frac{1}{8}$ Zoll breiten Messern versehen ist. Mit diesem Messerringe kämpft der Krieger, wenn er etwa seine übrigen Waffen eingebüßt hat, und sucht damit den Feind niederzureißen. Der Schild, 4 Fuß 6 Zoll lang und etwa 1 Elle breit, wird aus Büffel- oder Giraffenhaut verfertigt; die letztere wird vorgezogen, weil sie leicht und doch ungemein zäh ist.

Die Weiber sind ohne Schmuck, Creaturen von zumeist 5 Fuß 7 Zoll Höhe, mit gewaltiger Gliederentwicklung und großer Körperkraft. Sie tragen lange Schwänze, welche genau den Roßschweifen gleichen, aus feinem Bastzwirn verfertigt und mit rothem Oker und Fett eingerieben werden. (Daher wohl die Sage von geschwänzten Menschen.) Um den Gürtel ist ein Stück gegerbten Leders befestigt, und in der Unterlippe steckt ein Stück Krystall von der Länge und Dicke eines Bleistiftes. Dies ist die Hauptzierde. Es verursachte große Freude, als Baker die Glasröhre eines beschädigten Thermometers in mehre Stücke zerbrach und diese an einige Latukadamen verschenkte.

Baker sagt, er wisse nicht, aus welcher Ursache alle Stämme am Weißen Nil die vier Vorderzähne des Unterkiefers ausreißen, besonders da das Rindfleisch dort überall hart und zäh sei. Keine Schönheit gilt für vollendet, wenn nicht Wangen oder Schläfen mit Schnittnarben versehen sind. Die Araber bringen auf jeder Backe drei Schnitte an und reiben dieselben mit Salz und Asida ein, um hohes Fleisch hervorzubringen. Die Sklavenjäger bezeichnen sofort jede Gefangene mit solchen Narben, einmal um sie zu markiren, sodann um die Schönheit zu erhöhen. Jeder Stamm hat seine besonderen Narbenabzeichen; bei den Latukas sind dieselben flach und ragen nicht, wie bei den Arabern, über die Haut empor.

Es versteht sich von selbst, daß Polygamie die Regel ist, und der Reichthum eines Mannes besteht, vom Rindvieh abgesehen, in der Anzahl seiner Frauen. Baker macht bei dieser Gelegenheit eine sehr richtige Bemerkung, die wir unsrerseits stark betonen, weil sie von entschiedener Bedeutung für das Urtheil über die psychischen Verhältnisse des schwarzen Menschen ist und der krankhaften Pseudosentimentalität, welche allen Menschenrassen europäische Herzensneigungen und Gemüthsbegabungen zuschreiben will, den Boden unter den Füßen fortzieht.

„Das, was wir als Liebe bezeichnen, ist ein Gefühl, welches man in diesen Ländern nicht kennt und versteht; es existirt gar nicht. In dieser Beziehung ist Alles handgreiflich, praktisch, ohne eine Spur von romantischer Zuthat. Die Frau wird insoweit geschätzt, als sie sich als brauchbares und nützliches Hausthier erweist. Sie zerreibt das Getreide, holt Wasser und Brennholz, verfertigt den Fußboden der Hütte, kocht die Speisen und gebiert Kinder; sie ist ein werthvolles Hausmöbel. Ein hübsches Frauenzimmer, das im Stand ist, ein großes Wassergefäß zu schleppen, wird mit 10 Kühen bezahlt. In Europa sind viele Töchter eine kostspielige Sache für den Vater, im Latukalande dagegen bringen sie Profit, denn 10 Töchter sind so viel werth wie 100 Stück Rindvieh; ein Mädchen produzirt Kühe und die Knaben melken. Für Kleidungsstücke braucht der Vater gar nichts auszugeben, denn Bursche und Mädchen gehen nackt, und kleine Kinder sind beim Weiden der Kühe nützlich zu verwenden. Je mehr Weiber, um so mehr Reichthum für den Mann. Dieser äußerst praktische Zustand der Dinge wird den Missionären die größten Hindernisse in den Weg legen. „Der schwarze Wilde legt Werth auf Weiber und Kühe, aber in erster Linie auf die letzteren. Bei einem feindlichen Ueberfalle wird er selten seiner Weiber wegen fechten, aber für die Kühe wird er tapfer kämpfen."

„Die Latukas sind nicht so schlecht, wie die übrigen Stämme, machten mir aber doch viel zu schaffen. Ein Häuptling, Namens Adda, kam zu mir und forderte mich auf, mit ihm ein Dorf zu überfallen, wo wir Molotes, eiserne Hacken, und Vieh rauben wollten; ich sollte das Vieh, er wollte die Molotes behalten. Auf meine Frage, ob das Dorf in Feindes Land läge, antwortete er nein, aber es liege eben bequem in der Nähe; wenn ich nicht wolle, werde er sich an die türkischen Handelsleute wenden. Als ich ihm sein Begehren abschlug, hielt er mich für einen Schwächling; er hatte gar keinen Begriff davon, daß man aus Gewissenhaftigkeit oder Liebe zur Gerechtigkeit einen Raubzug ablehnen könne. Er machte mir kühl und trocken den Vorschlag, eins seiner eigenen Dörfer, dessen Bewohner ihm mißfielen, auszuplündern! Der Stumpfsinn dieser Wilden ist so arg, daß ich ihnen gar nicht begreiflich machen konnte, was es heiße gut, ehrlich oder rechtschaffen zu sein. Sie kennen nur einen Begriff: Gewalt, die starke Hand, welche dem Schwächern Alles entreißt. Mich ekelte das Alles entsetzlich an und im Unmuthe schrieb ich meine Gefühle in mein Tagebuch nieder.

„Latuka, 10. April 1863: Ich wollte, daß die mit den Schwarzen Sympathisirenden (black sympathisers) in England so recht in das innere Herz von Afrika sehen könnten, wie ich es thue. Dann würde sich viel von ihrer Sympathie verlieren. Hier, bei diesen afrikanischen Wilden steht die menschliche Natur in einer Linie mit jener des Viehs, ist aber bei weitem nicht zu vergleichen mit dem nobeln Charakter eines Hundes. Hier ist auch keine Spur zu finden vom Begriffe der Dankbarkeit, des Mitgefühls und Mitleidens, von Liebe oder Pflicht. Keine Religion, wohl aber Habgier, Undankbarkeit, Selbstsucht und Grausamkeit. Alle sind Diebe, Faullenzer, voll von Neid und jeden Augenblick bereit, den schwächern Nebenmenschen auszuplündern und zum Sklaven zu machen."

Wir wollen noch eine Episode erzählen, die ungemein bezeichnend für die innerafrikanischen Zustände ist. Der weiter oben erwähnte Türke Mohammed Her unternahm mit seinen 110 bewaffneten Leuten und einigen hundert Eingebornen einen Raubzug gegen ein Gebirgsdorf, um Sklaven und Vieh zu stehlen. Er hatte das Dorf niedergebrannt, war dann aber in einen Engpaß gezogen, um eine große Viehheerde wegzutreiben. Weiber und Kinder hatten die Latukas im Stiche gelassen, jetzt fochten sie tapfer aus geschützten Stellungen, und nach und nach wurden fast alle Türken sammt den mit ihnen verbündeten Eingebornen in den Abgrund gedrängt. Dort lagen sie zu hunderten, alle zerschmettert und todt. Die desertirten Meuterer Bakers befanden sich unter ihnen. Als er von diesen Vorgängen Kunde erhielt und einige der von den Meuterern mitgenommenen Flinten ihm wiedergebracht wurden, rief er seine übrigen Leute zusammen und fragte: — Wo sind die Leute? — Alle todt; man kann ihre Leichen nicht mehr finden. — Also sind sie von den Geiern aufgefressen worden! Ich sagte Euch das im Voraus. Gottes Hand ist schwer! —

Nicht blos Bakers Leute, sondern auch jene Ibrahims glaubten an einen geheimnißvollen Zusammenhang zwischen jener Prophezeiung und der Erfüllung. Von da an bewiesen sie ihm den größten Respekt. Mohammed Her und Bellaal blieben verschont, weil sie nicht persönlich am Raubzuge Theil genommen hatten.

Die Latukas waren nun in allgemeiner Aufregung, kein Türke war mehr sicher, und auch Baker gerieth in eine bedenkliche Lage. Er fand es gerathen, die Stadt zu verlassen und sein Lager im Freien aufzuschlagen. Es gelang ihm dann, sich der allgemeinen Verwirrung zu entziehen und seine Reise gen Süden hin, nach Obbo, anzutreten.

Sind die Großrussen („Moskowiter") slawischer oder finnischer Abstammung?

Vor einiger Zeit fand in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris eine Erörterung über die blondhaarigen Juden statt. Die Hebräer von rein semitischer Abstammung haben schwarzes Haar, und das alte Palästina hat keine blonden Bewohner gehabt. Woher kommt nun jenes blonde Haar?

Ein gelehrter Pole, Duschinski, welcher seit Jahren in Frankreich einen Lehrstuhl der Geschichte inne hat, ging auf den Gegenstand näher ein. Er betonte die übrigens allgemein bekannte Thatsache, daß im Mittelalter mehre Völker in Osteuropa theils den Mohammedanismus, theils den jüdischen Glauben angenommen haben; diese seien aber alle von turanischer Abstammung gewesen, kein einziges gehöre den arisch-europäischen Nationen an. Duschinski nimmt überhaupt, in ethnologischer Hinsicht, das Dniestergebiet als Ostgrenze Europa's an; was darüber hinaus liegt, gilt ihm für asiatisch-turanisch.

Als die vier turanischen Völker, welche „außerhalb der

Grenze des eigentlichen Europa's" die jüdische Religion annahmen und welche, wie bemerkt, turanischer Herkunft waren, nennt er: Die Chasaren; die Bulgaren vom Don und vom Kaspischen Meere (die sogenannten Chwalisser); die Burtas in den heutigen Gouvernements Woronesh und Tula, und dann die etwas weiter nördlich wohnenden Moskowiten. Unter den letzteren, den „sogenannten Großrussen, findet man auch heute noch eine Menge judaisirender Menschen, und diese sind Abkömmlinge der ebengenannten vier Völker. Die Muroma, im östlichen Theile des Gouvernements Wladimir, duldeten wohl Christen unter sich, bekannten sich aber bis 1223 zum Islam, dem sie nur durch Zwang entsagten. Eigentliche Slawen seien nie Juden geworden. (Bulletins der Société d'Anthropologie, VI. 519.) —

Daß ein beträchtlicher Theil der 40 Millionen Menschen, welche man als Großrussen bezeichnet, Zuthaten nichtslawischen, zumeist finnischen Blutes in sich hat, unterliegt keinem Zweifel. Das ist auch schon vor beinahe anderthalbhundert Jahren von unserm Landsmann Stritter nachgewiesen worden, und auch Schlözer gab darüber Andeutungen. In unseren Tagen, wo die Frage nach der Abstammung und der Nationalität in den Vordergrund getreten ist, und die anthropologischen und ethnologischen Forschungen eine so große Bedeutung gewonnen haben, forscht man gründlicher nach, als früher geschah und geschehen konnte. Die Origines gentium sehen schon heute ganz anders aus, und wir sind noch in den Anfängen der Untersuchung. Bei dieser sollte man übrigens, der reinen Wahrheit zu Liebe, sich immer streng auf wissenschaftlichem Boden bewegen und alle politische Vorliebe oder Leidenschaft ausschließen.

Seitdem Rußland sich als den Kern der slawischen Länder hinstellt und die Moskowiter, Großrussen, als die Hauptnation unter den Slawen, seitdem ferner ein Panslawismus mit zugleich literarischen und politischen Bestrebungen und scharf gezeichneten Absichten hervorgetreten ist, — seitdem hat man namentlich von polnischer Seite den Versuch gemacht, diese Moskowiter wo möglich aus der slawischen Familie hinauszuweisen oder sie zum Mindesten als nur halbslawische Bastarde hinzustellen. Das ist namentlich von August Viquesnel geschehen, demselben, welcher ein sehr umfangreiches und werthvolles Werk über die europäische Türkei veröffentlicht hat.

Von ihm erschien 1865 zu Lyon ein Coup d'oeil sur quelques points de l'histoire generale des peuples slaves, et de leurs voisins les Turcs et les Finnois, 91 Seiten. In diesem Buche handelt er die ethnographische Geschichte Westeuropa's ab, erörtert die alten Stammsitze und die Wanderungen der Völker jener Region und geht insbesondere auf die Stellung der Moskowiter über.

Der russische Geschichtschreiber Karamsin hatte bemerkt, daß die finnischen Völker, welche an der obern Wolga wohnten, sich in Slawen umgewandelt haben, indem sie deren Sprache, Religion und Gebräuche angenommen. Viquesnel betont, daß diese Angabe unbedingt richtig sei, denn die Nachkommen jener finnischen Stämme hätten die Sitten, Ideen und überhaupt das ganze Wesen bewahrt, welches ein Ausfluß ihres uralischen Ursprungs sei.

Viquesnel nimmt verschiedene Epochen an. Der erste Zeitraum sei arisch-normannisch gewesen; im neunten Jahrhundert kamen die skandinavischen Waräger als Roß oder Ruß über das Baltische Meer. Der zweite Zeitraum (oder „das zweite Rußland") ist arisch-slawisch, vom Ende des zehnten Jahrhunderts an. Die Völkerschaften in den von Rurik und dessen Nachkommen gegründeten Staaten, welchen diese Waräger den Namen ihres Stammes, des russischen, beilegten, bestanden zumeist aus lechischen Slawen, die aus der Weichselgegend bis zum Dniester, dem Dnjepr und dem Ilmensee vorgedrungen waren. Es sind diejenigen, welche man später mit dem allgemeinen Namen Ruthenen belegt hat (Weißrussen, Rußniaken und Kleinrussen). Den Rest der Bevölkerung bildeten einige lithauische und mehre finnische (turanische) Stämme, namentlich die Wes, Mera und Muroma im obern Becken der Wolga, wo zu Herodots Zeiten die Thyssageten und Melanchlänen wohnten. Die skandinavischen Waräger-Russen bildeten nur einen sehr geringen Theil der Bevölkerung unter diesen unterworfenen oder tributpflichtigen Stämmen und waren schon im 14. Jahrhundert sowohl an der Wolga wie am Dnjepr völlig in der übrigen Volksmasse aufgegangen. Die Slawen in diesem „zweiten Rußland" nahmen das Christenthum gegen Ende des zehnten Jahrhunderts an, die Finnen zwei Jahrhunderte später.

Das „dritte Rußland" war seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts turanisch-finnisch. Das Reich Ruriks war seit dem 11. Jahrhundert in eine Menge von Theilfürstenthümern zersplittert. Im 12. Jahrhundert herrschte ein solcher Fürst, Juri Wladimirowitsch Dolgorucki, über die 3 eben genannten finnischen Stämme im Gebiete der obern Wolga. Diese redeten noch ihre alte Volkssprache und waren theils Heiden, theils bekannten sie sich zum Islam, oder zum Judenthum. Juri ließ Kutschko, den Chan der Mera, enthaupten, vermählte dessen Tochter mit seinem Sohne Andreas von Bogolub, der Fürst von Susdal war, und bauete dort, wo später die Stadt Moskau sich erhob, ein Lusthaus. Dieser Name und jener des Flusses Moskwa ist abgeleitet von Masski oder Maski, einer allgemeinen Benennung, mit welcher die turanischen (d. h. türkischen und finnischen) Stämme am Don, an der Wolga und in den nördlicher gelegenen Gegenden in verschiedenen Epochen bezeichnet worden sind. Nach einer Angabe Borytschevsky's saßen in jenen Gegenden seit dem 7. Jahrhundert die Masski (spätere Formen: Mosko, Moskae, Moskiane, Mossyki, Muschka, Mokscha, Marel, Motscha 2c.). Die Wurzel des Wortes bedeutet: Aufenthaltsort der goldenen Horde. Die Großchane der Maski oder Moskowiter wechselten oftmals ihre Wohnstätte; daher die große Anzahl der Oertlichkeiten und Flüsse, welche jene Benennung unter verschiedenen Formen führen. Der Name Moskowiter ist national und muß nicht blos auf die gegenwärtigen Bewohner des alten Herzogthums Moskau angewandt werden, sondern auch auf jene der alten Tsarate Kasan, Astrachan 2c.

Der obengenannte Andreas war Gründer des Großfürstenthums Susdal-Wladimir, das nachher Moskowien hieß. Erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts nahmen seine Nachfolger den Titel der Fürsten von ganz Rußland an. Andreas unterdrückte, ganz im Sinn und Geiste seines turanischen Volkes, das unterwürfig gehalten sein will, die Apanagenfürsten und trat als Selbstherrscher auf. „Dieses System ist den Slawen und anderen arischen Völkern antipathisch, wurde aber auch später die Regel und Richtschnur der moskowitischen Regierung." Damals, um 1174, hatte die Mehrzahl der Bevölkerung weder Christenthum noch slawische Sprache angenommen; das geschah erst nach dem großen Siege über die mohammedanischen Mordwa und Muroma, 1223. Aber gleich im folgenden Jahre erschienen die Mongolo-Tataren zum ersten Mal an der Wolga. Bis dahin waren die Bewohner Susdaliens finnisch; von da an aber, als Christen und slawisch redende Leute, werden sie zu den

slawischen Völkern gerechnet. Die heutigen Moskowiter jener Gegenden sind aber in der That und Wahrheit Nachkommen der finnischen Mera, Wes und Muroma, vermischt mit einem äußerst geringen Zusatz echter Slawen. Noch heute findet man bei ihnen die Ueberreste einer nichtslawischen Sprache der Emmanski oder des Ofeno-Susdalischen, das einst die Volkssprache der Maski gewesen ist. — Im 13. Jahrhundert waren die Slawen des zweiten Rußlands vollständig geschieden von den Finnen des dritten Rußlands, sowohl durch politische Interessen, wie durch ihren nationalen Habitus. Unter den Mongolen trugen beide Theile dasselbe Joch. Dieses wurde durch Johann III. Wassiljewitsch abgeschüttelt, seit 1480 kein Tribut mehr an die Tataren bezahlt, Nowgorod 1478 und Pskow 1510 erobert, das alte Biarmien, in welchem die Nowgoroder als Handelsleute angesiedelt waren, unterworfen; die Theilfürstenthümer Twer und Rjäsán fielen heim, Smolensk wurde 1515 mit Moskowien vereinigt, und seit 1523 zählte das dritte Rußland etwa zwei Millionen Slawen.

Das vierte Rußland, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, ist turanisch, ist finnisch-tatarisch. Dasselbe eroberte die Tsarate Kasan und Astrachan, 1552 bis 1557, und im 17. und 18. Jahrhundert das Tsarat Nogai. So vereinigte es alle europäischen Moskowiten (Maski) unter einem Scepter. Das Gebiet jener 3 eben genannten Tsarate war nie von Völkern slawischen Stammes bewohnt. Die skythischen Tschuden vermischten sich mit Völkern, die zu verschiedenen Zeiten aus Asien herüber kamen, z. B. Hunnen, Awaren, Türken im 6. und 7. Jahrhundert, Bulgaren von der Kama und Wolga, Chasaren, Magyaren, Petschenegen, Kumanen und Polowzer. In diesem Gemisch ist das arische Element nur sehr schwach, und zwar durch die Trümmer von Sarmaten und Gothen vertreten. Dazu kommt etwas semitisches Element, von welchem ein Theil aus Assyrien mit anderen Völkern bis an Don und Wolga kam, schon im 7. und dann besonders im 12. Jahrhundert. Mit Trümmern von allen den genannten Völkern mischten sich im 13. Jahrhundert Turk-Tataren, und aus dieser Mischung sind die Bevölkerungen der Tsarate Kasan, Astrachan und Nogaï, sodann die Sibirier und die Bewohner der Krim hervorgegangen. In den asiatischen Chanaten Chokand, Chiwa und Buchara finden wir (abgesehen von den alten bodenständigen Tadschiks, die Iranier sind) auch ein turanisches Gemisch, aber doch mehr Semitisches und Arisches als an Don und Wolga.

„Das vierte Rußland ist eigentlich eine Wiederherstellung des Reiches Kiptschak; die moskowitischen Herrscher sind Nachfolger der Dschingischaniden, durch die Verbreitung des Christenthums und der slawischen Sprache wurde die Einheit geschaffen. Aber das moskowitische Slawisch (welches die turanischen Völkerstämme der Maskas annahmen) war ein fremdes Idiom, das man aus den Heiligen Büchern erlernte; es hat viel mehr Aehnlichkeit mit der alten liturgischen Sprache, als irgend eine andere slawische Sprache, mit alleiniger Ausnahme der bulgarischen; es unterscheidet sich durch seinen ganzen Geist und auch durch seine Schriftzüge vom Klein- und vom Weißrussischen; es wird von 40 Millionen Moskowitern ohne dialektische Verschiedenheit gesprochen, während die neun anderen slawischen Sprachen, welche von echt slawischen Völkern geredet werden, allesammt mundartliche Verschiedenheit aufweisen. Etwa 12 bis 15 Millionen unter den Moskowitern, welche Slawisch reden, haben doch ihre altnationale Sprache bewahrt und bilden dadurch gewissermaßen ein Verbindungsglied zwischen den europäischen und asiatischen Brüdern. Die 40 Millionen Moskowiter erkennen die Herrschaft der russisch-orthodoxen Kirche an; aber es haben sich unter ihnen mehr als 200 Sekten gebildet, allesammt mit orientalischen Ideen, welche von jenen der abendländischen Sekten abweichen. Dagegen gibt es unter den Kleinrussen und unter den Großrussen gar keine Sekten. Der Unterschied zwischen den slawischen Russen und den Moskowitern ist auch in dieser Beziehung sehr auffallend. Ferner: Die slawischen Russen sind seßhaft und dem Ackerbau zugewandt, wie die übrigen arischen Völker in Europa und haben dasselbe occidentalische Civilisationsbedürfniß. Die Moskowiter dagegen haben zwar feste Wohnungen, aber daneben den nomadischen Hang ihrer turanischen Vorfahren bewahrt. Das Gefühl und der Drang nach Freiheit ist ihnen eben so fremd, wie der Geist gesetzlichen Widerstandes; sie wollen die Autokratie haben. —

Das „fünfte Rußland" ist das russische Reich der Gegenwart. Diesem sind einverleibt theils ganz, theils nur theilweise die russischen Slawen des polnischen Rußlands, die Polen, die Litthauer, die Rumänen in Bessarabien, die Finnländer und noch manche andere Völker.

Viquesnel faßt, nachdem er eine geschichtliche Entwickelung gegeben, um das oben Gesagte zu begründen, die Ergebnisse in folgender Weise zusammen:

1. Im 12. Jahrhundert, zur Zeit der Gründung des Fürstenthums Susdal, welches später den Namen Moskau erhielt, bildeten finnische Völker von der obern Wolga die Bevölkerung dieses Landes und sprachen noch ihre alte finnische Sprache.

2. Susdalien galt damals noch nicht für einen Bestandtheil Rußlands; die Bewohner desselben hießen seit der Gründung des Fürstenthums erst Susdalier, nachher Moskowiter.

3. Die moskowitischen Fürsten haben gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu anderen Titeln auch den eines Fürsten aller Russen gefügt; aber bei russischen und ausländischen Schriftstellern werden die Benennungen Russen und Rußland, für Moskowiter und Moskau, erst im 18. Jahrhundert allgemein angewandt.

4. Das Gebiet der Moskowiter, so weit es den Fürsten aus Ruriks Haus unterworfen war, reichte nur bis zur Oka; östlich von diesem Zuflusse der Wolga begann das Gebiet unabhängiger türkischer und finnischer Stämme. Diese wurden im 13. Jahrhundert von den Mongolo-Tataren unterjocht, und nachdem diese vertrieben waren, fielen sie im 16. und 17. Jahrhundert unter die Herrschaft der moskowitischen Tsaren.

5. Seit jener Zeit bildet die Volksmenge in den Gegenden östlich von der Oka die Mehrheit der Moskowiter, „die Großrussen".

6. Was die Minorität der Moskowiter im alten Susdalien anbelangt, so versteht es sich von selbst, daß die finnischen Stämme an der obern Wolga nicht etwa in das Uralgebirge zurückgedrängt und durch Slawen ersetzt worden sind. In Susdalien wurde in Folge der Einführung des Christenthums eine slawische Sprache im 13. Jahrhundert herrschend und sie verdrängte nach und nach die alten Idiome. Das slawische Element im Lande wurde durch die von Haus aus skandinavischen Rurikowitschen vertreten, welche durch Heiraten slawisirt worden waren; sodann durch die slawischen Priester und Andere, welche aus Kiew gekommen waren, insbesondere auch Handelsleute. Denn in diesen Zeiten erst begann in diesen finnischen Regionen der Städtebau, und etwas späterhin wurden mehr als 12,000 Leute aus Nowgorod und Pskow

in den susdalischen Städten angesiedelt. Die Nowgoroder hatten auch, wie schon oben angedeutet worden, Handelsniederlassungen an der Dwina und Wiätka in Biaenien. —

So argumentirt Viquesnel. Unsere Meinung geht dahin, daß allerdings ein sehr beträchtlicher Theil der Großrussen aus slawisirten Finnen und turanischen Leuten überhaupt bestehe, daß aber die slawischen Zuthaten nicht so gering sind, wie die polnischen Gelehrten behaupten, um den Großrussen alles Anrecht auf den slawischen Namen hinweg zu demonstriren. A.

Stadt Steyer.

Studie von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

IV.

Was den Volkscharakter und das Volksleben von Steyer betrifft, so will ich, um diese stets heikle Frage in möglichster Objectivität zu beantworten, zunächst einige Theile von einem Schriftstücke folgen lassen, das aus dem 16. Jahrhundert auf uns gekommen ist.

Es lebte nämlich zur Zeit des Kaisers Friedrich III. und Maximilian I in Steyer ein gewisser Dr. Joseph Gründeck, „Mathematikus und Historikus". Er stellte in derselben Weise, wie man damals die Schicksale der Menschen aus dem Stande der Steene zur Geburtsstunde zu bestimmen suchte, auch der Stadt Steyer das Horoskop, indem er, was damals allgemeiner Glaube gewesen zu sein scheint, als Stunde der Gründung, gleichsam als Geburtsstunde, die Mittagsstunde des 24. Aug. 980 annahm. Das Resultat dieser astrologischen Nativitätsstellung ist natürlicher Weise ein historisches Zeugniß für die Zeit, in der sie vorgenommen wurde, und Einiges davon wird wohl noch immer wahr sein, ebenso wie ja die Charakteristik des Bayern, die uns der um dieselbe Zeit lebende Aventinus (1466 bis 1534) gegeben hat, in jedem Zuge ein getreues Bild der Gegenwart ist.

Die interessantesten Sätze daraus sind folgende: „Der Leu ist ein kaiserlich und königlich Zeichen, umbefanget mit seinem Angesicht die Stadt Steyer. Der Herrscher aber dieser Stadt ist die Sonne. Der Mars herrschet mit. Darumb gibt der gemeine Einfluß allhier eine hitzigere und trunkenere Region als denen anderen Landten. Der Lufft aber wird von Untergang der Sonne und von Mitternacht mit Kälde und Feuchtigkeit genugsam temperirt, frisch, gesund und gemeiniglich von aller pestilenzischer Vergiftung frei. Darumb die Einwohner nach ihrer Menschheit, Natur und Complexion dem Leib nach stark seynt, guet proportionirt, wohl gefärbt, mittelmäßig in der Statur, gemischter Sitten, nicht sudtill, auch nicht grob oder üppig, hochmüetig, trefflich findig, und etwas stolz, nach Gelegenheit der freyen Gewohnheiten große und hohe Sachen in ihrem Gemüeth betrachtend.

Von des Satueni Zueganges wegen wird ihr Freidt (Freude) gemischt mit Traurigkeit, Barmherzigkeit, Gottesforcht und Gerechtigkeit; anderer Wegen seynt sie fröhlich, Gesöllschaften, Wirthschaften und allen Wollust liebend. Wie so Satuenus in der eigenen Kraft gestanden ist und Marti (dem Mars) in der Ausstehung widerwärtig, wird das gemeine Volk auf eine hartneggige, widerspenstige, eigenwillige Eigenschaft geneigt sein.

In anderen Weg gibt der Einfluß deren Inwohnern keine besondere Neigung, hoch, diesf und subtille Künste zu erlernen oder weit umd seldige in die Landt zu raisen, sondern eine Begierdt zu allerlei würklichen Handtierungen.

Von wegen der Sonne in ihrer eigenen Glori sollen die Bürger allda, wo sie Gesetz und Ordnung der Natur halten, gemeiniglich ein gutes Alter bekommen. Indem aber Merkurius, ein Bedeuter der menschlichen Vernunft, dem Mond, so ein Bedeuter der Sinnlichkeit zu sein pflegt, in dem Angesicht des Himmels ganz widerwärtig ist, dieß bedeutet, daß die menschliche Natur allhier durch die Sinnlichkeit unterdrückt wird, denn die Inwohner legen sich zu fest auf Essen und Trinken, dadurch das Leben gekürzet wird. Dann so Venus in der Macht Mercurii, und Mars in Ermannnng Veneris in der Figur gefunden werden, geschieht es, daß die Kinder nicht wenig auf die fleischlichen Begürden und auf die Unlauterkeit geneigt seyn. Doch so ihm die Sonne in erster Einfließung und stärkesten Eintruckung der Eigenschaften den Jupiter, aller bösen Planeten Bezwinger, zugesöllet hat, wird die Erbarkeit zu allen Zeiten hier herrschen, und die Stadt behalten, zieren und ordnen.

Das frauliche Geschlecht ist nicht der mindeste Theil in einer Stadt, und wiewohl Mars und Saturnus in der Wohnung Veneris denen Frauen eine angeborene Yppigkeit, eine hoffertige Untreu, leichtfertige, übermüetige und eine kürzliche, unlautere Art ist, so ist doch der fromde, güettig und barmherzige Jupiter sie von diesen Neigungen zur Frombkeit, Erbarkeit, Andacht, Gottesforcht und andern tugendhaften Eigenschaften zu ziehen geneigt. Denn Venus in dem Haus Merkurii raitzet sie zu guetten Sitten und Gebärden, gibt ihnen eine innere Wollüstigkeit zu allen menschlichen Zierlichkeiten."

In welchem Maße diese Charakterzüge auch für die Gegenwart gelten, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Jedenfalls kann man überzeugt sein, daß diejenigen, welche sich noch immer finden, in der Regel zugleich zum oberösterreichischen Charakter als solchem gehören. Steyer ist unter den oberösterreichischen Städten nicht weniger ausgezeichnet durch die originelle, scharf ausgeprägte oberösterreichische Physiognomie, die es sich bewahrt hat, als durch die Schönheit seiner Lage. Wer mit dem möglichst geringen Zeitaufwande kennen lernen will, was Oberösterreich ist, der reise nur direkt nach Steyer und halte sich dort eine Woche auf.

Und das ist nicht nur die kürzeste, sondern auch die genußreichste Art eines solchen Studiums von Land und Leuten. Nur ist dazu die Erfüllung einer Bedingung unumgänglich notdwendig. Man muß zuvor den üblen Eindruck überwunden haben, den ein ganz hervorstechender Charakterzug des steyrer Volkes, der einzige unliebenswürdige, den ich habe entdecken können, im Anfange auf

jeden Fremden machen muß. Es ist dies das beständige, fast unausstehliche *Angaffen der Leute auf der Straße*, ärger als man es in dem kleinsten Gebirgsdörfchen Bayeens findet. Um sich hierdurch nicht verstimmen zu lassen, muß der Fremde sich einer andern Eigenthümlichkeit von Land und Leuten erinnern, wovon diese nur eine Folge ist. Er muß sich vergegenwärtigen, daß er sich in einem Lande befindet, das in allen Beziehungen einen außerordentlich *gleichförmigen Charakter* hat. Ein Haus ist gebaut wie das andere, eine Kirche genau in demselben Style und mit demselben Prunke wie die andere und der Grundriß der einzelnen Marktflecken und Städte mit den langen, viereckigen Plätzen und engen Straßen ist durch das ganze Land derselbe. Noch viel auffallender ist aber die Gleichheit der Menschen in Gesichtsbildung und Wuchs, dem noch sehr bestimmt ausgeprägten nationalen oberösterreichischen Typus, in der Tracht, in der Mundart, in Sitte und Religion.

Eine nothwendige Folge dieses gleichförmigen Charakters ist nun aber, daß der Fremde, der in Allem, in Gesichtsbildung, Benehmen, Sprache und Kleidung von der Landesart abweicht, großes Aufsehen erregt, selbst beim bescheidensten Auftreten, um so mehr, als die Erscheinung eines Nichtösterreichers in einem Orte wie Steyer, der von der großen Heerstraße der Donau etwas entfeent liegt, nicht gerade sehr häufig ist. Im Anfange, ehe man sich Rechenschaft von der innern Nothwendigkeit der Sache abgelegt hat, kann den Fremden ein wahrer Ingrimm überfallen, wenn er so auf allen Wegen und Stegen, innerhalb und außerhalb der Stadt, er mag gehen wohin er will, die ihm begegnenden Personen, Gebildete so gut wie Ungebildete, Bürger wie Baueen, Erwachsene wie Kinder staunend stehen bleiben, flüsteend die Köpfe zusammenstecken oder mit den Ellbogen sich anstoßen sieht und durch ihre Blicke Spießruthen laufen muß. Indessen findet man sich bald hinein, wenn man erst den Charakter der Leute bei anderen Gelegenheiten kennen gelernt hat.

Es ist in der That ein *äußerst gutmüthiges Volk*, das oberösterreichische überhaupt und das steyrische insbesondere, dem man schon jene kindische Unart verzeihen kann. Die *Menschenfreundlichkeit* ist gerade derjenige Zug, welcher dem aus Norddeutschland hieher kommenden Fremden am meisten und am ehesten auffallen wird.

Denke Dir z. B., lieber Leser, Du kommst, wie wir, nach einem tüchtigen Marsche von dem reizenden, drei Meilen oberhalb Steyer an der Enns gelegenen Artzberg gegen Mittag, aber etwas spät, in dem Dir von allen Seiten empfohlenen und in der That höchst empfehlenswerthen *Gasthofe zum Schiffe* an. Es ist gerade ein Sonnabend, ein Markttag, und unten zu ebener Erde in dem gewöhnlichen Gastzimmer, wie oben in dem für die besseren Stände bestimmten Saale geht es sehr lebhaft zu, daß Du auf der Stelle nicht recht weißt, wo Du ein Plätzchen für Deine müden Beine und Deinen hungrigen Magen finden kannst.

Nach einiger Ueberschau entdeckst Du, daß an dem oberen Ende der einen langen Tafel einiger Raum frei geworden ist und Du beeilst Dich, ihn einzunehmen. Du bist auf diese Weise der Nachbar eines kleinen, freundlichen Herrn mit lebhaft blickenden Augen und jener eigenthümlich frischen Gesichtsfarbe geworden, die den eifrigen Verehrer des kalten Wassers verräth. Es scheint ein alter, wahrscheinlich pensionirter Offizier zu sein. Er trägt, wie es Sitte ist bei den österreichischen Offizieren, den einfachen Sommeranzug aus granem Leinen, an dem nur oben am Kragen drei Sternchen seinen Rang bezeichnen. Kaum hast Du Platz genommen, so wirst Du schon freundlich angeredet, und nach einer Viertelstunde schwatzt ihr schon so vertraulich zusammen, als ob ihr einander seit Jahren kenntet. Der Eine hat sehr bald in dem Andeen einen enthusiastischen Naturfreund gewittert und mit ihm geistig jenen geheimnißvollen Freimaurer-Händedruck ausgetauscht, durch welchen der Mensch den Menschen erkennt.

Der kleine graue Herr ist bald in das richtige Fahrwasser gebracht und erzählt Dir nun, wie er nach seiner Versetzung in den Ruhestand anfangs in Linz gelebt, dann aber Steyer kennen gelernt und ihm seit Jahren den Vorzug vor jenem gegeben habe, theils der größeren Reize der Gegend, theils des angenehmern Lebens wegen. Von Begeisterung leuchten seine Augen, wenn er Dir jetzt die einzelnen schönen Punkte in der Nähe von Steyer, den Taborberg, die Ennsleithen, den Tamberg beschreibt und dann seinen weitern Lieblingsausflug nach Gründurg, etwa fünf Stunden von der Stadt an der Steyer gelegen, mit einem reizenden Blicke auf das gegenüber liegende Steinbach, ein Weg, den er trotz seiner siebenzig Jahre in Einem Tage hin- und zurückmacht.

Nur dann und wann leidet diese Unterhaltung eine Unterbrechung, wenn er seinen Liebling, einen Rattenfänger schauderhaften Aussehens, der zur Seite auf dem Fußboden von unterschiedlichen Tellern sein Mittagsmahl einnimmt, mit Speisen versorgt, oder nachsieht, ob er auch einen gesunden Appetit hat. Wenn er endlich aufsteht und Abschied nimmt, hörst Du zu Deiner Verwunderung, daß der kleine Mann in granem Leinen von dem Wirthe als Excellenz begrüßt wird, und bei näherer Erkundigung erfährst Du, daß es *der Feldmarschall-Lieutenant von S.* war.

Wenn der Zufall es aber anders will, kannst Du indessen auch eine Begegnung haben, die Dir eine Ueberraschung entgegengesetzter Art bereitet. Du bist vielleicht wie jener Herr aus Wien, der mir die Geschichte eines Abends erzählte, zu Wagen angekommen und mit Dir ist gleichzeitig in demselben Gasthofe eine hübsche junge Dame aus Wien in Begleitung ihres Vaters abgestiegen. Bei Tische hat Dich der witzige Zufall wieder an ihre Seite gebracht und Du hast nicht verfehlt, den liebenswürdigen Gesellschafter zu machen. Nun denke Dir, Du besuchst am Abende ein Gasthaus, wo eine *Citherspielerin* aus Wien singen und spielen wird, und wenn diese auftritt, erkennst Du in ihr die Schöne, die Du am Mittage zur Nachbarin gehabt hast.

Begegnungen, wie diese letztere, gehören nun freilich zu den Seltenheiten. Wenn sie aber vorkommen, nimmt man sie mit gutmüthigem Lächeln hin und freut sich, daß überhaupt so etwas noch möglich ist. Süddeutschland und besonders Oesterreich hat unter Anderem den großen Vorzug vor Norddeutschland, daß sich die *reine Menschennatur*, der Mensch als solcher, aus der Uniform und sonstigen Charaktermaske, welche die übernommene Rolle im Schauspiele des Lebens uns aufnöthigt, mit Leichtigkeit herausschält und unaufhaltsam hervorbricht aus allen künstlichen Umhüllungen von Rang und Stand. *Die Uniform, das Kostüm des Standes reicht dem Süddeutschen höchstens bis auf die Haut*; dem Norddeutschen ist es aber tief ins Fleisch, in Herz und Hien, in Mark und Bein hineingewachsen. Die anders gearteten unter diesen fühlen sich daher beim ersten Betreten süddeutschen Bodens seltsam angeheimelt: es ist ihnen, als hätten sie jetzt erst ihr eigentliches Vaterland gefunden. —

Aus allen Erdtheilen.

Der australische Forschungsreisende McIntyre gestorben. Wir erhalten diese betrübende Nachricht durch die melbourner deutsche Zeitung „Germania" vom 26. Juli. Sie entlehnt der „Port Denison Times" (einem in der Provinz Queensland erscheinenden Blatte) Folgendes:

„Aus Marathon haben wir unterm 15. Juni ein Schreiben erhalten, dessen Inhalt zufolge Hr. McIntyre, der Führer der Expedition zur Aufsuchung Leichhardts, am 4. Juni zu Gilliot Creek, nahe der Station seines Bruders, verschieden ist. Er starb am Fieber, von welchem er wahrscheinlich in Burke Town angesteckt worden ist."

Duncan McIntyre war ein unternehmender Mann. Die letzten Nachrichten von ihm waren von Gilliot Creek und datirten vom 30. März. Er schrieb an unsern Landsmann Dr. Müller über den Fortgang seiner Expedition seit dem Tage, da er den Dr. Murray und drei andere Mitglieder der Expedition entlassen hatte, Folgendes:

„Der ganze Dezembermonat wurde damit hingebracht, um hinlänglich Wasser im Cooper's Creek zu finden, und die Vorräthe, Waffen, Munition, Instrumente und andere Gegenstände wieder aufzusuchen, welche durch die Schuld der erwähnten Entlassenen hier- und dorthin fortgeworfen oder mit den weggelaufenen Pferden verloren gegangen waren. Am Neujahrstage waren wir auf einem schönen Platze am Coopers Creek gelagert, da aber der Zustand der Kameele noch einen Monat Ruhe erforderte und die Eingebornen uns sehr beschwerlich fielen, so zog ich den Creek weiter aufwärts, wo hinlänglich Futter und Wasser war, und errichtete eine Stockade, womit wir am 14. Januar fertig wurden, so daß uns die Eingebornen nicht mehr belästigen konnten. Wir hatten hier Ueberfluß an schönen Fischen. Am 9. Februar brach ich auf; sämmtliche Mitglieder der Expedition, bestehend aus mir, zwei Europäern, dem Beludschen aus Indien und zwei Eingebornen, befanden sich im besten Gesundheitszustande, unsere 12 Kameele und 5 Pferde sind gleichfalls im besten Stande und mit ungefähr 2 Tons Vorräthen bepackt. Am 18. Februar passirten wir den Decker-River und am 1. März den Müller-River, und betraten sonach den Wendekreis. Am 9. März gingen wir über die Coost-Ranges und gelangten am folgenden Tage an die Quelle des Gilliot-River, dessen Laufe wir abwärts folgten. Am 18. März lagerten wir am Ostufer des Flusses, beinahe Fort Bowen gegenüber. Ich nahm einen von meinen Eingebornen, Namens Welbo, mit, um zu sehen, ob in der Nähe eine Station sei. Einige Meilen in östlicher Richtung kamen wir zum Flinders River, und bald darauf trafen wir einen Stockmann, welcher uns nach Herrn Gibsons Station nahe bei Mount Little führte. Der Besitzer benachrichtigte mich, daß keine weiteren Spuren von Leichhardt aufgefunden worden seien und Eingeborne sich selten in dieser Gegend sehen ließen. Nach einigen Stunden Aufenthalt ritten wir nach der ungefähr 12 Meilen entfernten Station des Herrn Morrisell, ein paar Meilen von den mit L. L. bezeichneten Bäumen gelegen. Herr Morrisell erzählte mir, daß jene Stelle, welche für ein altes Lager Leichhardts gehalten wird, die einzige Spur von demselben am Flusse sei, von welcher er wisse oder gehört habe. Ich kehrte am 20. März nach unserm Lager zurück und habe seitdem mit dem Eingebornen Welbo nach anderen gemarkten Bäumen oder Anzeichen von Leichhardt auf und nieder der Ufer des Flinders River und quer durch die Gegend bis zum Cloncurry-River gesucht, habe jedoch nichts dergleichen gefunden und bin ebensowenig mit Eingebornen zusammengetroffen. Die Kameele, obgleich sonst in gutem Zustande, leiden etwas an wunden Füßen und gebrauchen deshalb einige Wochen Ruhe, bevor ich nach den westlichen Distrikten aufbrechen kann. Während dieser Zeit werde ich meine Nachforschungen fortsetzen und hauptsächlich Eingeborne dieses Distriktes aufzufinden suchen, um von ihnen Auskunft zu erlangen, und wo möglich Einige bewegen, sich der Expedition anzuschließen.

Australische Notizen. Am 2. Juli 1866 feierte man in der Colonie Victoria den Jahrestag der Trennung von Neusüdwales; sie fand vor 15 Jahren statt.

In Südaustralien ist im Sixth Creek und im Torrensflusse Gold gefunden worden; auch waren noch weitere Berichte über die Entdeckung neuer goldhaltender Gegenden eingegangen, und die Gruben, welche bereits früher in Angriff genommen sind, gaben guten Ertrag.

In der Colonie Victoria wurde in McCullochs Schacht bei Jericho ein 87 Unzen schwerer Goldklumpen gefunden und am Twist Creek in Yackandandah ein sehr reiches Quarzriff entdeckt. Eine der dortigen Banken bot für einen Centner der losgebrochenen Steine 200 Pfd. Sterl., das Gebot wurde aber nicht angenommen.

Die Dampferverbindung zwischen Australien und Centralamerika ist nun eine Thatsache geworden. Am 14. Juli ging der Dampfer „Ruahine" von Sydney in Neusüdwales nach Panama in See. Das nächste Schiff sollte am 1. September abgefertigt werden. Da von Panama nach Aspinwall über die Landenge eine Eisenbahn führt und Suez mit Alexandria gleichfalls durch eine solche verbunden ist, so sehen wir nun im Jahre 1866 die Communication vermittelst des Dampfers um den ganzen Erdball hergestellt.

In Queensland hat die dortige Regierung sich zu Gunsten einer Postverbindung mit Europa über Batavia, durch die Torresstraße, ausgesprochen.

Ein Steinzeitalter in Südafrika. Am Fisch-River, in der östlichen Provinz der Capcolonie, hat ein Hr. Bowker Speer- oder Pfeilspitzen von Stein gefunden; einige derselben sind dem Museum der Capstadt einverleibt und einige durch den bekannten Reisenden Baines nach London gebracht worden. Man fand sie, sagt derselbe, neben Bruchstücken von Töpfen 13 Fuß unter der Erdoberfläche und sie sind die ersten Steinwaffen, welche in Südafrika gefunden wurden. Die jetzigen Eingebornen haben von dergleichen nie Kunde gehabt, sie wissen auch nicht, daß sie ihren Vorfahren jemals bekannt gewesen wären. Die Kaffern, Zulus, die verschiedenen Betschuanastämme, die Damaras und die Owampo, diese alle haben zum Werfen oder zum Stechen eiserne Hassagayen oder Speere, und namentlich die Owampo verstehen sich auf das Schmelzen des Eisens sehr gut. Die Hottentoten und Buschmänner haben außer der Hassagaye auch Pfeile. Die Spitzen derselben sind manchmal von Eisen, zumeist aber aus Knochen und sie werden vergiftet. Von Steinwaffen lebt unter ihnen keine Ueberlieferung, auch steht in den ältesten holländischen Berichten von dergleichen nichts. „Ich will nicht voreilig eine Ansicht aufstellen, aber ich meine (und darin pflichtet mir Edwin Layard, Curator des Museums in Capstadt, bei), daß diese Waffen das Dasein von Volksstämmen anzeigen, welche längst verschwunden waren, als die Europäer mit diesem Theil Afrika's bekannt wurden."

Ein fossiler Menschenschädel in Californien. In wahrhaft überraschender Weise häufen sich die wichtigsten paläontologischen Funde, durch welche das hohe Alterthum der Menschen auf der Erde bestätigt wird. Als man vor etwa 10 Jahren am untern Mississippi, im Staate Louisiana, ein Menschengerippe unter der fünften Lage der dort im Laufe der Jahrtausende über einander geschichteten Reihenfolgen von Cupressus disticha entdeckte, nahm man mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß dieses Skelett, dessen Schädelbau jenem der heutigen Indianer des Mississippithales glich, mindestens 45,000 Jahre dort gelegen habe. Kein Geolog zweifelt mehr daran, daß vor mehr als 100,000 Jahren Menschen auf Erden wohnten; die Knochenfunde in den Höhlen und im Diluvium reden allzudeutlich.

Jetzt eben kam ein neuer Fund hinzu. Die Regierung von Californien läßt ihr Land geologisch untersuchen. Nun hat man, einem Berichte aus San Francisco (in der „Allgemeinen Zeitung" vom 18. Sept. 1866) zufolge, in einer Tiefe von 150 Fuß bei Abteufung eines Schachts einen menschlichen Schädel gefunden. Leider finden wir die Fundstätte nicht speciell angegeben. „Das denselben bedeckende Gestein bestand aus fünf Schichten Lava und vulkanischen

Tuffs, sodann aus vier Schichten aufgeschwemmten Bodens. Prof. Whitney (ein ausgezeichneter Geolog) schließt hieraus, daß der Träger jenes Schädels, dessen Formation denen der hier noch lebenden Indianer gleicht, zu einer Zeit existirt haben muß, ehe der Berg Shasta und die anderen Berge jener Gegend ihre Häupter in die Wolken erhoben, und daß also dem Menschen ein mit dem Pliocaen gleiches Alter zuzuschreiben sei." Wo bleibt da der „Anfang der Erschaffung der Welt" nach der jüdischen Chronologie?

Kohlen und Petroleum in der brasilianischen Provinz San Paulo. Richard Burton ist seit etwa einem Jahre britischer Consul zu Santos in der genannnten Provinz; nachdem er so manches Jahr in dem bösen afrikanischen Klima gelebt hat, kann er sich dort in der milden Luft wieder erquicken. Aber still sitzt er nicht. Der Entdecker des Tanganyikasees, der Mann, welcher zuerst von allen Europäern Härär in Ostafrika betreten und als verkappter Mohammedaner die Kaaba in Mekka besucht hat, gönnt sich keine Ruhe; er hat einmal, ich möchte sagen, die Entdeckungskrankheit. Jetzt erforscht er Theile Brasiliens. Er hatte Proben von den Steinkohlen gesehen, welche in den Provinzen Rio grande und St. Catharina gefunden worden sind, und als er nun den Parahyba und den Ribeiro do Iguape näher untersuchte, kam er zu der Ueberzeugung, daß die geognostische Formation, in welcher jene Kohlenfelder auftreten, sich nach Norden hin bis in die Provinz San Paulo fortsetzt. Der Schluß hat sich als richtig bewährt.

Burton hielt am 8. Juli 1866 in Rio de Janeiro einen öffentlichen Vortrag über seine Untersuchungen; auch der Kaiser war zugegen. Auf dem Ritte von Santos nach Rio kam er in Begleitung einiger landeskundiger Brasilianer auch nach der kleinen Stadt Bom Jesus de Tremembe, und dort am südlichen Ufer des Parahyba zeigte man ihm sogenannte Pissarra, harten, thonigen Schiefer, in welchem er sogleich dasjenige Gestein erkannte, unter welchem Kohlenfelder und dann auch Petroleum liegen. Dieses Schieferlager zieht sich am Flusse meilenweit hin. Burton suchte nun nach dem rothen Sandstein, welcher die Kohlenlager in Rio grande kennzeichnet; er fand denselben schon am nächsten Tage und zwar in Verbindung mit Hematit; das war entscheidend. Eine Meile weiter südlich fand er Eisenstein und unweit davon einen zum Brennen ganz vortrefflichen Kalkstein. Die Oertlichkeiten aller dieser Funde liegen nahe beisammen und halbwegs zwischen San Paulo und Barra do Pirahy, in einem Punkte, welchen die Pedro segundo-Eisenbahn in ihrer Fortsetzung nach Westen durchschneiden muß, und eben so die Santos- und San Paulo-Bahn nach Osten hin.

Eisenbahn über die Anden. Die „Deutsche Zeitung" am La Plata sagt: „Eine Eisenbahn über die Anden, vom Rio de la Plata ausgehend und am Stillen Weltmeer mündend, gehört nächstens nicht mehr ins Bereich der Träume und Luftschlösser. So gut die Europäer baldigst von Lissabon bis Konstantinopel, also vom Atlantischen bis zum Marmora beziehungsweise Schwarzen Meer in einer Tour werden fahren können, werden wir diesseits des Atlantischen Oceans bald (?) von Buenos Ayres nach Valparaiso fahren können. Bereits sind 240 Meilen der Central-Argentinischen Linie vom Hafen von Rosario bis Cordova stark im Bau begriffen, und bei fortschreitender Einwanderung und Ansässigmachung wird sich ohne Zweifel diese Eisenbahnlinie bald weiter erstrecken. Hr. Wheelwright, Direktor der Central-Argentinischen Eisenbahn, äußert sich darüber in einem Briefe folgenderweise: Ich hoffe Mittel zu finden, die Vermessung der Cordilleren von dem sogenannten Südpaß in Chile bis nördlich von Copiapo auszuführen, um zu untersuchen, ob sich nicht noch ein günstigerer Paß auffinden läßt, als der bereits vermessene Paß von San Francisco. Es sind sieben günstige Uebergangspunkte zu vermessen, bevor entschieden werden kann, welches der beste sein könnte."

---

r. **Schulen in Indien.** Man zählt in Indien 30 Millionen schulpflichtige Kinder, von diesen werden etwa 100,000 von Missionären, 127,000 in Staatsschulen unterrichtet, alle übrigen wachsen in fast absoluter Unwissenheit auf. Die englische Missionsgesellschaft erhält 781 Schulen mit 12 europäischen und 846 eingebornen Lehrern; sie zählt etwa 1500 Schüler in ihren Schulen. Die wesleyanische Missionsgesellschaft hat 53 Schulen, 100 Lehrer und 8500 Schüler; die freie schottische Kirche unterrichtet in ihren Schulen 9500 Schüler; die baptistische Mission 2000; die baseler 2600 u. s. w. Ein Journal in Calcutta, „Friend of India", weist durch Zahlen positiv nach, daß die Erziehung in den Staatsschulen viel theurer sei als in denen der Missionen.

Ein Bernsteinfund bei Namslau in Schlesien, der alte Bernsteinhandel und die Bronzeperiode.

Wir verdanken der Freundlichkeit des Herrn Geheimen Medicinalrath Göppert in Breslau die folgenden Mittheilungen. Sie sind einem Vortrag entlehnt, welchen der berühmte Gelehrte in einer Sitzung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur gehalten hat.

Bernstein wird in Schlesien seit Jahrhunderten häufig, aber meistens nur vereinzelt, gefunden. An 120 Fundorte habe ich notirt, 5 gehören dem Areal von Breslau selbst an, mehr als ein Drittheil den auf dem rechten Oderufer gelegenen Kreisen von Namslau, Oels und Trebnitz. Pfundschwere Stücke sind nicht selten; das größte, ein sechspfündiges Stück mit einem tiefen, einen Wurzelabdruck zeigenden Einschnitt, kam vor 12 Jahren in der Oder bei Masselwitz, unfern Breslau, vor, ein anderes von 21 Loth in der Stadtziegelei bei Schweidnitz, von $\frac{1}{2}$ Pfund Gewicht 2 Fuß tief in lehmigem Boden bei Sprottau u. m. a.

Vor einiger Zeit enthielten die Tageblätter eine Notiz über Vorkommen von Bernstein bei Namslau. Da es von großem Interesse ist, die Lagerungsverhältnisse desselben genau zu kennen, ob sie der Geschiebe- oder der tieferen blauen Letten- oder Braunkohlenformation angehören, so bat ich Herrn Kreisphysikus Dr. Larisch in Namslau um nähere Auskunft und erstaunte nicht wenig, darüber Folgendes zu vernehmen:

„Die Fundstätte liege etwa 300 Schritte westlich von Hennersdorf, zwei Meilen nordöstlich von Namslau, Hennersdorf selbst auf einer mäßigen Erhebung, die von Schadegur bis Wellendorf in der Richtung von Norden nach Süden ein Plateau bilde, welches östlich vielfach von Waldungen mit einzelnen kleinen Höhenzügen begrenzt werde. Der Oberboden sei durchweg sandig, der Unterboden lehmig mit vielen Rollsteinen. An einer kleinen Lehne, die sich nach Westen zu einer Wasserfurche herabsenke, habe ein Arbeiter, Namens Kühnel aus Polkewitz, beim Steinesuchen zunächst „Heidengräber" von 4 bis 8 Fuß Durchmesser entdeckt, 5 bis 15 F. von einander entfernt, 1 F. tief in sandigem Boden. Die Asche, Knochen und einzelne bronzene Geräthschaften enthaltenden Urnen hätten unter einer 5 Fuß hohen Rollsteinschicht gelegen, eine in den kleineren Gräbern, zwei in den größeren. Von den kleinen seien 10, von den größeren 3 vorhanden. In einem solchen größern Grabe zwischen den beiden, 3 F. von einander entfernten Urnen, von mauerartig gesetzten Steinen gedeckt — also hingelegt — habe man Bernstein in der ungefähren Menge von mindestens 8 Metzen gefunden. Bernstein sei übrigens schon oft, zuweilen in Stücken von hohem Werth, in der Umgegend von Namslau, wie bei Nimmersdorf, Rankau rc. vorgekommen, aber stets im Sande, unter welchem übrigens, namentlich an genannten Orten, auch bläulicher Letten und Mergel lagere."

Herr Winterfeld, in weiten Kreisen als Bernsteinwaaren-Fabrikant bekannt, hatte von daher nicht weniger als 120 Pfund gekauft. Der größte Theil bestand aus kleineren Stücken, nur ein paar 8- bis 10löthige befanden sich darunter und alle waren, wohl in Folge der oberflächlichen Lage, mit einer oft tief bis ins Innere gehenden Verwitterungskruste bedeckt, oder zeigten den Charakter des Erdbernsteins, der sich eben durch diese Kruste von dem mit glatter Oberfläche versehenen frischen Seebernstein unterscheidet. An den umfangreicheren bemerkte man die Eindrücke von Wurzeln, Steinen; die zahlreichen plattenförmigen stammen aus dem Innern der Bäume, die meisten von ihrer Rinde, insbesondere die koncentrisch schaligen, welche den zu verschiedenen Zeiten erfolgten Ausfluß des Harzes bezeugen. Spuren von Bearbeitung ließen sich an keinem einzigen Stücke wahrnehmen.

Eine Quantität Rollsteine, Gneis, Syenit, Granit mit prächtigem, rothem Feldspath, also nordische Geschiebe, sah ich auch noch unter dem Bernstein als Zeugen der oberflächlichen Lage. Die ganze Quantität des vorhanden gewesenen Bernsteins vermag man mit Genauigkeit nicht mehr zu ermitteln. Notorisch war schon viel verschleppt worden, ehe Herr Winterfeld seine Ankäufe machte, und bei dem Herausnehmen selbst war man auch überhaupt nur mit geringer Sorgfalt zu Werke gegangen, da Dr. Larisch, der auf mein Ersuchen sich abermals an Ort und Stelle begab, beim Oeffnen der inzwischen zugeschütteten Grabstätte noch $1\frac{1}{2}$ Mäßel Bernstein zu sammeln Gelegenheit hatte.

Diese jedenfalls höchst bedeutende Quantität und die ganze Beschaffenheit der Fundstätte spricht nun, wie sich von selbst versteht, nicht für eine ursprüngliche oder natürliche, sondern nur für eine künstliche oder absichtlich veranlaßte Ablagerung, deren Ursprung zu erforschen nicht mehr in das Gebiet der Paläontologie, sondern in das der Urgeschichte gehört, der wir es hiermit zur weiteren Beachtung übergeben. Sie möge ermitteln, ob man damit eine Huldigung des Verstorbenen bezweckte, wiewohl man hierzu, so viel ich wenigstens weiß, nur Kunstprodukte aus Bernstein, nicht Rohbernstein verwendete, oder feststellen, ob wir nicht vielleicht das in Vergessenheit gerathene Lager eines Händlers der Vorzeit vor uns sehen.

Jedenfalls spricht dieser ungewöhnliche, vielleicht bisher noch nirgends gemachte Fund für die ungemeine Ausdehnung des damaligen Verkehrs mit diesem interessanten Fossil, und vielleicht auch für die Wahrscheinlichkeit eines Landweges oder Karawanenzuges, der sich einst von der Donau aus durch das Waagthal oder Oberungarn (nach Mannerts, Kruse's u. A. Angaben) durch diese Gegenden bis zur Weichsel und Ostsee bewegte. Daß die Römer sehr viel Bernstein auf dem Landwege bezogen, geht unter Anderem auch aus Plinius hervor, der sich überhaupt auch über den Ursprung des Bernsteins eben so verständig wie über viele andere naturhistorische Gegenstände ausspricht. Plinius erzählt von einem von Nero nach der Bernsteinküste geschickten römischen Ritter, der eine sehr bedeutende Menge Bernstein mitgebracht habe. Die Reise sei von der Donau und Pannonien ausgegangen, wo schon lange Handel und Zwischenhandel mit Bernstein getrieben worden sei. Ob das angeblich häufige Vorkommen von Münzen von Nero in Preußen mit jenen Reisen in Verbindung stehe, wie Einige meinen, lasse ich, wie billig, dahin gestellt sein. Uebrigens schenkte das ganze Alterthum dem Bernstein von seiner ersten Einführung durch die Phönizier fortdauernd das regste Interesse. Thales von Milet kennt ihn und mehre seiner merkwürdigen Eigenschaften, desgleichen Plato, Herodot, Aristoteles, Theophrast, Dioscorides, Diodor von Sicilien, Tacitus, Virgil, Ovid; Martial feierte ihn durch Epigramme ꝛc.

Somit schiene dem Bernsteinhandel ein fast zweitausendjähriges Alter vor Christi Geburt gesichert. Könnte man nun nicht hieraus, da unsere sämmtlichen schlesischen bis jetzt bekannten „Heidengräber" vorzugsweise nur Bronzewaaren enthalten, und unser Bernsteinfund doch jedenfalls mit ihnen in innigster Beziehung steht, nicht auch einen Schluß auf die Zeit der freilich überhaupt schwer zu begrenzenden Bronze-Periode ziehen, welche dann in jenen Zeitraum fallen und nicht so alt sein dürfte, als man gewöhnlich annimmt? Das überall erwachte Interesse für Untersuchungen dieser Art wird auch wohl hier einst zu sicheren Resultaten führen, welche wir auch von unseren historischen Vereinen erwarten dürfen, die sich bereits eifrig mit dem schlesischen Heidenthum beschäftigen. Schließlich noch ein Paar hierher gehörende Notizen:

In unserm Alterthumsmuseum sah ich ein mit Urnen in einem heidnischen Grabe gefundenes und mit ähnlichem blaugrauen graphitartigen Ueberzug versehenes, ziemlich getreues Conterfei unserer Landschildkröte, vielleicht die älteste plastische Darstellung eines deutschen naturhistorischen Gegenstandes.

In einem Urnenbruchstück, welches Herr Theodor Oelsner, der bekannte Herausgeber der „Schlesischen Provinzial-Blätter", schon vor Jahren fand, erkennt man deutlich den Abdruck einer kleinen Blattfieder des Johannisfarn (Aspidium filix mas), der ganz unbestreitbar als das älteste Bild einer Pflanze Deutschlands anzusehen ist. Da er mit der Form der Gegenwart ganz übereinstimmt, geht daraus hervor, daß wenigstens diese Pflanze in einer so langen Zeit keine Veränderungen erlitten hat, woran man wohl in unserer Zeit erinnern darf, in welcher so Vielen, bestimmt von dem Glanze der Transmutationslehre, der Begriff der Art und ihrer Dauer bereits ganz verloren gegangen ist.

Ich finde in einer im Jahre 1748 erschienenen merkwürdigen Abhandlung „über den Bernsteinhandel in Preußen vor der Kreuzherrn Ankunft" einen Brief des berühmten italienischen Botanikers Paul Boccone, vom Jahre 1667 citirt, in welchem er ein uraltes, in der Gegend des Berges Melone in der Mark Ancona entdecktes Stein-Grab beschreibt. In demselben habe man in der Gegend des Halses und der Brust des verwesten Leichnams angereihete Korallen von Bernstein gefunden, so groß als ein Ei, und in solcher Menge, daß man damit wohl hätte einen ganzen Scheffel anfüllen können. In der Uebersetzung (P. Boccone's Curiöse Anmerkungen ꝛc., Frankfurt und Leipzig, 1697, die Einsicht der Original-Abhandlung gelang mir noch nicht) ist nur von einem halben Scheffel die Rede, sowie auch nur von einem aus Ziegeln gemauerten kastenähnlichen Grabe, nicht von einem Steingrabe.

Brochs und Piktenhäuser auf Orkney. Dort kommen neben den gewöhnlichen Barrows oder Grabhügeln noch manche Tumuli vor, die sehr alt sind und ohne Unterschied von den Landbewohnern als Piktenhäuser bezeichnet werden. Petrie welcher jüngst dieselben näher untersucht hat, theilt sie in Brochs und in Piktenhäuser ein. Die ersteren sind runde Thürme von 50 bis 70 Fuß Durchmesser und 16 bis 17 Fuß hoch. Die kreisförmige Mauer, welche um dieselbe herumläuft, bildet zwei concentrische Wälle, zwischen denen sich eine Gallerie oder Passage befindet, ähnlich wie bei den Brochs auf Zetland, die aber besser erhalten sind als jene auf Orkney. Der fast noch ganz erhaltene Broch von Mousa auf Zetland ist nahe an 40 Fuß hoch. In dem Broch auf der Insel Burray fand Petrie allerlei Sachen von Stein, Bronce und Eisen; die letzteren, meint er, seien wohl durch Zufall dorthin gekommen. Ueber das Alter dieses Broch fällt er kein Urtheil. Beim Broch von Okstro, im Kirchspiel Birsay, fand er steinerne Kists auf dem Broch; sie gehören dem Broncealter an und sind jünger als der Broch, der ihnen zur Unterlage dient. Auf Orkney sind mindestens 40 Brochs bekannt; auch im nördlichen Schottland kommen dergleichen vor. Das Piktenhaus hat allemal eine konische Gestalt und gleicht einem großen napfförmigen Barrow; das Mauerwerk ist sehr solid und der Eingang eine lange, niedrige, enge Passage; die Mauern convergiren nach oben hin. Geräthe hat man in den Piktenhäusern nicht gefunden, dagegen in Menge Knochen von Hausthieren. Petrie meint, sie seien Gräber oder Cairns mit Kammern oder Barrows, und alle drei Arten von Denkmälern seien von einem und demselben Volk erbauet worden.

Die italienische Auswanderung unterscheidet sich sehr wesentlich von der deutschen und englischen. Die germanischen Völker gründen vorzugsweise Ackerbaucolonien; und es sind vorzugsweise Landleute, welche über See gehen, um Land zu erwerben und urbar zu machen. Die Italiener dagegen haben nirgends Ackerbaucolonien gegründet, der Bauer wandert nicht aus, sondern der Mensch aus den Städten, welcher dann auch in fremden Ländern vorzugsweise wieder in den Städten sich niederläßt. Schon von alten Zeiten her beschränkt die italienische Auswanderung sich vorzugsweise auf die Gestadeländer des Mittelmeers. Das genuesische Gebiet und Piemont liefern das stärkste Contingent. In jeder irgend beträchtlichen Stadt der Levante und Nordafrika's sind schon seit den Tagen des Mittelalters italienische Gemeinden vorhanden, und das Italienische ist dort überall als Handelssprache verbreitet. Die amtliche Zeitung des Königreiches Italien gibt als annähernd richtig folgende Zahlen über die Auswanderung. In Tunesien seien 6000 Italiener, in Alexandria 12,000, Kairo 3000; über jene in Konstantinopel, am Schwarzen Meer und in der Türkei überhaupt lassen sich gar keine Zahlen aufstellen; in Algerien etwa 8000, in der Schweiz 13,828, Frankreich 76,539, hier zumeist in der Provence, Lyon und Paris, viele auch im Landheer und auf der Kriegsflotte; 4489 in England, in Deutschland nur wenige. Dagegen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 40,000, wovon allein in San Francisco 7000, in Brasilien 18,000, in Buenos Ayres gleichfalls etwa 18,000 und 10,000 in den übrigen argentinischen Provinzen, in Peru und Bolivia 8000. Dazu kommen dann noch einige tausend in den übrigen Staaten Amerika's.

Die Bevölkerung der Stadt Rom. Nach einem Berichte der obersten geistlichen Behörde hat die „ewige Stadt" in der Mitte des Jahres 1866 eine Einwohnerzahl von 210,701 Seelen. Unter diesen befanden sich 30 Cardinäle, 36 Bischöfe, 1476 Priester und Kleriker, 834 Seminaristen und Collegialen, 2833 Mönche, 2169 Nonnen (!!), 262 geistliche Convictoren, 1612 Mädchen, die in Klöstern ihre Erziehung erhielten, 5266 päpstliche Soldaten, 429 nichtkatholische Christen und 4567 Juden. Also waren 6148 Geistliche und Nonnen vorhanden, die allein eine ganze Stadt bevölkern konnten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Vier Monate zu Sarayacu am Ucayali.

Das Gebiet des Amazonenstroms und der Handelsverkehr. — Dampfer und Forschungsreisen. — Der Ucayali und die Missien Sarayacu. — Marcoy's viermonatlicher Aufenthalt in derselben. — Geographie der Pampa del Sacramento. — Die Mutterstation Ocopa und der Pater Plaza. — Verdienste der Missionäre um die Landeskunde. — Die verschiedenen Indianerstämme. — Schilderung von Sarayacu. — Verwaltung, Feldbau, Handel. — Leben und Treiben der braunen Christen. — Stromfahrt nach Santa Catalina und nach Nauta.

Seit einigen Jahren kommt endlich Leben in die Region des obern Amazonas. Das weit ausgedehnte Gebiet, welches einen großen Theil Südamerika's einnimmt, hat bis in die neueste Zeit gleichsam todt dagelegen. Vereinzelte



Ein Boot auf dem Ucayali. (Nach Marcoy.)

Barken schwammen auf den Strömen, um die Erzeugnisse des Waldes zu den wenigen, weit von einander entfernt liegenden Hafenplätze am Amazonas zu bringen und dann mit europäischen Waaren beladen wieder heimzufahren. Aber dieser Verkehr war von nur geringem Belang.

Auch dort hat nun der Dampf seine anregende Kraft bewährt. Vor etwa 13 Jahren begann die „Compagnie des Amazonas" ihre Fahrten auf dem Riesenstrome, welche sie im Fortgange der Zeit mehr und mehr ausgedehnt hat. Die belebenden Einflüsse derselben reichen bis tief nach Peru und Bolivia hinein. Es liegt dem Kaiserreiche Brasilien, wie jenen beiden Republiken, viel daran, die Verbindung mit dem Hauptflusse nach Kräften zu erleichtern und die Nebengewässer auch an solchen Stellen schiffbar zu machen, welche bislang Hindernisse darboten. Wir haben in diesen Blättern vielfach auf die verschiedenen Er-

farschungserpeditionen hingewiesen, unter denen jene Coutinho's an Ergebnissen sehr fruchtbar gewesen ist. Während Brasilien den Tocantins und den Araguay, den Xingu und den Madeira befahren ließ, drang Chandless bis zu den seither unbekannten Quellen des Purus vor, und peruanische Dampfer haben ermittelt, daß der Pachitea und der Pozuzu dem Schifffahrtsverkehr durchaus zugänglich sind. Sa kann ein Fahrzeug van Pará an der Mündung des Amazonas bis an den Fuß der peruanischen Cordillere fahren, und jene Gegend, welche sich bisher auf den Verkehr mit der großen Südsee allein angewiesen sah, hat nun einen Zugang zu dem viel wichtigern Atlantischen Ocean gewonnen; sie hat eine raschere und durchaus sichere Verbindung mit Europa erhalten. Durch die Expedition des Naturforschers Agassiz wird eben jetzt die Aufmerksamkeit ganz allgemein und in weit höherm Grad als bisher auf dieses gewaltige Stromgebiet und dessen unerschöpfliche Fülle von Naturerzeugnissen hingelenkt; schon finden sich europäische Unternehmer mit großen Kapitalien ein, um diese reichen Quellen auszubeuten. Ein mächtiger Anstoß ist gegeben worden und für das Amazonasgebiet ein neuer Tag angebrochen.

Aber der bei Weitem größte Theil ist noch Waldöde, in welcher vereinzelte Indianerhorden umherschwärmen. Unsere Leser erinnern sich aus den lehrreichen Schilderungen Paul Marcoy's, die wir von Zeit zu Zeit mitgetheilt, wie spärlich die Volksmenge, wenn von einer Menge überhaupt die Rede sein könnte, auf der ganzen Strecke ist, welche der Hauptzufluß des obern Amazonas, der Ucayali, durchströmt. Auf Hunderten von Meilen weit nicht eine einzige Stadt, nicht ein einziges Dorf, in welchem weiße Menschen wohnen, nur hin und wieder und allemal in weiter Entfernung von einander einige Indianerhütten! Aber nun ist auch dieser Ucayali, ein wichtiger Weg, der mit seinen Nebengewässern ins Innere von Peru führt, schon von Dampfern befahren worden, und Sarayacu, bisher eine Oase in der Barbarei, wird voraussichtlich ein Handelsplatz von Bedeutung werden.

Wir haben (Globus VIII, in mehren Nummern) geschildert, wie der Reisende den Ucayali durch das Gebiet der Chontaquiros und anderer Indianerstämme bis nach Sarayacu hinabfuhr. Diese Mission, welche in unseren Tagen so oft genannt wird, liegt an einem kleinen Nebenflusse des großen Wassers. Leute mit brauner Haut, Neubekehrte, kamen dem weißen Manne, der so unerwartet in dieser Wildniß erschien, entgegen, und bald waren Geflügel, Eier und Zuckerbranntwein zur Stelle. Diese Indianer vom Stamme der Cumpaza sind Angehörige der Mission und haben dart etwas Spanisch und auch Quichua erlernt. Sa war ein Mittel gegeben, sich mit ihnen zu verständigen.

Der würdige Vorsteher der Mission, Pater Plaza, über den wir weiter unten mehr zu sagen haben, bereitete den Ankömmlingen einen gastlichen, sehr freundlichen Empfang. Er sah ja ohnehin sehr selten civilisirte Menschen in dieser Einöde. Sie erhielten Zellen, die freilich sehr einfach waren und deren Geräthschaften keineswegs an Luxus erinnerten. Aber nach so langer und beschwerlicher Reise auf dem Wasser war solch ein Gemach mit Stühlen, Tischen und Ruhebank schon ein Paradies, um so mehr, da der Naturforscher Gelegenheit fand, eine ganze Menagerie zu halten und ungestört seinen wissenschaftlichen Arbeiten obzuliegen.


Matamata-Schildkröte vom Ucayali.

Und nun das leckere Mahl, das aus gesottenen Schildkröten, gebratenen Hühnern, Reis und in Asche gekochter Mandioca bestand! Ja, es gab sogar Löffel in Sarayacu, wenn auch nur von Zinn oder Holz, und nicht minder etliche Gabeln; an Tischtücher war freilich nicht zu denken. Trotzdem herrschte allgemeine Heiterkeit, und die Missionskapelle machte Musik, so gut sie es eben verstand. Die braunen Künstler bliesen eine Art von Flageolet und paukten herzhaft auf eine kleine Trommel los. Auch Tänzer traten auf; sie trugen weiße Kittel und Beinkleider und auf dem Kopf eine aus Papageienfedern verfertigte Mütze, auf welcher sich die hohen Arasfedern gar stattlich ausnahmen. Die Beine waren bis zum Knie mit allerlei Klapperwerk umschnürt, das sie aus Kernen verschiedener Früchte zusammengesetzt hatten; dasselbe machte ein Geräusch wie der Schwanz einer Klapperschlange.

Nach dem Essen schlenderte Marcoy in dem Missionsdorf umher. Die Hütten liegen, jede von Gebüsch umgeben, zerstreut umher. Die braunen Christen waren freundlich gegen die Fremden und wollten ihnen Zuckerbranntwein zu trinken geben. Dieser wurde zurückgewiesen, aber dafür ließen es sich die Ruderer, welche das Boot aus dem Oberlande bis nach Sarayacu gebracht hatten, desto besser schmecken. In den Hütten sah man Bardacoas (Blasröhre), die eine Hauptjagdwaffe der Indianer bilden. Hangmatten, irdene Gefäße und Krüge; das war Alles, was die Leute an Hausgeräth besaßen.

Am nächsten Tage kamen einige Franciskanermönche aus dem weitentlegenen peruanischen Kloster Ocopa an. Sie hatten sich oben auf dem Pozuzu eingeschifft und waren



Die Zelle des Naturforschers in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

auf diesem Fluß hinabgefahren bis in den Pachitea und weiter bis zu dessen Mündung in den Ucayali. Beide waren Italiener.

Die Mission Sarayacu liegt in der sogenannten Pampa del Sacramento, von welcher Marcoy eine Schilderung gibt, die von den bisherigen vielfach abweicht. Sie bildet ein unregelmäßiges Parallelogramm zwischen den Flüssen Marañon, Pachitea, Ucayali und Huallaga, und wir wissen erst Näheres über sie, seitdem sie am 21. Juni 1726 von zwei Panataguasindianern entdeckt wurde, welche von den Missionen am Pozuzu kamen. Sie sahen von den Höhen des Mayro herab eine weit ausgedehnte Landschaft, deren Wälder wie ein Meer wogten. Sie hielten diese Region für eine flache Ebene (Pampa llana), aber in der That ist sie das keineswegs. Sie wird durchzogen von Norden nach Süden von der Sierra de San Carlos, einer Verzweigung des Centrallandes, welche eine Wasserscheide bildet, 8 Flüsse zum Ucayali und 23 zum Huallaga sendet, allmälig niedriger wird und in der Gegend der Lagune Pitirea, etwa unter dem vierten Breitengrade, ins Flachland übergeht. Eine etwa einen Grad breite Landzunge zwischen den Quellen des Huallaga und des Pachitea verbindet nach Süden hin die Pampa del Sacramento mit den östlichen Abhängen der Andes. Aber sie ist viel mehr ein gebirgiges Land, als eine Ebene.

Was wir von dem Innern dieser südamerikanischen Region wissen, verdanken wir zu nicht geringem Theile den Geistlichen aus den Missionen, welche seit 1712 vom Pater Francisco de San Jose gegründet wurden, demselben, welchem auch die Haupt- und Mutterstation Ocopa ihr Dasein verdankt. In der Provinz Lima waren schon seit 1631 viele Missionen entstanden; 1670 hatten drei Patres einige Dörfer am nördlichen Huallaga gegründet, 1686 fuhr der Pater Biedma den Pachitea hinab und den Ucayale hinauf und besuchte die Stämme der Kaschibos, Schetibos, Conibos, Sipibos und Panos. Von 1670 bis 1756 waren unablässig Missionäre thätig, ohne, wie sich voraussehen ließ, ein irgend der Rede werthes Resultat zu erreichen. Viele der frommen Männer wurden erschlagen, und die Indianer, deren Naturell keinen Zwang duldet, liefen wieder in die Wälder. Es ist immer dieselbe Erfahrung, welche sich bei allen Wilden wiederfindet. Wir können in die Geschichte dieser Missionen nicht näher eingehen; auch wiederholt sie sich mehr oder weniger in der-

selben Weise bei den einzelnen Stationen; nur über Sarayacu wollen wir Einzelnes bemerken.

Auch dorthin kamen Mönche aus Ocopa, zuerst 1790. Die Panos hatten an jener Stelle ein kleines Dorf. Pater Sobreviela schickte mehre Geistliche dorthin und auch nach einigen anderen Stationen am Ucayali, wo Alles in den Jahren 1791 bis 1795 ganz leidlich ging. Dann aber überwarfen sich die Indianer, welche verschiedenen Volksstämmen angehörten, untereinander, und die Unruhen wurden so bedenklich, daß die Missionäre nach Ocopa zurückkehren wollten.

Da erschien in Sarayacu ein junger Franciskanermönch aus Riobamba, Jose Manuel Plaza, und er allein blieb am Platze, die übrigen gingen. Drei volle Jahre war er der einzige weiße Mann dort; dann schrieb er nach Ocopa, daß bei ihm Alles in bester Ordnung sei. Endlich kam noch ein Mönch, Pater Louis Colomer, um zu inspiciren. Er fand die Indianer unbedingt fügsam. Auf die Frage, wie Plaza zu einem so günstigen Resultate gelangt sei, entgegnete dieser: „Das ist mein Geheimniß.“ Fünfzig Jahre später hat er dasselbe dem Reisenden Marcoy willig offenbart: —

„Als ich nach Sarayacu kam, war die Polygamie in Gebrauch; manche Männer hatten bis zu fünf Frauen. Das wollte ich nicht leiden und da ich meine Leute kannte, so wandte ich eine Peitsche aus Lamantinhaut, Handschellen und andere dergleichen zweckmäßige Mittel an. Für jede Uebertretung 25 Hiebe, im wiederholten Falle 50, und nach Ablauf eines Jahres waren meine Indianer so zahm wie Schöpse. Ich wußte sehr wohl, daß ich bei einem solchen Verfahren mein Leben aufs Spiel setzte und traf meine Vorkehrungen. In meiner Zelle lag stets ein Haufen gepulverter Holzkohle, ein Sack, wie ihn die Indianer tragen, Bogen, Pfeile und Blasrohr. Die Wilden, das wußte ich, wagen bei Tage keinen Angriff; sobald ich Nachts Geräusch vernahm, sprang ich sofort vom Lager auf, schwärzte mir das Gesicht, warf den Sack über, nahm die Waffen und lief hinaus. So konnten sie mich von den Ihrigen nicht unterscheiden. Im Nothfalle wäre ich bis zu den Missionen am Huallaga geflüchtet; mit dem Blasrohr hätte ich Wild erlegt und mit Pfeil und Bogen mich gegen Feinde vertheidigt.“

Auf Colomers Bericht schickte man sechs Mönche als Verstärkung nach Sarayacu und an andere Stationen. Sie blieben dort bis 1821. Inzwischen war Plaza, dessen Ruf sich verbreitet hatte, nach Lima zum spanischen Vicekönig Abascal berufen und sehr gut aufgenommen worden. Nach der Unabhängigkeitserklärung von Peru und während der darauf folgenden Kriege verfielen aber die Missionen am Ucayali; die meisten Indianer liefen wieder in die Wälder und nur einige wenige wandten sich nach Sarayacu. Plaza, nun ohne alle Geldmittel, aber dennoch entschlossen, sein Werk nicht untergehen zu lassen, wurde Handelsmann. Er pflanzte Zuckerrohr, gewann daraus Rum und Syrup, salzte Fische ein, ließ in den Wäldern Sassaparille und Kakao sammeln und verkaufte seine Waaren an der brasilianischen Grenze.



Ein indianischer Christ in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

So war er sieben volle Jahre unablässig thätig. Dann aber packte ihn das Fieber und er beschloß, seine Gesundheit im Hochlande wieder herzustellen. Er fuhr den Ucayali hinab, dann den Marañon aufwärts, war 40 Tage lang auf dem Wasser und erst nach einer Landreise von zwei Wochen in Quito, wo er von Simon Bolivar 250 und von seinem Bruder, dem Canonicus Plata, 300 Piaster bekam. Damit ging er nach Sarayacu zurück, wo die Indianer ihn mit Jubel begrüßten.

Im Uebrigen blieb er auf seine eigenen spärlichen Mittel verwiesen. Da traf es sich, daß 1834 die englischen Reisenden Smith u. Lowe in Begleitung der beiden Peruaner Beltran und Azcarate nach Sarayacu kamen und dort einige Zeit verweilten. Die genannten Peruaner erregten nach ihrer Heimkehr in Lima das Interesse für den ausdauernden Missionär, es wurden Collecten gesammelt, und man schickte ihm einige Mönche als Hilfsarbeiter.

Als Marcoy in Sarayacu war, bestand das Dorf aus 166 Hütten von Palmstämmen; sie waren mit Palmblättern bedeckt, aber nicht, wie die Wohnungen der wilden Indianer, an den Seiten offen, sondern mit Wänden versehen. In jeder einzelnen lebt ein Matrimonio, d. h. eine Familie, und in der Regel besteht solch ein Haushalt aus nicht mehr als drei Personen. Schon oben ist bemerkt, daß jede Hütte durch Bäume und Gesträuche von den übrigen geschieden ist. Den Hang nach Absonderung und Vereinzelung findet man auch bei den wilden Stämmen, welchen die verschiedenen Indianer in der Mission angehören. Sie haben eine tiefgewurzelte Abneigung gegen Alles, was an Civilisation streift.

Von jenen 166 Hütten sind 115 von Abkömmlingen

der **Panos** bewohnt; 35 von **Omaguas** und **Cocamas**, 16 von Leuten aus den Stämmen der **Cumbaza**, **Balsapuerteña** und **Xebero**. Trotz der verschiedenen Abstammung leben sie auf friedlichem Fuße mit einander, verheiraten sich aber nur mit Angehörigen desselben Stammes.

Im **Hafen**, der eine ziemlich kreisrunde Bucht bildet, liegen etwa ein Dutzend Pirognen an Ketten und unter Schloß. Diese Vorsichtsmaßregel ist geboten, denn ohne sie würden nicht selten die Indianer der Mission ohne Erlaubniß sich entfernen und lange Zeit fortbleiben, um ein träges, umherschweifendes Leben zu führen.

Dieser Hafen ist von einem prachtvoll-üppigen tropischen Pflanzenwuchs eingesäumt, aber auch ein Lieblingsaufenthalt der Kaimans. Diese gefräßigen Ungeheuer liegen dort unter den herabhängenden Baumzweigen, oder am Ufer im Grase, oder auf dem Wasser, scheinbar ganz apathisch, aber sie horchen auf das mindeste Geräusch und sind jeden Augenblick bereit, ihre Beute zu packen. Alljährlich verliert die Mission ein paar Leute, die unvorsichtig genug waren, sich vor ihnen nicht in Acht zu nehmen.

Das **Klostergebäude** bildet ein längliches Viereck mit großem Refektorium, Zellen und was sonst noch dazu gehört. Die daneben liegende Kirche ist der Unbefleckten Jungfrau geweiht, aber in sehr traurigem Zustande. Die Heiligenbilder waren zumeist zerbrochen u. auch in so traurigem Zustande, daß Marcoy sich ihrer erbarmte und ihnen wieder Köpfe, Beine oder Arme machte; die Fensteröffnungen hatten keine Glasscheiben, und deshalb fanden Eulen, Fledermäuse &c. freies Spiel. Sie klammerten sich an die Lampen und thaten sich an dem Lamantinöl, womit dieselben gefüllt werden, oftmals eine Güte. Auch die Ausschmückung ist sehr dürftig, von Sammt, Gold und Silber natürlich keine Rede, wohl aber von buntem Kattun und allerlei Flitter, der auch recht gut zu den Spinngeweben paßt und zu dem Staube, der Alles bedeckt. Selbst der Beichtstuhl ist in sehr gebrechlichem Zustande; er wackelt. Das Ganze macht einen niederschlagenden Eindruck.

Marcoy gewöhnte sich erst allmälig an die seltsam gekleideten Kirchendiener und die braunen Christen überhaupt, die sich ihr Gesicht mit rother, schwarzer und blauer Farbe bestrichen hatten. Das ist eine heidnische Sitte, gegen welche die Missionäre nichts ausrichten können. Wenn sie alle, Männer und Weiber, in der Kirche beisammen waren, sah es etwa aus, als ob „eine Legion Teufel“ sich eingefunden habe.



Ein Kirchendiener in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Mit der **bürgerlichen Verwaltung** dieser Gemeinde verhält es sich in folgender Weise. Jeder Stamm bildet eine besondere Gruppe und diese ist in Familien getheilt; die **Varayas** oder Vorsteher, „Ueberwacher“, 16 an der Zahl, müssen Alles beobachten, was in jeder Haushaltung vorgeht und davon den 8 Alcalden, die allemal 6 Monate im Amte sind, Nachricht geben. Diese berichten an die vier Gouverneure, und diese ihrerseits an jedem Abend dem Missionär.

Wer **heiraten** will, muß drei Monate vor der Hochzeit einen Fleck Landes mit Bananen, Mandioca, Erdnüssen u. dergl. bepflanzen, damit er mit seiner Familie etwas zu leben habe. Auch muß er einige Baumwollenstauden pflanzen, damit seine Frau spinnen und weben könne; rothen Pfeffer zum Würzen der Speisen, Zuckerrohr, um Tafia und Syrup zu bereiten, und Rocou und Genipa, damit er sich sein Gesicht recht hübsch roth und tiefblau bemalen könne.

Der **Zehnte** ist eine bequeme Art, Steuern zu erheben. Damit ist der Mayordomo, der Oberhaus- u. Hofmeister, beauftragt; der Ertrag reicht aber für die Bedürfnisse nicht aus und man muß, so zu sagen, den Staatsschatz durch andere Mittel in gehörigen Stand setzen.

Zu diesem Zwecke hat die Mission 4 **Matayas**, welche allwöchentlich wechseln. Sie müssen die Tafel des Priors mit Fleisch, Geflügel und Fischen versorgen. An jedem Morgen ziehen sie schon vor Sonnenaufgang aus, bewaffnet mit Blasrohr, Bogen und Pfeilen, mit Angeln und Harpunen und kehren meist am Abend mit ihrer Beute zurück.

Der **Feldbau** ist unendlich urwüchsig. Der Indianer der Mission verfährt dabei genau so, wie sein wilder Bruder. Er schlägt Bäume und Gestrüpp nieder, läßt Blätter und Zweige trocknen und verbrennt sie dann zu Asche. Sein ganzes Werkzeug besteht in einem Schulterblatte vom Lamantin, das er an einem Stabe befestigt hat. Damit räumt er die Asche auseinander, hackt Löcher, wirft Samen oder Knollen hinein, und damit ist alle seine Arbeit gethan. Das Jäten und Ernten ist ausschließlich Sache der Frauen.

Die Missionäre haben hier, so recht in der Aequatorialgegend und zwar im Flachlande, Versuche mit dem Anbau **nützlicher Gewächse aus der gemäßigten Zone** gemacht, und Folgendes sind die Ergebnisse: Pflaumen und

Kirschen aus Chile, Birnen und Pfirsiche aus Peru schlugen bei Sarayacu durchaus fehl. Man gab sich Mühe mit der Weinrebe und sie trug anfangs eine zuckerreiche Traube, nachher aber nur Ansätze kleiner, kümmerlicher Beeren. Weizen ging nur in den Halm und setzte keine Aehren an; die Kartoffel lieferte im ersten Jahre einige Knollen, im zweiten nur einen Klumpen faserigen Wurzelwerks. Gemüsepflanzen wie Kohl, Blumenkohl, Lattich 2c. wachsen kümmerlich und bekommen keine Samenkörner; Knoblauch und Zwiebeln kommen auch nur armselig fort, und die in Peru seit 300 Jahren naturalisirte spanische Bohne (Phaseolus Indica) liefert zwar genug Früchte, ist aber in eigenthümlicher Weise ausgeartet. Dagegen gedeihen Reis, Mais, Taback, Baumwolle, Maniok, Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Bananen, Erdmandeln und süße Kartoffeln ganz vorzüglich, sobald der Anbau nur einigermaßen sorgfältig stattfindet.



Ein Kirchendiener in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Die auffallende Erscheinung, daß man in und bei dem Dorfe gar keine Fruchtbäume der tropischen Gegenden findet (wenigstens keine solchen von irgend bedeutendem Umfange) erklärt sich aus der Thatsache, daß die christlichen Indianer sich von manchen barbarischen Gebräuchen nicht losmachen können. Dahin gehört auch die Sitte, daß sie insgeheim alle Fruchtbäume umhauen, welche einer ihrer Angehörigen gepflanzt hat. Sobald er gestorben ist, beginnt das Werk der Vernichtung. So ist es gekommen, daß manche von den früheren Missionären eingeführte und akklimalisirte Bäume, z. B. Mango, Jackabaum, Goyava, Tamarinde, Bretfrucht 2c. theils völlig verschwunden, theils sehr selten geworden sind. Die Patres haben sich die größte Mühe gegeben, einen so nachtheiligen Wahn zu beseitigen, aber die urwüchsige Barbarei der Wilden ist mächtiger als die geistliche Ermahnung.

Während Fruchtbäume fehlen, wuchert die Ananas in der allerüppigsten Fülle; sie wird nur mittelgroß, aber Geruch wie Geschmack sind vortrefflich; das letztere gilt auch von den Apfelsinen. Der Ackerbau, so geringe Mühe er auch den Indianern der Mission verursacht, widerstrebt trotzdem diesen Indianern der Mission. Sie haben einen mächtigen Hang in sich, zu jagen und zu fischen, und möchten von früh bis spät in den Wäldern und auf den Flüssen umherschweifen. Aber es ist doch nothwendig, daß sie sich einigermaßen um den Maniok, aus welchem sie ihr tägliches Getränk (den Mazato) bereiten, und um das Zuckerrohr bekümmern, welches ihnen den Tafia, Zuckerbranntwein, liefert. Die Missionäre halten aus guten Gründen streng darauf, daß jeder Indianer eine Pflanzung hat und in leidlichem Stande erhält; aus gleichen Gründen sind die Piroguen im Hafen, wie wir schon oben sagten, an Ketten gelegt.

Aber dann und wann muß doch Urlaub ertheilt werden, z. B. in der Zeit, da die Schildkröten Eier legen, und wenn es darauf ankommt, Lamantins zu harpuniren und Zugfische zu fangen. Dann darf der Indianer, je nach den Umständen, eine Woche bis einen Monat lang fortgehen, und die Frauen bleiben daheim. Nun besteigt eine Gesellschaft solcher Männer die Pirogue und es geht lustig hinaus auf den Ucayali. Dort rudern sie stromauf oder stromab und gehen Abends ans Ufer, gewöhnlich da, wo sie eine Hütte befreundeter Wilden finden. Das Glück ist groß; denn nun sind sie frei, und das Erste was sie thun, besteht darin, Beinkleider und Kittel abzuwerfen und den Tari überzuhängen, den einheimischen Sack, welchen sie stets bei sich führen. Nun sind sie gekleidet und im Gesicht mit Farben beschmiert wie ihr wilder Wirth; mit diesem schweifen sie am Ufer und in den Wäldern umher und schwelgen in dieser Freiheit. Aber ach, die schöne Zeit nimmt auch ein Ende, sie müssen wieder nach der Mission zurück und Beinkleider anlegen. Ein paar Tage vor der Heimkehr suchen sie rasch so viel Fisch und Wildpret als möglich herbeizuschaffen, damit sie nicht mit leeren Händen kommen, und dann spielen sie wieder den halbcivilisirten Menschen, aber innerlich mit dem größten Bedauern.

Die Frau hat inzwischen für die Kinder gesorgt, gesponnen, gewebt und das Feld in Ordnung gehalten, auch für die Rückkehr des Mannes ein gutes Getränk bereit gestellt. Sobald er wieder kommt, geht sie ihm entgegen, nimmt ihm das Ruder ab und schleppt so viel vom Wildpret und von den Fischen, als sie tragen kann. In der Hütte erquickt sich der Mann, indem er reichlich trinkt; dann geht er von Hütte zu Hütte und erzählt, was er erlebt hat.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß in Sarayacu die Männer eine Tendenz zur Verwilderung haben, während dagegen die Frauen besser geworden sind; selbst die Gesichtszüge haben etwas Weicheres gewonnen, und die düstere, melancholische Unbeweglichkeit der Physiognomie hat einem mildern Ausdruck und einer gewissen Beweglichkeit Platz gemacht.

Ein neugebornes Kind wird in der Sakristei getauft, und dann erhält der Vater ein Messer, einige Angelhaken und ein paar Ellen Baumwollenzeug. Die Todten werden in der Kirche begraben.

Im Allgemeinen ist der *Rückschlag zu barbarischen Sitten und Bräuchen* bei den Christen der Mission viel häufiger und stärker, als die Mönche anzunehmen scheinen. Alle diese Indianer halten an wunderlichen, geheimnißvollen Praktiken fest, bei denen Marcoy sie mehr als einmal überrascht hat. Jeder einzelne Stamm hat seine besonderen Bräuche und Amulette; er hängt an den Ueberlieferungen, die er von seinen Vätern ererbt hat. Die Wittwe eines Verstorbenen muß ihre Hütte einem neuvermählten Paar einräumen und ihrerseits mit anderen Wittwen zusammenwohnen. Sie alle werden auf Kosten der Gemeinde genährt und gekleidet und haben dagegen einige Handarbeiten zu leisten.



Ein Chorknabe in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Die Patres haben, um den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, große Pflanzungen von Bananen, Maniok, Mais, Bataten u. Zuckerrohr, dazu auch einen Park von Schildkröten, deren immer Hunderte im Vorrath sind; man fängt sie am Ucayali. Dazu kommen dann noch Vorräthe von gesalzenen Fischen, geräuchertem Lamantinfleisch und dergleichen vom Tapir, vom Affen und vom Peccari. Daß die Matayas täglich Wildpret und Fische herbeizuschaffen haben, wurde schon oben gesagt.

Sehr stark ist der Verbrauch des Tafia, des jungen Zuckerbranntweins, den alle Indianer tagtäglich genießen; man erhält sie dadurch bei guter Laune. Die Mission liefert viel davon, aber jeder braune Mann hat überdies seine eigene Pflanzung, und das Destilliren nimmt das ganze Jahr hindurch kein Ende, und eben so wenig das Tanzen und Musikmachen, denn wer Tafia bereitet hat, ladet Nachbarn und Freunde zum Kosten ein. Auch bei den kirchlichen Festen wird tapfer getrunken, nicht minder wird musicirt, hier aber mit Pfeifen, Tamburin, Cymbeln und einer großen Trommel, Instrumente, welche Pater Plaza einmal aus Lima mitgebracht hat. Bei Prozessionen werden auch Böller abgefeuert, und ein Feuerwerk darf nicht fehlen. Besonders am Weihnachtsfeste geht es hoch her, eben so am Feste der Empfängniß, an welchem aber Morgens kein Tafia verabreicht wird; beim Zug um die Kirche müssen Alle gesammelt und nüchtern sein. Die Tänzer springen vor dem Bilde der Jungfrau so hoch als möglich. Unsere Abbildung zeigt, wie es bei dieser Prozession aussieht. Eigenthümlich ist auch der nächtliche Umgang, welchen an jedem Montag der *Animero* hält, um den Lebenden einzuschärfen, daß sie für die Seelen im Fegefeuer beten. Ein dazu ernannter brauner Christ muß zwischen 1 und 2 Uhr Morgens mit einer Glocke schellen und dabei rufen: „Für die Seelen im Purgatorium!“

Man begreift, daß ein civilisirter Europäer das Leben in einer solchen Mission sehr einförmig findet, sobald einmal der Reiz der Neuheit verschwunden ist. Dann und wann erscheinen indeß christliche Cholos (Mestizen), um mit den Missionären Handel zu treiben. Sie bringen *Tocuyo*, d. h. ein ordinäres Baumwollenzeug, das in mehren Provinzen Peru's verfertigt wird, und *Lona*, ein sehr dichtgewebtes, dickes Packtuch von sehr weißer Baumwolle. Dafür erhalten sie gesalzene Fische, Carottentaback und Sassaparille und werden auch, so lange sie sich in der Mission befinden, frei beköstigt. Zuweilen kommt auch ein Pater aus irgend einer andern Mission auf Besuch.

Marcoy hatte während seines Aufenthalts in Sarayacu etwa 1600 Pflanzen gesammelt. Nun empfand er den Drang, die einsame Mission zu verlassen und eröffnete diese Entschlüsse dem Pater Plaza. Dieser aber hatte an den Europäer noch mehre Anliegen, welche dem wackern, gastfreien Manne nicht abgeschlagen werden durften. Dahin gehörte die Ausbesserung und Wiederherstellung der Heiligenbilder, welche sich in einem sehr kläglichen Zustande befanden. Marcoy und der Pater schifften von Sarayacu nach Cosiabatay, um von dort Gyps zu holen. Unterwegs gelangten sie an eine sandige Insel, auf welcher ein Kreuz errichtet war. An diesem hing eine an den Armen und Beinen festgebundene Indianerleiche, welcher die Raubvögel den Leib aufgehackt und die Eingeweide herausgefressen hatten.

Unweit von dieser Stelle standen einige Hütten der *Schetibos*, in welchen der Pater mit Jubel empfangen wurde. Die Indianer küßten ihm die Hand und brachten sogleich einen Trunk, eine geräucherte Ochsenkeule und Bananen; sie waren mit dem Geistlichen in Sarayacu wohl bekannt, denn sie schafften alljährlich einigemal Sassaparille, Schildkröten und Lamantinöl dorthin. Während des Gesprächs wurde Nachfrage nach dem gekreuzigten Manne gehalten. Die Schetibos lachten und erzählten dann, der Gekreuzigte sei ein *Kaschibo*, den sie auf einem Streifzuge gefangen und für seine Vergehen gezüchtigt hätten. Als ihnen Vorstellungen gegen ihr grausames



Prozession in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Verfahren gemacht wurden, gestanden sie ganz unumwunden, es sei bei den Schetibos ein altes Herkommen, jeden Kaschibo, der ihnen in den Weg komme, zu tödten, weil dieser Stamm Menschen fresse. Jener gekreuzigte Kaschibo wurde



Koch und Köchin in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

aber gefangen, nicht als er seines Gleichen, sondern Schildkröteneier verzehrte. Aber sterben mußte er darum doch; so wollte es ja das Herkommen!

Diese Kaschibos sind ein Bruchtheil des alten, längst in kleine Trümmer zersplitterten Pano-Volkes, dessen Sprache sie noch reden. Sie haben vor etwa einem Jahrhundert die beiden Ufer des Pachitea verlassen und sich in



Beeidigung der Varayos (Gemeindevorsteher) in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

die Schluchten des Inquira und Carapacho gezogen, welche beide von der linken Seite her in den Pachitea münden. Die übrigen Stämme der Pampa del Sacramento führen seit langer Zeit und bis auf den heutigen Tag einen Vernichtungskrieg gegen sie. Einerseits machen die Conibos, Sipibos und Schetibos vom Ucayali Jagd auf sie, andererseits werden sie von den indianischen Christen der alten Missionen vom Mayro und vom Pozuzu mit Flintenschüssen begrüßt, wann und wo sie sich sehen lassen. So kommt es, daß sie gezwungen sind, im Dickicht der Wälder ein armseliges Leben zu führen. Nur bei Nacht wagen sie sich an die Flüsse, um zu fischen oder Schildkröten zu fangen. Alle gehen nackt; um sich vor den Stichen der Moskitos einigermaßen zu schützen, graben sie sich Nachts bis an die Schultern unter den Sand.

Die übrigen Stämme, welche die Lebensweise der Kaschibos kennen, machen, wie schon gesagt, förmlich Jagd auf sie, besonders wenn jene bei Nacht am Ufer des Pachitea Schildkröteneier sammeln. Sie schleichen sich heran und

senden dann einen Hagel von Pfeilen ab; die Kaschibos suchen heulend in den Wald zu entfliehen, aber das gelingt nicht allen. Gefangene Männer werden erst gemartert, dann getödtet, Frauen und Kinder in die Sklaverei geschleppt. —

„Ich hatte vier Monate meine Zelle bewohnt, ruhig und ungestört meinen Studien und Forschungen hingegeben. Diese kahlen Wände waren mir lieb geworden, als ich sie nun verlassen sollte. Gestern noch kamen sie mir wie ein Kerker vor, jetzt, da ich ihnen für immer den Rücken kehren wollte, ging mir das Scheiden nahe. Ich mußte mir Alles in Sarayacu noch einmal ansehen; ich besuchte die Hütten und nahm von manchem Indianer Abschied; ich ging in die gegangen; er wiederholte mir oft, daß Tafia besser schmecke als Wasser!"

„Um 2 Uhr Mittags bestieg ich das Boot. Die guten Patres hatten dasselbe vollgepfropft mit Hühnern und Schildkröten, geräuchertem Fleisch und gesalzenem Fisch, Bananen und Schnitten Zuckerrohrs. Dazu kamen weitausgebauchte Töpfe mit schwarzem Syrup und mit Tafia, sodann auch Gefäße mit gemahlenem Kaffee. Das Alles gefiel mir wohl; weniger dankbar war ich für sechs große Affen, die gewiß vortrefflich geräuchert waren und für den Liebhaber ohne Zweifel eine sehr leckere Speise sein mochten. Mir aber kamen sie vor, wie sechs abgeschlachtete und geräucherte Negerkinder und ich verspürte



Ein Tänzer in Sarayacu.



Ein Soldat in Sarayacu.

(Nach Marcoy.)

Schmiede und sah, wie Schildkrötenspieße verfertigt wurden; ich ging in die Missionsküche und in die Kirche, an die Zuckermühle und zum Schildkrötenpark. Am andern Morgen eilte ich an den Hafen, wo ich meinen Piloten Julio fand; er war eben damit beschäftigt, das Pamacari (Schattendach) des Bootes herzurichten, und freuete sich auf die Reise, welche wir machen wollten. Natürlich, das Vagabundiren auf dem Wasser sagte ihm zu. Er war früher längere Zeit in Lima gewesen und hatte dort eine Art Anstrich von Halbcivilisation bekommen, aber das Umherschweifen im Wald und das Rudern der Pirogue ging ihm doch weit über den Aufenthalt in der Stadt der Paläste. Von der Civilisation war ihm eigentlich nur die Liebe zu einem kräftigen Trunk in Herz und Nieren keine Anwandlung sie zu essen. Sie wurden dem Wasser übergeben, sobald ich die Mission eine Stunde weit hinter mir hatte. Meine Bootsleute schrieen Zeter deshalb und fanden meinen Leichtsinn unverantwortlich, sie mußten sich indeß fügen und auf geräucherte Affen verzichten."

„Die Wasserfahrt ging eine Strecke lang unter weit überhängenden Bäumen hin, bis wir in den Ucayali kamen. Der große Fluß beschrieb eine gewaltige Krümmung, die sich am Horizonte verlor; zu unserer Linken war das Ufer dicht bewaldet, auf der rechten Seite lag das Gebiet der Sensis mit den Gipfeln der Sierra de Cuntamana. Dann, am Ende der großen Krümmung, fuhren wir am Eingange des Kanals von Tipicha vorüber bis zu

jenem des Kanals von Yapaya, in welchen wir hineinsteuerten, weil er den Weg beträchtlich abkürzt. Die tropische Vegetation an seinen Ufern ist von wunderbarer Ueppigkeit und über alle Beschreibung mannichfaltig. Zwei Stunden lang fuhren wir in diesem Wasser, in welchem es von elektrischen Gymnoten wimmelte, und wenn einer dieser Aale, die wie kolossale Blutigel aussehen, von einem Ruder berührt wurde, zitterte dieses. Darauf gelangten wir in einen See, an welchem einige Hütten der Schetibos standen. Dann fuhren wir in den Fluß Santa Catalina nach der gleichnamigen Mission, die 18 Leguas von Ucayali liegt. Sie ist völlig im Verfall: — eine Kirche in Ruinen und Hütten ohne Bewohner, das ist Alles."

Marcoy fuhr dann in den Ucayali zurück und steuerte denselben hinab nach Nauta, das am Amazonas liegt und wo die Dampfer anlegen.

Die Barbarei in Sicilien.

Es hat sich im September des Jahres 1866 ereignen können, daß auf der Insel Sicilien Schaaren von Banditen verschiedener Art sich vereinigten und die Hauptstadt Palermo in Besitz nahmen, ohne von den 200,000 Bewohnern derselben, ohne von der Nationalgarde und den regelmäßigen Truppen irgend welchen Widerstand zu finden! Sie behaupteten sich einige Zeit und man mußte mehr als 30,000 Mann italienischer Soldaten gegen sie aufbieten. Am Ende wurden sie zerstreut und der König von Italien blieb Sieger über die Tausende von Briganten, aber die „Schmach von Palermo" bleibt eine interessante geschichtliche Thatsache.

Was ist das für ein Rühmen und Preisen des Fortschritts im neunzehnten Jahrhundert und wie hoch wird die „christlich-europäische Civilisation" gelobt! Es ist nicht weit her damit, und wenn man die Dinge beim rechten Namen nennen will und den Hochmuthsdünkel auf unsere Vortrefflichkeit, die sich so gern wohlgefällig bespiegelt, bei Seite läßt, dann sieht man leicht, daß die Barbarei im christlichen Europa gar nicht etwa selten ist; nur tritt sie nicht überall so nackt und frech auf, wie jüngst in Sicilien, sondern hat mehr Firniß und Tünche.

Welch ein Gegensatz, wenn wir das Sicilien der hellenischen Zeit mit dem Sicilien der Gegenwart vergleichen! Welche Blüte in den Tagen, da Syracus, Akragas, Panormos und so viele andere Städte glänzten und die Insel eine Korn- und Oelkammer war, und nun der Verfall der Gegenwart! Auch in der Zeit, als die Araber auf der Insel herrschten, war diese noch in gedeihlichen Zuständen, aber durch Spanier, Mönche und Bourbonen ist sie zu einer Wüstenei und zum Paradiese der Räuber geworden. Diese sind Freunde der Mönche, und Angaben von sehr verschiedenen Seiten stimmen darin überein, daß die Mönche von Monreale bei Palermo Haupturheber der Banditenrevolte gewesen seien.

Fast die Hälfte des Grund und Bodens der Insel befindet sich in todter Hand, im Besitze der Geistlichkeit. Diese hat das Volk verwildern lassen, und das Schulwesen befindet sich in einer Verwahrlosung, von welcher wir in Nordeuropa uns keine Vorstellung machen können. Die Regierung des neuen Königreichs Italien hat eine furchtbar schwierige Aufgabe gegenüber den eingewurzelten Mißbräuchen und dem landesüblichen Unfug, mit dem sie durchaus aufräumen muß. Aber die Hydra hat viele tausend Köpfe und die Arbeit wird schwierig sein.

Werfen wir einen Blick auf Palermo und dessen Verhältnisse. Die Stadt hat eine wunderbar herrliche Lage und ist dafür weltbekannt.

In der wissenschaftlichen Geographie stellt man den Satz auf, daß eine Reciprocität von Naturcharakter und Volkscharakter in ihrem Wesen sowohl als in ihren einzelnen Erscheinungen vorhanden sei. Dieser Satz ist namentlich von Karl Ritter oftmals stark betont worden, er trifft aber vielfach gar nicht und häufig nur sehr bedingt zu; wäre er absolut richtig, so müßten Sicilien und Neapel, beides Paradiese, von ganz vortrefflichen Menschen bewohnt sein; bekanntlich ist das Gegentheil der Fall. Wir können an zwanzig und fünfzig anderen Ländern gleichfalls nachweisen, daß der Satz gar nicht zutrifft. Ritter übersah, daß das anthropologisch-ethnologische Element, daß der Raffencharakter die Hauptsache ist und der Naturcharakter eines Landes nur eine untergeordnete Bedeutung in Anspruch nehmen kann. Wir können das an Sicilien erläutern.

Die Insel war blühend, als sie von Siculern und Hellenen bewohnt war und der Einfluß der letzteren vorwaltete. Aber im Verlaufe der Geschichte ist sie ein Tummelplatz für Völker von sehr verschiedener Art und Anlage geworden, für Siculer und Phönicier, Karthager und Griechen, Römer und Gothen, Araber und Normannen, Spanier und Italiener. Aus den Vermischungen derselben ist ein Typus entstanden, der nicht günstig ausfiel; das Blut dieser Kreuzungen ist kein glückliches geworden, und selbst die Italiener des Festlandes heben hervor, daß im Allgemeinen die Gesichtszüge der Sicilianer, insbesondere aber auch jene der Palermitaner, viel „Plumpes, Ungraciöses und geradezu Barbarisches" haben. Gewiß hat die Verdummung, welche von Seiten der Mönche seit Jahrhunderten systematisch betrieben worden ist, Manches zu dieser Barbarei beigetragen, aber die Hauptursache der Barbarei und Wildheit liegt doch im ethnischen Charakter, im Mischlingsblute.

Der gewöhnliche Tourist sieht eigentlich von Palermo nicht viel. Er bewegt sich auf den beiden Hauptstraßen und den Außenalleen. Er fährt nach Morreale, der Ziza und San Martino durch die Toledostraße, die jetzt wohl auch Corso Vittorio Emmanuele genannt wird, oder durch die Maquedastraße nach dem englischen Garten und sieht dort überall, was er auch in anderen großen Städten Europa's findet. Aber dort ist nicht das eigentliche Palermo, denn die Söhne des Landes, also der Kleinbürger, Handwerker, den heruntergekommenen Edelmann, Mönch, Dieb und Bettler, — diese muß man in den engen Nebengassen suchen, welche allerdings winkelig und über alle Vorstellung unreinlich sind, wo die Fensterscheiben durch Lumpen ersetzt

werden, und manche Häuser den Einsturz drohen. Der Mensch steht in Palermo *nicht* in Harmonie mit dem heitern blauen Himmel und der Pracht des sicilianischen Pflanzenwuchses.

Wer in Palermo umherschlendert, findet es auffallend, daß so wenige Personen weiblichen Geschlechts auf den Straßen zu sehen sind; man erblickt fast nur Männer, die obendrein keinen angenehmen Anblick gewähren, denn sie sind zumeist ganz schwarz gekleidet. Der Palermitaner ist eifersüchtig wie ein Muselmann, er sieht es ungern, daß seine Frau das Haus verläßt, — vielleicht eine Erbschaft der Araber. Auch liegt ja das mohammedanische Nordafrika nur eine Tagreise entfernt.

Der Bürger von Palermo dagegen ist gern außerhalb des Hauses. E. Reclus, der 1865 Sicilien besuchte, schildert ihn eingehend. Er gibt nicht gern Geld aus, sondern hält den Pfennig fest, als wäre er ein Karthager oder Araber; selbst Kaffeehäuser und Theater haben für ihn nichts besonders Anziehendes. Der Rentier miethet sich ein Sopha in einem Zimmer an der Toledostraße, betrachtet von dort aus das auf- und abziehende Menschengewoge, und unterhält sich über Stadtneuigkeiten. Er liest nur ausnahmsweise Zeitungen oder ein Buch; Billard, Damen- und Schachspiel sind selten; er trinkt nicht einmal ein Glas Liqueur. Der Zeitvertreib darf nichts kosten außer der Sophamiethe. Häufig befinden sich diese Zimmer im Erdgeschoß der Nonnenklöster; die Schwestern wohnen in den oberen Stockwerken und vermiethen das untere.

Reclus lernte einen norditalienischen Arzt kennen, der im Auftrage der Regierung eine Statistik des moralischen Zustandes der Bevölkerung von Palermo entwarf. „Seine Untersuchungen und Forschungen hatten ihm so gräßliches Elend, einen solchen Abgrund von Scheußlichkeiten und Verbrechen entschleiert, daß er darüber in förmliche Verzweiflung gerathen war. Jeden Tag hätte er aus einer solchen Hölle nach seiner Gebirgsheimat, dem Thale von Aosta, entfliehen mögen, nur die Pflicht hielt ihn noch zurück. Seine amtlichen Nachweisungen reden deutlich. Im Anfange des Jahres 1865 lebten in Palermo zwischen vier und fünftausend Angehörige *des Geheimbundes der Maffia. Alle Mitglieder desselben sind solidarisch verpflichtet, von Betrug oder Diebstahl aller Art zu leben.* Der größte Theil der Kaufleute und Gewerbtreibenden war gezwungen, den Hauptleuten dieser furchtbaren Bande hohe Abgaben zu zahlen, widrigenfalls sie sich bedroht und den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt sahen. Die Stadt befand sich unter dem Bann und in der Gewalt *der Maffia*, welche eingreifendere Gewalt übte als die italienische Regierung. Die Eingeweihten und Angehörigen haben ihre Verbindungszeichen, sie erkennen einander auch am Geberdenspiel, am Blick, an Berührungen, an geheimnißvollen Wörtern, welche nur sie allein verstehen. Dolchstiche liefern den Beweis, daß die Bande auch ihre Richter und Henker hat.

Man begreift leicht, welche Wirkung eine solche aus Tausenden von Verbrechern bestehende Bande auf den gesammten Verkehr ausübt; sie wirkt lähmend und einschüchternd auch auf Gewerbe und Handel. Dazu kommt noch die Trägheit der Palermitaner, und so erklärt sich, daß eine so volkreiche Stadt sehr arm ist."

Als Reclus 1865 seine wissenschaftliche Wanderung durch Sicilien unternahm, wurde das Land noch durch eine weit gefährlichere Plage heimgesucht. „Die Umgegend von Palermo und den Provinzen Trapani und Girgenti waren eine Beute des *Brigandaccio*. Das Banditenthum stand in vollem Flor. In Folge der politischen Veränderungen war die ohnehin schlaffe Verwaltung noch schlaffer geworden. Die sicilianischen Räuber, Gauner und Diebe sind wie Beduinen, nur daß sie Jacken und nicht den Burnus tragen; sie durchzogen weit und breit das Land und beraubten die Reisenden, welche in die Gewalt dieses Gesindels fielen. An verschiedenen Punkten hatten sich anfangs kleine Banden gebildet; diese erhielten starken Zuwachs durch Tausende von jungen Leuten, welche der Militärconscription entflohen. Regelmäßige Rekrutenaushebungen waren früher in Sicilien nicht vorgekommen. Als die italienische Regierung dergleichen anordnete, flohen die jungen Männer massenweis, und ein beträchtlicher Theil schloß sich den Briganten an. Von da an hörte alle Sicherheit in den westlichen Provinzen auf, selbst die größeren Städte sahen sich bedroht, und *mehrmals wagten die Banden sich bis in die Vorstädte von Palermo*. Die Briganten fanden stets eine Zuflucht in abgelegenen Dörfern; ein Theil der Bauern gehört zu den Banden, ein anderer ist eingeschüchtert und muß sich fügen. So kommt es, daß die Räuber, welche ohnehin jeden Weg und Steg kennen, vor den Angriffen der Soldaten sicher sind. Höchstens kommt es zu Scharmützeln, zu Kämpfen aus dem Hinterhalt und zu einer Menge einzelner Mordthaten. Dabei und dadurch ist dann ein *Zustand der Barbarei* ins Leben gerufen worden, dem nur ein Ende zu machen ist, wenn man eine ganze Armee gegen die Banden ins Feld schickt."

Aus diesen Mittheilungen des französischen Reisenden erklären sich die Vorgänge, welche im September 1866 das Staunen von ganz Europa in so peinlicher Weise in Anspruch nahmen. Ein Berichterstatter aus Italien schreibt:

„Es möchte fast einzig in der Geschichte der civilisirten Staaten dastehen, daß ein paar tausend Strolche, Räuber und Deserteure eine Stadt von 200,000 Einwohnern, Sitz zahlreicher Behörden, dazu am Meere gelegen und also in reger Verbindung mit der übrigen Welt, überfallen und sich fast ohne Gegenwehr zu deren Herren machen." Bezeichnend ist folgender Bericht des Präfekten von Palermo, Torelli, an den Provinzialrath, vom 3. September 1866:

„Sicilien weist so viele ausgezeichnete Männer in allen Zweigen auf, daß es in dieser Hinsicht keinen andern Theil Italiens zu beneiden braucht. Dies sind Kräfte, welche der tödtlichen Einwirkung der Regierung entgingen und sich trotz aller Hindernisse entwickelten. Aber die seit Jahrhunderten geknechteten *Massen* sind dem traurigen Einfluß erlegen, *und so haben wir eine Bevölkerung, welcher es für ein Verbrechen gilt, die Behörden bei der Ermittelung der Verbrecher zu unterstützen*. Wir finden die Meinung eingewurzelt, daß derjenige für ehrlos gilt, welcher sich dazu herbeiläßt. Es wird nicht blos als kein Uebel, sondern als eine Pflicht angesehen, denen zur Flucht behilflich zu sein, welche von der Justiz aufgesucht werden. Wir sehen, daß sehr wenige den Muth haben, als Ankläger aufzutreten, und daß oft auch diejenigen sich zurückhalten, welche bei den Anklagen am meisten interessirt sind. Und darin liegt die entsetzliche Hemmung, durch welche zum großen Theile die Kraft der Behörden gelähmt wird."

Der Präfekt Torelli erzählt dann dafür einige „schmerzliche Beweise, von denen einige ans Unglaubliche streifen". Einem Gutsbesitzer wurden 16 Stück Ochsen gestohlen; er klagte nicht und die Polizei erfuhr von dem Diebstahle durch Hörensagen. Einige Tage später fand man die Ochsen. Der Gutsbesitzer wurde vorgeladen, stellte aber in Abrede, daß die Ochsen gestohlen worden seien; sie wären fortgelaufen und die Behörde habe sich nicht in die Sache zu mischen! Offenbar wagte er nicht zu sagen, daß man

ihn beraubt habe; er fürchtete die Rache der Briganten. — Uebrigens sind jene in Sicilien nicht so raffinirt und grausam, wie manche Banden in Calabrien und in den Abruzzen; der sicilianische Brigant ist feig und so unterthänig, daß er gegen reiche und vornehme Reisende, welche in seine Hände fallen, manchmal sich servil benimmt. Ein italienischer Ingenieur wurde von den Schnapphähnen aufgehoben; der Hauptmann rief seiner Bande zu:

„Grüßt Seine Excellenz; er ist ein vornehmer Mann!"

Dicht neben dem Ingenieur wurde gleichzeitig ein armer Fuhrmann so entsetzlich geprügelt, daß er im Blute schwamm.

Es fragt sich sehr, ob der Brigandaccio nur ein vorübergehendes Uebel in Palermo und überhaupt in Sicilien sei, und ob in einer so großen Stadt die Maffia überhaupt verschwinden werde. Unglückliche Raffenmischung, heilloses Pfaffenregiment und bourbonischer Absolutismus haben gemeinschaftlich gewirkt, um die Massen in einen Zustand der Barbarei zurückzuwerfen, die geradezu abscheulich ist. Welch ein Abstand heute gegenüber der Blüte Siciliens zur Zeit der Hellenen und selbst der Araber, also der Heiden und der Mohammedaner!

Wir wollen unsern Gewährsmann, welcher sich zur katholischen Kirche bekennt, nach **Messina** begleiten und erzählen, was er dort gesehen hat. Nachdem er bemerkt, daß Palermo ungefähr 200 Kirchen und Kapellen zähle, ohne daß man darum eine Verbesserung der Immoralität und Verwilderung der Massen bemerken könne, schildert er eine Feier, welche zu Ehren des Apostels Paulus abgehalten wurde. Ganz Messina war auf den Beinen; Tausende von Menschen hielten einen Umzug und machten vor allen Oratorien, Kirchen und Klöstern Halt. Der Umgang war von kirchlicher Art, aber in der Menge zeigte sich nicht die geringste Spur von jener Andacht und von jenem Ernst, welchen die Katholiken der nördlichen Länder bei Kirchenfesten zu bewahren wissen. Was sich in Messina begab, bildete dazu einen höchst unerbaulichen Gegensatz. Die Menge lärmte, als ob sie trunken sei. Den Zug eröffneten einige junge Leute in Mönchskleidern; sie trugen auf den Schultern ein großes vergoldetes Holzbild, das mit einem Lappen rothen Tuches umwickelt war. Dabei sangen sie mit lauter Kehle Lieder, die wohl religiösen Inhalts waren. Man verstand aber von den Worten nichts, weil die Budeninhaber ihre Zuckerwaaren und erfrischenden Liqueure oder Limonaden noch viel lauter ausschrieen und die Gassenbuben unter hellem Jubel den Leuten Schwärmer zwischen die Beine warfen. Vor jedem Kloster wurde Lärm und Getöse wo möglich noch infernalischer. Ganze Rudel von Knaben hingen sich an die Glockenseile und zogen mit aller Macht, die Bettelmönche setzten ihre Schellen in Bewegung und forderten Almosen, die Trommeln wurden gerührt und Raketen flogen in die Luft. Es war geradezu peinlich in diesem Durcheinander von Staub, Lärm und Schwefel zu athmen. Endlich hielt der Zug vor dem großen Eingangsthore der Kathedrale und es hatte einen Augenblick den Anschein, als ob die tobende Menge sich etwas anständiger benehmen wolle; aber dem war nicht so, die dichte Masse theilte sich plötzlich, weil ein Bettelmönch zur Erde gefallen und das von ihm gesammelte Geld umher zerstreut war. Die Träger der Apostelstatue legten diese sofort an den Boden und bemühten sich, um die Wette mit den Straßenjungen und unter allgemeinem Lachen aller Uebrigen, auch ihren Antheil an der Beute zu sichern.

Diese Paulusfeier ist aber nicht das Hauptfest in Messina; **das Fest der Barra**, welches in den August fällt, gilt für noch viel „großartiger". Dann wird nicht blos **ein Bild** durch die Stadt getragen und die Festlichkeiten sind nicht auf einen Tag beschränkt, sondern das Singen, Schreien und Lärmen nimmt drei volle Tage in Anspruch. Da sieht man Riesengestalten aus Pappe mit rother Kehle und gewaltigen Zähnen, und sie sind allemal sicher, von der Masse bejubelt zu werden. Hinter ihnen zieht ein Kameel umher, gefolgt von Reitern, die wie Saracenen gekleidet sind; als „Ungläubige" werden sie von der „christlichen" Menge verwünscht und ausgezischt. Dann zieht eine reich verzierte Galeere auf; sie soll daran erinnern, daß einst während einer Hungersnoth einige mit Getreide beladene Schiffe unverhofft in den Hafen einliefen, aber sofort verschwanden, als das Korn ausgeladen war. Aber was will das Alles sagen gegen den großen **Triumphwagen der Barra**, der fast 40 Fuß hoch und von einer dichtgedrängten Menschenmenge umgeben ist! Er stellt die Assumptio Virginis dar, von der Erde bis zum höchsten Himmelsraume. Auf dem innern Gerüst stehen 12 messinesische Jünglinge, als Apostel, um ein Paradebett, auf welchem eine Puppe liegt; diese stellt die Jungfrau dar. Ueber derselben prangt zwischen hölzernen Wolken eine gelbe Kugel, die Sonne; sie ist mit langen Stacheln bespickt, welche die Strahlen vorstellen, und an denselben halten sich kleine Kinder fest. Noch höher kommt der Himmel selbst, eine hohle Halbkugel mit gemalten Sternen und lebendigen Cherubim, und ganz oben auf der Spitze der Pyramide befindet sich die **Seele der heiligen Jungfrau**. Diese Seele wird dargestellt durch ein kleines, mit Blumen und Bändern aufgeputztes Mädchen, das zur Rechten Gottes sitzt.

Der ungeheuere Wagen bewegt sich hin und her schaukelnd inmitten des zahlreichen Geleites von Priestern, Mönchen, Beamten und Soldaten; jeder ist in Gala gekleidet, die Kanonen erdröhnen, die Glocken aller Kirchen werden geläutet und die Menschen jubeln. Allerdings sind die Messinesen der Mutter Gottes großen Dank schuldig; sie hat ihnen einmal eine Locke vom eigenen Haar geschickt und sie eines ganz besondern Schutzes versichert. Die Volksmasse hat das von den Mönchen gehört und findet keinen Grund, an der Wahrheit zu zweifeln.

Wenn aber nur ein wenig Arbeitslust in diese Messinesen gebracht worden wäre, ein bischen Civilisation und Ehrgefühl! Aber die Bettelei steht bei einem großen Theil dieser höchst gläubigen Leute in größerm Ansehen als ehrlicher Erwerb und rechtschaffene Thätigkeit. Die Stadt wimmelt geradezu von faullenzendem, bettelndem Gesindel, und der Schulunterricht, die Erziehung überhaupt, ist in einem abscheulichen, geradezu trostlosen Zustande. Auch die besseren Klassen sind ohne regen Trieb, und fast der ganze Handelsverkehr ist in den Händen von Ausländern: Deutschen, Engländern, Franzosen und Norditalienern. Messina ist voll des ekelhaftesten Schmutzes. Wenn Reinlichkeit für einen Maßstab der Civilisation gelten kann, und das glauben wir allerdings, dann steht die Mehrzahl der Sicilianer und insbesondere der Messinesen auf einer Stufe, wo die Civilisation gar nicht mehr vorhanden ist, wohl aber die dicke Barbarei.

Aus Samuel White Bakers Reise in die Region der Nilquellen.

III.

Zur Kennzeichnung der schwarzen Völker im Sudan. — Betrachtungen über die Rassenverhältnisse. — Negerfreiheit und Negerfaulheit. — Der schwarze Geograph Ibrahimawa. — Die Makarika-Kannibalen. — Aufenthalt in Obbo. — Das Pfeifenmuster als Kennzeichen des Stammes. — Sprachliches. — Der Häuptling Katschiba als Herrscher, Zauberer, Regenmacher und Familienvater. — Bakers Ausflug zum Asua und nach Farajote. — Rückreise nach Tarrangolle in Latuka. — Die ersten Nachrichten über Magungo und den See. — Mangel an Salz in Latuka. — Rückkehr nach Obbo. — Entdeckung des Sees.

Samuel Baker verließ am 2. Mai 1863 Latuka, ging über den Fluß Kanieti, überschritt die Madiberge, welche sich bis zu etwa 5000 Fuß erhoben und fand alle, etwa 2000 Fuß hohen Ausläufer mit schwer zugänglichen Dörfern bebauet. Er ging zunächst nach Obbo.

Bevor er seine Weiterreise antritt, entwirft er ein Charakterbild der afrikanischen Völker, mit welchen er bis dahin in Berührung gekommen war. Es ist jedenfalls von Interesse, gerade jetzt, wo der „allmächtige Neger" von den Pseudophilanthropen und den Gegnern der anthropologischen Wissenschaft in einer ganz ungerechtfertigten Weise idealisirt wird, die auf eigener Beobachtung fußenden Bemerkungen eines vorurtheilsfreien Reisenden kennen zu lernen. Er buhlt nicht um den Beifall jenes Publikums, das für die Missionen in Afrika Geld gibt und sich an den Berichten der Missionäre erbauet. —

„Der schwarze Mensch, so sagt Baker, ist eine seltsame Anomalie. Die guten und schlechten Eigenschaften der menschtichen Natur brechen bei ihm ohne jegliches Aerangement hervor, gleich den Blumen und Dornen seines wilden Landes. Er ist eine Creatur, die nach augenblicktichen Wallungen handelt und auf welche das Nachdenken, die Reflexion, nur selten Einfluß übt. Der schwarze Mensch setzt uns in Erstaunen durch seinen völligen Stumpfsinn und bringt uns in eine gewisse Ueberraschung durch ganz unverhoffte Handlungen, welche von seiner Theilnahme zeugen. Meine auf langer und mehrjähriger Erfahrung fußende Beobachtung der afrikanischen Wilden hat mich überzeugt, daß es absurd sei, den Neger in toto zu verdammen, aber es ist auch nicht minder ungerechtfertigt, seine intellektuelle Fähigkeit jener des weißen Menschen gleichzustellen. Es ist unglücklicherweise (— in England und in anderen Ländern bei unkundigen Phantasten —) Mode einer Partei, den Neger als ein superiores Wesen hinzustellen, während eine andere Partei (— die gleichfalls iert —) ihm die gewöhnliche Menschenvernunft aberkennen möchte. Schon eine so große Abweichung der Ansichten über den innern Werth des Negers deutet darauf hin, daß wir es hier mit einem ganz besondern Wesen zu thun haben, mit einer eigenartigen Varietät."

„So lange man bei der Ansicht bleibt, daß der Neger und der weiße Mann vermöge derselben Gesetze zu regieren und auf ein und dieselbe Weise zu leiten seien, so lange wird auch der Neger ein Pfahl im Fleische jedes Gemeinwesens bleiben, das so unglücklich ist, ihn in seiner Mitte zu haben. Wenn einmal Pferd und Esel in demselben Gespann gleichen Schritt halten können, dann werden auch der schwarze und der weiße Mann unter einem und demselben Regimente gleichmäßig anziehen. Der große Irrthum, welcher darin liegt, daß man gleich machen will, was doch ungleich ist, hat dahin geführt, daß man andererseits den Charakter des Negers allzutief stellte."

„Wie stellt sich der Afrikaner in seiner wilden Heimat dar? Gewiß sehr schlimm, aber doch nicht so schlimm wie, meiner Ansicht zufolge, der weiße Mann unter ähnlichen Verhältnissen erscheinen würde. Er handelt gemäß den schlechten Eigenschaften, welche in der menschlichen Natur liegen, aber wir finden bei ihm keine raffinirten Laster, wie dergleichen in civilisirten Ländern vorkommen. Der Stärkere beraubt den Schwächern, ein Stamm führt Krieg mit dem andern; — ist das in Europa etwa nicht der Fall? Die Neger machen einander zu Sklaven; — wie lange ist es her, daß England und Nordamerika keine sklavenhaltenden Länder sind? Er ist widerspänstig und undankbar, — aber kommt in Europa keine Undankbarkeit vor? Er ist verschmitzt und ein Lügner von Haus aus, — ist aber in Europa Alles Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit?"

„In frühester Jugend ist das Negerkind dem weißen an intellektueller Raschheit voraus, aber seinem Geiste fehlt die Expansion; es verspricht Früchte, aber nichts reift, und der Neger ist als Mann an Körper groß geworden, während er an geistiger Entwicklung nicht fortschritt."

„Ein junger Hund von einem Vierteljahre ist einem dreimonatlichen Kind intellektuell überlegen, aber bei dem letztern entwickelt sich der Verstand, während der Hund ein bestimmtes Maß nicht überschreitet. Das Küchlein sucht nach Futter, sobald es aus dem Ei gekrochen ist, während der junge Adler hilflos in seinem Neste liegt, aber das junge Huhn bald überholt. Die Erde bietet eine wunderbare Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in Bezug auf Menschen, Thiere und Pflanzen dar. Das Vorhandensein von hundert Varietäten des Hundes hindert nicht, daß sie alle einem und demselben Geschlechte angehören; aber Windhunde, Bullenbeißer, Spitz, Pudel, Hühnerhunde ꝛc. sind in ihren besonderen Begabungen, Anlagen und Instinkten nicht minder verschieden, wie die Varietäten des Menschengeschlechts. Die wilden Trauben im Walde sind auch Beeren und die gemeine Hundsrose ist auch eine Rose, aber die Muskatellertraube und die Centifolie sind doch ganz anders."

„Gemäß dem großen Systeme der Schöpfung sind die Rassen nach geheimnißvollen Gesetzen getheilt und in Unterabtheilungen gesondert; jede einzelne hat ihre besonderen Eigenschaften, und die Varietäten des Menschengeschlechts haben besondere Merkmale und Eigenschaften, vermöge deren sie speeifischen Oertlichkeiten angepaßt sind. Der natürliche Charakter solcher Rassen ändert sich nicht, wenn sie die Lokalität wechseln, sondern der Instinkt einer jeden Rasse entwickelt sich, wohin man sie auch versetzen möge. Der Engländer ist ein Engländer in Australien, Indien und Amerika und eben so wird der Afrikaner überall mit seinen natürlichen Instinkten Neger bleiben. Diese natürlichen Instinkte bestehen aber in einem Hange zur Trägheit und zur Verwilderung, und der Neger wird

ganz zuverlässig in Faulheit und Wildheit zurücksinken überall, wo er nicht unter spezieller Leitung steht und zum Fleiße gezwungen wird."

„Daß das wahr und richtig ist, ergibt sich auch aus der geschichtlichen Erfahrung. Ueberall, wo man ihn des Zwanges enthob, fand ein Rückschritt statt. Er wird wild wie ein Pferd ohne Zaum und Geschirr, aber wenn man dem Neger einen Zaum anlegt und anschirrt, ist er ein höchst nützliches Geschöpf. Diese Wahrheit will, unglücklicherweise, der öffentlichen Meinung in England nicht einleuchten; hier maßt sich die vox populi das Recht an, über Dinge und Menschen, von denen sie durchaus nichts versteht, ein Urtheil zu fällen. Die Engländer wollen nun einmal ihr eigenes Maß und Gewicht als für Alle gültig hinstellen und die große Masse, welche den Neger persönlich gar nicht kennt, hat ein für allemal dekretirt, daß er ein schlecht behandelter Bruder sei, ein sehr würdiges Mitglied der menschlichen Familie, welches lediglich durch Unwissenheit und Vorurtheil der weißen Menschen, mit welchen ihm gleiche Stellung gebühre, in eine untergeordnete Lage gedrängt worden sei!"

„Der Neger wird vielfach mißverstanden. Das schreckliche System der Sklaverei kann man streng verdammen, aber die Ergebnisse und Folgen der Emancipation haben den Beweis geliefert, daß der Neger den Segen der Freiheit nicht zu würdigen versteht und daß er nicht das geringste Gefühl von Dankbarkeit gegen Diejenigen hegt, welche seine Ketten brachen. Sein höchst beschränkter Geist kann das Gefühl reiner Philanthropie nicht begreifen; die Antisklavereibewegung faßt er als einen Beweis dafür auf, daß er eine höchst wichtige Person sei. Demgemäß führt er sich auch auf; er ist ein viel zu großer Mann, als daß er arbeiten möchte. In diesem Punkte tritt sein Grundcharakter ganz determinirt zu Tage; er will von keinerlei Zwang etwas wissen; sobald er frei ist, verlangt er sofortige Gleichheit mit Dem, welchem er bislang dienstbar gewesen; er usurpirt mit ganz abgeschmackten Prätensionen eine Würde, zu welcher ihm Alles fehlt und er wird unfehlbar den Weißen widerwärtig. So kommt es, daß zwischen den beiden Rassen Abneigung und Haß entsteht."

„Die Sonne ist der große Schiedsrichter zwischen dem weißen und dem schwarzen Menschen. Es gibt Erzeugnisse, welche civilisirten Ländern nothwendig sind, die aber nur in tropischen Klimaten, wo der Weiße im freien Felde nicht zu arbeiten vermag, erzeugt werden können. In solche Gegenden hat man den Neger als Sklaven gebracht. In seiner afrikanischen Heimat war er ein Wilder und Sklav seiner Mitwilden; er wurde, als man ihn kaufte, ein Opfer seines eigenen Systems, der Sklaverei, welche in Afrika einheimisch ist und welche der Neger nicht etwa vom weißen Manne gelernt hat. Als Sklav mußte er arbeiten, und die Länder, wo er arbeitete, gediehen. Plötzlich wurde er befreit und von demselben Augenblick an wollte er auch nicht mehr arbeiten. Nun hörte er auch sofort auf, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, er wurde vielmehr eine unnütze Last, ein Umtriebler und Ränkeschmied, erfüllt von Haß gegen denselben weißen Mann, welcher ihn freigemacht hatte."

„Der Neger wurde geholt, um zu arbeiten; jetzt will er nicht mehr arbeiten und wozu ist er nun nütze? Entweder muß man ihn zur Arbeit zwingen, indem man strenge Gesetze gegen das Vagabundiren erläßt, oder die schönen Länder, welche prosperirten, so lange der Neger arbeiten mußte, gehen bei Negerfreiheit und Negerfaulheit zu Grunde. Unter einer speciellen Aufsicht und Führung kann der Neger, sobald man ihn einem gewissen Zwang unterwirft, wie schon gesagt, ein nützliches Geschöpf sein; behandelt man ihn im Gegentheile, als wäre er ein Engländer, so wird er alle Laster und keinen einzigen Vorzug der Civilisation zeigen und was er von Haus aus an guten Eigenschaften hat, wird bei seinem Versuch, ein „weißer Mann" zu werden, in die Brüche gehen." —

Das sind die Ueberzeugungen Bakers über den Neger und dessen Stellung in der Welt. Ansichten und Urtheil eines Mannes von praktischer Erfahrung und Beobachtung sind mindestens eben so viel werth als die sentimentalen Phantasien von Geistlichen, alten und jungen Damen und Theoretikern, welche den schwarzen Menschen nur als Rarität in Europa gesehen haben.

Baker sagt, es sei ihm immer merkwürdig gewesen zu beobachten, welch eine Wandlung in einem Sklaven vorgehe, der von den türkischen Sklavenfängern in ihrer Art civilisirt worden sei. Unter ihren Leuten befanden sich manche Neger, die einst selber geraubt worden waren, und denen nun das Leben und Treiben der Sklavenfänger völlig zusagte. Sie hatten sich bald an die Razzias gewöhnt, Vieh- und Menschenraub war ihre Lust, und das erste, wonach solch ein Sklav trachtete, war, sich selber einen Sklaven zu verschaffen. Die gewandtesten Menschenjäger, die keckesten, gewaltthätigsten Schurken waren allemal Neger, die meist selber dasselbe Schicksal erlitten, welches sie nun Anderen bereiteten. Solch ein Bursch würdigt sich nicht so tief herab, auf dem Marsche sein Gewehr zu tragen, dafür hatte er seinen Sklavenknaben, welcher dem Herrn und Gebieter, der in affenartiger Weise sich benahm und äußerst wichtig machte, die Flinte hinter her trug. Eine Sklavin mußte ihm Korb, Kochtopf, Lebensmittel und eine mit Wasser gefüllte Kalebasse nachschleppen; endlich trug ein Mann, welcher in dem Lande, wo man sich eben befand, gemiethet worden war, einige Kleider dieses stolzen Herrn und die Ochsenhaut, auf welcher er schlief. Der Geraubte wurde Räuber, der vormalige Sklav ein Gebieter; aber zwischen ihm und dem Araber war doch der Unterschied, daß der Schwarze eine ganz ungeheuere und absurde Vorstellung von seiner eigenen Würde hatte.

Unter den Leuten Ibrahims befand sich auch ein Eingeborner aus Bornu, der **Ibrahimawa** hieß. Er war als zwölfjähriger Knabe geraubt worden, nach Aegypten und Konstantinopel gekommen, in London und Paris und während des Krimkrieges auch in Kertsch gewesen. Reisen war seine Lust, er hatte eine gewisse Liebhaberei für Geographie und Pflanzenkunde und bildete unter den Leuten seiner Partie eine bemerkenswerthe Ausnahme. In Aegypten war er seinem Herrn entlaufen, stolzirte eine Zeitlang gut gekleidet in Chartum auf den Straßen umher und verthat sein bischen Geld und nahm dann als „Handelsmann" auf dem Weißen Nil bei Churschid Aga Dienste. Er war ein Prachtexemplar eines Negers; bei ihm war von den natürlichen Instinkten nichts verloren gegangen. Seine Genossen überragte er ganz entschieden; zwar wußte er blutwenig, hatte aber eine so übertriebene Vorstellung von seinen Kenntnissen, daß seine Gefährten sich über ihn lustig machten; sie und die Araber haßten ihn auch, weil sein Hochmuthsdünkel alle Grenzen überschritt.

Dieser Ibrahimawa erzählte gern von seinen Abenteuern und Erlebnissen, schnitt aber ganz ungeheuer auf. Aber seine natürliche Anlage zur Geographie war bemerkenswerth; er kam oft zu mir und zeichnete mit einem Stecken Karten über die von ihm besuchten Länder in den Sand, knüpfte aber allemal Erzählungen in seinem Styl daran. Mich interessirte am Meisten; was er von den Gegenden

an der Westseite des Weißen Nils erzählte. Er war einige Jahre mit einer Partie dort umhergestreift und bis zu den Makkarika gekommen, einem Kannibalenvolke, das etwa 200 Miles westlich von Gondokoro wohnt. Er sowohl wie andere Leute von Ibrahims Partie waren oftmals Zeugen kannibalischer Handlungen gewesen. Die Makkarikas, so erzählten sie, wären sonst ganz umgängliche Menschen, hätten aber eine ganz besondere Liebhaberei für Hunde- und Menschenfleisch. Sie schlossen sich den Zügen der Handelsleute an und fraßen allemal bis während der Razzias Erschlagenen auf. Auch wurden sie dadurch lästig, daß sie allemal darauf drangen, die Frauen und Kinder, welche von den Handelsleuten als Sklaven mitgenommen wurden, todtschlagen und fressen zu wollen. Es ist bei ihnen Brauch, daß sie ein Kind am Fußknöchel packen und den Kopf gegen den Boden schlagen; dann schneiden sie den Bauch auf, ziehen Magen und Eingeweide heraus, binden die Beine über den Nacken fest, werfen die Leiche über die Schulter und tragen sie so nach dem Lagerplatze; dort wird sie zertheilt und gekocht.

Einer meiner eigenen Diener war in Gondokoro Augenzeuge einer kannibalischen Handlung gewesen. Die Handelsleute waren mit Elfenbein aus den westlichen Gegenden her angelangt; die Träger der Elephantenzähne waren Makkarikas, und unter der Beute fehlten natürlicherweise Sklavinnen nicht. Eine derselben versuchte zu entlaufen; ihr Eigenthümer holte sie ein, traf sie mit einer Kugel und streckte sie zu Boden. Sofort stürzten eine Anzahl Makkarika's über sie her, zogen ihr, als sie noch lebendig war, das Fett aus dem Leibe und geriethen dabei in Zank und Streit. Inzwischen wurde sie von Anderen mit Lanzenstichen getödtet und mit den Lanzenspitzen, die als Messer benützt wurden, der Länge nach auseinander geschnitten. Die vielen Sklavinnen und deren Kinder, welche bei diesem Auftritte zugegen waren, liefen weg und kletterten in die Bäume. Die Makkarika's rannten ihnen nach, rissen Kinder von den Aesten herab, schlugen mehre todt und veranstalteten dann ein gemeinsames Festessen. Mein Diener Mohammed, der diese Scheußlichkeiten mit ansah, erklärte mir, daß er mehre Tage lang gar keine Speise habe genießen können, so entsetzlich habe ihn das Ganze angeekelt.

Wir sagten weiter oben, daß Baker in den ersten Maitagen des Jahres 1863 Latuka verlassen habe und nach Obbo gegangen sei. Unterwegs kam er mehrmals durch ungemein liebliche Landschaften und über eine Hochebene, welche die Wasserscheide zwischen Osten und Westen bildet.

Obbo, ein großes Dorf, liegt 40 Miles südwestlich von Tarrangolle, dem Hauptquartier des Reisenden in Latuka. Die Eingebornen sind von den Latula's in Aussehen und Sprache ganz verschieden. Ganz unbekleidet gehen sie nur in den Krieg und dann bemalen sie sich mit rothen und gelben Streifen; für gewöhnlich tragen sie eine Antilopen- oder Ziegenhaut über den Schultern. Ihr Gesicht ist gut gestaltet und die Nase fein geschnitten; der Kopfputz sieht hübsch aus; das wollige Haar ist wie ein Biberschwanz geflochten.

Das ganze Land südöstlich von Obbo ist gebirgig und die höchsten Gipfel erheben sich 4000 bis 5000 Fuß über das allgemeine Niveau des Landes; nach Süden hin gewahrt man nur einzelne Hügel, aber das Gelände steigt sehr wahrnehmbar; der Abzug der Gewässer geht nach Westen und Nordwesten, und der Abfall des Geländes nach dieser Richtung hin ist sehr deutlich zu erkennen. Die Vegetation in Obbo und auf der ganzen Westseite des Gebirges ist verschieden von jener auf der Ostseite, der Boden sehr fruchtbar, und das Guineagras wächst ungemein üppig. Man bauet neun Varietäten der Yamswurzel, und manche derselben wachsen auch wild in den Wäldern, in denen man auch die Arachis (Erdeichel) und manche andere genießbare Früchte wild findet; auch ein feiner Flachs kommt wild vor, doch benützt das Volk mehr die Fasern einer Aloeart. Der Taback erreicht eine ungemeine Höhe. Die reifen Blätter werden in einem Mörser zu einer Art Brei zerstoßen, in eine kegelförmige Holzform gethan und dann gepreßt. Man läßt den Brei hart werden und er sieht dann aus wie ein Zuckerhut; die Leute in Ellyria dagegen geben ihm die Form unserer runden Käse und versetzen ihn mit — Kuhdünger! Ich habe nie Taback geraucht — ehe ich nach Obbo kam; aber ich fing dort das Rauchen an, weil ich am Fieber gelitten hatte und das Land sehr feucht war.

Jeder Stamm hat ein besonderes Pfeifenmuster. Die Pfeifen der Bari sind an der Mündung breit wie eine Trompete, jene der Latuka's länglicher, die der Obbo's kleiner und am hübschesten. Aber die Köpfe sind schlecht gebrannt, und wenn sie feucht werden, zerbrechen sie sehr leicht; die Töpferscheibe kennt man nicht. Alle Stämme am Weißen Nil haben keine anderen Töpferfabrikate als Wassergefäße und Tabackspfeifen; alle anderen Geräthschaften werden aus Holz oder aus Kürbisschalen verfertigt.

Bakers Lagerplatz in Obbo lag in 4° 2′ nördl. Br., 32° 31′ östl. L.; die mittlere Erhebung betrug 3674 Fuß, die Temperatur etwa 76° F. Die Höhe von Latuka über dem Meeresspiegel ist 2236 Fuß; bei Obbo war er 1438 Fuß über dem allgemeinen Niveau des Landes, das im Osten der Gebirgskette liegt. In Obbo fällt 10 Monate im Jahre, von Februar bis November, Regen. Der Boden ist fruchtbar und die Vegetation rasch und ungemein üppig; das Gras wird 10 Fuß hoch, Kriech- und Kletterpflanzen sind überall, vielfach ist das Waldgestrüpp undurchdringlich für den Menschen; dort hausen Elephant, Rhinoceros und Büffel, denn nur diese schweren Thiere können sich Bahn brechen. Antilopen halten sich in den Grasdschungeln nicht auf, weil sie dort nicht auf der Hut sein können gegen Löwen und Leoparden.

Der Reisende wurde in Obbo von dem etwa 60 Jahre alten Häuptling Katschiba sehr freundlich empfangen. Der lustige Alte, der einem Rüpel in der Pantomime glich, ließ seine Leute trommeln und tanzen. Die Frauen tragen eine sehr dürftige Bedeckung, die aus Lederstreifen besteht, um den Gürtel, die unverheiratheten Mädchen gehen völlig unbekleidet, höchstens haben sie drei bis vier Schnüre kleiner weißer Kügelchen; alte Frauen binden Baumzweige um den Leib.

Auffallend sind in diesem Lande die hübschen Gesichter mit feingebogenen Nasen, die nicht selten vorkommen. Viele Obboleute erinnerten in ihrem Aussehen an manche Somalistämme, aber wir wissen nichts über ihren Ursprung, denn sie wissen nichts von ihrer Geschichte und haben nicht einmal Ueberlieferungen. Die Sprache ist jene der Madi. Die drei Sprachen: Bari, Latuka und Madi sind verschieden; das Land Madi liegt südlich von Obbo. Hier eine Probe.

	Obbo	Latuka	Bari
Wasser:	Fi	Kari	Finim
Feuer:	Mite	Nyeme	Kimang
Sonne:	Tseau	Narlong	Karlong
Milch:	Tsarck	Nalle	Le
Huhn:	Gueno	Nakome	Tschokore.

Die Obbos bildeten auch darin einen Gegensatz zu den Latuka's, daß sie nicht um Geschenke betteln. Der König wird streng respektirt, schon weil er Regenmacher und Hexenmeister ist. Wenn ein Mann sein Mißfallen auf sich zieht, so verwünscht er ihm seine Ziegen und Hühner, und davor fürchtet sich Jeder. Regelmäßige Abgaben kennt man nicht; der Häuptling fordert dann und wann, was er wünscht. Wenn zu wenig oder zu viel Regen fällt, thut er seinen Unterthanen kund und zu wissen, wie sehr er beklage, daß er sie mit ungünstigem Wetter heimsuchen müsse, das sei aber ihre eigene Schuld. Sie geben ihm dann Ziegen und Hühner und hoffen auf bessere Tage. Wer eine Reise antritt, holt sich zuvor den Segen vom alten Katschiba, der allerlei Hokuspokus macht und damit gegen Gefahr von wilden Thieren schützt. Er heilt Krankheiten durch Zauber; das glauben wenigstens die schwarzen Leute, und allem Anscheine nach glaubt er selber auch an die Wirksamkeit seiner Schnurrpfeifereien. Mancher Mann schenkt ihm seine hübscheste Tochter; dadurch ist die Zahl seiner Frauen eine sehr beträchtliche geworden und die Zahl seiner lebendigen Kinder betrug, als Baker bei ihm war, nicht mehr und nicht weniger als 116 Stück; seine Unterthanen sahen in diesem allerdings nicht geringen häuslichen Segen eine Wirkung seiner Zaubergewalt. Trotz desselben behandelte er eine seiner Frauen sehr hart, weil sie kinderlos blieb; sie beklagte sich darüber bitterlich bei dem Reisenden. In jedem Dorfe war einer seiner Söhne Häuptling, und die ganze Regierung, wenn dieser Ausdruck erlaubt wäre, eine Familienangelegenheit; auch alle diese Söhne glaubten an die übernatürliche Begabung des Alten.

„Diese Wilden, welchen der Glaube an eine Gottheit völlig mangelt, in denen auch keine Spur von Superstition ist, glaubten doch ganz entschieden, daß die Angelegenheiten des Lebens und die Controle der Elemente abhängig seien von diesem alten Häuptling. Deswegen waren sie ihm unterwürfig, aber ohne eine Spur von Anhänglichkeit oder Religion, lediglich aus materiellem Instinkte, unter dessen Einflusse der Wilde immer steht. Dieses unbesiegbare Gefühl ist es eben, das eine Bekehrung so äußerst schwierig macht; der Wilde glaubt an Nichts, wenn er nicht von dem Gegenstande seines Glaubens einen besondern Vortheil ziehen kann. Wilde sind nur durch zweierlei Gewalten zu lenken: starke Macht und Humbug, und das sind auch die Kräfte, deren sich die Gewalthaber bedienen. Wo die erste nicht völlig ausreicht, muß der zweite nachhelfen, und das war bei Katschiba der Fall."

In Obbo würden gedruckte Kattune, rothwollene Kittel, Decken und dergleichen wohl Abnehmer finden. Das Land liegt etwa 3600 Fuß über dem Meer, die Nächte sind kalt und die Tage während der Regenzeit gleichfalls; die Menschen müssen also einige Kleidung haben und dazu benützen sie Thierfelle. Bei allen Stämmen, vom 10° nördl. Br. an, also von den Schillucks bis zu diesen Obbo's, 4° nördl. Br., fehlt die Bekleidung. Obbo ist die Bekleidungsgrenze, wenn ich so sagen darf, denn weiter nach Süden hin, nach Sansibar zu, haben alle Wilden mehr oder weniger Bekleidung.

Von Obbo aus machte Baker einen Ausflug nach dem Flusse Asua oder, wie man hier sagte, Aschua; seine Frau ließ er unter Katschiba's Obhut zurück. Am 7. Mai brach er auf und ritt parallel mit der Basis der Madiberge, von welcher er etwa eine deutsche Meile entfernt war, durch eine sehr anmuthige Gegend, die völlig einem wohlgehaltenen Parke glich, obwohl oft das Gras sehr hoch war. Er kam, 18 Miles von Obbo entfernt, an den Fluß Atabbi, der von den Madibergen kommt, das ganze Jahr hindurch Wasser hat und in den Asua mündet. In dieser Gegend leben Elephanten in sehr großer Menge; Baker sah einmal eine Heerde, die mindestens 200 Stück zählte.

Dann gelangte er ins Land Farajoke. Der Häuptling kam ihm entgegen, schenkte ihm eine Ziege und hielt in der Hand ein Huhn an beiden Beinen. Als er beim Pferde stand, berührte er dessen Vorderfüße mit dem Huhn und zog dann mit diesem einen Kreis auf der Erde; nachher bestrich er in gleicher Weise mit dem Huhne die Beine des Reisenden, schwenkte ihm dasselbe um den Kopf und machte es dann mit dem Pferd ebenso. Nachher wurde das Thier geschlachtet und dem Obmanne von Bakers Leuten überreicht. Das Dorf war sehr schmutzig, mit einem hohen Bambuszaun umgeben und stand auf einem etwa 80 Fuß hohen Hügel.

Farajoke bildet einen Distrikt der großen Landschaft Suli, zu welcher dann noch Schaggi und Madi gehören. Jedes Dorf steht unter einem besondern Häuptling. Farajoke liegt nur drei starke Tagereisen entfernt von Faloro, 3° 32′ nördl. Br., der Station des maltesischen Elfenbeinhändlers Debono, wohin Baker gern gegangen wäre, um dort sein Hauptquartier einzurichten. Er hatte aber unterwegs sein Pferd verloren und kehrte deshalb mit seinen Begleitern und Eseln nach Obbo zurück; die 30 Miles betragende Strecke legte er in einem Tage zurück, und Alles war in bester Ordnung.

Am 21. Mai ging er wieder nach Latuka, wo er den größten Theil seiner Vorräthe zurückgelassen hatte. Unterwegs machte er Jagd auf Giraffen. Auch in Latuka waren die Vorräthe unangetastet geblieben und die von ihm ausgestreuten Sämereien lustig aufgegangen. Aber bald kam großes Mißgeschick. Zwei Pferde fielen, binnen wenigen Tagen folgten fünf Esel und gleich darauf starben auch zwei Kameele. Die Latuka's hielten von diesen Thieren ein leckeres Mahl und stritten sich mit den Geiern herum. Auch Frau Baker erkrankte schwer am Fieber, unter den Türken brachen die Blattern aus und mehre starben daran. Diese Krankheit ist für die Völker Centralafrika's, welche manchmal von derselben decimirt werden, eine arge Geißel.

In diesen trüben Tagen erhielt er eine Kunde, die ihn angenehm überraschte. Unter den Leuten, welche ihn von Obbo nach Latuka begleitet hatten, war auch ein Mann Namens Wani, der weit nach Süden hin gereist war und sich erboten hatte, den Türken Ibrahim in ein Land zu führen, in welchem sehr viele Elephanten seien und das noch kein Handelsmann betreten habe. Deshalb war er als Führer und Dolmetscher angenommen worden. Baker fragte ihn aus und erfuhr, daß die Kaurimuscheln, welche Wani besaß, aus der Ortschaft Magungo gekommen seien. Diesen Namen hatte er auch sonst schon von Eingebornen gehört, über die Lage desselben aber gar nichts erfahren können. Ihm lag viel daran, zu erkunden, auf welchem Wege die Kaurimuscheln von Süden her gekommen seien, aber Wani's Aussagen waren sehr unbestimmt. Doch zog Baker aus denselben Schlüsse, die sich hinterher als zutreffend erwiesen. Er erfuhr, daß Magungo an einem See liege, der so breit und groß sei, daß Niemand seine Ausdehnung kenne; in Magungo kämen Schiffe aus unbekannten Gegenden an und brächten Kauris und Glasperlen, gegen welche sie Elfenbein eintauschten. Auf diesen Fahrzeugen habe man weiße Menschen gesehen. Alle Kauris, die in Latuka und den umliegenden Ländern in Gebrauch seien, kämen von dort.

Baker schrieb am 26. Mai 1863 auf diese Angaben hin in sein Tagebuch: Magungo wird im 2° nördl. Breite

liegen; der See kann kein anderer sein als der Nyanza, der also weiter nach Norden hin ginge, als Speke annimmt. Die angeblich weißen Männer sind arabische Handelsleute, welche Kauris aus Sansibar bringen. Ich will die erste Gelegenheit benutzen, um nach Magungo aufzubrechen. Das Land wird wohl Kamrasi's Bruder gehören, denn Wani sagte, der König habe einen Bruder, der am westlichen Ufer des Nils über ein großes Land herrsche; beide seien aber mit einander immer im Kriege. —

Gern wäre der Reisende auf geradem Wege nach Magungo am See aufgebrochen, aber er hatte noch eine unendliche Reihe von Widerwärtigkeiten zu bestehen und weit über ein Jahr hinausreichende Zögerungen zu erfahren, bevor er ans Ziel gelangte.

Jetzt war er nun wieder in Latuka und hatte vollauf Gelegenheit, Einblicke in das Leben und Treiben der Menschen zu gewinnen. In allen diesen Gegenden gilt Rindvieh als das Zahlungs- und Tauschmittel. „Die Eingebornen verfertigen jetzt Seribas (Kraals), Einzäunungen, um darin das Vieh zu bergen, welches sie ihren Nachbarn geraubt haben. Sie verdienen gar keine Theilnahme, sind ärger als die Geier und selbst die, welche zu demselben Stamme gehören, liegen mit einander in Streit. Die Gewalt der Häuptlinge bedeutet wenig; oft thun sich die Männer von vier oder fünf Dörfern zusammen und unternehmen Plünderungszüge. Es ist demnach leicht erklärlich, daß die Handelsleute, welche ja in der That und Wahrheit selbst Räuber sind, aus diesen Verhältnissen Vortheil ziehen und sich bald mit dem einen, bald mit dem andern Theile verbinden, allemal aber beide ausplündern. Diese Türken schießen sogar Frauen nieder, was kein schwarzer Mann thut, obwohl sie im Krieg als Spione dienen. Weshalb aber schont man die Weiber? In Ländern, wo Polygamie herrscht, ist die Antwort leicht gegeben: ein Mädchen ist 5 bis 10 Kühe werth, und solch ein Kapital schont man.

In Latuka kann man fast kein Salz haben, die Eingebornen genießen es selten. Es wird aus Ziegenexcrementen hergestellt, die man zu Asche verbrennt und mit Wasser begießt, das durch Kochen abgedampft wird; auch gewinnt man es aus der Asche eines dickstieligen Grases. Der Häuptling von Latuka verschlang gierig Händevoll Salz, welche Baker ihm gab.

Unfug und Brutalitäten wollten zu Tarrangolle in Latuka kein Ende nehmen. Eines Morgens hört Baker, daß im Lager der Türken ein Schuß fällt, und er geht dorthin. Wir haben früher erzählt, daß die Handelsleute, als sie das Dorf Kayala ausrauben wollten, eine Niederlage erlitten. Nun war von dort ein Mann nach Tarrangolle gekommen, um wegen einer vermißten Kuh Nachfrage zu halten. Die beiden Häuptlinge Moy und Kommoro brachten ihn ins türkische Lager, um darzuthun, daß er keine bösen Absichten habe. Aber die Türken erklärten ihn für einen Spion, schossen ihn todt, schleppten ihn an den Beinen aus dem Lager und sahen zu, wie die Geier ihn auffraßen! Latuka war durch diese zugleich feigen und brutalen Türken zu einer doppelten Hölle geworden und der Viehraub ging mehr als je im Schwange. Die Widerwärtigkeiten des Aufenthaltes in jener Gegend wurden dann und wann durch die Erzählungen des schwarzen Geographen Ibrahimawa gemildert. Eines Tages gab er folgende Geschichte zum Besten: — In einem Lande, unweit von Bornu, ist der König so dick und fett, daß er nicht gehen kann, wenn die Doctoren ihm nicht in jedem Jahre den Bauch aufschneiden und das Fett herausnehmen. — Noch ein Histörchen: — In dem Lande So und So trinkt kein Mensch Wasser; der ärmste Mann hat Merissa (Bier) so viel er nur mag. Nach 3 Uhr Mittags ist Niemand im ganzen Lande nüchtern, und die Kühe, Ziegen und Hühner sind auch alle betrunken; denn sie trinken das Bier, welches die Menschen, welche ja ohnehin vollauf haben, in den Töpfen zurücklassen. — Ibrahimawa war mit einem türkischen Kriegsschiff in Gravesend gewesen. Ganz ernsthaft erzählte er, daß der dortige englische Pascha ihn zu einem Ball eingeladen habe, und einige englische Damen hätten ihm Liebeserklärungen gemacht!

Am 23. Juni verließ Baker Latuka, um wieder nach Obbo zu gehen, aber auf einem andern Wege. Er fand Alles verändert, denn die Türken hatten eine abscheuliche Verwüstung angerichtet, das Land ausgefressen, und die Eingebornen wollten oder konnten keine Lebensmittel liefern. Baker und dessen kranke Frau hatten nichts zu essen als Tulla dun, ein kleines, bitteres Korn, das auch die Schwarzen statt des Getreides genießen; Wild war des hohen Grases wegen nicht zu schießen. „Wie herzlich froh würde ich sein, wenn ich dieses abscheuliche Land verlassen könnte. So weit meine Erfahrung reicht, habe ich nirgends so arge Halunken gesehen wie in diesem Afrika, und jene im Sudan sind die allerschlimmsten. Es ist unmöglich, solch einen Menschen als Diener zu verwenden; alle sind träg, gleichgültig, unehrlich und schmutzig über alle Beschreibung; sie haben einen förmlichen Abscheu gegen Alles, was Ordnung ist und dadurch steigert sich noch ihre Abneigung gegen einen Europäer. Ich bin dieser Expedition satt und müde, aber ich werde doch mit äußerster Hartnäckigkeit weiter vordringen; Gott allein kennt das Ende."

Das schrieb Baker in sein Tagebuch, als er sammt seiner Frau todtkrank an einem Gallenfieber darnieder lag. Katschiba kam, fand Beide hülflos und brachte seinen Zauber an; namentlich spie er Wasser aus seinem Munde auf einen Baumzweig, welchen er dann über den Köpfen der Kranken hin- und herschwenkte; nun werde Alles schon besser werden. Ratten und weiße Ameisen waren in der Hütte eine arge Plage, und als man die ersteren durch Arsenik tödtete, entstand ein übler Geruch, der nicht zu ertragen war. Dann und wann fand sich auch eine Schlange als Gast in der Hütte ein. Unter den Eingebornen wütheten die Blattern; das Klima war unangenehm feucht und im höchsten Grad ungesund. Auch das Vieh litt doppelt, als unzählige Fliegen erschienen, darunter die Tsetse, deren Stich giftig ist. Binnen ein paar Wochen verloren die Esel alle Haare an Beinen und Ohren und starben einer nach dem andern, obwohl sie unter Dach und Fach gestellt und mit rauchendem Feuer umgeben waren. Am 16. Juli fiel auch das letzte Pferd; für den Schweif desselben erhielt Baker eine Kuh.

Trotz Regen, Blattern und Mangel an Lebensmitteln hielten die Obboleute doch einen Kriegstanz, schlugen die große Trommel und verabredeten mit den Türken einen Raubzug in das Land Madi. „Fliegen bei Tage, Ratten und unzählige Wanzen bei Nacht, alle Tage Regen, undurchdringliches, feuchtes, dampfendes Gras machen mir dieses Obbo zu einem unerträglichen Gefängniß. Es kostet große Mühe, meinen Diener, welcher die Kuh zu besorgen hat, von der landesüblichen Gewohnheit abzuhalten, daß er das Milchgefäß mit Wasser und nicht mit Kuhurin reinigt; er thut auch gar zu gern etwas Kuhurin in die Milch, — Alles aus Aberglauben, weil man meint, daß im andern Falle die Kuh ihre Milch ganz verlieren werde. Die Obboleute spülen sich den Mund nur mit Kuhurin aus,

wahrscheinlich weil kein Salz im Lande ist; dagegen sind die Latukas sehr reinlich.

Am 13. Aug. hatte Baker eine Besprechung mit einer Sklavin, welche vor etwa zwei Jahren von Kamrasi, König von Unyoro, als Spion unter die Türken geschickt und zur Sklavin gemacht worden war. Sie hatte von dem Luta Nzige See gehört, nannte ihn aber Kara wutan Nzige, und bestätigte, daß Araber in großen Booten nach Magungo kämen; das Wasser sei sehr groß und schlage Wellen; auch von einem Wasserfalle wußte sie zu erzählen. Am 23. Aug. fiel Bakers letztes Kameel in Folge des feuchten Klimas, und er mußte nun seine Weiterreise zu Fuß und auf Ochsen machen.

Wir wollen ihn hier verlassen. Es lag uns daran, seine Schilderung von solchen Gegenden mitzutheilen, die noch von keinem Europäer betreten oder beschrieben worden waren. Er zog von Obbo nach Schua, durch Rionga's Land nach den von Speke beschriebenen Karuma-Katarakten und dann nach Unyoro, wo er seltsame Begegnisse mit dem vermeintlichen Könige Kamrasi hatte, der aber, wie sich später ergab, des Herrschers Bruder war. Keine Widerwärtigkeit konnte ihn aufhalten; er drang zwischen dem 2. und 1. Grad nördl. Br. nach Südwesten und Westen vor und erreichte bei Vacovia den See, den „Mwutan Nzige", am 14. März 1864. „Da lag er vor mir, gleich einem Meer von Quecksilber, ein endloser Seehorizont nach Westen und Südwesten und schimmerte glänzend in der Mittagssonne. Im Westen, 50 bis 60 Miles entfernt, erhoben sich blaue Berge bis zu 7000 Fuß über den Wasserspiegel. Ich kann den Triumph nicht beschreiben, welchen ich in diesem Augenblick empfand; nun hatte ich den Lohn für so viele Mühen und für meine zähe Ausdauer. — — Ich nannte den See Albert Nyanza; der Victoria und der Albert sind die beiden Quellen des Nils."

„Quellen" nun gerade nicht, eben so wenig wie der Bodensee als eine „Quelle" des Rheins bezeichnet werden kann. Baker fuhr dann von Vacovia, das etwas nördlich vom 1° nördl. Br. liegt, an der Ostküste des Sees nach Norden hin bis Magungo, wo der „Victoria Nil", der Abfluß aus dem Nyanza-See, in den Mwutan-Nzige-Albert fällt; er verläßt diesen etwas gegen Norden an einer Stelle, die Baker nicht gesehen hat, und zieht als Nil weiter über Gondokoro, Chartum, durch Nubien und Aegypten.

Alle Ehre dem kühnen und verständigen Reisenden Samuel Baker. Auch er kann von sich sagen: Tantae molis erat!

Eine gefährliche Wanderung in den tyroler Alpen.

Herr Anton von Ruthner, Vorsitzender des österreichischen Alpenvereins, hat „Skizzen aus der Zillerthaler Gebirgsgruppe" veröffentlicht, welche eine Fülle von Angaben enthalten und den Gegenstand nicht skizzenhaft, sondern weit umfassend, fast erschöpfend, behandeln. Wer künftig das Zillerthal und dessen Alpen besucht, wird nicht umhin können, diese Abhandlung, welche zugleich als zuverlässiger Wegweiser dient, zu benützen.

Im Hauptkamme erheben sich die höchsten Spitzen des Zillerthaler Stockes, und der hohe Möseleferner hat 11,022 Fuß, und im Thurnerkamp, 10,822 Fuß, einen selbstständigen Nebenbuhler. Herr von Ruthner hat dieselben eingehend geschildert; auf der Wanderung erlebte er ein Abenteuer, dergleichen den Alpenreisenden manchmal begegnet. Er kam von den Gletschern herab. Die Sonne hatte den Firn etwas erweicht und derselbe gewährte einen sichern Tritt. Um mir, so erzählt der Wanderer, das bedenkliche Hinabsteigen über die schneefreien Eisabhänge zu ersparen, hatten die Führer beschlossen, auf der Höhe bis zu dem, auf der östlichen Thalseite und am Buge gegen Osten und gegen den obern Furtschhagelferner befindlichen Boden vom Furtschhagel fortzugehen.

Um dahin zu gelangen, mußte der Schlegleisenferner überschritten werden und zwar bis an seinen Nordostrand. Wir hatten noch über eine Seitenmoräne von solcher Höhe zu klettern, daß sie ein selbstständiger Steinkamm zu sein schien und waren nun hoch oben auf der felsigen Erhebung angelangt, die sich aus dem tiefen Gletscher aufbaut. Eine Wasserader und ein grüner Fleck luden zum Verweilen ein, und wir blieben eine Stunde dort. Als wir jetzt nach dem Möseleferner blickten, sahen wir ihn ganz rein vom Nebel.

Nach Angabe der Führer hatten wir mit dem Eise nichts mehr zu schaffen und sollten über den Furtschhagelbach, welcher nördlich von der felsigen Erhebung in die Tiefe fällt, setzen und dann in das Thal hinabsteigen.

Wir gingen an den Abhängen der Felsenerhebung zwischen dem Nordrande des Ferners von Schlegeleisen und dem Ende des Furtschhagelferners rasch abwärts. Ich war voraus und erblickte rechts in der Nähe die Gletscherzunge des Ferners, welche fast senkrecht in eine Schlucht hinabsinkt. Durch diese braust der genannte Bach, nachdem er aus dem Eise herausgetreten, hinab. Auf ihrem jenseitigen Steilrande begann sogleich der grüne Boden; über ihm, jedoch zurückstehend, erhoben sich die Felsenberge.

Ich bin der erste in der Schlucht. Der Punkt ist eigenthümlich. Der bleifarbige Gletscherbach schießt sprudelnd und schäumend aus dem niedrigen Gletscherthore, am untern Ende der ungemein steilen Eiswand der Gletscherzunge, heraus und poltert zwischen großen und kleinen Felsstücken fort, um sich, kaum 50 Schritte von seinem Ursprunge, in eine stark geneigte Felsenklamm zu stürzen. Der Felsrücken, über den wir gekommen, fällt zum diesseitigen Bachufer scharf ab; auf dem entgegengesetzten rechten Ufer thürmen sich mächtige Steinblöcke regellos übereinander und bilden eine vom Bache bis an den obersten Rand der Schlucht reichende großartige Gant, d. h. eine Anhäufung größerer Felstrümmer.

Alle meine Bemühungen, eine nicht gefährliche Stelle zur Ueberschreitung des Baches auf den Felsstücken zu finden, blieben fruchtlos. Inzwischen sind die Führer angekommen, und auch sie theilen die Ansicht, daß der Uebergang an keinem Punkte gewagt werden könne. Sie schleppen auf meinen Rath, um einen Steg zu bilden, Steine von

solcher Größe herbei, daß man glauben sollte, es habe eines Krahnes oder der dreifachen Zahl Männer bedurft, um sie von der Stelle zu bringen. Alle Mühe ist vergeblich; der wüthende Bach reißt die schweren Blöcke mit sich fort, als wären sie hineingeworfenes Holz; ein Steg ist nicht herzustellen. Tiefer unten gestattet natürlich die Felsenklamm ein Ueberschreiten des Baches nicht; eben so läßt die felsige Erhebung, auf welcher wir stehen, ihres zu steilen Absalles wegen ein Hinabsteigen über sie auf den Schlegleisenferner nicht zu. Und doch müssen wir hinüber nach Furtschhagel, wenn wir nicht auf die Höhe dieses letztern Ferners zurückkehren wollen.

Allein wie das bewerkstelligen? Der Führer Gauler stellte an mich die Frage, ob ich mich getraue, an der Wand der Gletscherzunge hinüber zu gehen, wenn er Fußstapfen in sie hauen würde. Ich meinte anfangs, er mache einen Scherz; als ich jedoch sah, daß es sein Ernst sei, erklärte ich mich bereit, den genialen Weg zu betreten, aber unter der Bedingung, daß Führer Geiner zuerst hin- und zurückgehe, um zu erproben, ob die Stufen halten, dann solle er mich an das Seil nehmen und immer nur um einen Tritt zurückbleibend mit mir hinüberschreiten.

Gauler hieb nun den ersten Tritt von einem Felsstück aus in das Eis und so fort, immer in den zwei letzten fertigen Eisstufen stehend, — einige 20; die ersten 4 oder 5 so, daß die nächste immer etwas höher war als die vorige. Die folgenden in gerader Linie kaum eine Klafter über dem Bache und die letzten wieder mit der Senkung auf die Steingant.

Einen originellern Pfad bin ich noch nie gewandelt. Links unter mir der donnernde Bach, rechts über und neben mir die steil aufsteigende Eiswand! Es ging ganz vortrefflich, so lange ich über dem Bache schwebte, verlief aber doch an minder schauerlicher Stelle nicht ohne ein kleines Miß- oder Ungeschick. Ich hatte bereits den ersten Schritt abwärts gegen die Gant gemacht, da liegt im Zwischenraum zur tiefern nächsten Stufe ein mittelmäßig großer Stein. Die Stufen sind hier so weit auseinander gehauen, daß ich glaubte, Gauler habe dabei den Stein als eine Stufe mit in Rechnung genommen. Ich trete darauf; sogleich fährt er nach abwärts und ich gleite hinter ihm nach. Doch Geiner halte mich fest in der Hand; ich komme sogleich wieder in die Stufen, lege die untersten etwas vorsichtiger zurück und stehe nun auf dem Geschröffe. Ohne die Hülfe des Führers würde ich allerdings doch nicht mehr in den Hauptschwall des Baches gerathen sein; in diesem wäre Jeder, selbst der stärkste von uns, rettungslos verloren gewesen; aber ich würde, weil dem Gletscherthore auch seitwärts eine beträchtliche Wasserader entfließt, unwillkürlich ein Bad genommen haben, das mir bei einem Grad Reaumur leicht mehr als eine bloße Erfrischung hätte bringen können.

Unmittelbar bis an die Schlucht dehnt sich der Boden der frühern Alpe Furtschhagel aus. Sie ist wegen zu geringen Ertrags vor nicht langer Zeit verlassen worden. Früher stand dort eine Hütte, 7304 Fuß; das Ende des Ferners mag etwa 7500 Fuß hoch liegen.

Die Zustände in Abyssinien.

Der äthiopische Kaiser Theodor macht in einem fort von sich reden; wir werden den „interessanten Halbbarbaren" gar nicht los, aber die Nachrichten aus seinem Lande lauten widersprechend, sind auch sehr unvollkommen und manche tragen das Gepräge der Unrichtigkeit offen an der Stirn.

So berichtet z. B. ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" aus Konstantinopel vom 4. September, nach Mittheilungen des bekannten französischen Abenteurers, Grafen Bisson, ganz fabelhafte Sachen, die von völliger geographischer Unkunde zeugen. In jenem Theil Afrika's würden möglicherweise neue Staatengruppen sich bilden; Theodor soll 200,000 Krieger (!) aufgeboten haben und sie in der „Ebene" von Dembea sammeln. Diese Armee werde demnächst nach der „unermeßlich ausgedehnten" Provinz Tigre, die theilweise gebirgig sei, ausbrechen; diese grenze an das Rothe Meer, und dort sei bisher die Insurrektion siegreich gewesen.

Ein Blick auf jede beliebige Karte von Ostafrika zeigt, daß Tigre keineswegs unermeßlich ausgedehnt ist. Der Bericht sagt, daß Gubassie, ein Vollblutneger, angeblich ein Nachkomme Salomo's und der Königin von Saba, den äthiopischen Thron beanspruche; er habe einen großen Theil der Bevölkerung gegen den „legitimen" Theodor erhoben. Nun ist aber dieser nichts weniger als legitim, sondern bekanntlich durch Rebellion zur Macht gelangt.

Gubassie, so heißt es weiter, sei gegenwärtig Meister von Tigre und den angrenzenden Territorien. „Die von Theodor willkürlich abgesetzten Vasallenfürsten von Negussien, Ubien, Balgede, Area und Saha Salasse schlossen sich mit ihrem Anhang den Rebellen an." — In diesem Satze verwechselt der Bericht längst verstorbene Personen mit Ländern! Ubich war König von Tigre und wurde vor 12 Jahren von Theodor entthront; Negussi war nach ihm Prätendent von Tigre und wurde von den Franzosen unterstützt, welche ihm einige Küstenpunkte abkauften, und wurde gleichfalls besiegt. Sahela Salessi war vor etwa 30 Jahren König von Schoa, und an ihn schickten die Engländer ihre bekannte Gesandtschaft unter Major Harris; aber auch dieser König ist längst zu seinen Vätern versammelt worden. Der Bericht sagt weiter: Hyare Mekina, aus der Rasse Ehoa, erster Feldherr Gubossie's, hat über 100,000 Kämpfer unter seinem Oberbefehl; und er spricht ferner von kampfbereiten Centauren von Amartha, wo auf einem gigantischen Kriegsschauplatze 300,000 blutgierige Barbaren zusammenstoßen würden!

Nun gibt es aber keine „Rasse Ehoa", sondern eine abyssinische Provinz Schoa; und kein Amartha, sondern eine Provinz Amhara, und was die 300,000 Centauren betrifft, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ganz Abyssinien keine solche Anzahl von Kriegern auf den Beinen hat.

Der Bericht aus Konstantinopel nennt den Kaiser Theodor einen „liebenswürdigen" Monarchen, der freilich beim geringsten Anlasse cholerischen Wuthausbrüchen sich überlasse, und den nur die „schöne jugendliche Kaiserin" zuweilen zügele. Es ist an dem letzten kein wahres Wort,

und die schöne jugendliche Monarchin ist eine Figur der Einbildungskraft. Der ganze Bericht hat keinen Boden und zeugt auch in seinen weiteren Ausführungen, z. B. der Behauptung, daß Theodor „die unverzügliche Zurückberufung aller britischen Verstärkungen von der Insel Aden gefordert und erlangt habe", völlige Unkunde des Sachverhaltes. Theodor habe die Auflösung der im Sudan gebildeten Armeekorps von den Aegyptern gefordert und man (wer denn? — doch nicht der Vicekönig von Aegypten! —) habe ihm darin willfahrt. — —

Was die europäischen Gefangenen in Abyssinien betrifft, über deren Schicksal wir mehrfach gesprochen haben, so hat bekanntlich der Agent Rassam die Freilassung des Consuls Cameron, der Missionäre Stern, Flad &c. ausgewirkt. Der amtliche Bericht über diese Vorgänge umfaßt die Zeit vom 26. Januar bis 22. März 1866. Der Kaiser, so heißt es, habe einen durchdringenden Blick; seine Mienen zeugen von Entschlossenheit und einem starken Geiste. Herr Rassam ging mit dem Kaiser und dessen Heer von Damont nach Korata; dann wurde am 29. Januar der Befehl zur Freilassung ertheilt, aber nicht vor dem 24. Februar ausgeführt. Am 12. März langten die Freigelassenen in Korata an, alle gesund, mit Ausnahme Camerons, der sich indeß auch bald erholte. Ihre Zahl betrug 18 Köpfe, und Rassam bekam Erlaubniß, sie nach Aegypten oder nach Aden zu führen. Theodor behandelte den Agenten mit großer Aufmerksamkeit und wollte nicht einmal gestatten, daß Hofleute von demselben Geschenke annähmen. Die Diener des Kaisers mußten Herrn Rassam königliche Ehre erweisen, weil er Vertreter der britischen Königin sei; sie mußten vor ihm knien und den Boden mit der Stirn berühren. Als er in Korata ankam, wurde er von etwa 60 Priestern empfangen, die in vollem Ornate da standen und Psalmen sangen.

Die Freigelassenen wurden noch einmal verhört, gestanden ein, daß sie unrecht gethan und baten, daß der Kaiser Theodor als Christ ihnen, den Christen, vergeben möge. Der Kaiser hatte an Rassam geschrieben: „Wenn ich ihnen Unrecht gethan habe, so laß es mich wissen und ich will es wieder gut machen; findest Du aber, daß sie im Unrechte sind, dann will ich ihnen verzeihen."

Rassam, dem daran lag, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, hütete sich wohl, dem mächtigen Manne Anstoß zu geben. Dieser ließ dann das Schreiben verlesen, welches die Königin von England an ihn gerichtet hat; ein Gleiches geschah mit der Antwort, welche er nach London geschrieben. In dieser sagt er: „In meiner Niedrigkeit bin ich nicht würdig, Ew. Majestät anzureden, aber erlauchte Fürsten und der tiefe Ocean können Alles vertragen. Ich, ein unwissender Aethiopier, hoffe, daß Ew. Majestät mir meine Fehler nachsehen und meine Vergehen verzeihen werde." Der Schluß lautet: „Rathe mir, aber tadle mich nicht, o Königin, deren Majestät Gott verherrlicht hat und der er Weisheit im Ueberfluß gegeben."

Aber Barbaren sind wandelbar. Rassams Plan war, nach dem abyssinischen Osterfest, das auf den 8. April fiel, mit den Freigelassenen abzureisen. Da ist es dem Kaiser plötzlich eingefallen, sie alle, diesmal Herrn Rassam mit eingeschlossen, wieder ins Gefängniß zu sperren. Er war so grimmig, daß er sie ohne Ausnahme hinrichten lassen wollte. Späterhin hat er sie doch wieder freigegeben. Ueber diese Vorgänge fehlen noch zusammenhängende Nachrichten.

Aber einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben des Gewaltherrschers erhalten wir durch die Schrift von F. H. Apel: „Drei Monate in Abyssinien und Gefangenschaft unter König Theodorus II." Zürich 1866 (bei Carl Meyer).

Herr Apel ist in Rom, bewundert die alten Denkmäler und lernt dort einige Missionäre kennen, von denen der eine in aller Eile nach Chartum am Weißen Nil will. Sofort nahm er sich vor, mit dorthin zu gehen und dann weiter nach Abyssinien zu reisen, um zu sehen, wie es dort den Gefangenen ergehe. In Alexandria aber verließ er den christlichen Missionär und ging mit einem türkischen Bimbascha und 400 Circassiern nach dem Sudan. Von Chartum zog er am Blauen Nil hinauf und gelangte weiter nach Matamma und Wochne, das einen Stapelplatz für das westliche Abyssinien bildet. Wie war dort im christlichen Lande der Empfang?

„Sobald das Haupt des Dorfes, Ras Jakub, von meiner Ankunft hörte, begab er sich in meine Hütte und fing gleich an, mich auszufragen. Nun sollten meine Leiden schon beginnen, denn bevor ich auf seine erste Frage, weshalb ich nach Abyssinien gekommen sei, antworten konnte, ließ er mich gleich von vier Soldaten ergreifen, meine Taschen ausleeren, meinen Koffer durchsuchen, Pistolen und Büchsen wegnehmen und mich in seine eigene Hütte führen. Dies geschah am 5. Januar 1865. Umsonst fragte ich nach dem Grund eines solchen Verfahrens. Mein Dolmetscher zuckte die Achseln, sagte mir, es sei vom Schicksal so bestimmt, rieth mir, schlafen zu gehen und ging mir mit löblichem Beispiele voran. Ich entschloß mich aber, die ganze Nacht durchzuwachen, doch fielen mir bald die Augen zu. Am Morgen wurde ich geweckt und vom Ras benachrichtigt, daß ich mich sofort nach Gondar begeben solle. Mein Pferd wurde vermittelst eines Seiles von etwa 3 Ellen Länge an das eines ungeheuern Abyssiniers befestigt, dessen scharfe Lanze sehr bald in anatomische Berührung mit meinen Rippen gerathen wäre, sobald ich den geringsten Versuch zum Entrinnen gemacht hätte. Auf diesem Ritt von Wochne nach Gondar habe ich mit eigenen Augen das gesehen, was von Bruce so standhaft behauptet und von der ungläubigen Civilisation bestritten wurde, — nämlich das Herausschneiden des Fleisches von noch lebenden Thieren, und das Genießen desselben, während das Thier noch im Todeskampfe liegt. Es wurden ihm, von den Christen, die Füße gebunden, es fiel auf die Seite und alsbald schnitt man ihm Stücke Fleisches aus dem Rumpfe, welche, noch zuckend von der Muskelbewegung, gierig von den Menschen verschlungen wurden. Das Thier verblutete und blieb dann eine Beute der Schakale. Mir wurde ein blutiges, zuckendes Stück Fleisch zugeworfen und ich habe, so widerwärtig mir das Ganze auch war, doch den größten Theil desselben verzehrt, so arg hatte mich der Hunger mitgenommen, denn seit zwei Tagen hatte ich nichts genossen. Dieselbe Kost wurde mir während der ganzen Reise angeboten."

Das war Herrn Apels Empfang in Abyssinien, dem christlichen Lande. Er kam nach Gondar, wo ihn ein Mann empfing, der ihn italienisch anredete:

„Bist du wieder einer von diesen vermaledeiten Ketzern, welche unsere Religion, die wir von den Heiligen Frumentius und Aeditius selbst empfangen haben, umstürzen wollen?"

Dieser Mann war der Oberpriester der abyssinischen Kirche, der Abuna. Herr Apel antwortete begütigend. Weitere Frage:

„Hast Du keine Bibel mitgebracht, das Volk irre zu führen und unsere heilige Kirche zu untergraben?" Antwort: er, der Fremde, beschäftige sich nicht mit der Seele, sondern mit dem Leibe, er sei ein Arzt.

„Ihr seid aber alle Räuber und Lügner, ihr Engländer! Ihr kommt zu uns als Werkleute verkleidet, gebt vor, euch

mit der Arbeit zu beschäftigen, unterrichtet aber das ganze Volk und führt es zum Verderben." Dann brach er in einen Strom von Schimpfreden über Herrn Steen und die anderen Missionäre aus.

Am andern Tage wurde Apel zum Gimp oder Schloß des Königs geführt, das er in ziemlichem Verfalle fand. Er gelangte durch staubige, schmutzige Zimmer in den Audienzsaal des Königs, der leidlich sauber aussah. Theodor saß auf einem mit Seide überzogenen Bette, das mit Gold- und Silberbrokat umhängt war. „Es herrschte eine Anmuth und Würde in seinen Bewegungen, die ich wirklich als königlich bezeichnen kann; die breite, hohe Stirn zeugt von keinen geringen geistigen Befähigungen. Doch leicht konnte man sehen, welche Verheerungen fortwährende Orgien und der unmäßige Trunk verübt hatten, und der wilde Blick, welcher aus den rollenden Augen mir entgegen leuchtete, zeigte nur zu deutlich, daß Seine Majestät gerade unter dem Einflusse des berauschenden Getränkes stand."

Den Patriarchen schildert Herr Apel in folgender Weise: „Salama, der jetzige Abuna der abyssinischen Kirche, ist ein trauriges Bild des lasterhaften, ignoranten Zustandes der ganzen ägyptischen Kirche. Stolz, unwissend, grausam, intriguant, sucht er auf jede Weise sich Gewalt und Reichthum zu erwerben. Er treibt sogar Sklavenhandel und nimmt nicht einmal Anstand, sich die Kirchengefäße anzueignen, sie nach Aegypten zu senden und dort zu verkaufen. Er ist der geschwoene Feind aller Europäer."

Die nachfolgende Erzählung ist bezeichnend für die Zustände, in welchen sich in Abyssinien das Christenthum befindet.

Die ägyptische Regierung sah mit Besorgniß, daß Theodors Macht sich befestigte und ausbreitete. Sie schickte also das kirchliche Oberhaupt der ägyptischen Christen, den Patriarchen Daud, nach Abyssinien; er sollte wegen der Sicherheit der Grenzen und wegen der Schonung der Mohammedaner unterhandeln. Theodor wollte aber nicht begreifen, wie ein christlicher Patriarch als Gesandter eines ungläubigen Türken auftreten könne und hielt ihn für einen verkappten Muselmann; ohnehin trieb er öffentlich Sklavenhandel. Einmal zog Theodor ein Pistol hervor, zielte auf den erschreckten Patriarchen und rief: „Heiliger Vater, ertheile mir den Segen!"

Daud warf sich auf die Kniee und gab den Segen. Aber einige Tage später, als er sich mit dem Kaiser wieder überworfen hatte, excommunicirte er denselben. Da ließ Theodor den Abuna Salama kommen; dieser abyssinische Patriarch sollte den Bann des ägyptischen Patriarchen, der eigentlich sein geistlicher Vorgesetzter ist, aufheben. Der König hatte, nicht weit von seinem eigenen Zelte, jedem der beiden Patriarchen einen von Dornen eingezäunten Platz angewiesen, von wo aus dann jeder über den andern den Bann aussprach.

„Ich bin Dein Oberhaupt!" sagte der Aegypter, „mir sollst Du gehorchen."

„In Alexandria allerdings; aber hier in Abyssinien bin ich alleiniges Kirchenhaupt."

„Widerspenstiger Priester, ich excommunicire Dich, sammt Deinem Könige."

„Und ich Dich auch," antwortete kaltblütig Salama, „mir allein steht das Recht zu, den Bann auszusprechen."

Der Streit währte mehre Tage fort, bis Theodor den Daud unverrichteter Sache nach Kairo zurückschickte. Aus Rache ließ dieser alle Güter der Abyssinier in Jerusalem confisciren, und das abyssinische Kloster verkaufte er dem russischen Bischofe für 60,000 Thaler, welche er in seine Tasche steckte. —

Als Theodor in Tigre den Insurgenten Regussi, 1861, aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen hatte, ließ er ihn und seinen Bruder vorführen und beiden die linke Hand und den rechten Fuß abhauen, und um die Schmerzen desto qualvoller zu machen, verbot er, ihren brennenden Durst zu löschen. Tesama starb noch an demselben Tage. Regussi lebte bis zum dritten Tage und man machte seinen Leiden durch einen Lanzenstich ein Ende. Die Kirchen strömten vom Blut der Hingerichteten, und als eine Deputation der Geistlichen in Axum vor Theodor erschien, äußerte dieser christliche Barbar: „Ich habe einen Bund mit Gott abgeschlossen; er hat versprochen, mich auf Erden nicht zu schlagen; ich dagegen habe gelobt, nicht in den Himmel zu steigen und ihn zu bekämpfen."

Es ist Alles patriarchalische Barbarei. Ein Soldat hat zwei Kaufleute beraubt und ermordet; man führt ihn vor den König, der ihn fragt, weshalb er sie ermordet und nicht einfach beraubt habe. Der Mörder äußerte, wenn er sie nicht getödtet hätte, würden sie ihr Gut vertheidigt haben. Theodor ließ ihm die beiden Hände abhauen und auf einem Teller vorsetzen! „Du hattest also Hunger? Gut; nun hast Du zu essen."

Da die Irrungen zwischen dem abyssinischen Gewalthaber und den Europäern vorzugsweise dadurch entstanden sind, daß katholische wie protestantische Missionäre, die sehr unwillkommen und verdächtig erscheinen, sich im Land einfanden, so ist das Urtheil eines Mannes wie Apel bemerkenswerth; er stand mit Missionären in befreundeten Verhältnissen.

„Von Palästina kann ich bestimmt behaupten, daß kein einziger Moslem je aus Ueberzeugung zur protestantischen Religion übergetreten ist, oder ohne irgend einen materiellen Vortheil dadurch zu gewinnen. Von den Hebräern, welche von der Mission zu Jerusalem bekehrt worden sind, gibt es zwei, welche ich als durchaus rechtliche Männer bezeichnen könnte, und zwei, welche weder kalt noch lau sind; die übrigen taugen ganz einfach nichts. — — Mit dem bloßen Predigen und Disputiren wird selten ein Jude, ein Orientale nie bekehrt werden. Die Missionäre nach dem alten Systeme richten nichts aus; im Gegentheil, sie säen nur Streit und Erbitterung."

Was nun die Missionäre in Abyssinien betrifft, so nahm Theodor diejenigen, welche ihm Bischof Gobat aus Jerusalem geschickt hatte, mit in den Krieg, damit sie ihm Waffen nachsehen und ausbessern sollten. Er ließ einmal Herrn Rosenthal kommen und befahl ihm, einen Kriegswagen zu machen. Theodor hatte in den alten jüdischen Büchern gelesen, daß König David zu Wagen in den Krieg gezogen sei, und das wollte er nun auch thun. Nach Rosenthals Angaben wurde dann ein Wagen gebaut, so gut oder übel es eben geben wollte; man strich ihn hellgrün an und trug ihn zum Könige, denn man hatte vergessen, einen fahrbaren Weg zu machen! Als nun die Missionäre baten, nicht blos Wagen bauen und Waffen repariren, sondern auch den Abyssiniern predigen zu dürfen, verweigerte er das: „In meinem Reiche soll es nur eine Religion geben, die des Königs."

„Bei Allem, was er thut, ist es auf Effekt abgesehen; er tritt theatralisch auf, oder wie die Abyssinier sich ausdrücken fakerer, gloriosus."

Ein Gardehauptmann erzählte Herrn Apel Folgendes: „Ich wurde an einem Sonntage früh um 6 Uhr zum Könige gerufen. Er sagte zu mir: Bascha Georg, suche den Abuna auf und schimpfe ihn einen Hund, nenne ihn einen Esel." — Der Hauptmann gab dem König zu bedenken, daß er eben ein bloßer Bascha sei; wenn ein Ras, d. h. General,

diese heiligen Worte Sr. Majestät beim Patriarchen ausrichte, so werde das doppelt wirksam sein. So geschah es auch; der Patriarch nahm den Esel und den Hund mit einer stillen Verbeugung entgegen.

„Was unsere europäische Civilisation betrifft, so hat Theodor von deren materiellen Vortheilen eine hohe Meinung; von der moralischen Tüchtigkeit des Westens ist er noch nicht so recht überzeugt. Fünf Sechstel der Europäer, welche Neugier oder Handelsgeist nach Abyssinien führte, haben sich keineswegs so betragen, daß sie dem Namen eines Franken Ehre machen."

Als im Jahre 1863 viele Empörungen gleichzeitig ausbrachen, redete Theodor öffentlich in folgender Weise: — „Gott erhob mich aus dem Staub, um die unrechtmäßigen Fürsten zu züchtigen und zu vertreiben. Er hat diese Wunder ohne mein Zuthun bewirkt. Ich habe einen Beruf; worin besteht derselbe? Anfangs glaubte ich, das Volk könne ich durch Frieden, Handel und sanfte Behandlung erheben. Aber trotz aller Güte ist es schlimmer, als ob es unter dem grausamsten Drucke stände. Nun weiß ich meine Bestimmung, ich soll diesem Lande der Zorn Gottes sein!" — Er ließ ein Siegel mit der Inschrift: „Theodor, Geißel der Rebellen" stechen.

Apel erzählt ausführlich, wie es ihm selber in Gondar erging. Der König fragte ihn, wie er, ein „Engländer", ohne Erlaubniß ins Reich gekommen sei? Auf die Antwort, daß er von Wochne aus um eine solche habe bitten wollen, aber sofort nach Gondar abgeführt worden sei, rief der König: „Und hier wirst Du bleiben, so lange Dein Kopf auf den Schultern steht. Was Du verschuldet hast, weiß ich noch nicht, aber bis auf Weiteres ist das Gefängniß der beste Platz für Dich. Deine Landsleute und Deinen Consul habe ich ohnehin schon eingesperrt. Ihr seid Alle in einem Complotte; ich kenne das. Was hat ein englischer Arzt hier zu schaffen; das Land ausspioniren willst Du. Fort mit ihm!"

Der Abuna kam zu Apel ins Gefängniß, um mit ihm über kirchliche Dinge zu sprechen und ihn überhaupt auszuhorchen. Es war, da überhaupt Barbaren viel Gewicht auf Dogmen und unverständliche Dinge legen, viel die Rede von solchen und von der heiligen Miriam. Die Bibel der Abendländer sei unecht, dagegen besäße man in Abyssinien alte heilige Schriften ꝛc. Nach längerer Haft ließ Theodor Herrn Apel frei, gab ihm aber den Rath, das Land so schnell als möglich zu verlassen. Am 18. März 1863 zog er mit einer Karawane von Gondar ab und war nach drei Wochen wieder in Matamma.

Ueber die Vorgänge, welche sich auf die Einkerkerung Sterns, Camerons ꝛc. beziehen, gibt Herr Apel sehr ausführliche Nachrichten. Wir schließen mit Folgendem, das echt abyssinisch ist.

Theodor gab den Missionären Befehl, einen Mörser zu gießen. Als sie Einwendungen machten, erklärte er, sie sollten gehorchen oder würden eingesperrt. Zum Glück befanden sich unter den Juden ein Pole, der früher in der Armee gedient hatte und bis nach Gondar verschlagen worden war. Diesem gelang es, einen Mörser herzurichten, ein Gestell zu machen und einige Kugeln zu gießen. Das Ganze wurde im Triumph zum Könige gebracht. Man lud eine Kugel ein, die ein paar hundert Schritte weit flog. Theodor war befriedigt.

Der Missionär Rosenthal hatte von Chartum her einen 6 Fuß langen Teppich erhalten. Auf demselben war der Löwentödter Jules Gérard abgebildet, wie er eben ein Thier erlegt. Damit wollte Rosenthal dem König ein Geschenk machen, bat um eine Audienz und legte seine Gabe hin. Theodor gerieth in Wuth und rief:

„Seht diesen frechen Buben an! Er ist so unverschämt, mir zu sagen, daß ich von den Türken fortgejagt und erschossen werde!" Gérard war nämlich mit türkischem Fes abgebildet und sah also aus wie ein Mohammedaner. Der Löwe aber ist das Symbol des abyssinischen Volkes. Vergeblich suchte Rosenthal die wahre Bedeutung des Bildes zu erklären; er wurde sogleich ins Gefängniß geführt, sehr hart behandelt und erst nach Verlauf von etwa drei Wochen wieder freigelassen.

Das deutsche Element in der Walachei.

Wir können in Bezug auf das Glück, welches den deutschen Einwanderer in den unteren Donauländern, namentlich in der Moldau und Walachei erwartet, uns nach sehr eingehenden Beobachtungen und Erfahrungen nicht so günstig aussprechen, wie in neuerer Zeit Mehre es gethan, die den Strom der deutschen Auswanderung ausschließlich nach den Donauländern lenken wollten. Es wurde namentlich hervorgehoben, daß es ein verdienstliches Werk sei, deutsche Kraft und deutsches Kapital nicht ausschließlich den Anglo-Amerikanern zuzutragen. Vorzüglich wurde betont, daß auch in der Walachei und Moldau, in Serbien und Bulgarien noch unbebauter Boden genug sei. Flüsse durchströmten die reichen Ebenen, und an der Südgrenze der erstgenannten Länder ziehe sich in langem Laufe der mächtige deutsche Strom, die Donau, hin. —

Dieses Alles hat seine volle Richtigkeit. Ja, große, ungeheuere Flächen sind dort noch unbebaut. Nicht wie in Deutschland drängt sich Dorf an Dorf, nicht wie dort hat auch das kleinste Stückchen Erde einen hohen Werth. An der Nordgrenze der Walachei zieht sich die majestätische Gebirgskette der Karpathen in ununterbrochener Reihe viele Meilen lang hin; in den höheren Lagen mit unermeßlichen Tannenwäldern bedeckt, während das Mittelgebirge riesige Buchenhochwaldungen trägt. Die Gebirge verschließen in ihrem Schooße offenbar eine Menge nützlicher Metalle, deren Lagerstätten aber noch sehr unvollständig untersucht wurden. Es fehlt nicht an Kalk und Marmorgestein. Der Salzreichthum des Landes ist geradezu unerschöpflich. Erdöl wird in bedeutender Menge gewonnen. Ueber 25 Flüsse und Flüßchen durchströmen das Land von Nord nach Süd; alle münden schließlich in die Donau. Freilich müssen wir bemerken, daß bis jetzt keiner dieser Flüsse dem Lande durch Schiffbarkeit u. dergl. Nutzen schafft, sondern daß sie durch die oft maßlosen Ueberschwemmungen großen Schaden thun.

Auf den weiten, fruchtbaren Tiefebenen wächst herrliches Gras, welches stattliche Viehheerden ernährt. Namentlich im südlichen Theile des Landes sind zahlreiche kleine Seen und ausgedehnte Rohrbrüche. Das Schilf wird von einigen Grundbesitzern zu hohem Preise verkauft, da viele Ortschaften dasselbe zum Dachdecken benutzen. Diese Teiche und Seen sind oft mit Wildenten und sonstigen Wasservögeln förmlich bedeckt, während stattliche Trappenheerden durch die weiten Steppen schweifen. Das Klima ist im Allgemeinen gut. Intermittirende Fieber treten, wie in allen nassen Tiefländern, nicht selten auf, indeß nirgends so bösartig wie in den heißeren Erdstrichen.

Diese Vortheile alle wurden von Denen hervorgehoben, welche sich mit der Hoffnung schmeichelten, die Auswanderung nach diesen Gegenden lenken zu können. Doch hatten sie zu wenig auf die eingeborne Bevölkerung, auf die Regierung und die allgemeine politische Lage des Landes Rücksicht genommen und vorausgesetzt, daß die Rumänen und ihre Regierung die Deutschen mit offenen Armen empfangen würden, ja sich wohl gar bald von deutschem Einflusse leiten lassen möchten. Diese Voraussetzungen sind aber unbegründet. — Allerdings muß der deutsche Auswanderer, der Geld und Arbeitskraft, deutschen Fleiß und deutsche Sitte in ein fremdes, wenig kultivirtes Land trägt, oder tragen soll, erwarten und verlangen, daß sein dem Lande nützliches Streben von der Regierung und Bevölkerung freundlich und unterstützend anerkannt werde. (In den La Plata-Gegenden ist das z. B. entschieden der Fall.)

Aber wie steht es in dieser Beziehung in der Walachei und Moldau, in Serbien und Bulgarien? Schon die schwankenden politischen Verhältnisse dieser Länder müssen gerechtes Bedenken erregen, sich vertrauensvoll in denselben niederzulassen. Doch betrachten wir zunächst das Verhalten der Regierung den Deutschen gegenüber; welche Aussichten ergeben sich da? Hat diese Regierung schon gezeigt, daß ihr die Colonisation des Landes, die Hebung der Volkswohlfahrt aufrichtig am Herzen liege? Ist es ihr je in den Sinn gekommen, namentlich deutsche Einwanderer in ihr noch so wenig kultivirtes Territorium zu rufen? Durchaus nicht. Die Regierung Rumäniens hat zu viel mit inneren Parteikämpfen zu thun. Ein großartiges Bestechungs- und Corruptionssystem versplittert die Summen, welche auf reellere Zwecke verwendet werden sollten. Dabei soll Alles „rumänisirt" werden, und man findet das intelligente deutsche Element sehr unbequem. Der Haupteifer der Regierung scheint auf die Bildung und Entwickelung einer großen *Militärmacht* gerichtet zu sein. Wie sich freilich ein großes Heer mit einer schwachen Landbevölkerung verträgt — das mag die rumänische Regierung am besten wissen. —

In Bezug auf die Bevölkerung können wir, auf zahlreiche Beobachtungen gestützt, behaupten, daß sie deutscher Einwanderung ebenfalls *sehr ungünstig* gestimmt ist. Das Volk des flachen Landes und der wenigen kleinen Städte ist ausschließlich romanisch. Alle gehören der griechisch-orientalischen Kirche an. Dabei sind sie sehr geneigt, alle anderen Glaubensangehörigen für „*Unchristen*" zu halten, und nur sich allein für die Auserwählten. Sehr naiv ist z. B. der Ausdruck, wenn ein Protestant oder Katholik aus welchem Grunde immer zur „orthodoxen" Kirche übertritt, sie von ihm sagen: am faca cristin — *wir haben ihn zum Christen gemacht*.

Im Allgemeinen stehen die Walachen auf der niedrigsten Bildungsstufe, interessiren sich für nichts, was nicht ihre Sinnlichkeit berührt, und haben sehr wenig Lust, etwas zu lernen. — Aber, so wird man einwenden, leben denn nicht in Bukarest über 10,000 Deutsche und meist in glücklichen Verhältnissen? Ja, das ist richtig. Doch nur in Bukarest. Auch die Rumänen brauchen Stiefeln und Schuhe, darum müssen deutsche Schuster da sein. Nicht alle können ihre Kleider aus Paris sich bringen lassen, darum müssen deutsche Schneider da sein — wenn sie auch französische Namen führen. Uhrmacher, Möbeltischler, Wagenfabrikanten, Galanterie- und Modewaarenhandlungen, Apotheken und Gasthöfe, das Alles ist deutsch. Für alle diese Fächer finden die Rumänen noch keine Vertreter aus ihrem Volke. Vor wenig Jahrzehnten noch wurden selbst die gemeinsten Handwerke lediglich von Ausländern betrieben.

Doch das oben Gesagte ist noch kein Beweis dafür, daß der Deutsche sich hier *überhaupt* wohl und heimisch fühlen müsse. Bukarest bildet nur eine Ausnahme und nicht die Regel, nach der man das Land beurtheilen kann. Der *Handel* ist dort der große Motor, welcher Alles in Bewegung setzt und erhält. Dieser zog die vielen fremden Consulate hierher und machte die Errichtung anständiger und zahlreicher Gasthöfe nöthig, während man sonst im Lande meist nur sehr klägliche schmutzige Herbergen findet. Trifft man auf irgend einer Station ein leidlich eingerichtetes Wirthshaus, so ist der Eigenthümer bestimmt ein Deutscher. Die nahe Verbindung Bukarests mit den Donauhäfen erleichterte den Verkehr und brachte viele Fremde her. —

In anderen Landestheilen ist dagegen *keine einzige Kunststraße*; die Kommunikationswege sind überhaupt sehr schlecht. Mit Leichtigkeit könnte man Eisenbahnen anlegen; Eichen zu Schwellen 2c. wachsen selbst im Tieflande und könnten das Material liefern. Concession auf Concession wird ertheilt, über Lauf und Verbindung dieser oder jener Bahnstrecke werden heftige Debatten geführt, aber bis heute noch ist nicht eine Meile wirklich ausgebaut. Wenn die extravagante Rumänifationsidee, welche jetzt in so vielen Köpfen spukt, einmal zum wilden Ausbruch kommt, dann könnte es leicht geschehen, daß alle Deutschen zur Auswanderung gezwungen würden. Geschichtliche Beispiele solcher Katastrophen ließen sich anführen. Wie wenig Umstände die Rumänen vorkommenden Falls mit den Deutschen machen, kann man aus Folgendem entnehmen. Wir begegneten z. B. Zügen von 40 bis 60 Mann Deutschen, die man auswies, weil sie angeblich Steuern verweigert haben sollten, oder weil sich Mängel in ihrem Passe fänden, — nicht *Einer* hatte auch nur das geringste positive Verbrechen begangen. Sie wurden *mit Halseisen paarweise aneinander geschlossen über die 36 Stunden weit entfernte Grenze transportirt*. Mehre dieser „Schüblinge" gehörten durchaus nicht den niederen Klassen an. Die Meisten trafen auf der österreichischen Grenze in einem erbärmlichen Zustande ein. Essen konnten sie, was sie in der Tasche trugen, denn die Regierung gab ihnen nichts. Nachts wurden sie in den Gebirgswirthshäusern in einen engen Raum getrieben, wo sie im Stockfinstern auf der kalten Erde liegend sichs bequem machen konnten! — Man sieht die rumänische Halbbarbarei in solchen Vorgängen recht handgreiflich. — Manche wollen nicht daran verzweifeln, daß eine heilsame Aenderung der Regierungsprinzipien möglich sei, namentlich wenn irgend ein dem deutschen Stamme selbst angehöriger Fürst hier dauernd regiert. — Aber lasse sich doch Niemand einfallen, deutsche Auswanderer auf den Boden Rumäniens verlocken zu wollen! Eine gedeihliche und gesicherte Zukunft könnten sie ohnedies nur haben, wenn sie, wie einst die deutschen Ansiedler in

Siebenbürgen, sich sogleich zu festen Gemeinwesen konstituiren könnten und wie dort ihre eigenen Richter, Schulen und Pfarrämter hätten. Daß aber die Regierung Rumäniens nicht der klugen Politik der alten Könige von Ungarn folgen werde, davon sind wir überzeugt.

Das über die Walachei Gesagte gilt in voller Ausdehnung auch für die Moldau, für Serbien und Bulgarien, die sämmtlich unter denselben Uebelständen leiden. Es müßten noch wunderbare Veränderungen vorgehen, bis deutsche Einwanderer dort eine zweite gemüthliche, traute Heimat finden könnten. Lange noch werden Tausende und Tausende, trotz der Gefahren und Beschwerlichkeiten der weiten Seereise und der viel größeren Reisekosten über die blauen Wogen des Atlantischen Oceans segeln und dort sich eine neue Heimat gründen. Und welchen politischen Unruhen und Wechselfällen werden alle Länder an der untern Donau während der nächsten Jahrzehnte ausgesetzt sein?

Kronstadt in Siebenbürgen.

Wilhelm Hausmann.

Kjökken möddings in Südamerika.

Schon früher haben wir darauf hingewiesen, daß Muschelhügel, die aus sogenannten Küchenabfällen bestehen, bei Paranahyba in Brasilien und an der Küste von Ecuador aufgefunden worden sind. Neuerdings erhalten wir Kunde über das Vorkommen derselben in anderen Gegenden. Richard Burton, jetzt Consul zu Santos in der brasilianischen Provinz San Paulo, untersuchte im Dezember 1865 die Bay des genannten Hafens. Die Küste jener Region ist auf einer Strecke von etwa 50 Leguas, von der Angra dos Rios bis zum Rio Conanen von Goayana-Indianern bewohnt gewesen, die jetzt verschwunden sind. Sie hatten weder Pflanzungen noch Dörfer und wohnten in Höhlen oder Erdlöchern; in diesen unterhielten sie bei Tag und Nacht ein Feuer und schliefen auf Fellen wilder Thiere. Sie verschwanden aus der Santosbay um das Jahr 1532, bald nach Ankunft der Portugiesen. Man weiß, daß sie den wilden Thieren auf den Wanderungen in den sogenannten Wintermonaten, Mai bis September, vom innern Hochlande nach der Küste hin folgten und daß sie an dieser sich vorzugsweise von Austern und anderen Muschelthieren ernährten. Sie haben im Mangrovegebüsch, wo Krabben und verschiedene Arten von Crustaceen sehr häufig sind, Lagerplätze gehabt. An diesen liegen die leeren Schalen zu hohen Hügeln aufgehäuft, und in diesen begruben sie ihre Todten. Manche sind Doppelhügel und dann allemal durch einen kleinen Strom süßen Wassers von einander getrennt. Solcher Kjökken möddings hat Burton in der Santosbay ungefähr 20 gefunden; doch liegen noch manche andere der Küste entlang bei Iguapa, Conanen und weiter nach Süden hin. Manche haben eine beträchtliche Größe. Auf der Ilha de Caseeiro, nordwestlich von Santos liegen drei Hügel; einer derselben ist ungefähr 200 (?) Fuß hoch und hat 2800 Fuß im Durchmesser. Die Schalen bilden ein Conglomorat, oft in Blöcken von mindestens 20 Centner Schwere. Seit drei Jahrhunderten brennt man Kalk aus diesen Schalen, und der Vorrath wird noch lange Zeit andauern.

Der zweite Fund ist am Essequibo, in Britisch Guyana, gemacht worden; dort hat der Missionär Brett einen „Tumulus"' geöffnet (Journal der londoner anthropologischen Gesellschaft. Oktober 1866. S. 95). Der Hügel liegt am steilen Abhang des Waramuri-Sandriffs, unweit vom Ufer des Moruca, da wo eine ausgedehnte Sumpfgegend beginnt, in welcher die Waraus und andere Indianerhorden wohnen; sie erstreckt sich nach Nordwesten hin bis zum Delta des Orinoco. Der Hügel hat jetzt etwa 20 Fuß Höhe, ist hübsch abgerundet und hat an seiner Basis etwa 100 Fuß im Durchmesser. Das „Riff", auf welchem er sich erhebt, besteht gleich anderen, die weiter landeinwärts liegen, aus weißem Sande, der mit Torf oder zersetzten Pflanzenstoffen gemischt ist, aber keine organischen Ueberreste enthält. Riff und Tumulus waren zu der Zeit, da die Mission gegründet wurde, also 1845, mit Waldbäumen bewachsen. Im November 1865 begann Hrn. Bretts Katechist, Campbell, mit den Ausgrabungsarbeiten, indem er von Osten nach Westen einen Einschnitt von 20 Fuß Breite machte; nach der Tiefe zu war er dann schmaler. „So weit nachgegraben wurde, bestand der Hügel vorzugsweise aus schwarz- und weißgestreiften Strandmondschnecken, ähnlich denen, welche man noch auf der Oberfläche findet, von Krabben, Venusmuscheln, Trompetenmuscheln in ganz ungeheuerer Menge. Dazwischen lagen Ueberreste von Fischen und Landthieren. Das Ganze machte den Eindruck, als hätten wir die Abfälle unzähliger Mahlzeiten längstverschwundener Menschen vor uns, von Menschen aus sehr alten Zeiten, in denen die Waramuri-Bergkette, die jetzt durch eine 10 bis 12 Miles breite Strecke angeschwemmten Bodens vom Meer entfernt ist, noch ein Vorgebirge, vielleicht gar eine Insel war. Man sieht die im leichten Erdboden eingebetteten Muscheln an beiden Seiten des Einschnittes in dünnen Lagen so dicht auf einander, daß man unwillkürlich an die Häute einer Zwiebel erinnert wird. Streifen oder verschiedene Farben deuten die successiven Ablagerungen an. Wir konnten nur 7 bis 8 Fuß tief graben; die Indianer verweigerten nämlich die Arbeit, sie wollten die menschlichen Ueberreste, welche wir schon in 4 bis 5 Fuß Tiefe gefunden hatten, nicht noch mehr stören und beunruhigen. Diese Menschenknochen lagen an fünf oder sechs Stellen, aber nicht etwa in senkrechter oder horizontaler Lage, sondern die Ueberbleibsel jedes einzelnen Menschen waren zerbrochen und durcheinander geworfen in einer Weise, die sich gar nicht beschreiben läßt. So liegt z. B. das Bruchstück eines Elbogenknochens zwischen den Rückenwirbeln, und manche ganz verschiedene Theile sind in der seltsamsten Verwirrung wie an- und durcheinander geschweißt. Ich habe ein Kästchen voll dieser menschlichen Ueberreste gesammelt, auch einige Proben von Knochen großer Fische, sodann zwei Klumpen von harter rother Farbe, mehre Steinärte oder vielmehr Tomahawks, welche einst Stiele von hartem Holze gehabt haben müssen; einen zerbrochenen Stein mit einer scharfen Schneide, der wahrscheinlich als Messer gebraucht worden ist; sodann noch einen seltsamen Stab, der versteinert und viel schwerer als die Knochen ist; leider ist derselbe beim Ausgraben in vier Theile zerbrochen. Er setzt alle, die

ihn sehen, in Erstaunen; vielleicht ist er ein fossil gewordener Schwanz eines gigantischen Rochen; doch überlasse ich die Entscheidung Anderen. Wir haben keinerlei Schmuck oder Metalle gefunden, wohl aber kleine Bruchstücke von Granit und anderen Steinen, womit Kinder zu spielen pflegen.

Seitdem die obengenannten Gegenstände ausgegraben worden sind, hat Herr Campbell ein kleines Loch einige Fuß tiefer ausgegraben. Er förderte dieselben Muscheln, Fischknochen rc. zu Tage, aber auch einen zerbrochenen Schädel und andere Menschenknochen. Auch fand er noch fünf Klumpen rother Farbe. Er wollte noch tiefer graben, aber dagegen erhoben die Indianer Einsprache. Aus dem Umstande, daß diese menschlichen Ueberreste so tief unter allen anderen, dazu ganz unregelmäßig und in so verschiedener Tiefe liegen, scheint sich zu ergeben, daß sie in verschiedenen Zeiten und während der Muschelhügel entstand, allmälig dahin gekommen sind.

Aber auf welche Weise geschah das? Man kann darüber zweierlei Muthmaßungen aufstellen. 1) Es ist möglich, daß sie dorthin gekommen seien, nachdem der Hügel schon lange, liebe Jahre vorhanden gewesen ist. Man hat sie dorthin gebracht entweder unmittelbar nach dem Tode, oder auch nachdem das Geripp lange Zeit über der Erde gewesen war, also gemäß einem Brauche, der noch heute bei manchen Indianern obwaltet. Dafür scheinen die Klumpen rother Farbe zu sprechen; die Indianer bemalten nämlich die Skelette ihrer Angehörigen nicht selten roth. Aber was soll man über die unregelmäßige Lage in so ganz verschiedenen Tiefen denken und daß sie zerbrochen zerstreut sind? Schädel und Kinnbaden von Kindern sind gewaltsam zerschmettert worden, offenbar auf einer Seite; alle anderen Schädel kommen nur in Bruchstüden vor, von welchen ich die größten gesammelt habe. Ein Mannsschädel ist etwa einen Viertelzoll dick und auch gleich den übrigen zersplittert. Manche Knochen sind allerdings während des Ausgrabens zerbrochen worden, aber das erkennt man sofort an der hellern Farbe, während dagegen die alten Brüche dunkel sind. — 2) Die ichthyophagen Menschen, von denen jener Hügel herrührt, haben vielleicht kannibalische Mahlzeiten gehalten und die Knochen gleich anderen Abfällen weggeworfen. Eine Ueberlieferung der Indianer sagt, daß die menschenfressenden Stämme allemal die Knochen zerschlugen, um das Mark heraus zu holen, und sie meinen, daß jene alten Knochen zu diesem Zwecke zerbrochen worden seien. Von dem Muschelhügel und dessen Geschichte wußten sie Nichts. Meiner Meinung nach wird man bei näheren Forschungen noch manche ähnliche Hügel finden."

Die Sprache der grönländischen Eskimo.

st. Die Sprache derselben kann nicht anders als arm und dürftig sein, da diesem Volke alle künstlichen und verwickelteren Verhältnisse fehlen. Für abstracte Begriffe mangelt es ihnen an Worten; haben sie doch nicht einmal eine Religion. Sie kennen nur wenige Adjectiva, aber gleich den übrigen amerikanischen Sprachen, die allesammt polysynthetisch sind, sehr viele Suffira und Affira; sie können daher Vielerlei auf kurzem Wege ausdrücken, aber in einer Weise, daß das einzelne Wort uns sehr überladen erscheint. Die Sprache ist daher, wie ihr genauer Kenner Paul Egede, der eine Grammatik und ein Wörterbuch der grönländischen Sprache verfaßt hat, sehr richtig bemerkt „ungemein schwer" zu erleenen. Für concrete Gegenstände, mit denen die Grönländer umgeben, und welche ihnen in ihrem eigenen Lande aufstoßen, haben sie dagegen einen großen Reichthum an Worten. Wir werden dies aus den folgenden Beispielen ersehen, die zugleich einen Blick in das Grönländische überhaupt gestatten. — Das Zeitwort Innuvok bedeutet: er lebt, ist ein Mensch. Davon ist abgeleitet: Inrugigpok, er ist ein hübscher Mensch; Innurdlukpok, er ist ein übelgestalteter Mensch; Innukulukpok, er ist ein unglücklicher Mensch; Innuksiorpok, er ist ein guter Mensch; Innukpilukpok, er ist ein schlechter Mensch; Innuksiimarok, es ist ein Mensch wie ein Grönländer; Innungonpok, er fängt an ein Grönländer zu werden. Für „Eis" haben sie eine Menge Ausdrücke. Illo ist Eis an den Fenstern, Sermack Eis, das auf den Bergen liegt oder an Booten und Schlitten festgefroren ist, Sikko flaches Eis auf dem Wasser, Kaungak das Eis, welches durch Ebbe und Flut von der Küste an sich über das Wasser legt, Illuliak ein schwimmender Eisberg, Sermersoak das fette Eis, das auf dem ganzen Hochlande liegt, Kannik heißt Schnee, so lange er sich noch in der Luft befindet und Aput der Schnee, der auf der Erde liegt. — Höchst eigenthümlich ist es im Grönländischen, daß die Endungen der persönlichen Fürwörter Suffira werden, welche die besitzanzeigenden Fürwörter ersetzen und die Personformen des Zeitwortes bilden. Betrachten wir jetzt die Conjugation der Gegenwart des Zeitwortes „sein": Uanga, ich bin; iblit, du bist; una, er ist; nagut, wir sind; ilipse, ihr seid; okko, sie sind; naguk, wir beide sind; iliptik, ihr beide seid; okko, sie beide sind.

Bei der schon oben erwähnten Eigenthümlichkeit vieler amerikanischen Sprachen, die Wörter zu verkürzen und dann zusammenzuschmelzen, wird es oft schwer, die einzelnen Wörterklassen aus einem Satz herauszufinden. So heißt z. B. im Grönländischen das zusammengesetzte Wort Aulisariartorasnarpok, er hat sich beeilt auszugehen, um zu fischen. Das ist zusammengeschmolzen aus: aulisarpok, er fischt, peartorpok, er geht aus zu thun, und pinnesuarpok, er beeilt sich. Von dem ersten Zeitwort ist aulisar beibehalten, vom zweiten eartor (e ist des Wohlklangs wegen in i verwandelt) und vom dritten esuarpok (pok als Verbalendung), wo das e wieder, des Wohllautes wegen, in a übergegangen ist.

Es hat diese Sprache auch schon ihre Literatur. Die diesjährige Augustnummer von Trübner's „American and Oriental Literary Record" enthält außer besonderen Rubriken über peruanische, mericanische und yucatanische auch eine über Eskimo-Literatur, d. h. über in Grönland in der Eskimo-Sprache geschriebene und gedruckte Bücher. Da es Missionsunternehmungen sind, so sind es zumeist biblische Uebersetzungen, aber es befindet sich auch ein gemeinnütziges Journal darunter mit Holzschnitten, von Eskimos gezeichnet und ausgeführt.

Aus allen Erdtheilen.

Preise der Negersklaven in Innerafrika. Da die Stämme in Afrika sehr häufig Krieg führen, so werden auch Gefangene gemacht, und diese sind, nach Landesbrauch, Sklaven der Sieger. Viele werden niedergemacht, weil man sie nicht zu verwenden weiß und die Ausfuhr der „schwarzen Waare" aus Afrika nach Amerika so gut wie völlig aufgehört hat. Als Eduard Vogel den Sultan von Bornu gegen die Musgo begleitete, wurden den männlichen Gefangenen die Fußsehnen abgeschnitten; man ließ sie auf freiem Felde verhungern und elend verderben. Das geschah, seitdem die Engländer in Tripolis und Tunis (wohin früher die Gefangenen verkauft wurden, um als Hausdiener verwandt und zum Mohammedanismus bekehrt zu werden) dem Negerhandel ein Ende gemacht hatten. Seitdem dieser auch über See verhindert ist, werden weit mehr Gefangene als früher getödtet. Aber die Fehden unter den Barbaren dauern ununterbrochen fort, obwohl der Menschenfang nicht mehr lohnt. Jetzt nun, so meldet die „Revue de Paris", gilt im Innern ein Sklav, der ein Alter zwischen 25 und 35 Jahren hat, etwa 24 Francs. Man rechnet in Afrika nach Kaurimuscheln (Cypraea moneta), deren etwa 2400 auf einen Kronthaler gehen. Ein Negermädchen von 9 bis 15 Jahren ist nur 36 Francs werth, von 12 bis 15 Jahren ist der Preis um 5 Francs höher. „Man kann unter gegenwärtigen Umständen schon für einen Lappen rothen Tuches eine Sklavin bekommen." Man sieht, daß die Neger einander nicht hoch im Preise schätzen. Die londoner Philanthropen könnten jetzt billig einkaufen und viele Schwarze frei machen. Freilich läge dann die Schwierigkeit in Beantwortung der Frage: Was soll man mit solchen Freigekauften anfangen? Läßt man sie in Afrika, so werden sie bei der ersten besten Gelegenheit wieder zu Sklaven gemacht; in Europa kann man sie nicht verwenden, und Amerika hat schon mehr freie Neger, als ihm erwünscht sind.

Die Verwirrung in China dauert fort. Im Augustmonat war in der Reichshauptstadt Peking der Raub kleiner Kinder, Mädchen und junger Frauen an der Tagesordnung und auf eine schreckenerregende Höhe gestiegen. Die Briganten bedienen sich eines betäubenden Pulvers, um ihre Opfer einzuschläfern und dann fortzuschleppen. Nachher verlangen sie ein Lösegeld; wer nicht ausgelöst wird, verfällt dem Tode. — Die Nien fei-Rebellen sind aus der Provinz Hu pe nach Ho nan und Tschan tong gezogen, während im Westen die mohammedanischen Rebellen, von deren Treiben wie neulich im „Globus" eine Schilderung entwarfen, Herren der Provinz Kan su sind und dort die Hauptstadt eingeäschert haben. Auch in Yün nan und Kuei tschen ist die Ruhe noch nicht wieder hergestellt, und die Stämme im Gebirge, welche bekanntlich nicht zum chinesischen Volksschlage gehören, sind in die Ebenen hinabgestiegen und plündern das Land aus. Und während auch in der Mandschurei die Unruhen fortdauern, geht der Seeraub an den Küsten nach wie vor im Schwange. „Das Himmlische Reich ist zu einer Hölle geworden."

Die Mekka-Pilgerfahrt 1866. Wir finden über dieselbe in einer Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" folgende Notizen:

Mehre Berichte aus Dscheddah und Jambo von den nach Mekka und Medina geschickten türkischen Aerzten, welche gegenwärtig der internationalen Sanitätsconferenz vorliegen, enthalten zahlreiche interessante Details über die mohammedanische Pilgerfahrt. Ein Europäer, bekanntlich von den Mosleminen als das unreinlichste Geschöpf betrachtet, würde es nicht für möglich halten, daß es so viel Schmutz und Elend auf der Erde gibt. Die Schilderung der Zustände, von den türkischen Aerzten gewiß möglichst gelinde gehalten, läßt es als ein Wunder erscheinen, daß nicht jedes Jahr Pest oder Fleckfieber ausbrechen. Die empfohlenen und zum Theil schon in Angriff genommenen Maßregeln sind nicht ausreichend, und hoffentlich wird die Conferenz ihre Pflicht thun, Europa, wenn auch nicht vor der Cholera, jedenfalls aber vor der Einschleppung pestartiger Seuchen zu behüten. Die wichtigste Maßregel, nur solche Individuen, welche mit Geldmitteln reichlich versehen sind, zuzulassen, dürfte schwer auszuführen sein und leicht umgangen werden können. — Die Aerzte haben zum Theil auch Widerstand abseiten der Pilger zu erfahren gehabt, besonders von Seiten der indischen und javanischen Pilger. Eines Tages, als ein Theil der indischen Karawane nach Ablauf der Quarantänezeit die Erlaubniß erhielt, in Mekka einzuziehen, griffen die javanischen Pilger zu ihren Waffen, um vor Ablauf der bestimmten Zeit sich gewaltsam den Einzug in Mekka zu erzwingen. Eilig herbeigezogenes Militär entwaffnete die Rebellen, welche alsdann ihre Quarantäne unter strenger Bewachung beendigten. Während des Monats Sefer (Mai Juni) starben in Mekka selbst 73 Menschen an Fieber, Dysenterie, Typhus und Blattern. Letztere richten besonders starke Verheerungen an, da die Impfung, deren ganz evidenter Nutzen in hiesigen Gegenden besonders ins Auge springt, noch nicht allgemein geworden ist. Von den vier Karawanen, welche von Medina nach Mekka zurückkehrten, starben unterwegs auf 2200 Pilger 130 (6 Procent). Seit dem 10. Mai sind in Dscheddah selbst nur 12 Cholerafälle vorgekommen, von denen 7 tödtlich endeten. Den türkischen Berichten zufolge ist der indische, resp. javanische Pilgerzug der bei weitem unreinlichste und gefährlichste.

Dolmen auch auf Tongatabu in der Südsee. In der Anthropologischen Gesellschaft zu London berichtete ein Herr Mackenzie, daß sein Oheim, Herr Hervey auf Tongatabu (20° 40′ S., 165° 40′ W.) ein merkwürdiges, aus Korallenfels aufgeführtes Bauwerk besucht habe. Dasselbe liegt an der Südostküste der Insel und kann in gewisser Beziehung als ein Cromlech bezeichnet werden und steht einsam und ganz abgelegen; in der ganzen Gegend sind weiter keine anderen Monumente vorhanden als die etwa 9 Miles entfernt liegenden sogen. cyklopischen Gräber der Tuitongas, welche wir schon in Cooks Reisen abgebildet finden; sie sind aber seit jener Zeit mit dichtem Waldgebüsch umwachsen und schwer zugänglich. Hervey, welcher seine Entdeckung zufällig machte, war nicht mit Werkzeugen zum Messen versehen, doch werden die nachfolgenden Angaben annähernd genau sein: der obere Querstein ist 24 Fuß lang und mehr als 4 Fuß dick; die aufrecht gestellten Steine sind 16 Fuß hoch, 8 Fuß bis 9 Fuß 6 Zoll breit von der Vorder- bis zur Hinterseite. Das Material besteht aus Korallenfels oder Riffkorallen aus der Nähe und ist verschieden von jenem der anderen Bauten auf der Insel; diese letzteren sind aus Steinen aufgeführt, welche man von der ziemlich weit von Tongatabu nach Nordosten hin liegenden Insel Wallis geholt hat. Das Bauwerk ist nicht nach den Himmelsgegenden orientirt. Jede geschichtliche Ueberlieferung fehlt, doch ist ein sehr hohes Alterthum unverkennbar. Die heutigen Insulaner sagen, dort habe einst ein großer Geist seine Last abgeworfen, und nun könnten alle Menschen auf Tongatabu dieselbe nicht emporheben. — Prichard hat in seiner Abhandlung über „Viti und dessen Bewohner" auf das von Hervey besuchte Denkmal hingewiesen; es werde von den Eingeborenen Haamofa Maui, d. h. Maui's Last, Bürde, genannt und man meine, der Geist habe diese Steine von Bulotu hergebracht.

Die amerikanische Völkerwanderung. Unter diesem Titel hat Hr. Friedrich von Hellwald zu Wien eine „Studie" erscheinen lassen, welche in sehr verständiger Weise gegen die Annahme auftritt, derzufolge die westliche Erdhalbe ihre Urbewohner von Asien oder aus irgend einem andern Erdtheile erhalten haben soll. Er spricht sich entschieden für das Autochthonenthum der Amerikaner aus, und wir sind überzeugt, daß er darin Recht habe. Um jüdische Mythen, welche Jahrhunderte lang einen so großen Einfluß geübt haben, kümmert er sich natürlich gar nicht. Seitdem wir wissen, daß mindestens schon zur Diluvialzeit Menschen auf Erden gewohnt haben, hat die Wissenschaft mit Adam nichts mehr zu schaffen. Wenn die Natur in Asien 2c. Menschen entstehen ließ, was hätte sie hindern sollen und hindern können, in Amerika ein Gleiches zu thun? Und sie hat es auch gethan. Wir kennen Menschenspuren in Amerika, die mindestens 50,000 Jahre hinaufreichen; es erscheint demnach geradezu absurd, die Urbewohner jenes Con-

tinentes aus der Fremde herzuholen; die alten Theorien verduften in ihr eigentliches Element, den grauen Nebel einer verirrten Phantasie. Die Nothbrücke der Behringsstraße, über welche man die Menschen nach Amerika von jenseits des Polarkreises her kommen und sie dann bis zum Feuerlande sich ausbreiten ließ, ist völlig eingebrochen. Herr von Hellwald hätte mit viel schärferer und mehr eingehender Kritik den alten Wahn bekämpfen können, in der Hauptsache aber ist seine Grundansicht gewiß zutreffend. Sehr richtig bemerkt er:

„Der Begriff der Wanderung amerikanischer Völker wird meistens mit jenem einer Einwanderung nach Amerika verwechselt. Eben weil der amerikanische Kontinent untrügliche Denkmäler aufweist, die auf eine Wanderung der einheimischen Horden in demselben hindeuten, wurde drei Jahrhunderte lang die Idee einer Einwanderung kräftigst unterstützt, indem diese Denkmäler eine falsche Auslegung erfuhren. Andererseits blieb den ersten europäischen Ankömmlingen das Vorfinden einer überraschend hohen Kultur in dem vermeintlich von Wilden bewohnten Erdtheile derart unerklärlich, und die damaligen Kenntnisse von den Civilisationsverhältnissen der hinterasiatischen Völker waren noch derart beschränkt, daß zu Hypothesen gegriffen wurde, welche die spätere Forschung keineswegs zu bestätigen vermochte."

Ganz richtig. Was aber Hr. von Hellwald über die Wanderungen der amerikanischen Urvölker aufstellt, ist zum Theil in hohem Grade bedenklich. Wir werden gelegentlich an einem andern Orte näher auf den Gegenstand eingehen, weil uns hier der Raum fehlt. Hr. von Hellwald vermeidet seinerseits die Hypothesen nicht (z. B. S. 24 u. 25), man soll aber bei solchen Gegenständen das „vermuthlich, wahrscheinlich, können, mögen, dürften" und dergleichen sorgfältig vermeiden. Damit richtet man nichts aus, und aus Europa braucht man keine keltischen Analogien heranzuziehen. Die Kritik muß in solchen Dingen klamm, knapp und stramm sich halten.

„Es dürften die Völker des amerikanischen Kupferalters, in den Seegegenden blühend, den Thälern des Ohio und Mississippi südwärts gefolgt sein, dann aber auch die heutigen Landschaften Louisiana und Texas, wahrscheinlich am Saume jener sanften Abdachung, welche in letzterem Gebiete vom Rio Grande bis zum Rio Brazos hinzieht, gegen die Ufer des Rio Grande ihre Schritte gelenkt haben. Zahlreiche Andeutungen lassen übrigens als gewiß erscheinen, es sei dies nicht der einzige Weg gewesen, auf dem nördliche Völker nach dem Süden gelangten. Vermuthlich trennte sich ein Theil derselben im Mississippithale los, um gegen Südosten nach Florida, dem Sitze einer hohen Kultur (— das ist unrichtig, Florida war nie Sitz einer solchen —), und von hier aus nach Cuba und Yucatan zu ziehen (— das müßte über See geschehen sein! —), während ein Zweig die Insel Cuba ihrer Länge nach von West gen Ost durchstreifte und durch den großen Bogen der Caraïben (— sic! —) den südamerikanischen Gestaden des Orinoco zueilte!" 2c.

Das sind pure Hypothesen, die besser bei Seite geblieben wären, damit nicht neue willkürliche Annahmen zu den veralteten kommen. Auch hätten wir eine sorgfältigere Druckrevision in Bezug auf manche Namen gewünscht, und wie unter dem Werke über die „Geschichte" von Peen, Marmontels Incas (S. 49) einen Platz haben finden können, das ist uns nicht recht klar. — Die Annahme (S. 17), daß „die Prachtbauten von Chichen Itza und Palenque nicht den geringsten Vergleich mit den einfachsten Denkmälern griechischer und römischer Gesittung aushalten und daß die amerikanischen Zeichnungen und Bildwerke weit entfernt sind, irgend eine künstlerische Auffassung zu zeigen", wird Niemand theilen, der jenen Denkmälern ein eingehendes Studium zugewandt hat. Eigenartig sind sie allerdings. Abgesehen von diesen unseren Ausstellungen ist es immerhin des Lobes werth, daß Hr. von Hellwald der Autochthonie das Wort geredet hat. Vielleicht ist das kleine Werk nur eine vorläufige Skizze, welcher eine größere, streng kritische Arbeit folgt.

Die „Garimpeiros" in den brasilianischen Urwäldern.

In den nördlichen Provinzen des südamerikanischen Kaiserreiches, wo Civilisation, Handel und Industrie sich fast nur auf die Küstengegenden beschränken, widmet sich die Bevölkerung größtentheils nur der sogenannten „Extraktiv-Industrie". Diese Leute, die in die unzugänglichsten Tiefen des Urwaldes dringen, um in den Flußbetten Gold zu waschen und Diamanten zu suchen, um die Seringa (Kautschuck), den Uraruá und die Carnauba zu gewinnen, und Medizinalpflanzen zu pflücken, welche an die „Regatoës" verkauft werden, die in ihren Cano's die Nebenflüsse des Amazonas bereisen —, diese Leute, sagen wir, im gewöhnlichen Leben „Garimpeiros" genannt, sind ein ganz besonderer Schlag. Mit der größten Feinheit des Instinktes, mit einer unglaublichen Ausdauer und Abhärtung gegen Hunger, Mühen und Strapazen aller Art vereinigen sie andererseits wieder eine entschiedene Abneigung gegen feste Ansiedlungen, gegen den Ackerbau und gegen alle Gewohnheiten und Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens. Sie werden noch Jahrhunderte hindurch ihre herumstreifende Lebensweise fortsetzen zum Nutzen und Frommen der Aufkäufer, der Regatoës (meistentheils Portugiesen), die ihnen die Frucht ihres Schweißes zu den niedrigsten Preisen abhandeln.

Die „Garimpeiros" sind fast durchgängig Indianer. Sie sind halb gezähmt und werden als Staatsbürger betrachtet, leben aber doch noch in enger Verbrüderung mit den ganz wilden Stämmen des Urwaldes. Vom Pagé (dem Arzte oder Zauberer) der wilden Stämme, den sie inmitten seiner „Taba" (Stammes) aufsuchen, lernen sie die heilkräftigen Pflanzen kennen; der Morankiçára (d. h. der Paria der Indianerstämme) dient ihnen auf Befehl des Pagé in den Tiefen des Urwaldes als Pfadfinder.

Die Garimpeiros ziehen in großen Truppen (maltas genannt) in den Wald; Frau und Kind ziehen mit hin und wie Bias können sie sagen: Omnia mea mecum porto, denn sie lassen nichts zurück, nicht einmal eine Feuerstelle, da sie fast nie nach demselben Orte zurückkehren, sondern ihre Lagerplätze am Ende der safra (Saison) dort aufschlagen, wo es ihnen gerade beliebt. Während der safra schlafen Hunderte von Garimpeiros-Familien unter freiem Himmel, in ausgetrockneten Flußbetten, in hohlen Bäumen 2c. Der höchste Luxus, den sie kennen, ist eine Hütte (rancho) aus Palmenblättern und eine selbstverfertigte rede (Hängematte), welche von dem Bast passender Bäume verfertigt wird. Ihre Nahrung besteht aus einer Hand voll Maniokmehl, aus frischen oder getrockneten Fischen, wenn hie und da nicht eine wohlschmeckende Paca, ein kleines Catteto (wildes Schwein) oder eine saftige Macuca oder Jacutinga (2 Arten Waldhühner) erlegt werden.

Die herrlichen Früchte des Waldes, die aromatische Mango, der Campucá (guaranisches Wort, welches bedeutet: „Frucht, die mir lacht"), die Kokosnuß, die Brodfrucht, die Maniokwurzel, der Jacaluré, die Arachis hypogäa, die Aicha, der Topinambur, die Thalia, welche den aguiiguero-obi, ein äußerst schmackhaftes Mehl, gibt, — alle diese zahllosen wilden Produkte des üppig reichen Bodens bieten den Garimpeiros überreichliche Nahrung.

In den Wäldern ziehen sie den Kautschuck aus, den Uraruá und das Mark der Carnauba-Palme; sie bereiten die Piassava aus dem Baste einer andern Palme, sie gewinnen die Sassaparille, die Poaya (Ipecacuanha) aus dem cipo-apaca der Indianer. Die capa-rosa, die antisyphilitischen Apocyneen, die Strychnos, die verschiedenen Arten Curare (des bekannten Giftes) und andere zahlreiche Medizinalpflanzen, von denen manche, wie die Sassaparille und die Ipecacuanha, sehr wichtige Exportartikel sind, denn von 1835—37 führte das Städchen Villa Mana allein 150,000 Kilogramme dieser Pflanzen aus, und mehr als 15,000 Personen beschäftigten sich mit dieser Industrie.

Für diese Produkte, die sie in 4 bis 5 Monaten sammeln, tauschen sie von den Regatoës die nöthigen Kleider, Branntwein, Pulver, Blei und überhaupt alle ihre weiteren geringen Bedürfnisse ein. Nachdem das geschehen, suchen sie sich einen Wohnplatz auf, erbauen ihre leichten ranchos aus Palmstämmen und Palmblättern, wobei ihnen ein trockenes Ochsenfell als Thür dient, richten ihre Kähne her und widmen sich ausschließlich der Jagd und der Fischerei. Sie pflanzen nicht und ziehen es vor, während der Regenzeit auf der Bärenhaut zu liegen. Ihre Bedürfnisse sind so gering, sie haben so wenig Begriffe von den Bequemlichkeiten des Lebens, daß man in ihren ranchos nicht einmal eine Bettstelle, einen Schemel findet. Holzblöcke, Bastmatten, Netze und Flinten, das sind die ganzen Geräthschaften in einer Garimpeirowohnung. Hie und da eine Viola (Guitarre mit klimpernden Metallseiten) aus einer Kürbisscheibe gemacht, auf der sie ihre einförmigen Weisen ableiern, bietet ihnen Unterhaltung; der Kakao, der Kaffee und das Malé wachsen im Walde, — sie haben also keine Bedürfnisse und gewöhnen sich deshalb auch an keine sitzende, feste Lebensweise. Von Schule, Religion und Moral ist unter ihnen keine Rede; die Kinder wachsen wild auf, folgen von Jugend auf ihren thierischen Instinkten und bleiben der Civilisation gänzlich fremd

Oft fließt Blut in den Tiefen des Urwaldes; oft werden förmliche Schlachten zwischen dem „Garimpeiros" und wilden Indianerstämmen, oder zwischen ihnen und den Quilombos (d. h. Walddörfern) entlaufener Neger geliefert, von denen Nie-

mand etwas hört, deren Geräusch nicht in die civilisirte Außenwelt dringt.

Es wird noch lange währen, bevor die „Garimpeiros" aus Brasiliens Wäldern verschwinden; so lange es noch unzugängliche Urwälder giebt, werden diese Abkömmlinge der Eingebornen an ihren Gewohnheiten festhalten und bei ihrer Lebensweise beharren. Endlich jedoch, wenn die Lokomotive einst durch die Thäler des Amazonas, des Tocantins, des Uraguaya, des Madeira, Purus und Rio Negro saust (— Kühne Gedanken und Phantasien!! —), wenn Dampfschiffe die Fluthen der Nebenflüsse dieser mächtigen Ströme durchschneiden und Millionen fleißiger Menschen jene endlosen Länderstrecken bewohnen und bearbeiten (— aber woher diese Arbeiter in den tropischen Gegenden nehmen? —), dann werden auch die Garimpeiros, diese halbwilden Abenteurer des brasilianischen Urwaldes, verschwinden und nur noch in der Sage im Volksmunde fortleben. Sie werden der Civilisation weichen, wie die wilde Romantik des Urwaldes vor der lichtenden Axt der Einwanderer schwinden wird. (— Aber von weißen Einwanderern, die allein „Civilisation bringen würden, kann doch keine Rede sein? —)

Dann wird Vieles anders werden; doch wird das brasilianische Leben auch so manche seiner charakteristischen Seiten verloren haben, die heute noch zum Studium anreizen.

Porto Alegre, im Juni 1866.

C. v. Koseritz.

Agassiz über die Thierwelt Südamerika's.

Der berühmte Naturforscher hat, wie unsere Leser wissen, in Rio Janeiro eine Reihe von Vorträgen über die Fauna Südamerika's und insbesondere des Amazonenstroms gehalten. Daneben warf er nicht selten Streiflichter auf die Pflanzenwelt und hob insbesondere hervor, wie viel das Land gewinnen würde, wenn es den Anbau von Gewürznelken, Muskatnüssen, Zimmt, Kampfer und Pfeffer in die Hand nähme; alle diese Erzeugnisse würden vortrefflich gedeihen.

Ausführlich sprach er über die Aequivalente in der Thierwelt. Ein sorgfältiges Eingehen auf dieselben müsse nothwendig der Darwinschen Hypothese fortschreitender Entwickelung aus Urtypen einen vernichtenden Schlag versetzen und deren Vertheidigern, wenn sie vorurtheilsfrei die Dinge erwägen wollten, sie zu einer Doktrin hinüberziehen, welche gegenwärtig von ihnen bekämpft werde. In der Thierwelt, so äußerte er, kann man die Aequivalente am deutlichsten und leichtesten beobachten.

In der Klasse der Säugethiere, zu welchen auch der Mensch gehört, finden wir z. B. den Orang utan im malavischen Archipelagus und den Tschimpanse im westlichen Afrika. Beide gleichen in vieler Beziehung dem Menschen so nahe, daß man sie als anthropomorphe Affen bezeichnet hat. Außerdem ist eine höchst merkwürdige Aehnlichkeit vorhanden zwischen ihren besonderen Merkmalen und denen, welche den eingeborenen Menschenrassen der respectiven Gegenden eigenthümlich sind. Der Orang utan hat die gelbe Haut der Malayen auf den Sundainseln; Tschimpanse und Gorilla sind schwarz wie die Neger Westafrika's. Der Tschimpanse ist das zoologische Aequivalent des Orang utan, wie der Neger jenes des Malayen.

Die langschwänzigen Affen Afrika's sind Aequivalente der Sapaju's am Amazonas und die Cynocephali solche der Sagui's. Die Uistitis der neuen Welt fehlen in der alten, welche dagegen ihre Lemurier hat. Man muß hervorheben, daß wir in der alten Welt Affen finden, welche sich der menschlichen Form sehr annähern; bei denen in Amerika ist das nicht der Fall. Auch darin findet Agassiz einen Fundamentaleinwurf gegen Darwins Hypothese; er meint, daß eine Arbeit über die Affen in der gründlichen Weise, welche Bischoff über die Entwickelung der Kaninchen und des Hundes gegeben habe, die Sache völlig ins Klare bringen würde.

Brasilien hat als Fleischfresser die Unze, den Puma, einige wilde Katzenarten, den Wolf und einen Dachs; der afrikanische Löwe und Tiger fehlen, nicht minder die Marder, Iltisse und Wiesel der gemäßigteren Klimate. Zwischen den fleischfressenden Thieren Brasiliens und den eben genannten stellt sich eine Art von Parallelismus, ein Aequivalent heraus, aber beide haben verschiedene Merkmale, so daß jede Region ein besonderes Gepräge trägt und ihren eigenen Typus hat.

Noch größer ist der Unterschied bei den Nagethieren; diese haben in Brasilien eine vergleichweis kolossale Größe; so das Kapiwari im Vergleich zu den Nagern Europa's und Nordamerika's; das Paca ist noch größer, und selbst die kleineren Arten in den tropischen Gegenden sind größer als ihre Analoga in anderen Regionen. Giraffe, Gazelle und Kameel fehlen in Amerika, das dagegen sein Llama, Vicuña und Guanaco hat; der Lamantin (Peixe boi, d. h. Ochsenfisch) ist kein Fisch, sondern ein Säugethier; von jenem hat er nur die äußere Gestalt, den länglichen, runden Leib; seine Glieder gemahnen nur schwach an Flossen und sind eigentlich nur Pfoten, mit einer dicken Haut überzogen, und die er wie ein Ruder gebraucht. Im süßen Wasser des Orinoco ist ein ähnliches Thier häufig, noch ein anderes an der Küste von Florida in der Tampabay, noch eins in den Aestuarien des Rothen Meeres (— auch im Niger und Benue —). Diese Gruppe umfaßt also äquivalente Arten, deren Regionen ungeheuer weit von einander entfernt liegen. Sie sind nicht bloß durch Meere, sondern auch durch Continente von einander geschieden. Hier kann von einer Verbindung keine Rede sein, und die eine Lamantinart kann unmöglich von der andern abstammen.

Die Vögel haben die größte Leichtigkeit, mit einander zu verkehren, und doch finden wir bei ihnen eine Lokalisirung der Arten, die eben so scharf ausgeprägt ist wie bei Thieren, welche sich nur schwer bewegen. Der Strauß, ein Vogel, der nicht fliegen kann, gehört Afrika an; aber in Südamerika leben zwei Arten desselben, die anderwärts nicht vorkommen; Neuholland hat seinen Kasuar. Es entspricht den natürlichen Consequenzen der Transmutationstheorie nicht, daß wir in so weit von einander entfernten Arten eine große Uebereinstimmung antreffen.

Die Hühnervögel der alten Welt werden in Brasilien vertreten durch die Mutum facus und Agamis. Die Gallinaceen Südamerika's haben einen Typus, der anderwärts nicht vorkommt, und doch haben sie ihre Aequivalente in anderen Regionen; so der Mutum in dem Lophophorus Indiens, und der Cigana ist der Repräsentant des Pfaues. Aber die Arten in der neuen Welt haben gedrungenere und weniger zierliche Formen.

Die kleine Landschildkröte von Para, welche man dort als Jaboti bezeichnet, gleicht vollkommen derjenigen, welche in den Südstaaten Nordamerika's als „Gopher" vorkommt. Am Vorgebirge der Guten Hoffnung tritt eine verschiedene Art auf, die genau genommen nicht als ein Aequivalent der Jaboti betrachtet werden kann, wohl aber als ein Substitut. Man muß nämlich einen Unterschied machen zwischen dem organisirten Aequivalent und dem Substitut; dieses letztere scheint an die Stelle einer nicht vorhandenen Art in einer Region zu treten, wo diese Art, falls sie vorhanden wäre, in der örtlichen Fauna das dargestellt haben würde, was in der Fauna einer anderen Region durch eine analoge Species repräsentirt wird.

Was die Saurier anbelangt, so hat Brasilien, gleich anderen Regionen, seinen großen Lagarti; es hat Alligatoren, wie andere Gegenden Kaimans und Krokodile aufweisen. Brasiliens Boa's sind die Pythons Afrika's, und in seinen schlanken und langen Schlangen hat es Ersatz für die Dendraphis der alten Welt.

Selbst im Wasser, welches doch den darin lebenden Thieren eine leichte Verbindung möglich macht, treten sehr viele Lokalfaunen auf. Jede Küste hat ihre besonderen Bewohner, ihre Schalthiere, ihre Seesterne, Seeigel, Medusen und Polypen. Auch finden wir in jedem Flußbecken viele Arten, die anderwärts nicht vorkommen. Im Becken des Amazonas ist die Totalität der Fische verschieden von jener der anderen großen Ströme Brasiliens und der übrigen Welt, und selbst der Hauptstrom, der Amazonas, hat Dutzende von ichthyologischen Umgrenzungen. Die Fische in der Bay von Marajo sind verschieden von denen weiter unten im Strom, und auf der Grenze zwischen Süß- und Salzwasser ist eine dritte Gruppe, die mit jenen beiden nichts gemein hat; bei Villa bella ist wieder eine andere, ebenso bei Obidos, bei Maues, in den Kanälen, welche den Madeira mit dem Tapajoz verbinden, und im Rio negro; die Fische in diesem letztern sind wieder andere als jene im Javary, Jutahy oder im Iça.

Agassiz erwähnte dann, wie wichtig das Studium der Embryologie, der Entwickelung des Eies und des Fötus sei. In unseren Tagen habe dasselbe beträchtliche Fortschritte gemacht; man habe dadurch eine Menge von Thatsachen kennen gelernt und wisse nun, daß zwischen den verschiedenen Formen, welche ein Embryo nach und nach annimmt, und jenen gewisser ausgewachsener Thiere früherer Epochen vorhistorischer Zeiten Analogien vorhanden seien, welche man früher gar nicht geahnt habe. Diese Entdeckung mache es möglich, daß man sich eine ziemlich vollständige Darstellung davon machen könne, wie manche der nun nicht mehr vorhandenen Thiere einst bei Lebzeiten beschaffen gewesen seien. Wir können uns nun von der Fauna, welche vor Tausenden von Jahrhunderten unterging, ein fast eben so deutliches Bild entwerfen wie von der Fauna unserer Gegenwart. Man hat ermittelt, daß diese vorhistorischen Faunen allgemeine Aehnlichkeiten mit einander hatten und daß dieselben

genau denen entsprechen, welche in unseren Tagen bei den jetzigen verschiedenen Formen vorkommen.

Gewisse Thiere haben, so lange sie klein sind, eine größere Aehnlichkeit mit Thieren einer vergangenen Epoche, als mit den erwachsenen Individuen ihrer eigenen Art. — Brasilien besitzt eine beträchtliche Anzahl von Thieren, welche mit einst vorhandenen Arten verwandt sind; so ist der Tapir (Anta) eins von jenen Dickhäutern, deren fossile Species einst Cuvier reconstruirt hat. Das Paläotherium und das Lophiodon des Montmartre waren Tapire, aber Tapire, wie sie in jener uralten Zeit auftraten, nicht wie sie jetzt sind. Die Formen mancher anderen Thiere kennen wir freilich nicht so genau. Aus einer gründlich eingehenden Monographie über die Tatus und die Tamanduas (Ameisenfresser) würde wahrscheinlich successiv sich darthun lassen, was die Formen des Megatherium, des Megalonix, des Glyptodon, des Makrotherium und mancher anderen Thiere früherer geologischen Epochen gewesen sind.

Das amerikanische Festland war ohne Zweifel schon fertig, es sah seine letzten geologischen Umwälzungen lange, bevor Europa die Gestalt erhielt, welche es nun hat. Was wir stolz als alte Welt bezeichnen, ist, geologisch genommen, die neue Welt.

Agassiz und die erratischen Blöcke in der brasilianischen Provinz Ceará. Der berühmte Gelehrte hat sich in dieser Provinz während des Hochsommers 1866 zwei Wochen lang aufgehalten. Es war seine Absicht, die Serra de Baturibé zu besuchen, um die geologische Beschaffenheit derselben zu erforschen und sich zu überzeugen, ob Spuren ehemaliger Gletscher vorhanden seien. Aber er wurde durch starke Regengüsse an einer weiteren Reise verhindert. Es entschädigte ihn jedoch, daß er schon in der Nähe der Hauptstadt Ceará, in den Serras von Munzabu und Arantaha, eine Menge erratischer Blöcke antraf, welche nur durch Eismassen dort abgelagert sein können. Diese tropischen Gegenden waren also einst auch mit Eis bedeckt. Die Beschaffenheit des von Agassiz untersuchten Geländes beweist unbestreitbar, daß dort einst Gletscher gewesen sind, und der große Geolog erklärte diese kurze Reise in Ceará für eine der wichtigsten, welche er je unternommen habe; er habe hier seine geologischen Ansichten vollkommen bestätigt gefunden.

Ein deutscher Kaufmann auf dem Madeira-Strome. Im Juni 1866 kamen zu Manaos (Barra do Rio Negro), der Hauptstadt der brasilianischen Provinz Alto Amazonas, einige große Kanots an. Mit denselben war der deutsche Kaufmann Kronenboldt auf dem Madeira von Bolivia herabgekommen. Er brachte von dort ein reiches Sortiment Waaren aus Bolivia und hatte eine Mannschaft von mehr als 100 Köpfen bei sich. Nachdem er guten Absatz gefunden, kehrte er auf demselben Wege nach Bolivia zurück, und dieser Waarentransport ist der erste, welcher auf dem Madeira nach Manaos stattgefunden hat.

Die argentinische Provinz Buenos Ayres hatte, nach der jüngsten Zählung (1866), in 61 Distritten 311,134 Bewohner. Unter denselben waren 2339 Deutsche, 18,332 Spanier, 14,332 Franzosen, 12,449 Engländer und 13,768 Italiener. Die Zahl der Deutschen ist offenbar zu gering angegeben.

Die folgenden Ziffern über den Viehstand der Provinz beweisen, daß dieselbe verhältnißmäßig allen übrigen Ländern der Erde voraus ist. Die Zählung ergab:

Rindvieh 6,216,328 Häupter; Pferde 1,436,827; Maulthiere 25,187; hochveredelte Schafe von sächsischer Zucht 627,602; Mestizaschafe 28,821,364; Criollaschafe, d. h. das gemeine Landschaf 2,633,031; Schweine 111,849. Nicht weniger als 18 große deutsche Handelshäuser in Buenos Ayres sind mit Verschiffung der Wolle beschäftigt.

In der Provinz Cordova sind im Juli 1866 zwei Franzosen, die Gebrüder Mourell, angelangt und haben dort eine beträchtliche Strecke Landes erworben, auf welcher sie die Zucht der Angora-Ziegen in großartigem Maßstabe betreiben wollen. Ein Schiff mit 600 solcher Ziegen war von Frankreich unterwegs. Einer der Herren Mourell hat sich längere Zeit in Kleinasien aufgehalten, um an Ort und Stelle die Abwartung dieser Ziegen genau kennen zu lernen; er brachte auch Stecklinge und Samen solcher Pflanzen mit, welche von den Ziegen in ihrer Heimat gern gefressen werden.

Einen großartigen Aufschwung gewinnt die Schafzucht auch in der Provinz Entre Rios. Dort ist sie zu nicht geringem Theil in die Hände englischer Landwirthe übergegangen, deren Zahl sich mit jedem Jahre vergrößert. Alle ihre „Estancias" sind in blühendem Zustande und rentiren vortrefflich, namentlich jene in der Gegend von Gualeguay. Ein Herr Hugh M'Dougall besitzt drei Estancias und hat mehr als 30,000 Mestizaschafe bester Qualität; daneben mehr als 5000 Stück Rindvieh und Pferde. Die schottische Familie Mac Millan besitzt mehr als neun Quadratleguas an Grund und Boden; sie hat mehr als 10,000 Stück Rindvieh und Pferde und „nur" 18,000 Stück Schafe; ein Herr Black besitzt sechs Quadratleguas, mehr als 70,000 Mestizaschafe erster Klasse, über 10,000 Kühe und etliche 1000 Pferde. Man rechnet den Viehstand dort nur nach Hunderten und Tausenden. Einige dieser Estancias werfen 20 bis 30,000 Pfd. Sterl. jährlichen Nettoertrages ab; kein Wunder, daß alljährlich Hunderte von bemittelten Engländern in die La Plata-Gegenden einströmen. Einer der reichsten Heerdenbesitzer fing vor 14 Jahren, als er arm ins Land kam, einen Handel mit Nutriafellen an.

Die Provinz Entre Rios hat nun auch eine Eisenbahn, die freilich nur anderthalb deutsche Meilen lang ist. Sie verbindet die Stadt Gualeguay mit Port Ruiz und erspart eine Flußschifffahrt von sechs deutschen Meilen. Die argentinische Centraleisenbahn zwischen Santa Fé und Cordova soll, nachdem sie bis zu dieser letztern Stadt vollendet sein wird, weiter ins Oberland bis nach Jujuy geführt werden. Man hat sich in den La Plata-Gegenden mit einer wahren Leidenschaft dem Eisenbahnwesen zugewandt.

Nicht minder nimmt die Schafzucht in Uruguay zu und man schreibt aus Montevideo, daß man in dieser Beziehung die Provinz Buenos Ayres bald eingeholt haben werde. Arbeitslöhne stehen in diesem Lande, das gleichfalls ein äußerst gesundes Klima hat, ungemein hoch.

Merkwürdig genug, daß aus Deutschland so viele Tausende immer noch nach Nordamerika auswandern, wo sie weder ein so gutes Klima noch so gute Aussicht finden, sich rasch und gut fortzubringen, als in den La Plata-Gegenden und in Südbrasilien, und wo sie überdies die höchsten Steuern zahlen müssen, welche überhaupt in irgend einem Land der Welt zu entrichten sind.

Verbreitung des Sorgho oder Zuckergrases. In Südeuropa, und besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erobert sich diese höchst nützliche Pflanze immer mehr Boden. In China und in einzelnen Theilen Afrika's ist sie längst gebaut und genützt worden, theils zur Bereitung von Zucker, theils weil ihr Korn ein gutes Getreide ist. Deshalb ist sie auch in Indien beliebt. In einem großen Theil Afrika's ist die Durrah (Sorghum vulgare) oder indische Hirse das Hauptgetreide; das Zuckergras oder Schalo ist eine Art von Durrah. Sie hat größere Körner als die gemeine Art; das Mehl derselben giebt zwar kein gutes Brot, schmeckt aber gut, ist sehr nahrhaft und wird in vielfacher Weise zu Speisen bereitet. Als Getreidepflanze ist sie in Südeuropa und Nordamerika von keiner Bedeutung, während sie als ein Zucker lieferndes Gewächs schon jetzt eine Rolle spielt. So weit nach Norden hin Mais und Wein gedeihen, so weit reift auch das Sorgho, welches warmen Sommer verlangt. In Amerika gedeiht es recht gut, selbst noch im Staate Maine.

Nach Europa kam das Zuckergras aus Schanghai in China, von wo der französische Consul, Graf Montigny, ein Päckchen Samen an die pariser geographische Gesellschaft sandte. Nur ein einziges Korn ging auf, und von diesem wurden reife Körner gewonnen; für 800 derselben zahlte das pariser Handelshaus Vilmorin, Andrieux und Compagnie 800 Francs; ein anderer Theil kam in die Hände des Grafen Beauregard. Aus dieser Quelle stammt alles Sorgho, das jetzt in Europa und Amerika wächst. Nach diesem letzten kamen die ersten Samenkörner 1857; im Jahr 1859 sandte ein Herr Wray Samen auch aus Afrika, und so unterscheidet man in den Vereinigten Staaten nun zwei Arten: die chinesische, welche man nach wie vor als Sorgho bezeichnet, und die afrikanische oder Imphi. Im Jahre 1860 waren schon mehr als 100,000 Acres mit Zuckergras bepflanzt, und sie ergaben mehr als 16 Millionen Gallonen Syrup. Ohio hatte 1862 mehr als 6 und Iowa nahe an 4 Mill. Gallonen Syrup gewonnen. Es ist keine Frage, daß das Sorgho im mittleren und südlichen Deutschland sehr gut gedeihen wird.

In Amerika säet man das Korn in 4 Fuß von einander entfernten Reihen und läßt die einzelnen Pflanzen 12—18 Zoll aus einander stehen; was dazwischen ist, wird entfernt. Manche Landwirthe machen auch kleine Erdhügel, 3 Fuß weit von einander, und auf jedem Hügel lassen sie, je nach der Güte des Bodens, 8—12 Pflanzen stehen. Sorgho darf überhaupt

nicht zu dicht stehen, und Nebenschößlinge müssen entfernt werden. Sorgfältiges Ausjäten des Unkrautes ist durchaus nöthig. Die junge Pflanze wächst im Anfang sehr langsam, nachher aber wird sie rasch groß; die Wurzeln verbreiten sich weit und gehen tief; beim Entfernen des Unkrautes muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen, um sie nicht zu verletzen. Die Stengel werden süß, ehe die Blume erscheint, und nehmen an Süßigkeit zu, bis die Samenbildung vor sich geht; von da an aber wird der Zuckerstoff theilweise von dem reifenden Samen absorbirt und geht theilweise wohl auch in die Wurzel zurück, denn die Pflanze ist perennirend. In Amerika aber behandelt man sie völlig als Jahrespflanze. Winterfrost tödtet die Wurzel. Man muß die Stengel abschneiden, bevor der Samen reif geworden ist, dann hat er den meisten Zuckergehalt. Die Blätter geben ein nahrhaftes Viehfutter. Wer die Stengel nicht gleich in die Presse bringen kann oder will, trocknet sie und stapelt sie auf, muß aber wohl darauf achten, daß sie sich nicht erhitzen; das letztere geschieht leicht, wenn die Stengel dem Frost ausgesetzt sind. Jedenfalls hat das Sorgho eine bedeutende Zukunft.

Schifffahrtsbewegung von Großbritannien. Sie stellte sich für die 12 bedeutendsten Häfen 1865 in folgender Weise. Es liefen ein 30,444 Schiffe von 9,756,502 Tonnen Trächtigkeit; es liefen aus 26,648 Schiffe mit 8,298,852 Tonnen. Das Verhältniß zwischen London und Liverpool stellt sich in folgender Weise heraus. In London liefen ein 11,910 mit 3,646,142 Tonnen; liefen aus: 8093 mit 2,627,809 Tonnen. Liverpool: eingelaufen 4827 mit 2,644,821, ausgelaufen 4425 mit 2,631,827 Tonnen.

Die sämmtlichen Schiffe, welche aus den 12 Häfen ausliefen, exportirten 1865 an Waaren aus Großbritannien und Irland für 144,363,160 Pfd. Sterl. deklarirten Werthes; davon kamen auf Liverpool allein die Hälfte, nämlich 73,066,773, auf London 37,009,718 Pfd. Sterl.

Eine Verherrlichung der Engländer.

Ein Herr L. O. Pike hat in der Anthropologischen Gesellschaft zu London einen Vortrag über die psychischen Charaktereigenthümlichkeiten des englischen Volkes gehalten, der in seiner Art merkwürdig ist. Er stellte vier Völker vergleichend neben einander: die alten Briten, die alten Griechen, die heutigen Deutschen und die Engländer. Der Charakter der letzteren gleiche jenem der — alten Griechen, sei aber von dem der Deutschen durchaus verschieden. Die Engländer verdienten ihren hohen Weltruf, weil sie die Leibesübungen so sehr liebten, und dieses Merkmal hätten sie von ihren vorrömischen, nicht aber von den deutschen Vorvätern geerbt. Das am schärfsten hervortretende Gemüthsmerkmal der Deutschen sei das Wunder; sie sprächen alle Augenblick von wunderbar und wundersam, und diese Liebhaberei am Wunder lasse sich an den Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft nachweisen. (Pike gab übrigens ganz naiv zu, daß er von alledem nur eine sehr oberflächliche, slight, Kunde besitze.) Die Engländer hätten keinen so großen Hang zum Wunder und Wunderbaren, sie wären im Gegentheil ausgezeichnet durch Bescheidenheit, durch zarte Selbstachtung und durch den Sinn für individuelle Verantwortlichkeit. Sie hätten außerdem eine „viel größere constructive Fähigkeit, weil mehr Anlage, die Aehnlichkeiten herauszufinden“ als die Deutschen, aber sie besäßen weniger „Kraft der Redintegration und des Herausarbeitens der Einzelheiten“ als diese. Pike theilte mit, daß sein Vortrag ein Bruchstück aus einem größern Werke sei, das er unter dem Titel: „Die Engländer und ihr Ursprung“ veröffentlichen werde. —

Es gibt in England eine Anzahl stupider Köpfe, für welche der deutsche Geist viel Anstößiges hat. Da sie ihn nicht begreifen, so suchen sie ihn zu verkleinern und unsrer Nation recht viel Unliebsames nachzusagen. Zu diesem Schlage gehört Herr Pike. Er fand aber in der Anthropologischen Gesellschaft sofort eine derbe Abfertigung, und ein sehr tüchtiger Gelehrter, Dr. Charnock, erklärte den Vortrag, welcher eine ungerechtfertigte Vergötterung der Engländer enthalte, während er eine Schmähschrift für die Ausländer sei, für durchaus unwissenschaftlich und seicht. Pike sage, daß in England die Frauen und Männer durchschnittlich äußerst modest und die letzteren auch durchaus ehrenhaft seien. Wenn aber die Engländer wirklich so bescheiden wären, so begreife er nicht, wie sie es in der Welt so weit hätten bringen können. Er, Charnock, habe Reisen durch ganz Europa gemacht und sich überzeugt, daß die Völker auf dem Festlande mindestens so ehrenhaft und bescheiden seien als die Engländer. Pike habe viel Rühmens von dem geistigen und sittlichen Charakter der englischen Staatsmänner gemacht, hoffentlich aber nicht die in unserm Jahrhundert lobpreisen wollen. „Denn wenn ich gefragt werde, wie ich den Charakter unserer Staatsmänner, ich meine jener der letztverflossenen fünfzig Jahre, bezeichnen will, dann fasse ich denselben zusammen unter den Bezeichnungen: Machiavellismus, Mephistophelismus, Jesuiterei und Tollhaus.“ Herr Pike sage, alle großen Erfindungen seien von Engländern gemacht worden, und Deutschland und Holland ständen auch in dieser Beziehung weit zurück. Es sei aber weltbekannt, daß die Engländer in diesem Fache keineswegs hervorragen, wohl aber zeigen sie große Fertigkeit, die Erfindungen der Ausländer praktisch nutzbar zu machen. Die wichtigsten Erfindungen stammen aus Deutschland, Italien und Holland: — Buchdruckerkunst, Schießpulver, Uhren, Luftpumpe, Barometer, Thermometer, voltaische Batterie, Galvanismus *rc.* seien nicht von Engländern erfunden worden. Im Drama seien diese allerdings groß, aber Deutschland habe auch in dieser Hinsicht eine hohe Bedeutung anzusprechen. Pike erkläre die Engländer für die besten Reiter der Welt; es scheine, daß er z. B. von den Arabern und Südamerikanern nie etwas gehört habe. Und wie stehe es mit der englischen Malerei und Musik und Bildhauerkunst und Erzgießerei gegenüber der deutschen? Wenn der englische Stolz etwas so Vorzügliches sei, so müsse man auch dem Stolze der Magyaren, Spanier und Türken ein gleiches Lob nachrühmen, und wenn gesagt wird, daß die englischen Kinder immer frisch auf den Beinen seien, so gelte ein Gleiches auch von den Zigeunerkindern. Pike hebe hervor, daß alles Vorzügliche an den Engländern keltischen Ursprungs sei; aber unter 80,000 Wörtern der englischen Sprache sind nicht mehr als etwa 40 rein keltisch. —

Diese Dinge weiß in Deutschland jeder Gebildete; in England war es aber erforderlich, einem „Gelehrten“ seine crasse Unwissenheit nachzuweisen. Unser Landsmann Berthold Seemann gab Herrn Pike auch eine derbe Lection. Dieser habe als Beweis, daß die Engländer unmöglich von den Deutschen abstammen könnten, auch als Grund angegeben, daß die letzteren den Gebrauch der Faust, das Boxen, vergessen hätten. „Sie schlagen aber eine ganz respectable Faust, und wenn Herr Pike das, was er in der Anthropologischen Gesellschaft gesagt, in Deutschland zum Besten gegeben hätte, so würde er sich von der deutschen Faustfertigkeit practisch haben überzeugen können.“ Und nicht einmal Wagenräder sollten die alten Deutschen gekannt haben. Was das Wort Wunder und sich wundern im Deutschen bedeute, das begreife Herr Pike gar nicht und er rede über Sachen, die er weder begreife noch verstehe. Dasselbe gelte von dem, was er über die angebliche Unfähigkeit zu colonisiren sage. Allerdings besitze Deutschland keine eigenen überseeischen Kolonien, daß aber die Deutschen im Kolonisiren hervorragen, davon liefern alle Erdtheile handgreifliche Zeugnisse in Menge.

Ein dritter Redner, Dunbar Head, wies nach, daß Pike keinen Begriff davon habe, was die alten Griechen gewesen seien, und daß er die Menschen aus ganz verschiedenen Zeiten als einerlei behandle. Dieser gelehrte Thebaner Head erörterte dann ganz ernsthaft, „daß diejenigen deutschen Stämme, welche England besetzten, vorzugsweise aus Heidelberg und der umliegenden Gegend kamen“.

So steht wörtlich zu lesen im „Journal of the Anthropological Society“, Juli 1866, p. CXVII. Wir haben das Alles angeführt, um zu zeigen, wie manche Leute, die in gelehrten Vereinen das Wort nehmen, in England so unwissend sind wie Schüler; auch in der londoner geographischen Gesellschaft werden manchmal haarsträubende Dinge zum Besten gegeben.

Die Ruthenen in Ostgalizien.

Bekanntlich hat sich von jeher ein scharfer Gegensatz zwischen den katholischen Polen, welche Westslaven sind, und den zu den Ostslaven gehörenden Ruthenen, (Russinen, Rußniaken), welche sich zur griechischen Kirche bekennen, herausgestellt. Die ersteren waren Jahrhunderte lang in Galizien das herrschende Volk, und das Regiment, welches sie ausübten, ist kein sanftes gewesen. Schon während des Slavencongresses zu Prag, 1848, wurden ihnen die bittersten Thatsachen vorgehalten, und seitdem ist die Abneigung nur noch gewachsen

Die Ruthenen hielten zur österreichischen Regierung, weil sie von derselben Schutz gegen die polnischen Uebergriffe und Berücksichtigung ihrer Sprache, überhaupt ihrer nationalen Interessen erwarteten. Jetzt erklären sie, daß sie sich getäuscht hätten, daß man sie den Polen überantwortet habe, und sie sind,

gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, sehr unzufrieden geworden. Sie schieben die „ruthenische Frage“ in den Vordergrund, und dieselbe hat von vorn herein einen ziemlich bedenklichen Charakter angenommen. Die Ruthenen haben eine Zeitung, „Slowo“, in welcher die Leiter der Bewegung im August 1866 sich sehr offen aussprachen. Die Argumentation läuft auf Folgendes hinaus: —

Die Polen hatten gar nicht unrecht, als sie erklärten, es gebe gar keine Ruthenen. Was man bisher so bezeichnet habe, das seien Russen vom reinsten Wasser, die mit ihren Brüdern in Moskau und Kiew ein und dieselbe Sprache, Nationalität, Literatur und Religion besäßen. Man habe 1848 die sogenannte ruthenische Nationalität nur erfunden, um einen möglichen Argwohn der österreichischen Regierung zu beschwichtigen; jetzt könne man offen hervortreten, die Maske abwerfen und rundweg erklären, daß die Ruthenen voll und ganz Russen seien. Auch sei die Zeit gekommen, daß man sich von der, ohnehin einst durch polnische Jesuiten und Edelleute gewaltsam aufgezwungenen Union mit der katholischen Kirche lossage und sich der russischen anschließe. Die ruthenische Volkssprache, deren Entwicklung durch politischen Druck und Zwang einst gehindert worden sei, solle der viel mehr entwickelten russischen Sprache Platz machen.

Gleichzeitig wurde in vielen Blättern Rußlands die Einverleibung Ostgaliziens in das Czarenreich vielseitig erörtert; die Moskowiter haben nun auch ihren „verlassenen Bruderstamm“. Es ist klar, daß die Ruthenen mit ihren Neigungen und Bestrebungen nach Rußland hin graviliren, seitdem die galizischen Polen bei der Regierung in Wien Oberwasser gewonnen haben. Die einflußreichen Männer unter den Ruthenen haben erklärt, daß sie nur in einem centralisirten Oesterreich die Bedingungen ihrer Fortentwicklung und Schutz gegen polnischen Druck finden könnten, nicht in einem föderativen Oesterreich, in welchem sie aufgeopfert würden. In jenem würden die Ruthenen übrigens auch als Russen, die sie nun einmal seien, einem constitutionellen Oesterreich Treue bewahren. „Wir sind Moskowiter, unsere Sprache ist eine russische Mundart, die moskowitische Kirche ist die Kirche unserer Väter; in diese wollen wir zurückkehren, um uns vom Joche der Lateiner und der Jesuiten zu befreien; wir wollen uns auf Grund unserer geschichtlichen Ueberlieferungen als Russen entwickeln. Unser Land heißt Rothrußland, und zu demselben gehört auch ein Theil der Karpathen, welcher jetzt noch ungarisch ist.“

Es wird eifrig daran gearbeitet, die 4 Millionen Ruthenen des österreichischen Kaiserstaates zu russificiren. Moskauer Blätter erklären, nach dem jetzt herrschenden und sich zur Geltung bringenden Princip der Nationalität müßten jene 4 Millionen Ruthenen früher oder später an das Czarenreich fallen, „welches dann eine Compensation für die Vergrößerung Preußens gewinne“.

Sobald die große orientalische Krisis definitiv zum Ausbruche kommt, werden die Ruthenen-Russen gleichfalls zu beachten sein.

Die Bevölkerung des Königreichs Polen ergab nach einer im Februar 1865 veranstalteten Zählung 5,543,172 Seelen, von denen 206,962 zur nicht „stabilen“ Bevölkerung gehörten; von dieser letztern kommen 40,656 auf die Juden, deren Gesammtzahl sich auf 759,768 Köpfe belief.

Das Eisenbahnnetz in Italien hatte im Herbst 1866 eine Ausdehnung von 5234 Kilometer. Eine ununterbrochene Linie, 1080 Kilometer, durchzieht die ganze Halbinsel von Udine bis Neapel. Sie geht über Treviso, Padua, Ferrara, Florenz, Arezzo, Foligno und Rom. Eine andere, gegenwärtig schon 12,000 Kilometer lange Hauptlinie zieht von Susa bis Lecce; sie berührt Turin, Alessandria, Piacenza, Modena, Rimini, Ancona, Bari und Brindisi.

Der Hafen von Brindisi war in den Tagen des römischen Alterthums einer der belebtesten in Süditalien; das alte Brundusium hatte einen großen Namen. Im Fortgange der Zeit verschlammte dieser Hafen, der doch für die Schifffahrt so bequem liegt. Jetzt lesen wir, daß die französische Gesellschaft „Chéron Bernier“ denselben in der Art verbessern will, daß er auch Schiffe von beträchtlichem Tiefgang aufnehmen kann; man hoffte, daß dann die Dampfer der Ueberlandpost in Brindisi anlegen werden. Der Zeitgewinn würde zwischen Alexandria und London, auf dieser Linie, gegenüber der Marseiller, etwa 34 Stunden betragen und sich nach Vollendung des Tunnels durch den Mont Cenis noch um einige Stunden kürzer stellen. Die Fahrt zwischen Alexandria und Marseille nimmt für die raschesten Dampfer 150 Stunden in Anspruch, nach Brindisi 98 Stunden. Wir wollen aber bemerken, daß wir einst auf der Mole in Triest standen und einen Lloyddampfer, die „Egitto“, ankommen sahen, welche von Alexandria bis Triest nur 112 Stunden gebraucht hatte. Das war im September 1853.

Areal und Bevölkerung von Preußen nach dem Frieden von 1866.

Länder und Landestheile.	Areal in deutschen Q.-Meilen.		Bewohner (Zählung vom 3. Dec. 1864).	
A. Alte Provinzen.				
Provinz Preußen	1170,00			3,014,595
„ Posen	536,03			1,523,729
„ Brandenburg	734,16			2,616,583
„ Pommern	576,22			1,437,375
„ Schlesien	741,74			3,510,706
„ Sachsen	460,53			2,043,975
„ Westphalen	367,50			1,666,581
„ Rheinland	487,14			3,346,195
Hohenzollernsche Lande	21,16			64,958
Jadegebiet	0,25			1,573
Militär außerhalb des Staates	—			28,869
	5103,97			19,255,139
B. Neue Landestheile.				
Lauenburg	19,00			49,704
Schleswig-Holstein	330,40			960,906
Hannover	698,70			1,923,492
Kurhessen	118,30			745,063
Nassau	85,10			466,311
Frankfurt a. M.	1,83			91,180
Bayerischer Antheil:*)				
Bezirksamt Gersfeld	7	11,00	23,361	32,970
Landgericht Orb	4		9,109	
Enklave Kaulsdorf	0,00		500	
Hessen-darmstädt. Antheil:				
Hessen-Homburg mit Meisenheim	5	19,75	27,374	74,779
Kreis Biedenkopf	11		33,325	
„ Vöhl	2,40		5610	
Antheil Kreis Gießen	1		5300	
Ortsbezirk Rödelheim	0,07		2700	
Niederursel, hessische Hälfte	0,18		470	
	6434,22			23,601,634
Hiervon ab die an Hessen-Darmstadt abgetretenen Gebietstheile von Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M.**) mit	1,33			10,036
Total	6434,09			23,591,598

*) Von hier ab sind die Arealangaben theils officiell, theils mit Hülfe guter Specialkarten ermittelt. Die Bewohnerzahlen bedürfen wohl noch einzelner Berichtigungen, namentlich für den an Hessen-Darmstadt abgetretenen Theil von Kurhessen (runde Angaben nach der Zählung von 1861). Immerhin ist die Aufstellung aber erwünscht und vielleicht relativ die genaueste Zusammenstellung für die annektirten Länder. Eigentlich officielle Gesammtangaben en detail sind uns wenigstens bislang noch nicht zu Gesicht gekommen.

**) Antheil Kurhessen:	Q.M.	Einw.	
Distrikt Katzenberg	0,20	3000	Zählung von 1861.
Amt Rauheim	0,30	2600	
Enklave Treis	0,20	1100	
Ortsbezirk Massenheim	0,00	335	
Domanialwaldbezirk zwischen Altenstadt und Bönstadt	0,04	—	
Antheil Mittel-Gründau	0,00	—	
Rumpenheim	0,12	560	
Antheil Nassau:			
Amt Reichelsheim	0,20	1433	
Ortsbezirk Harheim (nicht Hartheim, wie es im officiellen Friedensvertrag mit Hessen steht)	0,00	770	
Antheil Frankfurt a. M.:			
Dortelweil und Niedererlenbach (Zählung von 1864)	0,20	1238	
	1,33	10,036	

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.